Illustrirte Zeitung



4052 / 157. Band

Verlag von J. J. Weber in Leipzig

Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark)

Literatur und Kunst.

Neue historische Romane. Eine besondere Form hat der doppelte Wille unserer Erzähler, sich mit der Gegenwart auseinanderzusetzen und sich zugleich von ihr abzukehren, in dem immer deutlicher werdenden Hinneigen zum historischen Roman gefunden. Man kann bereits feststellen, daß sich eine Neublüte dieses bisher allzu einseitig pädagogisch als Kost für die Jugend behandelten Literaturzweiges ankündet. Diese neuen historischen Romane sind für Erwachsene geschrieben, darüber kann kein Zweifel herrschen. Von Schönfärberei ist keine Rede mehr. Eher sieht es aus, als ob in der rücksichtslosen Schilderung einer schlimmeren Vergangenheit ein Trost für die Gegenwart gefunden werden sollte. Jedenfalls sind die meisten dieser Kulturbilder geschrieben worden, um zu den Zuständen von heute durch Gegenüberstellung der Vergangenheit ein neues, bewußteres und vertiefteres Verhältnis zu gewinnen. — Dieser Absicht begegnet man unzweideutig in Emil Scholls packendem Roman „Der Roßtäuscher“ (Georg Müller, München). Hier wird ein wildes, loderndes Bild aus dem Wien des 15. Jahrhunderts hingemalt. Fehlende Staatsautorität läßt ein wüstes Chaos frei werden, in dem dunkle Kräfte aus der Tiefe zügellos nach der Macht greifen. Über die Grenze schäumendes Volkstum, das die eigenen Führer verschlingt, wird schließlich von eisernem Herrscherwillen gebändigt. Das Ganze ist wie mit ehernen Fäusten hingehauen, aufreizend, kraftmeierisch, kochend von Kampf und Gewalttat. Barbarisches Mittelalter schlechthin; Wien dabei nur ein Name. — Ungleich geschmeidiger, nuancenreicher gibt sich das mächtige Freskobild „Gottesferne“ (Grethlein & Co., Leipzig), das Walter Bloem von Menschennot und Entartung in der alten Bischofsstadt Würzburg entworfen hat. Es zeigt Bürgerstolz im Kampf gegen Bischofsmacht. Kirchenbann, Hungersnot, wildes Ausbrechen des Klassenkampfes im Augenblick höchster Not, Selbstzerfleischung und endlich klägliche Unterwerfung unter das Joch des Siegers, der grausige Rache nimmt. Man staunt, mit welcher Sicherheit Bloem das unendliche Menschengewimmel farbig schattiert und individualisiert hat. Ungezählte Sonderschicksale fliehen vorüber, verflechten sich, spiegeln Gier und Raserei, aber auch Opfertat, heißeste Hingabe. Eine Unsumme von Arbeit und Leistung steckt in den zwei dicken Bänden, die des Rheinländers Fabulierkunst auf ganz neuen Wegen, dabei bemerkenswert psychologisch verfeinert, zeigen. — Wenn uns der Deutschböhme Hans Watzlik in seinem Roman „Aus wilder Wurzel“ (L. Staackmann, Leipzig) zum Ausgang des Dreißigjährigen Krieges zurückführt und schildert, wie eine Handvoll Bauern, um einen entschlossenen Führer geschart, sich in zähem Kampfe gegen schier übermenschliche Not neues Ackerland und damit neue Heimat schafft, so weht uns aus diesem Hymnus auf die erlösende Arbeit und den unbeirrbaren Willen zum Aufwärtsschreiten die ungestüme Dichterabsicht an, das lebende Geschlecht zu ähnlicher Kraftanstrengung fortzureißen. Die Klarheit und Wucht des bedeutenden Buches in Sprachstil und Aufbau ist dieser Absicht ebenbürtig und ebenso bemerkenswert wie erfreulich. — Die nie zu besiegende verhängnisvolle Sehnsucht des deutschen Herzens nach Italien hat G. von der Gabelentz in den Mittelpunkt seines Landsknechtsromans „Die Verführerin“ (L. Staackmann, Leipzig) gestellt. Der Eroberungszug des Frundsberg nach Rom mit allem Wechsel von Glanz und Elend zieht gewitterschwül vorbei, mit seinen Blitzen ein dämonisches Weib beleuchtend, dessen verderbenbringende Anziehungskraft das Hauptmotiv symbolisch spiegelt. Das dramatisch gesteigerte Buch ist Ballade und Romanze zugleich. — Nach dem mittelalterlichen Kampfgetöse wirkt Rudolf Heubners Künstler-, Liebes- und Ehegeschichte aus dem alten Brabant „Peter Paul“ (L. Staackmann, Leipzig) wie ein einziger strahlender Sonnentag. Ein Strom von Daseinslust flutet dahin. Die goldene Zeit niederländischer Kunstblüte schaut uns mit den Aristokratenaugen eines Rubens und den spitzbübischen, trinkfrohen Gesichtern eines Teniers und Jordaens übermütig lachend an. Malen, lieben, trinken, wer kann es am besten? Heubner reicht die Krone dem großen Peter Paul dar, weil er, zugleich ernstester Künstler und zartester Ehemann, seine Kunst und sein junges Weib durch alle Strudel brausenden Übermuts sicher ins Klare, Große, Reine zu leiten weiß. Viele liebe Meisterbilder der niederländischen Schule sind in diesem reizenden Buche zum Leben erwacht. Als Kulturbild, Künstlerspiegel und Wegweiser ins Helle hinein ist es eine gleich willkommene Gabe. — Ein interessantes psychologisches Motiv greift Robert Hohlbaum in seinen „Amouren des Magister Döderlein“ (L. Staackmann, Leipzig) auf. Er schreibt in diesem Roman aus dem deutschen Burschenleben vom Ende des 18. Jahrhunderts die Tragikomödie des Junggesellen, der von Liebschaft zu Liebschaft taumelt, ohne je das ersehnte sichere Glück am eigenen Herd finden zu können. Für seine letzte Liebe, das Vaterland, gibt er an der Katzbach sein Leben hin. Es steckt ein wehmütiger Humor in diesem nachdenklichen Roman, der deutsches Wesen in seinen Gebundenheiten und schmerzlichen Kontrasten auf dem Hintergrunde eines eindringlichen Kulturbildes beleuchtet. — Auf Grund alter Tagebücher hat Erich Wentscher seinen Roman eines Freiheitskämpfers von 1813 „Freiheit. Eine Preußenjugend“ (G. Grote, Berlin) geschrieben. Das Buch darf als kulturgeschichtliche Quelle gelten. Es bringt Szenen aus dem Kriege, über die Berichte von Augenzeugen noch kaum veröffentlicht sind. Dabei ist es mit einem an Molo geschulten modernen Temperament geschrieben, das nur manchmal etwas unmotiviert expressionistisch abfärbt. Das Wunder der Volkserhebung aus tiefster Bedrückung ist individuell geschaut. Wie das scheinbar Unmögliche durch alle Widerstände und Rückschläge hindurch erzwungen wurde, wird ohne Rhetorik, aber sicherlich nicht ohne Absicht gezeigt. Man muß also wohl sagen: ein aktuelles Buch. — Schließlich möchte ich in diesem Zusammenhange noch zwei Romane nennen, die zwar in ihrer Handlung nur ein bis zwei Jahrzehnte zurückgreifen, aber doch so absolut in jenem für immer zerstörten Vergangenen wurzeln, daß man sie ganz von selbst als historische Dokumente empfindet. Aus beiden kann man lernen. Da ist einmal Karl Hans Strobls glänzende Satire auf den Nationalitätenkampf in Böhmen vor dem Kriege „Der Attentäter“ (L. Staackmann, Leipzig), der in den Hexensabbat nationalistischen Getriebes im alten Österreich unheimlich hineinleuchtet. Dann als Gegenstück das aus warmer Heimatliebe entstandene Ehrenmal für das Gute und Tüchtige im Vergangenen, das der warmherzige Anwalt aufrechten Deutschtums Rudolf Haas in seinem prächtigen Roman „Die wilden Goldschweine“ (L. Staackmann, Leipzig) errichtet hat. Dies Buch ist mehr als ein Spaziergang durch vergangene Idyllen. Es ist eine beredte Mahnung an das Geschlecht von heute: Rettet aus dem Zusammenbruch die echten Werte deutscher Art in eure neue Zeit hinüber. Denn ohne sie wird euer neues Deutschland trostlos kalt und öde sein!

Dr. Egbert Delpy.

Von toten und lebenden Dichtern. Aus dem Zauberkreise der Romantiker ragt die Idealgestalt Hölderlins als lichtumflossene Erscheinung immer bestrickender vor uns auf. Für unser heutiges Empfinden gewinnt dieser auf edelstem Instrument spielende Lyriker, der das Land der Griechen mit der Seele suchte und an der Liebe zu einer verheirateten Frau zerbrach, eine erhöhte Bedeutung, da an ihm die frühverloschene Dichterflamme Georg Trakls sich entzündete und die junge Generation ihn zu ihrem Liebling erkor. Als willkommene Gabe bietet sich daher ein Buch dar „Der kranke Hölderlin“ (O. C. Recht Verlag, München) in dem durch Erich Trummler Urkunden und Dichtungen aus der Zeit seiner Umnachtung vereinigt sind. Die Einleitung klingt exaltiert, aber niemand wird den Bericht Wilhelm Waiblingers aus dem Jahre 1830 über den irren Hölderlin, wie er ihn im Hause des Tischlers Zimmerer in Tübingen traf, ohne Erschütterung lesen. Von dem geisteskranken Hölderlin zu dem urgesunden Gottfried Keller ist ein weiter Sprung, aber ein Stück Herzenstragik, die nur deshalb nicht zum inneren Verbluten führte, weil die kräftigere seelische Struktur des Schweizer Dichters sie siegreich überwand, enthüllt uns auch Walter Huber in seinem mit feinstem Einfühlungsvermögen geschriebenen Büchlein „Gottfried Keller und die Frauen“ (Ferd. Wiß Verlag, Bern; gebunden 8 Mark), nach dessen Lektüre man den großen Erzähler, der bei den Frauen so wenig Glück hatte und ihnen doch in seinen Werken so herzenswarme Huldigungen darbringt, um so lieber gewinnt. Mit Kellers Hauptwerk, dem „Grünen Heinrich“, beschäftigt sich die von eindringendem Studium zeugende Untersuchung „Der ‚Grüne Heinrich‘ als Künstlerroman“ (Verlag J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin; 5 Mark), in der der junge Schweizer Literar- und Kunsthistoriker Paul Schaffner vor allem sein Augenmerk auf die bisher von der Forschung vernachlässigten Künstlerkapitel des Romans gerichtet hat und den Versuch unternimmt, den Maler Keller in die Entwicklungsgeschichte der schweizerischen und der deutschen Malerei einzuordnen. Eine derartige Betrachtung des Romans bietet an der Hand dieses kundigen Führers überraschende Aufschlüsse. In eine ganz neue Beleuchtung rückt Keller auch in dem als Band 14 der Schweizerischen Bibliothek erschienenen kleinen Buche „Gottfried Keller im europäischen Gedanken“ von Max Hochdorf (Rascher & Co., Verlag, Zürich; gebunden 2,50 Frank). Es ist ein geistvoller, ungeahnte Zusammenhänge aufspürender Essay, den kein Leser ohne Gewinn aus der Hand legen wird. Er führt in die geistige Werkstatt des Dichters und breitet Licht über seine seelische Entwicklung. Neben Gottfried Keller hat sein früher stets zusammen mit ihm genannter Zeit- und Dichtgenosse Conrad Ferdinand Meyer etwas an Wertschätzung eingebüßt. Man hat ihn als reinen Formkünstler hinstellen wollen, als weltfremden Ästheten. Da kommt ein Buch zur rechten Zeit, das für den verkannten Dichter Partei ergreift: „Conrad Ferdinand Meyer. Leben und Werke.“ Von Max Nußberger (Verlag von Huber & Co., Frauenfeld; 18 Frank). Der Verfasser wird in diesem auf gründlichsten Studien aufgebauten Werke sowohl dem viel zu wenig gewürdigten Lyriker als auch dem überragenden Meister der historischen Novelle gerecht und belehrt uns ständig auch über den Zusammenhang zwischen Leben und Schaffen des von ihm verehrten Dichters. So wirbt er für ihn Verständnis und sichert ihm gerechte Bewertung. Eine Reihe weiterer Bücher zeigt, daß neben den toten Dichtern, auch die lebenden in unserer literarisch so interessierten Zeit zu ihrem Rechte kommen. Wilhelm Schäfer, der glänzende Stilist, der in seinen Anekdoten köstliche Werke der Kleinkunst geschaffen und in seinem Karl-Stauffer-Roman die Tragödie eines zu großen Dingen berufenen, an einer Leidenschaft zugrunde gegangenen Künstlers erschütternd vor uns erstehen ließ, hat seinen 50. Geburtstag zum Anlaß genommen, in einem „Lebensabriß“ (Georg Müller Verlag, München; 2,25 Mark) Bericht darüber zu geben, wie er zu dem ward, was er uns heute ist. Er sieht seine Aufgabe darin, „Hüter der Volksseele“ zu sein und „Priester der Kultur“. Er plant eine „Geschichte der deutschen Seele“. Möge es ihm vergönnt sein, sie unserem Volke als Krönung seines Lebenswerkes zu schenken. Aus deutscher Seele heraus schafft auch ein anderer Dichter, dem Karl Rheinfurth eine von bewundernder Liebe getragene Studie widmet: Waldemar Bonsels (Schuster & Loeffler Verlag, Berlin). Die Persönlichkeit des Dichters, der selber am Schluß einige biographische Notizen beigesteuert hat, wird uns darin nahegebracht in ihrem überzeitlichen Wert, „durchglüht vom Feuer einer heiligen Liebe“. Die Naturbücher und die Menschenbücher Bonsels' finden eine ihre tiefsten Wurzeln bloßlegende Ausdeutung. Ein schönes Buch, das von Liebe zeugt und darum auch wieder Liebe weckt! Das gleiche gilt von dem nur nicht so schwärmerisch, sondern unter Anlegung kritischer Maßstäbe geschriebenen Buche „Walter von Molo und sein Schaffen“ (Albert Langen Verlag, München; gebunden 17 Mark). Sein Verfasser, der bekannte Literarhistoriker Dr. Hanns Martin Elster, sieht in dem Werke Molos „die Offenbarung des Menschseins an sich“ und Molos künstlerische Größe darin, daß er in der Wirklichkeit bleibt. Der Dichter hätte keinen besseren Interpreten seines bis jetzt vorliegenden, weit ausgreifenden Schaffens finden können; das beweist jede Zeile dieses Buches, in dem uns der Mensch und der Dichter gleichermaßen lebendig werden. Dem problematischsten Dichter unserer Zeit, Strindberg, ist ein ungemein gehaltvolles Buch von Prof. Dr. Arthur Liebert gewidmet: „August Strindberg. Seine Weltanschauung und seine Kunst“ (Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin; gebunden 9 Mark). Dem Verfasser ist Strindberg eine symbolische Erscheinung, die Personifikation des europäischen Geistes auf einer bestimmten Stufe seiner Entwicklung, der typische Vertreter, Bekenner und Bildner der seelischen Aufgerissenheit der Zeit von 1888 bis 1910. Als tiefgründige Einführung in Strindbergs Gedankenwelt und künstlerische Schaffensweise gehört das Buch neben dem von Hermann Eßwein zu den wichtigsten Veröffentlichungen über den nordischen Magus. — Wer Strindberg war, glauben wir allmählich zu wissen. Bei Shakespeare tappen wir noch immer im Dunklen. Oder ist uns auch da endlich die Erleuchtung gekommen? Das Buch Eduard Engels „Shakespeare-Rätsel“ (Verlag von Friedrich Brandstetter, Leipzig; gebunden 5,40 Mark) räumt mit den Bacon-Narren gründlich auf und liefert den unanfechtbaren Beweis, daß die Dramen Shakespeares kein anderer als der Bürgermeistersohn William Shakespeare aus Stratford geschrieben hat. Auch andere Fragen der Shakespeareforschung, wie die, ob der Dichter in Italien war, behandelt Engel und beantwortet sie mit geistvoller Begründung in bejahendem Sinne.

Dr. Ploch.

Nummer 4052. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4052. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 14. Juli 1921.



Grossfeuer in Hof, am 29. Juni 1680. Aus W. Döring, Handbuch des Feuerlöschwesens.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Allgemeine Notizen.

Die Frage der Erhaltung der Goethe-Institute war in der diesjährigen Hauptversammlung der Goethegesellschaft in Weimar Gegenstand eingehender Erörterung. Der Vorsitzende des geschäftsführenden Ausschusses, Ministerialdirektor Dr. Neumann, konnte erfreulicherweise berichten, daß die Erhaltung der Weimarer Institute völlig gesichert sei. Das Goethe-Nationalmuseum ist Staatseigentum und wird vom Staate Thüringen ausreichend versorgt. Über das Goethe- und Schillerarchiv hält dessen Besitzer, der ehemalige Großherzog, seine schützende Hand. Recht trübe dagegen lautet der Bericht über das Goethe-Museum in Frankfurt a. M., das ganz auf sich selbst angewiesen ist. Sein Betrieb erfordert, der Vielseitigkeit seiner Aufgaben entsprechend, unter den heutigen Verhältnissen weit bedeutendere Mittel als früher. Ihm liegt die Erhaltung des Goethehauses und des Museumsgebäudes ob. Dazu kommt die Pflege der Schätze des Ausstellungssaales, seiner stark benutzten, jetzt über 50000 Bände umfassenden Goethebibliothek, eines Archivs von über 5000 Handschriften und einer graphischen Sammlung von 6000 Kunstblättern. Der Mangel an Heizung während der letzten Jahre bringt schwere Schäden für die Gebäude und ihren kostbaren Inhalt mit sich, dem abgeholfen werden muß. An die Ausführungen schloß sich die Aufforderung an alle Mitglieder der Goethegesellschaft, auch ihrerseits zur Sicherstellung des Frankfurter Schwesterinstituts beizutragen. (Es kann geschehen durch Eintritt in die Mitgliedschaft des Freien Deutschen Hochstifts [Goethes Geburtshaus] in Frankfurt a. M. mit einem Jahresbeitrag von mindestens 20 Mk. oder durch einmalige Spenden in beliebiger Höhe auf das Postscheckkonto Nr. 13429 Frankfurt a. M.)

Für die Erhaltung der Bayreuther Festspiele. Im Anschluß an die bezügliche Leipziger Versammlung kamen in Bayreuth aus allen Gegenden Deutschlands die Freunde des Bayreuther Gedankens zusammen und gründeten im Einvernehmen mit der Familie Wagner die Deutsche Festspielstiftung Bayreuth, die die Wiederaufnahme und Erhaltung der Bayreuther Festspiele ermöglichen und sichern soll. Es soll ein Stiftungsvermögen von mindestens drei Millionen Mk. aufgebracht werden durch Ausgabe von Patronatscheinen, mit deren Erwerb bedingte Vorrechte verbunden sind. Der Verwaltungsrat der Stiftung besteht

aus den Herren v. Puttkamer-Stuttgart, Botschafter a. D. Friedrich von Schön-Berchtesgaden, Hofrat Treu-Bayreuth, Richard von Chelius-Baden-Baden, Hofrat Linnemann-Leipzig, Frau Geheimrat Lange-Hannover, Hans Schüler-Berlin. Mit den nächsten Maßnahmen ist die Zentralleitung des Richard-Wagner-Vereins in Leipzig betraut worden. Den Festspielen gewährt die Stiftung eine neue ausreichende Grundlage. Es ist zu hoffen, daß das Werk von Bayreuth, dessen Wiederaufnahme für das Jahr 1923 in Aussicht genommen wird, den Freunden deutscher Kunst für alle Zeiten gesichert bleibt.

Die preußische Münzgeschichte. Die Generalverwaltung der Berliner Museen hatte Prof. Frhr. v. Schrötter vom Münzkabinett beauftragt, die Münzgeschichte des Großen Kurfürsten und seines Nachfolgers bis zur Erlangung der Königswürde zu bearbeiten, in Anknüpfung an die Geschichte des preußischen Münzwesens im achtzehnten Jahrhundert, die Schrötter im Auftrage der Akademie der Wissenschaften im Rahmen der Acta Borussica geschrieben hat. Der beschreibende Teil der neuen Arbeit erschien 1913, der geschichtliche blieb im fertigen Manuskript liegen. Nun sind der Generalverwaltung die Geldmittel zur Verfügung gestellt worden, um auch diesen Teil im Herbst herauszubringen. Hoffentlich gelingt es auch der Akademie, die von ihr in Auftrag gegebene, seit Jahren abgeschlossene preußische Münzgeschichte Prof. Schrötters von der Schlacht bei Jena bis zur Einführung des deutschen Reichsgeldes im Druck erscheinen zu lassen.

Ein Ratgeber für Hausbesitzer und Mieter ist aus der Feder des Regierungsbaumeisters Fränkel im Verlag der „Bauwelt" (Berlin S. W. 68, Kochstr. 22/26) zum Preise von 3,50 Mark erschienen. In Friedenszeiten kümmerten den Mieter die Hauslasten und die Kosten für Reparaturen herzlich wenig. Das wird mit Einführung des Reichsmietegesetzes anders werden, denn dieses gestattet die Abwälzung eines Teiles der Unkosten auf die Mieter. Der Fränkelsche Ratgeber dürfte deshalb in Hausbesitzer- und Mieterkreisen lebhaftes Interesse finden; enthält er doch in knapper, dem Laien verständlicher Form vieles Wissenswerte in bezug auf alle Fragen, die sich auf den Bau eines Hauses, seine Einrichtungen und die Unterhaltung beziehen.

Ein merkwürdiger Fund ist bei den jüngsten Ausgrabungen der Expedition des New-Yorker Metropolitan Art Museum gemacht worden, die auf der Stätte des altägyptischen Theben stattfanden. Man brachte eine Mumie

ans Licht, die augenscheinlich mit der ganzen Wäsche ihres Haushaltes begraben worden war. Wie eins der Mitglieder der Expedition, der Archäologe Walter Hauser, berichtet, befanden sich darunter etwa vierzig prachtvolle leinene Tischtücher, die sehr groß und alle mit Fransen geziert sind. Das Leinen hat einen schönen goldbraunen Ton angenommen und befindet sich in vorzüglichem Erhaltungszustand. Bei einigen der Tücher wurden Spuren sorgfältiger Ausbesserung festgestellt.

Das jüngste Motorrad-Rennen auf der Opelbahn gestaltete sich für die Marke „Wanderer“ zu einem überaus glänzenden Erfolg, indem alle drei Rennen, denen sich der scharfen Konkurrenz halber von vornherein das größte Interesse zuwandte, von den Herren Rathe-Wiesbaden und Rau-Darmstadt mit Wanderer-Maschinen gewonnen wurden. Neben den vielen anderen seit Beginn der diesjährigen Sport-Saison errungenen Erfolgen mit Wanderer-Maschinen dürfte gerade das Ergebnis dieser Rennen als besonders eindrucksvoller Beweis dafür angesehen werden, daß Wanderer-Motorräder nicht nur im Touren- sondern auch im Rennsport unübertroffen leistungsfähig sind.

Die Kraftwagenbesitzer werden darauf aufmerksam gemacht, daß die von Kelbra nach Frankenhausen durch das Kyffhäusergebiet führende Straße für den Kraftwagenverkehr freigegeben worden ist. In Frankenhausen und Kelbra werden Fahrtausweise für 5 Mk. vom Kyffhäuserbund ausgegeben. Nur Kraftwagen und Krafträder mit diesem Ausweis dürfen auf der Kyffhäuserstraße verkehren. Der Erlös dient zum Verbreitern einer Wegstrecke und zur Aufstellung von Warnungstafeln.

Badnerland betitelt sich eine mit zahlreichen Farbenphotographien ausgestattete Werbeschrift über die badischen Reisegebiete des Schwarzwaldes, Bodensees, Rheins und Neckars. Außer interessanten Schilderungen enthält das Büchlein eine Zusammenstellung der Verkehrsorganisationen aller wichtigen Badeorte, Kurorte und Sommerfrischen in Baden, die auf Wunsch örtliche Einzelschriften versenden. Eine Übersicht der Hotelpreise 1921 ist außerdem beigefügt. Die künstlerisch ausgestattete Schrift kann durch den Badischen Verkehrsverband in Karlsruhe i. B., Rathaus, gegen Einsendung von 1 Mk. bezogen werden (Postscheckkonto Karlsruhe 4422).

Bad Kissingen. Bei herrlichem Wetter hat unlängst das Reit- und Fahrturnier zur allgemeinen Zufriedenheit der Teilnehmer und Zuschauer seinen Verlauf ge-

nommen. Sowohl in dieser Veranstaltung, als auch in dem kurz vorher abgehaltenen dreitägigem Tontaubenschießen wurde hervorragender Sport geboten. Die Unterbringung der Gäste und Passanten konnte, trotzdem das Bad schon voll besetzt war, gut durchgeführt werden. Zur Zeit sind 7400 Gäste ortsanwesend, während sich der diesjährige Gesamtbesuch bereits auf über 17 270 Personen stellt.

Bad-Nauheim. Der Ruf der vielseitigen, gesundheitspendenden Kurmittel, die herrliche Umgebung, deren ausgedehnte Anlagen unmittelbar zu den großen Tauruswäldern hinführen, und nicht zuletzt das eifrige Bemühen der rührigen Kurverwaltung, den Tausenden der Kurgäste aus allen Bevölkerungskreisen abwechslungsweise, jedem Geschmack Rechnung tragende Unterhaltung zu bieten, bestimmen Bad-Nauheim nicht nur zu einem Aufenthaltsort für Kranke. Immer mehr wird dieser herrlich am Taunuswald gelegene Badeort auch von Erholungsbedürftigen jeder Art aufgesucht, für die er durch das glückliche Zusammentreffen der verschiedensten Faktoren, mit seinem vorzüglichen Sommer- und Winterkurbetrieb zu einem geradezu idealen Aufenthalt wird.

Im Reiseverkehr nach der Schweiz und Italien sind wichtige Erleichterungen dadurch eingeführt worden, daß die Zollrevision für Durchreisende bei Ankunft des Zuges in Basel Badischer Bahnhof 1.47 nachmittags auf dem Bahnsteig vorgenommen wird und somit der Anschluß nach Bern und Luzern mit dem Nachmittagszug 3.23 auf alle Fälle gesichert ist. Eine weitere Verbesserung tritt in der Weise ein, daß der D-Zug 44 Berlin ab 2.03 nachmittags, Leipzig ab 4.02 mit Anschluß in Corbetha, Ankunft in Frankfurt a. M. 11.27 nachts, um 11.58 nachts Anschluß nach Basel findet.

Die elegante Dame, die durch ihre bezaubernden Toiletten und die gesunde Schönheit ihres Körpers alle Blicke auf sich lenkt, weiß, daß ihr klarer, lichter Teint und die peinlich gepflegte rosige Haut einzig und allein das ganze Geheimnis ihrer Schönheit und Eleganz sind. Mit liebevoller Sorgfalt wird sie ihr tägliches Bad bereiten und zu allen Hand- und Gesichtswaschungen nur eine milde, neutrale Seife verwenden, die weder eine zarte, empfindliche Haut reizt, noch schädigt, sondern lösend auf die Talgdrüsen und fördernd auf die Porentätigkeit wirkt. Diese Eigenschaften besitzt im vollsten Maße die echte Steckenpferd-Seife (die beste Lilienmilchseife) und sollte daher niemals auf dem Toilettetisch einer eleganten Dame fehlen.

Der neue Schweizer Hotelführer für das Jahr 1921 ist soeben erschienen. Er enthält alles Wissenswerte über Einteilung der Hotels und Pensionen, deren Preise, ein Verzeichnis der Vertretungen ausländischer Staaten in der Schweiz und der schweizerischen Konsulate im Auslande, ferner nützliche Winke für die Besucher der Schweiz. Der Führer wird von der Amtlichen Auskunftstelle der Schweizerischen Bundesbahnen, Berlin NW 7, Unter den Linden 57/58 kostenlos abgegeben.

Auf der „ANUGA“ (Allgemeine Nahrungs- und Genußmittel-Ausstellung) in Hannover fiel der durch die künstlerische Eigenart des Gedankens wirkende Repräsentationsraum ersten Ranges der Weinbrennereien H. A. Winkelhausen, Stargard i. Pommern und Winkelhausen-Werke A. G., Magdeburg besonders ins Auge. In einer Aufmachung, die das Entzücken aller Besucher erweckte, waren nur 3 Flaschen, die führenden Marken der Firma, ausgestellt, und zwar: „Alte Reserve“, die deutsche Weinbrandmarke, „Cordelio“ Wermutwein und „Deutscher Rum“. Die ausgezeichneten Fabrikate dieses Unternehmens, das im Herbst dieses Jahres sein 75 jähriges Bestehen feiern wird, genießen Weltruf.

Vier Werke der Goethe-Literatur

mit hervorragenden bedeutsamen Abbildungen, vorzüglich wiedergegeben auf ausgezeichnetem Kunstdruckpapier

Das Märchen

Mit 10 farbigen Bildern nach Gemälden von **Hermann Hendrich**

Textlich nachgeprüft und durch ein Nachwort erläutert von Prof. Dr. **Max Hecker**

In geschmackvollem Pappband Mk. 28.—

Die phantasie- und stimmungsreichen, farbenfreudigen Gemälde von dem bekannten Maler Hermann Hendrich sind in Vierfarbendruck glänzend wiedergegeben. Das tiefsinnige „Märchen“ gehört bekanntlich zu den am schwersten verständlichen Dichtungen Goethes. Es ist von großer Wichtigkeit für seine Stellung zur französischen Revolution und zur Politik überhaupt. Es ist daher höchst zeitgemäß, ja es hat gerade dem Menschen von heute viele goldene Wahrheiten zu sagen. Der ausgezeichnete Literarhistoriker Professor Dr. Max Hecker hat in seinem Nachwort eine aus dem vollen schöpfende, auf umfassenden Studien beruhende, tiefgründige Erklärung gegeben. Durch sie ist jetzt „Das Märchen“ dem Verständnis voll erschlossen worden.

Franz Neubert

Goethe und sein Kreis

Erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen. Mit einer Einführung in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit

In Halbleinen gebunden Mk. 35.—
In blauem Ganzleinen mit Goldtitel Mk. 50.—

Aus den glänzenden Besprechungen:

„. . . Dies wundervoll ausgestattete Werk bringt uns in seiner reichen Bildhaftigkeit dem Olympier näher als manches tiefgelehrte Buch. Eine Anzahl der Bilder, die geboten werden, war bis dahin noch unbekannt . . . Die kurzgefaßte Einleitung gibt in klarer Darstellung eine vortreffliche Charakteristik des Dichters; Neubert zeigt ihn uns als den tüchtigen, bejahenden, durch und durch ethischen Mann und als den Künstler, der nur aus innerer Notwendigkeit heraus schuf. Der Umstand, daß in unserer plump sozial-materiellen Zeit dem deutschen Volke ein derartiges Buch gegeben wird, hat etwas ungemein Tröstliches und Aufrichtendes. Sich in diese Blätter zu vertiefen, heißt sich eine reine, idealistische Freude bereiten.“
Ottomar Enking im Lit. Weihn.-Kat. 1920
(Verlag von Baensch-Stiftung, Dresden.)

Faust

Erster und zweiter Teil

Herausgegeben von Prof. Dr. **Max Hecker**

Mit Bildern nach 7 Handzeichnungen von Goethe und zahlreichen Illustrationen zeitgenössischer deutscher Künstler

In Leinen gebunden Mk. 34.—

Dieser reich illustrierte „Faust“ ist eine Ausgabe von ganz besonderem, eigenartigem Reize. Es schmücken ihn nur Bilder nach Illustrationen von Goethischen Zeitgenossen. Auch die 7 Zeichnungen zu „Faust“, die von Goethes eigener Hand stammen und bisher noch nicht alle bekannt waren, sind wiedergegeben worden. Franz Neubert hat zu dem von ihm besorgten Bildteil eine Einleitung geschrieben.

Reineke Fuchs

Mit Illustrationen nach den 57 Radierungen von **Allart van Everdingen**

Eingeleitet und herausgegeben von Dr. **Johannes Hofmann**

In Leinen gebunden Mk. 33.—

Goethes „Reineke Fuchs“, der unter den Erschütterungen der französischen Revolution entstand, war selten so zeitgemäß wie jetzt. Die so tragikomischen Schwächen und Fehler der Menschen unserer Tage scheinen in Goethes „unheiliger Weltbibel“ lebenswahr widergespiegelt zu sein. Der ganz besondere Reiz dieser neuen Ausgabe liegt darin, daß sie zum ersten Male mit den nach Goethes eigenen Worten besten bildlichen Reineke-Fuchs-Darstellungen geschmückt ist. Da die Reproduktion der Goethischen Lieblingsbilder zur Fuchsfabel nach den Radierungen aus Goethes eigenem Besitz vorgenommen, der Text der Dichtung einer kritischen Durchsicht unterzogen und auch durch eine allgemeinverständliche Einführung alle notwendigen Aufschlüsse gegeben werden, wird diese neue Ausgabe nicht nur den Literarhistoriker befriedigen, sondern sie wird jedem Goetheverehrer, jedem Kunstliebhaber, überhaupt jedem Bücherfreund eine willkommene Gabe sein. Die sorgfältigen Autotypien sind auf ausgezeichnetem Kunstdruckpapier vorzüglich wiedergegeben.

Verlag J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzerstr. 1—7

Pianinos Flügel



WILHELM SCHIMMEL
Hof-Pianofortefabrikant
LEIPZIG
Weißestr. 20-24

Franz Mosenthin

Eisenbaufabrik, Eisengiesserei, Leipzig-Eutritzsch 3.

Fernsprecher 96, 1196. Gegründet 1864.

Feinste Referenzen.



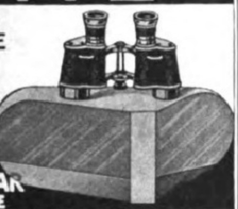
Kataloge und Anschläge kostenlos.

Komplette Stalleinrichtungen.

Solideste Ausführung. Eigene Fabrikation.

LEITZ

PRISMEN-FERNROHRE FÜR SEE u. GEBIRGE REISE u. SPORT THEATER u. JAGD



Zu beziehen von allen grösseren optischen Handlungen.
E. LEITZ WETZLAR OPTISCHE WERKE
Man verlange: Sonderliste Fernrohre 223

Detektiv Hauschild Wachtmeister a. D. der politischen Polizei. **Berlin W 8,** Friedrichstr. 183. Tel.: Zentrum 9691.
Beobachtungen. / Ermittlungen. / Erledigung aller Vertrauensangelegenheiten. / Refer. aus ersten Kreisen. / In- und Ausland.

Die Entfettungskur

mit „**Efucsa**" wird seit ca. 12 Jahren von zahlreich. hervorragend. Ärzten verordnet. **Garantiert vollkommen unschädlich!** Aus den letzten Anerkennungen: Bitte um nochmalige rechtbaldige Zusendung von zwei Schachteln Efucsa. **Ich habe beim Gebrauch derselb. ca. 12 Pfd. abgen. Dr. med. J., prakt. Arzt.** Vor Nachahmung. wird gewarnt. **Efucsa,** Orig.-Sch. a 100 Stück 15.— Mk. (eine Kur), 500 Stück 72.50 Mk. In allen Apotheken. Hauptversand: Dr. Albert Bernard Nachfolg., Einhorn-Apotheke, Berlin C. 19., Kurstraße Nr. 34—35.

Musik Von J. C. Lobe. Neu bearbeitet von Richard Hofmann. 30. Aufl. M. 5.—. Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.

GLOBUS-Putz-Extrakt

in Blechdosen



in altbewährter guter Friedensware wieder überall zu haben.
Allein-Fabr. Fritz Schulz jun. A.G., Leipzig

✚ Magerkeit ✚

Schöne volle Körperformen durch unsere **Oriental. Kraftpillen,** ein vorzügliches Stärkungsmittel für **magere** und **schwache,** jedoch gesunde Personen. Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplom. In kurzer Zeit große Gewichtszunahme, garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Streng reell. Viele Dankschreiben. Dose 100 Stück 8 Mk. Postanweisung oder Nachnahme.
Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., **Berlin** W. 30/148, Eisenacher Str. 16.

Ich bin rasiert mit der Rasier-Klinge Querhahn



Zu haben in allen einschlägigen Geschäften.
Direkt nur an Wiederverkäufer.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württbg.).

Heilsalbe COMBUSTIN

ärztlich empfohlen für Brandwunden, Flechten, offene Füsse, Aderbeine, Frostschäden, wunde rissige Haut.
Erhältlich in den Apotheken
Allein. Hersteller Combustinwerk Fährbrücke i. Sa.



Rein's Durchschreibe-Bücher. Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.
Kartenregister.

Blühendes Aussehen



durch Apotheker Möller's Nähr- u. Kraftpill. „Grazinol": Durchaus unschädlich. In kurzer Zeit überraschender Erfolg. Ärztlich empfohlen. Garantieschein. Machen Sie einen Versuch, es wird Ihnen nicht leid tun. 1 Schachtel M. 6.50, 3 Schachteln zur Kur nötig M. 18.–. Frau M. in S. schreibt: Senden Sie mir für m. Schwester auch 3 Schachteln Grazinol. Ich bin sehr zufrieden. Apotheker **Krause & Co., Berlin L 119,** Turmstr. 16.

Heureka

Überraschender Erfolg.

Haarfarbe-Verjüngungsmittel — gibt dem ergrauten Haar durch einfaches Überbürsten die Naturfarbe wieder. Orig.-Flasche Mk. 8,—. Alleiniger Hersteller
Franz Schwarzlose, Berlin,
Leipziger Straße 56 :: Friedrichstraße 183, Joachimsthaler Str. 41, am Zoo.

„Eroscin"

das bekannte **Nerventonicum**
gegen allgem. Neurasthenie, vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. ℳ 25.—.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin SO. 26, Mariannenstrasse 31.



SOENNECKEN GOLD-FÜLL-FEDER

Detektiv Nabert Kgl. Kriminalwachtmeister a. D. **Berlin W 9,** Potsdamer Str. 141 (Potsdamer Platz). Tel.: Nolld. 875.
Erstkl. reelles Büro, sämtl. Beobacht., Ermittlungen, Spez.-Auskünfte.

KIOS CIGARETTEN

Welt-Macht 5 ₰ Auto-Klub 4 ₰ Kleine Kios 3 ₰
TRUSTFREI

Von Jugend an



Seit 30 Jahren bewährtes Haarpflegemittel Dr. Dralle's Preis 75 Pf. – Mk. 2.75
Dralle's balsamische Birkenseife Stück Mk. 7.50
Dr. Dralle's BIRKENWASSER
Du wirst es nicht bereuen.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4052 157. Band



Mädchenbildnis. Nach einem Gemälde von Ludwig v. Zumbusch.

(Zum 60. Geburtstag des Künstlers, dessen Porträt wir auf der nächsten Seite veröffentlichen, am 17. Juli.)

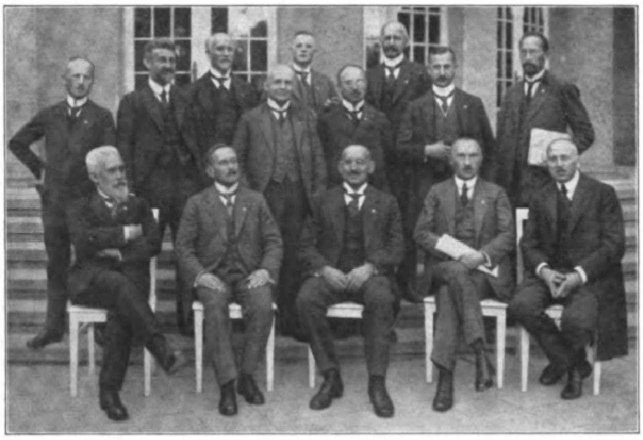




Vom Polenaufstand in Oberschlesien. Links: Ein charakteristisches Bild für das herzliche Einvernehmen zwischen polnischen Insurgenten und französischen Soldaten. Besonders zu beachten ist die „schöne" Inschrift auf dem Schild. Rechts: Die von den Polen demolierte Schule in Boroschau, ein Beispiel für die zahllosen Verwüstungen von öffentlichen und privaten Bauwerken in Oberschlesien.



Ein neuer Straßenschmuck in Berlin: Der Speerwerfer, ein Werk des Bildhauers Möbius, das im Stadtpark zu Berlin-Schöneberg in der Nähe der Kaiserallee zur Aufstellung gelangt ist.



Vom Fünften Deutschen Städtetag in Stuttgart: Der neugewählte Vorstand.
(Phot. Aug. Böcker, Stuttgart.)

Von links nach rechts sitzend: Oberbürgermeister Schmid-München; Oberbürgermeister Blüher-Dresden; Oberbürgermeister Böß-Berlin; Oberbürgermeister Dr. Adenauer-Köln; Oberbürgermeister Lautenschlager-Stuttgart. Stehend: Geschäftsführer Mitzlaff-Berlin; Oberbürgermeister Dr. Luppe-Nürnberg; Oberbürgermeister Scheidemann-Kassel; Oberbürgermeister Dr. Luther-Essen; Oberbürgermeister Leinert-Hannover; Oberbürgermeister Dr. Wagner-Breslau; Oberbürgermeister Dr. Rive-Halle; Oberbürgermeister Dr. Johmayer-Königsberg; Oberbürgermeister Dr. Ackermann-Stettin.



Ein neuer Straßenschmuck in Charlottenburg: Die Bronzefigur Flora, ein Werk des Bildhauers Fritz Klimsch, das auf dem Steinplatz in Charlottenburg zur Aufstellung gelangt ist.



Vom 700jährigen Jubiläum des Bautzener Domkapitels: Der päpstliche Nuntius Monsignore Eugenius Pacelli im hohen Ornat im Festzuge.



Die Steilrampe der neuerbauten Oberweißbacher Bergbahn. Die nicht weit von Schwarzburg i. Th. gelegene Bahn ist nur 4 km lang, überwindet aber einen Höhenunterschied von 335 m. Der größte Teil der Steigung entfällt auf die Steilrampe von 320,5 m Höhenunterschied.



Das jetzt vom Hamburger Staat angekaufte Johannes-Brahms-Geburtshaus in Hamburg, in dem der berühmte Komponist am 7. Mai 1833 geboren wurde.



Prof. Dr. v. Schjerning,
Generalarzt der Armee a. D., während des Krieges Chef des Feldsanitätswesens, † in Berlin im 68. Lebensjahre am 28. Juni.



Dr. Johann Schober,
der bisherige Wiener Polizeipräsident, wurde zum Bundeskanzler der Republik Deutschösterreich gewählt.



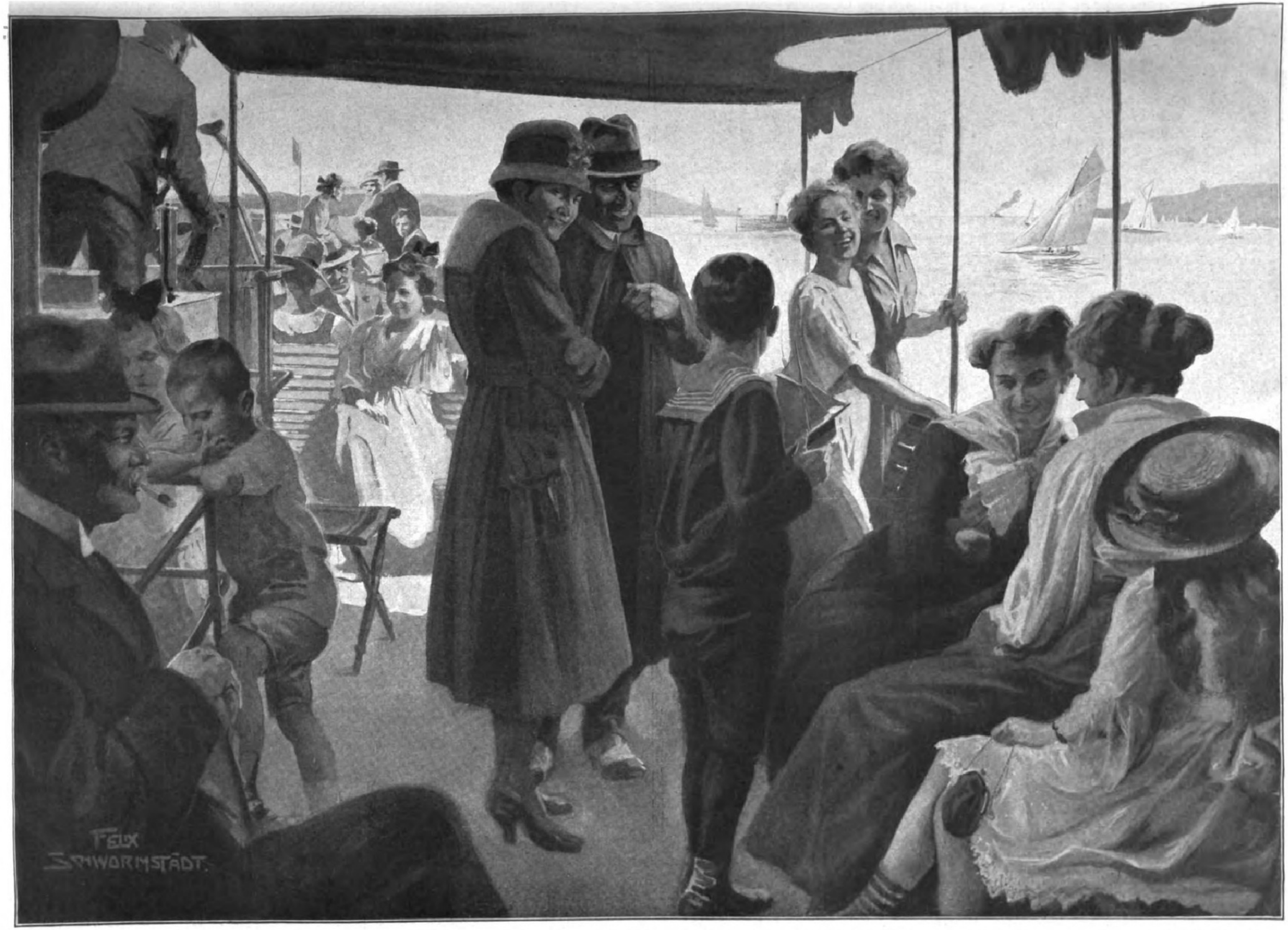
Julius Graf v. Mirbach-Sorquitten,
der bekannte konservative Abgeordnete und Wirtschaftspolitiker, † am 25. Juni kurz vor Vollendung des 82. Lebensjahres.



Professor Ludwig v. Zumbusch,
namhafter Münchner Maler, weltbekannt durch seine reizvollen Kinderbildnisse, feiert am 17. Juli seinen 60. Geburtstag.



Ministerialdirektor Oskar Müller,
der aus der journalistischen Laufbahn hervorgegangene neue Pressechef der Reichsregierung.



Sommertage in der Großstadt: Berliner Ausflügler auf einem Havelseedampfer. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Das Wesen der Erholung. / Von Professor Dr. Gaupp (Tübingen).

Wörter und Begriffe haben ihre Schicksale; die Sprache der Wissenschaft entfernt sich oft sehr weit von der Sprache des Lebens. Nirgends gilt wohl dieser Satz mehr als bei der Frage nach dem, was das Wort „Erholung“ bedeutet. Der Laie neigt zu der Antwort: „Was mir »Erholung« bringt, das fühle und weiß ich am besten, dazu bedarf ich keiner Wissenschaft.“ Diese aber lehrt das Gegenteil: Was die Menschen Erholung zu nennen belieben, ist sehr oft schädliche Arbeit. Das subjektive Gefühl täuscht; Übermüdung und Nervosität stammen zum großen Teil aus dem Irrtum über den Erholungswert menschlichen Tuns. Sehen wir zu, woher der Irrtum kommt.

Der menschliche Organismus verbraucht bei seiner Arbeit chemische Stoffe von hohem Verbrennungswert und erzeugt in sich selbst Abbaukörper, die den Organismus ermüden und seine Leistungsfähigkeit herabsetzen. Dies gilt für die geistige Arbeit in gleichem Maße wie für die körperliche Tätigkeit. Das subjektive Gefühl der Müdigkeit kündet die objektive Ermüdung des Organismus an, kann aber wieder verschwinden, wenn dieses von der Natur klug gewährte Warnungssignal nicht beachtet wird. Der übermüdete Mensch fühlt sich nicht mehr müde; fährt er im Kräfteverbrauch anstrengender Arbeit fort, so treibt er Raubbau an seiner Gesundheit und läuft Gefahr, lange dauernder Erschöpfung zu verfallen. Unter „Erholung“ versteht die Wissenschaft den Vorgang der Beseitigung der objektiven Ermüdung. Der Körper muß das verbrauchte Material wiederersetzen; er muß wiederaufbauen, was die Arbeit abgebaut hat. Dazu gibt es nur zwei Mittel: die Zufuhr frischen Nährmaterials zum Aufbau und die Schaffung der günstigsten Bedingungen für die Ausscheidung des Verbrauchten und für die Aufbauarbeit in den Geweben des Körpers. Mit anderen Worten: nur Nahrung und Ruhe, besonders die tiefe Ruhe des Schlafes, bewirken die Erholung im biologischen Sinne. Alles andere hat biologisch nichts mit dem Vorgang der Erholung zu tun.

In einfachen Lebensformen, in denen die Beziehungen zwischen Mensch und Umwelt leicht übersehbar sind, bewahrheitet sich diese wissenschaftliche Lehre in offensichtlicher Weise: Der Säugling, dessen Hauptarbeit das Wachstum ist, trinkt, strampelt mit den Gliedern und schläft. Das arbeitende Tier erholt sich von den Mühen des Tages durch Fressen und Schlafen. Das Leben des einfachen Bauern geht ebenfalls in der Hauptsache zwischen Arbeit, Essen und Schlafen dahin. Die harte Feldarbeit verbraucht viel körperliche Kraft; die Nahrung wird reichlich, aber in einfacher Form genossen; der Schlaf tritt in früher Abendstunde in sein Recht. Spazierengehen überläßt man dem Stadtvolk, ebenso den „sentimentalen Naturgenuß“. Wirtshaus und Tanz verbleiben namentlich dem arbeitsfreien Sonntag. Werktags hat man keine Lust und kein Verlangen nach Erholung im städtischen Sinne des Wortes. Der ganze Mensch ist abends müde und ermüdet; Erregungen und Spannungen melden sich nicht an; Zerstreuung wird nicht gefordert.

Ganz anders gestalten sich die Dinge in verwickelteren Lebensverhältnissen, namentlich beim Menschen der Großstadt und beim Menschen, den die Tagesarbeit weniger stark im Ganzen ermüdet. Man kann den paradoxen Satz aussprechen, daß das Bedürfnis nach „Erholung“ um so stärker hervortritt, je weniger die Arbeit des Tages den ganzen Organismus gleichmäßig ermüdet hat, je weniger also der Körper der Erholung im physiologischen Sinne bedarf. Woher kommt dieser wunderliche Sachverhalt? Was die Laien gewöhnlich „Erholung“ nennen, ist nicht Schlaf, Ruhe, reichliche Nahrung, sind also nicht die wirklich erholenden Zustände und Vorgänge des Körpers; nein, er meint etwas ganz anderes, rein Subjektives damit: Er will die Befreiung von den quälenden Empfindungen, die in der Seele des Arbeitenden nach dem Abschluß der Arbeit nachzittern, er will die Beseitigung von Unlust und Unbehagen, er will Kontrast gegen die Monotonie des Tages, er will Vergessen nach der Öde der Berufsarbeit, er will Ausgleich innerer Spannungen und Erregungen, die nach Abschluß der Arbeit übrigblieben, weil diese Arbeit nicht Leib und Seele in harmonischem Gleichmaß ermüdete, wie dies die Arbeit des Bauern zu tun pflegt.

Der müde Großstadtmensch will also „Anregung“ und „Zerstreuung“, er will sich bei Musik, Theater, Tanz und Varieté von der Tagesarbeit erholen, er will sein seelisches Gleichgewicht zurückhaben, das ihm monotone Spezialarbeit oder ruhelose ärgerliche Hetze genommen haben. Die Arbeit der meisten Menschen unserer Zeit hinterläßt am Abend nicht wohltuende Müdigkeit von Seele und Leib, sondern leibliches und seelisches Unbehagen, das aus der Welt geschafft werden muß. Man will seine behagliche Stimmung haben, ehe man sich — von der quälenden Spannung befreit — ins Bett legt. Ist der abendliche Mensch weniger „ermüdet“ als durch die Langeweile des Tages „angeödet“, so will er mit durstiger Seele nachholen, was er geistig am Tage versäumt hat; er will angeregt sein, will Nervenkitzel, Emotionen, die Sensationen des Kinos oder die Pikanterien des Tingeltangels. All dies ist natürlich, objektiv betrachtet, schädliche Arbeit, die den Schlaf kürzt und der vorhandenen Ermüdung neue Ermüdung hinzufügt.

Das wichtigste, weil bequemste Erholungsmittel ist für die arbeitende Männerwelt der abendliche Genuß geistiger Getränke. Auch der Bauer trinkt gerne bei der Arbeit und wähnt, in seinem Bier, Most oder Schnaps einen raschen und wirksamen Kraftspender zu haben. Aber er trinkt in der Regel während des Arbeitstages, in den Pausen der Arbeit. Der Großstadtmensch, namentlich der geistig arbeitende Mann, trinkt nach getaner Arbeit, nicht um neue Kraft zuzuführen (diesem Wahn sind nur noch wenige Einfältige verfallen), sondern um sich von der peinlichen Nachwirkung der Tagesarbeit zu erholen. Die euphorisierende Wirkung des Alkohols macht ihn zum beliebtesten Erholungsmittel. Es braucht heute nicht gesagt zu werden, daß diese „Erholung“ nichts anderes ist als schmählicher Selbstbetrug. Kurze Lust wird mit längerer Unlust und mit Schädigung der Arbeitskraft erkauft, und von einem objektiven Erholungswert geistiger Getränke kann keine Rede sein. Das subjektive Gefühl täuscht eine Vermehrung der Kraft vor, weil der Alkohol seelische Hemmungen beseitigt, die Auslösung von Bewegungen erleichtert und so in uns den Irrtum erzeugt, daß wir tatsächlich an Kraft gewonnen haben.

Die Arbeit des modernen Menschen leidet, wie oben erwähnt, an dem Fehler, daß sie nicht den ganzen Organismus, also Leib und Seele in gleichem Maße ermüdet. Die Monotonie spezialisierter Fabrikarbeit, oft in heißen und lauten Arbeitsräumen, ermüdet den Geist nur wenig, aber auch den Körper oft nicht bis zu dem Grade, der sich den frühen Schlaf erzwingt. Aber diese Arbeit schafft Unlust und Langeweile, sie läßt Erregungen und Spannungen nachklingen, und deshalb hat der Fabrikarbeiter der Großstadt ein größeres Bedürfnis nach abendlicher Anregung und Erholung außer dem Hause als der Bauer, ein Verlangen, das durch die Häßlichkeit und Enge der durchschnittlichen Großstadtwohnung noch gefördert wird. Der Bierpalast mit seiner verlogenen Pracht lockt zur Aussprache mit den Genossen über politische und wirtschaftliche Fragen; ein abendliches Kegelspiel bringt dem ganzen Körper nach einseitiger Berufsanspannung die gewünschte Ausarbeitung der Muskeln. Körperlicher Sport wird als Wohltat empfunden, auch wenn er große Kräfte beansprucht. Zur Pflege geistiger Interessen, zum Lesen eines guten Buches, zum Hören eines guten Konzertes ist der Geist oft nicht genügend geschult oder die abendliche Ermüdung relativ zu groß; aber Kino und Tingeltangel sind leicht verdauliche und doch anregende, prickelnde Kost, und so strömen diesen Orten minderwertiger Zerstreuung die Massen unseres arbeitenden Stadtvolkes zu. Wertvolle Stunden des Abends und der Nacht, die in heißen, schlecht gelüfteten Räumen bei Bier und Zigarrenqualm verbracht werden, gehen dem erholenden Schlaf verloren, und die Folge ist die zunehmende Reizbarkeit des städtischen Menschen, dessen disharmonische Seele immer mehr verlernt, den Forderungen der Natur zu entsprechen. Das Allermeiste, was die Menschen von heute tun, um sich zu erholen, ist in Wirklichkeit schädliche Arbeit, die die vorhandene Ermüdung steigert, die Mittel für gute und kräftige Nahrung beschneidet und den Schlaf kürzt. Aber diese unbestreitbaren Übelstände unserer modernen Zivilisation können nicht durch Predigen und Schelten aus der Welt geschafft werden, solange die Arbeit der meisten Menschen des richtigen Ausgleichs zwischen körperlicher und geistiger Anstrengung und vor allem solange sie der seelischen Befriedigung ermangelt. Alle törichte und schädliche Art, wie sich die Menschen von heute erholen, ist eine Anklage gegen die Unnatur unseres Lebens, dem der innere Friede genommen ist.

Die fromme Lehre kündet uns, daß der Herrgott bei Erschaffung der Welt nach sechs Tagen der Arbeit den Tag der Ruhe gesetzt hat. In der Sprache der Biologie sagt diese Lehre, daß die Tagesermüdung durch Nahrung und Schlaf nicht völlig ausgeglichen werde, sondern daß es nach einer Reihe von Tagen der Arbeit eines ganzen Tages der Ruhe bedarf. Diese Lehre ist richtig, und würde der Sonntag nicht so häufig zum stundenlangen Herumsitzen und Trinken im Wirtshaus verwendet werden, so wäre über ihn nur Gutes zu sagen. Und weiterhin: Die Hast und Unruhe unserer Zeit kommt mit diesem Ruhesonntag nicht mehr aus, um die Ermüdung von Leib und Seele, die Wochen und Monate angesammelt haben, zu beseitigen. Was früher nur das wachsende Kind für sich beanspruchte: Wochen völliger Entspannung vom planmäßigen Lernen: die Ferien, das verlangt der städtische Mensch als ein allgemeines Gut auch für den Erwachsenen. Das „Recht auf Urlaub“ ist zum allgemeinen Menschenrecht geworden. Es ist freilich unverkennbar, daß es sich bei dieser Einrichtung alljährlichen Urlaubs bei vielen weniger um eine notwendige Erholung zur Beseitigung von Dauerermüdung handelt (obwohl auch dies oft vorkommt) als um die Gewährung einer Möglichkeit zur Erweiterung des Gesichtskreises, zur Auffrischung der Seele, die sonst im Gleichmaß der Berufsarbeit „eintrocknen“ würde. Eine anstrengende Wanderung im Hochgebirge mit neun- bis zehnstündigen Marschleistungen ist keine Erholung im biologischen Sinne des Wortes, vielmehr eine bedeutende Arbeitsleistung von bisweilen enormer Ermüdungswirkung und starkem Kraftverbrauch (Gewichtsabnahme). Der Wert liegt hier auf rein seelischem Gebiet, ist aber deshalb natürlich psychologisch nicht geringer einzuschätzen.

So zeigt uns also ein flüchtiger Überblick über die große Mannigfaltigkeit dessen, was die Menschen unserer Tage Erholung nennen, daß hier wichtige soziale Fragen ihrer biologischen Lösung harren, und daß das komplizierte Leben des modernen Menschen dem Worte „Erholung“ einen Sinn und Inhalt gegeben hat, die mit seiner wissenschaftlichen Bedeutung nicht mehr viel mehr als den Namen gemein haben.

Gletscher der Unterwelt.

Von Hans Hofmann-Montanus, Wien.

(Abbildungen siehe Seite 19.)

Die Rieseneishöhlen des Dachstein-Höhlenparkes sind sehr bald nach ihrer Aufschließung in den Kreis der meistgepriesenen unter den zahlreichen Naturdenkmalen des Dachsteingebirges vorgerückt. Ihre bevorzugte Lage halbwegs zwischen den mächtigsten Gletschern der Nordkalkzone und dem Seengarten des Salzkammergutes sichert ihnen für immer den Ruf der schönsten Eishöhlen Europas, wenn nicht der ganzen Welt. In ihren nunmehr 2000 m weit dem touristischen Besuche gebahnten Hallen, Schlünden und Grotten hat der Forschungsfleiß des Vereins für Höhlenkunde in Österreich nicht allein Vorzeiträtsel der Karsthydrographie zu lösen, sondern auch die vielumstrittene Frage nach den Ursachen der Eisbildung in Windröhren — Höhlen mit mehreren Ausgängen in verschiedenen Höhen — zu beantworten vermocht. Unterkühlung des Gesteins durch den kalten Luftzug im Winter, überwiegende Einwirkung winterlicher Winde gegenüber den sommerlichen infolge besonderer Bauart lotrechter Verbindungen von den horizontalen Höhlenstrecken zur Bergoberfläche, Filterung der Luftströme in Klüften oder Verstürzen und Verringerung der Temperatur durch Kondensierung des Wasserdunstes schaffen die Vorbedingungen zum Entstehen von Gletschern und Palästen aus Schichteis, von Draperien und Vorhängen aus Wandeis und von ungeheuren Fabelgestalten oder feinstem Filigranzierat aus Tropfeis, wie sie in den Dachstein-Riesenhöhlen den staunenden Beschauer an nichtwirkliche, bloß geträumte Schöpfungen einer kosmischen Künstlerphantasie glauben machen.

Der 30 m tiefe Eisabgrund am Ende des Eingangsstollens der Dachstein-Riesenhöhlen hat allen Begehungsversuchen vor dem 17. Juli 1910 ein frühes Halt gesetzt; erst an diesem Tage gelang es dem erfolgreichen Höhlenpionier G. Lahner, in den Schrund niederzusteigen und die Große Eiskapelle zu eröffnen. Am 21. August des gleichen Jahres führte der namhafte Höhlenforscher Ingenieur Hermann Bock zwei mutige Begleiter auf einem Eisgrat über den Schrund hinweg und bis in den Parsifaldom zum zweiten Eisabgrund. Gelegentlich der in Obertraun abgehaltenen Ersten Österreichischen Höhlenforscherwoche betrat am 11. September 1910 eine von Bock geleitete große Expedition den König-Artus-Dom und die Flußtunnels Plimisoel und Korsa. Nach Ablauf eines weiteren Jahres waren zwar auch die übrigen Räume des heute bekannten und begangenen Komplexes der Dachstein-Riesenhöhlen erschlossen, die Hoffnung auf künftige Entdeckungen in den Verästelungen des alten Entwässerungsnetzes jedoch keineswegs entkräftet.

Die Ausprägung der dichterischen Physiognomie.

(Siehe hierzu die Bildertafel auf Seite 20.)

Jenes erste und höchste aller Geheimnisse, unter denen sich unser Leben von seiner Entstehung bis zu seinem Vergehen vollzieht: die Schaffung des unveränderlichen Kernes und die Ausbildung der wesentlichen Linien in der Struktur unseres Geistes und Charakters noch vor der Geburt, ist ein Mysterium, um das die Naturwissenschaft ewig bemüht bleiben wird. Wie leicht scheint es dagegen die Geschichtsforschung zu haben, den Lebensweg und Entwicklungsgang der Frauen und Männer, die sich durch irgendeine gesteigerte Besonderheit ihrer Anlagen über die Menge erheben, aus unumstößlichen Daten und Tatsachen festzustellen. Aber wenn wir die Dichter unter ihnen fragen, welche äußeren Begebenheiten es waren, denen sie für ihr inneres Wachstum glauben verpflichtet zu sein, so antwortet Jakob Wassermann, indem er die Mitteilung von Tag, Jahr und Ort seiner Geburt als den einzigen vernünftigen und haltbaren Satz bezeichnet, den er beim Nachdenken über eine Selbstbiographie zustande bringe, und hinzufügt: „Ich kann mich dem Eindruck nicht entziehen, daß jede weitere Angabe von Daten und die Be-



Vom Nordwestdeutschen Handwerkertag in Hamburg: Gruppe von Schneiderhandwerksburschen auf der Wanderschaft im Festzuge.



Von dem Thüringer Trachten- und Heimatfest in Erfurt: Ein Thüringer Hochzeitszug.



Das Deutsche Derby in Hamburg: Graf Spretis „Omen“ mit Jockey Danek im Sattel, der Gewinner des wertvollen Rennens, wird zur Wage geführt.



Die Homburger Automobil-Sportwoche: Aus den Geschicklichkeitsprüfungen; Wilhelm Woelke auf 14/35 P. S. Audi bei der Auffahrt auf die Wippe, die in 10 Sekunden zur Gleichgewichtslage zu bringen ist.



König Alphons von Spanien (rechts) als Polospieler beim Polo-Wettkampf Amerika-England.





Der französische Boxer Georges Carpentier, der in der vierten Runde durch knockout besiegt wurde.

Der amerikanische Champion Jack Dempsey, der neue Weltmeister im Boxen.

Der Kampf um die Weltmeisterschaft im Boxen, die am 2. Juli in New Jersey bei Neuyork auf der eigens dazu erbauten, etwa 100 000 Zuschauer fassenden Kampfarena ausgetragen wurde, dauerte 13 Minuten und 16 Sekunden.



Vom Internationalen Sportfest im Deutschen Stadion zu Berlin: Start im 100-m-Seniorenschwimmen.



Eine Jagdhunde-Schau in Schmargendorf bei Berlin: Die Preisträger in der Gruppe der Kurzhaar-Jagdhunde im Ring. (Von links nach rechts: 1. bis 4. Preis.)



Der deutsche Meister Luber, der Sieger im 10-m-Turmspringen auf dem Poseidon-Schwimmfest im Deutschen Stadion zu Berlin.



Der Finnländer Nurmi, der in Stockholm mit 30 Min. 40,2 Sek. einen neuen Weltrekord im 10 000-m-Laufen aufgestellt hat.

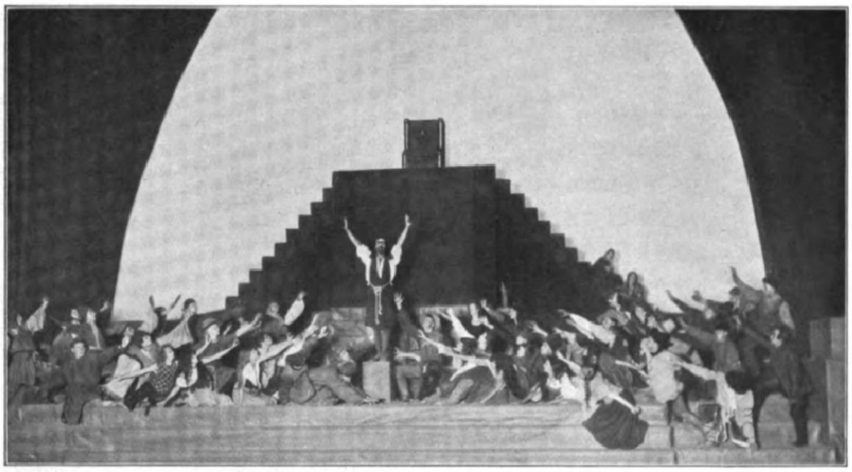


Von links nach rechts: Die Schauspielerin Tilla Durieux in brauner silberbrochierter Abendtoilette mit großem Rückendekolleté und origineller Schleppe. — Schwarze Libertytoilette mit rückwärts verlängertem Ciréspitzenrock, der seitlich wie eine Tunika wirkt. Das Kleid ist vorn aus Seide, im Rücken aus Spitzen mit hochgezogenem Rückendekolleté. Modell: E. Ungar, Wien. — Sommerabendkleid für junge Mädchen aus weißer silbergestickter Seide. Krinolinenrock. Modell: E. Ungar, Wien. — Die Wiener Schauspielerin Lona Schmidt in modernem hellgrauen Charmeusekleid mit irisierendem Perlenüberkleid und breiter Chinchillaschärpe. Modell: E. Ungar, Wien.

Die neue Herbstmode.

Modesonderaufnahmen Claire Patek durch Franz Löwy, Wien. (Siehe hierzu den Artikel „Herbstideen der Mode“ auf Seite 34.)

stimmung vermeintlicher Epochen etwas Fragwürdiges, ja Lächerliches wäre. Und verließe man die Linie bürgerlicher Lebensabgrenzung, wo wollte man da Grenzen finden: dieser eine Tag ist mehr als jenes Jahrzehnt, und irgendein unvergeßliches, aber äußerlich bedeutungsloses Bild aus ferner Vergangenheit hat vielleicht einen tieferen Einfluß auf das innere Leben geübt als Jahre der Not. In solchem Sinne die eigene Existenz betrachten, heißt, sie zu einer Welt für sich umschaffen, daneben ist jede kalendarische Notiz belanglos. Vielleicht vermag nur der trockene Pedant zurückschauend seinen Weg zu erkennen und zu deuten; die andern sehen nur eine Finsternis, aus der sie zaghaft verzerrte oder verklärte Träume pflücken.“ Was



Szene von der Uraufführung des Luther-Festspiels des Berliner Pastors Walther Nithack-Stahn in der Jahrhunderthalle zu Breslau: Fünfte Handlung; Niklas Storch und die Wiedertäufer. (Phot. Fritz Krapp, Breslau.)

lesen wir nun aus der Gegenüberstellung von Jugend- und Altersphotographien bekannter und berühmter Dichterinnen und Dichter der Gegenwart? Mehr als sonst erscheint in diesem Vergleich das Antlitz der Spiegel der Seele: wie es der Zeit, je nach der Anlage des Einzelnen, seinen Erlebnissen und deren Auswirkungen, schwerer oder leichter geworden ist, an seinen Zügen zu arbeiten. Zwar sehen wir in den gereiften Gesichtern nur die Spuren des Lebens und alles dessen, was die Zeit an tausendfachem Geschehen in sich faßt, aber auch aus den Andeutungen wird der Erfahrene nicht nur die Grundlinien von Charakter und Temperament, sondern auch das wechselvolle Walten des Schicksals erahnen können. F. A. H.



Vierter Aufzug: Sebastian (Robert Bürkner) vor dem Sturm auf Belem.



Schlußszene: Sebastian (Robert Bürkner) am Sterbepranger.

Von der erfolgreichen Uraufführung von Kurt Geuckes Königstragödie „Sebastian“ im Badischen Landestheater zu Karlsruhe (Spielleitung: Felix Baumbach). Bühnenbilder von Emil Burkard.











Zur 600-Jahrfeier der Stadt Butzbach in Oberhessen.

Oben links: Alte Häuser auf dem Marktplatz. **Rechts:** Ehemaliges Schloß der Grafen von Solms, jetzt Amtsgericht. **Unten links:** Altes Haus mit Schnitzerei „Sonne und Mond". **Mitte:** Trachten aus der Gegend von Butzbach. **Rechts:** Hauptportal im ehemaligen Schloß des Landgrafen Philipp III. von Hessen

Dem Ort Butzbach sind am 10. August 1321 von Kaiser Ludwig dem Bayern die gleichen Rechte wie der Stadt Frankfurt verliehen worden.



Das Höhlenportal.



Blick von der Däumelschneid auf die zentrale Dachsteingruppe.



Vorhang und Gewölbe der Großen Eiskapelle.



Die Gralsburg auf dem Montsalwatschgletscher im Parsifalsdom.



Große Eiskapelle.

Die Riesen-Eishöhlen im Dachsteingebirge.

Nach photographischen Aufnahmen von Franz Walden. (Siehe hierzu den Aufsatz „Gletscher der Unterwelt" von Hans Hofmann-Montanus, Wien, auf Seite 16.)




Gerhart Hauptmann. (Phot. H. Natge-Vita.) Rechts: Als Kind. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)




Hermann Sudermann. (Phot. Hänse Herrmann, Berlin.) Links: In jungen Jahren. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)




Rudolf Herzog. (Phot. B. Kühlen, München-Gladbach.) Links: In jungen Jahren. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)




Frank Wedekind. Rechts: Als Kind. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



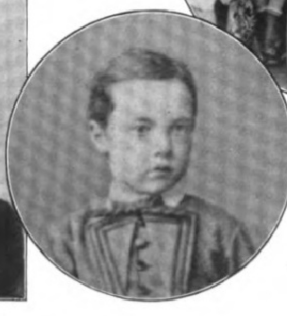

Ricarda Huch. (Phot. Elvira, München.) Rechts: Als junges Mädchen. (Phot. Emil Schulz.)




Clara Viebig. (Phot. v. Brockdorff-Wagner, Berlin.) Links: Als junges Mädchen. (Phot. Alice Matzdorff.)



Gabriele Reuter als achtjähriges Mädchen (links von der Mutter). Ein Bild der Dichterin aus der Gegenwart brachten wir in Nr. 4036.

Ernst Zahn. Rechts: Als kleiner Junge. (Phot Alice Matzdorff, Berlin.)




Hermann Bahr. (Phot. M. Diéz-Dührkoop, Berlin.) Links: Als Baby. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)

Das Dichterantlitz.

(Hierzu die Ausführungen „Die Ausprägung der dichterischen Physiognomie“ auf Seite 16.)

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(10. Fortsetzung.)

Frau von Grame schloß das Fenster.

„Ich komme auf Ihre freundliche Einladung zum Konzert nach Wietau zurück. Zur Zeit kann ich schlecht fort, weil ich in geschäftliche Unternehmungen verwickelt bin, die meine Anwesenheit nötig machen. Herr Karr ist auch dabei? Als Hörer natürlich. Meine Tochter ist leider auch so gebunden, daß sie sich schwerlich freimachen kann. Aber ich verspreche Ihnen einen Besuch, sobald Sie sich in Wietau eingerichtet haben; um Pfingsten herum."

„Dann dürfte ich Sie zu Suses Hochzeit laden? Sie soll Pfingsten sein."

„So schnell? Ich muß gestehen, große Gesellschaften mit unbekannten Menschen sind mir unangenehm. Ich komme dann lieber ein andermal, wo ich Sie allein habe. Wietau werde ich nicht vergessen."

Frau Luckow ging mit gemischten Gefühlen davon. Von ihrer Flurtür her schallte ein Poltern. Liese wollte Stiefgaht an den Kragen, der die junge Dame kaum abwehren konnte.

„Aber, Liese, wie kannst du dich so vergessen!" tadelte die Mutter.

„Er hat mir einen Klecks ins Heft gemacht und soll Abbitte leisten oder bestraft werden."

Es war ihr richtig gelungen, ihm die Ohren zu schütteln. Nun gab sie sich zufrieden.

Dreizehntes Kapitel.

Die ganze Familie Luckow fuhr nach Wietau zum Konzert. Liese hatte zu Hause bleiben sollen, der Fahrkosten wegen, und weil sie nicht beteiligt war. Aber das Unglück wäre zu groß gewesen.

Auf dem Bahnsteige strömten immer mehr Massen zusammen. Es war gut, daß Luckow die Fahrkarten verteilt hatte; bei dem Kampf um einen Platz war an gemeinsame Fahrt nicht zu denken. Sämtliche Familienmitglieder waren mit Koffern und Taschen reichlich versehen; es gab manches Umzugsgut, das man der Bahn nicht anvertrauen wollte. Selbst Stiefgaht hatte man ein schweres Paket aufgehängt.

Beim Sturm auf die einlaufenden Wagen ersahen Lieses gute Augen ihren Vorteil. Sie erkletterte ein Abteil, Stiefgaht ihr nach. Während er geeigneten Platz darin suchte, war sie schon wieder auf der anderen Seite hinaus und fand in dem nächsten einen schönen Sitzplatz, wo sie sich behaglich niederließ. Sie zog einen Band hervor und begann zu lesen.

Die Schmökerwut erfaßte sie, daß sie alles um sich her vergaß.

In Wietau stand ein schmucker, junger Mann in Forsttracht am Zuge, der sich eben in Bewegung setzte, und winkte. Da stürzte ihm eine schwere Tasche auf die Füße und eine weibliche Gestalt in die Arme. Er vergaß die Mißhandlung seiner unteren Gliedmaßen über dem Wohlgefallen der oberen, setzte die junge Dame auf die Beine und sich in männliche Haltung, legte die Hand an die Mütze und sagte:

„Förster Spukflieth. — Sehr angenehm."

Und das war nicht gelogen.

Fräulein Liese Luckow wurde über und über rot, stammelte etwas von Verzeihung und von Dank über den herzlichen Empfang und sah sich hilfeflehend um. Da stand Bullock drei Schritte von ihr und lachte, daß er sich die Seiten halten mußte.

„Na, Liese, komme ich jetzt an die Reihe?" rief er.

Sie fiel ihm in der Verlegenheit um den Hals.

„Onkel Bullock, ich schäme mich so vor den Leuten", flüsterte sie.

Er klopfte sie auf die Schulter.

„Sei ruhig, Liese, die denken alle, du wärst verlobt mit ihm. Er ist doch ein ganz ansehnlicher Mann."

Sie mochte nicht nach ihm hinschauen, sondern lief zu den Eltern und Stiefgaht, die mit ihrem Gepäck auf dem Bahnsteig standen.

Die beiden Grünen kamen heran. Es stellte sich heraus, daß Spukflieht zu Bullocks Unterstützung in Wietau war und einmal dessen Stelle übernehmen sollte.

Die ganze Gesellschaft begab sich ins Schulhaus. Luckow mußte bald zum Gottesdienst in die Kirche; Spickus und Suse gingen mit; nach der Kirche sollte die Hauptprobe abgehalten werden. Stiefgaht, der das Registrieren übernommen hatte, wollte nachkommen. Einstweilen half er Frau Luckow und Liese beim Ausmessen der Zimmer. Er gab die Maße, und Liese schrieb sie nieder. Dann fertigte er eine Skizze der ganzen Wohnung und trug die Maße ein. Zu Hause wollte man dann berechnen, wie sich die Einrichtung am besten bewerkstelligen ließe. Stiefgaht zeichnete noch seine krummlinigen Vierecke mit den vielen Ziffern, aus denen niemand klug werden konnte, als die Leute aus der Kirche kamen. Schnell schrieb er noch einige Zahlen in den Schnittmusterbogen und verfügte sich auf das Orgelchor, während Frau Luckow und Liese nach der Försterei gingen, um Vera in der Wirtschaft zu entlasten. Ein Dutzend Mittaggäste wollen versorgt sein.

Es war nur gut, daß sich die Probe lange hinzog. Stiefgaht war schuld daran. Er machte so viele unpassende Bemerkungen, daß Sänger und Sängerinnen dauernd in Unruhe und Lachen blieben und ihre Einsätze versäumten. Das konnte ja schön werden, wenn er es am Nachmittage wieder so trieb. Luckow wollte ihn vorher noch gründlich ins Gebet nehmen.

Es wurde nicht nötig. Wie abgeschnitten war sein Übermut, nachdem er die Försterei betreten hatte. Im Hausflur war er Schwester Vera vorgestellt worden. Bullock behauptete nachher, Stiefgaht habe ein so blödes Gesicht gemacht wie ein kranker Mops, der vorn mit Schinken und hinten mit Rizinus behandelt würde.

Bei Tisch betrug er sich so artig und gesittet, daß es allgemein auffiel. Er ging auf keine anzügliche Bemerkung ein, sah nicht rechts noch links, sondern beschaute nur teilnahmvoll seinen Teller. Dabei aß er wie ein Sperling.

Als ihm jedoch Bullock zu verstehen gab, daß er Schwester Veras Kochkunst gering zu schätzen scheine, fuhr er erschreckt zusammen und aß nun für drei.

Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft. Stiefgaht taute auf; ja, er schien in Aufregung.

„Liese," sagte er und nahm sie beiseite, „du bist mir immer ein guter Freund gewesen. Jetzt mußt du es beweisen."

Sie merkte nicht, daß er sie duzte, und war voller Erwartung.

„Ich kann dir keine lange Erklärung geben, die Zeit drängt. Ich muß Schwester Vera allein sprechen. Sie steht mir nahe, sehr nahe. Eben ist sie in den Kuhstall gegangen. Nun sollst du Schmiere stehen, damit ich sie fünf Minuten ungestört haben kann. Willst du?"

Ob sie wollte! Das war abenteuerlich, romantisch! Stiefgaht hatte ihr sein tiefstes Vertrauen geschenkt; er sollte sie dessen würdig finden.

Stiefgaht stürzte in den Kuhstall. Er turnte über ein Futterschaff hinweg.

„Vera", rief er und streckte der Schwester die Hände entgegen.

Sie stand bleich an der Mauer.

„Schwester Vera, ich weiß, was Sie mir vorwerfen. Aber glauben Sie mir: Das Lied, das Sie einst unglücklich machte, wurde mir aus den Fingern gerissen. Es war nur für Sie bestimmt, nicht für andere."

Ihre Brust wogte stürmisch auf und nieder.

„Das ist es nicht", keuchte sie.

Er überhörte es.

„Schwester, Sie wissen, wie ich Sie geliebt habe. Das können Sie nicht vergessen haben, so wenig wie ich."

„Ich habe es auch nicht vergessen; aber es liegt manches dazwischen. — Ich habe einem andern angehört, und der war nicht mein Mann."

Schluchzend kam das Bekenntnis heraus; es enthielt ihr Selbsturteil.

Stiefgaht stutzte nicht einen Augenblick.

„Schwester Vera, lieben Sie diesen Menschen noch?"

„Nein."

„Also, was hindert Sie?"

„Die Furcht vor dem Glück", sagte sie leise nach einer Pause.

Da stieß er einen Juchzer aus, sprang über den großen Korb, der sie von ihm trennte, und hatte sie in den Armen, ehe sie es sich versah.

Liese übte derweil gewissenhaft ihr Amt als Ehren- und Schmierposten aus. Es war gar nicht einfach; selbst ihre blühende Einbildungskraft kam in Verlegenheit, als sie wiederholt nach dem Zwecke ihrer Postentätigkeit gefragt wurde.

Als gar Förster Spukflieht durchaus zu Schwester Vera wollte, da mußte sie alle neckische Liebenswürdigkeit aufbieten, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Das war eine Leistung; aber sie wußte, was sie der Freundschaft schuldig war, und was auf dem Spiele stand.

Als sie dann den Juchzer hörte, ahnte sie, daß ihre Anstrengung nicht vergeblich gewesen war, und ihre Liebenswürdigkeit schlug sofort in Kratzbürstigkeit um, die Spukflieht in nicht geringes Erstaunen versetzte.

Er hatte sich noch nicht davon erholt, da sah er zwei Arm in Arm aus dem Kuhstall kommen. Liese war die erste, die den echten Tatbestand erfuhr; sie hatte ein natürliches Recht darauf, wie zum ersten Glückwunsch. Dies Paar war unter ihrer Mitwirkung zustande gekommen; es stand unter ihrem besonderen Schutze.

Liese spielte die Rolle als Schwiegermutter, Ehrendame, Schutzengel, übernahm die Vorstellung, sorgte für geeignete Plätze, behandelte Stiefgaht wie einen Schwerkranken, fragte flüsternd nach seinen Wünschen und schuf sich eine Menge beglückender Sorgen. Mit gewisser Absichtlichkeit vernachlässigte sie das andere Brautpaar, an dessen Entstehen sie keinen Anteil hatte.

Voll zarten Mitgefühls wollte sie sogar die Registrierung der Orgel übernehmen, um das Paar während der Dauer des Konzerts nicht zu trennen. Stiefgaht wäre wohl darauf eingegangen; aber Luckow traute Liese zu wenig. Freilich war auch mit dem Musiker wenig anzufangen, und es bedurfte der vollen Aufmerksamkeit des Organisten, die zahlreichen Dummheiten Stiefgahts beim Ziehen und Abstoßen der Stimmen wiedergutzumachen. Er war nicht bei der Sache, sprang bei jeder Gelegenheit an die Brüstung des Chors, um einen Blick hinunterzuwerfen, und vergaß das Wiederkommen. Als er gar die Äoline mit der Posaune verwechselte und beim eiligen Weggang ein paar Pedalbässe mitnahm, da mußte ihn Luckow glatt entlassen, was er indessen nicht übel vermerkte. Er tauchte bald darauf im Schiff auf und drängte sich wenig rücksichtsvoll in Schwester Veras Nähe.

Im übrigen war das Kirchenkonzert recht eindrucksvoll. Suses Sopran und Spickus' Geige, die gemischten Chöre der Erwachsenen und die Kinderlieder gefielen nicht minder als die Kunst der langen Finger und Beine des Organisten.

Die auswärtigen Zuhörer bezeigten neidvoll ihre Zufriedenheit, und Wietaus Kultur reckte sich hoch zum Himmel. Luckow nahm die Gunst der Stunde wahr und fand keine Schwierigkeiten, als er einige bauliche Veränderungen im Schulhause verlangte. Es wurde alles versprochen und sogar ausgeführt.

Vera Meiring hatte Stiefgaht gebeten, Karr persönlich von ihrem Verlöbnis zu benachrichtigen, ihm auch einen Brief an ihren alten Lehrer mitgegeben. Sie fühlte sich noch nicht frei und wünschte Karrs unumwundene Meinung zu hören. Stiefgaht kannte ihn von einem Besuche bei Luckow her und begab sich auf die Gabitzstraße.

Karr war dabei, seine Hose mit einem neuen Knopfe zu schmücken, und pfiff dazu eine Volksmelodie. Stiefgaht griff die Weise auf, als er noch die Klinke in der Hand hielt, und pfiff kunstgerecht die zweite Stimme. Als Zwirn und Lied zu Ende waren, lachten beide, und Stiefgaht übergab Veras Brief.

„Fräulein Meiring bittet mich, Ihnen ungeschminkt und ausführlich alles zu sagen, was sie seit ihrem Abgange vom Lazarett erlebt hat", sagte Karr ernst, nachdem er den Brief gelesen hatte.

„Das soll auf eine Art Beichte hinauslaufen", bemerkte Stiefgaht.

„Wahrscheinlich. Sie will ihr neues Leben durchaus auf Wahrheit aufbauen."

„Die Tatsache, daß sie einem anderen angehört hat, weiß ich. Meine Liebe zu ihr wird davon nicht berührt. Daß sie den Kohlkopf nicht mehr liebt, weiß ich auch. Mehr brauche ich nicht zu erfahren; ich wäre sonst schließlich auch zu einer Beichte verpflichtet, die zwar für einen Mann nichts Neues, aber wenig Ehrenwertes darstellte. Teilen Sie ihr das mit. Von Ihrer Seite wirkt das noch viel eindringlicher. Ich glaube fast, es wird sie beruhigen, zu hören, daß ich auch kein Engel war. Ihr sind indessen Flügel gewachsen; mir kribbelt 's auch schon in den Schulterblättern."

Sie besprachen dann die Zukunft. Stiefgaht wollte seine Studien beenden. Er hoffte, durch gute Empfehlungen Erleichterungen zu haben, und wollte sich schon durchschlagen. Vera könnte inzwischen in irgendeinem Haushalt tätig sein, um die Wirtschaft zu erlernen. Es fehlte nach ihrer Meinung doch noch manches, was sie nur in einem geordnetem Hauswesen unter guter Leitung erfassen könnte. Doch das dränge nicht, da sie bis Ostern bei Bullock zu bleiben gedenke, der sie nicht fortlassen wolle.

Karr fand Stiefgahts Ansichten vernünftig und war mit Veras Wahl zufrieden. Er kam sich als ihr Vormund vor und zog auch den Musiker in den

Kreis seiner Teilnahme. Sie gingen vereint das kurze Stück zur Yorkstraße, und Karr beglückwünschte Wulke zur Verlobung.

„Die Heiratsseuche ist ansteckender als die Grippe", meinte der Meister. „Im übrigen sind die Begleiterscheinungen, Fieber und Kopfschmerzen, dieselben; bloß helfen Pyramidon und Packungen gegen seelische Verrücktheit wenig."

„Mit solchen schiefen Ansichten heiratet der Mensch!" rief Stiefgaht empört.

„Ich heirate nicht. Ich werde geheiratet", gab Wulke zur Antwort. „Nächsten Juli soll die Hinrichtung sein, wenn das Urteil nicht etwa eher vollstreckt wird. Aber stille! Ich höre sie!"

Frau Kricke trat ein, drückte einen sanften Kuß auf Wulkes Platte, wobei der das rechte Auge in schmerzlichem Schauder zusammenkniff und die Brauen hochzog.

„August," sagte sie, „Suse Luckow heiratet schon zu Pfingsten. Du kannst mir nicht die Schande antun und mich dem jungen Dinge nachstehen lassen. Die Leute reden schon darüber."

„Wenn ich nicht dabei zu sein brauche, kannst du schon Ostern heiraten", seufzte Wulke.

„Das wäre in vieler Hinsicht vorteilhafter," entgegnete sie; „also halten wir Ostern fest, wie du vorgeschlagen hast. Deinen schwarzen Anzug habe ich bereits geplättet. Mein Brautkleid ist in Arbeit; mit etwas Drängen kann ich es in acht Tagen haben. Es freut mich, daß du meinen Wünschen so entgegenkommst. Ostern, August, Ostern! Gelt, du freust dich doch auch? — Er kann es nicht so zeigen", entschuldigte sie ihn bei den beiden Herren, als Wulke keine Antwort gab. „Ein alter Junggeselle muß erst ans Glück gewöhnt werden. Nicht wahr, Alterchen?"

Er nickte ergebungsvoll, um weiteren peinlichen Fragen zu entgehen. Sie warf ihm noch an der Tür einen neckischen Kuß zu.

„Kriegen Sie nicht Appetit?" fragte Stiefgaht.

„Ich wünschte, es gäbe nur ein Geschlecht. Wozu die Unruhe? Hoffentlich hört im Jenseits die Kinderei auf."

Karr tröstete den Unwilligen; der Weise müsse alles gelassen hinnehmen.

„Das ist es ja eben", sagte Wulke. „Ich merke, wie mir die Gelassenheit in die Binsen geht. Entweder hat mich die Kricken wirklich mit ihrer Verrücktheit angesteckt, und ich fange an, verliebt zu werden, oder meine ganze Philosophie ist nicht drei Pfennig wert, daß sie dieses Übel nicht überwinden kann."

Stiefgaht fühlte teilnehmend den Puls.

„Für einen Philosophen geht er viel zu schnell. Ich fürchte wirklich, Sie sind verliebt. Die Weltweisheit kann hier nicht mehr helfen. Heiraten Sie."

Er setzte sich an den Schustertisch und spielte den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommernachtstraum", daß die Hämmer, Zangen, Ahlen und Nägel hoch aufhüpften. Als er gar noch Trompetensignale erschallen ließ, empfahl sich Karr vor Entsetzen.

„Das ist ein Meisterstück", sagte Frau Kricke voller Entzücken. „Hier merkt man den Künstler."

Karr stieg zu Luckow hinauf, den er lange nicht aufgesucht hatte vor Scheu, Ursula zu begegnen. Als er die zweite Treppe ging, hörte er hinter sich ihre Stimme; doch sah er nicht zurück.

„Du kommst mir gerade gelegen", sagte Luckow. „Mir liegt meine Schuld lange auf dem Herzen. Ich möchte dir einen Vorschlag machen. Den Flügel mag ich nicht verkaufen; folglich kannst du auch dein Geld nicht kriegen."

„Gott sei Dank, endlich wirst du vernünftig."

„Ja, die Wietauer Luft und Kantor Kalmus haben mich schon umgewandelt. Ich bin ihm mehr schuldig als dir. Deine tausend Mark werde ich dir allmählich abzahlen, wenn erst Suse unter der Haube sein wird. Hoffentlich macht ihr Liese nicht gleich die Dummheit nach; sonst könntest du noch etwas länger warten."

Luckow schien sich seine überpeinliche Empfindlichkeit in Geldsachen abgewöhnt zu haben. Er wußte genau, Karr brauchte die Summe nicht und borgte sie ihm gern, so machte er sich keine Kopfschmerzen mehr darüber.

Auch die Frage des Hochzeitsgeschenkes für Suse konnte Karr ohne Scheu anschneiden, ohne daß Luckow aus idealer Höhe abwinkte. Karr hatte einige altertümliche Schränke, von denen sich Suse einen aussuchen sollte. Er hatte auch Bullock zu einem ähnlichen Geschenk veranlaßt; einem Beamten ohne Vermögen war es nicht mehr möglich, eine neue Ausstattung zu kaufen.

Luckow hatte auch gehört, daß Frau von Grame Möbel veräußert habe, und wollte versuchen, einige Stücke zu erhalten. Karr gab ihm zu bedenken, daß es sich um kostbare Sachen handle, die Frau von Grame sicher aus Not und zu hohen Preisen abgäbe; doch Luckow warf dagegen ein, daß der Händler nicht die höchsten Preise zahle und sich vielleicht ein einfacheres Stück fände.

Frau Luckow übernahm die heikle Aufgabe der Anfrage nicht gerade gern; doch die Sorge um die Tochter drängte sie dazu.

Frau von Grame kam ihr freundlich entgegen. Sie hatte gespürt, daß sie durch die Ablehnung der Einladungen nach Wietau Frau Luckow vor den Kopf gestoßen hatte, was nicht in ihrer Absicht lag. Sie erkundigte sich nach dem Verlauf des Konzerts, fragte nach der und jener Familie in Wietau und Umgegend, deren sie sich noch erinnerte, fragte auch nach Suse und Spickus und zeigte überhaupt solche Teilnahme, daß Frau Luckow der Übergang zum Geschäft nicht gar zu schwer gemacht wurde.

Die beiden Frauen gingen durch die Zimmer, die noch immer vollgepfropft mit wertvollen Stücken waren. Im Hinterzimmer fanden sie Ursula über einer Näharbeit. Auch sie erkundigte sich nach Wietau, und Frau Luckow erzählte ihr, was sie vorhin vergessen hatte, von Stiefgahts plötzlicher Verlobung mit Schwester Vera Meiring.

Ursula konnte sich nicht enthalten, zu äußern, daß sie doch Herrn Karrs Name in Verbindung mit dem von Fräulein Meiring gehört habe.

Frau Luckow hatte das Gerücht auch vernommen, bezeichnete es aber als leeres Geschwätz. Herr Karr denke nicht ans Heiraten. Fräulein Meiring sei seine Schülerin gewesen, für die er eben noch die Teilnahme des ehemaligen Erziehers habe.

Darauf begleitete Fräulein Ursula die beiden Damen durch die Zimmer, machte hier und da aufmerksam auf ein zweckdienliches Gerät, und Frau Luckow hatte die Freude, für billiges Geld zu zwei Tischen und einer Lade zu kommen, die sie nirgend anderswo hätte erstehen können.

Es war wahr, Frau von Grame gab die Sachen ungern und nur auf Ursulas Betreiben hin. Sie dachte an eine gute Heirat ihrer Tochter, in der sie die einzige Möglichkeit des Emporkommens sah. Herr von Enge wäre ihr als Schwiegersohn nicht unwillkommen gewesen; er machte auch alle Anstrengungen, Ursulas Gunst zu erlangen, ohne jedoch die geringsten Fortschritte zu erzielen. Ursula hatte unter dem Eindruck des Bruches mit Karr schweigend manche Andeutung der Mutter über sich ergehen lassen, was diese für scheue Zustimmung hielt. Allmählich aber regte sich ihr Widerspruch, nicht nur gegen die Annäherung des Oberleutnants, sondern auch gegen seine Art, sich in ihre Verhältnisse zu drängen. Sie konnte sie nicht in Einklang setzen mit ihren bisherigen Begriffen über Offiziersehre, während die Mutter nur Hilfsbereitschaft und Ergebenheit darin erblickte und ein ehrliches Bemühen um Ursulas Hand.

Noch immer war es Herrn von Enge nicht geglückt, sein Gut in Posen loszuwerden. Er war in seinen Ansprüchen heruntergegangen und hatte vor, ein kleines Gut zu übernehmen, das er mit neunzigtausend Mark Anzahlung zu bekommen hoffte. Leider standen ihm nur vierzigtausend Mark zur Verfügung, und das Geschäft mußte bald abgeschlossen werden, innerhalb der nächsten Wochen.

Frau von Grame hatte nicht übel Lust, ihm beizuspringen, wollte aber nichts unternehmen, ohne mit Ursula gesprochen zu haben, die im Nebenzimmer mit Stiefgaht vierhändig übte. Stiefgaht sollte nämlich — wie er sagte — mit einer Dame zusammen in einem Konzert spielen. Da die Dame aber selten genug anzutreffen war, so bat er Ursula um ihre Mitwirkung. Sie ging gern darauf ein und merkte nichts von Stiefgahts Absicht, selbst als er einige neue zweihändige Stücke mit ihr durchnahm. Sie schrieb es seiner Musikbegeisterung zu.

Es war ihr ganz recht, daß er die Übung ausdehnte. Sie konnte vielleicht der Begegnung mit Herrn von Enge ausweichen, dessen Stimme sie erkannt hatte. Auch Stiefgaht war aufmerksam geworden. Schließlich fragte er, indem er nach der Verbindungstür wies, wie sie zu der Bekanntschaft käme.

Es wäre Oberleutnant von Enge, sagte sie.

Es wäre der Gefreite Brummhose, behauptete er.

Sie nahm seine Worte nicht ernst und spielte weiter, bis sie ein Stühlerücken im Nebenzimmer hörte.

Frau von Grame geleitete ihren Gast hinaus. Sie war ein wenig unwillig über Ursula, deren Betragen ihr ungezogen schien.

Stiefgaht war ans Fenster getreten, um den Besucher heraustreten zu sehen. Der tat ihm den Gefallen, noch einmal hinaufzublicken. Allerdings wandte er sich schnell ab, als er Stiefgahts Gesicht erblickte.

„Und es ist doch Brummhose, wenn er auch keinen Bart trägt und vornehm einhergeht."

„Nein, darin täuschen Sie sich, Herr Stiefgaht", entgegnete Ursula lächelnd. „Herr von Enge verkehrt in der besten Gesellschaft, hat ein Gut in Posen, und wenn er mir auch nicht gerade angenehm ist, so muß ich doch anerkennen, daß er ein Mann von Lebensart ist."

„Hüten Sie sich vor dem Menschen", beharrte Stiefgaht eigensinnig. „Wenn mich auch meine Augen täuschen können, meine Musikerohren irren sich nicht."

Frau von Grame erzählte Ursula von Herrn von Enges Plänen und ließ auch durchblicken, daß sie nicht abgeneigt wäre, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Eine Hypothek auf einem ländlichen Grundstück wäre sicherer als ein Bankguthaben.

Ursula war gegen jede geschäftliche Verbindung mit dem Oberleutnant und brachte auch die Mutter dahin, daß sie erst Erkundigungen bei Professor Schamelbeen, ihrem alten Freunde, einziehen wollte.

„Verehrte Freundin," erklärte ihr der alte Herr einige Tage später, „es läuft alles auf die Personenfrage hinaus. Verdient Herr von Enge Ihr volles Vertrauen —"

„Darüber täusche ich mich nicht. Er ist ein Edelmann."

„Um auch alle Einwände zu beseitigen, werde ich mich unter der Hand nach ihm erkundigen. Eine Woche Aufschub wird das Geschäft wohl vertragen."

Frau von Grame war damit einverstanden. Es lastete so viel Sorge auf ihr, daß sie froh war, wenn ihr jemand ein Stück Verantwortung abnahm, und sprach das auch offen aus.

„Könnten Sie sich nicht auf Ihr Altenteil zurückziehen und die Sorge den Jungen überlassen?" scherzte er. „Was macht denn Herr Karr?"

„Er meidet uns. Den Grund kenne ich nicht."

„Ursula?"

„Möglich."

„Schade. Der Mann kann mir gefallen, und heute gilt nur der Mann, das Beiwerk nichts. Alles schwankt. Ein guter, fester Charakter ändert sich nicht, der bleibt auch unter schwierigen Umständen."

Als Frau von Grame nach Hause kam, fand sie einen Brief mit dem Aufdruck der Kommandantur Breslau vor.

„Unter den Papieren des Schwerverbrechers Brummhose, alias Oberleutnant von Enge, fand sich Ihre beifolgende Karte. Sie werden ersucht, den p. Brummhose bei etwaigem Zusammentreffen unverzüglich zu melden, daß seine Festnahme erfolgen kann."

Vierzehntes Kapitel.

Mitte Februar gab es Kohlenferien. Eltern und Lehrer nahmen sie mit gemischten Gefühlen hin. Man stand vor Abschluß des Schuljahres; für viele Schulen war es das erste seit 1914, das regelmäßigen Unterricht geboten hatte, wenn auch bei weitem noch nicht alle Schulräume zur Verfügung standen. Eine Befestigung des Stoffes durch allgemeine Wiederholung war dringend nötig. Die dürftig wiederhergestellte Zucht mußte sich durch die Unterbrechung wieder lockern. Die Lehrer erfuhren häßliche Beurteilung, als ob sie für lauter Nichtstun bezahlt würden. Doch ließ sich die unfreiwillige Muße nicht vermeiden. Die Klassen konnten nur schwach geheizt werden. Die Kinder kamen bei dem naßkalten Wetter, bei der mangelhaften Ernährung und Bekleidung aus Husten und Niesen nicht heraus. Mit Sorgen schaute mancher Volksfreund auf die abgehärmte Jugend, die Deutschlands Zukunft bilden sollte. Es mochte einem bange werden.

Karr vertrat den Rektor der Schule. Der alte Herr war nie in seinem Leben krank gewesen; hatte kaum einmal einen Tag Urlaub gehabt; hatte die Kriegszeit mit allem Schulärger wacker durchgehalten; Vertretungen für fehlende Lehrkräfte gesucht, Klassenräume ausfindig gemacht, Stundenpläne aufgestellt und umgeworfen, zehn- und zwanzigmal im Jahre; kurz, eine Unsumme unnötig nötiger Arbeit geleistet, wofür ihm kein Mensch dankte. Nun war er über den Berg hinweg, die letzte Spannkraft verbraucht, der Zusammenbruch da.

Der Kleinkram des Amtes behagte Karr wenig. Zerschlagene Fensterscheiben, beschädigte Karten, langwierige Unterhandlungen mit unzufriedenen Eltern, Schreibereien und Listen beanspruchten viel Zeit. Eine Unterrichtsstunde war ihm eine geistige Erholung.

Im Verein mit Luckow hatte er sich bemüht, Kinder in Wietau unterzubringen. Zwanzig sollten im Frühjahr dort eintreffen und dreißig andere in den großen Ferien. Selbst Bullock hatte sich erboten, zwei größere Mädchen aufzunehmen; er war von seiner Verachtung der Weiberwirtschaft abgekommen.

Luckow benützte die Kohlenferien zum Umzug. Er hatte eigentlich vor, die restlichen drei Wochen mit einem Schlafzimmer auszukommen und seine Familie nach Wietau zu bringen. Aber die Wohnungsbehörde setzte ihm so schnell Nebenmieter in die Zimmer, daß er auch die letzten Geräte fortschickte und zu Karr zog.

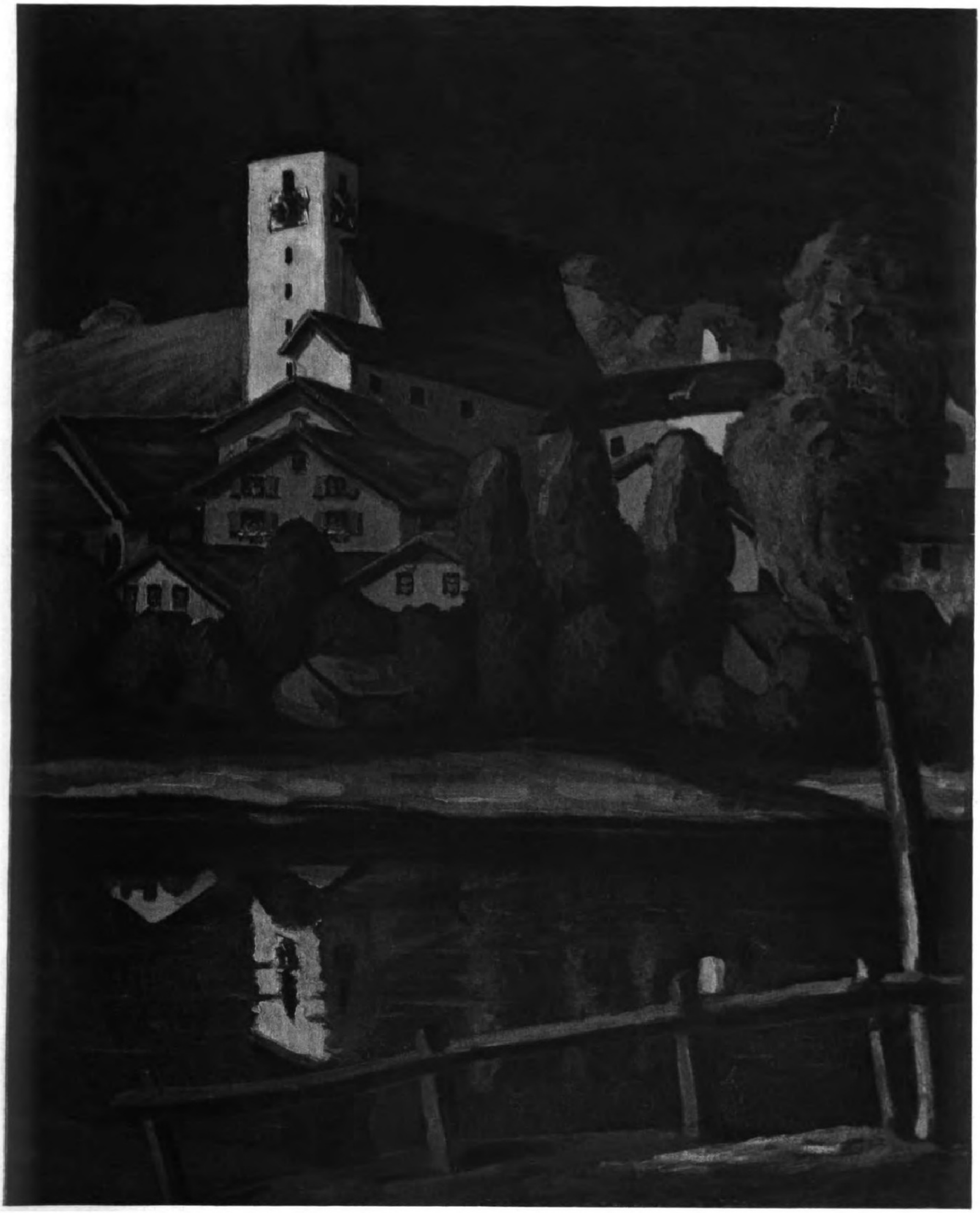
Frau Luckow machte mit Liese einen Abschiedsbesuch. Frau von Grame wäre am liebsten mit nach Wietau gezogen. Die Verhältnisse waren schier unleidlich geworden. Eben hatte sie ein neues Mädchen gemietet. Kaum hatte es eine Säuberung der Wohnung angefangen, als es erklärte:

„Das ist Dreck von der alten; den muß die noch wegschaffen."

Alle Einwendungen, daß die frühere Bedienung nicht mehr in Frage käme, da sie, wer weiß, wohin, gezogen wäre, wurden durch die ständigen Worte: „Den Dreck brauche ich der anderen nicht nachzuräumen" niedergeschlagen.

Ursula veranlaßte die Mutter zur Entlassung, die allerdings Geld genug kostete. Sie wollte vorläufig die Wirtschaft allein führen; die Wohnung sollte aufgegeben und ein kleineres Quartier genommen werden; Ursula hatte Aussicht, eine Stelle als Bibliothekarin zu erhalten. So hoffte man, sich durchschlagen zu können.

(Fortsetzung folgt.)



Abend an der Ilz (Niederbayern).

Nach einem Gemälde von Fritz Scherer.

Der Münchner Glaspalast 1921.

Von Dr. G. J. Wolf.



Rudolf Otto: Heiliger Sebastian.



Felix Baumhauer: Christus am Kreuze, Maria und Johannes.



Richard Schaupp: Reformatoren.

Den alten, traurigen Sang von der ermüdenden Eintönigkeit der sich Jahr um Jahr wiederholenden, in erster Linie Verkaufsgelegenheit für die Künstler schaffenden Ausstellungen will ich nicht wieder anstimmen. Er wäre natürlich auch dem diesjährigen Glaspalast gegenüber am Platze. Indessen bis die eines Tages sicher eintretende Reform unseres Kunstausstellungswesens, die mit dem kulturellen Ausbau unseres ganzen öffentlichen Lebens Hand in Hand gehen muß, Platz greift und unseren Ausstellungen ein neues Gesicht gibt, wollen wir uns lieber bescheiden mit dem, was Künstlergeist und -fleiß schaffen, und dafür manche Flaute des Ausstellungsbetriebes in den Kauf nehmen.

Eine Erfrischung im Glaspalast bieten stets die kleinen in sich geschlossenen Sammelausstellungen. Die umfangreichste und bedeutendste gilt heuer Franz Defregger, der hier in erster Linie als der Maler farbig ungemein reizvoller Studien auftritt; es sind Arbeiten aus seiner frühen Zeit, fast alle noch jungfräulich, nie gezeigt und eine neue Seite im Wesen des Meisters erschließend, dessen Gesamtpersönlichkeit durch diese Ausstellung eine Bereicherung und in manchem eine Richtigstellung ihrer Beurteilung erfährt. Eine verwandte Erscheinung ist Defreggers Alters- und Stammesgenosse Matthias Schmid, von dem gleichfalls eine stattliche Reihe von Arbeiten ausgestellt ist; sie betonen mehr den Sittenbildmaler, den Schilderer des Lebens und Treibens in der Tiroler Heimat. Der Nachlaß des vor etwa anderthalb Jahrzehnten verstorbenen Ludwig Hofelich vermittelt die Bekanntschaft eines intimen Landschaftsmalers von Art und Bedeutung der Lierschüler. Benno Becker hat drüben bei der „Sezession“ ein Kabinett mit duftigen silbergrauen, mattblauen und zartgrünen Landschaften aus der Toskana und aus der bayrischen Heimat gefüllt. Sonst mögen gelegentlich ihrer Darbietung kleiner Kollektionen noch Viktor Thomas, Franz Gräßel, der ausgezeichnete Entenmaler,! der diesmal auch naturnahe Landschaften und lustige Interieurs zeigt, Walter Ditz und F. C. Kollet wenigstens namentlich erwähnt sein.



Gertrud Zuelzer: In der Kirche.

Einen starken Eindruck nimmt man, wie stets, von Felix Baumhauers religiösen Malereien mit: etwas Ekstatisches, Unwirkliches ist in ihnen, das die Stimmung hinaushebt über Irdisches und Gebundenes und sie gewaltig nach oben reißt. Julius Exters Gemälde „Verspottung Jesu“ behandelt ein religiöses Thema mehr vom Standpunkt der Historie aus, aber es ist reich an Stimmung, wenn es sich darin auch nicht mit Baumhauers religiösen Bildern messen kann. Rudolf Ottos „Heiliger Sebastian“ gewinnt einem seit Weisgerbers Vorgang sehr häufig malerisch behandelten Motiv eine völlig neue Seite ab. Das ist nicht der Sebastian in seiner Not, in seiner erbarmungswürdigen, gemarterten Menschlichkeit, sondern dieser hochgemute Märtyrer hat Nimbus und Pathos des großen Heiligen noch nicht abgetan. Ein wirkungsvolles Figurenbild sandte Richard Schaupp; es nennt sich „Reformatoren“ und zeigt in wirkungsvollem Nebeneinander einen geharnischten Ritter von Huttens Art und den Humanisten, der Melanchthons Züge trägt. Gertrud Zuelzers Kirchen-Bild, ein toniges Interieur mit betenden Frauen, weckt die Erinnerung an Leibl auf. Herrfeldts „Sklavin“ ist ein ausgezeichnet gemalter Akt, auf reliefhafte Wirkung gestellt, eigenartig ansprechend, fesselnd — er gräbt sich als Eindruck ein. Emil Ebers kraftvolle Gestalt eines Bergführers, ein Stück frischer, unbefangener Malerei, erscheint als Hauptwerk im Saal einer neuen Gruppe rheinpfälzischer Maler, deren Zusammenschluß über das rein Künstlerische hinaus starke kunstpolitische Auswirkungen haben kann. Landschaftliche Werke von schöner, eindrucksvoller Stimmung, aus gesundem Naturgefühl entsprungen, stammen von Lucidus Diefenbach, dessen „Morgen am Walchensee“ etwas



Eduard Baudrexel: Die Mutter.



Julius Exter: Verspottung.

Aus der diesjährigen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast.



Emil Eber: Bergführer.



Richard Kaiser: Im September.



Lucidus Diefenbach: Morgen am Walchensee.



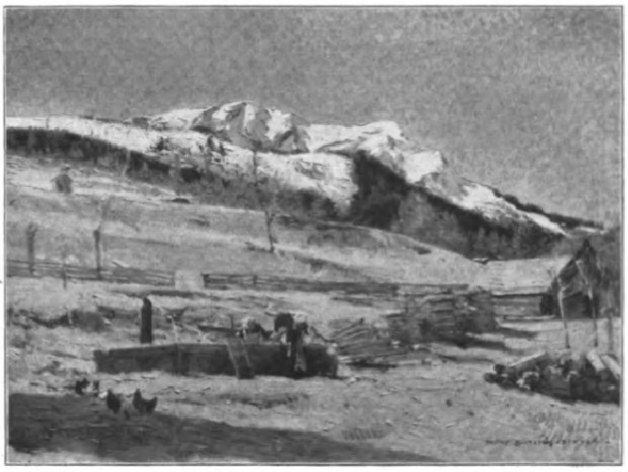
Rudolf Nißl: Kauernder Akt.



Albert Spethmann: Bei Oberstdorf.

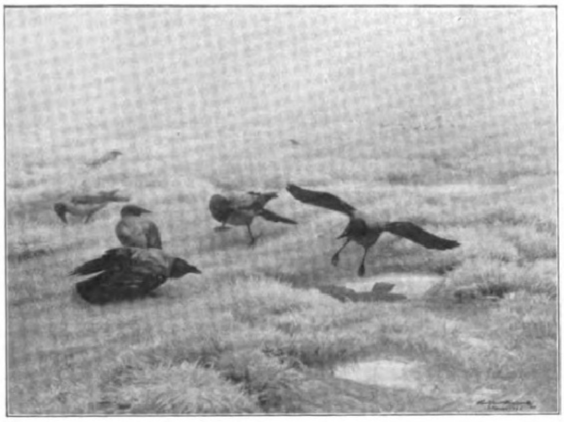


Josse Goossens: Magdalenenfest in Nymphenburg.

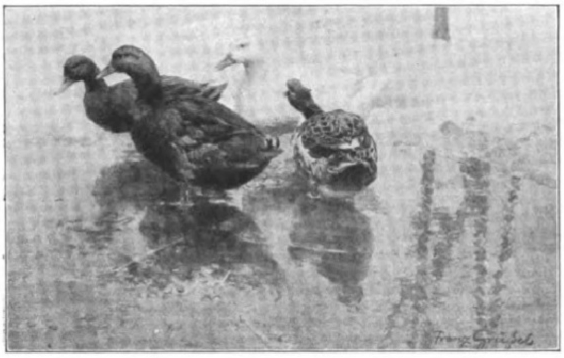


Rudolf Schramm-Zittau: Frühling in den Bergen.

Aus der diesjährigen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast.



Karl Ewald Olszewski: Nebelkrähen.



Franz Gräßel: Tauwetter.

Musikalisches, Symphonisches hat, und von Albert Spethmann, in dessen Oberstdorfer Landschaft Natur und Stadtbild zu einer überzeugenden Einheit verschmolzen sind.

Bei der „Sezession“ ist neben den Landschaften von Richard Kaiser (das schöne Septemberbild!), Pietzsch, Reiser, Beda besonders die sonnenvolle Frühlings-Berglandschaft von Rudolf Schramm-Zittau, ein von Licht und Bergseligkeit funkelndes Bild, bei dem die Übersetzung des Atmosphärischen in die Malerei trefflich gelang, bemerkenswert. Josse Goossens zeigt hier ein farbenfrohes und farbenstarkes, an Bewegung und Gestaltenfülle reiches Nymphenburger Magdalenenfest, die heitere Abschilderung einer althergebrachten Volksbelustigung in dem ehrwürdigen Münchner Vorort. Groebers Bild „In der Sonne“, Nißls „Weiblicher Akt“ und besonders Adolf Hengelers „Groteske“, die nach Erfindung und Technik den Beginn einer neuen Entwicklungsperiode im Schaffen dieses prachtvollen Künstlers bedeutet, bilden Höhepunkte in dieser Abteilung des Glaspalastes. Man sieht heuer übrigens auch Stuck wieder einmal als Maler angemessen vertreten. Von Samberger kam eine Reihe fesselnder Männerbildnisse; einige überaus starke Porträte hat auch wieder der Berliner Fritz Rhein, ein getreuer, ständiger Gast des Münchner Glaspalastes, gesandt. Zügels meisterhafte Tierbilder sind eine Klasse für sich.



Otto D. Franz: Boot an Land.

Jüngere Kräfte der Sezession, vor allem Schwalbach und Hüther, beherrschen den sogenannten Monumentalsaal; hier spricht außerdem das Kreuzigungsbild des Berliners Willy Jaeckel und sprechen einige sehr geschlossene, im Ausdruck ganz konzentrierte Gemälde Fritz Erlers entscheidend mit. Eduard Baudrexels moderne Variante einer Pietà, „Die Mutter“, gehört in diese Reihe.

Von den kleineren Gruppen sind wie stets die Luitpoldgruppe, die „Bayern“ mit beherrschenden Arbeiten von Strathmann, Carl Blos, Urban, Rabending, Otto Franz, der „Bund“ — klein, aber fein! — gut beschickt und geschmackvoll gehängt. Eine Wendung zum Besseren haben auch die Säle der „Juryfreien“, die übrigens jetzt doch so etwas wie eine Jury eingeführt haben, genommen. Hier fallen in erster Linie schöne Arbeiten von Peter van Hamme und von K. E. Olszewski auf.

Die Plastik ist reich vertreten. Eine Nachlaßausstellung, in der es groß geschaute und stark gestaltete Werke gibt, ist für Peter Winter-Heidingsfeld veranstaltet worden. Im schönen, feierlichen Achtecksaal der Genossenschaft, dem besten Raume des ganzen Glaspalastes, herrscht Fritz Behn mit einem zyklischen Monumentalwerk, der Freifigur einer trauernden Heldenmutter und symbolischen Reliefs — es ist die monumentalste Kriegerehrung, die bisher entstanden ist. Ausgezeichnetes findet sich unter den sehr zahlreichen graphischen Arbeiten — vor allem Oskar Grafs Faust-Radierungen, der Zyklus von Joseph Uhl, das Kabinett mit Arbeiten von Ferdinand Staeger, Hubert Wilms schöne Zeichnungen — endlich unter den kunstgewerblichen Arbeiten, die der Bayerische Kunstgewerbeverein in geschmackvoller Auswahl aus den Schöpfungen seiner Mitglieder darbietet.



Marcel René Herrfeldt: Sklavin.



Adolf Hengeler: Groteske.



Hermann Groeber: In der Sonne.

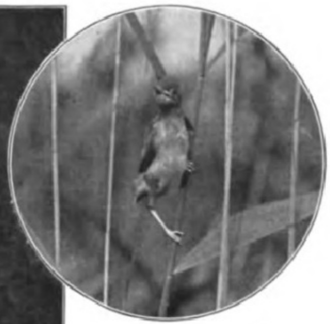
Aus der diesjährigen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast.



Blaumeise vor der Nisthöhle.



Junge Waldkäuze an der Niststätte.



Junger Drosselrohrsänger, kletternd im Rohr.



Junger Turmfalk.



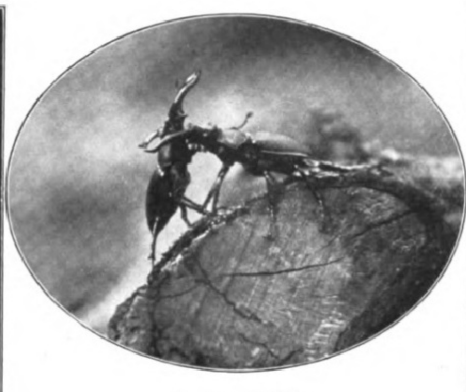
Junge Fischreiher im Nest.



Großer Brachvogel (jung).



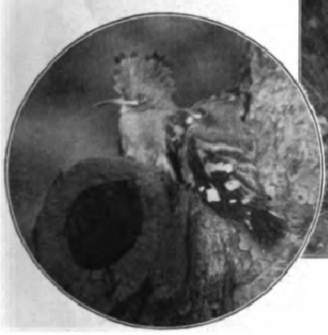
Siebenschläfer beim Hervorkommen aus seinem Schlupfwinkel.



Kämpfende Hirschkäfer.



Junger Nachtreiher.



Wiedehopf. Jungvögel vor der Nisthöhle.



Igelfamilie.



Drosselrohrsänger beim Füttern der Jungen.

Belauschte Tiere.

Photographische Naturaufnahmen von Rudolf Zimmermann, Dresden.



Messingspucknapf für Betelkauer (Sumatra).

Betel.

Von B. Haldy.

Mit 6 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Sirihbesteck aus Messing (Sumatra).



Betelböschen (Sumatra).

Wenn man vom Betelkauen spricht, so ist das sachlich nicht ganz richtig; denn es ist nicht der Betel allein, der gekaut wird. Es handelt sich vielmehr um ein dreifach zusammengesetztes Genußmittel, das aus dem Blatt des Betelpfeffers, dem damit bestrichenen Kalkbrei und der in das Ganze gewickelten Arekanuß besteht. Der Indonesier hat für dieses Triumvirat den Namen Sirih.

Mancher wird verwundert sein, zu hören, daß das Sirihkauen von etwa zweihundert Millionen Menschen betrieben wird, deren Gebiet sich über hundert Längengrade und zwanzig Breitengrade erstreckt. Verständlicher ausgedrückt heißt das, daß fast ganz Hinterasien und Indonesien, also in erster Linie die malaiische Bevölkerungsschicht einschließlich erheblicher Teile von Indien, dem Sirihgenuß huldigen. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß sich der Sirihgebrauch zu einem förmlichen Kultus entwickelt hat, der seine Stätte namentlich auf den Sundainseln hat. Sirih ist dort das Zauberwort, dem alles unterworfen ist. Man unternimmt nichts ohne Sirih und fühlt sich todkrank, wenn der kostbare Stoff fehlt. Die prächtigsten Erzeugnisse heimischer Handwerkskunst sind ihm gewidmet. Kostbare Metallschalen bewahren Nuß und Kalk auf; in getriebenes Metall, das jeder europäischen Tafel zur Zierde gereichen würde, spuckt man den Sirihsaft, mit schöngearbeiteten Metallzangen holt man die Nußstückchen aus ihren Behältern, kurzum, Sirih ist das alleinherrschende und alleinseligmachende Sinnbild der Malaienstaaten. Selbst die primitiven Stämme, die sich einer besonderen Handwerkskunst nicht erfreuen, bewahren das edle Genußmittel in schön geflochtenen Basttaschen und hübsch gearbeiteten Bambusbüchschen auf.

Es ist anzunehmen, daß der Ursprung des Sirihkauens auf religiöse Vorstellungen zurückgeht, die heute noch zum Teil herrschend sind. Aber solange es Indonesier gibt, so lange gibt es auch schon Sirih, und es wird solchen geben, bis der letzte braungelbe Mann zu seinen Vätern versammelt ist. Sirihbereitung ist eine Kunst, sie gilt wenigstens als solche dort unten, und das Geschäft der Zubereitung der kostbaren Bissen ist zumeist den Frauen übertragen. Auf der Reise stellt sich der Mann seinen Priem selbstverständlich selbst her. — Die äußerliche Wirkung des Betelkauens ist sehr unschön. Sie äußert sich zunächst darin, daß sich der Mund des Kauers erst blutrot, dann braunrot färbt, während die Zähne schwarz werden. Das häßlichste aber ist, daß die Betelkauer die widerliche Gewohnheit haben, den roten Saft überallhin zu spucken. Es mutet daher, weil die Haustiere nicht weniger mit diesem blutroten Gruß bedacht werden als etwa die Mutter Erde, recht absonderlich an, Schweine, Hunde und anderes Hausgetier mit roten Flecken übersät herumlaufen zu sehen.

Es geht mit dem Sirihkauen wie mit dem Opium: auch ihm werden von gewisser Seite nur günstige Wirkungen auf den Organismus zugeschrieben. Hebung des Appetits, des Ernährungszustandes überhaupt, geistige Regsamkeit und freundliche Stimmung, das sollen in der Hauptsache die erfreulichen Wirkungen des Sirih sein. Das mag für den Fall eines gelegentlichen Genusses gelten. Die großen Gefahren des Sirihgenusses liegen aber in seiner dauernden Anwendung. Für den Eingeborenen wird der Gebrauch des Sirih zur Leidenschaft. Er verfällt ihm so hoffnungslos wie der Morphinist seinem tröstenden Tonikum.

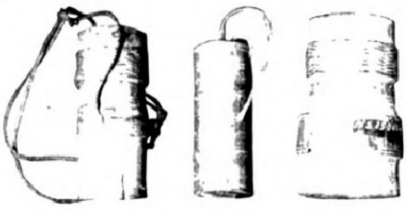
Welchen Umfang das Laster angenommen hat, läßt sich am besten daraus erkennen, daß man den alljährlichen Verbrauch an Arekanüssen auf etwa zweihundert Millionen Kilogramm schätzt. Danach käme auf den Kopf des Verbrauches ein Umsatz von einem Kilogramm. Das andere Reizmittel, das neben dem Kalk verwendet wird, ist das schon erwähnte Betelblatt, das dem kletternden Betelpfefferstrauch (Piper Betle) entstammt, der in ganz Indonesien heimisch ist. Seine brennend gewürzhaft schmeckenden Blätter sind es in erster Linie, die die starke und schließlich den Organismus schwächende Speichelabsonderung veranlassen. Die Arekanuß ist die Frucht der Arekapalme (Areca Catechu), die ebenfalls ihren Hauptsitz auf den Sundainseln hat, aber nunmehr durch das ganze Sirihgebiet verbreitet ist. Da sie jedoch ganz bestimmte klimatische Anforderungen stellt, so ist ihr Anbau nicht überall möglich, und die Früchte stellen deshalb einen hochwichtigen Ausfuhrartikel nach den Sirihgebieten dar.



Betelzange (Sumatra).



Betelpfefferstrauch (Piper Betle).



Büchsen für Kalk zur Betelbereitung (Kleine Sundainseln).



Aus dem fernen Osten: Brücke in Bangkok, der Hauptstadt Siams, mit kleinen, als Wohnungen dienenden Holzbauten. Die Bebauung der Brücke mit diesen Holzhütten zeugt von dem Wohnungsmangel, der in Bangkok herrscht. Nach einer Aufnahme von Max Krüger.

Der alte Sänger.

Von Carl Marilaun.

Der Sänger drehte die Visitenkarte zwischen den Fingern, strich sich durch das schüttere, grau gewordene Haar und ließ einen alten Azaleenstock, der auf der Kredenz des Speisezimmers sein nicht mehr viel beachtetes Dasein fristete, in den Salon bringen, in dem er Besuch empfangen sollte.

Herr Leo Brod hatte sich angesagt, und es wäre schwer tunlich gewesen, Leo Brod abzuweisen, den die Redaktion des „Generalanzeigers“ mit der Bitte um ein dringendes Interview abgesandt hatte.

Brod erschien. Er hatte es abgelehnt, Hut, Stock, Überzieher und die große Aktentasche im Vorzimmer abzulegen, denn der Sänger war alt; es lohnte sich nicht, hier kostbare Zeit zu vergeuden. Außerdem war er für elf Uhr zu Fritzi Hauptstädter bestellt, der Hauptstädter von der neuen Wintergartenrevue, die über einen in der vergangenen Nacht bei ihr erfolgten Dachbodeneinbruch sensationelle Details zu berichten versprochen hatte.

„Bemühen Sie sich nicht, Herr Kammersänger“, sagte Leo Brod und türmte Hut, Stock und Aktentasche auf das blauseidene Sesselchen, das ihm zum Sitzen angeboten wurde. „Ich sitze auch hier gut“, sagte er kordial und stopfte sich auf dem Kanapee ein paar der hier herumliegenden gestickten Kissen hinter den Rücken. Es waren etwas verschossene Kissen mit halb abgetrennten Trobbeln und schon kupferig gewordenen Goldspitzen. Backfische hatten diese Dinge einst für den Kammersänger gestickt. Nun war nicht mehr Staat zu machen mit ihnen, und die Backfische von damals hatten erwachsene Söhne und Töchter, die den Herrn Kammersänger gestern abend auf offener Bühne angeblasen hatten.

Geradezu sensationell angeblasen, muß man sagen, und deshalb war Herr Brod hier.

Der Sänger erzählte, um seinem Interviewer gefällig zu sein, von schönen, aber schon etwas lang vergangenen Tagen, da er in Amerika an der Metropolitanoper den Grafen Luna gesungen hatte. Caruso war damals vermutlich noch ein Waisenknabe gegen ihn. Aber Herr Brod interessierte sich heute nicht für Amerika, er brauchte Authentisches über den gestrigen Abend für sein Blatt. Persönliche Eindrücke. Und er kam wenig zartfühlend auf diese dem Sänger immerhin peinliche Sache zu sprechen. Die angebotene Zigarette lehnte er, um nicht Zeit zu verlieren, ab, besann sich dann aber und steckte sie in sein Etui. Sodann wollte er wissen, ob sich auch das Parkett an den gestrigen, recht unliebsamen und bedauerlichen Demonstrationen beteiligt habe.

Der Herr Kammersänger setzte sich behutsam auf einen der zerbrechlichen blauseidenen Sessel. Herr Brod dort drüben ging ihm nicht einmal bis zur Schulter, aber der alternde Riese hatte das entmutigende und quälende Gefühl, ein ganz kleiner Knabe zu sein. Ein Nichts, ein Subjekt, das sich zu rechtfertigen gebeten wurde. Also nein, das Parkett hatte sich, selbstverständlich, keinesfalls, unter gar keinen Umständen beteiligt. Und was die Galerie anlangte — „Du lieber Gott,“ sagte der Kammersänger und verfolgte irritiert den Bleistift des stenographierenden Herrn Brod, „es war ein Mißverständnis, einer der Zufälle, die vorkommen können. Ich habe den Einsatz verfehlt, überdies bin ich schonungsbedürftig, überanstrengt, ich habe die Partie schon seit zwei Jahren nicht mehr gesungen.“

Der Interviewer notierte: „Übelwollen der Direktion, heftiger Auftritt mit dem Kapellmeister, Sänger zum Auftreten gezwungen trotz vom Hausarzt bescheinigter Angina.“

„Ja,“ sagte er und knüllte das Papier in seine Westentasche, „warum hat man Ihnen die Partie vor zwei Jahren abgenommen? Warum singen Sie überhaupt so selten? Wehren Sie sich nicht? Gab es Skandal mit dem Direktor? Haben Sie sich über die Kollegen zu beklagen? Und wie stehen Sie sich mit dem neuen Baritonisten, Herrn Erichsen, Ihrem Nachfolger, der jetzt Ihre Rollen singt?“

„Herr Erichsen“, sagte der Sänger schwach, „kann nicht gut mein Nachfolger genannt werden. Ich habe ja noch meinen Kontrakt, er läuft erst in achtzehn Monaten ab. Erichsen schätze ich, ich achte ihn hoch. Er ist ein reizender, sehr gut erzogener junger Mann mit glänzenden Mitteln. Er wird es noch weit bringen.“

„Ja—a“, sagte Herr Brod, putzte seine Gläser am Rockfutter, sah auf seine Uhr und stand auf. „Er singt seit zwei Jahren Ihre Partien. Gestern sagte er ab, und Sie sind eingesprungen. Und?“

„Ich möchte das nicht so sagen: eingesprungen!“ sprach der Kammersänger und empfand, daß er nicht nur mit dem Direktor, mit Erichsen, mit gewissen schlecht erzogenen Leuten im Publikum, sondern auch mit Herrn Leo Brod um eine erschütterte Position zu kämpfen hatte. „Eingesprungen kann man gewiß nicht sagen. Ich habe, als Herr Erichsen heiser wurde, kollegialerweise meine Dienste angeboten. Es handelt sich hier um meine Lieblingspartie, die ich kreiert habe. Ich sang sie in Amerika, ich habe sie dem Zaren, dem König von England, der Prinzessin Battenberg, dem Großherzog von Darmstadt vorgesungen. Wollen Sie die Orden sehen? Das Publikum hat mich in der Partie bejubelt ...“

Vor fünfzehn Jahren! dachte Herr Brod, etwas gereizt, denn seine Zeit war reichlich abgelaufen, und die Geschichte vom Bodeneinbruch bei Fritzi Hauptstädter mußte unbedingt ins Abendblatt.

„Ein Morgenblatt“, sagte er, „schrieb heute, daß Sie sich im Hinblick auf die gestrigen Vorfälle mit dem Gedanken tragen, der Direktion eine vorzeitige Lösung Ihres Kontrakts vorzuschlagen.“

„Ich habe es gelesen,“ sagte der Kammersänger, „aber Gott soll mich bewahren. Ich denke nicht dran, ich fühle mich frisch — das heißt, nicht gestern, aber überhaupt. Ich bin nur eben kein Schlosser, der antritt, wenn es pfeift, nicht wahr? Ich habe Sorgen in meiner Familie, die Zeiten sind nicht gut, ich fühle mich ermüdet —“

„Wieso?“ fragte Herr Brod und setzte rein aus Versehen seinen Hut auf. „Wieso und inwiefern? Sie singen doch wahrhaftig selten genug!“

„Ja“, sagte der Kammersänger, in die Enge getrieben, traurig, gepeinigt und mit einem sterbensüblen Gefühl des vollständigen Vernichtetseins, gegen das er sich jetzt merkwürdig oft zur Wehr zu setzen hatte, „ich singe nicht oft, es gibt Intrigen, man vergißt meine Verdienste; und dazu wachsen diese neuen jungen Menschen heran, die weder Ehrfurcht vor der Tradition noch Kunstverständnis noch Achtung vor einem großen Namen haben. Aber wollen Sie, lieber Herr Brod, nicht ganz einfach schreiben, daß Herr Kammersänger N. N. nicht im entferntesten daran denkt, den gestrigen, durchaus belanglosen Vorfall irgendwie tragisch zu nehmen, daß von einer Lösung des Kontrakts natürlich nicht die Rede ist und das Institut — schreiben Sie: das Institut — den größten Wert darauf legt, dem hochgeschätzten Künstler keinen wie immer gearteten Anlaß zur Verstimmung ...“

„Natürlich, ich werde schreiben“, sagte Herr Brod, schüttelte die Hand des Kammersängers, empfahl sich und lief, um zu Fritzi Hauptstädter zurechtzukommen.

„Tragen Sie“, sagte der Kammersänger zu seinem Mädchen, „die Azalee ins Speisezimmer zurück. Oder werfen Sie sie weg.“

Er stand vor dem Spiegel, besah in ihm das Zimmer mit den alten Kränzen, den verblichenen Schleifen, den von Herrn Brod in Unordnung gebrachten Polstern und strich sich langsam durch das schüttere, grau gewordene Haar.

„Vergessen Sie nicht,“ sagte er zu dem aufräumenden Mädchen, „um fünf das Abendblatt zu holen. Es bringt einen Artikel über mich.“

Die Flöte des Pan.

Ein Waldmärchen von Karl Demmel.

Pan hatte schon lange seine Flöte im Walde verloren. Da blieben die jungen Vögel im Walde stumm, denn es war niemand da, der sie das Singen so gut lehren konnte wie Pan. Die Nestalten waren der Singerei müde geworden und saßen zufrieden und behäbig in ihren Nestern und ließen sich die Neuigkeiten aus den Dörfern und Städten vom Zeitungsjungen Spatz in die Ohren zwitschern. Denn es waren gar viele Heimlichkeiten darunter, die niemand weiter hören durfte. Und so war es still geworden im Wald, wie in einem Dom. Der liebe Herrgott hatte gar kein Wohlgefallen mehr an seiner Schöpfung. Im Traume schalt er auf den trägen Pan ob seiner Unachtsamkeit wegen der Flöte. Aber der grinste nur in sich verstohlen hinein und freute sich unbändig, daß der Herrgott, dem sonst die ganze große Welt untertänig war, seinetwegen einmal in Zorn kam. Das Spiel währte aber nicht lange.

Eine Birkenfee, die mitten im Walde auf einem hellgrünen Wiesenplan zwischen fünf schlanken Stämmen ihr Heim hatte, war in Pans Flöte verliebt. Hörte sie deren Ton, so zitterte sie ihr jungfräulich zart entgegen und koste mit Pan irgendwo am Waldbach. Da saßen denn rings die Vögel um das Paar im Kreise, wippten mit den Schwänzen und sperrten die kleinen Schnäbel zum Lehrgesang: „Piep — piep — piep, piep, piep, piep — türülürü — piep, türülürü . . .!"

Und dann kam sich der Pan so furchtbar wichtig als Schulmeister der Waldvögel vor. Das war ein Üben und Singen; die älteren sangen schon Morgen- und Abendlieder ohne Notenblatt. Da freute sich die Birkenfee gar unbändig, und sie küßte den Pan, an dessen Unterkinn ein teuflisch kecker Spitzbart saß, rasend auf seinen rotblühenden Mund. Der liebe Herrgott hatte aber die Sorglosigkeit, die Pan wegen der verlorenen Flöte an den Tag legte, nicht verschmerzen können und war deshalb arg verschnupft.

Da kam eines Sommerabends der Schafhirt heimwärts zum Dorf durch den Wald getrottet. Er stolperte mit dem Fuß über ein Bündel Fichtennadeln — da lag eine wundervolle Flöte, gefügt wie des Kantors Orgelpfeifen in der Dorfkirche. Der Hirt setzte sich auf einen abgeschlagenen Baumstumpf und probierte die Töne: Justament fingen die Vögel ein Jubellied zu tausend Stimmen an! Pan war zum Sonnenwendfest irgendwo bei einer Zwergengesellschaft zu Gaste geladen, wo perlender Wein floß; so hörte er nicht seiner verlorenen Flöte Sang.

Die Birkenfee aber lauschte bei den Klängen auf und freute sich unbändig, daß die Flöte wieder gefunden war. Zart, wie ein nebliger Tau schwebte sie durch die Stämme, schlich sich an den Hirten heran, da sie Pan in dieser Verkleidung wähnte, und hielt ihm beide Augen zu. Der Hirte war erst erschrocken, dann aber packte er die zarten Händchen fest und siehe: das herrlichste Weib lag ihm im Arme. Oh, was für große Augen hat die Birkenfee gemacht, als sie eine menschliche Stimme hörte. Sie bettelte so inständig, der Hirt möge sie doch freilassen, aber der tat es schon lange nicht, und die Birkenfee mußte mit ihm zum Dorf zu seiner alten Mutter gehen. Als sie den Wald verlassen hatten, war aus der Birkenfee ein leibhaftig herrliches Mädchen geworden, das nicht wieder zurück konnte zu ihrer Wunder- und Traumwelt. Des Hirten Herz sprang selig, wie das eines Freiers.

Die Waldhexe sah die beiden im letzten Augenblick noch, als sie zum Waldesrand hinaustraten, aber da war es auch mit ihrer Macht vorbei. Sie erzählte am nächsten Morgen dem weinkatrigen Pan die Entführungsgeschichte brühwarm und brachte sich nun in empfehlende Erinnerung. Aber der Pan lachte sie aus und stieß sie voll Tollheit mit seinen Hörnern. Da der Herrgott die Faulenzerei des Pan satt hatte, der sich um den Gesang der Waldvögel nicht mehr kümmerte, gab er den Vögelchen die Stimmen in den Tönen, wie es ihnen der Hirte vorgeflötet hatte.

Vor lauter lieber Langeweile ist Pan eines Tages aus dem Wald verschwunden und wurde niemals mehr von Menschen gesehen.

Die Hexe ist aber vor Wut ob des abgelehnten Heiratsantrags noch in selbiger Nacht gestorben.

Aphorismen.

Auf dich selbst angewiesen bist du dann erst recht, wenn du von sogenannten guten Freunden viel beraten wirst.

Ehe wir einen Menschen wirklich verstehen lernen, mißverstehen wir hunderte.

Die Welt verkennt am meisten die Weltfremden.

Das eigene Unglück kommt uns häufig erst durch das Glück anderer zum Bewußtsein.

Wirklich vereinsamt bist du erst dann, wenn du den Glauben an dich selbst verloren hast.

A. Kunze.

Der moderne Luxus beruht darauf, sich nur solcher Gegenstände zu bedienen, die absolut keinen praktischen Wert besitzen.

Die Kunst, sich mit Grazie eine Zigarette anzuzünden, ist heutzutage wichtiger, als tiefsinnige Gespräche über Sokrates und Perikles führen zu können.

Es ist ein Martyrium, ein „Genie" zu sein. Und man muß wirklich ein Genie sein, um dieses Martyrium ertragen zu können.

Alfred Perles.

Aus Wissenschaft und Technik.

Auswanderer im Tierleben. Wird ein Gebiet von einer Tierart übervölkert, so wandert sie aus. So entstehen die tierischen Völkerwanderungen, wie sie uns vom Lemming aus dem Schrifttum, von fliegenden Kerbtieren aber aus eigener Beobachtung bekannt sind. Wurde doch erst dieser Tage von tanzend wandernden Wolken auf der Halbinsel Darß berichtet, die sich zeitweilig in Erdnähe herabließen und als ungezählte Scharen von Stechmücken die Menschen plagten. Einen meilenlangen, westwärts über Königsberg hinwegwandernden Libellenzug, der länger als 24 Stunden, freilich mit nächtlicher Rast, fortdauerte, sah Hagen 1852 aus einem Teich bei Devau seinen Ursprung nehmen; er begann dort mit lauter glänzenden frischgeschlüpften Tieren. Bald nach Beginn des letzten Krieges stellte man in naturwissenschaftlichen Schriften derartige Erscheinungen, wozu ferner die gelegentlich auch in unser Land gekommenen Schwärme von Wanderheuschrecken und Flüge des Steppenhuhns gehören, mit Aufmerksamkeit zusammen, um sich an ihnen die wichtigste natürliche Ursache der Kriege zu vergegenwärtigen. Während der Kriegsjahre wurden zufällig die Beobachtungen um einige vermehrt, die in naturwissenschaftlicher Hinsicht Beachtung verdienen. Man sah hier und da Züge vom Kohlweißling. In einem Falle ließen sich erst einige Tiere, dann immer zahlreichere auf einem Moor nieder, wo die insektenfressende Sonnentaupflanze Drosera sehr viele abfing und die Fläche mit gefesselten Faltern übersät wurde. In einem andern Falle überflog ein wandernder Schwarm die Alpen. Schreitmüller sah in Frankreich in einer Nacht einen mehrere Meter breiten und viel längeren Zug dichtgedrängter Frösche, die einem Sumpf entwanderten, den man durch Hineinwerfen von Kalksteinen zuschmiß. Sie nahmen Richtung auf eine andere feuchte Stelle unter Überquerung einer staubigen Straße und ihrer Seitengräben. Die feuchte Luft von dort mag sie gelockt haben, doch Ortskenntnis kann nicht im Spiele sein. Aber das Beachtlichste an vielen dieser Erscheinungen ist die offenkundige Änderung des Trieblebens: die Libellen rasen nicht schnell dahin, wie sie es sonst bei ihrer Kerbtierjagd tun, sondern ziehen langsam und gemächlich; die Weißlinge dagegen, die sonst scheinbar gemächlich von Blume zu Blume gaukeln, sah man unentwegt geradeaus flattern. In beiden Fällen war also der Nahrungstrieb zurückgedrängt, in anderen wird ihm nur vorübergehend nachgegeben. Und was ist's, was ihn verdrängt und um so deutlicher zum Ausdruck kommt? Der „Wandertrieb"? Ja. Aber worin besteht er? Nicht nur im Weichen vom ungünstigen Platze, sondern hinzu kommt, daß nun auf einmal die Tiere eins dem andern folgen; also bei Tieren, die sich sonst umeinander nie kümmern außer in der Liebe, ein plötzlich offenbar werdender Nachahmungstrieb, denn sonst würde der Schwarm nicht beisammenbleiben. Damit werden uns gewissermaßen verborgene Tiefen ihres Innenlebens offenbar, und wir finden einen Grund mehr, uns die maschinenmäßige Deutung ihres Trieblebens möglichst zu versagen. Der wandernde Tierschwarm aber erlangt gleichsam einen einheitlichen, starken Volkswillen, so unselbständig sich auch das einzelne Tier in ihm verhält, ein mächtiges Drängen, das auch große Schwierigkeiten überwindet und übrigens nicht immer zum Guten führt — mangels eines Ziels. Insektenschwärme übersteigen Berge. Ob es verbürgt ist, daß ein Mäuseheer einen breiten Strom überqueren kann, oder nicht, jedenfalls wäre es nicht unglaublich, und die Sage vom Mäuseturm gibt es dreimal auf kleinen Inseln im deutschen Sprachgebiet. Fünf Bären sah man meilenweit von der japanischen Küste seewärts hinausschwimmen. Steppenhühner kamen auf dem Fluge nach Westen massenhaft im Atlantischen Ozean um. — Die Parallele aus dem Menschenleben ist nicht nur die Völkerwanderung alter Art, sondern auch — wo der Geist neue Wege oder Auswege sucht — jegliche Entschließung der Massen in Zeiten, die zum Entschluß drängen. Je stärker das Drängen, um so ungewisser ist das Ziel, und um so nötiger sind an der Spitze weitschauende Führer.

Prof. Dr. V. Franz.

Vom Scheintod der Pflanzen. Es gibt nicht nur scheintote Tiere und Menschen, auch bei Pflanzen sehen wir die Tatsache des Scheintodes auftreten, und zwar noch häufiger und ausgedehnter als bei den anderen Lebewesen. Wie dort, so ist es auch hier mit großen Schwierigkeiten verbunden, ja vielfach ausgeschlossen, den Todeseintritt zeitlich genau festzustellen. Scheintod nennen wir einen Organismus, wenn er, ohne merkbare Lebenszeichen von sich zu geben, seine Lebensfähigkeit sich bewahrt hat. Hierüber entscheidet aber nicht bloßes Ansehen, sondern eine eingehende Prüfung einzelner Organe, Gewebe oder Zellen. So hat man bei den Pflanzen zu den Mitteln der Plasmolyse, der elektrischen Induktionsschläge, der Loew-Bokornyschen Silberreaktion gegriffen bzw. bei blauen, violetten oder rot gefärbten Pflanzen das Durchlassen des Farbstoffes als geeignetes Prüfungsmittel, als Lebensreaktion erkannt, wobei die erstgenannte Methode wohl als die beste und zuverlässigste angesehen werden kann. Plasmolyse (Abheben des Protoplasmas von der Zellwand bei Einwirkung wasserentziehender Mittel, wie zehnprozentiger Kochsalzlösung) tritt nur bei lebenden Zellen, niemals bei toten ein. Sie kann leider bei ganz kleinen Zellen nicht beobachtet werden, desgleichen auch nicht bei mit Reservestoffen vollgepfropften, die einer derartigen Schrumpfung im Wege stehen. Somit bleibt bei Versagen der verschiedenen genannten Methoden schließlich nur die Erfahrung übrig, die uns feststellen läßt, ob sich die Gewebe, Keime, Zellen usw. weiterentwickeln oder nicht. Der Scheintod der Pflanzen ist eine weitverbreitete Tatsache, namentlich bei Formen, die häufig dem Austrocknen unterworfen sind und ein solches auch weitgehend vertragen können. Von großer Lebenszähigkeit sind nach dieser Hinsicht die Moose. Man hat Lebermoose sieben Monate im Herbarium aufbewahrt und beobachten können, daß sie unter natürlichen Bedingungen wieder weiterwuchsen. Moossporen keimten sogar nach fünfzigjähriger Aufbewahrung im Herbarium und unterschieden sich nach dieser Hinsicht nicht von frischen Sporen. Von sporenbildenden Bakterien (Bacillus vulgatus beispielsweise) wird eine zweiundneunzigjährige Lebensfähigkeit auf Grund von eingehenden Untersuchungen behauptet. Auch die Samen der Blütenpflanzen weisen in ihrer Lufttrockenheit bekannte Beispiele des Scheintodes auf und unterscheiden sich äußerlich nicht von einem toten Korn. Unsere Getreide-

samen sind ohne jegliches Lebenszeichen und zeigen keinerlei Erscheinung des Wachstums oder der Assimilation, solange sie, mit Papier umhüllt, in Gefäßen oder sonstwo aufbewahrt werden. So bleiben Weizen-, Gersten- und Haferkörner zehn und mehr Jahre keimfähig, und die Samen der Schmetterlingsblütler und kürbisartigen Gewächse usw. vermögen beispielsweise, in Schubladen trocken aufbewahrt, noch länger zu leben. Allerdings muß die Keimfähigkeit des Mumienweizens ins Reich der Fabel verwiesen werden. Alle diese Mumiensamen zerfallen und faulen, wenn man sie zum Keimen bringen will (man darf im übrigen nicht vergessen, daß manchem Reisenden Mumienweizen untergeschoben wird und es wohl nicht soviel echten Mumienweizen gibt, als unter diesem Namen zum Verkauf kommt). Gleichgültig übrigens, ob das Leben durch Austrocknen oder durch niedere Temperaturen eingeengt wird; die verschiedenen Untersuchungen und Experimente haben gezeigt, daß es sich bei gewissen Samen und Sporen um echten Scheintod handelt, um eine vollständige Unterbrechung des Lebens. Und wenn Becquerel Schimmelpilzsporen, nachdem er sie getrocknet und über ein Jahr luftleer in zugeschmolzenen Röhrchen anfbewahrt hatte, wochenlang der Temperatur von —180° (flüssige Luft) und hernach sogar noch 77 Stunden der Temperatur von —235° C. aussetzte und sie trotzdem keimfähig erhielt, so ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß selbst bei dem absoluten Nullpunkt (—273°) die Samen und Sporen gewisser Pflanzen noch keimfähig bleiben. Wenn auch in der Natur (im Gegensatz zu den erwähnten künstlichen Bedingungen) in den verschiedenen Bakterien, Sporen und Samen selbst bei Scheintod chemische Vorgänge stattfinden werden, so ist vorläufig doch noch unbekannt, auf welche Art der Scheintod in den wirklichen Tod übergeht. Letzten Endes müssen doch physikalisch-chemische Veränderungen der Eiweißkörper den Tod in der Zelle herbeiführen. Dr. Schmid.

Das Problem der Urzeugung. Schon im Altertum begegnen wir wiederholt der Meinung, daß lebende Wesen, wenigstens solche „niederer Art", wie Würmer oder ähnliches Getier, aus unbelebter Materie „von selbst" entstehen könnten. Allen solchen Glauben dürfen wir heute ins Gebiet der Fabel verweisen; selbst Bakterien und dergleichen entstehen nicht aus fäulnisfähiger Substanz, sondern in derselben aus darin zuvor vorhandenen Keimen. Wenn sich gerade für Bakterien die Meinung einer solchen „spontanen" Entwicklung lange noch hat halten können, so hatte das seine besondere Ursache: es gibt Keime, die stundenlanges Kochen lebend überdauern, also noch aufleben und sich vermehren können, wo man alles Leben durch die Siedetemperatur abgetötet zu haben meinte. Obwohl jedoch alle früheren Versuche, durch die man die Urzeugung bewiesen zu haben glaubte, als endgültig widerlegt anzusehen sind, kann die Wissenschaft doch die Möglichkeit der Urzeugung nicht glatt ableugnen, wenn sie sich nicht selbst ableugnen will. Irgendeinmal und irgendwo muß lebende Substanz aus unbelebter entstanden sein, nur das Wie ist uns noch völlig unbekannt. Diesen Vorgang auf einen anderen Weltkörper zu verlegen, trägt nichts zur Lösung des Problems bei, regt aber dazu die schwierige Frage an, wie denn Keime lebender Wesen von dort auf die Erde gelangt sein sollten, und zwar im lebenden Zustande. „Stoff" und „Kraft" können nach unseren wissenschaftlichen Vorstellungen nicht entstehen und nicht vergehen; „Leben" aber kann vergehen, lebende Substanz kann vollständig mineralisiert werden, folglich hat auch die Vorstellung, daß umgekehrt lebende Substanz aus mineralischer entstehen könne, an sich nichts Unmögliches oder Unwahrscheinliches. Freilich ist noch kein einziger Fall beobachtet, der auch nur einen Wahrscheinlichkeitsbeweis dafür erbrächte, daß Urzeugung gelungen sei. Und wenn wir nicht annehmen wollen, es sei zur Urzeugung eine Art von Strahlung erforderlich gewesen, die heute auf der Erde (oder vielleicht auf der Sonne?) erschöpft und nicht mehr vorhanden ist, so müssen wir die Möglichkeit einer Urzeugung auch für unsere Zeit noch offen lassen. Beobachtet ist, daß organische Substanzen aus anorganischen durch einfache Ursachen, z. B. durch die dunkle elektrische Entladung, entstehen, daß einfachere Verbindungen sich von selbst zu komplizierteren Molekülen vereinigen, verdichten können, und daß wenigstens die Formen, in denen einfachere Lebewesen oder die lebende Substanz selbst uns im Mikroskop erscheinen, auch von unbelebter Materie angenommen werden können. Die Formbildung der Zellen oder Zellbestandteile ist aber einer der wichtigsten Lebensvorgänge. Auch gewisse Eigenschaften der merkwürdigen „flüssigen Kristalle" erinnern sehr lebhaft an Erscheinungen der Zellphysiologie. Daß in der Natur keine Urzeugung mehr zur Beobachtung gelangen kann, erklärt sich sehr einfach daraus, daß, wo irgend organische Stoffe sich bilden würden, aus denen dann weiterlebende Wesen entstehen könnten, schon die ersteren durch die überall gegenwärtigen Bakterien aufgezehrt werden würden. In unseren Laboratorien ist aber die Urzeugung auch noch nicht geglückt; bei jedem solchen Versuch wären unbedingt zuvor alle Bakterienkeime auszuschließen, das kann nur durch sorgfältige Sterilisation geschehen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß gerade diese Sterilisation ein Gelingen des Experimentes unmöglich macht, selbst wo es sonst vielleicht nicht ganz ausgeschlossen wäre. So sind es also gerade die Bakterien, die früher zum Beweise erfolgter Urzeugung dienen sollten, die die Lösung des Problems durch Beobachtung und Experiment ungemein erschweren. Wird es der Menschheit jemals gelingen, die allseits interessante Frage zuverlässig zu beantworten? Dr. Hugo Fischer.

Die Fleckfieberforschung. Obschon zahlreiche Experimentalarbeiten über den mutmaßlichen Erreger des Fleckfiebers während des Krieges und im Anschluß daran allerorten vorgenommen wurden, konnte eine Einigung darüber bisher noch nicht erzielt werden. Die meisten Forscher sind der Ansicht, daß feinste, kokkenartige Gebilde, die sich massenhaft im Darm und in den Darmzellen der Laus finden und als Rickettsien von dem Hamburger Forscher Rocha-Lima bezeichnet wurden, den Erreger des Fleckfiebers darstellen. Daß diese Krankheit, die während des Krieges in den verlausten Gebieten des Ostens und Südostens (Rußland, Balkan, Kleinasien) ungeheure Opfer unter Zivil und Militär gefordert hat, ausschließlich durch Läuse von Mensch zu Mensch übertragen wird, wird heute nicht mehr bestritten. Das ist eine wissenschaftlich gesicherte Tatsache; darin stimmen alle Forscher überein. Ein kleiner Teil der Bakteriologen nimmt aber an, daß der Erreger der Krankheit durch einen als Bazillus X 19 bezeichneten Keim dargestellt wird, der zuerst von den beiden österreichischen Bakteriologen Weil und Felix aus dem Körper fleckfieberkranker Menschen gezüchtet wurde.

In der Tat ist es möglich, mittels dieses Keimes ohne weiteres die serologische Fleckfieberdiagnose zu stellen. Eine geringe Menge des Blutserums fleckfieberkranker Menschen gibt noch in sehr starken Verdünnungen eine auffallend deutliche Reaktion mit diesem Bazillus, ähnlich wie das Blutserum Typhuskranker mit dem Typhusbazillus. Es lag daher nahe genug, den Bazillus X 19, der schon im Jahre 1915 in Galizien entdeckt wurde, für den Erreger des Fleckfiebers anzusehen. Alle Bemühungen aber — fast die gesamte bakteriologische Wissenschaft Deutschlands und Österreichs beteiligte sich daran — die Identität des Bazillus X 19 mit dem Fleckfiebererreger nachzuweisen, scheiterten bisher, indem es nicht gelang, mit einer Kultur des Bazillus beim geeigneten Versuchstier, dem Meerschweinchen, ein ähnliches Krankheitsbild hervorzurufen, wie es das eigentliche Fleckfiebervirus, das während des Fiebers in dem Blut und allen Organen kreist, mit Leichtigkeit tut. Jedenfalls sind die Forschungen heute noch nicht abgeschlossen. Eine biologische Rarität, die praktisch höchst bedeutungsvoll geworden ist, bleibt es, daß der Bazillus X 19 fast ohne Ausnahme mit Blutserum Fleckfieberkranker, mit dem anderer Menschen nicht, reagiert. Dadurch hat die von Weil und Felix entdeckte Reaktion eine für die Seuchenbekämpfung höchst wichtige Rolle bekommen. Dr. G. Wolff.

Neuere historische Betrachtung der Medizin. Unserer Zeit, die mehr als eine kurz vergangene nach dem Überblick über Geschehenes drängt, der die Aufsuchung von Notwendigkeit im Ablauf historischen Erlebens Bedingung des Verständnisses ist, bedeutet Geschichte einen ganz besonderen Antrieb zu Bildung und Stützung von Weltauffassung und Lebenserfahrung. Eine neue Geschichte der Medizin kann, zumal bei der in weiten Kreisen sich steigernden Anteilnahme an naturwissenschaftlichen Fragen, daher von vornherein auf Interesse rechnen. Es ist darum bedauerlich, daß die an Hand von gehaltenen Vorlesungen bearbeitete Geschichte der Medizin von Hübotter nicht gedruckt erscheinen konnte, sondern — eine aus Not geborene Rückkehr zu längstversunkenen Zuständen — als autographiertes Vervielfältigungsexemplar des handgeschriebenen Manuskripts in den Handel gelangen mußte. — Um so erfreulicher ist es, daß trotz der äußeren Ungunst der Zeiten eine andere Geschichte der Medizin in durchaus vorkriegsmäßiger Ausstattung erscheinen konnte. Das Ziel, das sich Meyer-Steineg und Sudhoff in ihrer „Geschichte der Medizin im Überblick mit Abbildungen" (Jena 1921, G. Fischer, 444 S.) gesteckt haben, ist spezieller als das mancher ähnlicher Werke. Anfänger sollen einen ersten Überblick über das historische Gebiet erhalten, der alle Fragen anklingen läßt, ohne sie völlig zu erschöpfen; berufstätige Ärzte in den Mußestunden neue Anregung, gestärkte Schaffensfreudigkeit, zuverlässigen Einblick in die fortschreitende Entwicklung ihrer Wissenschaft und deren praktische Betätigung gewinnen; Kulturhistoriker sich einen Überblick über diesen Teil ihres Wissensgebietes verschaffen können. Das πάντα ῥεῖ alles menschlichen Wissens, nicht im Sinne eines Vorwärtskommens, sondern Weiterfließens, findet in der Geschichte der Medizin eindringliche Bestätigung. Die praktische Medizin hat ja Fortschritte erzielt, die einen Vergleich mit früheren Zeiten in vieler Beziehung kaum zulassen. Die theoretischen Grundlagen dagegen ähneln jenen früherer Jahrhunderte, mit anderem Namen zwar, aber im Wesen nicht so verschieden, oft in ganz erstaunlicher Weise. Gerade heute, wo die Fortschritte der Immunitätslehre und Serologie die Anschauungen der pathologischen Physiologie, der Grundlage auch der Behandlungsauffassung, beherrschen, erscheint diese Annäherung, um nicht zu sagen, Rückkehr, an die „Humoralpathologie", an gewisse Grundideen schon des Hippokrates, bemerkenswert. Es mahnt zur Vorsicht und Bescheidung, wie das „gänzlich Überwundene" in der Medizin immer wiederkehrt. — Besonders hervorzuheben ist an dem schönen Werk, bei dem man nur bedauert, daß die neuere Zeit so arg zu kurz kommt, die Ausstattung, namentlich das ungewöhnlich reiche, über 200 Abbildungen umfassende Bildermaterial. Von hohem Interesse ist die Darstellung medizinischer Skulpturen aus der Griechen- und der hellenistischen Zeit. Zu rascher und eindringlicher Orientierung bedeutet die auf solche Weise gewonnene Anschaulichkeit aber gerade für den nichtfachmännisch in das medizinisch-historische Gebiet eingedrungenen Leser eine unerläßliche Unterstützung. Dr. W. Schweisheimer, München.

Vereinheitlichung der Meßweisen radioaktiver Quellen. Vor kurzem fand in der Aula der Freiberger Bergakademie eine Tagung von Radiumphysikern, Radiumchemikern, Radiumtherapeuten und Vertretern der radioaktiven Badeorte Mitteleuropas statt, um über die zukünftige Messung der radioaktiven Quellen eine Einigung herbeizuführen. Den Anlaß zu dieser Tagung bot das große Durcheinander, das sich mit der Zeit in der Meßtechnik der radioaktiven Quellen eingestellt hatte. Die bisher übliche Meßmethode hat so viele Variationsmöglichkeiten und ist von so vielen Korrekturen abhängig, daß je nach Wahl ganz verschiedene Ergebnisse erzielt werden können. Die Verhandlungen führten zu dem Ergebnis, die Messung der radioaktiven Quellen in Zukunft nach der sogenannten Vergleichsmethode auszuführen. Diese besteht darin, daß der Emanationsgehalt der zu messenden Quelle mit einer bestimmten Emanationsmenge, die mit Hilfe einer sogenannten Normallösung im Laboratorium genau herstellbar ist, verglichen wird. Die Versammlung ersuchte den Vertreter der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, sich bei der Reichsanstalt dahin zu verwenden, daß von ihr den Interessenten Radiumnormallösungen für diese Eichzwecke zur Verfügung gestellt werden. Nach der Wahl der neuen Meßmethode war es auch nötig, die Einheit, in der die Aktivität der Quellen gemessen wird, neu festzulegen. Bisher diente dazu die sogenannte Macheeinheit. Sie hängt eng mit den bisher üblichen ungenauen Meßverfahren zusammen und ist nur schwer genau festzulegen. Die Versammlung beschloß daher, trotz der Verdienste, die sich Mache um die ersten quantitativen Messungen auf diesem Gebiete erworben hat, die Macheeinheit in Zukunft zu verlassen und eine Einheit zu wählen, die sich an die internationale Einheit für Emanationsmengen, an das „Curie" anschließt. Da diese Einheit für die Zwecke der Quellpraxis viel zu groß ist, wurde ein Bruchteil des „Curie" als Quelleinheit gewählt, und zwar der Bruchteil: eins dividiert durch zehn Milliarden. Dieser neuen Einheit wurde der Name „Eman" gegeben. Eine Quelle, die bisher eine Aktivität von 1000 Macheeinheiten hatte, wird in Zukunft durch die Zahl von etwa 3600 Eman charakterisiert sein. Schon dieser Name bedeutet für die Quellpraxis eine wichtige Umstellung, bedeutungsvoller ist aber die Wahl des einwandfreien Meßverfahrens,

das es nun ermöglichen wird, die Angaben der Aktivitäten, die von verschiedenen Stellen mit Hilfe der Normallösungen der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt ausgeführt werden, miteinander zu vergleichen. Ludwig Thor.

Ein Forschungsinstitut für unmittelbare Ausnutzung der Sonnenkraft ist jüngst in München errichtet worden. Es ist bekannt, daß die ganze menschliche Technik sich im Grunde genommen immerdar der Sonnenenergie bedient als eigentlich einziger Quelle für alle jene Kraftleistungen, die wir zur Erreichung unserer menschlichen Wünsche brauchen. Alle Technik geht auf Transformation der Sonnenenergie zurück. Ob wir nun Kohle oder andere Brennstoffe zum Heizen unserer Kessel verfeuern, ob wir die Kraft des fließenden Wassers oder des Windes benutzen, immerdar gebrauchen wir verkappte Sonnenenergie, die erst diese mittelbaren Quellen speist oder vor Urzeiten für uns angelegt hat. Wasser und Wind werden uns ja wohl niemals versiegen (so ganz sicher ist dies auch nicht, wenn man millionenjährige Zeiträume meint), aber Kohle und Erdöl werden einmal ihr Ende finden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß die mit der Zeit immer mehr sich ausbreitende Technik in ihrem immer gesteigerten Energiebedarf in den restlich verbleibenden Kraftquellen nicht mehr ihr Auslangen finden wird. Es ist daher schon heute sicherlich nicht kurzsichtig, wenn man daran denkt, gänzlich neue Wege zu finden, die uns zu einer direkten Nutzbarmachung der Sonnenenergie führen können. Welch ungeheure, geradezu alles umwälzende Bedeutung hier eine praktisch durchführbare Erfindung haben müßte, kann keinem Einsichtigen unklar sein. Ganz ohne Anhaltspunkte sind wir nicht. Die verschiedensten Versuche sind gemacht worden, um jene Hunderte von Millionen Pferdestärken, welche die Sonne durch ihre Strahlung uns seit Jahrhunderttausenden völlig kostenlos zusendet, einer unmittelbaren Ausnutzung zu unterziehen. Allein bisher gelang es nicht, erfolgreich die Sonnenkraft zu unseren Diensten einzuspannen. Aus der Erwägung heraus, daß sich private Forschung zu sehr zersplittern muß und unrationell arbeitet, hat nun Bayern offiziell eingangs genanntes Institut geschaffen, welches sich mit der Sammlung aller bisher erlangten Erfahrungen, Versuche und Versuchsanordnungen zur Erreichung des benannten Zweckes zu befassen hat, um so die Grundlage für eine zukünftige erfolgreichere Tätigkeit der Forscher auf diesem so hochwichtigen Gebiete zu schaffen. Die erste Tat des Instituts wird die Herausgabe einer von Dr. Oskar Kausch verfaßten Schrift über die zur Rede stehenden Fragen sein. Max Valier.

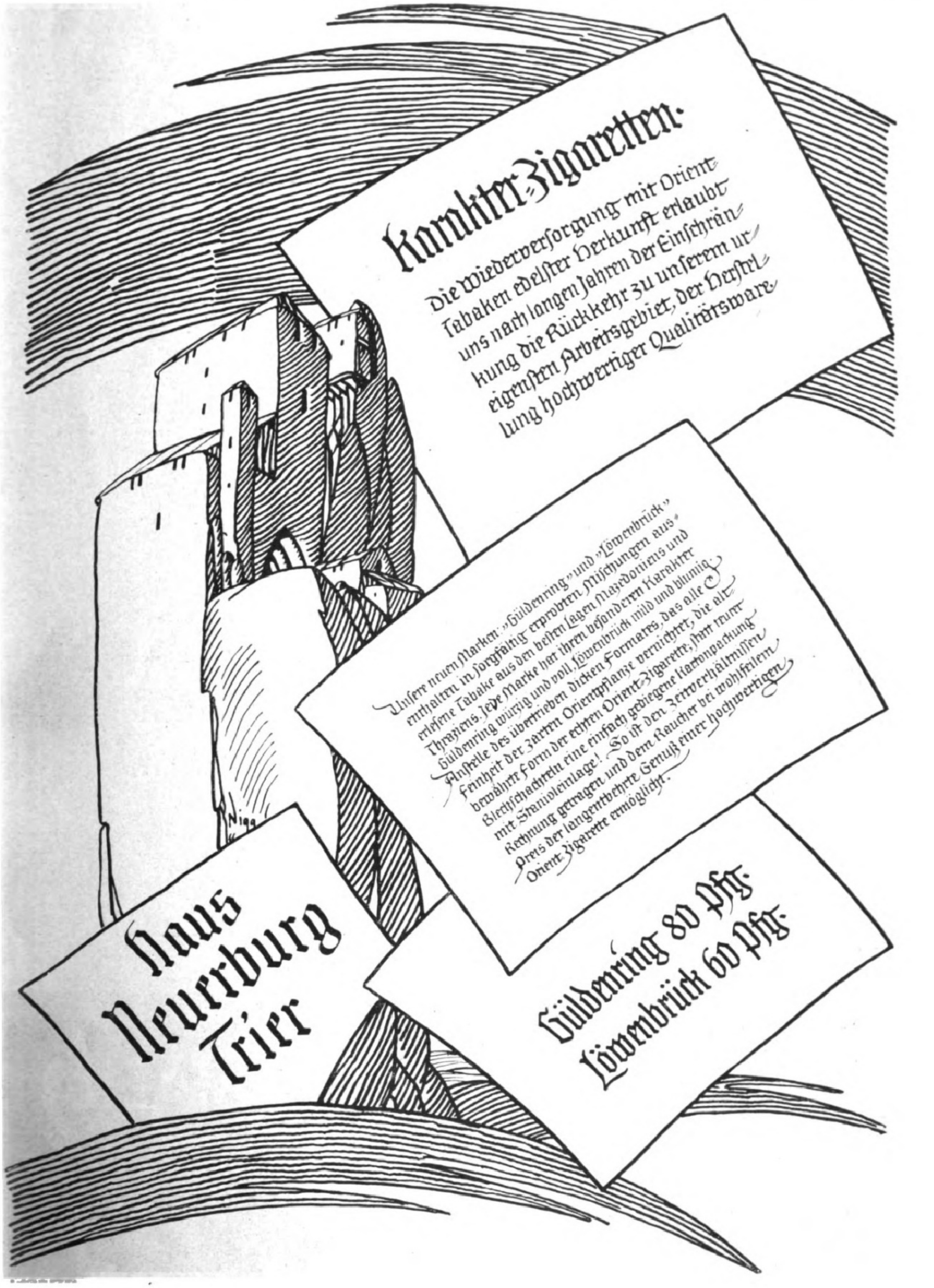
Die Abhängigkeit verschiedener Wassertiere vom Sauerstoffgehalt des Wassers. Daß Fische, Amphibienlarven, kleine Krebse usw. für ihre Atmung ausschließlich auf den im Wasser gelösten Sauerstoff angewiesen sind, ist eine bekannte Tatsache. Trotzdem zeigt sich aber auch für jene Wassertiere, die wohl durch Lungen an der Wasseroberfläche atmen, bei denen aber mit der Möglichkeit einer Hautatmung zu rechnen ist (Frösche, Salamander), eine starke Abhängigkeit vom Sauerstoffgehalt des Wassers. Im Laufe experimenteller Untersuchungen konnte M. Hasegawa beispielsweise den Tod von Fischen in sauerstofffreiem Wasser nach etwa 20, von Fröschen nach etwa 75 Minuten feststellen. Ewald Schild, Wien.

Für die Frauenwelt.

Herbstideen der Mode. Die Mode, wenn sie so hübsche Ideen bringt wie dieses Jahr, ist eine den Frauen stets sehr willkommene Freude. Ihre Kleidsamkeit ist groß, und mit bewundernswertem Instinkt haben sich alle Linien — nicht wie bisher immer nur eine Linie — in den Dienst der Frauen gestellt. In ihrer Klugheit ist die Mode eben schon so weit gekommen, daß sie es einsieht, daß mit einer einzigen Modelinie allein kein Auskommen zu finden ist, und so ist denn heuer nicht nur die Parole für den Herbst ausgegeben, der schlank machenden Linie zu huldigen, die die Figur lang und gerade streckend erscheinen läßt, sondern auch den weiteren Rock, der in seiner Hüftenbetonung die moderne Krinolinenform darstellt, will man einbeziehen. Diese Hüftenbetonung kann besonders bei Spitzentoiletten weich und schmiegsam durchgeführt werden. Flimmernd und glitzernd wie Märchenprinzessinnen, überschüttet mit Gold und Silber, Perlen und Brillanten, so werden heuer die Frauen erscheinen, wenn sie ihre Abendtoiletten überstreifen. Die Verlängerung der Kleider ist nun eine ausgesprochene Sache und bei den Abendkleidern bereits Wahrheit geworden; die Schleppe wirkt deshalb nicht mehr unmotiviert wie im letzten Jahre, als sie aus lauter Verzweiflung für ihre Nichtdaseinsberechtigung oft seitlich vom Gürtel entsprang, nur um überhaupt dazusein. Heuer fällt sie, normal vom Schluß ausgehend, irgendwo pikant gerafft oder verknotet tief zur Erde. Aber noch sieht man sie oft in zwei Teilen geschnitten. Sehr pikant ist die Verbindung der Schleppe mit dem Rücken in einer anderen Stoffart als der des ganzen Kleides. Die Ärmellosigkeit ist bei allen Abendkleidern vorgesehen, und neben dem tiefen Dekolleté ist es auch der hochgezogene Ausschnitt, der sehr pikant bei diesen Toiletten wirkt. Grauer Charmeuse, mit Perlenüberkleid arrangiert, roter Broché mit schwarzem Samtrücken und Schleppe, ein Goldcirésspitzenkleid in Volants, jadegrüner Tüll mit Taftblumen, weiße Seide, mit Silbermotiven gestickt, braune Gaze, mit Silber broschiert, schwarze Spitzen, mit Goldfäden durchzogen, all dies und noch viel mehr Kostbarkeiten werden heuer für den Abend Verwendung finden. Claire Patel.

Die Anwendung des Leders in der Mode. Es ist eine ganz ausgesprochen neuzeitliche Idee, Leder zu Garniturzwecken rein modischer Kleidungsstücke zu verwenden. Nicht zuletzt mag das darauf zurückzuführen sein, daß man vor Jahrzehnten es nicht verstand, dem Leder jene geschmeidige, samtartige Weichheit zu verleihen, die es heute oft auszeichnet, trotz verhältnismäßig großer Dauerhaftigkeit. Halblange, sackartige Paletots, die mittels eines Gürtels zusammengehalten oder lose getragen werden, gelten als der Gipfel der Eleganz auf dem Sportplatz, am Strand, im Gebirge oder morgens am Brunnen der Weltbadeorte. Sie sind aus sogenanntem sämischen Leder, das farblich mit den feinsten Wollstoffen wetteifert und auch hinsichtlich der Weichheit kaum hinter ihnen zurücksteht. Diese Paletots sollen der großen „Elégante“ als Ersatz dienen für die nunmehr fast allzu populären, dennoch unent-

(Fortsetzung siehe S. 36.)


Karakter-Zigaretten.
Die Wiederversorgung mit Orient-
Tabaken edelster Herkunft erlaubt
uns nach langen Jahren der Einschrän-
kung die Rückkehr zu unserem ur-
eigensten Arbeitsgebiet, der Herstel-
lung hochwertiger Qualitätsware.
Unsere neuen Marken: „Güldenring“ und „Löwenbrück“
enthalten in sorgfältig erprobten Mischungen aus-
erlesene Tabake aus den besten Lagen Mazedoniens und
Thraziens. Jede Marke hat ihren besonderen Karakter:
Güldenring würzig und voll, Löwenbrück mild und blumig.
Anstelle des übertrieben dicken Formates, das alle
Feinheit der zarten Orientpflanze vernichtet, die alt-
bewährte Form der echten Orient-Zigarette; statt teurer
Blechschachteln eine einfach gediegene Kartonpackung
mit Stanioleinlage! So ist den Zeitverhältnissen
Rechnung getragen und dem Raucher bei wohlfeilem
Preis der langentbehrte Genuß einer hochwertigen
Orient-Zigarette ermöglicht.
Haus
Neuerburg
Trier
Güldenring 80 Pfg.
Löwenbrück 60 Pfg.
Nigg

(Fortsetzung der „Frauenwelt“ von S. 34.)

behrlichen Wolljacken. Ich sah sie in wundervollem Fraise, Resedagrün, Gelb sowie Weiß — und das ist wohl das Entzückendste, was man sich auf diesem Gebiet denken kann. Insbesondere für den Automobilsport, den Wintersport, für Fahrten über Land, für die Jagd und ähnliche Gelegenheiten sind die gut dreiviertel- und ganzlangen Mäntel aus Nappaleder (aussehend wie starkes Glacéleder), in diversen rötlichbraunen Schattierungen bestimmt. Die Form dieser Mäntel ist sehr einfach; sie sind immer mit mehreren Taschen versehen, mit Kragen, die hoch aufgestülpt und zugeknüpft werden können, und einem Ärmelabschluß, der mittels einer Lasche und entsprechenden Knopfverschlusses ziemlich luft- und wasserdicht geschlossen werden kann. Während die leichten, bunten Luxuslederjacken futterlos bleiben (höchstens stattet die obere Rückenpartie leichtes Seidenfutter aus), werden die wahren ledernen Sportmäntel oder Wintersportpaletots mit weichen Wollstoffen gefüttert. Das leichteste und zugleich sinnvollste Futter dieser Art ist der elastische wollene Trikotstoff. Die Garnitur der Mäntel und Jacken — sofern eine solche gewünscht wird — bilden Pelzkragen und -manschetten, und zwar wird zu diesem Zweck mit Vorliebe grau gefärbter Lynx verwendet (chinesisches Lammfell), Schuppen und das altbekannte Tibetfell, das man uns nun in des Wortes voller Bedeutung „neu auffrisiert“ bringt, das heißt, es wird ausgekämmt. Dieses einfache Mittel wirkt Wunder! Das Fell sieht duftig und buschig aus, es ist kaum wiederzuerkennen und präsentiert sich so elegant, daß man es in den teuersten Ateliers, auf den kostbarsten Abendmänteln als „Weißfuchsersatz“ prangen sieht. Ausgekämmtes Tibetfell wird hauptsächlich weiß und grau, seltener hellbeigefarbig verwendet — gerade diese Nuance bedünkt mich als die schönste. Ob sie nur deshalb weniger kultiviert wird, weil alle grauen Pelzarten Lieblinge der Mode sind, weiß ich nicht zu sagen. Eine besondere Gattung stellen die mit Pelz gefütterten Lederjacken und -mäntel dar. Man sieht zu Futterzwecken in der Hauptsache Katzenfelle verschiedener Art verwendet; daneben Lammfell und dort, wo der Preis sozusagen keine Rolle spielt, das althergebrachte Fehfutter, das dann immer auch als Besatz des Paletots dient. Wie seit Jahren, so sieht man auch heute einzelne Stücke, die so gearbeitet sind, daß sie nicht eigentlich eine Außen- und eine Innenseite haben — man

kehrt nach Belieben heute die Leder-, morgen die Pelzseite nach außen, ganz wie der südungarische Bauer. Und wie in seinem Garderobenbestand, so gibt es auch in dem so mancher eleganten Frau den weißen Lederpaletot, mit weißem Schaffell gefüttert. Daß Leder in allen Farben des Regenbogens zu kleinen, feschen, garniturlosen Trotteurhütchen verarbeitet wird, ist bekannt; neuerdings aber benutzt man Leder auch zu etwas weniger strengen Trotteurs insofern, als man es mit duftigem Material zusammenstellt. Originell ist die Idee, Spitzenstoff, Crêpe Georgette oder gar Tüll mit Leder einzufassen. Derart vorgerichtete Streifen legen sich weich und zwanglos um die ziemlich kolossalen Köpfe der an Beliebtheit gewinnenden großen Hüte. Lederblenden dienen auch als Einfassung von Hutkrempen. Aus buntem Leder bringt die Kunstgewerblerin phantastische, handgenähte, teilweise bestickte Blumen; mit schwarzen Lederblenden sah ich kürzlich eine streng schneidermäßige Jacke aus Marengostoff eingefaßt, mit schwarzem Leder war auch der Kragen ausgeschlagen; schmale, gelochte, gestickte oder mit Applikationen verzierte Gürtelchen sind immer noch ein unentbehrliches Toilettenrequisit; geschnittene Lederfransen sind ein origineller und oft auch geschmackvoller Aufputz. Ganz dünne Lederriemchen und Lederplättchen sah ich gelegentlich die Stickerei aparter Modelle durchsetzen; schmale Lederstreifchen werden mit der Hand auf Stoff aufgenäht, um Streifen- oder Karoeffekte zu erzielen; bunte Lederwesten, vorn ganz lang, hinten kurz gehalten, passen zu jedem Trotteurkostüm.

M. v. Suttner.

Wie muß ein „angenehmes" Frauenantlitz ausschauen? Daß Innenleben und sichtbare Darstellung aufs innigste miteinander verbunden sind und bestimmten Gesetzen unterstehen: wer möchte es bezweifeln? „Es ist der Geist, der sich den Körper baut!" sagt ein bekanntes Dichterwort. Diesen Geist offenbart das menschliche Antlitz als der vordere Teil des Kopfes, der dem Beschauer zugewendet ist und das edelste Sinnesorgan, das Auge, trägt. Für die Physiognomik ist das weibliche Antlitz von noch höherer Bedeutung als das männliche. Der Hauptgrund dafür liegt in dem Umstande, daß es bartlos ist, wenigstens sein soll. Daneben sind die Züge kleiner und übersichtlicher und die Muskeln beweglicher, was sie jede seelische Erregung leichter widerspiegeln läßt. Auch die Haut ist feiner und durchsichtiger und hierdurch mehr zu raschem, aber auch verräterischem Farbenwechsel ge-

neigt. Wenn blühende Farben, regelmäßige Züge und schöngeschnittene Augen genügten, würde der Schönheitsapfel, nach genauer Prüfung, mit Leichtigkeit in die richtigen Hände gelangen können. Aber für den Kenner, besonders für den fühlenden Künstler, sind Regelmäßigkeit der Linien, vollendete Formen und leuchtende Farben nichts weiter als bewundernswerte Bildungen der Natur, einzelne gelungene Pinselstriche zu dem Ideal, das seiner Phantasie vorschwebt! Es gibt in der Kulturwelt allerdings gewisse feststehende Gesetze vollkommener menschlicher Körperbildung, für die Gestalt sowohl als auch für das Antlitz. In einem Gesicht, das auf Vollkommenheit der Schönheitsgesetze Anspruch erhebt, soll die Länge der Nase, von der Wurzel bis zur Spitze, genau ein Drittel betragen, während die beiden andern Drittel der Stirn und Mund und Kinn gehören. Dazu muß die Nase feingeschnitten sein. Für das griechische Menschenantlitz trifft solch strenger Maßstab freilich nicht immer zu, weil das Idealbild der alten Hellenen eine mehr niedrige Stirn aufweist, wie das die marmornen Kunstwerke eines Praxiteles bezeugen. Besitzt das Frauenantlitz, neben der Regelmäßigkeit, auch schöne Farben, natürliche oder gut aufgetragene, so erzeugt sein Anblick jene Puppenschönheit, die, wenn elegant und modern coiffiert, das Schmuckstück der Friseurläden bildet. Das Statueske, das der Regelmäßigkeit einmal anhaftet, unterdrückt im Frauengesicht leicht Ausdruck und Leben. Solche Erkenntnis hat nun heute ein eigentümliches Schönheitsgenre geschaffen, das eigentlich keine Schönheit darstellt: es ist die sogenannte „pikante“ Schönheit. Ihre Reize wenden sich an das Auge, den Geist, die Phantasie des Beschauers, besonders aber an sein Temperament! Sie interessiert, wird bewundert und — leidenschaftlich geliebt, für den Augenblick wenigstens! Ihren charakteristischen Reiz bildet vor allem die sinnliche Grazie, die, durch Studium und Koketterie erhöht, sogar Schönheitsfehler noch interessant und anziehend zu machen versteht. Sie bedarf starker Toilettenkünste, die aber, bei Anwendung, dem feinsten, von Geist und Phantasie geleiteten Geschmack unterstellt sind. Sie ist im allgemeinen die Schönheit der darstellenden Künstlerinnen, besonders des heitern Genres. Nach den Begriffen der modernen Gesellschaft gilt sie auch für vollwertig — nur für diejenigen nicht, die in der Körperschönheit auch eine Naturoffenbarung erkennen, bestimmt, sich an das Gemütsleben zu wenden. Wie mu

nun aber das Frauenantlitz beschaffen sein, das, allein durch seinen Anblick, geeignet erscheint, warme zärtliche Empfindungen hervorzurufen und damit den Weg zu einer echten, dauernden Liebe anzubahnen? Ein solches sympathisches Frauengesicht muß zuerst den Ausdruck eines guten hellen Menschenverstandes zeigen, gleich dem des Mannes. Was im Männerantlitz aber als unbedingte Notwendigkeit in erster Stelle verlangt wird, gestaltet sich im Frauengesicht zum schmückenden Reiz! Daneben muß es aber auch spezifische weibliche Sanftmut und Güte zum Ausdruck bringen, ohne Schwäche oder Gleichgültigkeit zu verraten. Wir müssen in Mienen und Gebärden Bescheidenheit erkennen, neben stillem Selbstbewußtsein und ohne wahrnehmbare Blödigkeit, Ruhe ohne Trägheit, Freundlichkeit ohne Süßlichkeit. Um Sympathie zu erwecken, muß in der ganzen Erscheinung etwas vorhanden sein, was unserm eignen Denken verwandt ist, ein Etwas, auf welches die eigne Seele mitfühlend und zustimmend antwortet, etwas, was uns — „anspricht". Die wahre Schönheit der Frau ist gleich einem einfachen, klaren Kristallgefäß, durch das man alle Regungen einer reinen, edlen und freien Seele leuchten sieht!

Zoë v. Reuß.

Internationale Fürsorge für auswandernde Frauen. Die Y. W. C. A. (Young Women Christian Association) richtet ihr besonderes Augenmerk auf die auswandernden Frauen aller Nationen. In Amerika unterhält sie Auskunftsstellen in 62 Großstädten und hat eine halbe Million Mitglieder. Das Nationalbureau befindet sich in Neuyork 600 Lexington Avenue. Die Vorsitzende, Mrs. Harry M. Bremer, gründete eine besondere „Division for Service of Foreign Born Women". Diese entsandte Miß Mary Emerson Hurlbutt nach Europa, um die Auswanderungsverhältnisse für Frauen zu studieren. Miß Hurlbutt war bereits in Frankreich, der Schweiz, der Tschechoslowakei, Deutschland und Polen. Die Y. W. C. A. sucht in allen Ländern Aufklärung unter den auswandernden Frauen zu verbreiten. Keine soll in die Fremde ziehen, ohne zu wissen, wieviel Geld sie mitnehmen muß, wo sie hin will, welchen gesetzlichen Schutz sie beanspruchen darf, wie sie ihre Paßangelegenheiten zu regeln hat. Es wird geplant, Vereine und Behörden in allen Ländern anzuregen, daß sie Durchwandernden und Auswandernden ihren Schutz angedeihen lassen.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in [illegible]
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz [illegible]
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ✶ ZEITUNG



VERLAG VON J. J. WEBER ✶ LEIPZIG

Nr. 4053 / 157. Band

Hamburg-Nummer

Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg.
(Vierteljährlich 30 Mark)

 Nummer 4053. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4053. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 28. Juli 1921.



Fleischers Weinstuben

Inhaber: Hugo Fleischer

HAMBURG

Am Hauptbahnhof — Ankunftseite

Vorzügliche Hamburger Küche



Auserlesene Weine Porter

Ansicht der inneren Räume von Fleischers Weinstuben in Hamburg.

Mineralölwerke Albrecht & Co.

Ges. m. b. H.

Fernsprecher: Amt Nordsee Nr. 2875–2878 **HAMBURG** Telegrammanschrift: Bakuin, Hamburg

---

Einfuhr und Verarbeitung von

Mineralschmierölen

aller Art

Direkter Tankimport von Amerika

Tank- und Raffinerieanlagen

nebst Fassfabrik im Hamburger Freihafen

Allgemeine Notizen.

Das Hamburger Speditionsgeschäft. Von H. A. E. Waldheim, i. F. Spediteur-Verein Herrmann & Theilnehmer, Hamburg. Das Gewerbe des Speditionshandels läßt sich in seiner Entwicklung jahrhundertweit zurückverfolgen. Die hohe kaufmännische Kultur, die die deutsche Hanse in ihrer Blütezeit entwickelte, hatte bereits eine weitgehende Arbeitsteilung innerhalb des Handelsstandes entstehen lassen, und schon damals bildete sich — begünstigt durch die Institution der Stapel- und Umschlagsrechte einzelner Städte — eine Gruppe von Kaufleuten, die für auswärtige Geschäftsfreunde den Empfang, die Stapelung, den Verkauf und den Weitertransport der Güter gewerbsmäßig übernahm. So entstand, bald — wie alle Gewerbe und Zünfte der damaligen Zeit — in gewisse streng beobachtete Vorschriften gezwängt, das Besorgungs- oder Kommissionsgeschäft, sozusagen die Mutter des Speditionshandels, der dann freilich mit dem Wandel der Zeiten und mit dem Fortschritt der Technik und des Verkehrs gewaltige Veränderungen durchgemacht hat. Heute wird der Speditionshandel vom deutschen Handelsgesetzbuch als das Gewerbe definiert, das „die Versendung der Güter im eigenen Namen für fremde Rechnung vornimmt". Die Arbeitsteilung ist ihren Weg weitergegangen. Die Stapelung der Güter — wir sagen heute: Lagerung — ist Aufgabe des Lagerhalters, die Beförderung (d. h. die körperliche Bewegung der Güter) obliegt den Frachtführern (Eisenbahnen, Schiffs-, Kahn- und Fuhrwerksbesitzern), Anstellung und Verkauf der Lagergüter den Maklern und Kommissionären. Das hindert zwar nicht, daß der moderne Spediteur vielfach und auch heute noch alle oder mehrere dieser Gewerbe in seinem Betriebe vereinigt, aber es muß doch, will man den Speditionshandel als solchen betrachten, daran festgehalten werden, daß sein eigentlicher Wirkungskreis die Versendung der Güter ist (d. h. nicht die Beförderung selbst, sondern nur deren Anordnung). Die im Binnenlande, zumal in kleineren Orten, vielfach verbreitete Auffassung, die Embleme des Spediteurs seien das Fuhrwerk, der Möbelwagen und der Güterschuppen, ist grundfalsch und geeignet, das Bild zu verzerren. Die wirtschaftliche Aufgabe des Spediteurs greift viel, viel weiter. Art und Umfang dieser Aufgabe erkennt der Blick am klarsten bei der Betrachtung des Speditionsgeschäftes, wie es sich in unseren Seehäfen, vornehmlich in Hamburg, heraus-

gebildet hat. Ist doch der Hamburger Hafen von gewaltiger Ausdehnung und die Abwicklung der ungeheuren Arbeit des viel umfassenden Speditionsgeschäftes schwierig und kompliziert. Die bedeutenderen Speditionsfirmen Hamburgs sind kaufmännische Unternehmungen großen und größten Stils; sie allesamt leisten dem Handel, insbesondere dem Import- und Exporthandel, Dienste von höchstem Wert; sie sind das vermittelnde, wegweisende und regulierende Element im nationalen und internationalen Warenverkehr, stets bereit, dem Handel die Bahnen zu ebnen, manchmal ihm sogar vorauseilend, häufig genug über die Grenzen seiner eigentlichen Aufgabe hinaus ihn unterstützend. Zur Wahrung seiner Interessen hat sich das Hamburger Speditionsgewerbe im Verein Hamburger Spediteure zusammengeschlossen, der nahe an 200 Mitglieder zählt. Hamburg wird sich seine Bedeutung als erster Seehafen Deutschlands auch unter den seit dem Kriege in vielen Beziehungen so stark veränderten Verhältnissen zu wahren wissen, denn hanseatischer Unternehmungsgeist hat es noch immer verstanden, Schwierigkeiten zu begegnen und sich durchzusetzen. Der Hamburgische Speditionshandel, der sich rühmen darf, von diesem Geiste auch beseelt zu sein, wird nicht darin erlahmen, seine gesamten Kräfte wie vordem in den Dienst seiner Vaterstadt und damit des gesamten deutschen Außenhandels zu stellen und an seinem Wiederaufbau mitzuwirken, wozu er in allererster Linie mit berufen ist.

Hamburgs Vorzüge als Reiseziel. Die freie und Hansestadt Hamburg, das Elbemporium, der größte Handelsplatz des europäischen Festlandes und einer der bedeutendsten Welthandelsplätze überhaupt, bietet dem Fremden und insbesondere dem Binnenländer eine solche Fülle von Sehenswürdigkeiten und Bemerkenswertem, daß ein flüchtiger Besuch auch nicht annähernd hinreicht, um ein umfassendes Bild von der Eigenart und Bedeutung der zweitgrößten Stadt Deutschlands zu gewinnen. Anderseits sind hier auch alle die Faktoren gegeben, die nur irgendwie als Grundbedingung für einen längeren Aufenthalt verlangt werden können. Die Stadt mit allen ihren Eigenarten, die entzückende Alster, die riesigen Hafenanlagen, der gewaltige Schiffsverkehr und endlich auch die nach allen Seiten bequem zu erreichende herrliche Umgebung bieten dem Fremden selbst für einen längeren Aufenthalt eine unerschöpfliche Abwechslung des Sehenswerten und Genußreichen. Auskunft erteilt der Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Hamburg.

Auf dem Wege nach den Nordseebädern liegt die alte Hansestadt Hamburg. Der Krieg hat auch ihr äußeres Gepräge, besonders das Hafenbild, verändert. Jene Ozeanriesen, die einst die Bewunderung der ganzen Welt erregten, sind nicht mehr. Fremde Flaggen wehen über den Masten der ein- und ausfahrenden Schiffe. Auch der Seebäderdienst der Hamburg-Amerika Linie hat der Kriegsfurie seinen Tribut erlegen müssen. Die stolze „Königin Luise", sank 1914 als Kriegshilfsschiff auf der Themse. D. „Kaiser" mußte der Entente ausgeliefert werden, „Cobra" und „Silvana" hat sie wieder zurückgegeben. Der Schiffspark besteht zur Zeit aus folgenden Dampfern: „Cobra", „Bubendey" (1073 Personen fassend), „Prinzessin Heinrich", „Silvana", „Helgoland", „Hörnum", „Adler", „Thor", und dem Wattdampfer „Westerland". Wie es dem Seebäderdienst in den Jahren 1919/20 unter erschwerenden Umständen möglich war, einen gegen früher beschränkten Verkehr nach den Nordseebädern aufrechtzuerhalten, so bedient er auch im Sommerhalbjahr 1921 schon von Mai ab bis Ende September wieder folgende Routen: Hamburg—Cuxhaven—Helgoland—Sylt—Esbjerg/Dänemark (Fanö), mit Anschluß nach und von Amrum, Wyk a. Föhr, Südstrand a. Föhr und Bremerhaven; Norderney—Helgoland und umgekehrt mit Anschluß von und nach Borkum, Juist, Norddeich (Rheinland, Westfalen); Borkum—Helgoland und umgekehrt mit Anschluß von und nach Emden (Rheinland, Westfalen). An Sonn- und Festtagen liegt der Fahrplan so, daß er Gelegenheit zu einem eintägigen Ausflug nach Cuxhaven und Helgoland bietet. Werktags kann man außerdem auch einen eintägigen Ausflug nach Cuxhaven machen. Auch zwischen den Inseln bestehen Ausflugsgelegenheiten. Infolge Zusammenlegung der sämtlichen Bahnen auf Sylt ist es jetzt möglich, auch nach Kampen, Wenningstedt und List durchzufahren und sein Gepäck dorthin zu expedieren.

Flugpost Hamburg—Westerland. Der schon in den Jahren 1919 und 1920 mit gutem Erfolg betriebene Flugpostverkehr Hamburg—Westerland auf Sylt wurde auch in diesem Jahr durch die Deutsche Luft-Reederei wieder eröffnet und wird voraussichtlich während der Badezeit aufrechterhalten werden. Abflug Hamburg täglich 9.00 vormittags, an Westerland 10.30, zurück ab Westerland 5.00 nachmittags, an Hamburg 6.30.

Die Deutsche Anthropologische Gesellschaft, die seit Kriegsbeginn keinen Kongreß mehr einberufen hatte, hält

ihre 45. Tagung in der Zeit vom 3. bis zum 6. August in Hildesheim ab. Zu der Tagung werden auch ausländische Gelehrte erwartet.

Deutscher Physikertag in Jena. In der Woche vom 19. bis zum 24. September d. J. findet in Jena eine gemeinsame Tagung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft für technische Physik statt. Zu gleicher Zeit werden die Deutsche Mathematikervereinigung und die Fachgemeinschaft deutscher Hochschullehrer der Physik dort tagen. Kurz vorher werden die Bunsengesellschaft und die Helmholtzgesellschaft ihre Sitzungen abhalten, so daß an die Stelle der in diesem Jahre ausfallenden Naturforscherversammlung ein Deutscher Physikertag tritt.

Amerikareise des Leipziger Gewandhaus-Orchesters. Anläßlich seiner Reise nach Amerika äußerte sich Arthur Nikisch zu seinem Orchester über den Plan einer Amerikareise des Leipziger Gewandhaus-Orchesters mit den Worten: „Für dieses Jahr wird es nichts, aber ich werde bei meiner jetzigen Reise nach Amerika die Visitenkarte für das Gewandhaus abgeben, und so wollen wir auf 1922 hoffen." Der Plan einer Reise des berühmten Orchesters nach Amerika ist nicht neu; er wird längst im stillen vorbereitet.

Die Mitteldeutsche Ausstellung Miama findet vom 15. Mai bis zum 15. Oktober 1922 in Magdeburg statt. Für den Garantiefonds wurden bisher über 3½ Millionen Mark gezeichnet. Es ist damit ein Reservekapital geschaffen worden, das für nicht vorauszusehende Fehlbeträge genügend Deckung bietet. Es ist auch zu erwarten, daß sich dieser Fonds durch weitere Zeichnungen noch beträchtlich erhöht. Die Anmeldetermine für die allgemeine Beschickung sind wie folgt festgesetzt worden: a. Voranmeldungen bis zum 30. September 1921 ohne Aufschlag, b. Voranmeldungen bis zum 30. November 1921 mit 10 v. H. Aufschlag auf die Grundpreise. — Da der Bau der Industriehallen zuerst in Angriff genommen wird, liegt es jedoch im Interesse aller Beschicker der Ausstellung, Anmeldungen möglichst sofort einzureichen, da bei später eingehenden Anmeldungen die sachgemäße Eingliederung in das Programm der Ausstellung ernstlich in Frage gestellt ist. Insgesamt sind zunächst zehn Hallen zu je 3200 qm Bodenfläche vorgesehen. Bei dem lebhaften Interesse, das der Miama aus allen Teilen des Reiches entgegengebracht wird, ist eine Erweiterung des Bauprogramms mit Sicherheit zu erwarten. An Plätzen sind bereits 12000 qm belegt worden.


Weinbrand Canthal
M. Canthal Wwe
GEGR. 1823
Weinbrennerei
Hanau a. M.
RICH. ROST.


Palmin
feinstes Kokosfett
Palmona
Pflanzen-Butter-Margarine
Erste Qualitäts-Marken


Pianinos Flügel
WILHELM SCHIMMEL
Hof-Pianofortefabrikant
LEIPZIG
Weißestr. 20-24


Herzog v. Burgund
die Edel-Cigarette
Union Gebr. Liemann Leipzig

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Konservatorium und Hochschule der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfungen auch für die neu eröffnete Opernschule finden Dienstag und Mittwoch den 20. und 21. September 1921 in der Zeit von 9—12 Uhr statt. Schriftliche Anmeldungen können jederzeit, persönliche Anmeldungen vom Sonnabend, den 17. September an im Geschäftszimmer des Konservatoriums erfolgen. Der Unterricht erstreckt sich auf alle Zweige der musikalischen Kunst, nämlich Klavier, sämtliche Streich- und Blasinstrumente, Orgel, Konzertgesang und Opernschule, Kammer-, Orchester- und kirchliche Musik, sowie Theorie, Musikgeschichte, Literatur und Ästhetik. Das Winter-Semester beginnt am 19. September.

Prospekte werden unentgeltlich ausgegeben.

Leipzig, Juni 1921. Senat und Kuratorium.



Evang. Pädagogium
Godesberg (Rhein) u. **Herchen** (Sieg)
Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873. Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Dir. Fischer
Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921
Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina.
Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat. Vorb. auch v. Damen.

Briefmarken
Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Stottern beseitigt **Prof. Rud. Denhardt's** Anstalt in **Eisenach.** Prospekt ü. d. wissenschaftlich anerk. u. mehrfach staatlich ausgezeichn. Heilverfahren frei.

Little Puck

und „Le Petit Parisien", die lustigen Sprachzeitschriften! Bestes Mittel zur Auffrischung und Erweiterung der englischen und französischen Sprachkenntnisse. Über 30000 begeisterte Abonnenten. Bestellen Sie noch heute ¼ Jahr zur Probe (je Mark 7.80). Probeseiten frei.
Gebr. Paustian, Verlag, **Hamburg 82,** Alsterdamm 7. Postscheck 189 Hamburg.

Briefmarken und Notgeld
Preisliste kostenlos. **Max Herbst,** Markenhaus, **Hamburg Z.**

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13, Postschließfach 6.

System. **Herzmuskel Pflege**
Anleitung d. Broschüre d. **K. Ried.** 5,8 M.; Ausland 20 M. **Landshut** (Bayern), **Altstadt 87** II. Post-scheck-Konto: München 28230.

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

Detektiv Nabert
Kgl. Kriminalwachtmeister a. D.
Berlin W 9, Potsdamer Str. 141 (Potsdamer Platz). Tel.: Nolld. 875. Erstkl. reelles Büro, sämtl. Beobacht., Ermittlungen, Spez.-Auskünfte.

Oskar Gerschel's
Buchhandlung u. Antiquariat G. m. b. H.
∘ ∘ ∘ ∘ ∘ Stuttgart ∘ ∘ ∘ ∘ ∘
Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert.
Alte Drucke u. illustrierte Bücher.
Ausgabe von Lagerkatalogen und monatl. Verzeichnis „Der Bücherkasten".

Ein neuer Beruf

ist heute die Sorge von Tausenden, die durch diesen entsetzlichen Krieg ihrer bisherigen Tätigkeit, ihres Lebensberufes beraubt sind. **Allen, die umlernen müssen,** empfehlen wir daher, ungesäumt ihre Vorbereitung zu treffen, die Allgemeinbildung zu heben, Examen oder Prüfungen nachzuholen, fehlende kaufmänn. oder banktechnische Kenntnisse zu ergänzen, eine landwirtschaftl. Fachbildung zu erwerben oder techn. u. fachwissenschaftl. Können zu vervollkommnen. Verlangen Sie daher noch heute den ausführlichen **Prospekt R 16** über die **Selbstunterrichtsmethode Rustin** oder für **technische und fachwissenschaftliche Bildung** den ausführlichen **Prospekt K 17** über das **System Karnack-Hachfeld** kostenlos und portofrei. — Stand und Beruf bitten wir anzugeben.
Bonneß & Hachfeld, Verlagsbuchhandlung, Potsdam.

Der durch Werke über
Seelen-Aristokratie
bekannte Seelen-Spezialist **beurteilt Handschriften** zur seelischen Förderung **im Sinne** der Werke. **Prospekt.**
Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

Wissen Sie schon von dem neuen
Preisausschreiben
in den
Literarisch-musikalischen Monatsheften?
Wenn nicht, dann fordern Sie sofort ein Probeheft von dem Verlage der Literarisch-musikalischen Monatshefte, Weinböhla bei Dresden.

Bücher,
von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden.

Briefmarken-Auswahl
ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben - Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto.
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

BRIEFMARKEN-
Auswahlen (speziell Neuheit.) versendet gegen Depot oder Referenz Markenhaus Müller, Wittenberg, Bez. Halle.

Panflavin-Pastillen

(gef. geschützt)
zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle besonders bei
Grippe, Heiserkeit, Halsentzündung, Verschleimung.
Erhältlich in den Apotheken u. Drogerien.



CREME PERI

Im Sommer

Infolge ihrer vollendeten Zusammenstellung und ihrem hohen Gehalt an dem von den Ärzten so geschätzten Hamamelis-Extrakt besitzt "Crème Peri" die hervorragende Eigenschaft, Sommerschäden der Haut — durch Sonnen- und Gletscherbrand, Insektenstiche, Wundlaufen usw. — zu verhüten. Sie lindert Schmerz, kühlt und erfrischt.

"Crème Peri" — die Reise-Crème! Bei jedem Sport, im Gebirge, an der See — überall hilft "Crème Peri"!

Crème Peri in Tuben M. 3.50, 6.—, 12.50
in eleganter Porzellandose . . . . . M. 25.—

Überall erhältlich

Dr. M. Albersheim, Frankfurt a. M.



Nachahmungen weise man zurück.



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel entfettet d. Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu Mk. 3.50 und Mk. 5.— bei **Damenfriseuren, in Parfümerien u. Drogerien** od. von Pallabona-Gesellschaft, München 39 D.




C. C. & G. P. Co
H.
CONTINENTAL
Continental
Pneumatik


Der
Phonola
Flügel
erfüllt die höchsten Ansprüche inbezug
auf Spielart, Klang und edle Arbeit.
Er ist ein Werkzeug der Kunst
in der Hand des Laien.
Druckschriften u. Vorführung bereitwillig.
Ludwig Hupfeld A. G., Berlin W. Leipziger Strasse 110
Hamburg, Gr. Bleichen 21 / Leipzig, Petersstr. 4 / Dresden, Waisenhausstr. 24 / Köln a. Rh., Hohenzollernring 20
Wien VI, Mariahilfer Strasse 3 / Amsterdam, Stadhouderskade 19/20 / Haag, Kneuterdijk 18.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4053 157. Band.



Partie am Vorsetzen; im Hintergrund die Michaeliskirche. Nach einer Radierung von Luigi Kasimir.

Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.



Springeltwiete. Nach einer Radierung von Walter Zeising. (Verlag der Kunsthandlung Emil Richter, Dresden.)

Hammonia, die Herrliche.

Von Fritz v. Briesen.

Am Elbstrom — da, wo er sich als „Niederelbe" seinem Wander- und Wesensziel, dem offnen Meere, zuwendet — sitzt ein stolz-stattliches Weib, eine echte Tochter Germaniens an Schöne und Kraft: Hammonia.

Drei Türme führt sie im Wappen: sie von uraltem Geschlecht und großer Geschichte, Karl den Sachsenzwinger als Stammherrn betrachtend. Drei Türme sind heute noch ragende Wahrzeichen Hamburgs: der Petriturm als schönster; der Nikolaiturm als höchster; der Michaelisturm als dem Volksherzen nächster: durch die Jahrhunderte grüßte freudig der aus Weltmeeren heimkehrende Schiffer den „alten Michel", wenn der elbaufwärts zuerst vor seinem auslugenden Blick auftauchte . . .

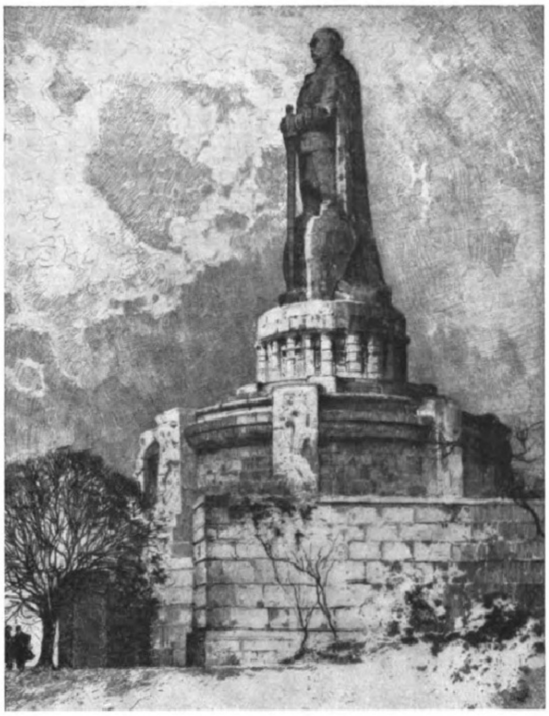
Doch nicht rück- und einwärts schaut Hammonia, die Sinnende; nein, vor- und weltwärts blickt sie, die Trachtende. Nicht umsonst vom Stamm der Teutonen, feuert sie ihre Söhne zur Tat an, zur starken und steten. Und nicht umsonst so entschlossen wie ausdauernd von Stammesart, tun unsere Hanseaten der edlen Mutter alle Ehre an: Vorkämpfer um des niedergestoßenen Vaterlandes Wiederaufrichtung, stehen sie am Ein- und Ausfallstor des Welthandels, um neue Weltgeltung, gegen alte Weltgewalten ringend.

Es kämpft sich gut für ein schönes Vaterland; es kämpft sich doppelt gut, wenn es auch einer schönen Vaterstadt gilt. Kann aber die Großstadt — Heimat sein? Frage den Hamburger! Kein Tiroler kann seine Höhen, kein Italiener seine Sonne mehr lieben als er seine Heimatstadt an der Waterkant. „Sein" Hafen, „seine" Alster sind dem sonst Unsentimentalen ans Herz gewachsen. Und falls er die Stadt seiner Kindheit, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt neue Stadtviertel ansetzt, nicht ganz und allenthalben kennt, so hängt er um so fester an seinem Heimrevier — nicht im kleinzügigen Kantönligeist, sondern in einer gefühlsmäßigen Ortstreue, die auch den niederdeutschen Eigenheiten zugehört.

Lassen wir einen hamburgischen Filmstreifen an unserem Auge vorüberziehen! Siehe: Hohe, palastartige Gebäude, Hotel, Warenhaus, Bank; eine Flut von Passanten, darunter allerlei Ausländer nach der Mod, und viel weltstädtische Weiblichkeit; drüben der berühmte Pavillon und dahinter die Binnenalster wie ein großes Badebassin: der Jungfernstieg! — — Eine breite Straße mit modern-mächtigen Schaufensterhäusern, menschen- und wagenbelebt: Hamburgs Hauptgeschäftsstraße, die Mönckebergstraße; vor zehn Jahren noch dunkles, berüchtigtes, baufälliges „Hamburger Abruzzen"-Viertel, wo die Cholera einst ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Welch neues Leben blüht' aus den Ruinen! — — Ein weiter Boulevard, mittelhohe Häuser, abwechselnd Singspielhäuser, Wirtshäuser, Kaffeehäuser; zwischen dem Durchschnittspublikum lässig schlendernde, klappmützig-kragenlose Gestalten, Lungervolk: St. Pauli, das Volksvergnügungsviertel. — — Zehn Minuten weiter, wasserwärts: eine kaum übersehbar lange Landungsbrücke, an der Elbdampfer der Abfahrtsminute harren; Ausflüglergruppen; jenseits die Docks, die Werften mit ihren hohen eisernen Werkshochbauten; Schiffe im Fahrwasser, Dampfer, Segler, Schlepper, Leichter; an der Uferstraße Läden und Kneipen mit englischen und skandinavischen Schildern und Flaggen; Seeleute aller Nationen, vom langen steifen Yankee bis zum kleinen braunen Süd- und Ostasiaten unterwegs: der Hafen! — — Dann das typische großstädtische Arbeiterviertel, kleinläden- und kinderreich: Barmbeck. — — Ein schmaler, trüber Kanal zwischen alten Speichern oder Hinterhäusern, die Kontore, Lager, Werkstätten bergen; kräftige Männer schieben mit langen Stangen schwerbeladene Schuten dahin: die Fleete, Verbindungsstraßen zwischen Alster und Elbe. — — Endlich: die Außenalster, von prangenden Alleen, stillen, tiefen Gärten und Parken, anmutigen Villen umrahmt; das Uhlenhorster Fährhaus jenseits des bootebelebten, schimmernden, von einzelnen Möwen und den heiteren Tönen der Gartenmusik überflügelten weiten Wassers: Harvestehude!



Ellerntorsbrücke. Nach einer Radierung von Walter Zeising. (Verlag der Kunsthandlung Emil Richter, Dresden.)

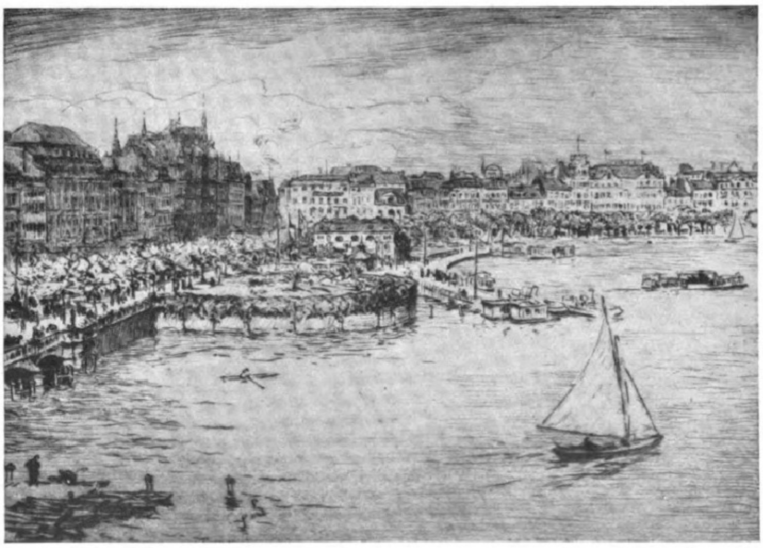


Bismarck-Denkmal. Nach einer Radierung von Luigi Kasimir. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.

Daß der Hamburger eine „Wasserratte" ist, kann nicht wundernehmen; aber über die Wasserfahrt hinaus neigt sein Sinn so ziemlich allen Sports zu, wobei Leichtathletik und Fußball als volkstümlichste, verbreitetste zu gelten haben. Es bekundet sich darin, wie bei den stammverwandten Angelsachsen, die Freude an körperlicher Tat, die Lust zur altgriechischen Kalokagathia — und hervorragende Forscher haben ja die alten Griechen als rassisch den Germanen sehr nahestehend bezeichnet.

Es ist unverkennbar, daß das germanische Erbe, zumal die äußere Linie, in der hamburgischen Bevölkerung noch beträchtlich bemerkbar ist. Der blonde, schlanke, hochgewachsene Typ ist bei beiden Geschlechtern hier stark vertreten. Mag der Hamburger (um einmal Unkel Bräsigs Unterscheidungsformel anzuwenden) es an „Fixigkeit" anderen Leuten nicht gerade zuvortun, an der schließlich ausschlaggebenden „Richtigkeit" wird es seinen aus Wägen und Wagen wohlgefügten Unternehmungen in der Regel nicht fehlen. Immerhin macht die althamburgische Behäbigkeit und Besinnlichkeit mit der fortschreitenden Arbeitsmethodik wie auch lebhafteren Blutmischung unserer Tage allgemach stärkeren Impulsen im Wesen des Hamburgers Platz, ein Umstand, der seiner Kultur nur zum Vorteil dienen kann; doch hierüber zu sprechen ist nicht mein Thema. Nur rein psychologisch ist zu vermerken, daß dem eingeborenen Hamburger neben dem praktischen Sinn für Lebens- und Wirkensnotwendigkeiten eine ruhige, oft auch humorhafte Natürlichkeit des Wesens eigen ist, die ihre Wurzel in einer inneren Verbundenheit mit der Natur selbst hat. Kein Wunder, daß Hamburg eine der freiesten, weitesten, luftigsten und grünsten unter den deutschen Großstädten ist.

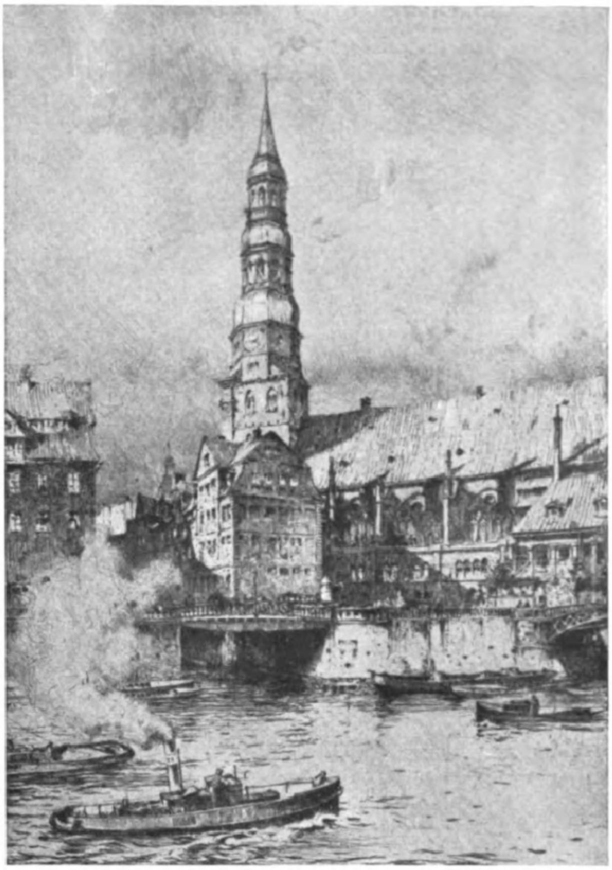
Aber die schönste „Blüte" Hamburgs, ist es nicht der Handel, die zielsichere Arbeit der Söhne Hammonias? Ich wage zu sagen: Nein — die schönste Blüte dieser Stadt sind ihre Töchter! Wenn reine, doch nicht harte Linien, helle, doch nicht nüchterne Augen, edle Hautfarbe und schmiegsame Gestalt, harmonievolle Anmut Kennzeichen echtester, zumal deutschester Frauenschönheit sind, dann muß ich — so schreibe ich und kann nicht anders — der Hamburgerin vor allen anderen mir bekannten Groß- und Weltstädterinnen die Palme geben. Ja, an ihren Töchtern sieht es Hammonia wiedererfüllt, was das „Hamburglied" huldigend kündet: „Hammonia, o wie so herrlich stehst du da! . . ."



Jungfernstieg. Nach einer Radierung von Walter Zeising. (Verlag der Kunsthandlung Emil Richter, Dresden.)



Steckelhörnfleet. Nach einer Radierung von Luigi Kasimir. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.



Katharinenkirche. Nach einer Radierung von Luigi Kasimir. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.



Der Hamburger Hafen. Nach einer Radierung von Luigi Kasimir. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.



Die Gegend von Hamburg in vorgeschichtlicher Zeit.



Der Hamburger Hafen zur Zeit der Hanse.

Nach den im Hamburger Rathaus befindlichen Wandgemälden von Professor Hugo Vogel.

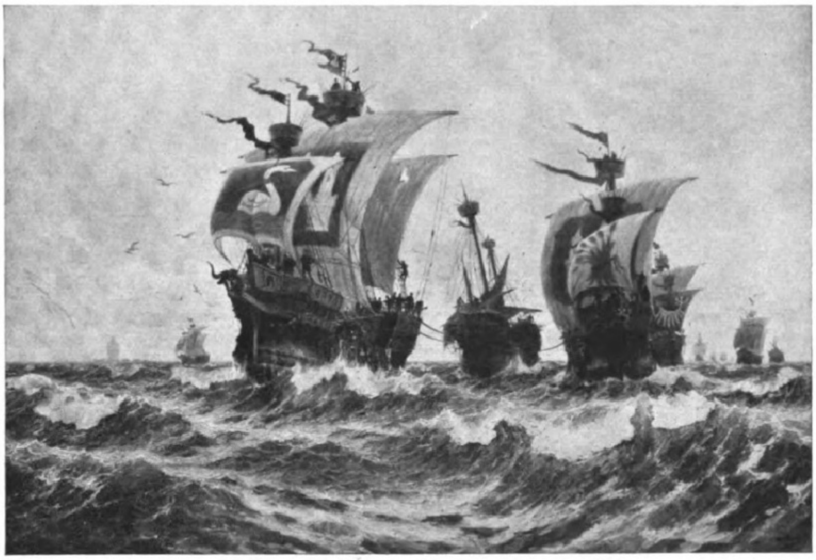
Hamburgs Werden und Wachsen.

Von Dr. Arthur Obst, Hamburg.

Die Geschichte des Freistaates Hamburg ist erfüllt von Kämpfen um Bestehen und Glück. Schon anseiner Wiege finden sich mehrfache Zerstörungen durch die heidnischen Wenden, und sobald sich die junge Hansestadt emporhebt aus dem Nichts, sobald blühender Handel in ihren Mauern entsteht und die ersten Schiffe ihren Hafen verlassen, um nach England, Flandern und den nordischen Ländern zu fahren, regt sich der Neid der Nachbarn, und vom Mittelalter bis in die Neuzeit hinein entbrennen die gewaltigsten Kämpfe um die Vorherrschaft auf der Niederelbe, dem mächtigen Strome, der die Vermittlung der Produkte des Ostens über den Stapelplatz Hamburg nach dem freien Meere und den ihnen angrenzenden Ländern zu tragen hat. Als das Haus Schleswig-Holstein, dem die einstigen Schirmherren der Hamburger entsprossen, mit der dänischen Krone vereinigt wird und sich südlich der Elbe in dem Braunschweig-Lüneburger Herzogtum eine neue Territorialherrschaft etabliert, wird dieser Kampf aufs heftigste entfacht. Dänemark ist stets bemüht, die Erbuntertänigkeit der schleswig-holsteinischen Stadt, die lange das Nesselblatt im Wappen trug, zu erlangen, und Braunschweig-Lüneburg widerstrebt jeder Möglichkeit einer Ausdehnung der Stadt im Süden der Norderelbe. So wäre zweifellos die Hansestadt, insbesondere nach dem Untergang der Macht des Hansabundes, dem Andrängen seiner Nachbargegner erlegen und hätte die ersehnte Reichsunmittelbarkeit niemals erreicht, wenn nicht das Haus Brandenburg rechtzeitig erkannt hätte, daß Hamburg ein Bollwerk gegen das Übergreifen dänischer Machtgelüste war, und daher schon aus Gründen der Hauspolitik jeweils seine Macht in die Wagschale warf, wenn der trotz aller Bedrohungen immer stärker aufblühenden Handelsstadt der Untergang drohte.

So wuchs in schweren Kämpfen ein hartes Geschlecht in Hamburg heran, das aber gleichzeitig auch lernte, aus dem Gegensatz der politischen Mächte seine Vorteile zu ziehen. Durch Aufnahme der aus den Niederlanden infolge der Religionsverfolgungen geflüchteten stammesverwandten Holländer und später, als sich der Hansabund seinem Untergange zuneigte, der „wagenden Kaufleute", der Engländer, hielt die Stadt Blut und Anschauungen der Bewohner frisch und wußte sich stets der handelspolitischen wie der großen politischen Lage anzupassen. Nachdem im Anfang des 18. Jahrhunderts nach mehrfacher Entsendung kaiserlicher Kommissionen auch die bürgerlichen Streitigkeiten innerhalb der Stadt erloschen sind und die glückliche Verfassung von 1712 dem Staat neue Festigung verliehen hat, blüht die von starken Mauern umschirmte Stadt, gegen die selbst ein Wallenstein nicht anzurennen gewagt hatte, ganz außerordentlich auf, und um die Zeit der französischen Revolution erreicht der Handel und auch eine bescheiden einsetzende Industrie eine Höhe, die bis dahin keine deutsche Stadt und höchstens die großen italienischen und niederländischen Städte auf dem Kontinent erreicht haben. In diese Sommerreife bricht wie ein vernichtendes Gewitter die Franzosenzeit herein. Sie unterbindet nicht nur die Entwicklung des Staatswesens, sondern stellt auch das ganze wirtschaftliche Leben der Stadt, das nur auf Handel und Schiffahrt eingestellt ist, geradezu auf den Kopf. Während fast eines Jahrzehnts kommt kein Schiff an die Pfähle der Stadt, der Handel ist durch die Kontinentalsperre völlig lahmgelegt und vegetiert nur als unwürdiger und die Sitten verderbender Schmuggelhandel weiter. Nur wer Zeiten wie die gegenwärtigen durchlebt hat, kann sich einen Begriff davon machen, welch eine Veränderung ein solcher Zustand in einer Kaufmannsstadt hervorrufen mußte. Nicht die Belagerung, die Hamburg durchmachen mußte zu einer Zeit, da das übrige Deutschland schon von den Napoleonischen Horden befreit war, nicht die Aufhebung der altehrwürdigen Staatsverfassung, nicht der Rückgang der Bevölkerung haben so schwer gewirkt und so nachhaltige Folgen gehabt wie diese Abschnürung Hamburgs von dem Weltverkehr. Und es ist geradezu bewundernswert, wie sich die Stadt nach der Befreiuung von dem Franzosenjoche in verhältnismäßig wenigen Jahren wieder von diesem furchtbarsten Rückschlage seiner ganzen Geschichte erholt hat.

Die aufsteigende Linie, in der sich Hamburgs Handel und Schiffahrt während des 19. Jahrhunderts bewegten, ist in den früheren Zeitabschnitten mehrfach unterbrochen worden. Die schwerste Leidenszeit der Stadt entstand im Jahre 1842 durch den großen Brand, der ein Drittel der Stadt in Asche legte. Aber wie ein Sänger jener Zeit von „Hamburg stolz und schön" sang, das aus der Asche wie ein Phönix wiedererstehen würde, so ist es tatsächlich in Erfüllung gegangen. Als ein Kunstwerk, das sich dem Venedigs würdig an die Seite stellen konnte, entstanden fast auf der noch glühenden Asche der Brandstätte neue, gerade und luftige Straßen, schöne stolze Bauwerke um die Alsterbassins herum, und in diese so freier und luftiger gewordene Stadt zog dann alsbald auch ein neuer Geist ein, der sich nicht nur in lebhaften Verfassungskämpfen, sondern auch in intensiver Beteiligung am Ausbau des Handels und der Schiffahrt betätigte. Die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-A.-G. entstand und, ihr



Heimkehr der Hamburger Englandfahrer nach Besiegung der Seeräuber 1401. Nach einem Gemälde von Professor Hans Bohrdt.



Der große Brand in Hamburg im Jahre 1842: Brand der St.-Nikolai-Kirche, gesehen von der Holzbrücke aus. Nach einem Aquarell von Peter Suhr im Besitz des Museums für Hamburgische Geschichte.

nachfolgend, in den sechziger und siebziger Jahren all die großen Reedereien, die den Verkehr mit der Neuen Welt vermittelten, ohne dabei die Schiffahrt nach den Ländern am Mittelländischen Meere zu vernachlässigen. Mit der Gründung des Deutschen Reiches und der Erwerbung von Kolonien, einem Gebiete, auf dem die hamburgischen Kaufherren schon lange auf ihre eigene Faust als Pioniere vorangegangen waren, entstanden immer weitere Schiffahrtslinien, die, um Afrika herumführend und über Australien hinausfahrend, bis zur polynesischen Inselwelt sich ausdehnten. Kein Erdteil, kein noch so fernes Land war der hamburgischen Handelsflagge unerreichbar. Noch immer aber befand sich die Stadt im Zollausland, und es bedurfte schwerer Kämpfe, um den Willen des Fürsten Bismarck durchzusetzen, wie die beiden anderen Hansestädte, so auch Hamburg-Altona dem Zollgebiete des Deutschen Reiches anzuschließen. Dieser von vielen Seiten bekämpfte Anschluß, der im Jahre 1889 erfolgte, fiel aber schließlich doch zu Hamburgs Glück aus. Die schon längst erforderlichen Neubauten großer Häfen vollzogen sich unter Mithilfe des Deutschen Reiches, und durch die Schaffung des Freihafens wurde der Schiffahrtsverkehr in keiner Weise gehemmt, vielmehr verstärkte er sich in dem Maße, daß Hamburg seine alten englischen und holländischen Konkurrenten erreichte und teilweise sogar überflügelte.



Der Hamburgische Senat im Jahre 1897. Nach einem Gemälde von Professor Hugo Vogel. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Charlottenburg.)

Aber als ob der alten Hansestadt kein reines Glück ohne Dornen vergönnt sein sollte, so brach wahrscheinlich infolge einer Ansteckung durch diesen reichen Schiffsverkehr im Jahre 1892 die furchtbare Choleraepidemie aus, die bis zu ihrem Erlöschen die Stadt wiederum isolierte. Glücklicherweise blieb es aber nur eine Episode, und rasch schwangen sich die Ziffern der Registertonnen der ein- und ausfahrenden Schiffe wieder zu erheblicher Höhe empor. Schon lange waren dem sich reckenden und streckenden Gemeinwesen die eigenen Grenzen zu eng geworden, und es war das Bemühen der Behörden, durch Unterhandlungen mit Preußen und dem Reiche diesem Bedürfnisse Rechnung zu tragen. Der sogenannte Zweite Köhlbrandvertrag von 1908 war ein schwacher Anfang dafür. Aber schon bald gingen die Verhandlungen weiter, um so mehr, als die Nachbarstadt Altona eine Veränderung ihrer wirtschaftlichen Lage entweder durch Anschluß an Hamburg oder durch eine sehr starke Unterstützung durch Preußen verlangte. So standen die Verhältnisse zur Schaffung einer mächtigen, möglicherweise die Städte Hamburg-Altona, Wandsbek und Harburg umfassenden Elbmetropole, als der Weltkrieg ausbrach und nicht nur die Ausführung dieser Gedanken hemmte, sondern auch die sämtlichen Verbindungen Hamburgs mit dem Welthandel mit jähem Ruck abschnitt. Die Handelsstadt sah sich wieder zurückgeworfen auf denselben Standpunkt wie vor hundert Jahren, aber es war bezeichnend, daß gerade während dieses Stillstandes aller Dinge in Hamburg der Gedanke eines Groß-Hamburg, der politischen und wirtschaftlichen Vereinigung mit der Umgegend zu einem einheitlichen großen Gemeinwesen, ganz besonders verstärkt wurde. Es war nur natürlich, daß die Revolution, wie sie alles vergröberte, so auch aus diesem schlichten und durchführbaren Gedanken ein Phantasiegebilde schuf, das einen neuen Uferstaat an der Niederelbe sah, dessen Durchführung nur bei einer völligen Zerstückelung Preußens möglich gewesen wäre. Längst ist man von diesem Gedanken zurückgekommen und beschränkt die Idee Groß-Hamburg auf jenes oben gekennzeichnete kleinere Problem, hält aber an diesem mit um so zäherer Energie fest, als man erkannt hat, daß ein solcher staatlicher und wirtschaftlicher Zusammenschluß um den Kern des größten Reichshafens Deutschlands für den Wiederaufbau des Deutschen Reiches von ausschlaggebender Bedeutung ist.



Nikolaikirche. Nach einer Radierung von Paul Geißler. (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)

An Alster und Elbe.

Von Thomas Hübbe, Hamburg.

Nicht allzu viele Binnenländer wissen es, daß Hamburg eine wunderschöne Stadt ist: Man hört von dem ewigen Hamburger Regen, von dem Dunst des tausendfach gemalten und photographierten Hafens; man weiß, daß Hamburg „im Norden" liegt und also eine erbärmlich kalte Stadt sein muß — und schließlich weiß man, daß es eine Kaufmannsstadt ist, und denkt sich, da würde wohl bloß gearbeitet und gerechnet und Geld gemacht. Kommt aber so ein Binnenländer daher und sieht weiter nichts als unsere Alster, dann bekennt er, niemals so viel Naturschönheit inmitten einer großen Stadt gesehen zu haben.

Denn ein Gott muß es gewesen sein, der vor Zeiten hier, der Nordsee nahe, in ein gewaltiges Verkehrstal den mächtigen Elbstrom gegossen hat; und der dann aus dem Holsteinischen ein liebliches Schlängelflüßchen, die Alster, zu diesem Strom hinübergesandt und es dicht vor seiner Einmündung zu einem weiten Waldsee ausgebuchtet hat. Dann kam der Mensch und legte die Hammaburg an, und es wurde eine Siedlung ohnegleichen.

Elbe und Alster, das ist Hamburg. Die Elbe die Schlagader, die Alster die Blutader. Die Elbe das Hirn, die Alster das Herz. Der Elbstrom der Mann, der hinaus muß, zu wirken und zu sterben; die Alster das Hausfrauchen, das sich hübsch und das Heim gemütlich macht.

Die Elbe, das ist der Hafen. Hier klingt das Lied der hämmernden Werften, rauchen die Schlote der Riesen, die die Welt befahren, gellt das Pfeifen der unzähligen kleinen Fahrzeuge, die wie geschäftige Ameisen unablässig von Kai zu Kai, von Höft zu Höft, von Schiff zu Schiff eilen und das Werk bedienen. Nahe den Landungsbrücken von St. Pauli, schräg gegenüber der menschenspeienden Hochbahn-Haltestelle, bohrt sich der Elbtunnel tief unter dem Strombette durch den Erdboden; und alltäglich strömen die Arbeitermassen hindurch zu ihren Werkstätten.

In der schweren, männlichen Rauheit liegt die Schönheit des Hafens beschlossen. Diesen Charakter können auch die hohen Ufer an der Stadtseite nicht verleugnen, wiewohl gepflegte Baulichkeiten sie schmücken: Seemannshaus, Navigationsschule, Tropenkrankenhaus. Des Hafens Herrennatur zwingt seine Umgebung in seinen Dienst. Aber man braucht nur ein Viertelstündchen stromabwärts zu fahren — auf Vergnügungsdampfer oder Segeljacht — dann sieht man, wie die hohen Ufer auch landschaftlich zur Geltung kommen. Gleich unterhalb Altonas kleidet vielbunte, dichte Waldung, hier und da unterbrochen durch vornehme Land-

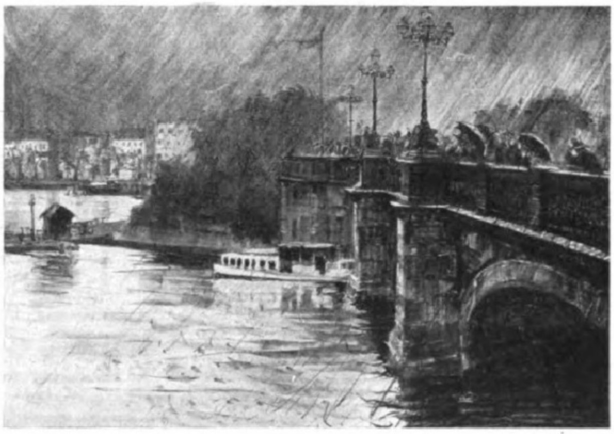


Blick von den Arkaden auf das Rathaus. Nach einer Radierung von Paul Geißler. (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)

häuser, den bis zur Höhe des malerischen Blankenese und des Süllbergs ansteigenden Hang in ein Gewand von wunderbarer Schönheit. Es gibt wohl andere, aber kaum an sich schönere Blicke als den von diesem Waldufer auf den breit fließenden, in Sonnenstrahlen glitzernden Strom, darauf ohn' Unterlaß die Schiffe ein- und ausfahren. So endet auch der ernste Hafen in eitel Schönheit — die auch dann nicht aufhört, Schönheit zu sein, wenn der Schnee die Uferwaldung deckt und mächtige Eisschollen mit den drängenden Wassern kämpfen.

Auf der Alster aber — je nun, Arbeit gibt's auch hier; wie wenn die Hausfrau dem Manne sein Essen zur Arbeitsstätte bringt, so schleust die Alster ihre Schuten durch die Flete zum Elbstrom. Aber in ihrem häuslichen Bereiche hat sie sich geputzt; und wer sie gesehen hat, vergißt sie nimmermehr. Welch holdes Wunder: ein See mitten in der Stadt, umrahmt von köstlicher Waldung, bunten Gärten, vornehmen Häusern; Alleen und Gebüsch und buschige Ufergänge — und auf dem Gewässer Schwäne und zahllose weiße Segler und Ruder- und Paddelboote; darinnen fröhliche Menschen, die der Arbeit ledig sind. Ein Leben und Lieben in Wonne und Schönheit, bis die Sonne, mit den letzten Strahlen die Uferwellen von Harvestehude vergoldend, hinter der dunklen Waldung zur Rüste geht. Nein, wer das gesehen hat, der kann nicht anders, er muß Hamburg lieben!

Es verdient gesagt zu werden, daß die Stadt Hamburg größeren Flächeninhalt hat als die viel stärker bevölkerte Stadt Berlin. Das macht nicht nur das Alsterbecken, sondern auch das reiche Grün rings in der Stadt: Waldung, Grünplätze, stattliche Gärten und Blumenflächen; dazu der Zoologische und der Botanische Garten im Zentrum.

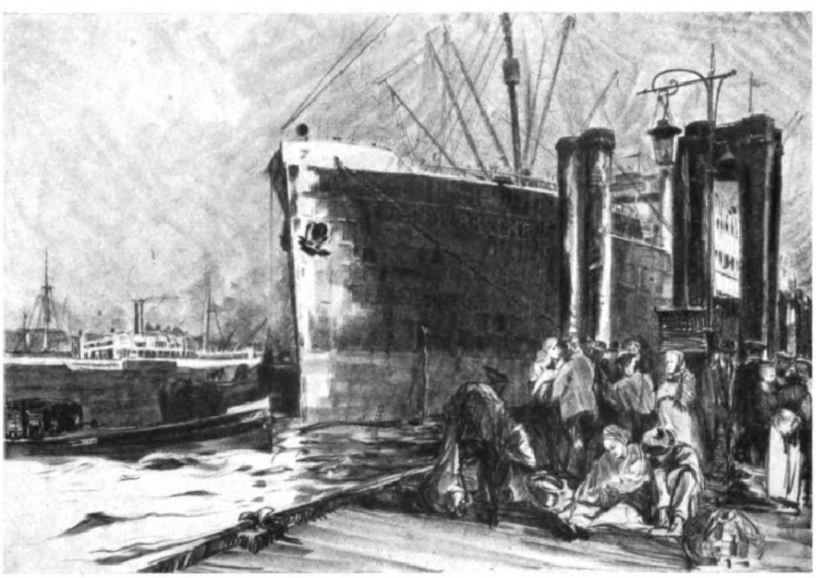


Die Lombardsbrücke im Regen. Nach einer Lithographie von Tanna Kasimir-Hoernes. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.

Ebbe und Flut.

Gedanken über Hamburgs Schiffahrt.

Von Dr. Friedrich Hasselmann, Syndikus der Hamburg-Amerika Linie.



Auswanderer im Hafen. Nach einer Lithographie von Tanna Kasimir-Hoernes. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.

Am abendlichen Strand der Niederelbe. . . . Leise plätschernd ebbt der Strom zurück, ab und zu treibt der Schlick gurgelnd seine Blasen. Der Abendwind führt die Fischerkutter mit braunen Segeln flußabwärts, mit Wind und Strom gleitet gemächlich die Fahrt hinab. Dort, wo du das Meer ahnst, färbt sich der Himmel in des Abends mild abklingenden Farben. Und am Horizont blicken die ersten Lichter auf, den Schiffern als treue Wegweiser. Am gleitenden Strom gleiten Gedanken hinab. — Du denkst an die Zeiten, die nur noch wie durch eine Nebelwand sichtbar erscheinen, die Zeiten des Glücks, des Reichtums, des raschen Gelingens. Als es immer vorwärts ging und immer aufwärts. Als die Elbe auf breitem Rücken die stolzen Schiffe trug, die unter schwarzweißroter Flagge hinausgingen in alle Welt, ihren Erbauern und ihren Reedern Ehre zu machen, Völker und Länder in friedlichem Verkehr einander nahezubringen. Von deutscher Hand erbaut, von deutscher Hand geführt — die sichtbarsten Zeichen des deutschen Anteils an der Welt. Am gleitenden Strom gleiten Gedanken hinab. — Du suchst sie, die uns geraubt; in allen Häfen der Welt liegt die Beute, nutzlos, beschäftigungslos, gleichsam ihrer Seele beraubt. Bewegung, Tätigkeit, Dienst waren ihre Bestimmung, nun ist sie ihnen durch roh zupackenden Eingriff entzogen. Ein Abbild der Sinnlosigkeit dessen, was sie uns vor, in und nach Versailles aufgezwungen und abgerungen.

Allmählich dämmert des Mondes Scheibe auf, und nach einer Weile legt sich ein silbern glitzerndes Band über den Elbstrom. Und als es dunkler geworden, da steht plötzlich als Silhouette das Eisengefüge der Deutschen Werft da. Und sonderbar: was tagsüber lärmende, polternde Prosa war, wird in dieser Abendstunde zur beschaulichen Poesie. Am gleitenden Strom gleiten Gedanken hinab. — Du denkst an den stillen Frieden des einstigen Finkenwärder Fischerdorfes, der nun auf immer dahin ist. Das neue Deutschland, das Deutschland, das aus Leid und Not wieder aufwärts will, muß auf viel unberührte Schönheit verzichten, muß Raum schaffen der Arbeit, der hartnäckig verbissenen Arbeit. Und doch kann solch feierliche Stimmung über den Stätten der Werktagslast liegen. Nach verlorenem Krieg, nach verlogenem Frieden erst war dieses gewaltige Werk geschaffen, mitten in der schwankenden Unrast der tausendfach zerquälten Zeit. Und doch reckten die Helligen sich auf, anders als in Zeiten des Überflusses: aus der Knappheit des Materials ersann der Geist des Menschen neue Formen und schuf jene kühne Konstruktion, die leicht und frei sich aufwärts schwang und doch dieselben Dienste leistet wie die schwerfälligeren Vorgänger. Am gleitenden Strom gleiten Gedanken hinab. — Du blickst auf das Werk gesammelter Kraft und erschaust ein neues Deutschland, das durch viel Arbeit wieder aus Not und Armut auftauchen wird.



Markttags unter der Holzbrücke. Nach einer Radierung von Walter Zeising. (Verlag der Kunsthandlung Emil Richter, Dresden.)



Aus Alt-Hamburg: Straßenmusik. Nach einer Lithographie von Tanna Kasimir-Hoernes. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.

Und langsam schwoien die Bojen herum. Vom Meer her kommt die Flut und mit ihr neues Leben. Und aus dem uralten Schöpfungsbericht des Moses tönen die Worte heraus: „Solange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“ . . . Ebbe und Flut fügen deine Gedanken hinzu. Ebbe und Flut auch in Völkerschicksalen, und wenn auch nur die allerersten Anzeichen da sind: Langsam schwoien die Bojen herum. Und als erster Dampfer kommt ein kleines Fahrzeug herauf, einst zum Dienst der Kriegsmarine gebaut, Tod und Verderben in das Fahrwasser zu streuen, nun umgewandelt zu einem Boot, das täglich Scharen blasser Kinder zur heilkräftigen Seeluft führt und sie gebräunt zurückbringt. Ist das nicht auch ein Symbol dafür, daß wir uns abgewandt haben von der Zeit der Wertevernichtung, einer neu aufbauenden Zukunft entgegen? Und dann kommen sie heran, die größeren Schiffe, manch einstmals deutsches Schiff unter fremd klingendem Namen, und du freust dich, daß die Abenddämmerung die fremdfarbigen Flaggen nicht recht erkennen läßt. Aber da fährt durch die glitzernde Bahn des Mondes ein Schiff, und deutlich siehst du am Heck die schwarzweißroten Farben. Und du wirst wieder froh und zukunftsgewiß hier am abendlichen Strand der Niederelbe. Hamburg lebt noch. Es hat seine alte Lage am seeschifflichen Strom, und es hat vor allem den Willen zur Tat. Viel Schweres hat es erduldet in den langen Jahren, die es abschnitten von seinem ureigentlichen Lebenselement, viele künstliche Schranken sind seiner zukünftigen Wiederaufrichtung entgegengestellt. Aber das Meer läßt sich nicht dauernd versperren, wir müssen den Weg wiederfinden, den Weg zur See, und wir werden ihn finden. Und in dämmernden Umrissen glaubst du zu sehen, wie die Brücken zwischen Volk und Volk sich wieder bauen, und hier am Strom erkennst du es, daß in der gemeinsamen Arbeit, zu der der Weltverkehr zwingt, die erste Möglichkeit liegt. Darum auch läßt der hamburgische Kaufmann und Reeder sich nicht beirren durch all den wüsten Wirrwarr um ihn herum, er vertraut der Zukunft: Langsam schwoien die Bojen herum.



Vor dem Abgang eines Seebäderdampfers auf St. Pauli-Landungsbrücken in Hamburg. Original-Lithographie des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.

Hamburg und die Kunst. / Von Gustav Schiefler.

Hamburg ist nicht mehr die Vertreterin rein materiellen Lebens, als die es vor 50 Jahren angesehen wurde; nicht mehr die Stadt „der Beefsteakvertilger und gefüllten Kassen“, wie Liliencron es in seinem „Poggfred“ vor 30 Jahren nannte. Schon damals freilich bereitete es der besten Musik eine Stätte, und seine Theater erfreuten sich berechtigten Ruhmes. Nachdem aber Alfred Lichtwark und Justus Brinckmann sich in ihren Schöpfungen der Kunsthalle und des Museums für Kunst und Gewerbe ausgewirkt haben, ist es auch in die vordere Reihe derjenigen deutschen Städte gerückt, welche für die Dinge der Kunst in Betracht kommen — ganz abgesehen davon, daß es durch Richard Dehmel, Detlev v. Liliencron und Gustav Falke, die in Hamburg oder seiner unmittelbaren Umgebung lebten, zu einem Stern am literarischen Himmel wurde.

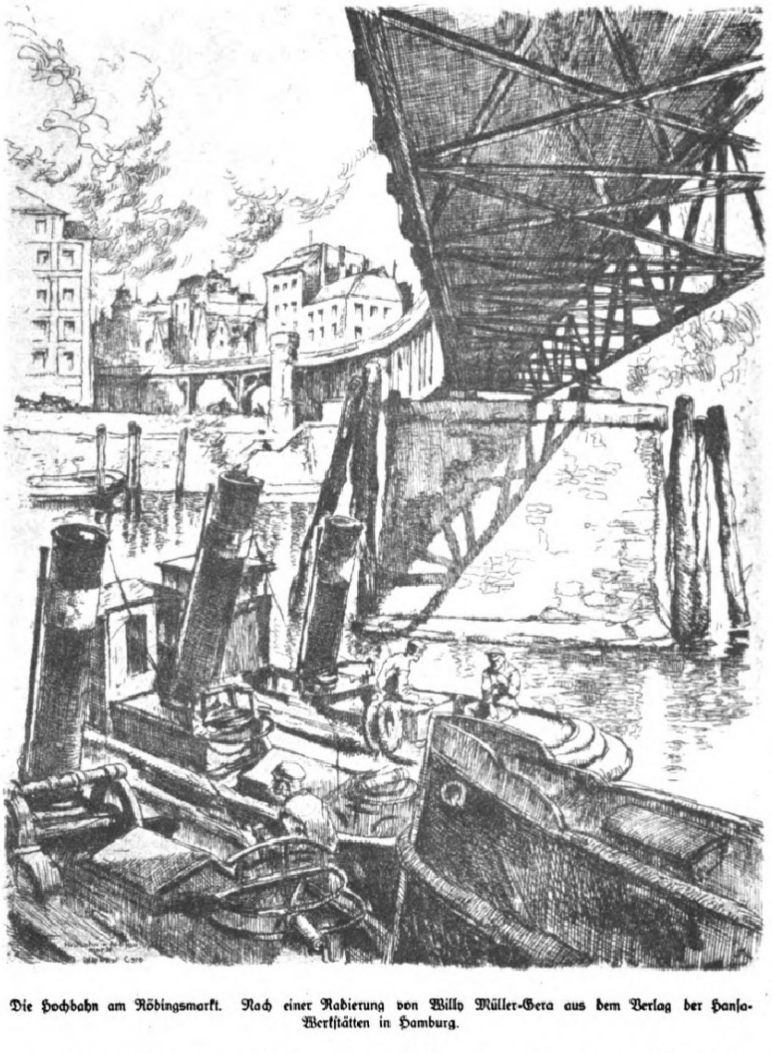
Hamburgs musikalische Glanzzeit war es, als Hans v. Bülow in herrlichen Konzerten und in einer Reihe mustergültiger Opernaufführungen den Taktstock schwang; Gustav Mahler war während einiger Jahre sein Kollege. Später vermochte sich das Musikleben nicht auf gleicher Höhe zu halten: Hamburg hatte es nicht verstanden, seinen großen Sohn Johannes Brahms an sich zu fesseln, und später sich die Gelegenheit entgehen lassen, Reger zu gewinnen. Aber es schuf sich um 1900 und in der Folgezeit einen neuen Ruhmestitel, indem es — der sozialen Tendenz der Zeit gemäß — mit Energie den weitesten, auch den unbemittelten Kreisen der Bevölkerung die Möglichkeit gewährte, am Genuß der besten Musik teilzuhaben: namentlich war es der Verein Hamburgischer Musikfreunde, der durch Veranstaltung von zahlreichen und billigen volkstümlichen, Volks- und Volksschülerkonzerten, die einer planmäßigen Einführung in die Werke unserer großen Tonkünstler dienten, edle und mit Begeisterung aufgenommene Freude verbreitete.

Die achtziger Jahre bedeuteten auch einen Höhepunkt des hamburgischen Theaterwesens. Pollini in seiner besten Zeit hatte das Stadttheater als einen Schauplatz ausgezeichneter Opernaufführungen und Chéri Maurice das Thaliatheater als eine Bühne glänzenden Zusammenspiels im Konversationsstück zu hoher Blüte gebracht. Unter den Nachfolgern wurden beide zu reinen Geschäftsunternehmungen, und erst die um 1900 erfolgte Gründung des Deutschen Schauspielhauses durch Alfred Freiherrn v. Berger gab einen neuen Anstoß zur Aufwärtsbewegung. Berger hatte sich ein dreifaches Ziel gesetzt: dem modernen Schauspiel der Hauptmann, Halbe, Hartleben, Ibsen, Björnson u. a. sein Haus zur Verfügung zu stellen; Friedrich Hebbel zu neuem Leben zu erwecken und daneben das klassische Drama, vor allem Schillers, Goethes und Shakespeares, zu pflegen. Die ersten Jahre waren eine Zeit hochgemuten, tatenfrohen Schaffens. Sein Nachfolger, Carl Hagemann, fügte dem Spielplan die Stücke Strindbergs, Wedekinds Eulenbergs ein, nicht ohne noch lebhafteren Widerspruch bei den konservativen Kreisen Hamburgs zu finden, als ihn Bergers moderne Taten hervorgerufen hatten. Unter Max Grubes Leitung wurde das Tempo der Entwicklung wiederum verlangsamt. Wenn auch Grubes Nachfolger, Dr. Eger, sich zu abermaligem steilen Aufstieg angeschickt hat, bilden die 1918 durch Erich Ziegel am Besenbinderhof geschaffenen Kammerspiele zur Zeit die interessanteste und bestgeleitete Bühne Hamburgs. In einem einfach, aber behaglich eingerichteten Hause mäßigen Umfangs bietet ein glänzend eingespieltes Ensemble die besten Stücke unserer neuen zeitgenössischen Dichter in Vorstellungen, welche eine reife Regie, eine gefühlte Schauspielkunst und geschmackvolle Dekorationen zu Musteraufführungen machen. An der Beurteilung dieser Darbietungen, die oftmals Kabinettstücke sind, hat sich Dr. Hans W. Fischer von der „Neuen Hamburger Zeitung“ zu einer Art klassischen Kritikers gebildet.

* * *

Im Jahre 1887 wurde Alfred Lichtwark als Leiter der Kunsthalle nach seiner Vaterstadt berufen. Er war mehr als ein Museumsdirektor, er war Kulturpolitiker. Als Ideal stand ihm die Heraufführung einer neuen deutschen Geistesblüte vor Augen, und weil er einen praktischen Sinn hatte, wußte er, daß er diesem Ideal am ehesten nahekäme, wenn er die örtlichen kulturellen Traditionen pflegte: Auf den Stammeskulturen baut sich die Nationalkultur. Von diesem Gesichtspunkte aus trat er an sein Amt heran, und darum betrachtete er sein Institut nicht als einen Selbstzweck, sondern als ein Instrument, das jenem hohen Ziele dienen sollte. Die Galerie fand er als ein zufällig zusammengewürfeltes Gemengsel verschiedenartiger Werke vor; man hatte kürzlich gerade Makarts „Einzug Karls V. in Antwerpen“ als ein Glanzstück erworben. Er ging sofort daran, der Anstalt einen ausgesprochen hamburgischen Charakter zu geben. Zu diesem Zwecke legte er alsbald den Grund für drei gesonderte Sammlungen: diejenigen der „Bilder aus Hamburg“, der „Hamburgischen Meister des 19. Jahrhunderts“ und die „Sammlung zur Geschichte der Malerei in Hamburg“. Die „Bilder aus Hamburg“ sollten von lebenden Künstlern gemalt werden und der hamburgischen Bevölkerung Augen und Sinne für die malerischen Reize der Heimat öffnen, zugleich auch neue Beziehungen zur zeitgenössischen Kunst knüpfen. Die „Sammlung zur Geschichte der Malerei in Hamburg“ war bestimmt, den Beweis zu erbringen, daß in Hamburgs vergangenen Zeiten die Kunst eine nicht mindere Pflege gefunden habe als anderswo, und daß die weitverbreitete Ansicht, Hamburg habe keinen Kunstberuf, unbegründet sei. Endlich der „Sammlung der hamburgischen Meister des 19. Jahrhunderts“ fiel die Aufgabe zu, den Zusammenhang der Gegenwart nicht nur mit jener älteren Kunst, sondern auch mit der übrigen deutschen und der ausländischen Malerei klarzustellen. Es ist erstaunlich, zu welchem Umfang der Ausbau dieser Sammlungen in der kurzen Spanne von etwa 25 Jahren Lichtwark gelungen ist. Namentlich wurde nicht nur der Besitz, sondern auch die Entdeckung höchst wertvoller alter hamburgischer Kunst in ganz überraschender Weise vermehrt: Die in vielen Einzelheiten ihres Lebens urkundlich nachweisbaren Meister Bertram — von dem Ende des 14. — und Meister Franke — aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts — sind jetzt mit zahlreichen Werken vertreten, die eine hohe Zierde der altdeutschen Malerei überhaupt darstellen, und die Geschichte von der Auffindung dieser Werke liest sich wie ein spannender Roman. Andererseits traten neben der Familie des Balthasar Denner und seinem Nachfolger van der Smissen, die bisher den Mittelpunkt der hamburgischen Kunst der vergangenen Jahrhunderte auszumachen schienen, andere namhafte Persönlichkeiten — Matthias Scheits, Jurian Jakobs, Tamm — stark in den Vordergrund; Philipp Otto Runge wuchs unter den Händen des Sammlers immer mehr zur Größe eines führenden Meisters der deutschen Malerei um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert empor, und es fand sich, daß die Generation der Speckter, Oldach, Janssen einerseits, der Gensler, Hermann Kauffmann, Julius Milde andererseits den Vergleich mit den zeitgenössischen Malern des 19. Jahrhunderts keineswegs zu scheuen brauchten. So ergab sich dem rückblickenden Beobachter ein unerwartet reiches Bild hamburgischer Kunstentwicklung, den Gegenwärtigen eine Mahnung, in der Pflege den Altvordern nicht nachzustehen. Die „Bilder aus Hamburg“ aber wurden zu einer imposanten Sammlung hamburgischer Landschaften, Innenräume und vor allem von Porträten bedeutender hamburgischer Persönlichkeiten; Liebermann, Kalckreuth, Uhde, Slevogt, Trübner und die hamburgischen Maler Eitner, Illies, Siebelist, Friedrichs, Nölken und viele andere waren daran beteiligt. Die Bildnisgalerie hat einen Umfang wie kaum die eines anderen deutschen Museums.

Neben diesen Beständen örtlich-hamburgischen Charakters wurden zahlreiche Werke außerhamburgischer deutscher Meister erworben — vor allen sind Liebermann und Kalckreuth, aber auch Leibl, Thoma, Böcklin, Klinger und von den älteren Kaspar David Friedrich und Schwind mit trefflichen Bildern vertreten. Daneben sieht man markante Beispiele französischer und skandinavischer Kunst, und eine ausgesuchte kleine Galerie alter Holländer — die Sammlung Wesselhoeft — wurde durch sachgemäße Ankäufe vermehrt, von einem bedeutenden Bestande moderner Medaillen und Plaketten, der in Europa seinesgleichen sucht, und dem an alten und modernen Blättern reichen Kupferstichkabinett und anderm zu schweigen, zu dessen Schilderung hier der Raum fehlt.



Die Hochbahn am Röbingsmarkt. Nach einer Radierung von Willy Müller-Gera aus dem Verlag der Hansa-Werkstätten in Hamburg.

Lichtwark war es nicht beschieden, die von ihm zusammengebrachten Schätze in dem neuen Gebäude, dessen Pläne er mit den Architekten der Baudeputation ausgearbeitet hatte, aufzustellen. Eine tückische Krankheit nahm ihn Anfang 1914 hinweg. Sein Nachfolger, Dr. Gustav Pauli, hat die Aufgabe mit hohem Sachverstand und gewähltem Geschmack erfüllt und ist mit Erfolg bemüht, den Sammlungen neue Werte hinzuzufügen.

* * *

Das Museum für Kunst und Gewerbe am Steintorplatz ist ganz und gar Justus Brinckmanns ureigene Schöpfung. Der Gedanke seiner Gründung ist zu Anfang der siebziger Jahre seinem Kopfe entsprungen, und er hat sein langes und arbeitsames Leben dem Ausbau gewidmet. Er war ein Mann, dem der Sammeltrieb von Natur innewohnte. Über der Arbeit des Sammelns wurde er auf dem Gebiet des Kunstgewerbes eine Autorität ersten Ranges, ja, die europäische Autorität, und auf allen Kongressen der Fachleute war er der geborene Vorsitzende. Den so gewonnenen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen hat er ausnahmslos in den Dienst des Museums gestellt und so eine Sammlung geschaffen, die einen unschätzbaren Wert besitzt. Aus allen Zweigen des Kunstgewerbes — Keramik, Möbel, Schmiedekunst, Glasarbeiten, Musikinstrumente, Stickereien, Edelmetall, Schnitzereien u. a. m. — enthält sie ein überreiches Material ausgezeichneter Stücke, und was das Bemerkenswerte ist, ausschließlich gute Stücke. Eine große Spitzensammlung, ein reicher Bestand japanischer Arbeiten und Vierländer Bauernkunst sind Gebiete besonderen Stolzes. Der von Brinckmann herausgegebene Führer durch das Museum ist zu einem klassischen Lehrbuch des Kunstgewerbes geworden.

Auch Brinckmann hat uns vor wenigen Jahren der Tod entrissen. Sein Nachfolger, Max Sauerlandt, hat eine Neuordnung des Museums in einem Sinne vorgenommen, wie sie schon seit langem dem Begründer als ein Lieblingsgedanke vor-



Meister Bertram: Kreuzigungsgruppe des Grabower Altars von 1379.



Meister Francke, tätig um 1424: Frauengruppe der Kreuzigung.



Julius Oldach (1804—1830): Mephisto und der Schüler.



Johann August Krafft (1798—1829): Der alte Müller.



Philipp Otto Runge (1777—1810): Die Hülsenbeckschen Kinder.



Franz Nölken (1884—1918): Selbstbildnis.



Thomas Herbst (1848—1915): Bauernjunge im Walde



Franz Werner Tamm (1658—1724): Jagdbeute.

Zur Geschichte der Kunst in Hamburg: Hamburger Meister im Besitz der Kunsthalle in Hamburg.



Friedrich Wasmann (1805—1886): Der Hirt.



In Silber getriebener, teilweise vergoldeter Humpen. Arbeit des hamburgischen Goldschmieds Jürgens Richels, 1664—1711. (Aus dem Besitz des hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe.)

geschwebt hatte; an die Stelle der Aufstellungen nach technologischen Gesichtspunkten hat er eine Ordnung der kulturellen Zusammengehörigkeit gesetzt, dergestalt, daß die gemeinsam einer Zeit- und Kulturperiode entstammenden Dinge — z. B. urbinatische Fayencen, venezianische Spitzen und Gläser, florentinische Terrakotten, kremonische Instrumente und was sonst an Erzeugnissen der italienischen Hochrenaissance vorhanden ist — oder: schwere dunkle niederländische Schränke, Delfter Krüge, flämische Gobelins — in einem Raume vereinigt sind.

* * *

Dem modernen Kunstgewerbe dient die zu Anfang des Jahrhunderts als selbständiges Institut geschaffene Kunstgewerbeschule unter der Leitung des Professors Richard Meyer. Ihre Organisation ist auf dem Gedanken aufgebaut, daß die Ausübung jeden Gewerbes auf tüchtigem technischen Können beruht. Darum ist der Schwerpunkt der Anstalt auf die Einrichtung und Ausstattung der Werkstätten gelegt, und der künstlerische Unterricht bildet erst die zweite oder die höhere Stufe der Ausbildung. Auf diese Weise ist gewährleistet, daß nicht ein Geschlecht anspruchsvoller Kunstjünger aus der Schule hervorgeht, die sich für etwas halten, ohne auf dem Grunde solider handwerklicher Arbeit zu stehen, und die Ergebnisse, welche die Ausstellungen der Schülerarbeiten zur Schau brachten, haben bewiesen, daß die Rechnung nicht verkehrt war.

Von Fritz Schumachers architektonischem Schaffen zu reden, das neue und in eine hoffnungsvolle künstlerische Zukunft weisende Typen bodenständiger Baukunst in die Häuserzeilen der hamburgischen Straßen gestellt hat, überschreitet den dieser Erörterung gezogenen Rahmen. Vergegenwärtigt man sich neben dem Gesagten auch dies Moment; nimmt man hinzu, daß Hamburgs Rolle im deutschen Schrifttum eine bedeutsame geworden ist, und daß die alte Hansestadt in den ersten Wochen der Revolution nach langen Vorbereitungen eine junge Universität gegründet hat, so wird klar, daß sie von unverwüstlichem Leben erfüllt und willens ist, neben ihrer wirtschaftlichen Bedeutung das zu werden und zu bleiben, was Alfred Lichtwark ihr als Ziel gesteckt hat: der Vorort für das geistige Leben des ganzen nordwestlichen Deutschlands.



Hamburgischer Fayencekrug mit Scharffeuermalerei vom Jahre 1632. (Aus dem Besitz des hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe.)

Hamburg als Stätte der Wissenschaft.

Von Dr. Bernhard Schädel, Professor an der Hamburgischen Universität.

Aus schweren und langjährigen organisatorischen Kämpfen, in denen die Grundfragen deutscher Wissenschaftspflege und die bedeutungsvollsten geistigen Auslandsaufgaben des kriegerschütterten Deutschlands im Vordergrund standen, wurde unsere jüngste Universität geboren. Im Sommer 1919, als alles zerbrochen schien, was unsere Existenz bedeutet, fand das erste reguläre Universitätssemester in Hamburg statt. Befriedigend hat sich die neue Hochschule seitdem entwickelt. Sie zählt im Sommersemester 1921 3433 Studierende und 534 Gasthörer. Mit voller Kraft hat sie die vielgestaltigen und neuen Aufgaben zu erfüllen gesucht, die ihr der akademische Wissenschaftsbetrieb im größten Seehafen des Kontinents, im Mittelpunkt unserer wiederauflebenden Überseebeziehungen stellte.

Dem Außenstehenden, dem Binnendeutschen mochte es scheinen, als bedeute diese Hamburgische Universität eine völlige Neuschöpfung. Wissenschaftliche Bedürfnisse des Hamburgischen Staates hatten jedoch im Verein mit einer zielbewußten Gründungspolitik des Schöpfers dieser Hochschule, des hamburgischen Bürgermeisters und Unterrichtssenators Dr. v. Melle, zum Teil schon seit Jahrzehnten die Bausteine gelegt, die eine Universitas im hergebrachten Sinne und darüber hinaus eine Forschungsstätte ausmachen, wie sie das seewärts blickende Hamburg in seinem und in Deutschlands Kulturinteresse gebraucht.

Man wußte von einem Hamburgischen Kolonialinstitut als einer Hochschule von besonderem Typ, die, universitätsartig arbeitend, in eigenartiger Weise die überseeisch-kolonialen Wissensstoffe in Forschung und Lehren pflegte; man kannte die großen medizinischen Krankenhäuser, die, glänzend ausgestattet, Hervorragendes zugleich als Stätten der Forschung leisteten und heute die Träger einer großen medizinischen Fakultät sind. Man hörte gelegentlich von dem volkshochschulartigen Lehrgebilde eines allgemeinen, dem Bildungsstreben weiter Bevölkerungskreise genügenden, in Semesterlehrgängen arbeitenden Vorlesungswesens. Aber wenige kannten in ihrem ganzen Umfang jene Fülle wohlgegründeter und wohlgeordneter Fachinstitute, die Hamburgs Senat und Bürgerschaft, unter immer stärkerer Betonung der Auslandsstudien, geschaffen hatten, längst ehe das in wesentlichen Grundgedanken von Hamburg her übernommene bekannte Auslandsstudienprogramm Preußens in die Öffentlichkeit kam. Diese Fachinstitute und Fachseminare universitären Charakters, geleitet von selbständigen Vertretern der entsprechenden Fachwissenschaften, bildeten eine so breite Grundlage, daß es nur verhältnismäßig geringfügiger Neugründungen von Professuren und Seminaren bedurfte, als die eigentliche Bildung einer Universität zu erfolgen hatte, als die akademischen Bestrebungen Hamburgs auf der Welle der Revolution in dem Lehrtypus einer Universität geborgen werden konnten.



Aus den Vierlanden bei Hamburg: Vierländerinnen aus Kirchwärder in Landestracht.

Die beiden akademischen Körperschaften Hamburgs, der „Professorenkonvent der wissenschaftlichen Anstalten" und der durch Personalunionen hiermit immer enger verbundene „Professorenrat des Hamburgischen Kolonialinstituts", wandelten sich 1919, unter Hinzuziehung fachvertretender Krankenhausdirektoren sowie neuberufener Professoren in die rechts- und staatswissenschaftliche, die naturwissenschaftlich-mathematische, die philosophische und die medizinische Fakultät um. Zahlreiche weitere Dozenten wurden berufen, beauftragt, angestellt oder habilitiert. Es wirken heute 50 ordentliche, 31 außerordentliche Professoren, 77 Privatdozenten und Honorarprofessoren, 76 beauftragte Dozenten und Lektoren, insgesamt 234 Lehrer an der Hamburgischen Universität.

Die Wissensstoffe, die an ihr erforscht und gelehrt werden, umfassen, mit Ausnahme der theologischen Fächer, den Gesamtbereich des an deutschen Universitäten Üblichen. Das wissenschaftliche Rüstzeug an Bibliotheken, Forschungsmaterial, Institutseinrichtungen ist in Hamburg zum großen Teil glänzend, wenn auch Hamburg nicht minder als alle anderen Stätten der Wissenschaft unter den Teuerungs- und Valutanöten der Nachkriegszeit schwer zu leiden hat. Der Lehrplan der Universität umfaßt im Wintersemester 1921/22 insgesamt 538 Vorlesungen und Übungen, von denen über 100 der Auslandskunde dienen.



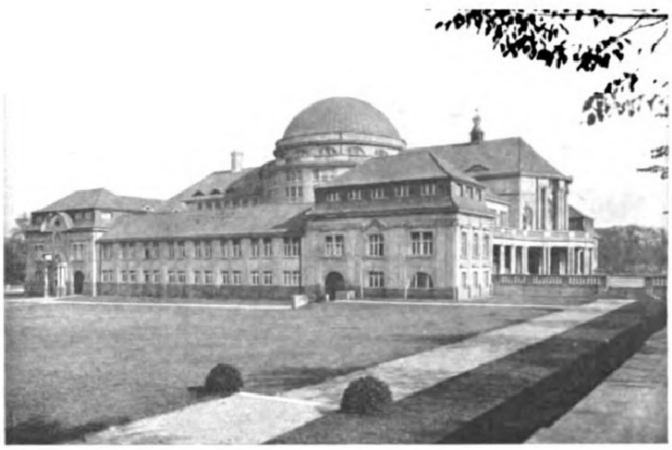
Aus den Vierlanden bei Hamburg: Wohnstube mit geöffnetem Wandbett in einem Bauernhaus in Neuengamme.



Raum mit hamburgischen Barockmöbeln im hamburgischen Museum für Kunst und Gewerbe.



Museum für Völkerkunde, erbaut in den Jahren 1908—1910 nach den Plänen von Direktor Prof. Dr. G. Thilenius und Baurat Dr. Erbe. (Phot. J. Hamann, Hamburg.)



Vorlesungsgebäude der Hamburgischen Universität, gestiftet von Edmund J. A. Siemers und am 13. Mai 1911 dem Hamburgischen Staate übergeben. Erbaut nach dem Entwurf der Architekten Distel und Grubitz in Hamburg. (Phot. J. Hamann, Hamburg.)

Daneben besteht — und hierin liegt eine wertvolle Eigenart der Wissenschaftspflege in der Hansestadt — das ebenfalls nach Semestern gegliederte „Allgemeine Vorlesungswesen" der Universität. Aus dem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandenen Vorlesungswesen des „Akademischen Gymnasiums" (1613 bis 1883) hervorgegangen und 1895 neu geordnet, wendet sich dieser besondere Lehrbetrieb in öffentlichen Gratisvorlesungen an jedermann, in wissenschaftlichen Übungen und Praktika an bestimmte Interessentengruppen und Berufskreise, in segensreicher Weise eine „Extension universitaire" pflegend, an der heute die Mehrzahl der Universitätslehrer sowie weitere Akademiker der Stadt beteiligt sind. Ein „Technisches Vorlesungswesen" sowie eine seit der Revolution in der Entwicklung befindliche „Volkshochschule" bestehen neben der Universität.

Diese traditionelle Auswirkung der wissenschaftlichen Lehre, die, weit über den akademischen Unterricht hinausgreifend, dem Bildungsbedürfnis weiterer Kreise der Großstadt dient, ist eines der Kennzeichen des hamburgischen Hochschulwesens.

Ein anderes Kennzeichen von nicht lediglich lokaler Bedeutung, ist die vielgestaltige und intensive Pflege der Auslandsfächer, der Kultur, der Geschichte, des Rechts und der Wirtschaft anderer Völker in Europa und Übersee. Für Dutzende von Sprachen und Verkehrsmundarten aller Erdteile besteht an der Hamburgischen Universität sowohl praktische als auch wissenschaftliche Studienmöglichkeit. Zahlreiche, mit reichhaltigen Spezialbibliotheken ausgestattete Auslandsseminare behandeln die europäischen und außereuropäischen Kulturkreise. England, Frankreich, Skandinavien, Portugal, Italien, Rußland, Indien, China, Japan, die Länder des Islams, Afrika, Ozeanien, Lateinamerika, Nordamerika, sie alle sind durch derartige Institute vertreten. In Verbindung mit dem „Hamburgischen Weltwirtschaftsarchiv", der größten wirtschaftswissenschaftlichen Sammlung, mit dem „Institut für angewandte Botanik", mit dem „Museum für Völkerkunde", mit den Fachseminaren für Geographie, für Nationalökonomie und Kolonialpolitik, für die rechtswissenschaftlichen Disziplinen stellen diese Auslandsinstitute der hamburgischen Universität, denen auf medizinischem Gebiet das weltbekannte „Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten" entspricht, ein einzigartiges Organ deutscher Auslandsforschung dar, das die wissenschaftliche Eigenart unserer jüngsten Hochschule ausmacht.

Alt und umfassend sind die Verbindungen, in denen die wissenschaftliche Auslandsarbeit Hamburgs mit dem Auslande selbst steht. Nicht nur der Blick des Kaufmanns ist hier welt- und seewärts gerichtet. Die großen naturwissenschaftlichen Anstalten für Zoologie, für Mineralogie und Geologie, für Botanik und tropische Landwirtschaft, die medizinischen Spezialinstitute und Kliniken usw., sie alle pflegen von alters her ebenso wie die dem Studium bestimmter Kulturkreise dienenden Auslandsseminare die Beziehungen zu fremden und fernen Gegenden, indem sie die Verbindungen des Welthafens, die Praxis des Auslandskaufmanns, der draußen gearbeitet hat, im Dienste der Wissenschaft nutzbar machen. — Den Studierenden, der Hamburg aufsucht, umweht eine neue, eine freiere Luft. Schon befindet sich der Aufbau des Auslandsstudiums in der jüngsten Arbeitssphäre des geistigen Hamburg, im akademischen Unterricht, im vollen Flusse. Die Notwendigkeiten einer vertieften Vorbildung für die Ausübung höherer Berufe aller Art im Auslande selbst sind in Hamburg voll erkannt worden. Die Einrichtung besonderer, nach Kulturkreisen gegliederter Auslandsdiplomprüfungen für solche, die auswandern wollen oder müssen und nach besonderer Vorbereitung im Interesse ihres beruflichen Fortkommens streben, ist in Erweiterung der am ehemaligen Kolonialinstitut bestehenden wissenschaftlichen Diplomprüfungen für die Berufsausübung in deutschen Kolonien von der Universität vorgesehen. Die „Abhandlungen zur Auslandskunde", von der Universität herausgegeben, liefern bedeutsame Beiträge zur Auslandsforschung. Groß ist die Reihe der periodischen und Serienpublikationen, die in Hamburgs Instituten, unter dem weiteren Gesichtswinkel, den hier die Forschung annimmt, entstanden. Tausendfältige Auslandsinformationen aus dem Bereich der angewandten Wissenschaft liefern jahraus, jahrein die zuständigen Anstalten der Praxis und dem Binnenland. Der Förderung des direkten geistigen Austausches zwischen Deutschland und der spanisch-portugiesischen Welt dient das im Kriege entstandene Ibero-Amerikanische Institut. Neue Verbindungen mit uns freundlich gebliebenen Völkern knüpfte und knüpft die in Hamburg gepflegte Wissenschaft aller Fächer, ebenso wie der hanseatische Kaufmann, seit Aufhebung der Blockade. Dem Auslandsdeutschtum, insbesondere in Lateinamerika, ist die Aufmerksamkeit der Universität in besonderem Maße zugewendet. Die „Staats- und Universitätsbibliothek", mit ihren 600000 Bänden im Verein mit der „Kommerzbibliothek" das literarische Rückgrat des wissenschaftlichen Hamburg darstellend, sammelt umfassend die Literatur des Auslandsdeutschtums und steht mit diesem selbst in ständigem Verkehr. Ein besonderer, durch das neue, akademisch vielumstrittene Hochschulgesetz (1921) festgelegter „Ausschuß für Auslands- und Kolonialkunde", bestehend aus allen Dozenten der Auslandsfächer, sammelt und fördert diese Auslandsbestrebungen der Hamburgischen Universität und ihrer Anstalten, die ihrerseits im Rahmen der „Deutschen Auslandsarbeitsgemeinschaft" an der Erörterung und Regelung der großen Auslandsfragen praktischer, kultur- und wirtschaftspolitischer Art teilnimmt, vor die unser Volk gestellt ist.



Blick in den Schmuckhof im soeben vollendeten Neubau des Museums für Hamburgische Geschichte. Schöpfer des Entwurfs ist der hamburgische Baudirektor Prof. Dr. Fritz Schumacher.



Eingang zum Elbtunnel. (Phot. Hans Breuer, Hamburg.)

In ihrer wissenschaftlichen Entfaltungsmöglichkeit an sich, in ihrer weltpolitischen Einstellung und Kräfteanspannung, in ihrem Arbeitskontakt mit dem Binnenland und mit dem Ausland, in ihrer Wechselwirkung zwischen wissenschaftlicher Forschung und Lehre einerseits und Weltwirtschaftspraxis andererseits liegt heute und in Zukunft die Bedeutung der hanseatischen Wisser'haftsstätte für unser gesamtes Vaterland.

Hamburg und die deutsche Wirtschaft.

Von Senator Dr. Stubmann, Hamburg.

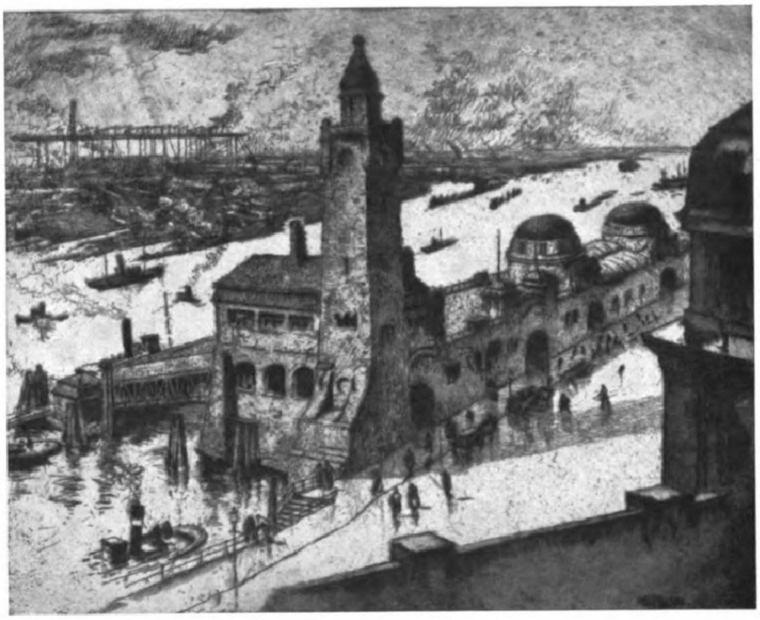
Den tiefen Sinn einer Zeit erkennt die Menge meist erst nach Jahren, wenn die Ereignisse sich im Urteil der führenden Geister geklärt haben. Ich halte es von diesem Standpunkt aus für etwas gewagt, diese Zeilen mit einem Generalurteil zu beginnen, möchte aber doch diesen Gedanken auch hier in den Vordergrund rücken, schon zu dem Zweck, damit sich der denkende Deutsche mit dieser Idee beschäftige. Die deutsche Wirtschaft hat sich seit Beginn des Krieges zunächst zwangsläufig, später aber zum Teil freiwillig, vom weltwirtschaftlichen Denken und Fühlen entfernt. Soweit diese Entwicklung freiwillig eingetreten ist, war sie wohl durch den zunehmenden Druck des Krieges und seiner Folgen ausgelöst. Der Friede von Versailles vollendete in unglaublicher Verblendung den Raub der weltwirtschaftlichen Grundlagen der deutschen Wirtschaft.

Jeder abnorme Zustand hat die Entstehung abnormer Veränderungen bei benachbarten Organen zur Folge. Das Ungewöhnliche, das in der künstlichen Entfernung eines Sechzigmillionenvolkes von höchster industrieller Leistungsfähigkeit von der Teilnahme am Weltmarkt liegt, führte innerhalb der deutschen Wirtschaft einen Prozeß herbei, den man nur als Entstehung unnatürlicher Wucherungen bezeichnen kann. Hierher gehören alle Erscheinungen der Überorganisation und der Verrenkung der vor dem Kriege durchaus klaren und einfachen Wirtschaftsvorgänge.

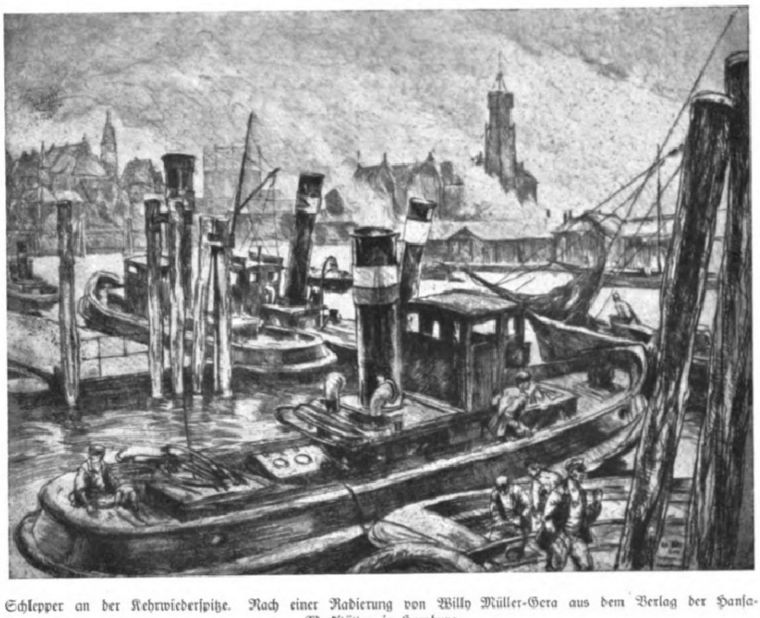
Es ist heute im Außenhandel vieles noch so unnatürlich, daß es schon von diesem Standpunkt aus äußerst schwierig ist, mit den gegnerischen Staaten, die die Fesseln der Kriegswirtschaft größtenteils abgeworfen haben, auf dem Weltmarkt mit deutschem Gewerbfleiß in Wettbewerb zu treten. Und dennoch: Das deutsche Volk hat die Möglichkeit, wenn es nur begreifen lernt, daß es hierfür die richtigen Kräfte einsetzen muß. Eine Kraft, die auf diesem Gebiet bislang von der deutschen Wirtschaft seit Jahren nicht hinreichend ausgenutzt worden ist, verkörpert sich in dem Namen „Hamburg“. Wer einigermaßen die unermeßliche Größe der Verluste einzuschätzen vermag, die Hamburg durch seine Stilllegung während des Krieges und durch den Friedensvertrag erlitten hat, wer übersehen kann, mit welchen unausgesetzten Qualen, fortgesetzten Reisen nach Berlin zu fruchtlosen Verhandlungen mit Behörden und Wirtschaftsstellen die Hamburger Kaufleute in den letzten drei Jahren genötigt gewesen sind, sich die schmale Basis zu erkämpfen, die ihnen jetzt noch für die Wiederaufnahme ihres Geschäfts verblieben ist, und wer beurteilen kann, wie auch heute die von Hamburg aus eindringlich begründeten Wünsche auf Berücksichtigung der weltwirtschaftlichen Forderungen durch Berliner Vorurteil, gleichbedeutend mit Mangel an weltwirtschaftlicher Weitsicht, abgelehnt werden, der weiß ein Lied davon zu singen, wie groß noch die Kluft ist zwischen heutiger Wirtschaftspolitik und der von Hamburg aus dem neuen Reich dringend angeratenen Weltwirtschaftspolitik. Hamburg ist ein Programm. Es ist heute nicht nur der erste deutsche Seehafen, dem es, wie jeder Beschauer weiß, überraschend schnell gelungen ist, einen erfreulichen Teil seines früheren Verkehrs, wenn auch naturgemäß anders geartet, zurückzugewinnen: Hamburg ist die lebendige Mahnung an das einig gebliebene Reich, sich endlich wieder loszusagen von einer Wirtschaftspolitik, die entschuldigt wird durch die Entartung, die dem Kriege entstammt, deren Fortdauer aber dem deutschen Volk einen unendlichen, unnötigen Kraftaufwand zumutet.

Es kann leider nicht bestritten werden, daß die Kriegsfolgen uns eine Verschärfung der Interessenpolitik gebracht haben. Diese Zeilen sind nicht Ausdruck engherziger Einzelinteressen, sondern sie sind geschrieben in der festen Überzeugung, daß das deutsche Volk den jetzigen Zustand des Wirtschaftskampfes aller gegen alle nur überwinden kann, wenn das Schiff der deutschen Wirtschaft wieder mehr in weltwirtschaftliche Bahnen hineingelenkt wird. Die Engländer haben das Glück, daß ihre Politik gemacht wird in einer Residenz, die gleichzeitig Welthafen ist. Die Welthafenatmosphäre Hamburgs hat leider auf die meisten Berliner Entschlüsse bislang zu wenig Einfluß gehabt. Es ist eine Forderung des Tags, die Hamburg immer wiederholen wird, daß das deutsche Volk etwas mehr von der Perspektive eines Seehafens aus regiert werde.

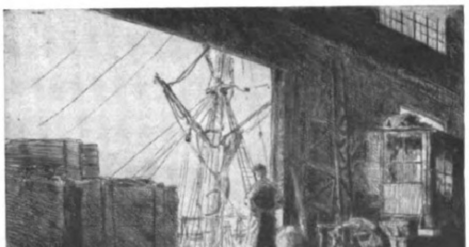
Hamburg kann diese Forderung um so mehr erheben, als die Zusammenpressung der deutschen Wirtschaftskraft auf sein europäisches Wirtschaftsgebiet und die Raubpolitik der Entente die Zusammenfassung aller Kräfte verlangen in dem Sinne, daß verhütet wird, daß der politischen Unterdrückung des deutschen Volkes eine wirtschaftliche Aufteilung in der Weise folgt, daß die deutsche Volkswirtschaft sich wirtschaftlich nach und nach von fremden Ländern und fremden Häfen aufsaugen läßt. Hamburg ist und bleibt in diesem Sinne für die nächsten zehn Jahrzehnte die lebendige Mahnung einer nationalen weltwirtschaftlich geführten Politik. Es verlangt für seinen Wiederaufbau natürliche Entwicklungsmöglichkeiten durch Hinausrückung der Landesgrenzen, die es heute unnatürlich einschnüren. Es verlangt Seewind in der Reichspolitik. Das alles nicht um seinetwillen; denn Hamburg ist nichts ohne das Reich, seine Arbeit dient heute mehr denn je dem ganzen Volk. Den Rat Hamburgs vernachlässigen, ist gleichbedeutend mit der Ausschaltung eines der fünf Sinne, die den gesunden Menschenverstand ausmachen.



Blick auf St. Pauli-Landungsbrücken. Nach einer Radierung von Willy Müller-Gera aus dem Verlag der Hansa-Werkstätten in Hamburg.



Schlepper an der Kehrwiederspitze. Nach einer Radierung von Willy Müller-Gera aus dem Verlag der Hansa-Werkstätten in Hamburg.



Am Kai. Nach einer Radierung von Paul Kayser. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.

Im Hamburger Hafen.

Hamburgs Außenhandel.

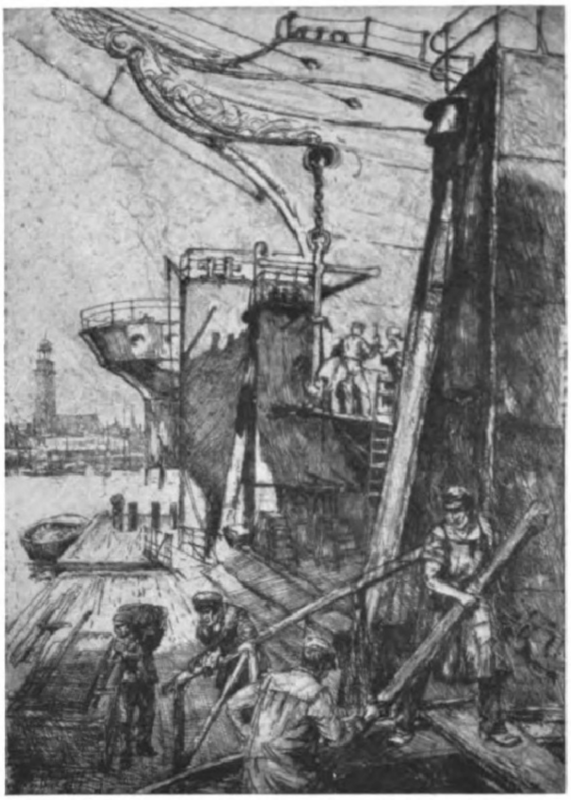
Von Wilhelm Leda.

Als der Weltkrieg ausbrach, wurde der hanseatische Außenhandel mit einem Schlage lahmgelegt. Die Vermittler der deutsch-überseeischen Handelsbeziehungen, die deutschen Schiffe, waren von den Weltmeeren verschwunden, der Hamburger Hafen lag verödet da, die großen Hamburger Export- und Importhäuser waren verwaist. Kurzum, dem Hamburger Außenhandel war der Lebensnerv abgeschnitten. Und dennoch hatte die hanseatische Kaufmannschaft auch nicht einen einzigen Tag die Hoffnung auf ein Wiederaufblühen des hanseatischen Handels sinken lassen. Diejenigen, die nicht ins Feld gezogen waren, begannen bereits im dritten Kriegsjahre alle Vorbereitungen, um mit dem Tage des Friedens unverzüglich die überseeischen Verbindungen wiederaufzunehmen, deren die Zentrale des deutschen Außenhandels so dringend bedurfte. Neue Organisationen wurden ins Leben gerufen, die den hanseatischen Außenhandel auf eine breitere Grundlage stellen sollten, die aber vor allem dafür zu sorgen hatten, daß dem deutschen Wirtschaftsleben die Rohstoffe aus den überseeischen Ländern zugeführt werden, um die deutsche Industrie so schnell wie möglich wieder exportfähig machen zu können. Aber das Schicksal hat es anders gewollt. Bereits mit der Unterzeichnung des Trierer Abkommens, demzufolge die deutschen Seeschiffe der Entente überlassen wurden, ist das Todesurteil über den Hamburger Außenhandel ausgesprochen worden, und der Friedensvertrag zu Versailles vermochte nur noch dieses Todesurteil in höchster Instanz zu bestätigen.

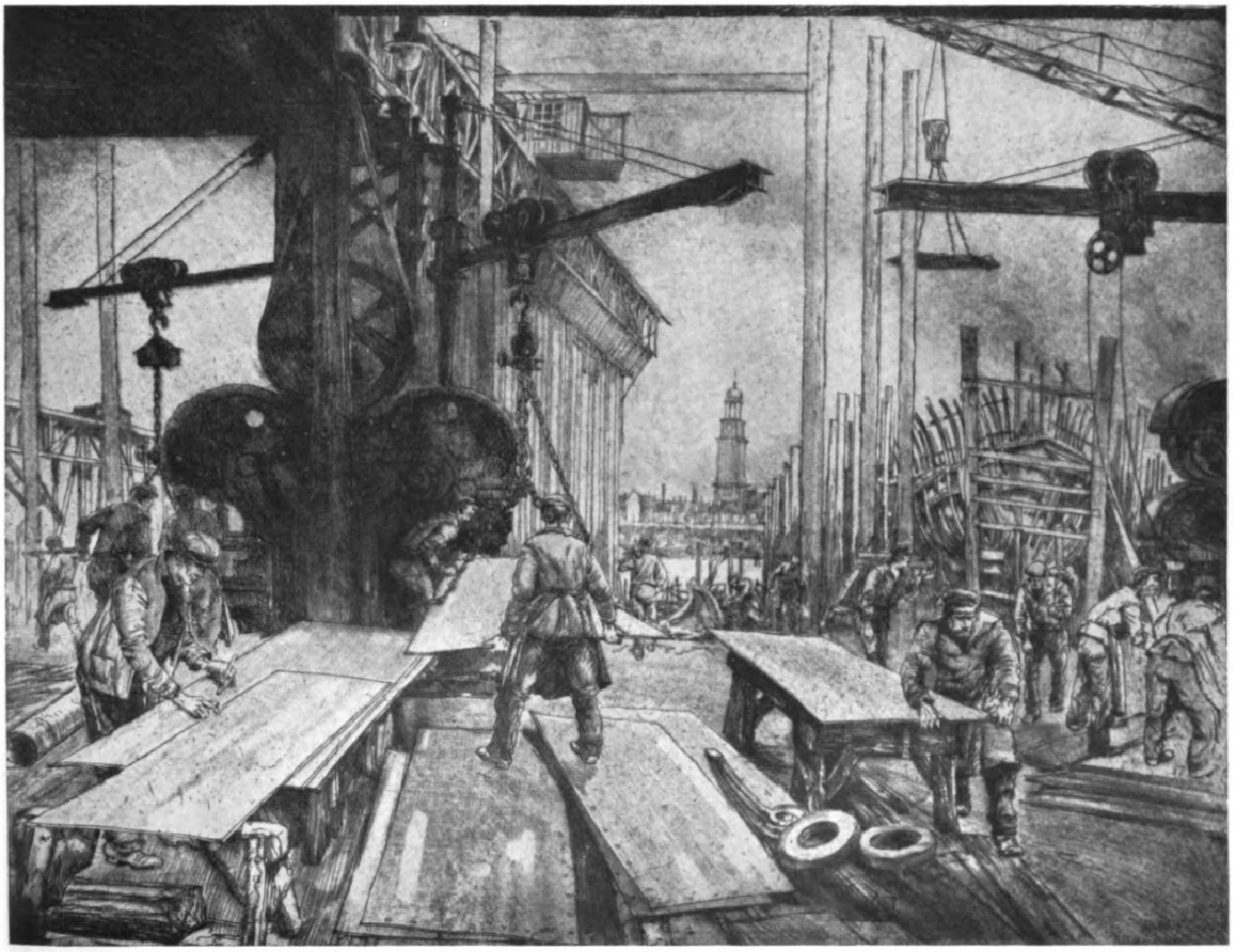
Nachdem die deutsche Handelsflotte an die Entente ausgeliefert worden war, waren wir unseres Handwerkszeuges beraubt, mit dem Hamburg seinen Wiederaufbau hätte in die Wege leiten können. Nunmehr glich der Hamburger Handel einem Trümmerhaufen, bei dem nicht einmal die Aufräumungsarbeiten vorgenommen werden konnten, weil uns, wie gesagt, das Handwerkszeug, unsere ehemals so blühende stolze deutsche Handelsflotte, fehlte. In dieser schweren, unglücklichen Zeit blieb uns ein Trost und eine Hoffnung: der Hanseatengeist. Obgleich der Hamburger Kaufmann und Reeder wußte, daß er vor unüberwindlichen Schwierigkeiten



Werften an der Elbe. Nach einer Radierung von Willy Müller-Gera aus dem Verlag der Hansa-Werkstätten in Hamburg.



Schiffe im Dock. Nach einer Radierung von Willy Müller-Gera aus dem Verlag der Hansa-Werkstätten in Hamburg.



Aus den Werften: Einstanzen der Nutlöcher in Schiffsplatten; rechts ein Fischdampfer im Bau. Nach einer Radierung von Willy Müller-Gera aus dem Verlag der Hansa-Werkstätten in Hamburg.

Im Hamburger Hafen.



Kornträgergang.



Reparatur am Bug eines Seglers.



Werftarbeiter auf der Fahrt zur Arbeitsstätte.

Nach Radierungen von Willy Müller-Gera aus dem Verlag der Hansa-Werkstätten in Hamburg.

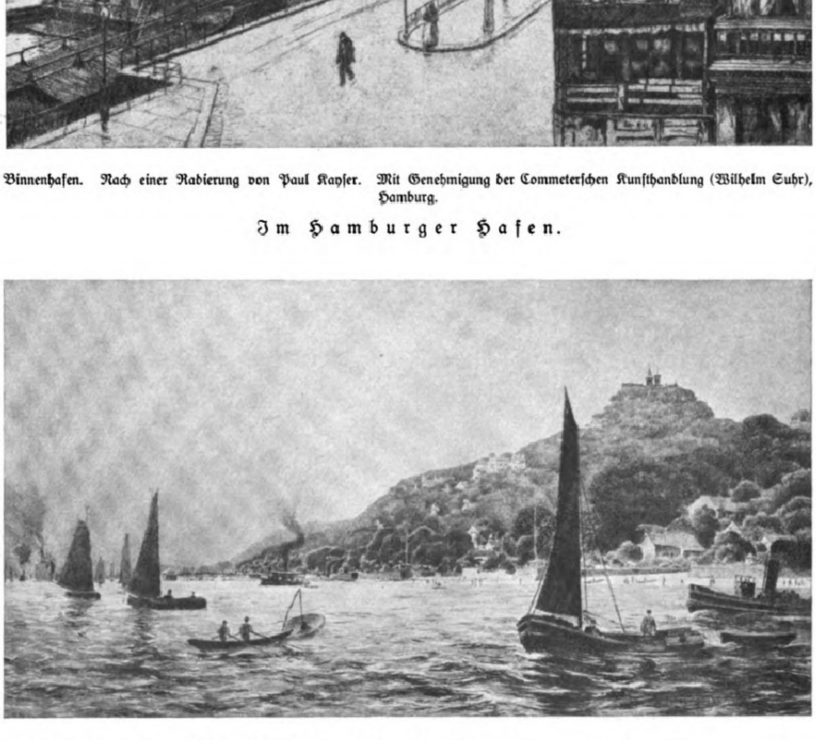
steht, daß eine mühsam aufgebaute Mauer des neu zu zimmernden Hauses bei dem Vernichtungswillen unserer Feinde wieder zusammenstürzen mußte, hat er die Hände nicht in den Schoß gelegt. Die letzten Jahre waren für den hanseatischen Außenhandelskaufmann lediglich Jahre des mühsamsten Aufbaues und der größten Enttäuschungen; sie haben bisher wenig Früchte getragen, aber sie haben uns auch gezeigt, daß Hamburg an eine neue glückliche Zukunft glaubt, und wenn unsere Feinde von gestern uns immer und immer wieder turmhohe Hindernisse in den Weg legen sollten.

Als der Krieg beendet war, stürzte sich das Ausland wie eine Meute auf Hamburg. Jeder versuchte, einen Teil des hanseatischen Handels und seines Verkehrs an sich zu ziehen. Die ausländischen Reedereien überstürzten sich in der Gründung neuer Schiffahrtslinien von Hamburg nach Übersee. Hamburgs Hafen wurde zu einem Tummelplatz des Auslandes. Nur ganz allmählich ist es den Pionieren des deutschen Außenhandels gelungen, in den überseeischen Ländern wieder festen Fuß zu fassen, denn das überseeische Ausland hat in den Jahren des Weltkrieges erst richtig zu würdigen gelernt, was es in den früheren Friedensjahren an den Erzeugnissen der deutschen Industrie hatte. Hamburg steht heute erst am Anfang seines Wiederaufbaues, der um so schwieriger ist, als uns auch unsere Kolonien genommen worden sind. Es ist klar, daß der hanseatische Außenhandel erst dann ernstlich an eine Wiederaufnahme der überseeischen Beziehungen denken kann, wenn er eine eigene deutsche Handelsflotte, eigene deutsche Schiffahrtslinien zur Verfügung hat. Die deutsche Flagge muß den Pionieren des hanseatischen Außenhandels wieder nach allen Weltteilen folgen können. Das haben erfreulicherweise die Führer der deutschen Reedereien sofort eingesehen, und sie haben alle Hebel in Bewegung gesetzt, um dem deutschen Außenhandel so bald als möglich diesen Wunsch zu erfüllen. Außenhandel und Schiffahrt sind in Hamburg so eng miteinander verknüpft, daß beide nur gemeinsam lebensfähig sind.



Binnenhafen. Nach einer Radierung von Paul Kayser. Mit Genehmigung der Commeterschen Kunsthandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.

Im Hamburger Hafen.



Aus Hamburgs Umgebung: Blick auf Blankenese mit dem 76 m hohen Süllberg. Nach einer Radierung von Albrecht Bruck. Mit Genehmigung der Commeterschen Kundhandlung (Wilhelm Suhr), Hamburg.

Die Industrie in Hamburg.

Von W. Scheffer.

Mit dem Wort „Hamburg" verbindet sich im Inland in erster Linie der Begriff „Handel". Gewiß, dem Handel, der durch die ausgedehnten Schiffahrtsverbindungen des größten Hafens des europäischen Kontinents und durch die weitreichenden Beziehungen der hamburgischen Kaufmannschaft die größte Förderung erfahren hat, kommt in der Beurteilung der Bedeutung Hamburgs der erste Platz zu. Aber auch die Industrie Hamburgs darf nicht unterschätzt werden. Eins ist allerdings in Hamburgs industrieller Bedeutung auffällig: Der größte Ein- und Ausfuhrplatz Deutschlands hat nur eine geringe, unmittelbar auf die Ausfuhr eingestellte Industrie, was bedingt, daß auch der größte Teil der in Hamburg eintreffenden ausländischen Rohstoffe wieder nach dem Inland weiterbefördert wird. So findet sich in Hamburg kein einziges großes, Baumwolle verarbeitendes Unternehmen. Alle zur Ausfuhr über Hamburg und zum eigenen Verbrauch der Millionenstadt bestimmten Baumwollerzeugnisse kommen aus dem Inland, vorwiegend aus Sachsen. Die Textilindustrie in Hamburg ist nur durch eine Wollkämmerei und eine Jutefabrik vertreten. Der Grund hierfür liegt darin, daß bis vor dem Krieg die Lohnverhältnisse, der teure Bodenpreis und andere Umstände die Anlage solcher Unternehmen zu kostspielig gestalteten, so daß das Inland trotz der doppelten Frachten und sonstiger Beförderungsunkosten wettbewerbsfähiger war als der Einfuhrplatz. Hinzu kommt, daß auch die hamburgischen Behörden wenig zur Ansiedlung solcher und anderer Industrien taten; erst in den

(Fortsetzung der Textbeiträge der Hamburg-Nummer auf Seite 73.)

Aktueller Teil.



Fritz Freiherr v. Ostini,
bekannter Kunstschriftsteller, Schriftleiter der „Münchner Neuesten Nachrichten", ältester Mitarbeiter und Mitbegründer der „Jugend", feierte am 27. Juli seinen 60. Geburtstag. (Phot. Veritas, München.)



M. Steiner,
namhafter Großindustrieller, der Gründer und langjährige Direktor der bekannten Paradiesbettenfabrik M. Steiner & Sohn, A.-G., in Frankenberg i. Sa., † am 27. Juni im 72. Lebensjahre.



Dr. jur. Bernh. Frhr. v. Tauchnitz,
Seniorchef des durch die Tauchnitz-Edition weltbekannten Leipziger Verlagshauses Bernhard Tauchnitz, † am 7. Juli im 81. Lebensjahre. (Ausschnitt aus einem Gemälde von B. Parlaghy.)



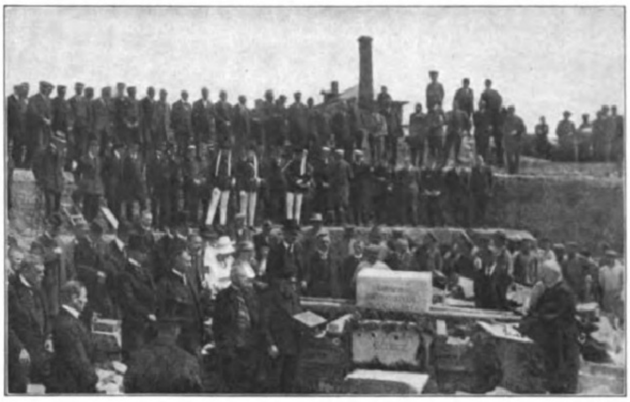
Ministerialdir. Prof. Dr. Wiedenfeld,
der bisherige Leiter der Außenhandelsnebenstelle des Auswärtigen Amtes, wurde zum Vertreter der Deutschen Handelsinteressen bei der Sowjetregierung in Moskau ernannt.



Geh. Kommerzienrat Benno Orenstein,
hervorragender Großindustrieller, Begründer und Generaldirektor der Orenstein & Koppel Aktiengesellschaft, beging am 2. August seinen 70. Geburtstag. (Phot. J. F. Kullrich, Berlin.)



Das neue Verwaltungsgebäude der Hamburg-Amerika Linie in Hamburg, ein Erweiterungs- und Umbau, der nach dem Projekt des Architekten Fr. Höger soeben fertiggestellt worden ist.

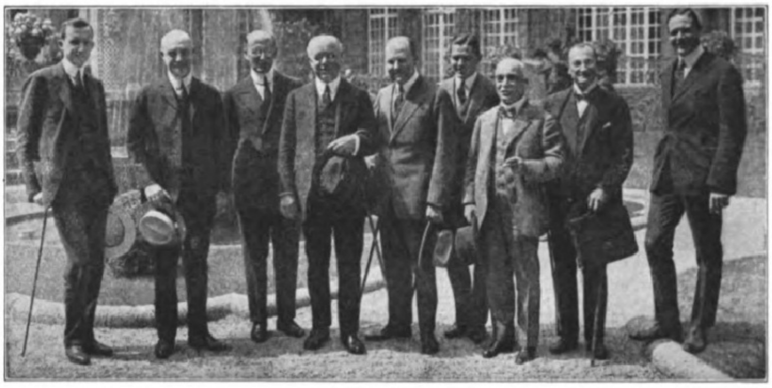


Die Grundsteinlegung des Braunkohlenforschungsinstitut an der Bergakademie in Freiberg i. S.: Geheimrat Fischer spricht im Auftrag der Sächsischen Regierung. (Phot. Otto Hertel, Freiberg.)



Der Irenführer de Valera, der von den irischen Nationalisten proklamierte Präsident der Irischen Republik, mit der irischen Verhandlungskommission bei der Ankunft in London.

Von links nach rechts: R. C. Barton, de Valera, Count Plunkett, Arthur Griffith und Austin Stack.



Eine amerikanische wirtschaftliche Studienkommission: Vertreter amerikanischer Handelskammern, die zu einem längeren Aufenthalt in Deutschland eingetroffen sind, während des Besuchs in Berlin.

Von links nach rechts: O'Connor, Mitglied der Bostoner Handelskammer; John Fahey, Präsident der Bostoner Toweler Co; Robert Lamont, Mitinhaber der Neuyorker Morgan Bank; Holton Defrees, Vorsitzender der Chicagoer Handelskammer; Strawn, Präsident der Handelskammern der Vereinigten Staaten; J. Douglas, Präsident großer Kupfer- und Eisenbahngesellschaften; A. Filene, Vorsitzender der Bostoner Handelskammer; Finanzbeirat Vendix vom Auswärtigen Amt; Mr. Dodd.



Die Große Sportwoche in Zoppot vom 10. bis zum 14. Juli: Aus dem Internationalen Trachtenfestzug; der Maharadscha mit seinen Lieblingsfrauen.



Das 80jährige Jubiläum der Meißner Feuerwehr, der ältesten Feuerwehr Deutschlands, in Meißen am 17. Juli: Die historische Spritze im Festzug auf der Elbbrücke in Meißen.



Von dem Kampf um die Weltmeisterschaft im Boxen zwischen dem amerikanischen Champion Jack Dempsey und dem französischen Boxer Georges Carpentier in New Jersey bei Neuyork: Augenblicksbild aus der dritten Runde; Carpentier hart bedrängt.



Das große Lustgartenfest anläßlich der Berliner Spiel- und Sportwoche am 16. Juli: Ein interessanter Moment aus dem Dreier-Radballspiel vor dem Schloß.







Links: Die feierliche Einweihung des Bootshauses der Wassersportabteilung der Deutschen Landsmannschaft (Cob. L. C.) in Richtershorn bei Grünau am Langen See in der Umgebung Berlins. **Mitte:** Rademacher, der am 10. Juli in Magdeburg im Brustschwimmen über 200 m einen neuen Weltrekord in 2 Min. 55,5 Sek. aufstellte. **Rechts** Wassersport auf den Schweriner Seen.



Sommermantel aus beigefarbiger Seidengarbadine, gleichfarbige Seidentoque mit Baststickerei. (Modell: Wiener Werkstätte.)



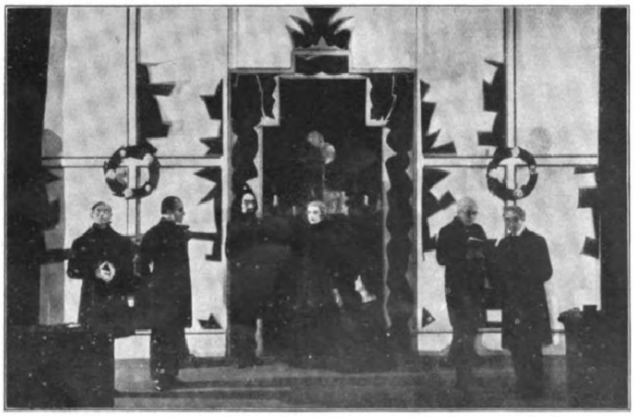
Zum Ableben des Altmeisters des deutschen Radrennsports August Lehr am 16. Juli im 51. Lebensjahr: Lehr zur Zeit seiner höchsten Triumphe auf dem Hochrad; **links oben:** Lehr kurz vor seinem Tode.



Von der ersten deutschen Faltboot-Regatta Tölz-München am 17. Juli Zweisitzer kurz nach dem Start in den Stromschnellen der Isar vor der Tölzer Brücke. Die Sieger in der Zweisitzerklasse, Engel-Poppich aus Leipzig, legten die 52 km lange Strecke in 3 Stund. 40 Min. zurück.



Tenniskostüm, gewirkt aus mauvefarbiger Kunstseide mit braunen Streifen und Aufschlägen, Jumper und Plisseerock.



Szenenbild aus der Uraufführung von Herbert Eulenbergs Schauspiel „Irrgarten" im Landestheater zu Oldenburg (Inszenierung des Direktors Renato Mordo).



Von der Uraufführung des Schauspiels „Der Tulpenfrevel" von **Heinrich Eduard Jacob** im Nationaltheater zu Mannheim: Börsenszene im 3. Akt.

letzten Jahren wurde der Ausfuhrindustrie durch Bereitstellung von hergerichtetem Gelände im aufgehöhten Marschland mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Etwas größere Bedeutung hat die Mühlenindustrie, sowohl auf dem Gebiete der Getreide- als auch auf dem der Reisverarbeitung. Auch die chemische Industrie ist nicht zu unterschätzen. Dasselbe gilt von der Ölindustrie, in der die Schlinckschen Werke, soweit vegetabilische Öle in Betracht kommen, eine führende Rolle einnehmen. An erster Stelle Hamburgs steht naturgemäß die Schiffbauindustrie. Die größten und schnellsten Dampfer, die je den Atlantik durchkreuzt haben, waren aus hamburgischen Werften hervorgegangen und haben den Ruhm deutscher Leistungsfähigkeit übers Meer getragen. Der Riesendampfer „Imperator" war auf der Vulkan-Werft, das noch größere Schwesterschiff „Vaterland" auf der Werft von Blohm & Voß entstanden. Beide stolzen Schiffe mußten mit der gesamten Hamburger Flotte den Gegnern ausgeliefert werden. Dasselbe Schicksal steht dem bei Blohm & Voß schon seit Kriegsausbruch im Bau befindlichen, wieder etwas größeren Dampfer „Bismarck" bevor, der jetzt seiner Fertigstellung entgegengeht. Die Werft von Blohm & Voß hatte auch in der Herstellung großer Kreuzer, wie „Moltke", „Goeben", „Seydlitz" und „Derfflinger", ihre Leistungsfähigkeit erwiesen. Den Kriegsschiffbau fördert die deutsche Werftindustrie jetzt nicht mehr. Ihre Hauptaufgabe sieht sie in dem Wiederaufbau der deutschen Handelsflotte, doch reichen die Mittel aus dem Reedereiabfindungsgesetz nur hin, etwa ein Drittel der vor dem Krieg über 5 Mill. Registertonnen großen deutschen Handelsflotte wiedererstehen zu lassen. Dem Ziel des Wiederaufbaues widmen sich neben den genannten Werften die Reiherstieg-Schiffswerfte, die Deutsche Werft, die Werft von Janßen & Schmilinsky sowie einige kleinere Werften. Auch der Herstellung von Fischdampfern unterziehen sich die Werften. Bemerkenswert ist die Interessenahme der westdeutschen Schwerindustrie am hamburgischen Schiffbau. So ist der „Phönix" an den Reiherstieg-Schiffswerften, die Arenberg-Gruppe an Janßen & Schmilinsky, die Gutehoffnungshütte (zusammen mit der A. E. G.) an der Deutschen Werft beteiligt. Die Schwerindustrie sichert sich durch diese Beteiligung Absatzgelegenheit, die Werftbetriebe erhalten Sicherheit zur Deckung des Materials. Eine große Bedeutung für die Werften hat das Reparaturgeschäft, das ihnen auch dann Gelegenheit zur teilweisen Beschäftigung gibt, wenn die Neubautätigkeit eine Einschränkung erfährt. Und damit ist infolge der hohen Neubaukosten und der ungünstigen Lage des Welthandels und damit des Frachtenmarktes leider zu rechnen. Mit der Wiederbelebung des Welthandels und des Schiffsverkehrs dürfte aber auch der hamburgischen Schiffbauindustrie wieder Gelegenheit zur Entfaltung lohnender Tätigkeit gegeben werden. Neben der Schiffbauindustrie ist auch die Eisenindustrie in Hamburg stark vertreten; diese arbeitet auch besonders für die Ausfuhr. Eine Hochofenindustrie in Hamburg zu gründen wie in anderen Küstenplätzen, so in Lübeck, ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen. Insgesamt waren in der hamburgischen Industrie 1919 mehr als 100 000 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, wozu noch die Familienmitglieder zu rechnen sind, so daß ein großer Prozentsatz auch der hamburgischen Millionenbevölkerung von der Lage der Industrie abhängig ist.

Hamburgs Banken.

Von Paul Vaith, Hamburg.

Wohl in keiner anderen Handelsstadt Deutschlands bestehen so enge Beziehungen zwischen den Banken und der Kaufmannschaft wie in Hamburg. Sind doch auch die ältesten, spezifisch hamburgischen Banken von Kaufleuten ins Leben gerufen worden. So verdanken die im Jahre 1619 gegründete Hamburger Bank wie die Norddeutsche Bank, die im Jahre 1856 ihren Geschäftsbetrieb eröffnete, ihre Entstehung Hamburger Handelshäusern. Dasselbe gilt von der ebenfalls im Jahre 1856 gegründeten Vereinsbank in Hamburg. Die Hamburger Bank ist inzwischen im Jahre 1876 in eine Zweigniederlassung der Deutschen Reichsbank aufgegangen, das gesamte Kapital der Norddeutschen Bank wurde im Jahre 1895 von der Diskonto-Gesellschaft in Berlin erworben, und nur die Vereinsbank hat sich ihre Selbständigkeit bewahrt. Im Februar 1870 erfolgte die Gründung der Commerz- und Diskontobank — die inzwischen den Titel Commerz- und Privatbank angenommen hat, und die auch bald in Berlin unter den dortigen Großbanken eine maßgebende Stellung einnahm. Andererseits zeigten die Berliner Banken mit der zunehmenden Bedeutung Hamburgs als Ein- und Ausfuhrhafen das Bestreben, hier festen Fuß zu fassen und Zweigniederlassungen zu errichten. Den Anfang machte damit im Jahre 1872 die Deutsche Bank. Erst zwanzig Jahre später — 1892 — siedelte sich auch die Dresdner Bank in Hamburg an, 1896 die Mitteldeutsche Privatbank und 1912 die Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank). Trotz dieses starken Zuzugs auswärtiger Banken, zu denen sich, wie wir sehen werden, auch noch eine ganze Reihe ausländischer Institute gesellte, hat aber das Hamburger Bankgeschäft sich bis auf den heutigen Tag seine Eigenart bewahrt, und die übergesiedelten fremden Banken, die sowohl im Hamburger Platzgeschäft als auch im Überseehandel Beschäftigung und lohnenden Gewinn suchten und fanden, haben sich dieser Eigenart gern und willig angepaßt. Ist doch das Hamburger Bankgeschäft geradezu vorbildlich geworden für den jetzt zu so großer Bedeutung gelangten bargeldlosen Giroverkehr, der an keinem anderen Handelsplatze Deutschlands von der gesamten Geschäftswelt in seinen Vorzügen so frühzeitig erkannt und deshalb in so umfangreicher Weise angewandt wurde wie in Hamburg. Der Umstand, daß schon die alte Hamburger Bank eine Girobank gewesen war, deren Geschäfte auf solidester Grundlage beruhten, hat nicht wenig dazu beigetragen, der Nachfolgerin dieser Bank, der Deutschen Reichsbank, die geschäftlichen Wege in Hamburg zu ebnen. Neben dem heimischen Giroverkehr gewann auch der Zahlungsverkehr mit den überseeischen Ländern eine hervorragende Bedeutung für das Hamburger Bankgeschäft, so daß verschiedene Institute dazu übergingen, eigene selbständige überseeische Banken ins Leben zu rufen. So wurden unter anderm von der Norddeutschen Bank mit dem Sitz in Hamburg die Brasilianische Bank für Deutschland sowie die Bank für Chile und Deutschland gegründet, während für die Deutsche Überseeische Bank, für die Deutsch-Südamerikanische Bank, für die Deutsche Orientbank und für die Deutsch-Westafrikanische Bank Zweigniederlassungen in Hamburg entstanden. Bis zum Ausbruch des Weltkrieges war in Hamburg auch eine ganze Reihe fremdländischer Banken vertreten, von denen unter anderm die Anglo South-American Bank Ltd., die Bank of British West-Africa Ltd., die Chartered Bank of India, Australia and China, die Hongkong and Shanghai Banking Corporation und die Standard Bank of South Africa Ltd. hier Zweigniederlassungen errichtet hatten. Von südamerikanischen Instituten war hier der Banco Español del Rio de la Plata ansässig geworden, der auch während des Krieges seine Geschäftstätigkeit nicht einstellte. Von den Niederlassungen ausländischer und auswärtiger Banken in Hamburg nach dem Kriege seien die der Yokohama Specie Bank Ltd. und die der Tschecho-Sklowakischen Bank erwähnt. Bei dem regen Geschäftsverkehr, der von Hamburg aus auf der Elbe sich nach der Tschechoslowakai entwickelt, und in Anbetracht des Umstandes, daß der Hamburger Hafen auch für die Tschechoslowakei als Eingangs- und Ausgangspforte zur See gilt, hat die Tschecho-Slowakische Bank in Hamburg in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits einen recht regen Geschäftsverkehr zu verzeichnen. Von gleicher Bedeutung für das Hamburger Geschäftsleben wie die Aktienbanken sind aber auch die zahlreichen alten, bewährten Privatbankfirmen von Weltruf, deren Inhaber als führende Männer des Bankwesens nicht nur ihrer Vaterstadt, sondern auch dem ganzen deutschen Vaterlande wiederholt unschätzbare Dienste erwiesen haben. Man verbindet unwillkürlich die Begriffe alter strenger hamburgischer Solidarität, großzügigen hanseatischen Unternehmungsgeistes und höchster finanzieller Leistungsfähigkeit mit den Namen der Inhaber dieser Firmen, die mit der geschäftlichen Entwicklung Hamburgs auf das engste verknüpft sind. Hervorgehoben seien hier nur: M. M. Warburg & Co.; L. Behrens & Söhne; Joh. Berenberg, Goßler & Co.;

Conrad Hinrich Donner; Schröder Gebrüder & Co.; Hesse, Newmann & Co.; Münchmeyer & Co.; Nottebohm & Co.; Johannes Schuback & Söhne. Außer den großen Privatbankfirmen gibt es noch eine ganze Anzahl kleinerer Bankiers, die sich wieder in solche teilen, die eine bestimmte Privatkundschaft ihr eigen nennen, in solche, die neben dem Bankiergeschäft gleichzeitig Warengeschäfte betreiben, und in solche, die eigentlich weniger Bankiers, sondern mehr Makler sind. Unter den Einwirkungen des Krieges hat selbstverständlich auch das Geschäft der Hamburger Banken und Bankiers stark gelitten, um so mehr, als der gesamte überseeische Handelsverkehr, die Lebensader Hamburgs, vollständig lahmgelegt war. Schon aber wird es wieder lebendig im Hamburger Hafen, und wenn auch Deutschland unter dem Joche der Alliierten noch auf Jahrzehnte hinaus schwere finanzielle Lasten zu tragen hat, so wird der unbesiegbare, zähe Hanseatengeist der hamburgischen Bankwelt doch nicht verzagen, sondern in der vordersten Reihe mitarbeiten an der Wiederaufrichtung des deutschen Vaterlandes. Neben dem Giroverkehr dürfte der Devisenverkehr eines der Hauptbetätigungsgebiete der Hamburger Banken werden und Hamburg der Haupthandelsplatz für Devisen. Voraussetzung ist allerdings, daß diesem Verkehr keinerlei staatliche Fesseln angelegt werden.

Hamburgs Seeschiffahrt

(einschließlich des Verkehrs mit deutschen Häfen und Helgoland).

Jahr	Angekommene Schiffe		Abgegangene Schiffe		Zusammen	
	Zahl	Register-tonnen netto	Zahl	Register-tonnen netto	Zahl	Register-tonnen netto
1900	13 102	8 037 514	13 109	8 050 159	26 209	16 087 673
1901	12 847	8 383 365	12 823	8 351 817	25 670	16 735 182
1902	13 297	8 727 294	13 296	8 704 869	26 593	17 432 163
1903	14 028	9 155 926	14 073	9 221 261	28 101	18 377 187
1904	14 843	9 610 794	14 816	9 610 479	29 659	19 221 273
1905	15 116	10 380 775	15 162	10 378 573	30 278	20 759 348
1906	15 777	11 039 069	15 787	11 007 720	31 554	22 046 789
1907	16 473	12 040 461	16 507	12 103 209	32 980	24 143 670
1908	16 330	11 914 250	16 262	11 738 768	32 592	23 653 018
1909	17 015	12 184 268	17 117	12 339 129	34 132	24 523 397
1910	17 358	12 656 281	17 244	12 756 786	34 602	25 413 067
1911*)	17 965	13 176 469	17 838	13 198 677	35 803	26 375 146
1912*)	15 774	13 567 913	17 557	13 837 076	33 331	27 404 989
1913*)	16 427	14 241 894	17 985	14 496 623	34 412	28 738 517
1914	—	—	—	—	—	—
1915	—	—	—	—	—	—
1916	—	—	—	—	—	—
1917	—	—	—	—	—	—
1918	—	—	—	—	—	—
1919	2 838	1 570 000	3 310	1 477 000	6 148	3 047 000
1920**)	4 808	4 486 000	5 096	4 353 000	9 904	8 839 000
1921 Erstes Halbjahr	3 437	3 871 239	3 859	3 912 660	7 296	7 783 899

*) Einschließlich des Hochseefischereiverkehrs.
**) Ohne Hochseefischereiverkehr.

Das neue Verwaltungsgebäude der Hamburg-Amerika Linie.

Wegen Raummangels im alten Verwaltungsgebäude entschloß sich die Hamburg-Amerika Linie im Jahre 1913, den nunmehr fertiggestellten Erweiterungs- und Umbau durchzuführen. Zur Ausführung gelangte das Projekt des Architekten Fr. Höger D. W. B., Hamburg, das mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde. Erweiterungsbau, also neugebaut, ist der linke Teil bis einschließlich etwa drei Fünftel des Mittelbaues. Der Neubau geht durch von Alsterdamm über Gertrudenstraße zur Ferdinandstraße. Während im alten Bauteil im Innern nur verhältnismäßig wenig umgebaut wurde, ist das Äußere (Fassade und Dach) abgenommen worden und dem neuen Teil entsprechend neu aufgeführt. Ein drittes Obergeschoß wurde aufgesetzt und ein Dachkörper, in dem sich ebenfalls noch weitere drei nutzbare Geschosse befinden. Der gesamte Nutzraum des nunmehr fertigen Gesamtgebäudes beträgt ungefähr 32000 qm.

Während die Architektur des alten Gebäudes französischen Geistes war, trägt die neue Architektur die Monumentalität, wie sie dem großzügigen und straff organisierten Unternehmen, das in diesem Hause seinen Sitz hat, würdig ist. Ein großes Hoffen liegt in den gigantischen Vertikalen und fester Wille in der Ruhe des Ausdruckes.

Überseewoche Hamburg.

Von Franz Grewe, Hamburg.

In Hamburg, der Stadt des Kaufmanns und des Reeders, deren Arbeit in erster Linie weltwirtschaftlich orientiert ist, spielen Reklame und Kunst eine andere Rolle als in binnenländisch orientierten Städten. In Hamburg überwiegt der ruhige, solide Geschäftsgeist, der sein Unternehmen in der Hauptsache auf persönlicher Bekanntschaft und freundlichen Beziehungen aufbaut. Der Hamburger Kaufmann und Hamburg selbst als erste nationale Handelsstadt hatten vor dem Kriege nicht nötig, sich nach außen hin bekannt zu machen. Heute nach dem verlorenen Kriege ist das anders geworden. Wie andere Städte, so will auch Hamburg in der Welt für seinen Ruf sorgen. Deshalb veranstaltet Hamburg seine jährlich wiederkehrende Überseewoche, die nicht nur für den Kaufmann, sondern auch für den Wissenschaftler und den Künstler von Bedeutung ist. Die Überseewoche will einerseits den von Alfred Lichtwark gegebenen Rat, daß Hamburg mehr von sich reden machen müsse, in die Tat umsetzen, und andererseits die durch den Krieg abgerissenen internationalen Beziehungen von neuem anknüpfen und pflegen.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß durch Krieg und Friedensvertrag die Hansestädte, ihnen allen voran Hamburg, mehr gelitten haben als die anderen Großstädte des Deutschen Reiches. Hamburgs Eigenart liegt in seinem ausgedehnten Handel und seiner hervorragend organisierten, an Erfahrungen reichen Seeschiffahrt. Hamburg ist heute mehr denn je auf das Blühen und Erstarken der deutschen Volkswirtschaft angewiesen, und auch umgekehrt kann die deutsche Volkswirtschaft nicht von neuem erstehen, wenn Hamburg mit seinen weltwirtschaftlichen Kenntnissen und Erfahrungen beiseitesteht. Hamburg und Deutschland sind eins. Wenn daher Hamburg es unternimmt, die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen mit dem Ausland wiederaufzunehmen, so tut es das nicht nur für sich selbst, sondern auch für das ganze Vaterland.

Lange genug hat es gedauert, bis Hamburg, das als natürliches Ein- und Ausfalltor Deutschlands auch heute noch trotz aller Schicksalsschläge die erste deutsche Welthandelsstadt ist, sich entschloß, das großzügige Projekt der Überseewoche aufzunehmen, das Hamburg während einer Woche in den Mittelpunkt nicht nur Deutschlands, sondern auch des Auslandes stellt. Im Frieden sorgten die Schiffe der

großen Hamburger Reedereien für Hamburgs Ruf und Namen. Hamburgs dreigetürmtes Wappen durchfuhr die Meere. Wenn auch heute noch der größere Teil des Auslandes Hamburg achtet und gern mit seinen Kaufleuten, deren oberster Grundsatz Treu und Glauben geblieben ist, Handel treibt, so fühlt Hamburg doch die Pflicht, sich selbst in Erinnerung zu bringen durch eine jährlich wiederkehrende Veranstaltung, die einerseits das ersetzt, was früher Handel und Verkehr von selbst besorgten, die aber andererseits öffentlich Zeugnis ablegt von Hamburgs Dasein und neuem Erwachen. Durch seine Überseewoche will Hamburg dem In- und Ausland zeigen, daß es noch heute ein bedeutender Faktor der Weltwirtschaft ist, daß es trotz Krieg und Friedensvertrag gewillt ist, seine alte, angesehene Stellung im Weltverkehr zurückzuerobern, und daß es nicht verzagt an Deutschlands weltwirtschaftlichem Wiederaufbau.

Nach langen Erwägungen haben sich alle führenden Kreise Hamburgs für die Veranstaltung der Überseewoche ausgesprochen und sich zusammengeschlossen in der im Januar 1921 gegründeten „Gesellschaft zur Förderung der Überseewoche Hamburg".

Obwohl ein offizielles Programm noch nicht aufgestellt wurde, ist man sich über die Umrisse der Veranstaltung längst klar. Entsprechend Hamburgs Stellung als Vermittler im Weltverkehr, liegt die Hauptaufgabe der Überseewoche auf wirtschaftlichem Gebiet. Hamburg wird in der Zeit der Veranstaltung eine großzügige Exportpropaganda betreiben. Die in Hamburg in den Exportmusterlägern und in Sonderausstellungen zur Schau gebrachten Waren sollen dem Besucher einen Überblick über die Leistungsfähigkeit des deutschen Exportes bieten. Aber nicht nur wirtschaftlich, sondern auch kulturell sind die Ziele der Überseewoche. Die Wiederanknüpfung der kulturellen Beziehungen ist ein Hauptzweck der Veranstaltung. Den Weg zur Erreichung dieses kulturellen Zieles sieht die Überseewoche in der Abhaltung internationaler Konferenzen. Hamburg macht sich zum Sprecher Deutschlands und lädt zur Überseewoche die ganze Kulturwelt ein, um in friedlichen Besprechungen wichtige internationale Handels- und Kulturfragen zu klären. Hamburg will zur Zeit der Überseewoche seinen Besuchern ein Aufenthaltsort für ernste Arbeit und zugleich für frohe Geselligkeit sein.

Die erste Überseewoche soll im August 1922 stattfinden. Die augenblicklichen ungünstigen und unsicheren Verhältnisse einerseits und der Wille andererseits, etwas Großes und Wertvolles zu schaffen, waren Veranlassung, in diesem Jahre von der Veranstaltung der Überseewoche Abstand zu nehmen. Als Vorläufer der nächstjährigen großen Überseewoche findet vom 12. bis zum 24. August 1921 eine Hamburgs Bedeutung entsprechende Kultur- und Sportwoche statt.

Hamburg ist gewillt, sein Bestes zu geben. Hamburg will positive Wiederaufbauarbeit leisten. Hamburg wird sein hohes Ziel erreichen und die schweren Aufgaben erfüllen, wenn neben Hamburg ganz Deutschland seine besten Kräfte in den Dienst der Überseewoche stellt und die Idee der Wiederanknüpfung und Pflege der internationalen Beziehungen unterstützt und fördert.

Kantor Kalmus. / Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(11. Fortsetzung.)

Frau von Grame machte kein Hehl mehr aus ihren Verlegenheiten. Sie wäre nicht abgeneigt gewesen, selber eine Stelle als Hausdame anzunehmen oder sonst ihre Kräfte nutzbar zu verwerten. Die Tatkraft ihrer Vorfahren regte sich. Sie merkte, wie sie vom Wagen herunterglitt, und wollte nicht unter die Räder kommen.

Frau Luckow kam Vera Meiring in den Sinn, die gern die städtische Hauswirtschaft erlernt hätte. Vielleicht ließen sich die Bestrebungen zu beiderseitiger Zufriedenheit vereinigen.

Frau von Grame wollte sich den Plan überlegen und griff ihn einige Tage danach auch wirklich auf. Der Wohnungskommissar hatte ihr eröffnet, daß sie zwei Personen in ihren Räumen aufzunehmen habe, ein Ehepaar, das auch die Küche mit benutzen würde.

Professor Schamelbeen, an den sie sich wandte, rieb sich die Hände und sagte schließlich:

„Ich wüßte schon einen Rat, verehrte Freundin; aber es ist ein Rat des Eigennutzes. Nehmen Sie mich als Mieter an. Ich beanspruche nur zwei Zimmer und die Mitbenutzung eines andern. Der Vorteil ist ja ganz auf meiner Seite; doch werde ich mich bemühen, Ihre Nachteile durch gesittetes Betragen auszugleichen."

Frau von Grame überlegte nicht lange. Wenn jetzt noch Vera Meiring zusagte, dann waren die Schwierigkeiten der nächsten Zeit behoben. Sie schrieb sofort an Frau Luckow und bat sie, Fräulein Meiring zu veranlassen, ihr einen Besuch zu machen, falls sie die Stellung antreten wolle.

Eine Woche später war Vera da. Stiefgaht hatte sie vom Bahnhof abgeholt und freute sich diebisch über die Aussicht, sie ganz in seiner Nähe zu haben.

Frau von Grame war von Veras Auftreten ganz befriedigt. Sie hielt nicht damit zurück, daß sie ihr alle Arbeiten eines Dienstmädchens zumuten müßte, wenn auch Ursula und sie selber vor keiner Arbeit zurückscheuten. Die Wäsche wollten sie gemeinschaftlich besorgen. Vera Meiring war durchaus einverstanden. Sie wußte, daß sie später kaum in der Lage sein würde, ein Mädchen zu halten, und auf sich selber angewiesen war. Da konnte es ihr nur von Nutzen sein, wenn sie auch alle Arbeit eines geordneten Haushalts kennenlernte. Am 1. April sollte sie in ihren neuen Wirkungskreis eintreten.

Natürlich schleppte sie Stiefgaht nachher zu Wulke und seiner Braut. Frau Kricke hätte es gewaltig übelgenommen, wenn der Besuch unterblieben wäre. Wulke war mit dem Spintisieren über die Liebe noch lange nicht am Ende und suchte durch stille Beobachtung des Brautpaares auf tieferen Grund zu kommen. Immerhin war er schon so weit in der Erkenntnis vorgeschritten, daß er sich Zärtlichkeiten ohne äußere Zeichen des Widerspruchs gefallen ließ. Auch den Vornamen seiner Herzliebsten wußte er ohne Stottern anzuwenden, und einmal drückte er ihr sogar die Hand, die neben der seinen auf dem Tisch lag. Ein kleiner Kniestoß hatte genügt, ihn zu erinnern, daß man sein Glück auch standesgemäß vertreten müsse.

Stiefgaht war außer Rand und Band. Er scheute sich nicht im geringsten, Vera zu umfassen und zu küssen, sang und lachte und suchte Meister Wulke zu gleichem Tun anzuregen, wobei Frau Kricke ihn lebhaft unterstützte. Wulke gab sich auch alle Mühe, den lustigen Ehemann zu spielen, kam aber über Bärendressur nicht hinaus. Stiefgaht schüttelte sich vor Lachen.

Er fuhr darauf mit Vera zum Konservatorium; denn er wollte ihr doch die Stätte seines Wirkens zeigen. Er spielte ihr auf dem schönen Konzertflügel ein Brahms-Stück vor, und sie hörte beglückt zu. Dann ließ er sich von einem jungen Mädchen die Bälge treten, um Vera zu zeigen, daß er auch auf der Orgel Fortschritte gemacht habe. Die Vorführung nahm ein klagendes Ende, als der Wind ausging. Die Bälgetreterin hatte über einer rührenden Stelle der „Bettelprinzeß" das Treten vergessen;

die hellen Tränen stürzten ihr aus den Augen, als sie polternd das Versäumte nachholen wollte.

In der Konditorei, die sich unten im Hause befand, bewirtete Stiefgaht seine Braut schließlich mit Kakao und Torte, mochte sie auch noch so widersprechen.

„Später kriegst du die Kasse", tröstete er sie über die Verschwendung. „Heut ist ein Feiertag, und Feste soll man feiern, wie sie fallen. Von meinem Vergnügen lasse ich mir nichts abmarkten."

Viel hätte nicht gefehlt, daß der verliebte Musiker mitgefahren wäre. Er stand noch auf dem Trittbrett, als der Zug anrückte, und erst Veras Angst jagte ihn herunter.

In Wietau wurde Vera von Liese empfangen. Sie trug etwas in der Hand, das in der Dunkelheit schlecht zu erkennen war.

„Meine erste Schnepfe", erzählte sie wie beiläufig. „Spukflieth hat zwei geschossen. Fräulein Vera, die muß ich selber zurichten. Ich habe es den beiden Grünen versprochen."

Das klang alles, als redete hier eine ausgewachsene, hochherrschaftliche Köchin. In Wirklichkeit war Liese in tausend Ängsten und las den ganzen Abend in Mutters Kochbuch. Man nehme — — usw., bis sie darüber einschlief. Sie hatte am andern Tage alles vergessen; aber die Langschnäbel gerieten trotz dessen glänzend. Spukflieth behauptete, Schnepfen hätten ihm noch nie so gut geschmeckt wie diesmal; dabei hatte er mit Fürsten und Herzögen gespeist, und Bullock dingte sie sofort als Nachfolgerin Veras für achtzig Mark monatlich bei freier Kost und guter Behandlung.

Liese drängte Vater, daß er zusagen möge, und da die beiden Grünen tatsächlich auf ihrem Angebot bestanden und keine Bedenken beachteten, so gab Luckow lachend seine Einwilligung, schickte aber zur Sicherheit ein Gebund Baldrian-, Pfefferminz- und Fliedertee ins Forsthaus.

Wie gut, daß sie sich gesichert hatten! Vera Meiring erhielt ein dringendes Telegramm, das sie zur Pflege von Frau von Grame rief.

Breslau hatte aufregende Tage hinter sich. Als Karr und Luckow eines Morgens zur Schule gingen, fanden sie die Straßen in Erregung. Soldaten zu dreien und mehr gingen im schnellen Schritt mit schußbereitem Gewehr und forderten zum Weitergehen auf.

Die Kinder erzählten voll angenehmen Gruselns von Schießereien da und dort. Die Bahnhöfe waren abgesperrt, die Arbeiter sollten streiken; die technische Nothilfe wurde aufgerufen. Eine neue Regierung hatte sich in Berlin gebildet. Überall war Unruhe, äußerlich und innerlich. Die Berliner Zeitungen blieben aus, die Breslauer erschienen mit Ausnahme der „Schlesischen" nicht mehr. Große Anschläge an den Litfaßsäulen mahnten zur Ruhe und Arbeit, andere kleine an Mauern und Schaufenstern zum Streik.

Hin und wieder hörte man Schüsse; Flugzeuge zogen über die Stadt. Wilde Gerüchte wurden erzählt und geglaubt. Mit mißtrauischen Blicken maßen sich die Leute auf den Straßen. Roter Haß loderte in manchen Augen, wilde Genugtuung in anderen. Freundschaften wurden zerrissen, nach gleichen Gesinnungen geforscht, verstaubte Hoffnungen hervorgesucht und blank geputzt; viele glaubten an den Anfang eines neuen Deutschlands. Der starke Mann schien gefunden. Nun galt es bloß, sich um diesen Kristallisationspunkt zu sammeln.

Nach drei, vier Tagen war alles vorbei. Die Truppen sollten abziehen.

Karr kam mit Luckow vom Goldenen Zepter auf der Schmiedebrücke; dort hatte er sich ein pädagogisches Buch aus der Bücherei des Lehrervereins geborgt. Sie bogen in die Kupferschmiedestraße ein, wo Luckow nach alten Orgelnoten spähte, und gingen die Schuhbrücke entlang. Von der Schweidnitzer Straße hörten sie einzelne Schüsse, dann ein regelrechtes Knattern.

„Maschinengewehre", rief Karr und zog Luckow in den Hof neben dem Durchgang des abgesperrten Sichdichfür. Von der Zwingerstraße stürzten einige Männer und Frauen herein. Einem tropfte Blut aus dem Ärmel. Sie sprachen wild durcheinander. Es sollte einen Kampf geben zwischen den abziehenden Soldaten und den Arbeitern; die Schweidnitzer Straße läge voll Toter und Verwundeter; drei- bis vierhundert, wollte eine Frau wissen.

Die Freunde warteten eine Weile; dann, als das Schießen aufhörte, eilten sie nach der Schweidnitzer Straße, um dort helfend einzugreifen. An einem Hauseingange lehnte eine ältere Dame; ihr Kleid war zerrissen, die Haartracht gelöst, ein zertretener Hut lag auf der Straße.

„Frau von Grame!" rief Karr erschrocken.

Sie starrte ihm ins Gesicht, dann wurden ihre Züge weicher.

„Herr Kalmus," sagte sie mühsam, „bringen Sie mich nach Hause."

Die Elektrische fuhr nicht, eine Droschke war ni[…] zu sehen. Da faßten Karr und Luckow zu und trug[…] sie bis zum Tauentzienplatz. Frau von Grame schi[…] nicht verwundet; vielleicht war der Menschenstrom üb[…] sie weggegangen. Gesicht und Hände zeigten wun[…] Stellen.

Vor einem Hause der Agnesstraße stand ein leich[…] Krankenwagen. Ein alter Herr wurde herausgeführt, […] darin Platz zu nehmen. Da sah er die Dame. So[…] bot er den beiden Trägern den Fahrstuhl an.

Ursula stand in Ängsten am Fenster. Mutter w[…] nach dem Ringe gegangen. Sie hatte in der Vorst[…] das Schießen gehört, und das Gerücht von einem blu[…] gen Kampfe war schnell bis zu ihr gedrungen. [D…] sah sie den Fahrstuhl vor dem Hause halten. Das wa[…] ja Herr Karr! Wie kam er dazu, den Wagen zu stoßen[…] Nun hob er eine Gestalt heraus. Seine Breite verdeck[…] das Gesicht der Kranken; aber eine schlimme Ahnu[…] ließ ihr das Herz stillstehen.

„Mutter!" schrie sie auf und stürzte nach der Flurt[…]

„Fräulein von Grame," sagte eine Stimme — [e…] war ihr, als käme sie von weiter Ferne — „Ihre Fra[…] Mutter ist zu Schaden gekommen; nicht lebensgefährlic[…] wie ich hoffe. Der Arzt ist benachrichtigt und wir[…] gleich erscheinen. Frau Kricke wird Ihnen sofort z[…] Verfügung stehen."

Die Hausmeisterin war schon da. Frau von Gra[…] wurde zu Bett gebracht. Sie verlangte fortwähren[…] nach Kalmus und beruhigte sich erst, als sich Karr an[…] Bett setzte und ihre Hand in der seinen hielt.

Der Arzt konnte schwere, innere Verletzungen nic[…] finden; doch war der ganze Körper mit blauen un[…] gelben Flecken übersät. Rücksichtslose, harte Fü[…] mußten über ihn weggeschritten sein. Noch me[…] Sorge erweckte der seelische Zusammenbruch. Fra[…] von Grame schien unter einem dauernden Angst[…] gefühl zu leiden. Sie lag mit geschlossenen Augen, murmelte unverständliche Worte und fuhr unver[…] mittelt in plötzlichem Schreck zusammen. Erst als Kar[…] wieder ihre Hand faßte, wurde sie ruhiger.

Luckow hatte inzwischen nach Wietau an Schwe[…] Vera telegraphiert; sie konnte im günstigsten Falle sch[…] nächsten Mittag da sein. Karr blieb noch bis zu[…] Abend. Als dann die Kranke ruhig zu schlafen schie[…] löste er sachte seine Hand und ging. Ursula dank[…] ihm an der Tür; er entgegnete nichts darauf. Es moch[…] ihm schal erscheinen, leere Förmlichkeiten auszutausch[en.]

Die Nacht war schwer. Frau von Grame wurde vor Mitternacht unruhig. Ihre Hände tasteten über die Bettdecke, als suchten sie nach einem Halt. Ursula streichelte sie, und eine Zeitlang beruhigte sich die Kranke. Dann fuhr sie in die Höhe und verlangte nach Kalmus. Mit dem Eigensinn eines Kindes wiederholte sie den Namen stundenlang. Mit Sehnsucht wünschte Ursula den Tag heran; die Einsamkeit lastete schwer auf ihr.

Nun sie Karr wiedergesehen hatte, waren ihr Erinnerungen gekommen, gegen die sie sich vergebens wehrte. Immer wieder tauchte sein Bild vor ihr auf. Nicht, daß sie seine Tat für ihre Mutter besonders geschätzt hätte. Das war etwas Selbstverständliches gewesen; hier hatte er nicht anders handeln können. Aber seine körperliche Nähe allein schon beruhigte. Solange er da war, schwand jeder Gedanke an Gefahr. Aber er würde nicht wiederkommen, durfte nicht wiederkommen. Er mußte geschlossene Türen finden, schwere eichene Pforten, vor denen ein Geschehnis als Wächter stand. Wirklichkeiten lassen sich nicht einfach beiseiteschieben.

Langsam, schwerfällig graute der Tag. Die Stadt erwachte.

Gegen Mittag kam Vera Meiring an. Es war für Ursula eine Erlösung, noch jemand bei sich zu haben. Nach kurzem Umschauen wußte die Schwester Bescheid; es wurde alles getan, was nötig war; eine Beruhigung stellte sich bei Ursula ein.

Luckow erkundigte sich nach dem Befinden der Mutter; Frau Kricke besorgte einige Gänge, am Abend stellte sich Stiefgaht auf eine halbe Stunde ein; der Arzt erschien. Dann ruhte Ursula, und Vera übernahm die erste Hälfte der Nachtwache.

Frau von Grame hatte den Tag über meist geschlafen. Nun er zur Rüste ging, stellte sich die alte Unruhe ein. Sie wälzte sich auf die Seite und auf jene und verlangte nach Kalmus. Vera hatte dessen Namen oft genug gehört, war aber im unklaren, welche Beziehungen ihn mit der Kranken verbanden. Sie redete freundlich auf die Ruhelose ein; mit geringem Erfolge.

„Kalmus soll kommen. Ich muß mit ihm reden." Davon ging die Kranke nicht ab. Um zwei löste Ursula die Schwester ab. Vera hatte sie schlafen lassen wollen; aber der vorgefaßte, feste Entschluß, um diese Zeit munter zu werden, brachte Ursula schnell in die Höhe.

Vera erzählte ihr von dem Verlangen der Kranken.

„Sie meint Herrn Karr damit", sagte Ursula zögernd. „Er ist der Pflegesohn von Kantor Kalmus."

„Dann wäre es richtig, Herrn Karr um seinen Besuch zu bitten. Das würde den erregten Zustand bessern."

Ursula schwieg zuerst, dann meinte sie:

„Ich bitte Herrn Karr ungern um diese Gefälligkeit; er würde ebenso ungern herkommen."

„Da irren Sie sich, Fräulein Ursula. Herr Karr war mein Lehrer. Niemals hat ihn jemand vergeblich gebeten. Wenn er helfen kann, hilft er, und sei es unter starken Opfern. Wenn Sie es vorziehen, benachrichtige ich ihn von dem Wunsche Ihrer Frau Mutter."

Ursula hörte diesen Ausbruch jugendlicher Begeisterung mit Unruhe. Wenn sie nicht gewußt hätte, daß Vera Meiring Stiefgahts Braut war, hätte sie an mehr als bloße Freundschaft glauben mögen. Lieses Erzählung von Karrs Verlobung mit Vera Meiring fiel ihr ein.

„Ich glaube, Herrn Karr hierin genau zu kennen", sagte sie ablehnend. „Er würde höchstens dem Zwang der Verhältnisse folgen, der ihm und mir unangenehm wäre."

Der feine Naturtrieb des Weibes hörte ein Mißverständnis heraus, an dem wahrscheinlich Karr und Ursula in gleicher Weise krankten. Vera war es Karr schuldig, für ihn einzuspringen.

„Verzeihen Sie, Fräulein Ursula, wenn ich trotz Ihrer Ablehnung weitersprechе. Die Verehrung für Herrn Karr zwingt mich dazu. Was es auch sei, das Sie zu Ihrem Urteil veranlaßt, ich vertraue so fest auf seine Ehrenhaftigkeit, auf seine Güte, daß von einem Zwang nicht die Rede wäre, wo es sich um die Not einer Leidenden handelt."

„Ein Ereignis steht zwischen uns und ein hartes Wort", entgegnete Ursula.

Hatte sie das wirklich gesprochen oder nur gedacht? War der Strom so übervoll, begann er über den starken Damm zu lecken?

Vera merkte die Leidensgeschichte der Liebe; das Mitgefühl der glücklichen Schwester drängte sie zur Hilfeleistung.

„Ereignisse können schief beurteilt werden," sagte sie warm, „und ein hartes Wort mag in einem guten untergehen. Aber den Mut der Wahrheit müssen Sie haben, wenn Sie den Mut zum Urteil besitzen."

Das hatte auch einmal ein anderer gesagt. Lächerlich, diese Übereinstimmung. Fräulein Meiring war allerdings Karrs Schülerin. Sie mochte das Gepräge von ihm erhalten haben, wie er das seinige von Kalmus.

„Kalmus", tönte es vom Bette der Mutter wie ein Echo, wie eine Bestätigung.

Ursula trat zu der Kranken. Was war nicht alles auf sie eingestürmt in den letzten Monaten! Sie mochte sich wohl nach einer starken Stütze sehnen; nach einer, die auch ihrer Tochter Zukunft Halt bot.

„Kalmus."

„Er wird kommen", sagte sie weich und strich der Mutter über den Kopf. „Morgen ist er da. Dann wird alles gut sein."

Die Fiebernde schlug die Augen auf, als suchten sie Bekräftigung im Blick. Dann wurde sie ruhiger.

„Fräulein Vera, bitte, benachrichtigen Sie Herrn Karr morgen früh von dem Wunsche meiner Mutter, und empfangen Sie ihn. Ich kann es nicht."

Vera faßte Ursulas Hand.

„Ich möchte Ihnen gerne helfen", sagte sie leise. „Ich glaube fest, ich könnte es. Meine Liebe zu Stiefgaht stand unter ungünstigem Stern. Sie wäre untergegangen und ich dazu, wenn nicht Herr Karr eingegriffen hätte. Können Sie es mir verdenken, wenn ich dankbar sein und Ihr Geschick ändern möchte?"

Die Stille der Nacht lockte Geheimnisse des Herzens heraus. Noch zögerte Ursula. Sie hatte den Mut zur Verurteilung gefunden; der Mut zur Erklärung fehlte noch immer.

„Kalmus."

Mutter hatte das Wort nicht gesprochen. Sie lag in tiefem Schlummer und atmete ganz regelmäßig. Sollte es eine innere Mahnung sein? Alles kam Ursula so traumhaft vor, so unwirklich, dabei so drückend. Mit einem Ruck sagte sie:

„Die Umstände haben uns in der knappen Zeit nahegebracht, Schwester. Menschenaugen sind kurzsichtig. Ich vertraute zu rechter Zeit vielleicht zu wenig; mehr Glaube an das Gute, selbst bei Irrungen, wäre besser gewesen. Wirklichkeiten sind nicht totzuschlagen, aber sie können gewendet werden."

Sie stützte den Kopf in die Hand und sah vor sich hin.

„Ich liebte Herrn Karr, er mich. Wir wußten es voneinander und waren glücklich, auch ohne es ausgesprochen zu haben. Er zeigte mir neue Wege, die ich allein nie gefunden hätte; Wege zur Arbeit und zur Selbstbefreiung. Ich ging sie und fand in seinem Umgang die fröhliche Kraft zum Leben auch in schwierigen

Zeiten. Sie war fest gegründet auf das Vertrauen zu seiner Persönlichkeit. Da trat ein Erlebnis ein, das dies Vertrauen in Trümmer schlug."

Eine lange Pause folgte. Dann erzählte Ursula ihr Geschehnis. Sie vergaß nicht eine Kleinigkeit. Dort saß der Richter, ein milder Richter; er hatte ein Anrecht auf volle Wahrheit.

Vera Meiring starrte mit großen Augen des Entsetzens auf Ursula. Sie wurde bleich wie der Tod. Ein krampfhaftes Weinen erschütterte ihren Körper.

Ursula hatte ihre Erzählung noch nicht beendet. Sie blickte auf.

„Schwester Vera, was ist Ihnen?" rief sie und trat zu ihr.

Sie bekam keine Antwort. In Vera stürmte es. Es war nicht Karrs Urteil, das hier gesprochen wurde, es war das ihre.

Wirklichkeiten sind nicht totzuschlagen. Ursula hatte recht. Aber sollte sie die Hand dazu bieten, daß sie mit Schimpf und Schande dies ehrbare Haus verlassen müßte?

Die Nacht wich. Ein leichter Dämmerschein brach durch die gelblichen Vorhänge und ließ die Lampe blasser scheinen. Draußen krähte ein Hahn. Von weither kam ein dumpfes Rollen fahrender Eisenbahnzüge.

„Schwester Vera."

Ursula hatte die Hand auf Veras Kopf gelegt.

„Rühren Sie mich nicht an!" rief diese heiser. „Auch ich habe Ihnen etwas zu erzählen. Dann mögen Sie tun, was Ihnen beliebt."

Sie erzählte, hastig, abgerissen, als fürchte sie, in ihrem Entschluß wankend zu werden.

Als die Sonne mit ihren ersten Strahlen den Hahn auf dem Turm der Caroluskirche kitzelte, da standen zwei auf dem hinteren Söller Hand in Hand. Sie hatten blasse Gesichter, aber ihre Augen blickten fröhlich.

Meister Wulke öffnete das Fenster.

„Heut geht es wohl besser?" rief er hinauf.

„Viel besser, Herr Wulke", schallte es zurück.

„Wird ein schöner Tag", sagte er und schaute wohlgefällig auf die beiden Mädchengestalten.

„Mein Mädchen hat mich in der Nacht geküßt,
Und der Frühling ist angekommen."

Stiefgaht schmetterte es ohne Rücksicht auf die Schläfer. Er steckte den Struwwelkopf zwischen den Vorhängen durch und nickte grüßend hinüber.

„Herr Stiefgaht, wollen Sie nicht mit uns frühstücken?" fragte Ursula.

Ob er wollte! Er stieß einen Urwaldjuchzer aus und hätte beinahe die Vorhänge losgelassen. Das wäre nicht gut gewesen. Dann fuhr er verkehrt in die Hosen und wunderte sich, daß er so mager geworden war, als sie ihm vorn um den Leib schlotterten, ohne auf die Ursache zu kommen. Er verzichtete auf den zweiten Strumpf; denn der steckte in der rechten Hosentasche, wo er ihn unmöglich suchen konnte. Abgesehen davon putzte er sich vornehm heraus und klopfte zehn Minuten später leise an die Tür.

Es wurde eine gemütliche Stunde. Nur eins störte. Stiefgaht aß, als gäbe es keine Brotmarken, immer eine Scheibe Brot nach der andern. Vera mußte ihn tatsächlich auf das Unmoralische seiner Handlungsweise aufmerksam machen. Er versprach Besserung und Abhilfe, bat aber um Gelegenheit dazu durch öftere Einladung. Das wurde lachend zugestanden.

Stiefgaht übernahm es auch, Karr um einen Besuch zu bitten, den Frau von Grame gewünscht hatte. Er traf ihn nicht mehr zu Hause an, und darum suchte er ihn in dem großen Schulhaus auf. Dort fand er ihn vor dicken, unheimlichen Büchern und Schriftstücken, die den ganzen großen Tisch bedeckten. Einige Mädchen waren bei ihm, und draußen vor der Tür warteten ein paar Frauen. Stiefgaht konnte unter diesen Umständen nur kurz seinen Auftrag ausrichten und seine Zusage für den Nachmittag mitnehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Wissenschaft und Technik.

Amundsens Polartrift. Die ungünstigen Eisverhältnisse, mit denen Amundsen während seiner Fahrt längs der Nordküste Asiens zu kämpfen hatte, und die ihn zu einer zweimaligen Überwinterung während dieser Reise zwangen, haben das Unternehmen auch im dritten Jahre ungünstig beeinflußt und es vorläufig zum Scheitern gebracht. Nach der zweiten Überwinterung bei der Ajoninsel hatte Amundsen mit der „Maud" im Juli 1920 Nome in Alaska erreicht, das er aber schon nach 14 Tagen, ohne die Ankunft der für ihn bestimmten Ausrüstungsgegenstände abzuwarten, am 8. August 1920, an Bord der „Maud" wieder verließ, um seine geplante Nordpolreise durch das Polarbecken anzutreten. 24 Stunden nach der Abfahrt der „Maud" traf der Dampfer mit einer Hilfsexpedition und zahlreichen Ausrüstungsgegenständen in Nome ein, aber die „Maud" war nicht mehr zu erreichen. Seinen Plan, sich von der Wrangellinsel aus durch die Polarströmung durch das Polarbecken hindurchtreiben zu lassen, konnte Amundsen aber nicht zur Ausführung bringen; denn schon am 21. September 1920 traf über Seattle die Nachricht ein, daß die „Maud" vom Eise besetzt sei und Gefahr laufe, zerdrückt zu werden. Seit dieser Zeit war man ohne Nachricht von der Expedition, bis am 20. Juni 1921 von Amundsen aus Nome durch Funkspruch gemeldet wurde, daß er allein nach Nome zurückgekehrt sei, nachdem er die „Maud" am 27. Mai beim Kap Serdze Kamen, wenig westlich vom Ostkap, wo sie überwinterte, verlassen hatte. Nur mit Mühe hatte das Schiff nach seiner Abfahrt von Nome des dichten Eises wegen die Beringstraße passieren und sich dicht unter der asiatischen Küste bis nach Kap Serdze Kamen weiterarbeiten können; hier aber hatte es infolge des schweren Packeises am 1. September vor Anker gehen müssen. Alle Versuche, vom Eise loszukommen, waren fehlgeschlagen, und das Schiff war den Winter über vom Eise gefangen geblieben. Der Winter war durchschnittlich milde gewesen; am 31. Januar hatten der Steuermann Wisting und Dr. Sverdrup das Schiff verlassen, um längs der Küste magnetische Messungen vorzunehmen, von denen sie am 10. April zurückgekehrt waren. Amundsen gedachte, noch im Juni von Nome aus nach Seattle weiterzureisen, wohin auch die „Maud" sofort nach Ausbruch des Eises gebracht werden sollte, um für eine Wiederholung der Fahrt von neuem ausgerüstet zu werden. Denn der zähe Norweger Amundsen hat noch keineswegs seinen Plan aufgegeben und hofft, vom norwegischen Staate die Mittel zur Durchführung der Expedition bewilligt zu erhalten. Dr. Fitzau.

Über den Londoner Rauchnebel ist schon vieles geschrieben worden, da er sowohl gesundheitlich durch Abhaltung des Sonnenscheins und Himmelslichtes als auch wirtschaftlich durch übergroßen Verbrauch von künstlichem Licht und durch Verkehrsstörungen schädigt. Ursachen sind die unvollkommene Verbrennung der Kohle in den Kaminen gegenüber den Öfen und die meist große Luftfeuchtigkeit, so daß sich die Wasserdampftröpfchen der Luft an die Kohle- und Rußteilchen ansetzen und den Stadtnebel erzeugen; er hält sich besonders lange gegen Verdunstung, weil die Tröpfchen sich aus dem Rauch mit ölhaltigen Kohlenwasserstoffverbindungen überziehen und dadurch gegen den verdampfenden Einfluß der Sonnenstrahlen sehr geschützt sind. Deshalb hat man dabei auch nicht die Empfindung von feuchter, nässender Luft und spricht dann von trockenem Nebel. Diese Stadtplage hat viele Untersuchungen durch den Magistrat veranlaßt, und es ergab sich früher, daß weniger die Fabriken, sondern mehr der Hausbrand infolge der unvollkommenen Verbrennung die Hauptschuld trage. Im Herbst 1920 sind wieder derartige Untersuchungen an drei Stellen im Westen (Kew) und in der Mitte (South Kensington und Westminster) von London begonnen worden. Bisher ergab sich, daß die Luft von Mitternacht bis Morgen am reinsten ist; wochen-

(Fortsetzung auf Seite 80.)

VENEDIG



Die Kirche della Salute, auf deren Freitreppe und Vorplatze die grossartige Vokal-Instrumentation am 28. Juli stattfindet.



Die charakteristischen Fischerboote, von denen 30 an der Regatta am 17. Juli teilgenommen haben.



Der St. Markusplatz, das Zentrum des Lebens von Venedig.

Reihenfolge der Sommerfeste.

Zyklus musikalischer Darbietungen im Hafen von S. Marco auf eigens hergerichteten Flössen mit grossartiger bengalischer Beleuchtung des Hafens.

Donnerstag, 21. Juli: Wagner-Abend.
Donnerstag, 4. August: Puccini-Abend.
Donnerstag, 11. August: Massenet-Abend.
Donnerstag, 18. August: Mascagni-Abend.
Donnerstag, 25. August: Boiti-Abend.

Samstag, 16. Juli: **Segel-Regatta,** veranstaltet von der Compagnia della vela. Überquerung der Adria. — Aufstellung in Keilform auf dem Meere vor dem Excelsior. — Regatta in der Lagune.

Samstag, 16. Juli: **Das grosse Erlöserfest.** Historisches venezianisches Fest. Konzerte, Feuerwerk, Wettbewerb beleuchteter Boote mit Geldpreisen von 10000 L.

Sonntag, 17. Juli: **Regatta für Fischerboote,** veranstaltet vom „Giornale d'Italia" auf der Strecke Chioggia-Venedig.

Sonntag, 17. Juli: Erste Vorstellung der neuen Operette **„Jupiter in Pompeï"** von Franchetti und Giordano im Theater Malibran.

Donnerstag, 28. Juli: **Grossartige Vokal-Instrumentation** auf dem Platze vor und auf der Freitreppe der Kirche della Salute. Erstklassige Tenoristen. 100 Chormeister. 160 Choristen.

Sonntag, 31. Juli: **Wohltätigkeitstombola** auf dem Markusplatze. Fantastische Beleuchtung.

Sonntag, 7. August und Dienstag, 9. August: **Internationaler Pokal Schneider für Wasserflugzeuge. — Grosser Preis von Venedig für Wasserflugzeuge.**

Sonntag, 14. August: **Volksfest auf dem Lido.**

Sonntag, 21. August: **Grosse historische Regatta** im Kanal Grande. Umzug geschmückter Boote und Barken. — Wettbewerb um die Preise für künstlerisch ausgeführte Gondeln und Boote. — Ausschmückung der Paläste und Brücken.

Sonntag, 28. August: **Korso und Blumenschlacht auf dem Lido.**

Sonntag, 4. September: **Gondelregatta auf der Giudecca.**

Donnerstag, 8. September: **Künstlerische Vokal-Instrumentation** auf der äusseren Loge des Dogenpalastes. Unter der Mitwirkung von erstrangigen Künstlern. — 100 Chormeister, 160 Choristen.

Donnerstag, 15. September: **Eröffnung der Ausstellung für antike Kunst.**

Dienstag, 20. September: **Grosse Volksfeste** in verschiedenen Punkten der Stadt.



Der Aviatiker Bologna, der Sieger beim Internationalen Preis von Schneider für Wasserflugzeuge 1920, im Fluge über dem Hotel Excelsior.



Die Loge des Dogenpalastes, auf welcher am 8. September die grossen Musik- und Gesangsaufführungen stattfinden werden.



Einer der Promenadenwege auf dem Lido, wo am 28. August der Blumenkorso und die Blumenschlacht abgehalten werden.



Der Hafen von St. Markus. Dort findet der Zyklus der musikalischen Darbietungen statt.



Die große historische Regatta, welche am 21. August abgehalten wird. Umzug der geschmückten Boote und Barken.



Die Erlöserbrücke, in deren Umgebung das große Nachtfest am 16. Juli stattgefunden hat.

(Fortsetzung von „Wissenschaft und Technik“ auf Seite 78.)

tags nahm der Staubgehalt von 6 Uhr früh ab bis 11 Uhr vormittags rasch zu, um dann ganz langsam bis Mitternacht abzunehmen, während Sonntags das Anwachsen erst von 7 bis 12 Uhr stattfand. In der Staubmenge zeigte der Sonntag kein abweichendes Verhalten von den Wochentagen, so daß auch diesmal der Hausbrand, gegenüber den Sonntags ruhenden Fabriken, als hauptschuldig erkannt wurde, und zwar liefert er doppelt so viele Rauchteilchen als die Fabriken. Das gilt für den Winter. Im Sommer dürfte es etwas anders werden, da dann die Heizung fortfällt. Prof. Dr. C. Kaßner.

Unser Nachbarplanet Mars im Jahre 1920. In den „Astronomischen Nachrichten“ berichten die bekannten nordischen Astronomen C. Luplau Janssen und G. Haarh über ihre an der Sternwarte zu Kopenhagen angestellten systematischen Beobachtungen des Planeten Mars, der bekanntlich wegen seiner seit Schiaparellis Entdeckungen der Marskanäle 1877 aktuell gewordenen Bewohnbarkeitsprobleme nicht mehr aus dem Interessenkreise der Menschheit herausgetreten ist. — Die Ergebnisse der umfänglichen Arbeit lassen sich folgendermaßen ausdrücken: Im ganzen werden die bisherigen Marsforschungen der erfolgreichsten Beobachter, Schiaparelli, Lowell und Lau, nur bestätigt. Die Existenz, der homogene Verlauf, auch die Verdoppelung der eigenartigen Linien, welche die Oberfläche des Planeten Mars wie ein künstliches geometrisches Netz überziehen, wurden über jeden Zweifel erhaben festgestellt. Bestätigt wird das Auftreten von Eis und Schnee in den Polgegenden und von Schmelzprodukten in den anschließenden sogenannten Morasten. Auch wurden viele Veränderungen der Farbennuancen des Marsbodens analog der Jahreszeit festgestellt. Die Beobachtungen erstrecken sich über einen Marssommer, d. h. über jene Jahreszeit des Mars, in welcher für ihn die Sonne am höchsten über dem uns zugewandten sichtbaren Pole stand. Nach unserer Zeitzählung währte der Marssommer vom 1. Februar bis zum 2. August 1920. Die Frage nach der Bewohnbarkeit des Mars ist aber auch durch diese neueren Untersuchungen nach keiner Seite zum Abschluß gebracht worden. Es wird uns nichts übrigbleiben, als deshalb auf die große und entscheidende Opposition des Jahres 1924 zu warten, wo uns Mars im August so nahe wie auf Menschenalter nicht wieder kommen wird, und

Bitte, einen Augenblick mal.

Folgendes Ferngespräch wurde von Unterzeichnetem kürzlich mit einer Berliner Weinfirma geführt:

„Fräulein, ich hatte gestern abend“ —
„Einen Augenblick mal“ — (Pause)
„Ja, bitte“?
„Fräulein, gestern abend habe ich bei Ihnen einen Korb Kupferberg-Gold zu 12 Flaschen gekauft, —“
„Ich werde Sie mit der Dame verbinden, die Sie bedient hat“ (Pause)
„Mein Herr, Sie wünschen —?“
„Die Dame wollte mich mit der Verkäuferin verbinden, die mir gestern einen Korb Kupferberg verkauft hat —“
„Wieviel Flaschen waren das?“
„Zwölf!“
„Und die Marke?“
„Kupferberg Gold —“
„So, na einen Augenblick mal“ — (Pause)
Das Fräulein vom Amt (trennend):
„Sprechen Sie noch?“ — — —

F. W. Koebner.

o dann zweifellos alle allergrößten Instrumente fast ausschließlich ihm zugekehrt sein erden. Hoffentlich kommt bis dahin noch das neue, schon geplante Riesenteleskop on 5 m Parabolspiegeldurchmesser und 100 m Brennlänge in Anwendung, welches uch noch den bis heute größten Instrumenten dieser Art um ein unvergleichliches tück in der Leistung vorauseilt. Dann dürfen wir mit Recht erwarten, daß viele rennende Fragen über die Zustände in der Marswelt, unserer planetarischen Nacharwelt, endlich eindeutig aufgeklärt werden können. Max Valier.

Die Sonnenspur. Jedermann kennt das Bild des glänzenden Lichtstreifens, en man auf dem Meere oder einer größeren Wasserfläche erblickt, wenn man über as Wasser nach der Sonne schaut. In der englischen Sprache wird diese Erscheinung ichterisch „the sun-wake“, die Sonnenspur, genannt. Das Wort wake, das eigentlich ie Spur oder das Kielwasser eines Schiffes bezeichnet, stammt aus dem Altisländischen, o das entsprechende Wort „ein Eisloch“ bedeutet. Dieselbe Erscheinung der Sonnenur kann jedoch der aufmerksame Beobachter gelegentlich auch auf dem festen Lande ahrnehmen, regelmäßig z. B. in den Weizenbaugebieten der nordamerikanischen Prärien. Nur erblickt man dort, wie Wallace Craig im „Bulletin of the American Geographical Society“ mitteilt, das Lichtband in umgekehrter Richtung, wenn man der Sonne den Rücken kehrt und das Auge der Richtung des eigenen Schattens folgen läßt. Dann sieht man den glänzenden Lichtstreifen sich geradeaus bis an den Horizont erstrecken. Am besten ist das Band, das alsdann einen goldenen Farbton zeigt, zu erblicken, wenn der Weizen in den Stoppeln steht. Die Erscheinung kommt dadurch zustande, daß jeder kleine Weizenhalm dem Beobachter seine sonnenbeschienene Seite zukehrt. Ihre vollkommenste Ausbildung zeigt die Sonnenspur auf ganz ebenem Gelände. Auch sonst sind die amerikanischen Prärien reich an ungewöhnlichen Beleuchtungswirkungen. Die Sonnenuntergänge sind von einer unbeschreiblichen Schönheit; im Winter sind Nebensonnen, des Nachts Nordlichter häufig. Bei strenger Kälte ist die Luft von winzigen flimmernden Eisnadeln erfüllt, die die Lichtstrahlen in eigenartiger Weise ablenken. Von den Signallaternen entfernter Lokomotiven gehen dann oft riesige Lichtbogen aus, ja, von jeder einfachen Straßenlaterne steigen gewaltige Lichtsäulen senkrecht in die Höhe. Dr. E. v. Jezewski.

Ein interessantes Preisrätsel für Kinder

ellt Onkel Walter vom „Blauen Kinderkalender“ in München:

Zwei Silben:

Die erste rauscht, die zweite klingt,
Das Ganze tief im Ersten blinkt.
Die Muse winkt und alles lauscht:
Das Ganze singt und klingt und rauscht.

Die Bedingungen und die ausgeschriebenen Preise veröffentlichen ir im Anzeigenteil auf Seite 82 unserer heutigen Nummer.

Für die Frauenwelt.

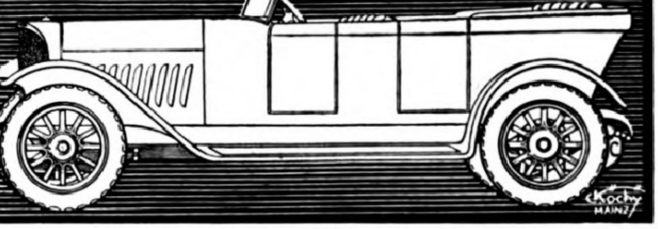
Seidene Modestoffe. Einer der schönsten Seidenstoffe, Moiré, scheint berufen, nach langer Pause abermals ein großer Modeartikel zu werden. Er wurde schon in Vorkriegszeiten viel in Deutschland fabriziert, und nun haben ihn die Großhandlungen, wie es in der Geschäftssprache heißt, von neuem „aufgenommen“, schwarz, weiß, in diversen Abend- und auch dunklen Farben. Man wird Moiré mit großer, dünner Wässerung bringen, also nicht den sogenannten „Moiré antique“, und nicht in reinseidenen Qualitäten, sondern mit einem Wollfadeneinschlag (in geringeren Qualitäten mit Baumwolleinschlag). Die so hergestellten Moirés sind sehr weich, schwer im Fall und ziemlich stumpf. Die reinseidenen haben etwas Prickelnderes, Kapriziöseres und sind so recht das Material, das man zur Ausführung der weiten Röcke erträumt. So sah ich ein grau-rosa changierendes Moirékleid, dessen Rock gleichsam aus lauter großen, ovalen Seidenblättern bestand, mit Silberrosen und Silberband geschmückt — geradezu entzückend. Das weiße Moirékleid soll dem weißen Panne- oder Charmeusekleid, das im vergangenen Winter letzten Pariser Schick verkörperte, Konkurrenz machen. Weiter ist zu nennen mit Samt broschierte Seidengaze, ebenfalls ein wundervolles, nicht neues, sondern nur neu aufgenommenes Material, das ebenso geeignet ist zur Ausführung eleganter Nachmittags- wie Abendkleider und eigentlich immer mit einem zweiten und glatten Material zusammengestellt wird. Es ist neben Crêpe Georgette „das“ Material zur Ausführung der neuen ganz weiten, so überaus dekorativen Ärmel, die immer futterlos bleiben. Die römisch gestreiften Seidenstoffe bleiben auf dem Programm stehen. Ich finde sie nur zu Aufputzzwecken geschmackvoll, dann allerdings kann man durch sie geradezu entzückende Wirkungen auslösen. Ich sah in diesem Sinne ein weißes Taftkleid arrangiert; es war sehr auffallend, aber doch sehr verführerisch. Im übrigen sind diese Stoffe meinem Empfinden nach nur in sehr guten Qualitäten und dementsprechend feinen Farbenstellungen reizvoll, ebenso wie die großen Schottenkaros. Einfarbiger Krepp Marocain, China-Krepp, Liberty und Charmeuse haben ebenso wenig an Beliebtheit verloren wie Taft, der der Seidenstoff par excellence für elegante

Jungmädchenkleider bleibt, sei es dunkel für den Nachmittag, sei es hell und uni oder changierend für den Abend. Es liegen im übrigen auch gedeckte changierende Tafte vor, die man am Nachmittag tragen könnte. Da es bunte gewirkte und originelle Seidenstoffe deutscher Provenienz sozusagen nicht gibt, der Bedarf an ihnen aber sehr groß ist, und zwar vorzüglich zu — Futterzwecken, sann man auf Ersatz, und es hat sich eine Art besonderer „Kleinindustrie“ entwickelt. Die Kunstgewerblerinnen bemalen Japan- und Bastseiden stückweise und überbieten sich dabei in futuristischen und impressionistischen Sujets. So ist beiden Teilen gedient. Die Konfektion braucht nicht auf die von der Mode gewünschten originellen Futter zu verzichten, und die Kunstgewerblerin findet Beschäftigung. In französischen Modellmänteln sieht man Futter von hoher Pracht, wie Seidenstoffe im Stile östlicher Länder reich gestickt, kostbare gewebte Damaste und Goldbrokate, die für uns durchaus entbehrliche kostspielige Luxusartikel darstellen.

M. v. Suttner.

Moderne Wäsche. Die Wäsche wird auf Crêpe de Chine, Crêpe Lavable und Georgette gearbeitet, wenn sie zu Abendkleidern getragen wird. Diese hauchdünnen schmiegsamen Gewebe nehmen gar nichts auf und sind wundervoll dünn und angenehm zu tragen. Man arbeitet da vor allem Hose-Leibchen-Kombination in Rosa und Lila mit hohem Banddurchzug und wundervollen feinen Spitzen. Die Häubchenmode frühmorgens und spätabends ist groß und so mannigfach, daß man dieser Sache ein ganzes Kapitel widmen müßte. Breitgezogen, hochgesteckt, mit plissiertem Spitzenaufschlag, mit Band oder Marabut besetzt, so sehen diese kleinen koketten Häubchen allerliebst aus und vollenden die Morgen- oder Abendtoilette tatsächlich reizvoll. Die neuen Nachtgewänder sind ganz lang und mit einem Band in der Taille gehalten. Die Frisiermäntel aus Crêpe Georgette in hellen Farben sehen, mit Marabut verbrämt, entzückend aus. Gewöhnlich werden sie über eine mit Filet arrangierte Pongis-Rockleibchen-Kombination getragen. Eine ganz besonders reizende, gaminhafte Tracht ist der Pyjama, der flott und lustig wirkt. Man macht ihn nicht mehr dem Herrenpyjama getreu, sondern läßt ihn in Trikot arbeiten mit dem feschen kurzärmeligen Sweaterjäckchen, das in heller Farbe zur dunkleren, nicht ganz langen Hose wundervoll wirkungsvoll ist.

Claire Patek.















Ein Gespräch ... Skizze von Rudolf Müller.

Ich weiß nicht, ich weiß nicht, sagte die Frau Regierungsrat Wagner zu ihrer gendfreundin, der Kunstmalerin Hannelore Beyer, was mit meinem Jungen los und sah ihrem großen Jungen liebevoll bekümmert nach, als er eben nach galantem schied von den Damen mit einem Stoß Bücher unter dem Arm und verträumtem, t großer Hornbrille bewehrtem Gesicht um die Ecke schwenkte.

Nun ist er aus dem Gymnasium heraus und ich dachte die ewige Lernerei würde fhören, doch auf der Universität ist es dasselbe Lied ... Er geht vorgebeugt und ne Gesichtsfarbe ist blaß. Appetit hat er wie ein kleines Kind und für nichts iter Interesse als für die Bücher. Wenn ich mir dagegen Ihren Klaus und die Hella sehe, was für blühend gesunde, lebensfrohe Menschenkinder das sind, wird mir um inen Heinz ganz weh zumut. Wo soll der wohl mal eine Frau herkriegen? ... elches moderne Mädel sieht einen solchen blassen Büchermann an? ...

Aber liebste, beste Frau Rat, das ist doch noch kein Grund zum Traurigsein ... afür gibt es doch eine unbedingt sichere und billige Medizin. Sie wissen doch ganz t, was ich auszustehen hatte mit meinen Kindern. Ständig Mattigkeit und Appetit- igkeit, bald hatte der eine dies und die andere das ... und heute nichts dergleichen.

Ja, aber liebe Hannelore, wie haben Sie denn das fertiggebracht?

Wassersport, liebe Frau Rat, einzig und allein Wassersport.

Ach, Wassersport, liebe Frau Beyer, das hat er auch schon versucht, damals noch der Sekunda, im Schüler-Ruderverein. Ihm gefiel es nicht, das ewige Trainieren, s Hocken auf dem Rollsitz, im unbequemen Boot und leichter Kleidung. Er ist nun nmal kein Kraftmensch.

Da haben Sie recht, liebe Frau Rat, und Rudersport meine ich auch gar nicht, gibt es heute viel was Schöneres, den Paddelsport, ein moderner Sport, der ßerordentlich im Aufblühen ist und allerorten schon getrieben wird.

Sie werden sie sicher schon gesehen haben, diese schmucken, schlanken Boote. Man nnt sie Paddelboote, Kanadier oder auch Kanus, weil die Ureinwohner Kanadas, e Indianer, die Vorbilder dazu geliefert haben. In Hamburg treiben schon Zehn- usende Paddelsport und allerorten sind blühende Vereine.

Ja, aber was gehört nun alles dazu? Gar nichts, liebe Frau Rat, gar nichts. ie bekommen das blitzsaubere leichte Bootchen grün, weiß, blau, rot, oder wie Sie wünschen lackiert, fix und fertig mit zwei Paddeln und zwei Rückenlehnen für ein lliges Geld. Sie brauchen nicht zu lernen und zu trainieren. Sie setzen sich hinein und nach wenigen Paddelschlägen fahren und steuern sie schnell und sicher ... und Raum haben Sie für vier Personen und viel Gepäck.

Ja, da bin ich doch immer wieder auf den Fluß und den See angewiesen. Und wo soll ich das Boot da lassen?

Mitnichten, liebe Frau Rat, gerade Ihr Bächlein hier vor dem Hause genügt vollkommen. Sie können damit zum Fluß herunter oder zum See herauf. Das ist ja gerade der Reiz des Paddelsports, daß Sie die kleinsten abgelegensten und idyllischsten Wässerchen befahren können, was mit keinem Ruderboot oder sonst irgendwie möglich ist. Auf dem See können Sie dann damit noch segeln, reizvoller und schöner als mit einem großen Boot ... Uns hat unser Fokker-Kanadier, den meine Kinder im vorigen Jahr gekauft haben, so gefallen, daß wir alten Leute uns jetzt noch ein Boot nachbestellt haben, da die jungen oft gern allein fahren wollen und wir doch auch gern mal drei bis vier Personen mitnehmen.

Und haben Sie das Boot nun schon, Sie prächtige junge alte Frau? ... Freilich, liebe Frau Rat, gestern ist es gekommen, prächtig anzuschauen. Wir haben aber auch wieder einen Fokker-Kanadier gekauft. Wissen Sie, von der Firma, die während des Krieges unsere tüchtigen Fokker-Kampfflugzeuge gebaut hat. Die Leute bauen heute, da der Flugzeugbau ja leider verboten ist, Kanadier und Punts, reizende Klein-Autoboote, große Segelboote und Luxus-Motorboote ... Uns wurde gleich von den Freunden unserer Kinder gesagt: kauft nur einen Fokker-Kanadier. Diese Firma hat ihre alten erfahrenen Leute, die aus dem Flugzeugbau her genaue und peinlich saubere Arbeit gewohnt sind ... Es gibt vielleicht auch billigere Boote anderweitig, aber gerade bei einem Sportboot, an dem Sie jahrelang Ihre Freude haben wollen, ist nicht immer das Billigste auch das Beste.

Herzlichen, besten Dank, liebe Hannelore, für Ihren Rat — — — Wissen Sie, ich überrasche meinen Jungen und kaufe ihm ein solches Boot, dann machen wir miteinander die herrlichsten Fahrten.

Das machen wir und nun auf Wiedersehen.

Ja, halt aber die Adresse.

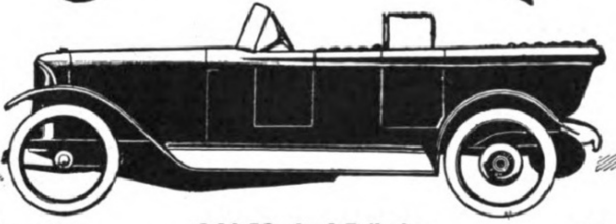
Richtig, die Adresse.

Schreiben Sie: Schweriner Industriewerke, (so heißt die Firma nämlich heute) Schwerin in Mecklenburg Nr. 94.

Vielen Dank und viele Grüße, liebe Hannelore. Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!

STOEWER

STOEWER-WERKE
AKTIENGESELLSCHAFT
VORMALS
GEBRÜDER STOEWER
STETTIN



PERSONEN- UND LASTKRAFTWAGEN
ALLER ART
FLUGMOTOREN
MOTORPFLÜGE

HEINZ NEEMANN

Die neuen Stoewer-D-Typen! 8/24 PS als 4-Zylinder 12/36 PS und 19/55 PS als 6-Zylinder **Die modernen 6-Zylinder!**

Unerreicht in Konstruktion, Ausführung und Leistung!

Eigene Verkaufs-Filialen in Berlin, Hamburg und Stettin. Vertretungen an fast allen größeren Plätzen des In- und Auslandes

GOWE-SILBER

Nr. 248405
gesetzlich geschützt.



CHR. GOTTLIEB WELLNER
Gesellschaft mit beschr. Haftung
AUERHAMMER bei AUE in SACHSEN.

SELVE
HAMELN a/d WESER
AUTO

Echte Walthorius Kienfong-Essenz
(Destillat) extrastark 12 Fl. Mk. 25.—, bei 30 Fl. Mk. 60.— franko. Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht, direkt vom **Laboratorium E. Walther, Halle a. S. 8 — Trotha.**

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G. (Alte Leipziger)

gegründet 1830 — Leipzig Dittrichring 21

Günstige Bedingungen — Billige Beiträge

Versicherungsbestand
1 Milliarde 900 Millionen Mark

Gebrüder Fischer

Pobershau i. Sa.
Holz- und Spielwaren-Fabrik
Abtl. I: Spielwaren, Holzdrechslerwaren usw.
Abtl. II: Holzmodeknöpfe. Holzperlen.
Export nach allen Ländern. — Stets Neuheiten.
Messe Leipzig, Petersstr. 37 (Goldn. Hirsch) I. Stock, Z. 19.

Holz- und Spielwaren. Jouets d'enfant — Holz- und Spielwaren. Toys for children

J. A. Henckels
Zwillingswerk, Solingen

Fabrik feinster Stahlwaren

mit der bekannten Zwillingsmarke — Volle Gewähr für jedes Stück

Hauptniederlage:
Berlin W. 66, Leipziger Straße 117/118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen:
Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.

Wir liefern direkt an jedermann



Elegante **Korbsessel**
(unsere bekannten Mercedes-Klubsessel) mit Wulst, wie Abbildung, weiß oder fein japanbraun gebeizt, Stück nur **Mk. 127.50**, passender **Klubsofa Mk. 260.—**, passender **Tisch Mk. 135.—**, passende **Blumenkrippe Mk. 115.—**, pass. **Bücherständer** mit 3 Etagen, 115 cm hoch, **Mk. 195.—**. Verpackung frei und frachtfrei. An unbekannte Besteller nur gegen Nachnahme oder Vorauszahlung.

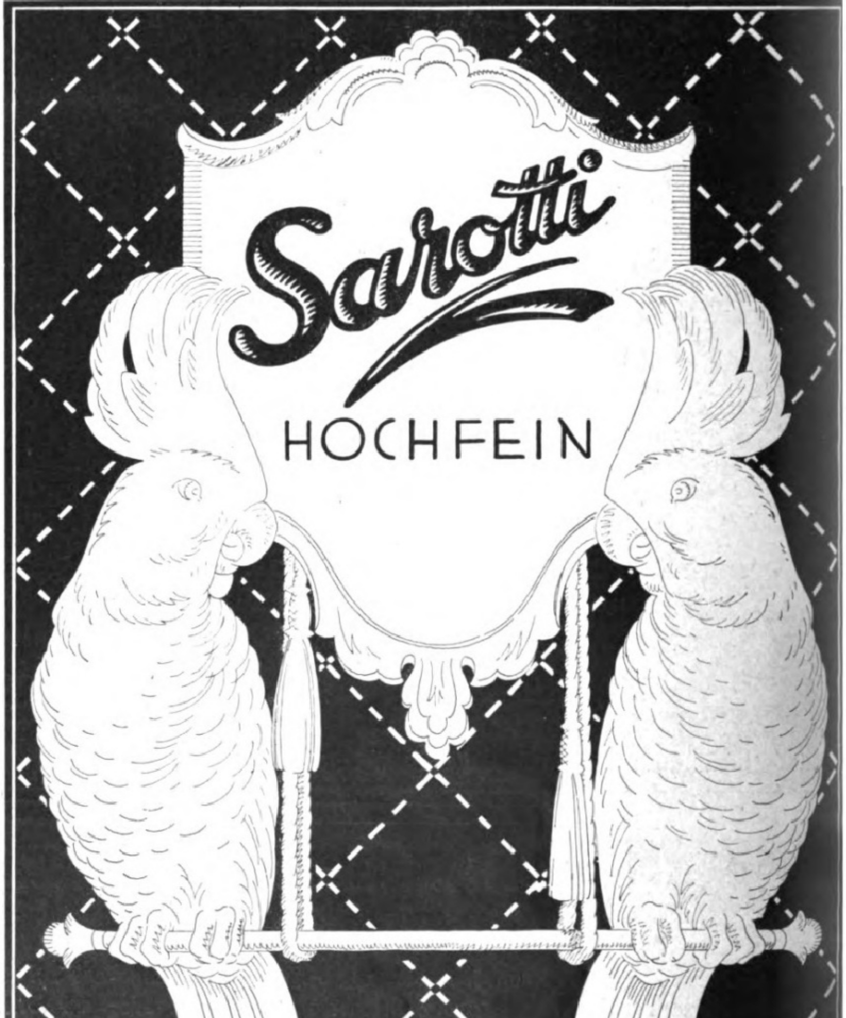
Korbmöbelfabrik „Mercedes" in Lorch (Württ.) Post 197.

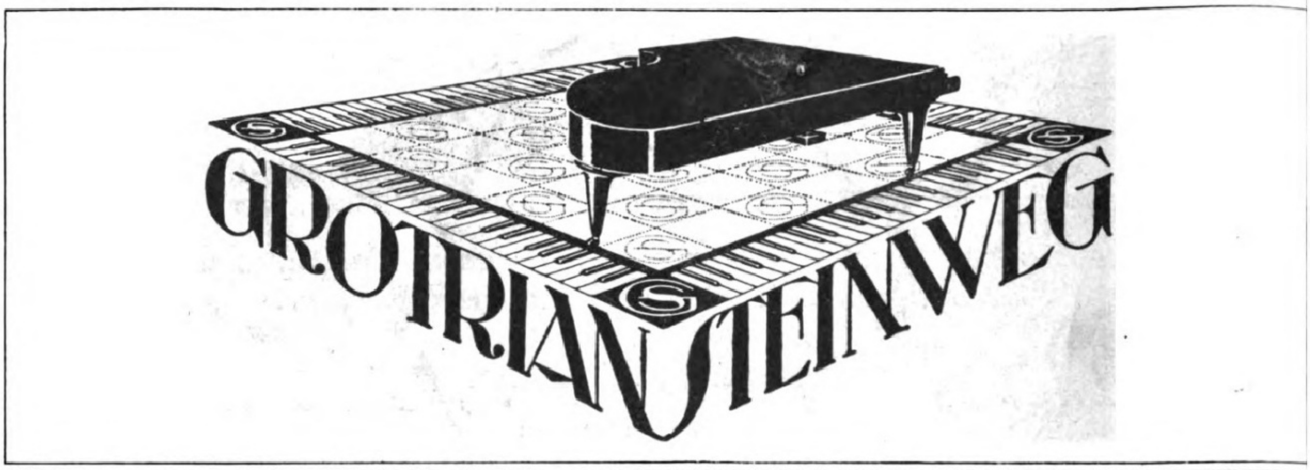
Die Entfettungskur

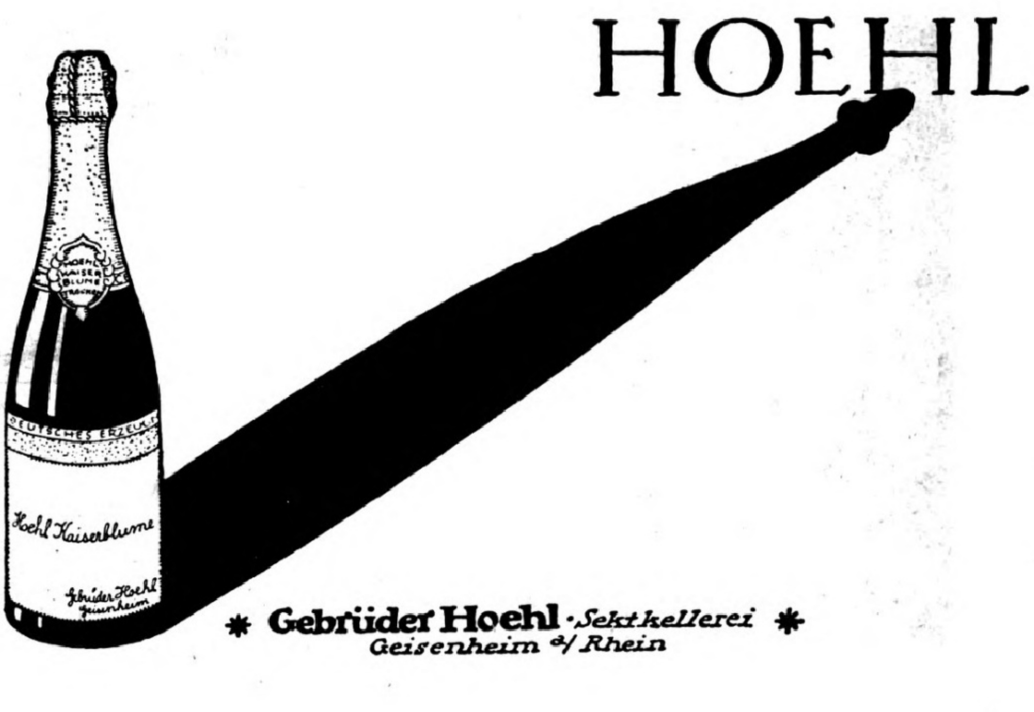
mit **„Efucsa"** wird seit ca. 12 Jahren von zahlreich. hervorragend. Ärzten verordnet. **Garantiert vollkommen unschädlich!** Aus den letzten Anerkennungen: Bitte um nochmalige rechtbaldige Zusendung von zwei Schachteln Efucsa. **Ich habe beim Gebrauch derselb. ca. 12 Pfd. abgen. Dr. med. J., prakt. Arzt.** Vor Nachahmung wird gewarnt. Efucsa, Orig.-Sch. à 100 Stück 15.— Mk. (eine Kur), 500 Stück 72.50 Mk. In allen Apotheken. Hauptversand: Dr. Albert Bernard Nachfolg., Einhorn-Apotheke, Berlin C. 19., Kurstraße Nr. 34—35.







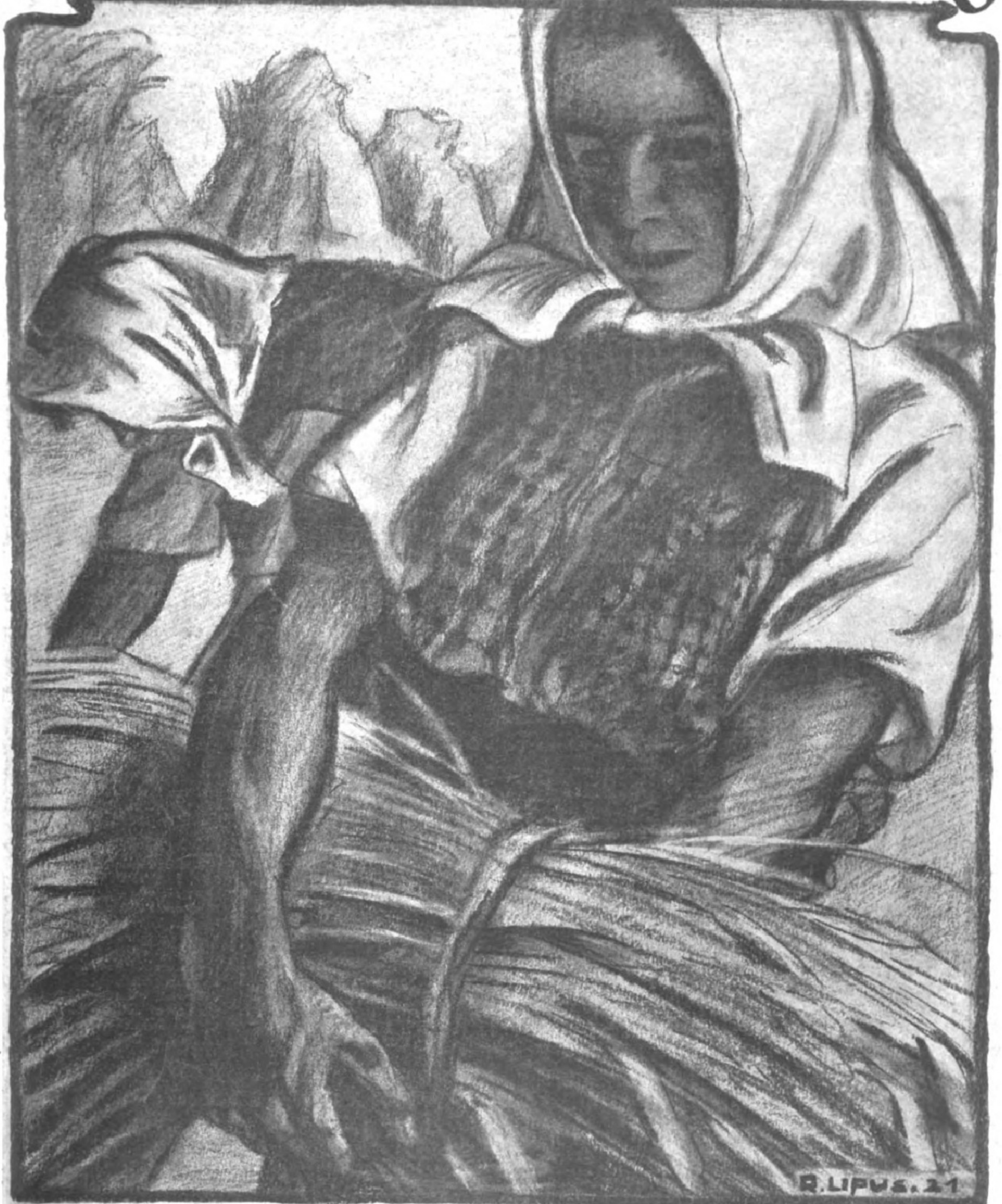






Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leip[illegible]
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc tér [illegible]
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



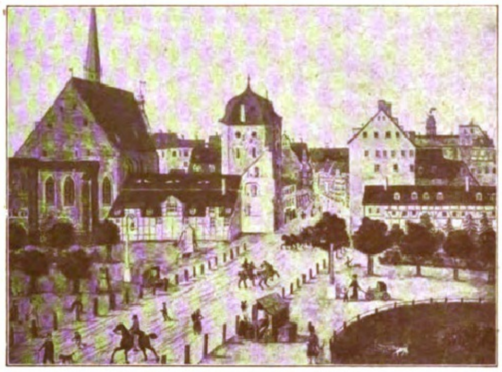
Verlag · J · J · Weber · Leipzig

Nr. 4054 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 157. Band

1821 13. AUGUST 1921

WILHELM FELSCHE, LEIPZIG-GOHLIS

Kakao- und Schokoladenfabrik



Das Grimmaische Tor um das Jahr 1830.

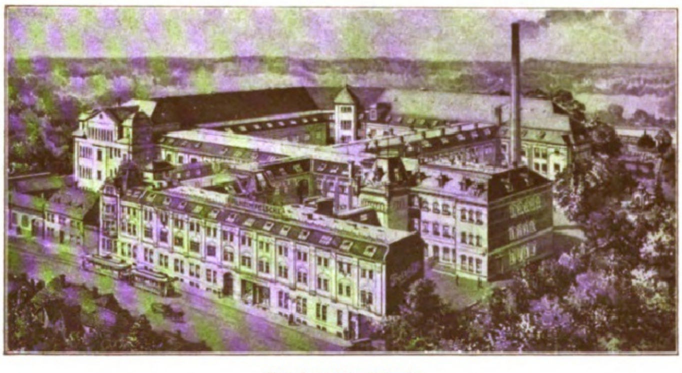


Stammhaus „Café Français" im Jahre 1835.

Nach seinen Aufzeichnungen eröffnete Wilhelm Felsche am 13. August 1821 „mit Gottes gnädiger Hilfe" in den „Kolonnaden des Fürstenhauses an der Grimmaischengasse zu Leipzig" sein Geschäft und legte damit den Grundstein zur Firma gleichen Namens. Die von seinem Vater bereits geübte und von ihm in einem Büchlein behandelte „Kunst" Schokolade zu fertigen, griff er eifrigst auf. Er baute diesen Zweig seines Geschäftes anfangs im Johanneum in Reudnitz – mit Göpelwerk – aus und verlegte ihn Ende der fünfziger Jahre in die Kellerräume seines bereits 1835 vollendeten Hauses, Ecke Augustusplatz und Grimmaische Straße, in welches Dampfkessel und Dampfmaschine eingebaut worden war. Mit weitausschauendem Blicke hatte er hierzu 1834 den alten Tor- oder Schuldturm, das „Grimmaische Tor", ein fast unzerstörbares und deshalb von keinem anderen begehrtes Bollwerk, vom Rate der Stadt Leipzig gekauft. – Im Jahre 1873 wurde unter der zweiten Generation, Schütte-Felsche, die sich immer mehr entfaltende Kakao- und Schokoladen-Fabrik aus dem Stammhause der Firma Wilhelm Felsche nach dem nahen Dorf Gohlis, wiederum auf erinnerungsreichem Boden – nämlich den der einstigen „Wasserschänke" – des späteren „Waldschlößchens" – verlegt, in welchem Schiller während seines Gohliser Aufenthaltes gern weilte. Hier wurde sie in den nachfolgenden nahezu fünfzig Jahren unter Hinzukauf von fünf Nachbargrundstücken bei stetem Emporblühen allmählich erweitert. Bereits seit 1884 mit in dem Unternehmen tätig, führt es Willy Schütte-Felsche – der Enkel des Gründers – seit dem Tode seines Vaters im Sinne der altbewährten Grundsätze seiner Vorfahren als alleiniger Inhaber der Firma, die nunmehr auf ein hundertjähriges Bestehen zurückblicken kann.



Die Fabrik in Gohlis im Jahre 1873.



Die heutige Fabrik.

KAKAO Felsche SCHOKOLADE

Nummer 4054. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4054. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Preis vierteljährlich 30 Mark. Preis dieser Nummer 5 Mark 50 Pfg. Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 11. August 1921.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Ingenieurschule u. Technikum
ALTENBURG Sa.-A.
Ingenieur- u. Techniker-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. Oeffentliche Material- u. Maschinenprüflaboratorien.
Programm auf Wunsch

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt in Thür.
Hauswirtschaftliche Frauenschule.
Haushaltungsschule. Schülerinnenheim.
Seminar: Hauswirtschafts-, Handarbeits-, Turnlehrerinnen. Gute Verpflegung. — Auskunftsheft.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873. Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Dr. Buslik's Röntgen-, Bakteriologie- u. Chemie-Schule für Damen, Leipzig I, Keilstr. 12. Schulauskunft u. Jahresber., 10 frei.

Pädagogium Neuenheim - Heidelberg.
Abitur. Prima u. 25jähr. erfolgreiche Überleitg. in alle Klassen der Staatsschulen. Förderung körperl. Schwacher. Sport. **Familien-Heim. Beste Verpfleg.** durch eigene Landwirtschaft.



Haushaltungspensionat „Haus Seeburg"
Überlingen a/Bodensee,
Ausbildung junger Mädchen i. Hauswirtschaft u Gartenbau
Neuzeitiger Komfort, beste Verpfl.
Unterricht, Sport, Gesundheitspflg.
Staatl. gepr. Lehrkräfte.
Bes. Major a. D. F. Genzsch u. Frau.

Umlernen muß heute die ganze Welt, jedoch gar mancher wird davon besonders schwer betroffen. Er muß den ihm lieb gewordenen Beruf aufgeben und steht damit vor einer fast unlöslichen Aufgabe. Das beste Mittel, sich einen neuen Beruf, eine bessere Stellung zu verschaffen, bietet die **Methode Rustin (5 Direktoren höherer Lehranstalten, 22 Professoren als Mitarbeiter),** ohne Lehrer durch Selbstunterricht unter energischer Förderung des einzelnen durch den persönlichen Fernunterricht. Wissensch. geb. Mann, Wissensch. geb. Frau, Geb. Kaufmann, Geb. Handlungsgehilfin, Bankbeamte, Einj.-Freiw.-Prüfg., Abit.-Examen, Gymn., Realgymn., Oberrealschule, Lyzeum, Oberlyzeum, Mittelschullehrerprüfg., Zweite Lehrerprüfg., Handelswissenschaften, Landwirtschaftsschule, Ackerbausch., Präparand., Konservatorium. **Ausführlicher Prospekt über bestandene Examina kostenlos durch**
Bonneß & Hachfeld, Potsdam, Postfach 284.



Briefmarken
aller Länder bis zu den grössten Seltenheiten. **Auswahlsendung ohne Kaufzwang auf Wunsch.** Bedingungen in der illustr. Fachzeitschrift „Der deutsche Philatelist". **Probenummer kostenlos.**



M. Kurt Maier, Berlin 58 W 8 Friedrichstrasse 185 Fernsprecher: Zentrum 7039

Briefmarken und Notgeld
Preisliste kostenlos. Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.

Ingenieur-Akademie
Wismar an der Ostsee

Dir. Fischer
Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921
Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina.
Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat. Vorb. auch v. Damen.

Schriftsteller! Komponisten!
Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen, Gedichte, wissenschaftliche Arbeiten, sowie neue Kompositionen übernimmt
Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden

Wie Seelisches gefördert wird
durch eine **intime Handschrift-Analyse,** wie sie der Verf. von „Seelen-Aristokratie" (450 Seit.) ausarbeitet, **zeigt der Prospekt.** Seit 24 Jahr. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12 (West).

Bücher, von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden.

Briefmarken
Ankauf — Verkauf — Tausch
Preisl. kostenl. Schwaneb. Album.
Arns & Schrott, Wörishofen i. B.

Briefmarken



Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8,
Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13, Postschließfach 6.

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Jul. Reimers, Hamburg, Gr. Burstah 53 f.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.



Hohenberger Luxus-Porzellane,
feinste handgemalte, technisch und künstlerisch vollendete Schöpfungen der Porzellankunst.
Prunkvasen, Aufsätze, Schalen, Dosen, Teller
und stilvolle Vitrinen dazu.
*
Man verlange die Druckschrift über Hohenberger Luxusporzellane
von der
C. M. Hutschenreuther
Porzellanfabrik Aktien-Gesellschaft
Abtlg. Dresden in Dresden-Striesen.

Briefmarken-Auswahl
ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben - Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto.



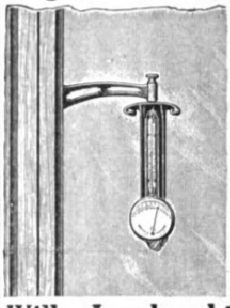
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.



1921 Münchener Kunstausstellung
Glaspalast
M. Künstler-Genossenschaft. Secession.
Kunstgewerbeverein. Freie Kunstausstellung.
Eintritt 3 Mark. 15. Juni bis Oktober. Täglich 9—6 Uhr.



Original Lambrecht's Polymeter



wird mittels Fensterwinkel und Schutzgehäuse außen am Fenster angebracht. Lambrechts Polymeter dient zur Vorausbestimmung von
Gewitter
Hagel und Nachtfrost, heiterem oder trübem Wetter, Frost oder Tauwetter, Regen oder Schnee, warmer oder kalter, trockner oder feuchter Luft.
Man verlange Gratisprospekt Nr. 574.
Wilh. Lambrecht, Göttingen.
Gegründet 1859 Gegründet 1859
Fabrik wissenschaftl. Instrumente: Meteorologie-Hygiene-Industrie. Kaiserl. u. Königl. Hoflieferant. Inhaber des Ordens für Kunst und Wissenschaft, der grossen und verschiedener anderer Staatsmedaillen. Prämiiert mit höchsten Preisen auf allen beschickten Ausstellungen. Nur mit dem Namen Lambrecht und obiger Schutzmarke versehene Instrumente sind wirklich Originale. Man hüte sich daher vor Nachahmungen.

Stuttgarter Neues Tagblatt
Die bedeutendste Zeitung Württembergs
Täglich zwei Ausgaben

Webers Illustrierte Handbücher.
Prospekt kostenlos.
Verlag von J. J. Weber, Leipzig 26.



DR. TH. HORN
Leipzig-Grz. 15.
Anzeigende und schreibende
Elektr. Messinstrumente
ortsfest und tragbar für Strom, Spannung, Leistung, Widerstand, Frequenz, Temperatur, Isolation.
Klein - Elektromotoren und -Dynamos.
Leitungsprüfer BD6.

GOWE-SILBER
Nr 248405 gesetzlich geschützt.



CHR. GOTTLIEB WELLNER
Gesellschaft mit beschr. Haftung
AUERHAMMER bei AUE in SACHSEN.



ZUR HAUTPFLEGE
GEORGE HEYER & CO., HAMBURG 4

Yohimbin-Lecithin
auf wissensch. Grundlage aufgeb. **Kräftigungsmittel.** 30 Port. 25 M., 60 Port. 47 M. Verlg. Sie Gratisbroschüre.
Nur direkter Versand durch den Alleinhersteller: Apothekenbesitzer **H. Maaß, Hannover 10.**

Togal
ärztlich empfohlen gegen:
Gicht, Rheuma, Ischias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen
Togal stillt die Schmerzen und scheidet die Harnsäure aus. Klinisch erprobt, keine schädlichen Nebenwirkungen! Ein Versuch liegt im eigensten Interesse! In allen Apotheken erhältlich!

Witwenrente — Invaliditätsversicherung — Altersversicherung
Gothaer
Lebensversicherungsbank
auf Gegenseitigkeit. Begründ. 1827
Abgeschlossene Versicherungen:
drei Milliarden Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten.



Zucht u. Handlung edler Rassehunde
Richter & Co., Eisenberg S.A. 26
Lieferung sämtlicher reiner Rassehunde
Jagd- u. Polizeihunde,
Schosshunde. Prachtalbum mit Illustr. u. Preisverzeichnis 5 Mark.
Illustrierte Preisliste 3 Mark.

Allgemeine Notizen.

Die Not der deutschen Wissenschaft ist heute allbekannt. Eine „Notgemeinschaft“ trat, alle deutschen Hochschulen umfassend, im Herbst 1920 ins Leben; ihre dankenswerten Bemühungen insbesondere im Ausland haben sich leider noch nicht erfüllt. Um so freudiger wird es im Freistaat Sachsen begrüßt werden, daß schon im Mai 1920 in aller Stille ein Privatgelehrter den Versuch unternahm, wenigstens für die Landesuniversität Leipzig die Gefahr zu verhüten, daß zahlreiche junge Gelehrte ins Erwerbsleben überzugehen oder ins Ausland zu flüchten suchten. Es galt, Verständnis und Opferwilligkeit zu wecken, um der Universität in ihrer Notlage beizustehen, und es war ein besonderes Glück für die Hochschule, daß sich in dem Privatgelehrten August Stern eine Persönlichkeit fand, die an eigenen wissenschaftlichen Studien die Unzulänglichkeit der wirtschaftlichen Forschungsmittel erfahrend, solches Verständnis wachzurufen verstand. Die Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig will nicht etwa eine Entlastung des Staates, sie stellt sich vielmehr die Aufgabe, da einzugreifen, wo der Staat nie half oder nicht helfen kann, z. B. bei Habilitanten, Bibliotheken, Drucklegungen, Lehr- und Forschungsreisen. Vielfach zeigte sich tatenwilliges Verständnis für die hohe Aufgabe. Die Stadt Leipzig allein stiftete bislang 3½ Millionen Mark; Chemnitz eine Million. Überall in Sachsen regen sich die guten Geister, um der Selbsterhaltungs- und Ehrenpflicht zu genügen. Manche wirtschaftlich starken Kreise versagten freilich bisher unter Gründen enger Selbsttäuschung, obwohl auch ihnen tagtäglich die Notwendigkeit dieser geistigen Selbsthilfe vor Augen tritt in dem drohenden Verfall der Bildungsstätten für Ärzte, Chemiker, Philologen, Physiker, Richter usw. Ein hocherfreulicher Grundstock für die Aufgaben der Vereinigung ist da; fast dreiviertel Millionen Mark kamen schon 1920/21 den Trägern der Wissenschaft und der Forschung zugute. Weitere Mittel sind ununterbrochen nötig. Darum tritt die genannte Vereinigung an die Öffentlichkeit, um allen denen die dringlich notwendige Mitwirkung nahezulegen und zu ermöglichen, denen die Erhaltung unseres Geisteslebens eine Vorbedingung zur Wiederaufrichtung des Landes ist. Die Altakademiker in Sachsen sind der Vereinigung korporativ









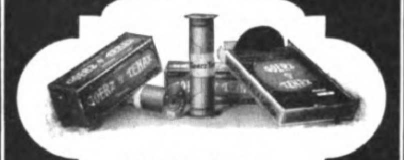
und einzeln willkommen. Willkommen sind ebenso alle Kreise des Handels und der Industrie, der Landwirtschaft und der freien Berufe durch einmalige Stiftungen oder Jahresbeiträge zu der Vereinigung von Förderern und Freunden der Universität Leipzig. (Zuschriften zu richten an das Sekretariat der Universität Leipzig.)

Japanische Schenkung für die deutsche Wissenschaft. Professor Irisawa übergab namens 500 japanischer Ärzte, die ihre Studien in Deutschland bewirkt haben, dem deutschen Botschafter 490000 Mark als Stiftung für die medizinischen Fakultäten deutscher Universitäten.

Die Technische Hochschule in Berlin-Charlottenburg stellt folgende Preisaufgaben für das Jahr 1921/22. Die Aufgabe der Abteilung für Architektur fordert einen Entwurf zu einem Wohnhaus für einen Architekten, das in einem Vorort der Großstadt errichtet werden soll. Aufgabe der Abteilung für Bau-Ingenieurwesen: Die Beziehungen zwischen dem Castiglianoschen Prinzip der kleinsten Formänderungsarbeit und dem Lagrangeschen Prinzip vom Minimum der potentiellen Energie sollen erläutert und an einfachen Beispielen veranschaulicht werden. Aufgabe der Abteilung für Maschinen-Ingenieurwesen: Das Trocknen wasserhaltiger Brennstoffe und seine wirtschaftliche Bedeutung. Aufgabe der Abteilung für Schiff- und Schiffsmaschinenbau: Die Literatur über die von den sechziger Jahren bis in die neueste Zeit fortgesetzten, von geringem Erfolg begleiteten Versuche, Schiffe durch Strahlpropeller (hydraulische Reaktionspropeller) anzutreiben, ist zusammenzustellen; die darin niedergelegten Gedanken sollen kritisch beleuchtet werden. Aufgabe der Abteilung für Chemie und Hüttenkunde: Bisherige Verfahren zur Trennung von Anthracen und Karbazol sind einer kritischen Prüfung zu unterziehen. Es sind neue Wege zur technischen Gewinnung von Karbazol vorzuschlagen und auszuarbeiten.

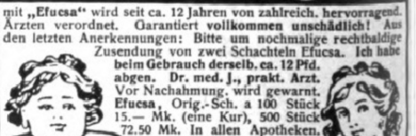
Internationaler ärztlicher Fortbildungskurs. Vom 11. bis zum 27. September d. J. findet in Karlsbad zum dritten Male seit Beendigung des Krieges ein ärztlicher Fortbildungskurs statt, bei dem die Balneotherapie und Balneologie besondere Berücksichtigung finden. Eine große Zahl hervorragender Ärzte, auch aus dem neutralen Ausland und aus Italien, unter anderm der hochbetagte Kliniker Ettore Marchiafava, haben Vorträge zugesagt. Die tschechoslowakischen Eisenbahnen gewähren den Kursteilnehmern einen 33prozentigen Fahrgebührennachlaß.













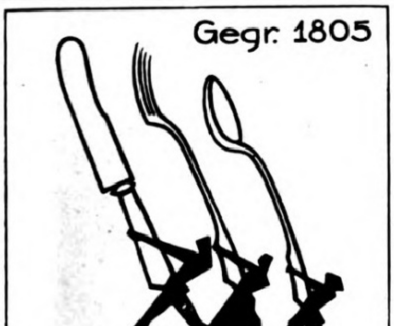
Wiedereröffnung der Deutschen Bücherei in Leipzig. Nach fünfjähriger Pause ist die Deutsche Bücherei als Präsenz-Bibliothek der allgemeinen Benutzung wieder übergeben worden. Ihre Schließung war seinerzeit infolge Personenmangels und anderer Schwierigkeiten notwendig geworden. Die Deutsche Bücherei beherbergt augenblicklich eine Ausstellung familiengeschichtlicher Literatur; die große Bibliothek der „Zentralstelle für Personen- und Familiengeschichte", dieses größten deutschen geschlechterkundlichen Vereins, wurde mit der Deutschen Bücherei eng verbunden.

Der bisher größte Erfolg der drahtlosen Telephonie. Nauen hat, nach einer Mitteilung der Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, einen neuen großen Erfolg zu verzeichnen, der diese Telefunkenstation auch auf dem Gebiete der drahtlosen Telephonie an die Spitze sämtlicher Großstationen stellt und gleichzeitig auch die große Überlegenheit der drahtlosen über die Drahttelephonie erweist. Berlin—Rom, London—Paris sind bisher die weitesten Strecken, auf denen die Drahttelephonie mit Erfolg benutzt werden kann. Das ist aber nur ein kleiner Bruchteil der Entfernung, die jetzt drahtlos überbrückt ist. Um nun aber festzustellen, auf welche Entfernungen die drahtlose Telephonie überhaupt noch aufnehmbar ist, hat der der argentinischen Regierung gehörende Dampfer „Bahia Blanca" auf seinem Rückweg nach Amerika regelmäßige Aufnahmen gemacht und mit dem 10-KW-Telefunken-Röhrensender von Königswusterhausen noch auf eine Entfernung von 3500 Kilometern, und die mit der 130-KW-Hochfrequenzmaschine in Nauen gegebene auf 4340 Kilometer gut aufzunehmen war. Da nun aber Nauen bei diesen Telephonieversuchen noch lange nicht mit der vollen Hochfrequenzenergie gesendet hat, steht wohl außer Frage, daß unter Ausnutzung der vollen Leistungsfähigkeit noch bedeutend größere Entfernungen auf drahtlos-telephonischem Wege überbrückt werden können.

Die Kunst in der Werbetechnik der Hanomag. Ein in künstlerischer und werbetechnischer Beziehung äußerst ansprechendes und wirkungsvolles Plakat, entworfen von dem hannoverschen Maler P. Meyer, hat in letzter Zeit die Hanomag herausgebracht. Es zeigt eine in voller Fahrt dem Beschauer entgegenbrausende Schnellzugslokomotive, deren leuchtende Scheinwerfer wie glühende Augen funkeln. Im Hintergrunde ragen zahlreiche hohe Schornsteine einer Fabrikstadt in den dunkeln Himmel empor. Vereinzelte















Strahlen der aufgehenden Sonne erhellen das düstere Grau der Morgendämmerung und geben dem ganz in schwarzgrau gehaltenen Bilde einen farbigen, freudigen Beiklang. Keine Einzelheiten sind zu erkennen, markig und kraftvoll schält sich die wuchtige Schnellzugslokomotive aus dem wenigen umgebenden Beiwerk heraus und lenkt unseren Blick auf ihre gewaltige Kraft und Größe — ein Wahrzeichen deutscher Arbeit und deutschen Fleißes. Es ist dem Künstler trefflich gelungen, durch Ausführung und Anordnung seines Bildes die in der Lokomotive verkörperte Leistungsfähigkeit der Hanomag (Hannover-Linden), die sich seit der Fertigstellung der ersten Lokomotive 1846 zu einer der größten und führenden Lokomotivfabriken Deutschlands entwickelt hat, vor Augen zu bringen. Die Lokomotive steht im Mittelpunkt der ganzen Hanomagtätigkeit.

Unter den vielen Sektanpreisungen fallen neuerdings die vornehmen Bildinserate des Kunstmalers Wiertz für die Sektmarke Cantor-Mainz auf. Sie schildern die verschiedenen Gelegenheiten, bei denen die eleganten, rassigen Rieslingsekte der seit siebzig Jahren als Qualitätssektkellerei bestehenden Firma so gern getrunken werden. Reif und edel, duftig und flüchtig, bietet der Cantor-Sekt erlesenen Genuß bei allen Anlässen. (Cantor-Sektkellerei Mainz a. Rh, gegründet 1852). Interessenten gibt die Kellerei auf Wunsch Probeflaschen zum Ausnahmepreis direkt ab. — Bezug nur durch den Weinhandel.

Rauchverbot für Frauen in Amerika. Einer Times-Meldung aus Newyork zufolge wurde im amerikanischen Repräsentantenhause eine Bill eingebracht, den Frauen das Rauchen bei Strafe von 5 Pfund zu verbieten. Im Wiederholungsfalle beträgt die Strafe 25 Pfund für jede gerauchte Zigarette. Wenn eine Frau im öffentlichen Lokal raucht, unterliegt der Besitzer derselben Strafe.

Für Automobilbesitzer und die es werden wollen hat die Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Comp. in Hannover ein nützliches „Gesetzbuch" mit anschaulichen Abbildungen in Taschenformat (13:9 cm) herausgegeben, das sie auf Verlangen kostenlos zustellt.

Gebirgskraftwagen in der Schweiz. Die schweizerische Postverwaltung führt auf den Gebirgspässen eine vielen Wünschen gerecht werdende Verkehrsverbesserung ein, indem sie auf neun Poststraßen die Pferdepost für die Personenbeförderung durch besonders konstruierte Gebirgskraftwagen ersetzt. Damit wird die Fahrzeit über die Gebirgspässe um die Hälfte der früheren Fahrzeit vermindert.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4054 157. Band



Das Bildnis des toten Gatten. Nach einem Gemälde von W. A. Beer.

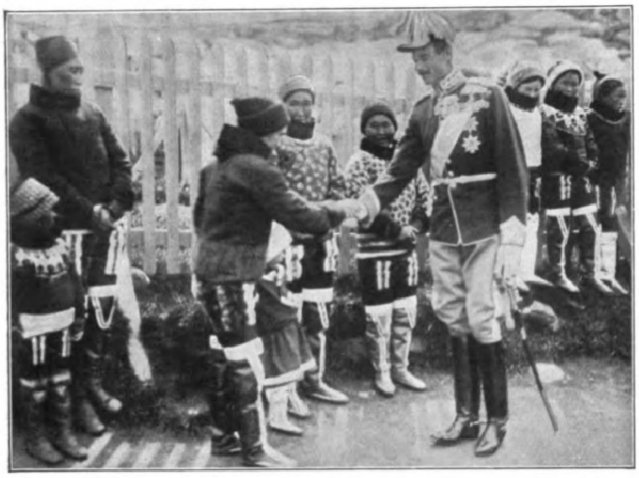
(Das Original befindet sich im Besitz der Kunsthandlung Schneider & Hanau A. G., Frankfurt a. M.)



Zum Aufstand in Marokko: Melilla, die älteste Besitzung der Spanier auf afrikanischer Erde, von Süden gesehen. (Vorn die seit 1905 entstandene Neustadt, links oben die Festungswerke.)



Vom 7. Turnfest des Akademischen Turnbundes in Minden i. W.: Gedenkfeier an der Porta Westfalika zu Ehren der gefallenen Mitglieder des Akademischen Turnbundes.



Von der Grönlandfahrt des dänischen Königspaares: Begrüßung des Königs durch Eskimofrauen in Grönland, das sich jetzt gerade 200 Jahre in dänischem Besitz befindet.



Vom Internationalen Pfadfindertag in Aachen: Eine holländische Abordnung legt am Grabe gefallener Pfadfinder auf dem Ehrenfriedhof im Aachener Wald Kränze nieder.



Der Kongreß der Heilsarmee in Berlin, dessen Höhepunkt die Einweihung eines neuen, 1500 Personen fassenden Tempels bildete: Umzug durch die Straßen Berlins.



Festzug bei einem deutschen Fest in Gablonz a. N. Die tschechoslowakische Regierung hatte anläßlich dieser Kundgebung für das Deutschtum in Böhmen ein Verbot deutscher Farben erlassen.



Vom „Tänzelfest" in Kaufbeuren, das zur Erinnerung an den im Mai 1497 erfolgten Besuch des Kaisers Maximilian I. als Kinderfest regelmäßig stattfindet: Die traditionelle Soldatengruppe in alten bayrischen Uniformen im Festzug.



Heimatfest in Bad Pretzsch a. d. Elbe: Aus dem Festzug aus der Zeit der Königin Eberhardine, der Gemahlin Augusts des Starken von Sachsen; die Königin mit ihren Lieblingsdamen im Schloßpark zu Pretzsch.



Das Gebirgstrachtenfest, Sitten- und Bräucheschau in Reichenhall anläßlich des 75jährigen Bestehens des Ortes als Kurort und Heilbad: Vorführungen von 200 Schuhplattlern auf dem Wittelsbacher Platz.

Über Begabung / Von Dr. Julius Reiner.

Begabung — ein häufig gebrauchtes, aber immer noch ein rätselhaftes Wort! Die meisten Menschen führen es im Munde, ohne zu ahnen, welche Probleme es birgt. Auch die berufsmäßigen Psychologen, Physiologen und Pädagogen mühen sich mit diesem Begriffe ab, ohne indessen zu einer einheitlichen Lösung zu gelangen. Wo beginnt die Begabung, welche Grenzen hat sie, wo mündet sie in das Talent, wie verhält sie sich zum Genie? Das sind unerledigte Fragen, die die Untersuchung erschweren.

Es fehlt eben an einem zuverlässigen Maßstab, mit dem man die intellektuellen Fähigkeiten messen könnte; es fehlt ferner eine Rangordnung der geistigen Tätigkeiten, und deshalb ist es schwer, zu einheitlichen Resultaten zu gelangen, die ein Vergleichen, ein Messen ermöglichen. Gehört für Mathematik ein größerer Aufwand von geistiger Energie als für Physik, Zoologie, Botanik oder Philosophie? Oder sind es qualitativ und nicht quantitativ verschiedene psychische Energien, die diese Wissenschaften beanspruchen? Wann und unter welchen äußeren und inneren Voraussetzungen entstehen und entwickeln sich diese Energien? Diese und noch eine Reihe anderer Fragen harren der Beantwortung, und solange diese Antworten nicht eindeutig ausfallen, werden wir bei der Beurteilung des Wesens der Begabung auf unüberwindliche Schwierigkeiten und nicht außer acht zu lassende Einwände stoßen.

In vielen Fällen ist die Begabung nur eine Frühreife auf einem intellektuellen Gebiete, ein geistiger Vorsprung vor anderen gleichaltrigen Individuen, wobei die geistige Altersgrenze willkürlich gewählt ist. Wenn ein Kind mit fünf Jahren ein Klavierstück zum Erstaunen der Gäste korrekt herunterspielt, das andere erst mit acht Jahren fertigbringen, so ist das Kind zweifellos musikalisch begabt, aber vergleicht man die musikalische Leistung dieses Kindes mit der eines gleichaltrigen Mozart oder eines anderen musikalischen Wunderkindes, so kann man nicht mehr von einer musikalischen Begabung des erstgenannten Kindes sprechen. Es kommt also auf die Vergleichsmomente hier an und auf den Durchschnitt, der als normal gilt.

Ein anderes Beispiel. Wenn man ein Kind von sechs Jahren begabt nennt, weil es mathematische Aufgaben löst, die andere erst mit 12, 15 oder 20 Jahren lösen, so ist die Bezeichnung des Kindes als begabt wohl treffend, aber das Rätsel noch lange nicht gelöst. Das Rätsel wird noch größer, wenn man die nicht seltenen Fälle berücksichtigt, in denen ein mathematisches Wunderkind von sechs Jahren in allen anderen intellektuellen Beziehungen noch immer ein sechsjähriges Kind ist und sogar mit 12, 15 oder 20 Jahren sich nicht mehr durch seine mathematische Begabung von anderen gleichaltrigen abhebt.

Wo sind die Ursachen der Begabungserscheinungen zu suchen? Welche Rolle spielen hier die Abstammung, die Erziehung, die Umgebung, die Rasse, das Alter und das Geschlecht? Denn daß sie nicht ohne Einfluß auf die Begabung sind, das läßt sich an der Hand unzweifelhafter Tatsachen nachweisen. Die Schwierigkeit beruht nur in der Aufdeckung des Anteils eines jeden dieser Faktoren bei der Entstehung der Begabung und der Feststellung ihrer Wirkungsweise.

Man neigt heute der Ansicht zu, daß die Begabung eine materielle Disposition zur Voraussetzung hat. Die Sinnesorgane und das Nervensystem spielen hier eine entscheidende, wenn auch nicht ausschließliche Rolle. Für einzelne Begabungen kann man annähernd die materiellen Voraussetzungen angeben. Ein Maler muß über einen optischen Sinn verfügen, der Raum- und Lichtverhältnisse scharf erfaßt. Das aber allein genügt nicht. Diesem optischen Sinn muß eine Beschaffenheit der Hand entsprechen, die jede optische Empfindung richtig umsetzt. Aber auch das ist noch nicht alles, was die Begabung eines Malers ausmacht. Er muß die Technik seines Berufes beherrschen, er muß über eine seiner Spezialität angemessene Phantasie verfügen, und es darf ihm auch an Fleiß und Ausdauer nicht fehlen. Denn das sind alles Elemente der Begabung, die sich gegenseitig stützen oder hemmen, die im Wettstreit miteinander liegen, und deren Endresultat in den Leistungen zu erkennen ist.

Was hier von der Malerei gesagt wurde, um das Wesen der Begabung nur anzudeuten, das läßt sich von jeder anderen geistigen Tätigkeit mehr oder weniger aussagen, nur gibt es Wissensgebiete, wo man den materiellen Voraussetzungen der Begabung nicht so leicht auf die Spur kommen kann, oder wo die Spur so fein und weitverzweigt ist, daß der Spürsinn des Forschers sie nur zu ahnen, aber nicht bloßzulegen vermag. Das gilt z. B. für die mathematische Begabung, für die man eine typische Gehirnbildung — also ein materielles Substrat — angenommen hat. Aber auch in den abstraktesten Wissenschaften ist man gezwungen, irgendwelche materielle Dispositionen als Voraussetzung der Begabung anzunehmen.

Die Begabung ist einerseits von den zur Welt mitgebrachten Dispositionen und andererseits von der Ausbildung dieser Dispositionen abhängig. Man kann die Begabung als eine Steigerung der normalen Anlagen bezeichnen. Diese Steigerung kann willkürlich beeinflußt werden. Das ist das Geheimnis der Erziehung, wenn auch nicht unbeachtet gelassen werden darf, daß auch die Erziehungskunst ihre Grenzen hat, und daß man Beispiele anführen kann, die bald die Begabung, bald die Erziehung als primäre und ausschlaggebende Faktoren illustrieren. Man weiß, daß die größten Erziehungskünstler sich vergebens abmühten, wo die Begabung bei ihren Zöglingen fehlte. Dagegen hat die Begabung sehr oft auch ohne Erziehung Früchte gezeitigt, die bei der besten Erziehung ohne Begabung nicht zu erzielen wären. Es genügt, wenn wir auf D'Alembert hinweisen, der einen kümmerlichen und mehr hemmenden als fördernden Unterricht genossen hat und trotzdem mit 24 Jahren Mitglied der Akademie wurde.

Man könnte vielleicht versucht sein, mit Ribot anzunehmen, daß die menschliche Begabung nur dort durch Erziehung gefördert und beeinflußt werden kann, wo sie sich um das Mittel bewegt. Die Extreme auf beiden Seiten — also Idiotismus und Genialität — bleiben von der Erziehung unberührt, beim Idioten hilft die Erziehung fast gar nichts, und beim Genie ist sie ziemlich überflüssig.

Die Schulung der Fähigkeiten und der Begabung ist eine Hauptaufgabe der modernen Pädagogik. Die Förderung der Begabung ist von der Erwerbung der Kenntnisse scharf zu trennen, wenn auch nicht geleugnet werden darf, daß mit der Zunahme von Kenntnissen eine Steigerung der Begabung Hand in Hand gehen kann, aber nicht gehen muß. Man kann sehr begabt sein, ohne umfangreiche Kenntnisse im Begabungsgebiete zu besitzen, ebenso wie große Kenntnisse noch immer nicht eine große Begabung voraussetzen oder zeitigen. Begabung ist die gesteigerte Fähigkeit für bestimmte intellektuelle Tätigkeiten, sie ist eine Kraft, die einen psychischen Effekt leichter erzielt als die anderen, die diese Kraft nicht besitzen.

Die verschiedenen Wissens- und Kunstgebiete setzen eine verschiedene Begabung voraus, aber ihnen allen sind gewisse charakteristische Merkmale eigen, die man als spezifische Merkmale der Begabung bezeichnen könnte. Leichtigkeit der Auffassung, lang anhaltende Aufmerksamkeit, gutes Gedächtnis und ein schnelles und treues Reproduktionsvermögen sind die Grundelemente einer jeden Begabung, wobei es auch vorkommen kann, daß das stärkere Hervortreten des einen oder anderen Elementes das besondere Kennzeichen der Veranlagung, der Begabung zeitigt.

Für den Pädagogen kommt es in erster Linie darauf an, die Begabung seiner Zöglinge rechtzeitig zu erkennen und dann die geeigneten Mittel anzuwenden, die die jeweilige Begabung zu befestigen und zu steigern in der Lage sind. Liebevolles Eingehen auf die Individualität der Zöglinge kann sogar unter Anwendung geeigneter Mittel schlummernde Anlagen und Fähigkeiten bis zur Begabung reifen lassen. Man kann Interessen wecken, durch Fleiß und Übung eine Steigerung der Leistungsfähigkeit erzielen, die nicht ohne Einfluß auf die Begabung bleibt. Es ist bekannt, daß Kinder, die gar keine musikalischen Anlagen hatten, nur durch die musikalische Umgebung ein Interesse für Musik gewonnen haben und durch dieses Interesse zur Nachahmung und im weiteren Verfolge zur Ausbildung einer mehr oder weniger großen musikalischen Begabung gekommen sind. Auf diesen Umstand dürfte sich vielleicht die musikalische Begabung der meisten Böhmen zurückführen lassen.

In den letzten fünfzig Jahren hat man dem Erblichkeitsproblem eine gesteigerte Aufmerksamkeit geschenkt, wozu nicht wenig der Darwinismus beigetragen hat. Für die Vererbung körperlicher Eigenschaften lieferten die exakten Untersuchungen der Tier- und Pflanzenzüchter höchst interessante und ziemlich sichere Resultate. Aber für die Vererbung geistiger Eigenschaften fehlt es uns an einwandfreien Resultaten. Nur die neuesten Untersuchungen auf dem Gebiete der Vererbung von Geisteskrankheiten bewegen sich innerhalb exakter Grenzen. Für das normale psychische Leben, für die positiven Leistungen der Seele läßt sich aber immer noch nicht ein einwandfreies Vererbungsgesetz aufstellen. Die wenigen Beispiele, die wir nach dieser Richtung besitzen, z. B. die musikalische Begabung der Familie Bach, reichen keineswegs aus, um die Erblichkeit der Begabung als eine feststehende Tatsache hinzustellen. Man wird indessen nicht fehlgehen, wenn man mit der modernen Vererbungslehre eine Vererbung der psychophysischen Dispositionen annimmt. Diese Dispositionen können unter günstigen Umständen zu Trägern der Begabung werden. Hier gilt der Ausspruch von A. Weißmann, wonach Talente nur auf besonderer Erregbarkeit und leichter Leitbarkeit gewisser Nervenfasern des Gehirns beruhen, also auch in diesem Falle eine Vererbung materieller Unterlagen vorhanden zu sein scheint.

Das Begabungsproblem bietet mehr offene Fragen als feststehende Antworten, man muß sich auch hüten, hier von endgültigen Resultaten zu sprechen, dazu ist das Problem zu umfassend und kompliziert und die exakte Beschäftigung mit ihm noch zu jungen Datums.

Die kulturelle Verbindung zwischen Deutschland und Skandinavien.

Von Professor Dr. E. Mogk.

Als Tacitus die ersten Nachrichten über unsere Vorfahren brachte, waren die Germanen noch ein Volk, unter sich verbunden durch gleiche Sprache, gleiche Religion, gleiche Charakteranlagen, gleiches Gemüt, wenn auch schon damals die Ostsee die Nordgermanen von den Südgermanen schied. Im Laufe der Zeit haben sie sich politisch getrennt, und auch die Sprache hat sich unter ihnen verschieden entwickelt. Den Südgermanen war es durch die Lage ihres Landes vorenthalten, das Germanentum gegen vor- und nachdrängende Gegner zu schirmen und die kulturellen Errungenschaften der alten Welt aufzunehmen, weiterzuentwickeln und fortzupflanzen, den Nordgermanen durch ihre Isolierung, das Erbgut der Väter zu schirmen. Gleichwohl hat jederzeit zwischen diesen stammverwandten Völkern der engste Wechselverkehr auf geistigem, wirtschaftlichem, sozialem Gebiete stattgefunden, und jeder Teil ist dem andern zu Danke verpflichtet. Wir Deutsche verdanken den nordischen Völkern die frühsten Zeugnisse germanischer Sprache, die älteste Gestalt südgermanischer Heldenlieder, die älteste germanische Prosadichtung und dadurch einen Einblick in das Leben und Treiben, das Fühlen und Denken, den Charakter und das Gemüt unserer Vorfahren.

Freudig haben anderseits die Nordgermanen die Stoffe deutscher Dichtung des früheren und späteren Mittelalters aufgenommen und selbständig verarbeitet, haben im Reformationszeitalter die Werke deutschen Geisteslebens weitergeführt, deutsche geistliche und Volkslieder in ihrer Sprache wiedergegeben, die deutsche Romantik auf sich einwirken lassen und sich unter den Einfluß unserer Dichterheroen, besonders Goethes und Schillers, gestellt. Auch die deutsche Philosophie hat im Norden ihr Echo gehabt. Dagegen hat auch die skandinavische Dichtung der Neuzeit in Deutschland Freunde und Nachahmer gefunden. Der enge wirtschaftliche und gesellschaftliche Verkehr hat ferner zahlreiche nieder- und hochdeutsche Wörter in die nordischen Sprachen eindringen lassen, die noch heute zum Sprachgut der skandinavischen Völker gehören. Dann hat aber vor allem auch auf wissenschaftlichem Gebiet ein enger Wechselverkehr der stammverwandten Völker stattgefunden. Die aufblühende Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert, besonders die Geschichte der germanischen Sprachen, rief diesseits und jenseits der Ostsee die Gelehrten aufs Feld. Und im Streit und doch einig in dem Streben nach gleichem Ziele wurden in Deutschland Jakob Grimm, im Norden Rask Bahnbrecher und Führer der germanischen Sprachwissenschaft, beide, ohne gemeinsam zusammenzuarbeiten, doch einer den andern fördernd und unterstützend. Beiden sind Schüler in ihrer Heimat gefolgt und haben zur Klärung zahlreicher Sprachprobleme beigetragen. In engem Zusammenhang mit der Sprachwissenschaft steht die germanische Altertumskunde. Hier steht die deutsche Wissenschaft mehr als auf anderen Gebieten unter dem Einfluß des Nordens, da dieser durch seine Abgeschlossenheit die Zeugen der Vorzeit zahlreicher erhalten hat.

Die Dreiperiodenlehre, die Einteilung der vorgeschichtlichen Zeit in das Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter, hat in Skandinavien ihre Heimat, die vorgeschichtliche Archäologie hat in keinem Lande eine gleiche Pflegstätte gefunden wie hier und die deutsche vielfach geklärt und befruchtet, und es haben sich dann nordische und deutsche Forscher gemeinsam an der Aufklärung altgermanischen Tun und Treibens beteiligt. Ganz besonders ist die deutsche Altertumskunde dem Norden auf einem Gebiete zu Danke verpflichtet, auf dem der Runenkunde. Die zahlreichen Runensteine, die Skandinavien birgt, und die zum Teil auch für die Sprachgeschichte Bedeutung haben, haben der Runenforschung ein ergiebiges Feld geboten. Nordischen Gelehrten verdanken wir die Entzifferung der Runen, ihre Geschichte, die Lösung des Rätsels von ihrer Herkunft, dauernde und brauchbare Ausgaben ihrer Denkmäler. Unter Einfluß der Forschung im Norden hat die Beschäftigung mit diesen Zeugen der Vorzeit in Deutschland überhaupt erst eingesetzt. — International sind die Ergebnisse skandinavischer Forscher auf naturwissenschaftlichem Gebiete, wenn sie auch zunächst in Deutschland Aufnahme und Verbreitung gefunden haben. Linnés Pflanzensystem



Hummernfischer.

hat noch vor wenigen Jahrzehnten unsere Botanik beherrscht, Celsius' Name findet sich auf jedem Thermometer, und nach seiner Skala bestimmt die deutsche Wissenschaft die Wärme- und Kältegrade, Berzelius ist der Vater der Formeln, die man heute allgemein in der Chemie anwendet, und gemeinsam mit Copernikus und Keppler glänzt der Name Tycho de Brahes unter den Erforschern der Planetenwelt. — Auf anderen wissenschaftlichen Gebieten ist die Anregung wohl von Deutschland ausgegangen, hat dann im Norden mehrfach eine Läuterung durchgemacht und Vertiefung gefunden und hat dann wieder auf die deutsche Forschung eingewirkt. So haben die Anregungen, die die Brüder Grimm auf mythologischem und volkskundlichem Gebiete gegeben, in Skandinavien schnell Aufnahme gefunden und bald zu selbständiger Forschung geführt, die dann auch auf die deutsche eingewirkt hat. Die historische Betrachtung und kritische Verwertung der mythologischen und religionsgeschichtlichen Quellen verdanken wir dem Vorgang H. Petersens und S. Bugges, die methodische Aufzeichnung der Volkslieder S. Grundtvig, in dem Aufbau volkskundlichen Materials hat Hazelius in Stockholm Großartiges geleistet, in die Bearbeitung volkskundlicher Überlieferung haben Männer wie A. Olrik oder Kaarle Krohn erst Methode gebracht und so Gebiete für die Wissenschaft gewonnen, die zuvor vielfach dem Dilettantismus preisgegeben waren. So hat auf wissenschaftlichem Gebiete jederzeit zwischen Deutschland und Skandinavien der regste Wechselverkehr stattgefunden, was auch dadurch zum Ausdruck gekommen ist, daß wiederholt bedeutende nordische Gelehrte an deutsche Universitäten berufen wurden, wie andererseits deutsche Forscher öfter durch Wort und Schrift in den nordischen Ländern tätig gewesen sind. Daß in den bei weitem meisten Fällen die Anregung zu bestimmten geistigen Arbeiten von Deutschland ausging, haben nordische Gelehrte unumwunden anerkannt, und daher haben nicht wenige nordische Universitätsprofessoren einen Teil ihrer Studentenzeit auf deutschen Universitäten verbracht. Das hat seinen Grund in der zentralen Lage des Landes und der ungleich zahlreicheren Bevölkerung. Dieser deutsche Einfluß hat sich aber auch auf das Gebiet der Kunst und des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens erstreckt. Viele nordische Künstler haben deutsche Akademien, namentlich München und Düsseldorf, besucht, das Leipziger Konservatorium hat zahlreiche Skandinavier zu seinen Schülern gezählt, ebenso Deutschlands Technische Hochschulen zu den ihrigen. Das norwegische „Wer ist es?“ erwähnt von über 400 gebildeten Norwegern, daß sie einen Teil ihrer Ausbildung in Deutschland genossen haben. Auch das Leben an den königlichen Höfen im Mittelalter, das Lehnswesen, das Zunft- und Innungswesen und die damit verbundenen gesellschaftlichen Vergnügen und Unterhaltungen hatten vielfach in deutschen Verhältnissen ihr Vorbild und waren von Deutschen nach dem Norden gebracht. Selbst die Landwirtschaft ist von diesem Einfluß nicht unberührt gewesen. Ganz besondere Bedeutung hat aber Deutschland für Skandinavien auf religiösem Gebiete gehabt. Nicht nur das Christentum ist zum größten Teil von hier nach dem Norden gekommen, auch die durch Luther gereinigte Lehre hat hier sofort Anklang gefunden und ist rasch in allen nordischen Reichen eingeführt worden. Man kann so diese mit Fug und Recht als germanisches Christentum bezeichnen, in dem die Wurzel wahrer Humanität liegt. So hat, soweit wir die Geschichte verfolgen können, jederzeit der regste kulturelle Wechselverkehr zwischen Süd- und Nordgermanen stattgefunden, den die Liebeswerke unserer nordischen Stammesbrüder in den letzten Jahren gleichsam besiegelt haben. Dieses erklärt sich bei den politisch vollständig getrennten Völkern nur aus der gemeinsamen Geistes-, Charakter- und Gemütsanlage, die sie sich trotz der verschiedenen Geschicke und des Wechsels der Zeiten erhalten haben. Gemeinsam sollen und werden sie auch ferner wirken für die kulturelle Entwicklung der Menschheit, für Wahrheit und Gerechtigkeit, für die wahre Humanität, wodurch die Menschen einer besseren Zukunft entgegengeführt werden.

Die Nordische Woche in Lübeck. Von Oscar Mantau.

Der mehr als vierjährige Weltkrieg hat nahezu die ganze zivilisierte Welt mehr oder weniger schwer erschüttert. Europa aber wurde durch ihn und seine Folgen wirtschaftlich in einen Trümmerhaufen verwandelt; ungeheure Kulturwerte gingen verloren; die Kultur selbst ist durch diese Schreckenszeit wahrlich nicht gefördert worden. Je mehr Abstand die Zeit uns von jenen entsetzlichen Geschehnissen nehmen läßt, desto fester wird der Wille zum Wiederaufbau; desto mehr bricht sich überall die Überzeugung Bahn, daß positive ernste Arbeit geleistet werden muß, wenn die ungeheuren Störungen, die der Krieg im Wirtschaftsgetriebe und auf kulturellem Gebiet verursacht hat, ehestens beseitigt werden sollen. Deshalb heißt es mit Recht überall: Aufbau, Wiederaufbau!

Deutschland liegt besiegt am Boden, das einst so große, mächtige Deutschland; dahin ist auch sein Wohlstand, und bei uns muß der Wiederaufbau mit noch viel mehr Energie und Zähigkeit aufgenommen werden als in den Siegerstaaten; denn wir haben eine fast unerschwingliche Kriegsschuld an die Sieger abzutragen. Da tritt nun auch Lübeck auf den Plan, um praktische Wiederaufbauarbeit zu leisten, Lübeck, das schon mehr als einmal kühnlich vorangegangen ist mit großen wirtschaftlichen Ideen, deren Verwirklichung der Allgemeinheit zum Segen gereichten und Lübeck im besonderen. Lübeck hat durch den Krieg verhältnismäßig wenig gelitten; ja, zeitweise sah die Stadt der goldenen Türme glänzende Tage. Es war nichts mit der völligen Abschließung Deutschlands durch die Entente. Namentlich über Lübeck wurde ein ungemein reger Verkehr mit Skandinavien unterhalten, und hier war nun Lübeck Eingangs- und Ausgangstor für die vielen unentbehrlichen Austauschgüter geworden.

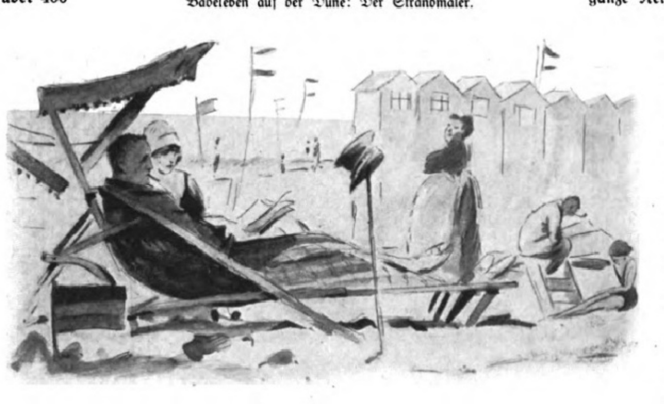
Und nach dem Kriege siedelte sich hier eine ganze Anzahl großer industrieller Betriebe an mit einer Arbeiterzahl bis zu 2000. So wurde Lübeck auch eine Industriestadt. Aber auch an Lübeck ging trotzdem der Krieg nicht spurlos vorüber: sein sonst so lebhafter Verkehr nach Rußland und Finnland war unterbunden worden. Nun will die einstige Königin der Hansa ihre jahrhundertealten Beziehungen zu Skandinavien weiter befestigen und erweitern, will sie in Finnland und, vorläufig, über dieses in den baltischen Staaten ihre früheren Beziehungen wiederanknüpfen und erstarken lassen. Aber Lübeck will keineswegs nur die wirtschaftlichen Wechselbeziehungen dabei ins Auge fassen. Neben ihnen sollen auch die kulturellen Interessen gefördert werden.



Badeleben auf der Düne: Der Strandmaler.

Zu diesem Zweck veranstaltet Lübeck in den Tagen vom 1. bis zum 11. September eine Nordische Woche. Diese soll und wird natürlich nicht nur Lübeck dienen; sie wird ganz Deutschland, sie wird den nordischen Ländern zum Vorteil gereichen; denn sie soll die Brücke hinüber und herüber verbreitern, auf daß sich auf ihr ein breiter Strom wirtschaftlichen und geistigen Verkehrs ergieße zum Segen des Nordens wie auch Deutschlands. Und damit wird Lübeck auch positive praktische Aufbauarbeit leisten. Nicht nur in Deutschland, auch in den nordischen Ländern ist das Interesse für die Lübecker Veranstaltung heute bereits ungewöhnlich groß.

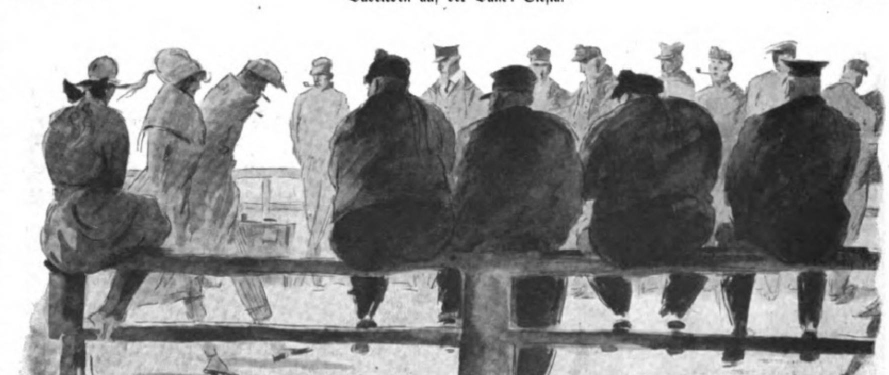
Gemeinsame Fragen der Ostseewirtschaft werden auf der Nordischen Woche zwischen Männern der nordischen Länder und Deutschlands erörtert werden, und zwar innerhalb der Tagungen wirtschaftlicher Verbände, die sich die Pflege der deutsch-nordischen Wirtschaftsbeziehungen zur Aufgabe gestellt haben. Solcher Tagungen wird hier eine ganze Reihe stattfinden und dadurch die Nordische Woche allein schon eine große Bedeutung erlangen. Außerdem aber beabsichtigen in Lübeck während der Nordischen Woche folgende Vereinigungen zu tagen: Deutsche Volkshochschulen, die Luther-Gesellschaft, eine deutsch-nordische Verkehrskonferenz; endlich ist auch eine Zusammenkunft zwischen Vertretern der nordischen und der deutschen Presse vorgesehen.



Badeleben auf der Düne: Siesta.

Vorträge nordischer Gelehrter, ein nordisches Symphoniekonzert, Ausstellung von Werken nordischer Künstler sollen Deutschen Einblicke geben in das Geistesleben der nordischen Länder; Vorträge deutscher Gelehrter, deutsches Schauspiel und Opernfestspiele, deutsche Kirchen- und Kammermusik sowie ausgesuchte Werke der deutschen bildenden Kunst sollen vom Geistesleben Deutschlands Zeugnis ablegen. So werden hier unter anderm Vorträge halten Frau Professor Munch-Petersen aus Kopenhagen, Professor Dr. Kjellen aus Upsala, Geheimrat Professor Dr. Lenz, Hamburg, Dr. v. Erdberg, Berlin, Professor Dr. Montelius, Stockholm, Professor Munch-Petersen, Kopenhagen, Geheimrat Professor Dr. Herm. Schumacher, Berlin, Dr. Henrik Ramsay, Direktor der finnischen Schiffahrtsgesellschaft in Helsingfors, Professor Setälä, Helsingfors, Professor Roosval, Stockholm, Ministerpräsident a. D. Professor Dr. Erich, Helsingfors, Professor Dr. Graf Hermann Kayserling, Thomas Mann.

Die Nordische Woche wird sich also auf hohem Niveau bewegen; so wird auf beiden Seiten ein nicht zu unterschätzender geistiger Gewinn zu buchen sein, und auch das Wirtschaftsleben in Deutschland wie in den nordischen Ländern wird Vorteil von der Veranstaltung haben.



Fischergruppe auf der Landungsbrücke.

Sommertage auf Helgoland. Nach Zeichnungen des nach Helgoland entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Hanns Langenberg.



Sommertage auf Helgoland: Badeleben auf der Düne. Nach einer Zeichnung des nach Helgoland entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.



Heiße Tage in Berlin: Gerhart Hauptmann und seine Gattin auf einem Spaziergang.



Auf der Flucht vor der Hitze: Berliner in einem Zeltlager am Tegeler See.



Henny Porten, die beliebte Filmschauspielerin, die sich jüngst mit Dr. Ritter v. Kaufmann-Asser verheiratet hat, während ihres Badeaufenthaltes in Heringsdorf.

Deutsche Kunstausstellung Stuttgart.

Es wäre verfehlt, diese Kunstschau als Ereignis, als Sensation ausposaunen oder sie im Vergleich mit anderen diesjährigen Ausstellungen betrachten oder kritisch einwerten zu wollen. Nicht die Quantität soll entscheiden, sondern die Qualität. Und — das war für den Hauptausschuß der Allgemeinen Deutschen Kunstgenossenschaft, der diese Ausstellung ins Leben rief, der leitende Gedanke; man wollte beweisen, die gesunde deutsche Kunst, die sich keiner Richtung, keinem „-ismus“ verschrieben hat, lebt und erfüllt, unbeirrt von allen Parteikämpfen, ihre schönste Aufgabe, das Menschenherz zu erfreuen und zu beglücken. So kam diese Ausstellung zustande, die in unaufdringlicher Form und ohne viel Geschrei verkündet, daß uns, allen Unkenrufen zum Trotz, um die Zukunft der deutschen Kunst nicht bange sein braucht. Soll ich jetzt Künstlernamen aufzählen und Zensuren erteilen? Eine herrliche Aufgabe für Jünglinge, denen Gott ein Amt gab, widerlich für einen, der hinter jedem Kunstwerk das Ringen eines Menschen sieht. Wäre es ein Kunststück, Eberhard Eges große Komposition „Venus“ mit ein paar Federstrichen abzutun? Nein! Aber einzudringen versuchen in des Künstlers Gedankengänge, seinen rein artistischen Absichten mit dem erreichten großen Gesamteindruck auf den Grund zu gehen, ist schon schwerer. Und zu diskutieren, ob Eges formelle Verherrlichung der Frauenschönheit im Bilde „Viola Tricolor“ oder seine fein empfundene „Donaustimmung“ künstlerisch bedeutsamer sind oder nicht als etwa Heinrich Altherrs ganz anders geartete „Gespenstersonate“, ist unfruchtbar. Auch ohne Einstein wissen wir, daß alle Begriffe relativ sind. Aber wir sind einmal bei den Stuttgarter Künstlern. Und wissen, daß wir nichts Neues sagen, wenn wir von Leo Bauers, Hans Molfenters, Schmoll v. Eisenwerths und Karl Schickhardts ehrlicher, gediegener Kunstentäußerung sprechen, die sich treu geblieben ist. Daß neben ihnen rein als Kolorist Paul Kapell immer stärker fesselt, muß ohne Haß und Vorliebe gesagt werden. Von den Berlinern überrascht Ludwig Dettmanns neuartige künstlerische Handschrift. Carl Langhammers der Natur fein nachfühlende Art ist unverändert tiefgründig und Freude auslösend geblieben. Otto H. Engel erreicht mit seinem „Blick ins Weite“ eine Beherrschung seiner zart empfundenen und doch kraftvollen Ausdrucksform, die schlechtweg meisterlich ist. Bleiben Gustav Fenkohl, zu dessen groß gesehenen „Naturstimmungen“ man immer wieder zurückgezogen wird, Hans Looschen, R. Eschke, P. Plontke, Charlotte Behrend, mit deren Leistungen Berlins zeitgenössisches Kunstschaffen freilich nur angedeutet sein kann. Claus Richters faszinierendes Porträt des Malers Richter beweist, daß von Liebermann und Kokoschka aus noch verschiedene Wege zur Menschendarstellung führen. Und Willy ter Hell entläßt uns von seinem wundervollen Bilde „An der Rhön“ mit dem erhebenden Gefühl, daß die Größe der Natur nicht totzumalen ist. Von München haben Felix Bürgers, R. Kaiser, H. Urban, Julius Hüther und noch manch andere die immer wieder gleich interessanten Proben ihres malerischen Temperamentes geschickt. Aus Dresden ist Ferd. Dorsch, H. Unger und L. Muhrmann vertreten. Ernst Eimer, Darmstadt, Julius Bergmann, Karlsruhe, Wilhelm Steinhausen, J. V. Cissarz lenken noch einmal die Blicke nach Süddeutschland. Man hat hier eben seine eigene Sprache und verharrt mit stolzer Konsequenz bei ihr. Die Plastik wird nicht sehr üppig vorgeführt, aber in ausgezeichneter Qualität. Ulfert Janssens „Grabfigur“ scheint mir, ich betone: mir, als das Schönste, was mir die Bildhauerkunst seit langem geben konnte. W. Wandschneiders von adeliger Einfachheit durchflossene „Frauenbüste“, K. Stards „Amazone“ sind so von künstlerischer Kultur erfüllt, daß man seine helle Freude daran haben kann.

Arthur Dobsky.



Zum Ableben des berühmten Tenors Enrico Caruso in Neapel am 2. August an den Folgen einer Bauchfellentzündung: Caruso (rechts) mit seiner Gattin und seinem ältesten Sohne auf der Überfahrt von Amerika nach Italien, wohin er vor sechs Wochen zurückkehrte.



Von den Göttinger Händel-Festspielen 1921: Schlußbild aus der Uraufführung der 1723 geschriebenen Oper „Otto und Theophano“ von Händel im Stadttheater zu Göttingen. (Phot. Atelier Hanna Kunsch, Göttingen.)



Gustav Kadelburg,
der bekannte Lustspieldichter, dessen Werke jahrzehntelang den Spielplan der deutschen Bühnen beherrschten, beging am 26. Juli seinen 70. Geburtstag.



Dr. Chang Yuen Kai,
der bisherige inoffizielle Vertreter der chinesischen Regierung in Berlin, wurde jetzt nach Friedensschluß mit China zum chinesischen Geschäftsträger ernannt.



Wilhelm Schütte-Felsche,
bedeutender Großindustrieller, Besitzer der weltbekannten Schokoladenfabrik Wilhelm Felsche in Leipzig, die jetzt das Jubiläum ihres 100 jährigen Bestehens begeht.



Geheimer Justizrat Karl Trimborn,
Staatssekretär a. D., Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstags und der Deutschen Zentrumspartei, † am 25. Juli in Köln im Alter von 66 Jahren.



Felix Philippi,
der einstmals so erfolgreiche Dramatiker, feierte am 5. August in Berlin, wo er seit dem Jahre 1891 seinen ständigen Wohnsitz hat, seinen 70. Geburtstag.



Rudolf Pauschinger: Verwundeter Leopard.



P. Kapell: Damenbildnis.



Etha Richter: Bär.



Heinrich Linde-Walther: Dekoratives Familienbild.



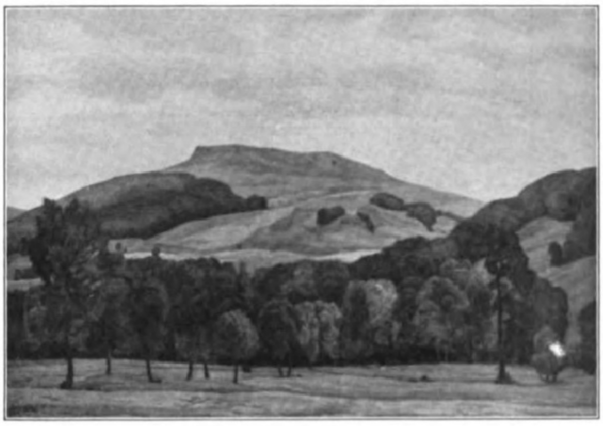
Wilhelm Wandschneider: Büste.



Eberhard Ege: Venus.



Otto H. Engel: Blick ins Weite.



Willy ter Hell: Simmelberg a. d. Rhön.



Julius Hüther: Mädchen mit Kürbis.

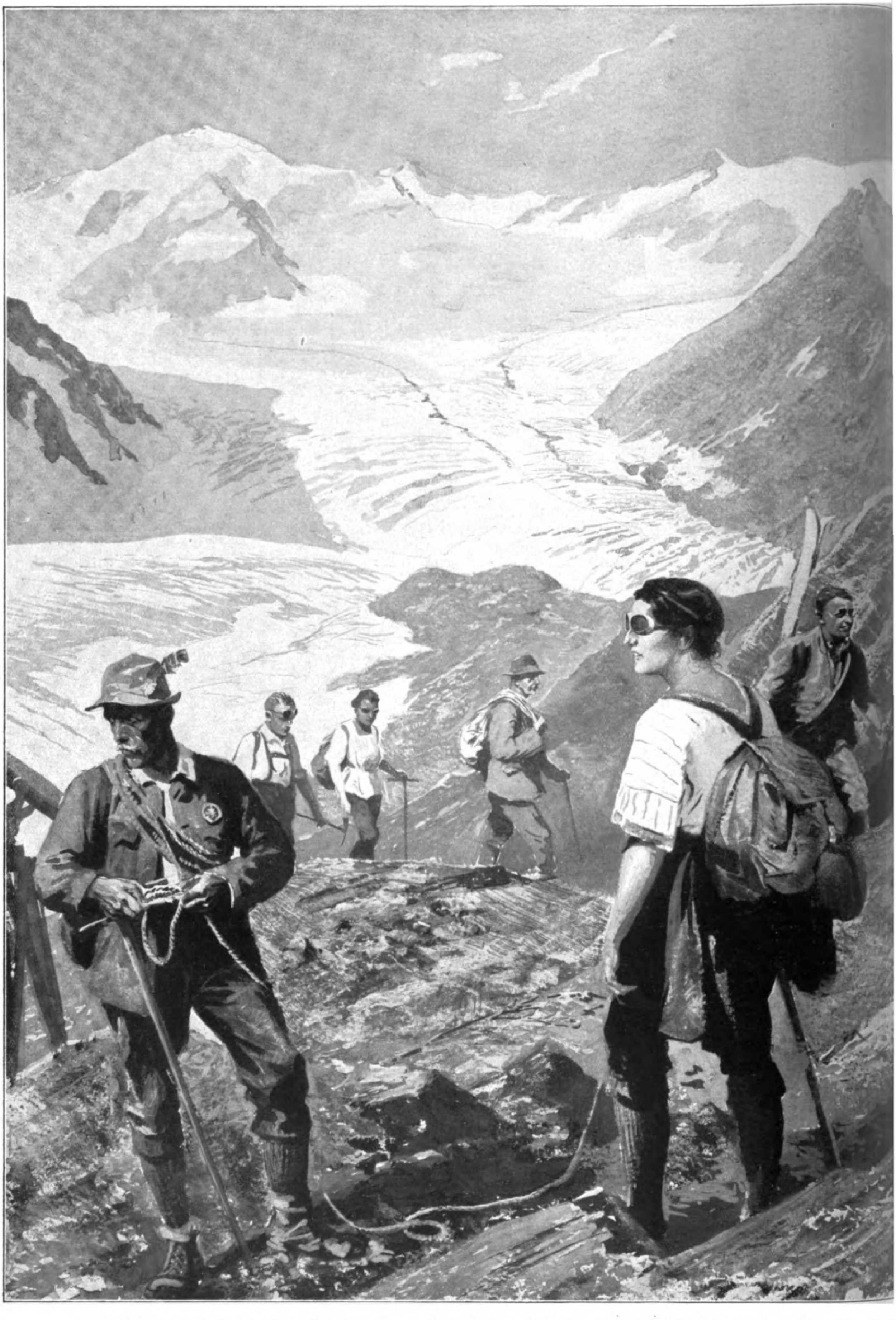


Kurt Kempin: Inferno.



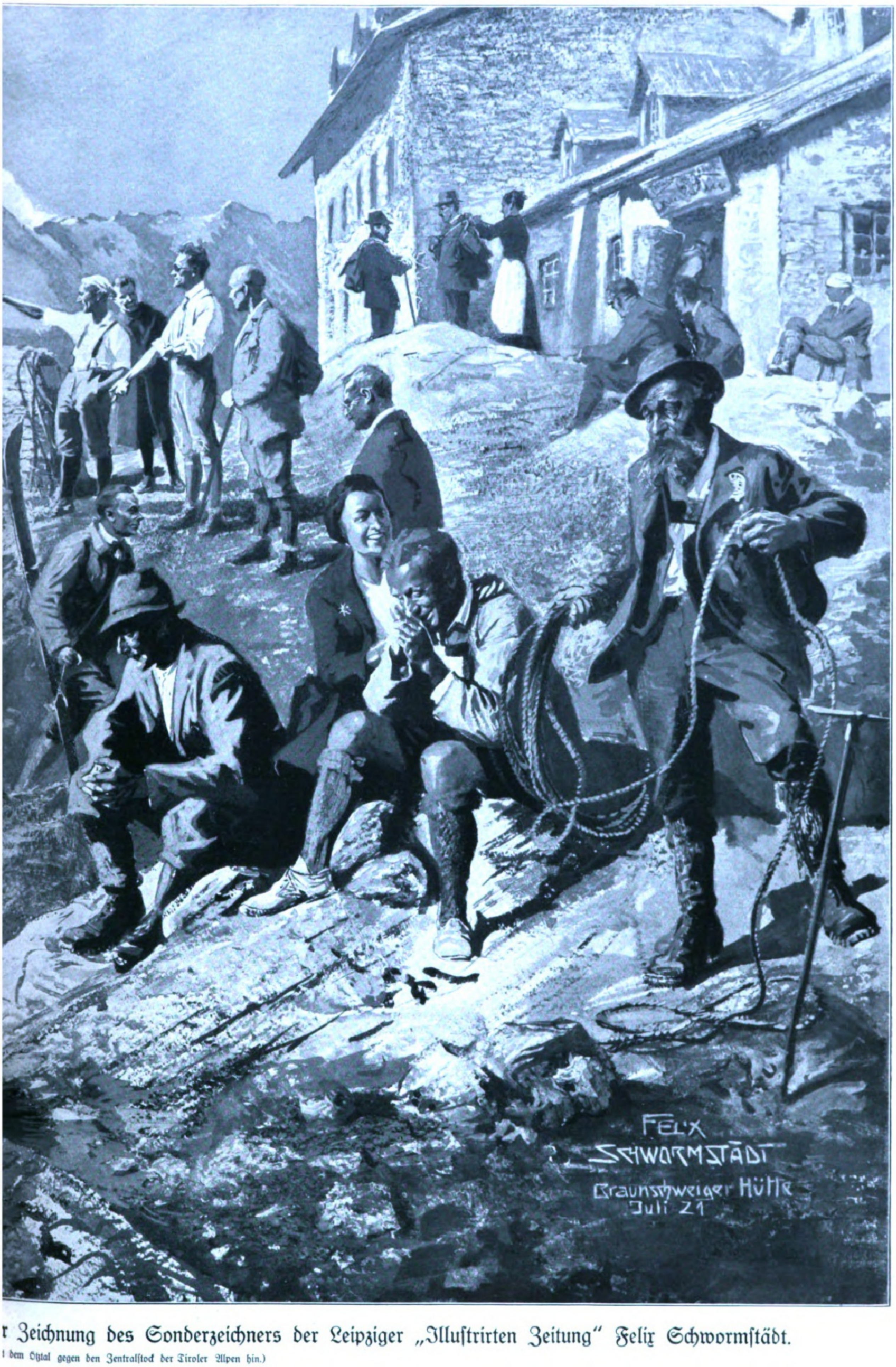
Heinrich Altherr: Gespenstersonate.

Aus der Deutschen Kunstausstellung 1921 in Stuttgart.



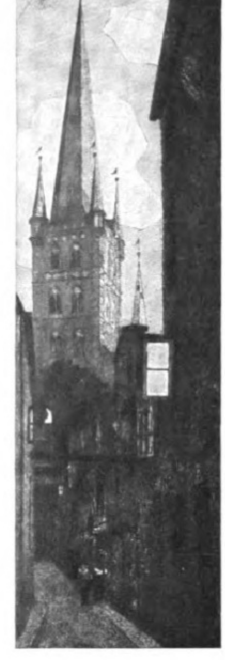
Hochsommertage in den Alpen: Vor der Braunschweiger Hütte (2759 m) im Pitztal. Nac

(Das Pitztal ist ein Seitental des Inntals und zieht ziemlich



r Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.
t dem Ötztal gegen den Zentralstock der Tiroler Alpen hin.)

Lübeck. / Von Ida Boy-Ed.



Petrikirche in Lübeck. Nach einer Radierung von B. Rothballer. (Verlag von Bernhard Röhring, Lübeck.)

Die Nordische Woche ist keine lokale Angelegenheit der ältesten Hansestadt. Für ganz Deutschland ist diese Veranstaltung von Belang. Ungeheure Umwälzungen schaffen neue Aufgaben. Aber sie heben auch auf das wunderbarste aus Trümmern mit mahnender Gebärde uralte Pflichten wieder stark hervor. Die drei Hansestädte Lübeck, Hamburg, Bremen waren dereinst die Vorkämpfer deutscher Seegeltung und deutschen Handels. Sie haben erfühlt, daß die Stunde gekommen ist, jetzt, wo alle Kriegsgewalt deutscher Hand entsunken, in der Faust des Seemanns und Kaufmanns wieder die parteilose schwarzweißrote Flagge über die Meere zu tragen. Diesem Zweck dient die Nordische Woche. Und das alte Lübeck, durch Geschichte und Handel durch dreiviertel Jahrtausend mit den skandinavischen Reichen verbunden, einst die Bestimmende über manchen Kronenreif auf nordischen Königstirnen, hat ihre treuen schwedischen und finnischen Freunde, ihre dänischen und norwegischen Bekannten eingeladen, sich in Lübeck zusammenzufinden. Norwegen und Dänemark sind durch ehrenamtliche Generalkonsulate bzw. Konsulate in Lübeck vertreten, während Schweden seine wichtigen Interessen durch den hochangesehenen Konsul Holmberg wahrnehmen läßt; der deutsche Vertreter im selbständig gewordenen Finnland aber ist der ausgezeichnete Lübecker Legationsrat Dr. Wallroth.

Wenn sie nun in großer Zahl und, wie man heute schon weiß, mit erlesenen Führern aus verschiedensten Gebieten in der ersten Septemberwoche in Lübeck zusammenkommen, wird die alte Stadt mit ihrer **doppelten** Stimme zu ihnen reden. Die Sonorität der Vergangenheit spricht stark, auch zu ihrem historischen Sinn, durch die alten Backsteinbauten, die der Gesamterscheinung soviel Farbenprangendes und zugleich Wuchtendes geben. Marienkirche, Dom, Rathaus, Heiligengeisthospital, die stolzanmutige, den nördlichen Stadtteil beherrschende Jakobikirche, Petri, Ägidien, Katharinen gluten rot im Sonnenschein, während in einem köstlichen Grün die hohen Spitzdächer der vierkantigen Türme vor dem blauen Himmel schimmern und der von tiefer Baumpracht umrauschte Wassergürtel der Stadt diesen Himmel in schuppig bewegten Fluten widerspiegelt. Das ist das **uralte** Bild; gegen Norden, dort, wo Gustav Wasa sich als Flüchtling durchs Burgtor schlich, noch von einem Stück klobig drohender Mauer abgeschlossen, aus der seit einigen Jahren, sie künstlerisch wundervoll belebend, ein entzückender, in barocker Holzschnitzerei gehaltener Erker hervortritt. Ein Musterbeispiel, wie Neues sich alter Form anschmiegen kann, ohne sie zu stören.

Auch weiter, wenn die innig willkommenen Gäste sich umsehen, werden sie neue Linien erkennen, die schaffensfrohe Hände, von weitausschauenden Augen bewacht, in das alte Bild gruben. Einige von diesen Weitausschauenden sind dahingegangen. Ich brauche nur den Namen Senator Possehl zu nennen; er hallt im Norden nach, und seine Werke überleben ihn hier wie in Schweden. Aber auch aus der Reihe des Nachwuchses klingt verheißend der eine oder der andere Name auf. Der Elb-Trave-Kanal, während der ersten Kriegsjahre fast der einzige Ausweg Deutschlands nach dem Norden, hat damals seine eminente Notwendigkeit erwiesen. Die weiten Kaianlagen an ihm, am Hafen selbst, die Verbesserungen des Travelaufes, die neuen Industriegebiete, vor allem das Hochofenwerk mit Generaldirektor Neumark an der Spitze, sie rühmen die Tatkraft der letzten Generation, aus der der alte populäre Dr. jur. Görtz, in seiner treuen Arbeit für die Blüte der Stadt, noch frisch neben den jüngeren Männern steht. Die Größe des Vaterlandes fand Lübeck auf dem Posten. Es eiferte mit und nach.

Aber nicht nur auf kaufmännisch-industriellem Gebiet! Auf das erfreulichste haben die führenden Männer der Hansestädte und auch Lübecks immer erkannt, wie wunderbar fördernd Merkur und die Musen aufeinander hinüberwirken. Der Kaufmann ist schon von alters her der Pionier der Kultur gewesen; er hat von einem Volk zum andern, von einer Stadt zur andern kunstvolle Textil- und Bildwerke getragen. In der neuen Zeit führt er seine Mission in der ehrenamtlichen, ihn Geld und Arbeit kostenden Vereinstätigkeit durch. So haben in Lübeck angesehene Kaufleute, vielfach mit Juristen als freudigen Helfern, Bedeutendes geleistet in der Pflege des Konzertwesens und der bildenden Künste. Lübeck hat sich in 25 Jahren durch die Tätigkeit des vom dänischen Generalkonsul Petit mitgegründeten und von Herrn Hermann Behn unermüdlich geleiteten Vereins der Musikfreunde einen hohen Rang als Konzertstadt erobert. Das St.-Annen-Museum, von der ganzen museal interessierten Welt als neuartige Schöpfung bewundert, ist ein Werk von Professor Dr. Karl Schaefer, der auch die Overbeck-Gesellschaft unter vorhin angedeuteter Förderung gründete; sie regt das künstlerische Leben Lübecks an durch vierwöchentlich wechselnde Ausstellung. Schaefer ward nach Köln berufen; sein Nachfolger Dr. Karl Georg Heise wird viel angefeindet, weil er dem Expressionismus in seinen fast äußersten Formen hier die Wege zu ebnen trachtet; auch das Werbeplakat zur Nordischen Woche gehört dieser Richtung an. Mir scheint, dieser Umschwung hat Kausalität. Die Gegenwart zerschlägt Formen. Das ist ihre Psychose. Sie wird langsam zur Gesundung kommen; gegen Naturgesetze kann keine Kunst sich dauernd behaupten.



Kanzlei in Lübeck. Nach einer Radierung von L. Thieme. (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)

Wenn Handel und Industrie, wenn die Musikpflege und die bildenden Künste ihre Kristallisationspunkte haben und hatten, so strebt hingegen, was an literarischem Schaffen sich redlich müht, ziemlich vereinzelt seinen Zielen zu. Professor Dr. Otto Anthes sucht treu die Teilnahme an Literatur und Literaten zu beleben, aber die letzten Jahre verbauten zu viele Wege mit den Dornen der mannigfachen Gegenwartshindernisse, zu denen auch der Geldwahnsinn gehört. Üppig blüht das Vortragswesen in Lübeck, das im Rahmen der Gemeinnützigen Gesellschaft weiten Spielraum findet. — Die Lübecker Oper hatte früher einen bemerkenswerten Hochstand als Pflegstätte besonders des Wagner-Werkes und deutscher klassischer Musik. Vor allem in den ersten acht Jahren nach Eröffnung des Neuen Stadttheaters. Jetzt kämpft es schwer, wie so viele Theater im Deutschen Reich; Geldverhältnisse, Anschauungsveränderungen, alle Imponderabilien der Gegenwart sind einer vornehm ruhevollen Weiterentwicklung nicht eben günstige Atmosphäre. — Das hochstehende Unterrichtswesen hat vor einigen Jahren das Glück gehabt, einen der ersten deutschen Schulmänner zur Wirksamkeit sich zu gewinnen, und Professor Dr. Jacob Wychgram, auch als Literarhistoriker fruchtbar, ist ein sehr wirkender Mann, voll der ruhigen Sicherheit der durchaus Berufenen und Auserwählten.

Als die Erschütterungen des 9. Novembers 1918 Deutschlands Fundamente erbeben ließen und Throne und Regierungen stürzten, als wären sie aus Kartenblättern erbaut gewesen, und ein von fünf fürchterlichen Jahren des Hungers und der Verleumdungen gepeinigtes Volk sich willenlos den Sieg aus der Hand nehmen ließ, da begab sich in Lübeck ein Wunderbares: Es allein behielt seine alte Regierung! Die überragende staatsmännische Weisheit Sr. Magnifizenz Dr. Ferdinand Fehlings lenkte besonnen die Freie und Hansestadt nebst ihrem Landgebiet hinüber zu einigen Modifikationen. Es schied aus dem Senat eine kleine Zahl älterer Herren, und die von der sozialdemokratischen Welle emporgetragenen Neueintretenden gesellten sich, wie man hört, ihren patrizischen Kollegen in ehrlichem Streben zu objektiver Arbeit für das Allgemeinwohl. Fehling beendete noch das schon 1917 begonnene Werk der neuen Verfassung, neuzeitliche, vollgewürdigte Forderungen mit der geschichtlichen Entwicklung klug einend. Dann trat er in den Ruhestand. Sprühende Kraft, kluge, besonnene Entschlossenheit spricht aus der Persönlichkeit der neuen Magnifizenz. Herr Dr. Neumann ist der rechte Mann für den — nicht bequemer gewordenen — Sitz des regierenden Bürgermeisters. Und diese eben berichteten Geschehnisse politisch-bürgerlich-wirtschaftlichen Charakters mögen den nordischen Gästen viel zu denken geben. Sprechen sie nicht von einer gewissen Unzerstörbarkeit im Wesen der alten Königin der Hansa? Von einem tief eingelassenen Kern von Unwandelbarkeit und Solidität? Sie stößt das Neue nicht blind und zornig ab; sie nimmt es nicht verblendet und berauscht auf — sie fügt es, wo es paßt, besonnen ihrem alten Bau ein, daß es seiner Erhaltung diene und vielleicht auch seiner Entfaltung. Und wenn sie nun die Hand offen und freudig ihren Gästen entgegenstreckt, so wissen diese: Das ist wohl eine Hand, in die man vertrauend einschlagen darf.



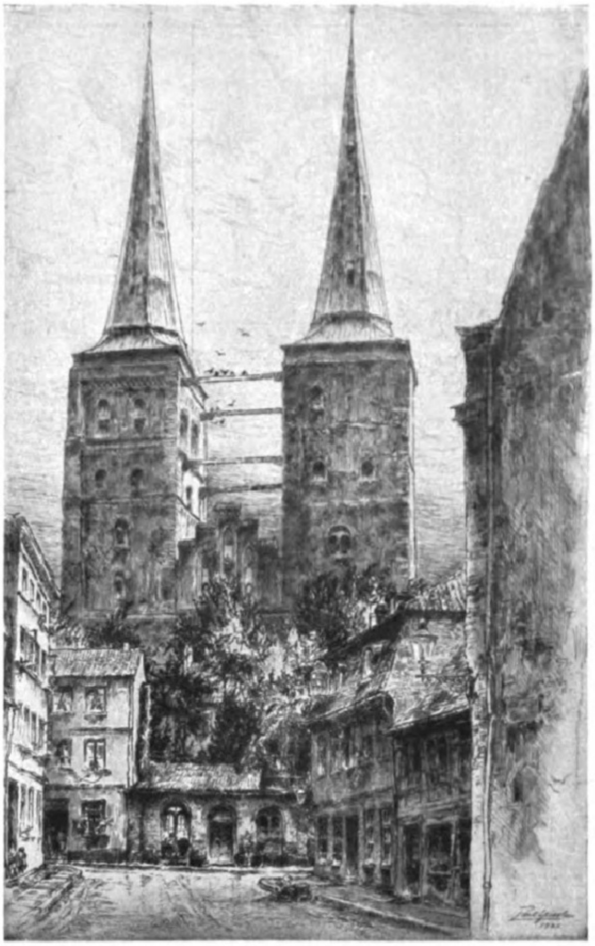
Holstentor in Lübeck. Nach einer Radierung von R. Spielhaus. (Verlag von Bernhard Röhring, Lübeck.)



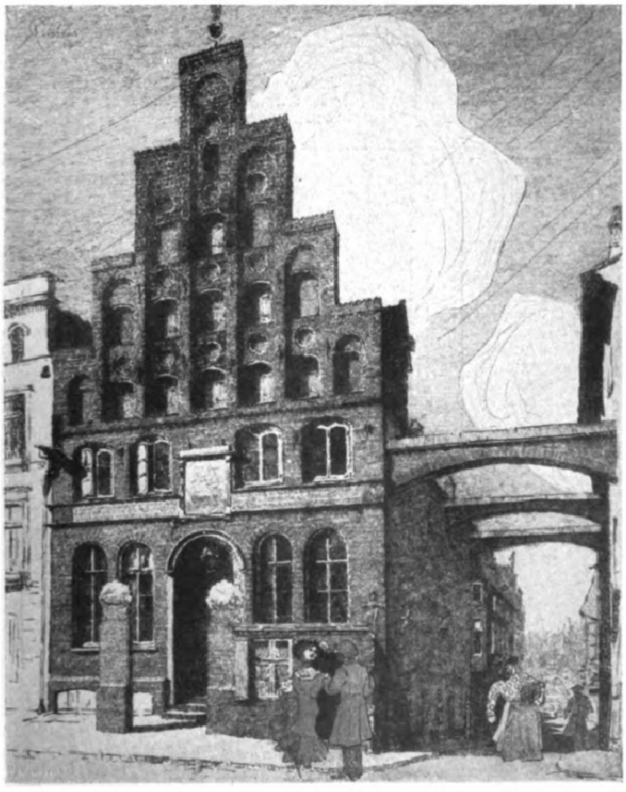
Hafen in Lübeck. Nach einer Radierung von Anna Kühl. (Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)



Das Rathaus in Lübeck. Nach einer Radierung von Paul Geißler.
(Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)



Der Dom in Lübeck. Nach einer Radierung von Paul Geißler.
(Verlag von Ludwig Möller, Lübeck.)



Das Schifferhaus in Lübeck. Nach einer Radierung von B. Rothballer.
(Verlag von Bernhard Nöhring, Lübeck.)



Das Burgtor in Lübeck. Nach einer Radierung von R. Spielhaus.
(Verlag von Bernhard Nöhring, Lübeck.)



Frisiermantel in zitronfarbenem Crêpe de Chine, mit weißem Fell bordiert, dazu passendes Häubchen. Modell: D. Rosenfeld. Modespezialaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.



Originelles Nachthäubchen. Modell: D. Rosenfeld. Modespezialaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.



Schlafrock mit Hosenrock aus bedruckter Wiener-Werkstätte-Seide mit Wollschnur und Quaste. Modell: Wiener Werkäätte, Wien.



Anhänger in Silber und Gold. Plastik in Malachit geschnitten nach eignem Entwurf von Prof. Jos. Pöhlmann, Nürnberg.



Ein fescher Übergangshut: Aus hellgrauem Band geformter Dreispitz.



Anhänger in Silber und Gold. Kopf in grünem transparenten Email. Entwurf und Ausführung von Prof. Jos. Pöhlmann, Nürnberg.



Sportmoden. Links: Grün und gelb gestricktes Kleid. — Rechts: Rosa und erdbeerfarben gestreiftes Strickkleid. Modelle: S. Adam. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



Dekorative Stickerei. Entworfen und ausgeführt von Luise Pollitzer, München. (Grauer Leinenplüsch mit Aufschlägen von Wolle und Seide. Handstickerei mit Seide, Woll- und Goldfäden.



Sport- und Wanderkostüme. Links: Wildlederjacke mit Leopardbesatz. Modell: Hoffmann. — Rechts: Sportjacke mit Schaffellbesatz. Modell: Herpich. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(12. Fortsetzung.)

Stiefgath entwarf den Damen ein packendes Bild von Karrs Arbeitslast, die ihm Grauen eingeflößt hatte, so daß Ursula in Nöte geriet, ob es richtig gewesen wäre, einen so vielbeschäftigten Menschen um einen Dienst anzusprechen; denn Frau von Grame war heute tatsächlich bedeutend wohler. Aber er mußte ja kommen, um ihretwillen.

Karr erschien bald nach Tisch und wurde von Vera zu der Kranken geführt. Er konnte sich nicht denken, welche Gründe Frau von Grame zu dieser Einladung bestimmt hatten. Daß etwa Ursulas Wünsche dahintersteckten, hielt er für ausgeschlossen.

Frau von Grame war noch sehr schwach. Was aber Karr stärker berührte, war ihre geistige Hinfälligkeit. Die Ereignisse der letzten Zeit mußten ihr böse mitgespielt haben, daß ihre kraftvolle Persönlichkeit so zusammengebrochen war. Sie dankte Karr, den sie zeitweise immer noch Kalmus nannte, für seine Hilfe, ersuchte ihn auch, ihren Dank dem andern Herrn zu übermitteln, dessen sie sich nicht mehr erinnerte. Dann bat sie ihn, ihr Haus öfter zu besuchen; es wäre ihr eine Beruhigung, ihn in der Nähe zu wissen, auch um Ursulas willen.

Mühsam und unter manchen Wortverwechslungen kam alles heraus. Sie litt augenscheinlich noch unter Angst- und Wahnvorstellungen. Karr war natürlich bereit, die Wünsche der Kranken zu erfüllen, obwohl er Widerstände in sich spürte. Muttersorge stellte ihn zum Beschützer der Tochter auf, die diesen Schutz ablehnte. Solange Frau von Grame seiner wirklich bedurfte, wollte er ihr gern zur Seite stehen; späterhin mochte er sich anders entscheiden.

Er versprach also sein baldiges Wiederkommen, obgleich ihm die Vertretung des Schulleiters kaum eine Stunde freie Zeit ließ, da er sich erst in die ungewohnte Tätigkeit finden mußte.

Ursula geleitete ihn zur Tür. Sie war in Aufruhr. Als sie heute nacht Veras Aufklärung vernommen hatte, war sie eine Stunde lang selig gewesen in der Überzeugung, nun wäre ja alles wieder gut. Er würde kommen, sie würde ihm ihr Unrecht gestehen — ach, wie gerne — und er, nun ja, er würde sein wie früher. Da stockte sie schon. Wie früher? Wußte sie das so genau? Konnte sich seine Liebe nicht woandershin gewandt haben? Mußte er ihre Beichte nicht auffassen als einen Wink, in ihre Arme zu eilen? Ehrlich, Ursula! Ist das nicht auch deine Hoffnung? Ihre Mädchenscheu empörte sich gegen diese Offenbarung. Wie, wenn Karr wirklich eine andere im Herzen trug? Wenn sie beschämende Abweisung erfuhr! Das wäre nicht zu ertragen. Und dennoch war sie ihm eine Genugtuung schuldig.

„Herr Karr," sagte sie, „ich habe Ihnen einmal bitter unrecht getan. Es ist mir diese Nacht leid geworden. Wollen Sie mir die schlimmen Worte verzeihen?"

Wie sie so dastand in Verwirrung und Bescheidenheit, hätte er sie am liebsten an seine Brust gerissen, hätte ihr tausend dumme Liebesworte ins Ohr flüstern mögen: das Mißtrauen der Erfahrung hielt ihn zurück. Er hörte in Ursulas Worten den Ausfluß der Dankbarkeit, eine Aufwallung des Gefühls, höchstens noch ein Eingeständnis, daß sie ihn falsch beurteilt habe. Aber Liebe? Liebe war das nicht, brauchte es wenigstens nicht zu sein.

Er entgegnete also mit der Feiermiene des wohlerzogenen Mannes, der augenblicklich nichts Besseres auf Lager hat:

„O bitte", und hätte sich eine Minute später für diese Plattheit an den Ohren nehmen können. Sie wurde bestimmend für sein und Ursulas Verhalten in den nächsten Tagen. Beide bewegten sich auf den öden Gemeinplätzen des guten Tones und waren ängstlich bemüht, jeden Herzensklang zu vermeiden. Beide empfanden dabei das Unwahre ihres Verkehrs und waren fast froh, als Frau von Grames Besserung ihn lockerte. Das höfliche „O bitte" hatte eine Schranke errichtet wie früher ihre harten Worte.

Kalmus, dein Junge war vom Teufel beraten.

Vera merkte recht gut die Quälerei dieses Benehmens; aber auch sie täuschte sich über Karr. Sein Verhalten nach außen entsprach sonst durchaus seinem inneren Zustand. Da gab es keine Halbheiten, keine Versteckspielerei. Hätte er Ursula noch geliebt, so würde er seine Zuneigung auch gezeigt haben. Nun er es nicht tat, war wohl doch ein Sprung da, den sie sich nicht zu kitten traute.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Frühling war gekommen, und was für einer! Das war ein gesegnetes Jahr, wo zu Ostern der Pfirsich blühte und zu Pfingsten die ersten reifen Kirschen am Baume hingen. Die Mädel zogen Anfang April ihre Sommerkleider an, und die Jungen stellten die zerrissenen Schuhe für den Sommer unters Bett und suchten die Badehosen. Die Goldrute war kaum fertig mit dem Blühen und die Veilchen mit dem Duften, da war schon die Obstblüte da und der Flieder zum Platzen voll. Die Sperlinge vollführten ein Geschrei in den jungen Weinranken, und die Schwalben schossen kreischend um Turm und Schornstein, als hätten sie das größte Verdienst daran. Auf den Bänken in den Anlagen saßen die jungen Paare und sonnten sich, oder, was ihnen noch lieber war, genossen die Schönheiten des warmen Abends. Die Hochzeitswagen mit den kleinen Kränzen am Fenster rollten vor die Kirchentüren; die Heiratsseuche würde sich noch weiter ausgebreitet haben, wenn die neubackenen Paare nur erst Unterkommen und Wohngeräte gehabt hätten.

Meister Wulke hatte diese Schwierigkeiten nicht; Frau Kricke hatte eine wohlausgestattete Wohnung von zwei Zimmern, Küche und Nebengelaß. Warum sollte er also nicht heiraten? Und dennoch war er immer noch bockbeinig. Zwar zum Standesamt ging er noch freiwillig, obwohl er schon da Schwierigkeiten wegen des steifen Hutes machte, den er nie hatte leiden mögen, und den seine Anna ihm deshalb heimlich hatte besorgen müssen. Aber als er zur Kirche fahren sollte, streikte er allen Ernstes, und draußen stand schon der Wagen und das ganze weibliche Viertel, um Frau Krickes Kleid zu bewundern. Hundertzwanzig Mark hatte das Meter gekostet. Weiße Seide. Echt! Drei, vier Hände hatten es festgestellt, als es die Schneiderin brachte.

Er lasse sich nicht öffentlich ausstellen, erklärte er, zog den schwarzen Rock aus und wollte anfangen zu schustern.

Frau Wulke-Kricke geb. Ohnemann war im Zweifel über die Zugmittel, deren sie sich hier bedienen sollte. Tränen waren nicht angebracht, obwohl sie schnellstens wirkten, wenn sie mit ergreifendem Schluchzen verbunden wurden. Die Leute sind so eigentümlich in der Beurteilung roter Augen. Ganz im Vertrauen gesagt, Frau Wulke-Kricke hatte sich auch ein wenig angemalt; nur ganz wenig, aber die Feuchtigkeit hätte es verraten. Sollte sie trocken schluchzen? Heftig werden? Heftigkeit ließ den Dickkopf kalt. Blieb nur Stiefgaht.

Stiefgaht schmiß die Angelegenheit. Er packte den Schuster philosophisch. Was tut es dem Weisen, wenn ihn noch so viele Augen neugierig betrachten? Sein Inneres wird nicht berührt; lächelnd erträgt er die gutmütige Neugierde, lächelnd läßt er den Leuten ihr Vergnügen. Jetzt hieße es eben, würdige Ruhe beweisen, deren er sich immer befleißigt und gerühmt hätte. Wenn er schon jetzt aus dem Häuschen gerate, dann sei seine ganze Philosophie nicht viel wert. Herr Karr werde auch gleich als Trauzeuge erscheinen.

Darauf zog Wulke wieder den schwarzen Rock an, nahm die Angströhre in die Linke und Frau Wulke-Kricke an die Rechte und schritt durch die Reihen staunender Mitbürgerinnen mit dem erhabenen Lächeln echter Weisen, denen die Welt mit ihrer innigen Teilnahme höchstens die Haut kitzelt. Er benahm sich auch im übrigen sehr anständig, daß Frau Anna recht wohl zufrieden sein konnte.

Als er aber zu Hause ankam, zog er sich doch seine Arbeitstracht an und begann wieder zu schustern, wie wenn er froh wäre, ein unangenehmes Geschäft hinter sich zu haben. Kaum daß er die Arbeit auf ein Stündchen unterbrach, um sich zu Tisch zu setzen. Und es gab echten Bohnenkaffee und schlesischen Streuselkuchen, von gutem Weizenmehl. Stiefgaht hatte es besorgt, ebenso die Butter. Es war sein Hochzeitsgeschenk, das er allerdings unverfroren zur Hälfte allein aufaß.

Stiefgaht und Vera saßen auf dem Sofa, Karr an der Fensterseite des Tisches. Das war berechnende Absicht. Vera hatte Stiefgaht die Geschichte von Karr und Ursula anvertraut, und sie waren mit dem Eifer glücklicher Brautleute darüber her, sie zusammenzubringen. Vorerst galt es nun festzustellen, ob Karr überhaupt noch an Ursula denke. Die Verschworenen gingen dabei mit List vor, wie sie bei Stiefgaht ja begreiflich, für Vera aber wenig schön war. Nämlich, wie konnte Karr den schönen Frühlingstag mit dem Rücken gegen das Fenster genießen? Mußte er sich nicht dauernd umwenden? Als dann Fräulein Ursula auf den Söller trat und ihr die anderen grüßend zuwinkten, da rückte er zurück, blieb sitzen, und seine Faust ruhte schwer auf dem Tische. Vera wollte die Tatsache ungünstig beurteilen, aber Stiefgaht belehrte sie, daß die geballte Faust nur grollende oder unbefriedigte Liebe bezeichne.

Frau Wulke-Kricke hatte sämtliche Glückwünsche herbeigebracht, auch einen telegraphischen von Luckow und Familie. Karr sah sie flüchtig durch; sie waren ihm gleichgültig; aber einen hielt er etwas länger in der Hand, und die Hand zitterte.

Stiefgaht merkte es mit Vergnügen und Vera auch, denn der hinterhältige Musiker hatte sie derb auf den Fuß getreten.

„Die Sache ist richtig, alle Vorzeichen stimmen", flüsterte er ihr zu und biß sie gleich hinterher ins Ohr, daß sie aufquiekte.

Mitten in diese kleine Feier platzte Liese Luckow. Sie hatte kaum Zeit, ein Dutzend Streifen Kuchen zu essen und drei Tassen Kaffee zu trinken; denn sie mußte noch Besorgungen für die Wirtschaft machen, hatte einige Freundinnen besucht und wollte noch ein paar andere sehen. Er gab ungeheuer viel zu tun, im Hause, im Garten, im Stall; und ihre braunen, harten Hände machten es glaublich, daß daß sie überall fest zugriff. Zwei Stück Vieh waren neu angebunden worden, Spukflieth hatte dazu geraten. Futter würde es genug geben. Die Kartoffeln setzten gut an, und das Getreide stünde schon so hoch. Spukflieth behauptete, so ein Frühjahr noch nicht erlebt zu haben. Er steckte mit Bullock den ganzen Tag im Walde bei den Kulturen. Es sei furchtbar schwer, Leute zu bekommen. Die großen Stümpfe sprenge man jetzt mit Pulver. Natürlich sei das nicht ungefährlich; aber Spukflieth verstände seine Sache und habe ihr auch versprochen, vorsichtig zu sein. Manchmal bringe er ihr auch einen Braten mit aus dem Walde. Sie selber hätte nur Sonntags ein wenig Zeit; zum Schießen käme sie nicht mehr. Im Schulhause scheine alles in Ordnung zu sein. Mutter werde ordentlich jung und lustig, so fände Spukflieth.

Mit Lieses Aufbruch löste sich die Gesellschaft auf. Karr war der erste, der fort mußte. Stiefgaht gab Liese noch ein Stück das Geleit.

„Liese," sagte er, als sie kaum auf der Straße waren, „ich muß dich wieder in eine Angelegenheit höchsten Vertrauens einweihen, die nur du und ich zusammen deichseln können. Ehrenwort?"

„Ehrenwort." Sie schüttelte ihm kräftig die Hand.

„Wir müssen Karr und Fräulein Ursula zusammenbringen. Die beiden liebten sich, sind dann auseinandergekommen und leiden darunter unendlich."

Liese sperrte Mund und Augen auf.

„Onkel Karr? Fräulein Ursula? Das ist ja furchtbar spannend. Wir werden sie zu Suses Hochzeit laden."

„So denke ich auch. Auf einer Hochzeit werden immer zwei andere vorbereitet. Das weitere bereden wir, wenn die Einladungen angenommen worden sind. Aber Vorsicht! Wenn Karr von unserer Fliegenfalle erfährt, ist alles verdorben. Es muß unter uns bleiben."

„Ob Spukflieth — —"

„Ist er sehr zuverlässig?"

„Durchaus. Er tut, was ich will."

„Na, ich sehe schon, ohne deinen Spukflieth bist du nur halb bei der Sache; also weihe ihn ein. Wenn wir jetzt noch den alten Kalmus auf unsere Seite kriegen oder wenigstens nicht gegen uns haben, dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn die Vögel nicht ins Garn flögen."

„Spukflieth führt Fräulein von Grame, ich habe Onkel Karr als Herrn."

„Nee, das geht doch nicht."

„Angeblich, und um Onkel Karr nicht scheu zu machen. Im letzten Augenblicke wird natürlich alles umgekehrt."

„Liese, du bist mir über. — Kann ich dir etwa einen ähnlichen Dienst erweisen?"

„Nicht nötig. Ich gehe geradedurch."

Im Dunkelabend kam sie, mit Paketen beladen, in Wietau an. Es ist überflüssig, zu erzählen, wie sie von Spukflieth empfangen wurde. Jedenfalls sehr herzlich.

Als sie an der Schule vorbeikam, stand Vater an der Tür und rauchte seine lange Pfeife.

„In Breslau gewesen?"

„Ja, Vater, hatte viel zu besorgen."

„Hättest etwas sagen sollen. Mir fehlte manches."

„Wir haben frisch gebacken; ich kam gerade noch zur Bahn."

„Weiß ja; bist ein Mordsmädel."

„Gute Nacht, Vater. Ohne mich möchten die Grünen nicht zu Abend essen, und sie haben gewiß Hunger."

„Großen Hunger", bestätigte Spukflieth.

„Gute Nacht. — Morgen muß ich dich noch wegen der Einladung zur Hochzeit sprechen."

Luckow saß in der Laube vor der Haustür und genoß den warmen Abend. Es war doch ein guter Gedanke gewesen, nach Wietau zu ziehen. Er paßte nicht in die Großstadt. Wie er es dort nur so lange hatte aushalten können? Gut, daß Kalmus nachgeholfen hatte. Schade, daß er ihm nicht zu Lebzeiten nähergetreten war. Er hätte manches von ihm lernen können.

„Die Hauptsache haben Sie ja gelernt, Herr Kollege."

Kalmus saß im Dämmer auf der Bank ihm gegenüber. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und lehnte gemächlich in der Ecke. Natürlich rauchte er seine Pfeife.

„Es fehlt mir noch viel."

„Ihre Persönlichkeit haben Sie sich erobert; alles übrige kommt von selbst."

„Sie werden doch zur Hochzeit erscheinen?"

„Selbstverständlich."

„Ich bin Ihnen tief zu Dank verpflichtet."

„Solche Bezeigungen liebe ich nicht; aber da sie aus ehrlichem Herzen kommen, will ich sie hinnehmen. Sehen Sie, Herr Kollege, das Gesetz von der Erhaltung der Kräfte gilt für sittliche wie für stoffliche. Was Sie von mir empfingen, war Leben, wie es mir von anderer Seite anvertraut war. Jetzt haben Sie die Verwaltung."

„Hätte nicht geglaubt, mit Ihnen einmal so gut zu stehen."

„Der Erdgeruch hat es bewirkt. Die Stadt hatte Sie pflastermüde gemacht. Mit der Scholle unter den Füßen sind Sie stark."

„Vater, hol' dir nicht den Schnupfen!" rief Frau Luckow aus dem Hause.

„Die Zeiten sind vorbei", gab Luckow zurück. „Komm nur ein wenig heraus."

„Gleich, ich will nur noch die Milch in den Keller tragen."

„Kalmus war eben hier", sagte er und strich ihr über die arbeitgewohnten Hände.

„Ich mag ihn gern. Er soll unser guter Hausgeist werden."

„Das ist er schon. — Sind unsere Großstädter schon zu Bett?"

„Ja, die beiden Mädchen sind abends zu müde. Sie stehen früh sehr zeitig auf."

„Morgen wird es eine große Freude in der Schule geben. Karr schreibt mir, er mache einen Ausflug mit der ersten Klasse nach dem Zobten und wolle mittags nach Wietau absteigen. Auf dem Schulhofe könnten wir ein gemeinsames Kinderfest feiern. Unsere zwanzig Breslauer werden schön in Aufregung geraten, und die anderen nicht minder. Wir werden sie oben abholen."

„Vielleicht schließen sich Stiefgaht und Schwester Vera an."

„Sie wird so wenig Zeit haben wie unsere Liese."

„Wie gefällt dir Spukflieth?"

Luckow lachte. „Genau so gut wie dir, Mutter."

„Die Wäsche ist schrecklich teuer", spann sie ihr Garn weiter.

„Laß doch die Sorge, Alte", beruhigte er sie. „Kommt Zeit, kommt Rat. Mir ist nicht mehr bange, auch nicht um die Zukunft der Mädel. Sie sind wacker und schaffen tüchtig. Was braucht es mehr?"

Vom Garten her kam ein Zwiegesang, Spickus und Suse sangen: „Der Mond ist aufgegangen."

Luckow faßte die Hand seiner Frau.

„Siehst du, Alte, solche Feierstunden gab es für mich und für dich früher nicht, und sie sind nötig zur inneren Einkehr, zum Glück."

„Laß uns einfältig werden
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein."

Sie sangen die letzten Zeilen mit. —

Liese kam am anderen Morgen noch vor der Schule. Stiefgahts vertraulicher Auftrag mußte bald erledigt werden. Sie fand die Familie beim Frühstück.

„Mir ist gestern auf der Reise eingefallen, wir möchten doch Fräulein von Grame zur Hochzeit laden. Nach all den Aufregungen, die sie gehabt hat, würde ihr eine Abwechslung gut tun."

„Wer weiß, wie die Einladung aufgefaßt wird", warf Frau Luckow ein.

„Sie wird die Mutter nicht allein lassen wollen. Soviel ich weiß, wohnt jetzt auch ein Professor bei ihnen", bedachte Luckow.

„Frau von Grame kann ja mitkommen; der Professor wird sich schon zwei Tage allein durchschlagen."

„Wo willst du diese Leute unterbringen?"

„Bei Pastors, beim Gemeindevorsteher, im Gasthause. Alle haben euch ja ihre Räume angeboten."

„Na, meinetwegen", entschied Luckow.

„Fräulein Ursula kann Spukflieth als Herrn kriegen, ich beanspruche Karr, und Bullock führt Frau von Grame. Das paßt doch glänzend."

„Wenn nur alle mit der Einteilung zufrieden wären", neckte der Kantor.

„Mit Spukflieth habe ich gesprochen, und Onkel Karr wird es sehr angenehm sein, denke ich." Sie wurde doch ein wenig rot.

Spickus und Suse war alles recht. Widerspruch erhob sich nicht mehr; Liese hatte erreicht, was sie wollte.

Liese hatte Eile, das Ergebnis an Stiefgaht zu melden. Er sollte merken, daß er sich die richtige Vertraute ausgesucht hatte. Da kein Umschlag aufzutreiben war und Liese ahnte, daß eine Karte durch Frau Wulkes Hände ginge, so bekam Spukflieth den Auftrag, in geheimer Schrift an Stiefgaht mitzuteilen, daß Spukflieth und Ursula, Karr und Liese vor der Öffentlichkeit und in aller Form als Paare aufgestellt seien, daß aber auf Grund der Wahlverwandschaft kurz vorher ein Tausch stattfinden müßte.

Spukflieth war ein mathematisches Genie, und Stiefgaht empfing infolgedessen eine Karte mit folgendem Buchstabenrätsel:

s : u = k : l
ku = Esel.

Es sei gleich hier bemerkt, daß Liese später die Urheberschaft der zweiten Zeile für sich in Anspruch nahm.

Frau Wulke-Kricke las die Karte. Was sollte das bedeuten? Ein Geheimnis.

„August, kannst du das herauskriegen?" fragte sie den Ehegatten und reichte ihm die Karte. „Das letzte ist ja Unsinn, doch mir wenigstens verständlich. Aber das erste?"

Meister Wulke gab sich erst Mühe, einen Sinn herauszufinden, sah dann nach der Anschrift und meinte:

„Die Karte ist an Stiefgaht."

„Ebendeshalb möchte ich sie entziffern", entgegnete sie.

Das Geheimnis ließ ihr keine Ruhe. Sie überreichte Stiefgaht die Karte persönlich, anstatt sie ihm auf den Tisch zu legen.

Stiefgaht blödete die Buchstaben an wie etwa ein Bison die Partitur einer Reger-Symphonie. Er wußte zunächst nichts damit anzufangen. Dann ersah er den Poststempel, erriet Liese als Absender und kam auf ihre Abmachungen. Nun ging ihm ein Licht auf. S—pukflieth mit U—rsula bildeten mit K—arr und L—iese ein Gegenpaar. Nach Lösung des Verhältnisses sollte K—arr mit U—rsula und S—pukflieth mit L—iese — Es mit el — zusammenkommen.

Stiefgaht klatschte sich vor Vergnügen über seine hervorragende Leistung auf die Schenkel und lachte, daß die Stube dröhnte.

„Stiefgaht, du bist ein Leuchte", redete er sich in edler Selbsterkenntnis an, während Frau Wulke-Kricke ihn mit stummem Vorwurf anblickte.

Er bemerkte es und hätte ihr vor lauter innerem Behagen beinahe reinen Wein eingeschenkt. Glücklicherweise erinnerte er sich der Wichtigkeit der Mitteilung.

„Gnädige Frau," sagte er ernst, „die Auflösung dieses Rätsels setzt höhere mathematische Kenntnisse voraus. Kennen Sie Verhältnisse, Proportionen?"

„Natürlich; ich hatte ein Verhältnis, Sie haben eins mit Fräulein Meiring."

„Dann ist die nötige wissenschaftliche Grundlage da. Hören Sie: Es verhält sich ein Schnaps S zu einem Unteroffizier U wie ein Kognak K zu einem Leutnant L. Wer das nicht begreift, ist ein Rindvieh — Kuh — oder ein Esel."

Sie schaute ihm zweifelnd ins Gesicht.

„Das sind Flausen", sagte sie.

„Sie haben nicht gedient", entgegnete der Musiker sanft, „und können deshalb diese militärische Wahrheit nicht fassen."

„Das schreibt man doch nicht auf der Postkarte", begehrte sie auf. „Sie wollen mich ankohlen."

Er versicherte ihr treuherzig, daß ihm so etwas und überhaupt einer frischbackenen Ehefrau gegenüber durchaus unmöglich wäre. Aber der Stachel des Mißtrauens blieb zurück.

Einige Tage später kam Karr, um Wulke zu bitten, Rolf wieder auf einen Tag in Pflege zu halten, da er ihn auf den Zobten nicht mitnehmen wolle.

Frau Wulke-Kricke suchte die rätselhafte Karte, die Stiefgaht, nachdem er sie Vera gezeigt, in den Papierkorb geworfen hatte. Karr war ein gebildeter Mann; er würde ihr den Sinn entziffern. Jedoch auch Karr versagte, obgleich er augenscheinlich große Anstrengungen machte. Als er gar sah, daß die Karte aus Wietau und an Stiefgaht war, händigte er sie lächelnd der Frau Wulke-Kricke wieder ein. Es war zum Verzweifeln!

S : u = k : l. Es ging nicht nur ihr im Kopfe herum. Auch Karr kam den Tag davon nicht los; er hatte sich zu lange mit der Lösung abgequält. Er ging zeitig schlafen, denn er durfte den Frühzug nicht versäumen, der gegen sechs vom Hauptbahnhof abfuhr. Seine Gedanken wanderten zu Ursula. Er sah sie fast jede Woche. Sie hatte ihn um Verzeihung gebeten, und er war nicht so nachtragend, daß er noch einen Groll über ihre Worte genährt hatte. Dennoch stand noch etwas Unsichtbares zwischen ihnen, das er nicht überwinden konnte. War er so matt, so kraftlos? Oder liebte er Ursula nicht mehr?

Über seinem Bett hing ein Bild von Kalmus. Was würde er zu seinen Zweifeln sagen! Wahrscheinlich würde er sich ziemlich derb ausdrücken. Karr lächelte. „Du bist ein Esel und siehst den Wald vor lauter Bäumen nicht." Das wäre wohl die Meinung seines alten Herrn.

Eigentlich hatte er recht, wie immer. Diesem ungewissen Zustand sollte ein Ende gemacht werden. Er liebte Ursula, das mußte er sich eingestehen. Ob sie ihn noch liebte, konnte er durch eine Frage feststellen. Er war ordentlich froh, zu dieser Lösung gekommen zu sein, die so einfach war und seinem Wesen so nahe lag.

Er pfiff eine übermütige Weise. Karr, du warst wirklich ein Esel. Dabei fiel ihm die Stiefgahtsche Karte bei. Ku = Esel. Karr—Ursula, sollten die etwa gemeint sein?

S : u = k : l. Ursula, Karr, Liese. Wer war S? Spukflieth natürlich. Ganz kam er nicht dahinter, er schlief darüber ein.

Nächsten Morgen erwachte er um fünf; mit beiden Füßen sprang er aus dem Bett. Die höchste Eile tat not. Die vierzig Mädchen warteten schon lange auf ihn, manche seit einer Stunde. Nach zehn Minuten waren die Plappergeister untergebracht; nur Karr stand noch draußen.

„Herr Lehrer, kommen Sie hierher! — Nein, zu uns! — Hier ist noch soviel Platz!" Die Mädel setzten ihm hart zu. Er sprang im letzten Augenblick in ein Abteil, und los ging es unter Jubel und Gesang.

Eine reichliche Stunde währte die Fahrt. Der Zobten rückte näher. Von Breslau aus hatten ihn alle gesehen, die blaue Spitze war jeder vertraut; nur drei oder vier kannten ihn aus der Nähe.

„Ich habe mir ihn ganz anders vorgestellt", bemerkte eine.

„Wie denn?" fragte Karr.

Sie vermochte es nicht zu sagen.

„Ich dachte, es wäre ein einziger großer Felsen," meinte eine andere, „ohne Einschnitte und ohne Bäume."

Sie gingen durch das Bergstädtchen und stiegen auf. Manche waren kaum zu halten. Sie wollten den Berg im Sturm nehmen und glaubten, ihn in zehn Minuten zu bezwingen. Schon am Bismarckturm merkten sie, daß solche Riesen Kraft und Ausdauer verlangen. Als sie zum Moltkefelsen kamen, schauten einige blasse Gesichter bereits ängstlich auf die steilen Stufen. Sie lagerten sich und betrachteten das herrliche schlesische Land. Unten lag Striegelmühl mit seinen rotbedachten Häusern um die Kirche. Eine baumbestandene Straße schlängelte sich als dunkler Streifen durch die sonnige Landschaft. Karr lehnte an einem breiten Stein zur Seite des Weges, zog ein kleines Buch heraus und las seinen Mädchen Storms „Immensee" vor. Es wurde eine genußreiche halbe Stunde. Dann klommen die ausgeruhten Füße mit frischen Kräften die letzte Steile hinauf.

Luckow war mit seiner Schar schon oben. Das gab ein Wiedersehen mit den Schulfreundinnen. Die Landkinder standen erst ein wenig scheu zur Seite; aber bald war dicke Tunke zwischen Stadt und Land, und nach einer halben Stunde Rast auf dem Wiesenplan gab es schon ewige Freundschaften in Menge.

Einige unruhige Geister hatten den Fußweg um die Kapelle zur Kanzel entdeckt und kletterten wie die Ziegen auf den Felsblöcken. Karr sammelte seine Klasse und führte sie gemeinsam zur Kanzel. Er hatte bereits vorher mit ihnen die schlesischen Gebirge wiederholt; nun freuten sie sich, die ganze Kette vor sich zu sehen und hin und wieder selber einen Gipfel zu erkennen. Manch eine packte die Sehnsucht nach den Bergen; sie nahm sich vor, jeden Pfennig zu sparen, um einmal dahin gelangen zu können.

Der Abstieg nach Wietau dauerte gegen zwei Stunden. Gegen ein Uhr kam man dort an. Einige hinkten in unbequemen Schuhen, andere hatten das Schuhwerk abgelegt und sich auf den harten Steinen Blasen geholt; aber die Fröhlichkeit störte es nicht, die Schnuten standen nicht still, selbst nicht, als sie im Gasthaus gemeinsam bewirtet wurden.

Dann fanden sich die Freundinnen wieder ein und zeigten ihnen ihre ländlichen Schönheiten, Garten und Kuhstall, Scheune und Haus. Für viele war ein bäuerliches Anwesen etwas ganz Neues, das sie bisher nur von außen betrachtet hatten. Von dem Viehzeug waren sie kaum wegzubringen. Bei Kaninchen redeten die meisten sachverständig mit; da wurden sogar Geschäfte eingeleitet.

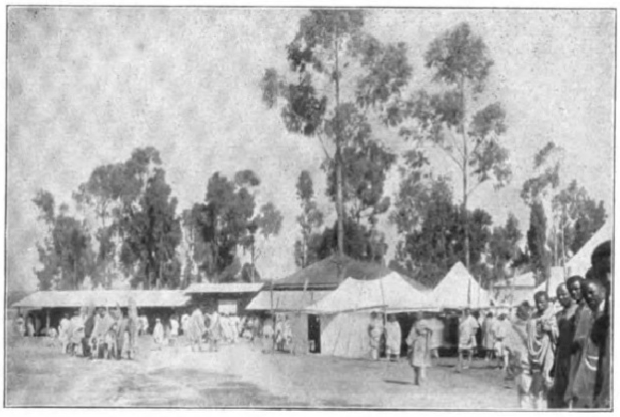
Die Vesper wurde bei den Dörflern eingenommen. Es war schier unglaublich, was ein großstädtischer Mädchenmagen an Butterschnitten vertilgen konnte.

Alle nahmen etwas von ihren Wirten mit, ein halbes Brot, ein kleines Stück Butter, ein Ei. Das war eine Freude!

(Fortsetzung folgt.)



Rotwild auf Äsung.
Nach einem Gemälde
von Franz Gottschalg.



Tor zum letzten Hof vor dem Hause des Regenten in Addis-Abeba (Die Bäume sind Eukalypten, die im abessinischen Hochland prächtig gedeihen und gewaltige Höhen erreichen.)



Die Vorhut eines langen Zuges von Holzträgern auf einer Straße vor den Toren von Addis-Aebba.

Das große Taskar.

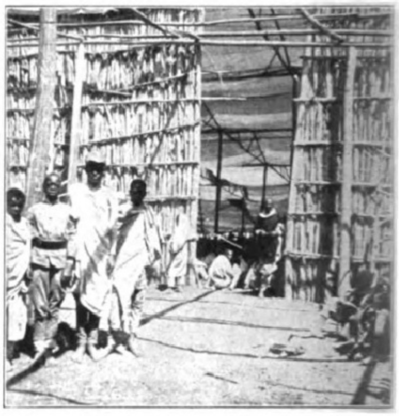
Ein Totenfest in Abessinien.

Von Ernst Heinrich Schrenzel.

(Mit acht Originalaufnahmen des Verfassers.)



Ein abessinischer Beamter, der während des Festes die Oberaufsicht führte.



Abessinische Wache in einem Seitentrakt des Zeltes.

In Abessinien, das den europäischen Begriff Zeit nicht kennt, in dem es keine Eile, kein schnelles Handeln, keine Pünktlichkeit gibt, in dem alles Kleinste und alles Größte unglaublich lange dauert, in dem Jahrtausende weniger an der alten Kultur ändern konnten als in andern Ländern Jahrzehnte, ist eines unvorstellbar schnell gegangen: die Wandlung, die das Bild des äthiopischen Kaisers Menelik II. im Herzen seines Volkes erfahren hat. Vor sieben Jahren noch im Leben stehend, ein Mensch aus Fleisch und Blut, wenn auch der große Kaiser, der das Land geeinigt und gereinigt hat, ist er heute — da sieben afrikanische Sommer auf sein Grab geglüht haben, sieben Regenzeiten es umschauert — über seine geschichtliche Bedeutung hinaus verehrt wie ein Heiliger, nein: wie ein Gott.

Und nun sich der Todestag dieses Mannes zum siebenten Male gejährt hat, bereiteten sein jetziger Nachfolger Ras Taffari, die Kaiserin und sein Volk zu seinem Gedenken ein Taskar, ein Totenfest, das in der jetzigen Zeit wohl kaum seinesgleichen an Pomp und Umfang finden wird.

Dem Europäer aber, der daheim den Jammer der Kriegsjahre und den gewaltigen Niedergang einer vornehmen Kultur miterlebt hat, erschien dieses Totenfest vielmehr als das Fest der lebendigsten Lebensfreude eines ganzen Volkes, das in unseren Tagen der Verarmung und des Absterbens im üppigen Reichtum seiner Heimat erst am Anfang eines Aufstieges steht, der zu großen Höhen führen kann.

Gewiß, es war ein Totenfest. Die Priester versammelten in den vielhundert Kirchen des Landes Abertausende zur Totenandacht, und nächtelange Gottesdienste wurden abgehalten. Der Kronprinzregent und die Kaiserin spendeten den Kirchen tausende Mariatheresientaler, der Name Meneliks war auf allen Lippen, sein laubumkränztes Bild hing in den Gotteshäusern, in den Zelten, im Thronsaal des Regenten und in den Wohnungen der großen Abessinier.

Wer aber die Vorbereitungen zum Feste sah und diesem selbst beiwohnen konnte, der wurde durch nichts an Sterben und Tod gemahnt, nur bei jedem Schritt und Tritt und bei jedem Blick seiner Augen aufs neue in Erstaunen und



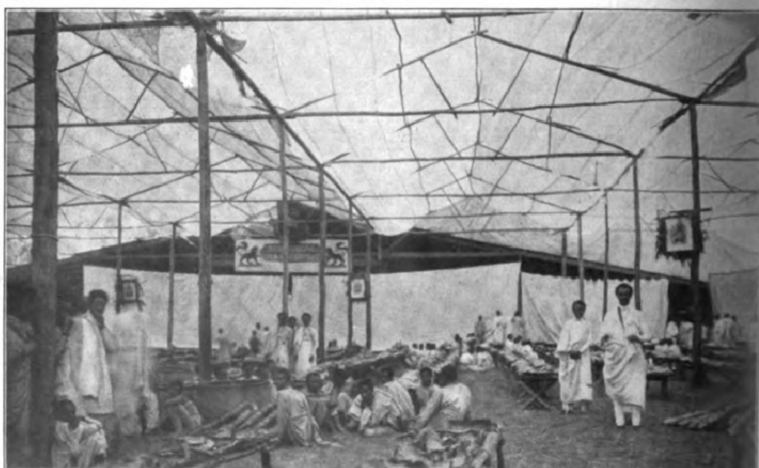
Ras Taffari, Thronfolger und Regent in Abessinien, bei der Gedenkfeier Kaiser Meneliks II.



Vornehmer Abessinier.



Abessinier im Kriegsschmuck, unter ihnen der deutsche Geschäftsträger in Abessinien, Konsul Lorenz Jensen.



Ein Teil des Zeltes vor der Mahlzeit.

Verwundern gesetzt über das gewaltige und bunte Leben und den unerhörten Pomp und Reichtum, der ihn umgab.

Abessinien ist ein Land, in dem heute friedlich — Hand in Hand gleichsam — die Kulturelemente verschiedener Jahrtausende nebeneinander und miteinander wirken. Bei diesem Feste schufen sie einen Akkord von Farben und Feierlichkeiten, von Sitten aus Abendland und Orient, der unvergleichlich war.

Der Regent, die Kaiserin, der Kriegsminister luden — jeder in seinem eigenen Schloß — das Volk zu einem „Geber“, das heißt: Gastmahl, ein. Diese Gastmähler dauerten insgesamt über zwei Wochen, und man schätzt die Zahl der Gäste auf mehr als hunderttausend.

Die vorhandenen Gemächer hätten dieses Heer von Menschen nicht aufnehmen können. Darum baute man wochenlang Zelte in einer ungeheueren Ausdehnung. Das ganze Volk sollte hierbei mittun. So zog der Herrscher selbst, gefolgt von den Würdenträgern und von tausenden Männern aus der Hauptstadt Addis-Abeba vor die Tore zu den weiten Eukalyptusbeständen hinaus, und in wenigen Morgenstunden wurden Tausende mächtiger Bäume, die schon vorher gefällt und behauen worden waren, zum Bau der Zelte in die Stadt gebracht. Eine schöne Sitte will, daß hierbei jeder mithelfen soll. So schritt der Zug um die Mittagsstunde zur Stadt, der Ras selbst trug ein Bäumchen, und die Minister wie die Soldaten, die großen Chefs wie die Sklaven trugen Holz.

An einem einzigen Tage wurden so Tausende von Stämmen zur Stadt gebracht, und doch dauerte es Wochen, ehe genug Holz zum Bau der Zelte vorhanden war. Dieser Bau selbst gemahnte in dem gewaltigen Ausmaß seiner Größe, in der Einfachheit des Materials und in dem fast völligen Mangel von Maschinen, ja, beinahe sogar von Werkzeugen — die nackte Menschenhand schuf fast alles — geradezu an die Errichtung der ägyptischen Pyramiden. Mauern in zweifacher Manneshöhe, die sich viele Hunderte von Metern weit hinzogen und wie die Zyklopenmauern des ältesten Griechenlands nur aus rohen, aufeinandergetürmten Steinen bestanden, erhoben sich buchstäblich von einem Tag auf den andern, wurden in den nächsten 24 Stunden wieder niedergerissen, weil ein Hof zu klein geraten war, und standen noch einen Tag später in weiterem Umfange wieder da.

Aus den mächtigen Stämmen der Bäume, die in die Erde eingelassen und durch Querbalken, Stricke und Latten ganz primitiv zusammengehalten wurden, waren die Seitenwände der Zelte gefertigt, von deren über 30 m hohen Giebeln sich in ungeheuren Flächen weißer Leinwand die Dächer spannten. Aus Bast und Zweigen wurden in vielen Reihen durch die ganze Länge der Zelte niedrige Tische gebaut, an denen dann die Gäste — an einem Tage die Priester, am anderen die Soldaten, am dritten das Volk — nach orientalischer Art auf dem laubbestreuten Boden sitzend, aßen und tranken.

Ein starkes Aufgebot von Wachen hielt strenge Ordnung: die ankommenden Gäste warteten vor den Toren der Höfe oder in kleinen Zelten, die vor die großen gebaut worden waren, bis sie eingelassen wurden. Hatten sie das Zelt gefüllt, wozu etwa 15000 Menschen nötig waren, so wurden die Tore geschlossen, und die anderen mußten warten, bis die ersten mit ihrer Mahlzeit fertig waren. Hatten diese dann durch andere Tore das Zelt verlassen, kamen die nächsten 15000 an die Reihe, und so ging es fort.

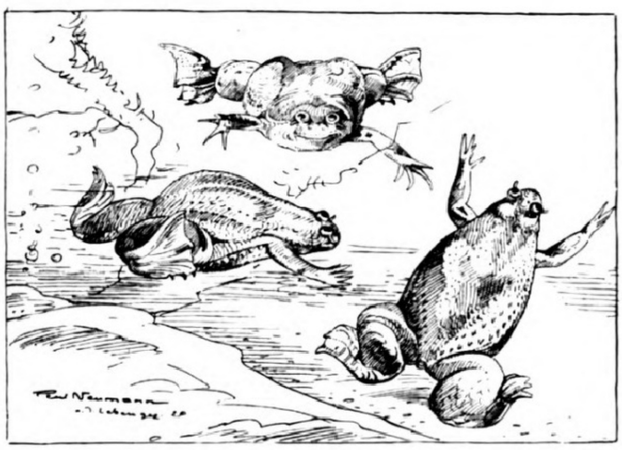
Die Mahlzeit bestand aus abessinischem Brot, das — in flachen, runden Scheiben wie das Osterbrot der Juden — die ganze Länge der Tische in vielfacher Lage bedeckte und nach abessinischer Art mit einer Paprikasauce gewürzt war, in rohem Fleisch, das sich die Esser selbst mit Messern von den ganzen Rindervierteln schnitten, die von Dienern durch die Reihen getragen wurden, und aus Thalla, dem abessinischen Bier, das in großen Bechern kredenzt wurde.

Abessinien kennt heute noch keine Statistik, kein Prunken mit großen Zahlen. Aber man weiß, daß für dieses Fest mehr als 60000 Rinder geschlachtet wurden, abgesehen von ganzen Herden von Hammeln. In langen Reihen schritten die Sklavinnen durch die Zelte, und jede von ihnen trug auf dem Kopfe eine runde Strohschüssel, auf der, hochgetürmt, das Brot lag, mit dem die Tische bedeckt wurden. Für die Zufuhr des Bieres aber und des Honigweines war eine eigene umfangreiche Röhrenleitung gebaut worden, die im Zelt in eiserne Tonnen mündete, aus denen das Getränk geschöpft wurde. Der Ras war die ganzen Tage des Festes über als Gastgeber anwesend und saß vor einem prächtigen Baldachin auf einem Thron, den man am Kopfende des großen Zeltes errichtet hatte.

Durch Wochen sah man die hohen, weißgekleideten Gestalten der Abessinier in großen Zügen über die Hügel der Stadt zu den



Entwicklungsstadien der Krallenfrösche.



Die Krallenfrösche im Aquarium des Berliner Zoologischen Gartens.
Nach Zeichnungen von Paul Neumann. (Siehe Artikel „Krallenfrösche“ S. 118.)

Zelten und von diesen strömen. Tausende prächtig geschirrter Maultiere, Lanzenreiter und zwischen ihnen Soldaten mit Gewehren, indische Kaufleute mit goldenen Turbanen und — dieses bunte Bild noch bunter machend — die im Pomp aufziehenden europäischen Gesandtschaften und irgendwo, zwischen Reitern und Kamelen, ein Automobil. Es war ein Anblick, bunter, großartiger und vielgestaltiger, als ihn der phantastischste Film bieten könnte, und es war doch leibhaftige Wirklichkeit unter einem tiefblauen Himmel, von dem sich ein Übermaß von Licht goß.

Krallenfrösche. / Von Dr. Oskar Heinroth.

Unter einem Frosch denkt man sich gewöhnlich einen in feuchtem Grase oder auf dem Waldboden herumhüpfenden braunen Gesellen oder auch einen grünen, der im mächtigen Sprunge vor dem herantretenden Menschen vom Uferrande ins Wasser flüchtet. Groß- und glotzäugig starrt ein solcher Frosch ins Weite und erhascht häufig durch Vorschnellen der Zunge das Insekt, das ihm zu nahe kommt. Alles dies stimmt für die Krallenfrösche nicht. Sie sind unscheinbar grünlichgrau und leben ausschließlich im Wasser. Manche von ihnen, aufs Trockene gebracht, können nicht einmal hüpfen, sondern machen mit den großen Hinterbeinen nur Schwimmbewegungen. Die Augen sind verhältnismäßig klein; dicht neben ihnen stehen, namentlich bei einer Art, kleine Fühler, die als Tastwerkzeuge gewissermaßen stellvertretend für die gering entwickelte Sehkraft eintreten. Die Beute wird natürlich ausschließlich im Wasser gefangen und verzehrt. Größtenteils wird sie mit den dünnen Fingerchen ertastet und dann blitzschnell damit ins Maul gestopft. Die Zunge kann dabei nicht zur Hilfe genommen werden, denn sie ist, ein zoologisches Kennzeichen dieser Gruppe, überhaupt nicht vorhanden. Auch stimmbegabt sind die Krallenfrösche nicht, wenigstens habe ich trotz langjähriger Beobachtung nie einen Ton von ihnen zu hören bekommen. Eins haben sie aber ihren bei uns heimischen Vettern voraus: an den inneren Zehen der mächtig entwickelten Hinterbeine tragen sie scharfe schwarze Krallen, ja, eine der drei Arten hat sogar noch eine vierte an dem sogenannten Fersenhöcker. Wozu diese Bewehrung eigentlich dient, ist schwer zu sagen; den nächsten Verwandten der Krallenfrösche, den brasilianischen Pipaarten, fehlt sie, obgleich diese Tiere fast die gleiche Lebensweise haben wie unsere Afrikaner. Alle drei Formen — sie sind sich untereinander recht ähnlich — stammen nämlich aus diesem heißen Erdteil und bevölkern namentlich schlammige Sümpfe und Seeränder zum Teil in ganz unglaublichen Mengen.

Sehr eigentümlich ist die Fortpflanzung unserer Tiere. Das Berliner Aquarium hatte das Glück, sie zweimal zu züchten, nachdem früher einmal in England Nachkommenschaft erzielt worden war. Die eigentliche Eiablage und Befruchtung konnte hier trotz schärfster Aufmerksamkeit nicht beobachtet werden; nur soviel ließ sich feststellen, daß eines Morgens der Krallenfroschbehälter von Hunderten von winzigen Lebewesen wimmelte, die nur bei genauem Hinsehen zu erkennen waren. Ein großer Teil wuchs glücklich heran, da das geeignete Futter, freischwimmende grüne Algen, in reichlicher Menge beschafft werden konnte. War unmittelbar nach der Fütterung das Wasser undurchsichtig tief dunkelgrün, so filtrierten die vielen kleinen Mäuler es doch in wenigen Stunden bis zur völligen Farblosigkeit und Klarheit. Die Kaulquappen selbst sehen ganz anders aus als die der anderen Froschlurche (siehe Abbild. a, b, c). Sie stehen in der Stellung, wie es das mittlere Bild b zeigt, im freien Wasser und haben, namentlich wenn sie etwas herangewachsen sind, zwei lange Bartfäden, so daß sie in früherer Zeit gar nicht als Froschlarven erkannt wurden und man versucht war, sie für welsartige Wesen zu halten. Der Nachwuchs hat sich in der Frist von zwei Jahren in bester Weise entwickelt.

Aus Wissenschaft und Technik.

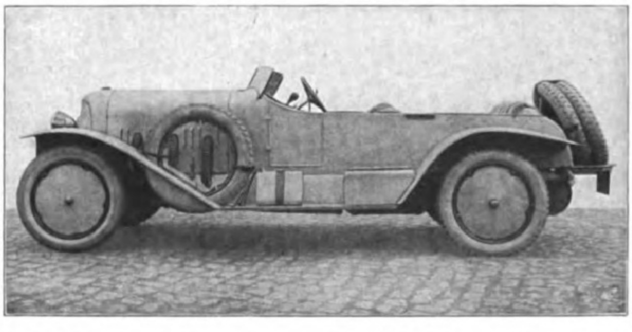
Über Grenzgebiete des Lebens. „Natura non facit saltum" — Die Natur macht keinen Sprung, sie liebt die allmählichen, sanften Übergänge. Das gilt auch da, wo wir den lebenden vom unbelebten Zustand trennen und abgrenzen möchten. Die gerichtliche Medizin hat ja unter anderm die Aufgabe, den „Augenblick des Todes" festzustellen; das ist praktisch notwendig, rein wissenschaftlich aber gar nicht möglich. Denn, so paradox es klingen mag, auch das Sterben ist ein Lebensvorgang, und wenn schon der Tod einer einzelnen Zelle keineswegs immer plötzlich geschieht, so noch weniger der Tod eines großen, aus Millionen von Zellen aufgebauten Organismus. Deutlich sehen können wir zuweilen das langsame, jahrelange Sterben an Bäumen, die an irgendeiner Ursache zugrunde gehen. Aber auch die Grenze zwischen belebter und unbelebter Substanz ist nicht scharf zu ziehen. Das Leben ist, wissenschaftlich gesprochen, ein bestimmter „aktiver" Zustand bestimmter „eiweißartiger" Substanzen, untrennbar von einem bestimmten Stoffwechsel innerhalb dieser Substanzen. Als wichtigstes Merkmal lebender Wesen hat man die Vermehrungsfähigkeit hinstellen wollen; das trifft aber nicht zu, denn die „Arbeiter" bei Bienen, Ameisen und Termiten sind ganz vermehrungsunfähig, und doch leben sie. Ein Leben niederen Grades führen z. B. die „roten Blutkörperchen"; sie entstehen als Zellen, freilich ohne Zellkern, ihr Stoffwechsel ist sehr einseitig (Sauerstoffübertragung), sie vermehren sich nicht selbst weiter, sondern gehen nach einiger Zeit in Zerfall über, während zum Ersatz andere neu entstehen; jedenfalls müssen wir ihnen aber eine Art von „Leben" zusprechen, solange sie tätig sind. Ihnen vergleichbar sind die Chlorophyllkörner, die Träger des grünen Farbstoffs in den Pflanzen. Auch sie sind eiweißartiger Natur, entstehen durch Teilung, aber nicht als Zellen; ihre Vermehrung ist beendet, bevor ihr Blatt erwachsen ist, mit dessen Absterben auch sie zugrunde gehen; auch ihre Stoffwechseltätigkeit ist sehr einseitig (Reduktion von Kohlensäure zu Traubenzucker und Verdichtung desselben zu Stärkemehl), und doch müssen wir auch sie als „lebend" bezeichnen, solange sie tätig sind. Blutkörperchen sowohl als auch Blattgrünkörper werden durch Gifte abgetötet. Ja, letzteres gilt in gewissem Sinne auch von jener Gruppe von organischen Stoffen, die wir als „Enzyme" (früher „Fermente") bezeichnen, d. h. ungeformte, im Zellsaft oder auch im Protoplasma gelöste Substanzen, die im Stoffwechsel der Organismen eine wichtige Rolle spielen, meist abbauend, zum Teil aber auch aufbauend tätig sind. Auch sie haben stets nur eine einseitige Aufgabe, eine bestimmte chemische Umsetzung (z. B. bei der Verdauung) zu vollziehen. Aber auch sie werden durch dieselben Einwirkungen, welche lebendes Protoplasma abtöten, durch Gifte, durch starke Hitze, außer Tätigkeit gesetzt, und zwar dauernd, wie tote Zellen nicht wieder zum Leben erwachen können. So ist z. B. ein interessantes Beispiel für teilweise Abtötung lebender Wesen die Möglichkeit, Hefezellen entweder so zu behandeln, daß sie selbst zwar tot sind, das in ihnen enthaltene Enzym der alk-

holischen Gärung, die Zymase, aber noch tätig ist, oder umgekehrt, dieses Enzym „abzutöten", während Lebens- und Vermehrungsfähigkeit der Zellen weiterbestehen. Daß Teile lebender Körper noch eine Zeitlang am Leben bleiben können (ganz abgesehen von der weitgehenden Teilbarkeit vieler Pflanzen), wenn sie von jenen getrennt sind, ist bekannt: z. B. ein abgebrochener Eidechsenschwanz, ein Fischherz, ein Froschmuskel. Mit letzterem Objekt hat ja die Physiologie zahllose Versuche über die Gesetze der Reizbarkeit angestellt. Diese Eigenschaft gilt auch vielfach als Kennzeichen des Lebens, doch sehen wir ganz Ähnliches auch an unbelebten Dingen: die Zuckungen einer Magnetnadel in der Nähe eines elektrischen Stromes, die Reaktionen lichtempfindlicher Substanzen usw. Ein untrügliches Zeichen, daß eine Zelle noch am Leben sei, ist die fast völlige Undurchlässigkeit ihres Protoplasten schon für mäßig konzentrierte Salz- oder Zuckerlösungen, doch ist diese Erscheinung, mittels der sogenannten „Plasmolyse", nur an Pflanzenzellen leicht zu beobachten; aber auch diese Eigenschaft geht meist nur langsam verloren, der Übergang vom Leben zum Tode geschieht auch hier allmählich, wenn man ihn nicht durch künstlichen Eingriff beschleunigt.

Dr. Hugo Fischer, Essen.

Die Transplantation von Augen. Blätternachrichten aus Wien zufolge sollen dem Forscher Koppanyi bei verschiedenen Wirbeltieren Augenüberpflanzungen gelungen sein. So seien solche Übertragungen von Fischen auf Fische, von Lurchen auf Lurche, von Ratten auf Ratten erfolgt, und zwar sei in diesen Fällen das Auge nicht nur festgewachsen, sondern auch vollständig funktionsfähig geworden. Diese Nachricht löst selbst angesichts der Triumphe, die die Transplantation in den letzten Jahren feierte, mancherlei Zweifel aus, insofern sich gerade bei der Fülle der Untersuchungen während der Kriegsjahre auch die Grenzen dieser Methoden gezeigt haben. Und diese scheinen weniger in einem Mangel an Kunstfertigkeit der Forscher und Ärzte, sondern vielmehr in der Naturgeschichte des Objektes zu liegen. Jedenfalls empfiehlt es sich, uns zunächst das Wesen der Transplantation (wörtlich: Überpflanzung) klarzumachen und erst dann die Frage über die Transplantation des Auges uns vorzulegen. Die ersten Übertragungsversuche wurden zweifellos an Pflanzen (Name!) gemacht, und zwar gehen diese auf die ältesten Völker zurück, vermutlich auf die alten Ägypter. Es handelt sich bei solchen Pflanzenversuchen um nichts anderes als um die unter dem Namen „Veredeln", „Propfen" usw. bekannte, künstlich herbeigeführte Verwachsung von Pflanzenteilen. Der Zweck solcher Operationen ist klar. Da unsere Obstsorten als Bastarde aus Samen nicht zu gewinnen sind und eine Vermehrung durch Stecklinge äußerst mühsam und unzuverlässig wäre, so hat man sich in sinnvoller Weise mit einer Kombination zu helfen gesucht. Weiterhin benutzt man heute, so bei unseren Reben und verschiedenen Obstsorten, mit Erfolg ein widerstandsfähiges Wurzelsystem, um die Pflanzung vor Rebläusen und Blutläusen zu schützen. Widerstandsfähige amerikanische Wurzelreben und einheimisches Reis ergänzen sich aufs vortrefflichste.

Auch an Tieren und Menschen ist die Transplantation keine rein neuzeitliche Erscheinung, aber immerhin erst ein paar Jahrhunderte alt. Schon im 15. und 16. Jahrhundert versuchte man, abgeschnittene Nasen, Ohren und Finger wieder anzuheilen, wie etwa heute gelegentlich von Mensuren der erfahrene Paukarzt eine abgeschlagene Nasenspitze wieder kunstgerecht an Ort und Stelle zu bringen weiß. Mit solchen Übertragungen ist keineswegs das Wesen der Transplantation erschöpft, zudem kann die Verpflanzung eines Körperteils auf verschiedene Arten erfolgen. Es können, was namentlich auch chirurgisch zumeist in Frage kommt, Teilstücke ein und desselben Individuums vereinigt werden. So verwendet man das Ohrläppchen teilweise zum Ersatz von Augenlidern, es werden Knochenstücke und ganze Gelenke auf andere Skeletteile übertragen und eingeheilt (wobei ein solcher Knochen von einem Lebenden oder einem Toten stammen kann). Im Kriege hat man Beckenknochen zu Wangenbeinen, Schienbeinknochen zu Unterkieferästen gemacht und geradezu glänzende Erfolge erzielt. Transplantationen von Nieren, Schilddrüsen, Geschlechtsdrüsen (Steinach), Blutgefäßstücken (Arterien) sind heute geläufige Dinge. Wir sehen aber auch neben Übertragungen von Körperstücken innerhalb ein und desselben Individuums solche von Individuen ein und derselben Art, aber auch Transplantationen von artfremden Individuen; dazu kann lebloses Material wie Elfenbein, Glas usw. transplantiert werden. Im allgemeinen ist die Transplantation um so erfolgreicher, je niedriger ein Tier steht, und je jünger es ist. Daher die unglaublichen Versuche und Erfolge beispielsweise bei unseren Süßwasserhydren, Regenwürmern und auch Wassermolchen, bei Tieren also, die ein starkes Regenerationsvermögen haben und verlorengegangene Körperteile wiederersetzen können. Ein junger Molch ersetzt von selbst wieder ein verlorengegangenes Bein oder Auge, während ein Hund in derselben Lage für dauernd ein Krüppel bliebe. Darum ist auch das erstgenannte Tier für Transplantationsversuche viel zugänglicher als das letztere. Der Erfolg der Transplantation ist noch von einer Reihe von Bedingungen abhängig. Außer geeigneter Ernährung und einem genügend raschen funktionellen Reizanschluß ist auch noch die biogenetische Übereinstimmung erforderlich, d. h. die Übereinstimmung in der Konstitution des Plasmas. Im allgemeinen suchen bei Pflanzen wie bei Tieren Unterlage und Transplanat ihre Eigenart zu bewahren, nicht selten sehen wir aber, wie das übertragene Stück allmählich resorbiert wird, wie beispielsweise der übertragene Knochen vollständig verschwindet und einem neuen Platz macht. Zurückkehrend zu unserer ursprünglichen Frage, der Wiener Augenübertragung, unterliegt das Festwachsen eines Auges keinem Zweifel, die Nachricht klingt selbst für den Rattenversuch sehr wahrscheinlich und liegt auf alle Fälle im Bereich der Möglichkeiten. (Übertragungen von Augen hat vor einer Reihe von Jahren der Wiener Forscher Uhlenhuth an Salamanderlarven ausgeführt.) Die Hauptfrage ist jedoch die, ob das betreffende Auge als solches nicht nekrotisch wird, also abstirbt und die Wege des resorbierten Knochen geht; und selbst wenn das Auge diesem Einschmelzungsprozesse



Der 100 P. S. Sechszylinder-Stoewer-Tourenwagen, der am 3. Juli bei dem Rennen am Strande von Fanö in Dänemark einen Klassenrekord mit der offiziellen Zeit von 25,68 Sekunden für 1 km mit fliegendem Start aufstellte.

Ein Erfolg der deutschen Automobilindustrie im Ausland.

nicht verfiele, bliebe immer noch die letzte Frage bestehen, ob das Auge auch funktionsfähig sein wird, und diese Frage ist wohl zu verneinen. Die große Kompliziertheit dieses Organs, die ungemein feinen Nerven, ja feinsten Nervenausstrahlungen, wie die Netzhaut sie aufweist, die Tatsache, daß die Verbindung über den Sehnerv zum Gehirn mit zu dem Kompliziertesten gehört, was wir an sensiblen Nerven kennen, sowie der Umstand, daß auch die Beweglichkeit des Auges motorisch geregelt sein muß, lassen uns eine Funktion des normalen Sehens vollständig ausgeschlossen erscheinen. Wenn in den Wiener Blättern gesagt wird, daß der mikroskopische Befund den Beweis einer gelungenen Transplantation erhärten konnte, so will das naturgemäß gar nichts besagen. Entscheidend ist für alle Fälle nur der Versuch am lebenden Tier und endgültig am Menschen. Dr. Schmid.

Altes und Neues über die „Blinddarmentzündung". Der wurmförmige Anhang ist ein Fortsatz am Blinddarm, der den Anfang des Dickdarms darstellt. Daß er sich entzünden kann, ist heute so ins Volksbewußtsein übergegangen, daß man statt von einer Wurmfortsatzentzündung einfach von „Blinddarmentzündung" redet. Wenn auch der nicht gerade schöne Name „Appendicitis", der 1886 von Amerika herübergekommen ist, neu war, so war es die Krankheit selbst nicht. Im Jahre 1908 hat Elliot Smith bei ausgedehnten Mumienuntersuchungen Darmverklebungen im Becken einer Frau gefunden, die auf eine Blinddarmentzündung in dieser alten Kulturepoche hinwiesen. Wie für andere Krankheiten, z. B. die Rachitis, die Notwendigkeit bestand, bei ihrer Neuaufdeckung auch einen neuen Namen für die Krankheit zu finden, so war es auch bei der Blinddarmentzündung. Im Jahre 1711 hat der berühmte Chirurg Lorenz Heister (1683—1753) eine wertvolle Beobachtung mitgeteilt, die „von einem Geschwür in dem wurmförmigen Auswachs im blinden Darm" handelt. Fast gerade 100 Jahr später (1812) teilte ein amerikanischer Arzt einen Fall mit, bei dem der aufgeplatzte Blinddarmfortsatz die Todesursache bildete. Aber die Erkenntnis der sogenannten „neuen" Krankheit ging langsam vorwärts. Wiesen auch 1824 französische Ärzte nachdrücklich auf den Wurmfortsatz als die Quelle des Übels hin, so sprach man in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch vom sogenannten „Bauchrheumatismus"! Erst 1884 wurde in London zum ersten Male der Wurm herausgeschnitten, und seit dieser Zeit, da die Krankheit auch einen neuen Namen bekam, sind die Fragestellungen aller Art über diese Krankheit nicht zur Ruhe gekommen und sind im Laufe der letzten Jahrzehnte einer immer mehr befriedigenden Lösung entgegengeführt worden. — Der berühmte Göttinger Anatom Jakob Henle pflegte in seiner Vorlesung über die Bedeutung des Wurms zu sagen, daß er dazu da sei, um die Wurmfortsatzentzündung zu machen! Heute wissen wir, daß die Erkrankung im Säuglings- und im ersten Kindesalter recht selten, dann aber sehr häufig auftritt. In einzelnen Familien scheint eine gewisse erbliche Disposition zur Erkrankung zu bestehen. Auch tritt sie besonders im Frühjahr und im Herbst gehäuft auf, oft nach Grippe und Mandelentzündungen. Daher hat man den Wurmfortsatz nicht m[it] Unrecht mit den Gaumenmandeln verglichen, in denen sich ja auch Entzündungserre[ger] leicht festsetzen. Der Vergleich ist sogar um so berechtigter, als auch die Schleimha[ut] des Wurms ganz besonders reich an Lymphfollikeln ist. Man hat ihn geradezu eine[n] Bakterienfänger genannt. Und wenn man heute die Frage der Entstehung einer solche[n] Entzündung beantworten soll, so muß gesagt sein, daß die weitaus häufigste Infektion vom Darm aus erfolgt. Früher sah man Kotsteine als die alleinige Ursache an. E[s] sind es aber so wenig wie die sehr verschiedenartig darin gefundenen Fremdkörper wie: Haare, Zahnbürstenborsten, Samen- und Fruchtkerne, Gräten, Knochen, Holzspäne, Emaillesplitter, Nägel, Nadeln, Schrauben, Schrotkugeln, Perlen usw. Nur indirekt können sie dort ein Druckgeschwür hervorrufen. — Außer dem Menschen besitzen den Wurmfortsatz am Blinddarm nur zwei Säugetiere: der Orang und der Wombat, zur Gattung der Beuteltiere gehörig. Beim Menschen kann er gelegentlich überhaupt fehlen. Dr. E. Ebstein, Leipzig.

Stickstoffbedarf und Volksernährung. In einem vom Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen veranstalteten Vortragszyklus über Grenzgebiete der Medizin hielt der bekannte Agrikulturchemiker Professor Dr. Ehrenberg, Breslau, über den „Stickstoffbedarf unserer Kulturpflanzen und ihre Bedeutung für die Volksernährung" einen nach Inhalt und Form bedeutungsvollen Vortrag. Der Gelehrte hatte das gleiche für unsere Ernährungslage so wichtige Thema schon auf der vorjährigen Naturforscherversammlung in Bad Nauheim behandelt. Die Fabrikation der künstlichen Düngemittel, des Kalis, der Phosphorsäure und vor allem des Stickstoffs, wird in Zukunft für den Ertrag unserer Erntearbeiten richtunggebend sein. Von ihr wird es abhängen, ob wir in Deutschland bei der Verringerung unserer Bodenfläche imstande sein werden, die für unsere Volksernährung wichtigsten Bodenerträgnisse (Getreide, Kartoffeln, Zuckerrüben usw.) in einem solchen Umfange zu gewinnen, daß wir vom Auslandsimport unabhängig werden. Es bedarf keiner besonderen Betonung, daß es sich hierbei nicht nur um eine rein landwirtschaftlich-agrikulturtechnische Angelegenheit handelt, sondern daß auch die Fragen der Volksernährung und -gesundheit damit in innigster Beziehung stehen. Bei der heutigen Lage der internationalen Wirtschaft und dem Tiefstand der deutschen Valuta sind wir in absehbarer Zeit nicht imstande, erhebliche Mengen aus dem Auslande einzuführen; wir sind daher in erster Linie auf die Steigerung der deutschen Bodenwirtschaft angewiesen. Durch die künstliche Stickstoffgewinnung aus der Luft, die etwa seit der Jahrhundertwende eingesetzt, aber erst während der Kriegsjahre zu praktisch brauchbaren Resultaten geführt hat, sind wir von der Einfuhr von Chilesalpeter, der heute für Deutschland unerschwinglich ist, unabhängig geworden; ferner vermögen wir auch den Verlust an anderen Stickstoffsalzen, die als Nebenprodukte bei der Destillation und weiteren Verarbeitung der Kohle entstehen, und die heute in Deutschland infolge der

großen Kohlenlieferungen ins Ausland ebenfalls knapp geworden sind, durch die künstlichen Stickstoffverfahren auszugleichen. In unseren heutigen Stickstoffwerken besitzen wir die technische Möglichkeit, den Bedarf der Landwirtschaft an künstlichen Stickstoffsalzen zu decken und dadurch die Ernten viel ertragreicher zu gestalten, als sie seit vielen Jahren in Deutschland zum Schaden unserer Volksernährung gewesen sind. Seit dem Jahre 1913 haben wir eigentlich keine wirklich gute Ernte mehr gehabt. Die Ursachen dafür sind natürlich sehr mannigfaltig; Witterungsunbilden, von denen der Landmann ja mehr als alle anderen Berufe abhängig ist, wie die große Dürre vieler Jahre, Mangel an Arbeitskräften durch den Krieg, nachher durch Ausstände aller Art und dergleichen mehr kommen hierfür in Frage. Wenn unsere Stickstoffwerke voll arbeiten, so können sie jetzt mit Leichtigkeit den ganzen Bedarf der deutschen Landwirtschaft decken. Im Kriege wurden sie vorwiegend durch die Munitionsherstellung in Anspruch genommen und konnten dadurch nicht so viele landwirtschaftliche Produkte herstellen, wie sie zu einer intensiveren Wirtschaft erforderlich gewesen wären; nach dem Kriege haben die häufigen Ausstände und politischen Unruhen (Mitteldeutschland, Oberschlesien) die Werke ebenfalls nicht zu reibungsloser Produktion gelangen lassen. Prof. Ehrenberg hat ausgerechnet, daß allein durch den März-April-Aufstand in Mitteldeutschland, der die dortigen Hauptwerke fast zwei Monate stillegte, ein solcher Ausfall an künstlichem Stickstoffdünger bewirkt wurde, daß er einem Verlust an Brotgetreide für etwa 2 Mill. Menschen entspricht. Gerade bei den Erntearbeiten ist aber eine vorübergehende Versäumnis nicht, wie bei industriellen Arbeiten, später durch die neuaufgenommene Tätigkeit wiedereinzuholen. Eine einmalige Vernachlässigung während der Düngung, der Aufräumungs- oder Erntearbeiten gefährdet oft den ganzen Ertrag der mühevollen und heute so kostspieligen Landarbeit. Darum muß bei den innigen Zusammenhängen zwischen Stadt- und Landleben davor gewarnt werden, daß von seiten der Stadtbevölkerung so oft der Antrieb zu Arbeitsniederlegungen auf dem Lande gegeben wird. Den Nachteil trägt letzten Endes immer der Städter; der Landwirt und auch der Landarbeiter werden ihren eigenen Bedarf unter allen Umständen decken können. Eine wichtige Aufgabe der Zukunft bleibt es, den reibungslosen Produktionsgang der Stickstoffwerke sicherzustellen; sie gehören zu den lebenswichtigen Betrieben, namentlich in Anbetracht des heutigen Tiefstandes unserer Lebensmittelproduktion.

Dr. G. Wolff.

Zum Andenken an Otto Lilienthal. Am 9. August sind 25 Jahre verflossen, seit der Deutsche Otto Lilienthal, der erste Mensch, dem es gelungen ist, sich in einem Luftfahrzeug „schwerer als Luft" im freien Fluge in die Lüfte zu erheben, durch Absturz mit seinem Gleitflieger den Tod gefunden hat. Lilienthal ist der Vater der Fliegerei; ihm folgten der Engländer Tilcher, die Amerikaner Ingenieur Chanute mit seinem Schüler Herrings und die Brüder Wright. Und letztere erreichten als Erste das ersehnte Ziel, den freien Flug in gewollten Bahnen mit einem Motorflugzeug durchzuführen, nachdem sie es in der Lilienthalschen Gleitflugkunst bis zur Vollendung gebracht hatten. Unbestritten steht das Verdienst unseres großen Landsmannes in der ganzen Welt da, und selbst die Franzosen haben dies zeitweise und öffentlich anerkannt, beispielsweise als der Flieger Kapitän Ferber im Jahre 1904 gelegentlich des in Berlin stattfindenden Internationalen Kongresses der Vertreter der wissenschaftlichen Luftfahrt einen Kranz am Grabe seines Vorbildes niederlegte. Die deutschen Erfinder und Ingenieure haben sich des großen Meisters würdig gezeigt: das deutsche Flugwesen steht an erster Stelle in der Welt da, und unsere ehemaligen Feinde zollen ihm jetzt andauernd ihre hohe Anerkennung dadurch, daß sie alle Mittel anwenden, die deutsche Fliegerei zu knebeln und aus der Welt zu schaffen. So löst denn der Gedenktag des großen Mannes wehmütige Gefühle aus bei allen Luftfahrern und bei denen, die deutschen Fortschritt schätzen, denn die deutsche Fliegerei ist nach dem Willen unserer mächtigen Gegner fast tot, nur ein kümmerliches Dasein fristet sie, deutscher Erfindungsgeist kann sich nicht mehr genügend betätigen. Doch den Mut dürfen und wollen wir nicht sinken lassen: der Geist läßt sich nicht töten, und Lilienthals Gedanken leben immer noch. Schon im vergangenen Jahre sind wieder Gleitflieger nach seiner Art auf der Wasserkuppe in der Rhön durch die Lüfte gesegelt, und ein bewährter Flieger, v. Loeßl, besiegelte, wie sein großes Vorbild, seinen Schaffensdrang nach kühnem, einzig dastehendem Fluge mit dem Tode. Und gerade jetzt ist man dabei, in der Rhön wieder einen großen Wettbewerb in Segelflügen zu Ehren des Altmeisters der Fliegekunst durchzuführen. Der von Lilienthal in die Welt getragene Gedanke erlischt nicht, er schreitet immer weiter fort. Der Gedanke, der die ganze Welt befruchtet hat, wird auch ferner in Deutschland seine Früchte zur Reife bringen, bis zu dem ersehnten Tage, an dem wir wieder nach freiem Willen durch alle Lüfte fliegen.

Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Der Einfluß der X-Strahlen auf das Wachstum der Pflanzen. Um den hemmenden oder fördernden Einfluß der X-Strahlen auf das pflanzliche Wachstum kennenzulernen, wurden von E. Miège und H. Coupé Samen von Raphanus sativus und Lepedium sativum in gleicher Tiefe in Töpfe mit Gartenerde eingesät und mit verschiedener Stärke täglich 5 Minuten oder wöchentlich einmal bestrahlt. Gleichzeitig wurden zur Kontrolle dieselben Pflanzenarten normal gezogen. Das Gesamtgewicht der unbestrahlten Raphanus- und Lepediumpflanzen betrug nach 38 Tagen 6,845 bzw. 0,270 g, der täglich bestrahlten 10,910 bzw. 0,860 g, der wöchentlich bestrahlten 8,475 bzw. 0,900 g. Als Ergebnis der Untersuchungen zeigt sich also die ganz bedeutende Förderung des Wachstums durch die Bestrahlung, und durch ähnliche groß angelegte Versuche dürfte noch manches interessante Resultat zu erwarten sein.

Ewald Schild, Wien.

Literatur und Kunst

Fritz Lau. Ein Meister der plattdeutschen Erzählungskunst. — Die neuplattdeutsche Bewegung, so entschieden sie sich überall in niederdeutschen Landen fortentwickelt, hat sich auf ihrem Wege ständig einer Gefahr zu erwehren, die einzudämmen um so schwerer ist, als sie aus dem mehr oder minder ehrlichen Bestreben erwächst, der guten Sache zu dienen. Wir meinen die Beteiligung der Unberufenen am plattdeutschen Schrifttum, d. h. derjenigen, die sich unterfangen, plattdeutsch für die Öffentlichkeit zu schreiben, ohne plattdeutsch denken und fühlen zu können, und die daher dem plattdeutschen Volke einen Spiegel vorhalten, vor dem dieses sich befrembet abwendet, weil es sein Bild nicht darin findet. Wer dem plattdeutschen Volke die Freude an seiner Sprache bewahren oder zurückgeben will, muß selber innerlich plattdeutsch genug sein, um in ihm das Gefühl für den Wert seiner ganzen Eigenart wach erhalten oder es, wo es — wie leider schon allzuoft — verlorenging, von neuem wecken zu können. Je intimer aber das Vertrautsein mit der plattdeutschen Volksseele in all ihren Regungen und Offenbarungen, desto erschöpfender auch die Fähigkeit, den Reichtum, die Bieg- und Schmiegsamkeit der vor Claus Groth als grobschlächtig verschrienen plattdeutschen Sprache als eines künstlerischen Ausdrucksmittels nachzuweisen. Unter diesem Gesichtspunkte darf der holsteinische Erzähler Fritz Lau als einer der berufensten plattdeutschen Dichter der Gegenwart gelten. In Möltenort, einem Fischerdorf an der Kieler Förde, als Sohn eines Kleinschiffers geboren, hat er die Seele der plattdeutschen Kleinwelt, die während der Jahre des Werdens und Wachsens auch seine Welt wurde und sein eigenes Außen- und Innenleben restlos ausfüllte, von Grund aus kennen- und mit unvergänglicher Liebe umfassen gelernt; und an dieser Liebe, der aus der Berührung mit der hinter dem holsteinischen Elbdeich gelegenen gleich plattdeutschen und wesensverwandten Welt ständig frische Kräfte zuströmten, hat sich das dichterische Schaffen des späteren Glückstädter Postsekretärs entzündet. Gleich das erste der zunächst bei H. Lühr & Dircks in Garding, später bei M. Glogau jun. in Hamburg erschienenen Werke — „Katenlüd" ist sein Titel — kennzeichnet nicht nur das Stoffgebiet, dem sich Lau bisher im wesentlichen gewidmet hat, sondern offenbart auch von vornherein nach Inhalt und Form die persönlichen Vorzüge, die diesen echt plattdeutschen Dichter vor so vielen plattdeutsch schreibenden, aber hochdeutsch denkenden Erzählern seiner Umgebung auszeichnen. Gleichwohl bedeutet Laus erstes Werk bei aller Vollwertigkeit nicht etwa Ziel oder Begrenzung seines dichterischen Könnens. Zwar handelt es sich hier wie in den folgenden Bänden („Ebb un Flot — Glück un Not", „Brandung", „In Luv un Lee") um Sammlungen von kurzen Erzählungen aus derselben eng umgrenzten Lebensgemeinschaft; aber wenn die Stücke in „Katenlüd" vorwiegend der Schilderung des geruhsamen Lebens im Schutze der behaglich sicheren Strohdächer gewidmet sind, so spielt in den folgenden Bänden, wie schon die Titel andeuten, der Kampf des Menschen von der Wasserkante mit dem wilden Meere eine an Umfang zunehmende Rolle, die eine Fortentwicklung der ihrer Aufgabe stets gewachsenen Kraft aus dem Idyllischen ins Hoch- und Höchst-Dramatische bedingt. Diese Kraft hat ihre starke Wurzel und Stütze zugleich in des Dichters absolut treffsicherem Blick für das Echte, der eine Beschränkung auf das Kernige unter Ausschaltung allen Flitter- und Beiwerks im Gefolge hat. Zwar hat Lau während des Krieges zwei weitere Bücher, eine die Mitarbeit der Daheimgebliebenen am Kriege behandelnde Novellensammlung „Helden to Hus" und seinen bisher einzigen Roman „Elsbe", in dem „en Stück Minschenleben" folgerichtig entwickelt wird, veröffentlicht; und hier strömt begreiflicherweise unter der Wirkung der patriotischen Zeitstimmung in die sonst von aller Sentimentalität freie plattdeutsche Welt allerlei Gefühlsmäßiges, das, an sich warm und sympathisch, in der Lauschen Kunst fremdkörperhaft wirkt. Aber selbst hier zwingt der Dichter seine Erzählung immer wieder auf den festen Boden zurück, dem plastisch geformte Menschen in unerschöpflicher Abschattung des Typischen, in ihrem Zusammenhang mit einer ungeschminkten Natur und den nur vom Dichterauge bis ins kleinste geschauten Lebewesen und leblosen Dingen verwachsen und zum Begriff der plattdeutschen Seele zusammenwachsen. Und das alles erzählt und geschildert in einer Sprache, die nach Treffsicherheit der gewählten Bilder, nach dem Reichtum des Vokabulariums, nach der Wiedergabe des Lautlichen und des deutlich vernehmbaren Tonfalles sich als ein an bodenständiger Echtheit unübertroffenes Plattdeutsch darstellt. Georg Hoffmann, Kiel.

Unsere am 25. August zur Ausgabe gelangende Nummer 4055 wird als

Holland-Nummer

in der bekannten hervorragenden Ausstattung unserer Sondernummern erscheinen. Sie soll dem deutschen Leser unser Nachbarland, mit dem uns seit Jahrhunderten enge Beziehungen politischer, wirtschaftlicher und kultureller Art verbinden, nahe bringen und dem Holländer ein Abbild seiner Heimat mit ihren schönen Städten, ihren künstlerischen Denkwürdigkeiten, reichen Kunstpflege und ihren wertvollen überseeischen Besitzungen bieten.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".

Zwei wertvolle Neuerscheinungen von Werken Goethes. Die Kulturhöhe des einzelnen Deutschen kann man an dem Verhältnis messen, das er zu unserem größten dichterischen Genius einnimmt. Noch immer besteht der Ruf „Mehr Goethe!" zurecht, den einst Rudolf Huch erschallen ließ, in dem Literaturchaos von heute sogar mehr als je. Nur wem Goethe zum Führer und Weggeleiter geworben ist, kann, ohne zu irren, durch das verworrene Gestrüpp des Literaturbetriebes unserer Tage den rechten Pfad finden, der ihn zum Tempel echter Poesie hinanführt. Bei der Fülle der Neuerscheinungen der Werke von und über Goethe ist es für den Laien schwer, die Spreu von dem Weizen zu sondern; es sei daher auf zwei Bücher nachdrücklich aufmerksam gemacht, die einen auszeichnenden Hinweis verdienen. Das eine

(Fortsetzung siehe S. 124.)

(Fortsetzung der „Literatur und Kunst“ von Seite 122.)

ist eine illustrierte „Faust“-Ausgabe, das andere das illustrierte „Märchen“ Goethes. Beide sind im Verlage J. J. Weber in Leipzig erschienen, in ihrem Bilderteil auf bestes Kunstdruckpapier gedruckt, solid gebunden und mit künstlerischem Umschlag ausgestattet, der „Faust“ ernst und würdig, das „Märchen“ in phantastischem Farbenzauber. Die Abbildungen zum „Faust“, erstem und zweitem Teil, die der rührige Goethe-Forscher Franz Neubert mit peinlichster Sorgfalt zusammengetragen und in einem ihren Wert kritisch abwägenden Vorwort erläutert hat, werden vielen die Dichtung erst anschaulich machen, zumal die sieben Handzeichnungen Goethes, die bisher noch nicht alle bekannt waren. Die übrigen 105 Bilder erhalten ihre Bedeutung dadurch, daß sie sämtlich nur von Zeitgenossen Goethes herrühren und das Urteil des Dichtes über die ihm bekannt gewordenen mitgeteilt wird. Die Einführung des Herausgebers, Prof. Dr. Max Heckers, belehrt den Leser darüber, wie durch neue Zeichensetzung und Rechtschreibung manche unklare „Faust“-Stelle erst durch die vorliegende Ausgabe dem Verständnis voll erschlossen werden konnte. — „Das Märchen“, dieses leuchtende Juwel phantasievoller, romantischer Poesie, gehört zu den tiefsinnigsten Schöpfungen Goethes, und viel ist bisher daran herumgeraten worden. Die prächtige Ausgabe wird das Entzücken jedes Bücherliebhabers erregen. Die im Geiste der Dichtung geschaffenen, farbenprangenden zehn Gemälde Hermann Hendricks, die das Buch in bewundernswerter Vierfarbendruckwiedergabe schmücken, atmen ganz den Geist des Märchens und machen seine wunderreichen Schönheiten dem Auge offenbar. Was es bedeutet, wie der Dichter sich darin mit der französischen Revolution auseinandersetzt, das möge man in dem Nachwort von Prof. Dr. Max Hecker nachlesen. Erst diese tiefschürfende Erläuterung macht das „Märchen“ verständlich und läßt diese Perle deutscher Dichtkunst im hellsten Lichte erstrahlen. Dr. Arthur Plo[illegible]

Johann Georg Seeger †. Am 10. Juli starb in Augsburg der bekannte Romanschriftsteller Johann Georg Seeger im Alter von 54 Jahren. Seinen Ruhm begründete er mit dem im Jahre 1919 erschienenen Roman „Kilian Kötzler“ und mit dem im Jahre 1920 erschienenen „Grillenbüchlein“, die zu den besten Werken der neueren Literatur zu rechnen sind.

Für die Frauenwelt.

Die Mode im kommenden Winter. Die Wintermode meint es in diesem Jahre mit den Frauen weniger gut als im vorigen. Der Unterschied zwischen den vorjährigen Modellen und den neuesten springt ziemlich stark ins Auge und mag aber das Tragen von Sachen, die oft an und für sich noch gut sind, verleiden. Die Kostümröcke veränderten sich am wenigsten. Sie sind teilweise noch recht eng (160 bis 180 cm weit), teilweise aber auch mit Faltengruppen versehen. Die Kleider aber — ob sie sich nun als Mantelkleid, Nachmittags- oder Abendkleid geben — haben sämtlich bedeutend weitere Röcke. Zu den sie kennzeichnenden besonderen Merkmalen gehört folgendes: Die Falten konzentrieren sich auf die Seiten, manchmal auch auf die Vorderpartie, während die rückwärtige glatt, faltenlos bleibt — eine gefährliche Mode! Es gibt ebenso viele Kleider, die die natürliche Taillenlinie betonen, wie solche, an denen die Taillen, ohne Schweifung, bis auf die Hüfte herabreichen, um hier mit dem Rock oder dem Doppelrock vereint zu werden. Von elementarer Rückwirkung auf die Gesamtsilhouette ist das Wiederdasein des Glockenschnittes. Noch sah ich keinen rund geschnittenen Kostümrock, wohl aber rund geschnittene Straßenkleider, auch solche, die durch halblange Capes vervollständigt werden. Was ich bis jetzt in dieser Art sah, gefiel mir nicht. Der weite Rock und darüber das weite Cape — das ist des Guten zu viel! Sehr schön sind die Winterkostüme, sie haben viel Linie und Stil. Vor allem erinnere ich daran, daß das strenge Schneiderkleid aus schwarzem oder ganz dunklem Velours de laine oder Marengostoff mit der fast wie eine Reitjacke gearbeiteten, dreiviertellangen Jacke mit stark abstehendem Schoß und einem knappen Röckchen momentan ein sehr gutes Renommee hat. Die dreiviertel- oder ganz lange Jacke dominiert. Immer ladet ihr Schoß weit aus, sei es, daß er rund geschnitten ist, sei es, daß er auf den Hüften eine gezogene oder in Falten gelegte Partie aufweist. Den größten Faltenreichtum — selbst an den genannten Schneiderjacken — auf die Hüfte zu konzentrieren und die Vorder- und Hinterpartie flach zu halten, gehört noch immer zu den Charakteristiken der Mode. An den Phantasiejacken sieht

man Kimono- und Raglanärmel ebensowohl als das erweiterte Armloch; die Ärmel laden am Handgelenk fast immer weit aus. Das Verbrämen der Kostüme mit Pelz ist trotz der hohen Pelzpreise, die stabil blieben, noch immer beliebt. Als Modepelz ist grau gefärbter Slinks (chinesisches Lammfell) anzusprechen. Auch sonst macht sich zum genannten Zweck eine gewisse Bevorzugung der grauen oder naturfarbigen Pelzarten bemerkbar, wie Schuppen, amerikanischer Opossum, Feh, grau gefärbter Karakal und Tibet, der, wie schon kürzlich erwähnt, ausgekämmt verarbeitet wird. Er allerdings wird mehr zur Garnitur von Mänteln als Jacken verwendet. Der große, eckige, mit Pelz ausgeschlagene Kragen ist noch immer sehr beliebt, jedenfalls infolge seiner hochpraktischen Qualitäten; er ist manchmal so groß, daß er, umgeschlagen, fast bis zur Taille herabreicht. Das eigentlich Neue ist der Schalkragen. Speziell aus grauem Slinks, fast bis zum Taillenschluß offen stehend, sieht er an den dunklen Velours-de-laine-Kostümen sehr kokett und elegant zugleich aus. Das Cape — ich sagte es schon — begleitet uns in den Herbst, seine Formen sind mannigfach. Außerordentlich einfach und sinnvoll für Sport- oder Strapazezwecke, höchst kompliziert für den Abend. Im ersten Fall aus dickem Wolltrikot, aus Flauschstoffen, aus großkarierten Plaids mi[t] Fransen, im letzteren Fall aus Seide, Samt, Sealplüsch oder Pelz. Viele Formen weise[n] nur noch lose Zusammenhänge mit dem Cape auf und machen uns mit einer [...] gesehenen Neuheit bekannt, und zwar: Seitlich liegen lose Bahnen, sie werden, a[m] unteren Rande verstürzt, am Mantel befestigt oder hängen, mit Pelz beschwert, ga[nz] frei — genau wie an den Kleidern. Die Straßenmäntel — und auch die lange[n] Jacken — sind zum großen Teil auf demselben Prinzip aufgebaut wie die Kleider, d. h. an den sehr langen Mantel- oder Jackenkörper fügt sich der eingereihte ode[r] rund geschnittene Schoß an, und die Besatzlinie ist der Gegenstand mannigfache[r] Variationen. Die tief auf der Hüfte angesetzten Röcke, Tuniken oder Schöße rege[ln] ganz automatisch ein selten heftig bekämpftes und gleich zäh verteidigtes Modedetail, die Rocklänge. Wer nicht ein übriges tun will an Geschmacklosigkeit, kann nicht ei[ne] Taille tragen, die bis auf die Hüfte herabreicht, und einen Rock, der knapp unterhal[b] der Knie endet. Eine geschmackvolle Länge des Rockes im Zusammenhang mit [der] langen Taille ergibt sich aus den Körperproportionen.

M. v. Suttner

Die letzte Herzogin von Kurland († 20. August 1821). Wenn es mit dem Kriegsausgang anders gekommen wäre, dann feierten die Balten as Gedächtnis ihrer sehr geliebten Herzogin in Wort, Bild und Rede. Nicht ur weil sie die „letzte" Herzogin war, die thron- und heimatlos ward, als die große atharina anno 1795 das Ostseeland dem länderhungrigen Kaiserreich einverleibte, ndern weil sie so schön wie gut und liebenswert war. Als Achtzehnjährige reichte : dem wohl dreimal älteren Herzog Peter Biron als dritte Frau die Hand zum :bensbunde und schenkte ihm sechs Kinder. Eine Tochter und der Erbprinz starben. ie übrigen vier Töchter wurden die an allen Höfen Europas berühmten, wegen ihres eichtums (denn die Herzogin, eine geborene Medem aus dem wohl ältesten baltischen delsgeschlecht, dem bei der Thronbesteigung die Grafenwürde verliehen wurde, galt ach dem Tode des Herzogs, 1800, als eine der reichsten Fürstinnen Europas) vielnworbenen „princesses de Curlande, die auf dem Wiener Kongreß im Jahre 1815 s Helferinnen Metternichs und Talleyrands in entgegengesetzten Lagern standen. Die erzogin war eine große Menschenfreundin und das, was man „eine schöne Seele" nannte. Auch politisch hatte sie durch ihre freundschaftlichen Beziehungen zu den regierenden Herren Europas eine große Macht, ohne sie auszunutzen. Von einer Napoleonschwärmerei heilte sie der Korse gründlich. In der deutschen Geistesgeschichte ist sie verewigt als Schwester Elisas von der Recke (geistlicher Liederdichterin und Entlarverin Cagliostros) und als Schloßherrin des berühmten „Musenhofes" zu Löbichau im Altenburgischen. Dort verbrachte sie ihre Sommer und versammelte um sich zu schöngeistigen Gesprächen einen Kreis bedeutender Männer jener Zeit wie Jean Paul, Anselm v. Feuerbach (den Vater und Kaspar-Hauser-Entdecker), den Berliner Kanzelredner Marheineke, Tiedge und kleinere Poeten sowie den baltischen Adel von den thüringischen und fränkischen Hochschulen. Als Taufpatin Theodor Körners, der auf Schloß Löbichau gute Zeit verlebte und verdichtete, ist sie Schiller lieb und wert gewesen. Den bedeutendsten zeitgenössischen Malern hat sie gesessen. Bis zum Tode (60 Jahre wurde sie alt) bewahrte sie einen fast mädchenhaften Liebreiz und äußere Unversehrtheit. Sie war zunächst in Löbichau beigesetzt, dann auf Schloß Sagan, wo ihre ganze Familie im Mausoleum ruht.

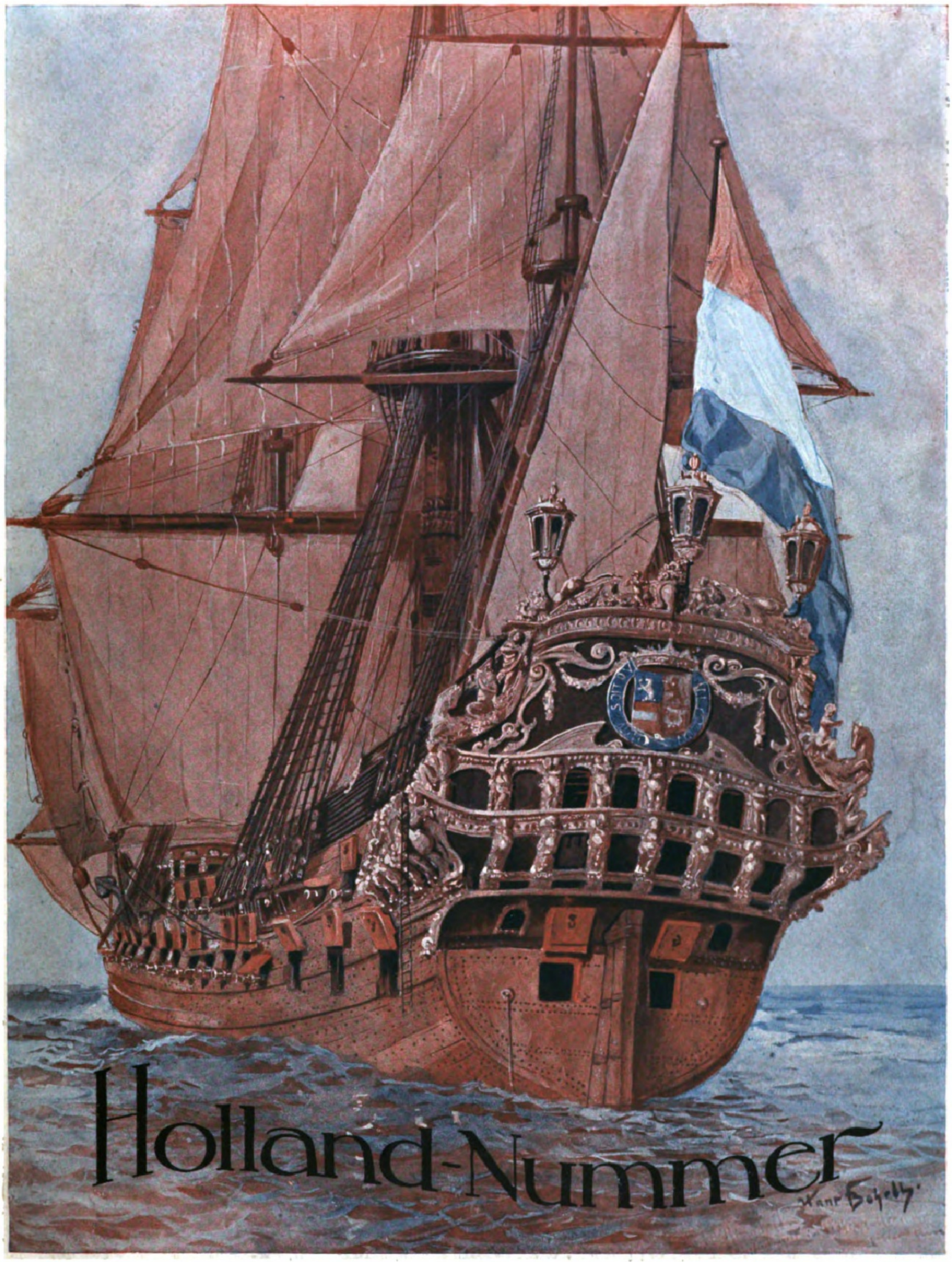
Hans Schoenfeld.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Redakteure Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J. J. WEBER, LEIPZIG

Nr. 4055 157. Band



 Nummer 4055. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4055. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 Mk. (Ausland 50 Mk.) Preis dieser Nummer 5 Mk. 50 Pfg. (Ausland 9 Mk.) Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 25. August 1921.

HARTMANN

Hoofd-fabriek Chemnitz

Locomotieven en tenders van elken bouw en spoorwijdte,
Stoommachines in liggenden en staanden bouw
Specialiteit: Stoommachines met Hartmann-Kerchove Zuiger-schuif-verdeeling,
Stoom-hamers voor algemeene smidsen,
Lucht-hamers, electrisch of met riemen bedreven,
Pompen voor stedelijke en particuliere waterwerken,
Compressors,
Stoomzuiger compressors,
Werktuigmachines van groote afmetingen,
Volledige strijkgaren spinnerij-inrichtingen, zoo als:
Voorbereidings-machines zoo als: wolven van elke soort,
Kaardmachines, zoo als: twee- en drie kaardsteken,
Spinmachines, zoo als Karspinmachines, Kopspinmachines,
Machines voor vilt- en hoedvormfabricage,
Machines voor wattenfabricage,
Machines voor boomwol-uitkerning-planten,
Tweernmolen in kop- en vleugelstelsel voor verschillende doeleinden,
Strenkgaren-droogmachines,
Spinwerktuigen van alle soorten,
Cokes-uitpersing- en ontwaterings machines,
Cokes-oven beschikking machines,
Coke-kolen-stamp-toestellen,
Coke-oven-vulling-wagens,
Machinale coke-blusch- en verlading-inrichtingen,
Pijp-leidingen,
Stoomketels, ketels met rookkanalen, vlampijpketels, gecombineerde ketels, waterpijpketels, vertikale pijpketels,
Stoom-Oververhitters, temperatuur-regulateurs,
Mechanische verwarmingstoestellen, Hartmann zelf-stokers,
Kolen-uitbrengingsplanten,
Transmissies,
Machines voor wasscherij- en desinfectie-planten.

Filiaal-fabriek Dresden

Dresden N 15, Industrie-terrein Albertstadt

Volledige inrichtingen voor Katoen-fijnspinnerijen, Kamgarengrofspinnerijen, Kamgaren-fijnspinnerijen, vlas-, hennep-, jute-, werk-, en werkafvalspinnerijen.

SÄCHSISCHE MASCHINENFABRIK VORM. RICH. HARTMANN A-G

CHEMNITZ

WIR HELFEN

IHNEN, IHRE WAREN
DEM KAUFKRÄFTIGEN
HOLLÄNDISCHEN PUBLIKUM

MUNDGERECHT

ANZUBIETEN, SO DASS EIN
ERFOLG SICHER IST. - FRAGEN
SIE UNS UM AUSFÜHRLICHEN
KOSTENANSCHLAG FÜR IHRE

REKLAME

KAMPAGNE. – SCHREIBEN SIE SOFORT

ABTEILUNG ANNONCEN

MASEREEUW & BOUTEN

DRUCKEREI — VERLAG

ROTTERDAM

POSTFACH 490.



Alle soorten

Draadnagels

zooals

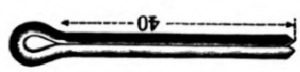
ronde en vierkante timmerspijkers, kistenspijkers, asphaltstiften, schoenspijkers, tacks en andere



levert

Dreher & Co., Draadnagelfabriek, Düsseldorf-Gerresheim.

Vertegenwoordiger voor Nederland:
de Heer Leopold Nabarro
AMSTERDAM, Heerengracht 44.



Alle Arten

Drahtstifte



als

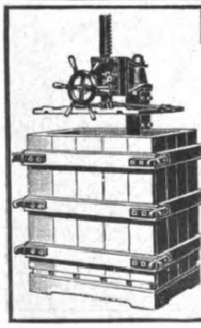
Baunägel, rund u. vierkantig, Kistennägel, Asphaltstifte, Schuhtacks, Schuhstifte und Splinte



liefert

Dreher & Co., Drahtstiftfabrik, Düsseldorf-Gerresheim.

Vertreter für Holland:
Herr Leopold Nabarro,
AMSTERDAM, Heerengracht 44.



Paal-Universal-Ballen-

PACKPRESSE

presst Abfall- oder Piano-Papiere und Pappen Lumpen, Baumwolle, Tabak, Kork, Blechabfälle usw. in feste, versandfähige Ballen.

Paal's Packpressenfabrik m.b.H., Osnabrück 28.

Brolon-Kapsel

Ein Schmuck jeder Flasche!

VORNEHMSTE AUFMACHUNG

für Parfüms, Spezialitäten, Nahrungs-, Genuß- und technische Mittel.

Erhöht den Verkaufswert jeder Packung!

Schmiegt sich ohne Faden und Draht von selbst luft- und keimdicht an Gefäß und Stöpsel an. Durchsichtig und undurchsichtig in vielen Farben für Flaschen und andere Gefäße von 6-50 mm äußerem Randdurchmesser.

Muster (äußeren Randdurchmesser angeben!) Gebrauchsanweisung, Preisliste



CHEMISCHE FABRIK VON HEYDEN AKTIENGESELLSCHAFT, RADEBEUL-DRESDEN

Allgemeine Notizen.

Deutschlands Wiederaufbau ist in allererster Linie von seinem Handelsverkehr mit dem Ausland abhängig. Neue Verbindungen müssen den Absatz der deutschen Waren erschließen und fördern. In dieser Erkenntnis statten wir unsere im Auslande ohnehin stark verbreitete „Illustrirte Zeitung“ von Zeit zu Zeit als Auslands-Sondernummern aus. Unsere Nummer 4037 vom 16. Dezember 1920 erschien als Spanien-Sondernummer; die vorliegende Nummer 4055 vom 25. August 1921 ist dem uns befreundeten Nachbarlande Holland gewidmet.

Neuer Reiseweg nach Holland. Ein neuer Schnellzugweg führt jetzt von Bremen über Oldenburg und Leer nach Neuschanz und Groningen. Die Verbindung hat auch mit den übrigen Teilen Norddeutschlands gute Anschlüsse. Fährt man vom Lehrter Bahnhof in Berlin 8 Uhr vormittags ab, von Leipzig 6 Uhr 24 Min., von Halle a. S. 7 Uhr 11 Min., von Magdeburg 8 Uhr 48 Min., von Hamburg 11 Uhr 24 Min., so erreicht man in Bremen einen D-Zug um 2 Uhr nachmittags nach Oldenburg, mit dem man 5 Uhr 32 Min. in Neuschanz und 6 Uhr 58 Min. in Groningen ist. Utrecht erreicht man 10 Uhr 32 Min., Rotterdam 11 Uhr 39 Min., den Haag 11 Uhr 51 Min., Amsterdam 11 Uhr 20 Min.

In der holländischen Residenzstadt Haag hält die Gesellschaft für internationales Recht (International Law Association) vom 30. August bis zum 4. September d. J. ihren 30. internationalen Kongreß ab. Die unter Geheimrat Prof. Dr. Niemeyers Leitung stehende deutsche Sektion dieser Gesellschaft, die „Deutsche Vereinigung für internationales Recht“ hat bereits vor längerer Zeit die Einladung zu der Tagung, auf der u. a. Fragen des internationalen Seerechts und des Völkerbundes behandelt werden sollen, erhalten. Zu Delegierten der deutschen Sektion sind außer ihrem Vorsitzenden bestimmt worden: Geheimrat Dove, Geheimrat Dr. Katz, Prof. Dr. Manes, Prof. Dr. Schücking, Dr. Sieveking, Reichsminister a. D. Dr. Simons, Dr. Wehberg.

Die Gründung des Koninklijke Hollandsche Lloyd (Königlich Holländischer Lloyd) in Amsterdam ist eine der erfolgreichsten Taten holländischer Schiffahrts-Unternehmungen. Gegründet mit einem Kapital von 50000000 Gulden, zum heutigen Kurs ungefähr 1250 Millionen Mark, besitzt diese Schiffahrtsgesellschaft gegenwärtig eine Flotte von 16 prächtigen Schiffen für Passagier-, Fracht-

und Postdienst, von denen einige wahre schwimmende Paläste sind; fünf weitere Schiffe liegen auf Stapel, von denen zwei für den Passagierverkehr bestimmt sind. Alle Dampfer zeichnen sich durch Luxus und Komfort aus; die Küche wird vom reisenden Publikum besonders gerühmt. Gleichzeitig wurde von der Gesellschaft nichts außer aller Acht gelassen, um die Sicherheit der Passagiere auf ihren langen Reisen zu gewährleisten. Die Dampfer sind versehen mit den allerstärksten Stationen für drahtlose Telegraphie, einem System von wasserdichten Schotten, Stone Lloyds Unterwasser-Alarmglocken, Claytons Feuerlöschapparaten usw. usw., so daß die Passagiere sich in der Tat so sicher fühlen dürfen wie auf dem Festland.

Für Hütten- und Gießerei-Bedarf, Eisenbahnbedarf, Werkzeuge usw. usw. verweisen wir empfehlend auf die ganzseitige Repräsentationsanzeige der Deutschen Werke A.-G., Berlin W. 9 auf Seite 130 der vorliegenden Nummer.

Die Maschinenfabrik Kaiser & Co., A. G. in Kassel, die auf Seite 134 dieser Nummer mit einer Ankündigung vertreten ist, blickt dieses Jahr auf eine erfolgreiche Schaffenszeit von 30 Jahren zurück. In dieser Zeit sind ganz hervorragende Ingenieurbauten aus ihren Werkstätten hervorgegangen, womit sich Kaiser & Co. im Bau neuzeitlicher Verladeanlagen eine führende Stellung errungen haben.

Der Bund der Auslandsdeutschen hat neben der wichtigen Aufgabe, dem Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens durch Wiedererrichtung der vernichteten Existenzen der Auslandsdeutschen, unsere Pioniere des deutschen Außenhandels, auch die Fragen der ergänzenden Fürsorge zu lösen. Dazu gehört unter anderm die Versorgung derjenigen alten, gebrechlichen Auslandsdeutschen, die infolge ihres Alters und ihrer Mittellosigkeit nicht wieder ins Ausland zurückkehren können, die sich aber auch aus den gleichen Gründen im Inlande eine neue Existenz nicht aufzubauen vermögen. Ihnen soll in Garnsdorf—Saalfeld (Thüringen) ein Altersheim errichtet werden, wo sie ihren Lebensabend sorglos und friedlich in der deutschen Heimat beschließen können. Hierzu muß ein Betrag von mindestens einer Million Mk. festgelegt werden, dessen Zinsen für die Einrichtung und laufende Unterhaltung verwendet werden sollen. Die Eröffnung des Heims soll bereits Mitte Oktober d. J. mit zunächst 50 bis 60 Betten erfolgen. Die führenden Kreise des deutschen Handels und der deutschen Industrie werden gebeten, durch Zeichnung eines namhaften Betrages das

Werk zu unterstützen und sich insbesondere an der Bildung des Stammkapitals für das Altersheim zu beteiligen. Als bleibende Erinnerung sollen die Namen der Spender in dem im Heim aufliegenden „Goldenen Buch“ als Denkmal an deutsche Treue der Nachwelt erhalten bleiben. Einzahlungen werden erbeten auf Postscheckkonto Leipzig Nr. 36065 oder auf das Spezialkonto „Altersheim“ bei der Allgemeinen Deutschen Creditanstalt, Leipzig, und deren Zweigstellen. Der Landesverband verwaltet die Spenden getrennt von den Bundesgeldern und haftet für deren ordnungsmäßige Verwendung. Die Abrechnung erfolgt unter Kontrolle der Regierung öffentlich.

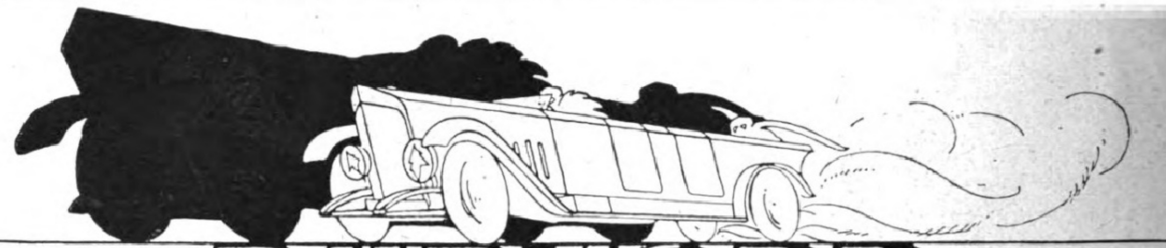
Veränderungen im Aufbau der Frankfurter Messe. Die wiederum gestiegene Ausstellerzahl und das Fertigwerden einer Reihe von Neu- und Erweiterungsbauten haben eine teilweise Verschiebung in der Unterbringung der Branchen nötig gemacht. Die Textilgruppe wird außer der Festhalle im Herbst über die ganze Osthalle A verfügen. Beleuchtungskörper und Raucherartikel werden aus Haus Offenbach nach der Westhalle C bezw. den Tabakhallen verlegt, wodurch im Hause Offenbach für Lederwaren, Parfümerie- und Toiletteartikel wesentlich mehr Raum gewonnen wird. Medizin, Chirurgie und Sportartikel kommen aus Osthalle A und Osthalle D nach Osthalle B. Aus dieser ist die elektrotechnische Industrie nach Westhalle C vorübergehend, d. h. bis zur Errichtung einer großen Industriehalle verlegt worden, für die die Arbeiten nach der Herbstmesse in Angriff genommen werden. Der südliche Teil der Osthalle B wird zur vorläufigen Erweiterung der in der Südhalle untergebrachten Maschinenindustrien in Anspruch genommen sein. Das Kunstgewerbe und die glänzend beschickte Buchmesse werden im Hause Werkbund untergebracht, ein Teil des Kunstgewerbes auch in der von der Gruppe Sportartikel geräumten, zum Herbst erweiterten Osthalle D. Das abseits des Hohenzollernplatzes gelegene Westendhaus, das im Frühjahr durch sogenannte wilde Meßhallen beeinträchtigt wurde, wird nicht mehr belegt. Spielwaren und Lehrmittel kommen in das weit besser gelegene und geeignete Goethemeßhaus, das früher das Kunstgewerbe beherbergte. In der Belegung von Bismarck- und Gewerbemeßhaus ist keine Änderung eingetreten. Die Fahrzeugindustrie wird zum Herbst im Meßhaus Elbestraße untergebracht sein, das dadurch zum ersten Mal vom Meßamt offiziell in Anspruch genommen wird.

Reisezeit. So gern man sich für kurze Zeit auch völlig freimachen möchte von Geschäft und geschäftlichen Dingen, den schaffenden Chef, den denkenden Beamten, den strebsamen Angestellten verfolgen Beruf und Geschäft auch auf Reisen. In diesem Bewußtsein wird man vor allem die Soennecken-Goldfüllfeder mit deren Füllflasche — beide laufen nicht aus — mitnehmen, wohl auch das treffliche Soennecken-Ringbuch.

Die neueste schweizerische Bergbahn, eine der interessantesten Bahnanlagen und die einzige seit Kriegsausbruch gebaute, wurde kürzlich dem Betrieb übergeben. Sie fährt von Ambri—Piotta (1010 m) im Tessin nach dem Ritom-See (1795 m), der zur Speisung des elektrischen Werkes für den Betrieb der Gotthardbahn verwendet wird. Die nutzbare Wassermenge des Sees beträgt 26 Millionen Kubikmeter. Die Reize der südländischen Landschaft in Verbindung mit der hochinteressanten Kraftanlage sind geeignet, sowohl auf Vergnügungsreisende als auch auf Fachleute besondere Anziehungskraft auszuüben.

Die Geschwindigkeit der Schnellzüge auf den deutschen Eisenbahnen ist seit Beginn des Krieges gewaltig gesunken. Während die größte Geschwindigkeit vor dem Kriege mit 88 Kilometer in der Stunde auf der Strecke Berlin—Hamburg erreicht wurde, kam sie nach dem Kriege im allgemeinen nicht über 55 bis 60 Kilometer hinaus. Erst im neuen Fahrplan ist auf einzelnen Strecken eine Erhöhung der Zuggeschwindigkeiten eingetreten. Der schnellste Zug in Deutschland verkehrt gegenwärtig auf der Strecke Berlin—Hannover, er erreicht auf der Teilstrecke Stendal—Hannover, welche Strecke von 151 Kilom[illegible] in 2 Stunden 1 Minute zurücklegt, die ganz respekta[illegible] geschwindigkeit von 75 Kilometer die Stunde. [illegible] schnellste Zug in Sachsen fährt auf der Linie [illegible]—Leipzig, er erreicht auf der Teilstrecke Dresde[illegible] eine Stundengeschwindigkeit von 70 Kilometern.

Neuerlicher Erfolg deutscher Reifen im [illegible]. Das zum dritten Mal vom Dänischen Motorklub [illegible]staltete Geschwindigkeitsrennen auf dem Badestra[illegible] der dänischen Insel Fanö gab den deutschen Reifen [illegible] Gelegenheit, sich mit solchen des stark vertretenen [illegible]landes zu messen. Sieger sowohl im Vorgabefahren als auch im Hauptrennen wurde Jörns auf Opel mit Continental-Reifen, so daß diese Reifenmarke schon den dritten Auslandsrennerfolg in diesem Jahr buchen kann.




Lohmann
KAKAO
Neugebaur & Lohmann
Kakao und Schokoladenfabrik
Emmerich a/Rh. Gegründet 1852
SCHOKOLADE


Pianinos Flügel
WILHELM SCHIMMEL
Hof-Pianofortefabrikant
LEIPZIG
Weißestr. 20-24


August Stösslein, Werkstätten für Friedhofskunst, Dresden A. 21
Künstlerische Grabdenkmäler in einfacher und reicher Gestaltung.
Kriegerehrungen, Mausoleen usw.
Lieferung einschließl. Aufstellung nach allen Plätzen, auch nach dem Auslande
Beste Empfehlungen.
Entwurf gesetzlich geschützt.
Nr. 320. Grabmal auf dem Friedhof in Radeburg i. Sa.


Achtung!
Musikinstrumente
Harmonikas
Wiener-Accordeons
„Marke Schubertus"
liefert in der bekannten soliden u. erstklassigen Ausführung die
Harmonika-Fabrik
Ernst Schubert, Zwota i. Sa.
Verlangen Sie bitte Hauptpreisliste.


NG-Busch
Brillengläser
sind auf Grund der Tscherning-Gullstrand'schen Forschungen errechnet und vervollkommnet; sie gewährleisten:
Deutliches Sehen in jeder Blickrichtung!
Nitsche u. Günther Optische Werke Rathenow
Emil Busch A.-G. Optische Industrie Rathenow
NG-Busch Brillengläser sind in den optischen Ladengeschäften erhältlich.
Um uns vor minderwertigen Erzeugnissen zu schützen, die in letzter Zeit auch unter dem Namen „Menisken" massenhaft in den Handel gekommen sind, verwenden wir diese Bezeichnung nicht mehr, sondern bitten, nur noch auf das in jedes Glas geätzte Markenzeichen NGB zu achten.


Dr. Dralle's
Birken-Haarwasser
Dr. Dralle's Birken-Haarwasser
Die seit 30 Jahren bewährte Originalmarke M.15- und M.25-
Dralle's balsamische Birkenseife Stück M. 7.50.

Völlig neue Wege

zur Erhaltung und Förderung des Haarwuchses

hat in der deutschen Medizinischen Wochenschrift **1920 Nr. 6** kein Geringerer als der große Ernährungsphysiologe Geh. Rat Prof. Dr. Zuntz gewiesen, indem er den Nachweis erbrachte, daß **unsere** gewöhnliche Nahrung meist sehr arm an den besonderen Nährstoffen ist, deren die Haare zu ihrer Entwicklung und Erhaltung bedürfen; daß in den meisten Fällen der Verfall der Haare auf diesem Mangel an geeigneten Nährstoffen mit beruht und daß wir also, um den Haarwuchs wieder auf seine volle, **normale Entwicklung** zu bringen, unsere gewöhnliche Nahrung durch diese Sondernährstoffe ergänzen müssen. Er hat zu diesem Zwecke die gesamten, für die Bildung von Haarsubstanz in Betracht kommenden Nährstoffe in ein bequem zu nehmendes und leicht verdauliches Präparat gebracht: die Humagsolan-Tabletten. Sie stellen eine eigene, ganz neue, bisher unbekannte, aber außerordentlich wichtige Klasse der **Haarwuchsmittel** dar: **ein diätetisches Haar-Nährmittel.** — Gewiß wird auch in Zukunft sorgfältige und gewissenhafte Pflege des Haares genau so unentbehrlich sein wie die äußerliche Behandlung ausgesprochener Haarkrankheiten durch Salben, Tinkturen, Bestrahlung, Massage usw. Der volle Erfolg jeder Haarkur kann **aber nur bei gleichzeitiger, reichlicher und richtiger Ernährung der Haarwurzeln eintreten.** Diese Ernährung ist nach dem heutigen Stande der Wissenschaft in wirksamer Weise nur von innen heraus möglich. Äußerliche Mittel, die nach der Methode von Prof. Zuntz hergestellt sind, gibt es nicht. Anpreisungen von **Haarwässern** unter Berufung auf die Zuntz'schen Forschungen sind daher eine bewußte Irreführung **des Publikums. Bei** der Anwendung des Zuntz'schen Präparates in der breiteren Praxis ist die Richtigkeit seiner Entdeckung vollauf bestätigt worden. — In vielen Fällen hat lediglich durch Ergänzung der Nahrung mit **Humagsolan**, ohne jede andere Behandlung, Haarausfall vollständig aufgehört; vielfach erscheint das Haar sogar **dichter wieder**, als es ursprünglich war! Ferner liegen bereits eine Reihe ärztlicher Veröffentlichungen in **der medizinischen** Fachpresse vor, die übereinstimmend bekunden, daß auch bei der ärztlichen Behandlung eigentlicher **Haarerkrankungen** der Erfolg bei gleichzeitiger Verabreichung von Humagsolan **ganz wesentlich besser war als ohne** diese; ja, daß verschiedentlich erst bei gleichzeitiger Verabreichung von Humagsolan **überhaupt ein Erfolg eintrat!** — Im Gegensatz zu zahllosen zweifelhaften Erzeugnissen spekulativen Charakters stellen somit **die Humagsolan-**Tabletten ein auf streng wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Präparat dar, für dessen **Ernsthaftigkeit** schon der in der ganzen Welt bekannte Name des großen Forschers eine Gewähr ist. Niemand, dem **ernstlich** an der Erhaltung seines Haares gelegen ist, wird in Zukunft an dieser Erfindung achtlos **vorübergehen können.** Die Humagsolan-Tabletten sind in Apotheken, Drogerien und guten Parfümeriegeschäften **erhältlich. Ausführliche** Broschüre über die Zuntz'sche Theorie „Haarwuchs durch Ernährung" und sein allein echtes **Originalpräparat** Humagsolan versendet die von Prof. Zuntz mit der Alleinherstellung betraute Firma Fattinger & Co., G.m.b.H., Berlin O 34, bei ausdrücklicher Bezugnahme auf diese Anzeige kostenlos, portofrei und **völlig unverbindlich** für Sie.



ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Nr. 4055 157. Band



Die Frau des Fischers. Nach einem Aquarell von Hans v. Bartels.

DEUTSCHLAND UND HOLLAND

VON FRANZ DÜLBERG

Wenn man zu einer Klärung der Frage, was Deutschland und Holland einander sein können, den Ausgangspunkt von den Persönlichkeiten der beiden anerkannt größten Vertreter beider Nationen nehmen will, so tut man gut, nicht zu vergessen, daß Rembrandt van Ryn ein tragischer Mensch in einem untragischen Lande, Wolfgang Goethe eine untragische Erscheinung in einem aufs Tragische hinausgehenden Volke gewesen ist. Die Unbedingtheit, mit der Rembrandt, die wenigen Jahre seiner ersten Amsterdamer Blütezeit ausgenommen, das von ihm als künstlerisches und seelisches Problem Erkannte allen Wünschen hochmögender Auftraggeber voranstellte, die Rücksichtslosigkeit, mit der er im kirchenstrengen Amsterdam eine gesetzlich nicht bestätigte zweite Ehe mit dem „Bauernmädchen aus Ransdorp" einging, ließen seine bürgerliche Existenz scheitern in einem Lande, dessen Ruhm in der neuesten Zeit im klugen Vermitteln und Ausgleichen liegt. Goethes Fähigkeit, die Dinge in ihrer eigenen Sprache zu ihm reden zu lassen, seine Genialität der Zeiteinteilung ließen ihn eine ungeheure Fülle der fruchtbarsten menschlichen Beziehungen finden und die widerstreitendsten Beschäftigungen heilsam vereinen in einem Volk, das eine außergewöhnliche Begabung für den Konflikt hat, und dessen Geschichte ein unerfreuliches Abwechseln zwischen Weltherrschaftsstreben und innerer Zerrissenheit das Gepräge gibt. Geltung behält bei dieser Vertreterwahl, daß der Niederländer auf die unmittelbare, plastisch-malerische Erfassung der Dinge ohne Vermittlung des Worts und Begriffs, der Deutsche auf die Beherrschung der Erlebnisse durch das Wort und auf ihre Hinüberführung in das sinnvoll geordnete Reich der Töne eingestellt ist, womit ich natürlich weder an der Tatsache des Vorhandenseins holländischer Dichter, Musiker und Philosophen noch am berechtigten Ruhme deutscher Maler und Radierer rütteln will.

Der niederdeutsche Teil des deutschen Volkes sieht in Holland die Verwirklichung der Rasseeigenart, die daheim seit Luthers Bibelübersetzung der Einheit des großen Volksganzen manches Opfer bringen mußte. Ehe man sich darüber wundert, daß solche nordwestdeutsche Verwandtschaftsgefühle nicht mit gleichem Eifer in Amsterdam gepflegt werden, erinnere man sich, daß Holland nur kurze Zeit, und zwar auf dem Wege über das französische Burgund, zu Deutschland gekommen war, und daß ein harter, achtzigjähriger Befreiungskampf gegen eine Macht geführt werden mußte, die zugleich Spanien und Österreich hieß. Daß Holland die Weltmachtstellung, zu der es um 1650 aufgestiegen war, hauptsächlich wegen seiner fast lächerlich kleinen Volksbasis nicht behaupten konnte, wird von holländischen Historikern heute unumwunden zugegeben, als die letzte, durch eigene Fehler versäumte Gelegenheit, wieder Großmacht zu werden, die kurze Epoche des Königreichs der Vereinigten Niederlande von 1815 bis 1830 bezeichnet. Dennoch wird man die Wahlentscheidung fast immer in diesem Sinne vernehmen: Lieber klein sein und dabei gänzlich „man selber" bleiben, als groß werden im Anschluß an den uns allzu ähnlichen Freund. Gewiß hat zu dieser Stimmung die Herrschaft des Uniformgeistes, der übersteigerten Anforderungen, die der Staat an den Einzelnen stellte, im Deutschland nach 1871 das Ihrige beigetragen. Aber auch einem geistig erneuerten, vielleicht noch einmal „romantisch" gewordenen Deutschland wird Holland gern verstehend nahe, aber lieber nicht verbunden oder verbündet bleiben wollen.

In dieser nun einmal ergriffenen Geistesrichtung liegt ein Verzicht von großer Tragweite, und man muß es den Holländern lassen, daß sie den Konsequenzen dieses Verzichts mit dem vollen männlich bewußten Annehmen des erwählten Schicksals gerecht geworden sind. Dem heutigen Deutschland steht Holland als ein zwar kleines, aber gerüstetes und wohlhabendes einem noch immer großen, aber verarmten und zur Wehrlosigkeit gezwungenen Lande gegenüber. Die Kräfte sind also in ihrer Gesamtsumme ungefähr gleich, und so werden wir Deutsche auf vielleicht ziemlich lange hinaus mehr von der klugen und gerechten Vermittlungs-, Ausgleichs- und Beharrungspolitik lernen können, die die verantwortlichen Führer der auswärtigen Geschäfte Hollands während des Weltkrieges, Loudon und van Karnebeek, im ganzen mit vollem Gelingen zu führen verstanden, als von Bismarcks Großtaten, deren grundlegende Baugesinnung wir jedenfalls auf verkleinerte Raumverhältnisse anwenden müßten. Welche Unzahl von Klippen zu umschiffen waren, um Holland aus den fünf Gewitterjahren selbst in seinen fern vom Mutterlande gelegenen Kolonien unangetastet, beim Sieger wie beim Besiegten geachtet, hinauszubringen, lehrt ein lesenswertes, im Verlag von Perthes in Gotha deutsch erschienenes Buch „Die Stellung Hollands im Weltkriege", das den hervorragenden, warm für Deutschland fühlenden holländischen Staatshistoriker Dr. N. Japikse zum Verfasser hat. In etwas wurde freilich die Lage Hollands dadurch erleichtert, daß es als das Land des Völkerrechtslehrers Hugo Grotius und als Sitz der Friedenskonferenzen sich einen sicheren Ruf als das Palladium ausgleichender Gerechtigkeit erworben hatte.

Holland, das jetzt den Resten unserer Kaiserpracht ein vornehm einfaches Heim geboten hat, vermochte sich sein durch Märtyrerblut mit dem Volk verbundenes Fürstenhaus über alle sozialrevolutionären Krisen hin zu erhalten. Freilich — und auch hier sieht man wieder die freiwillige Selbstbescheidung — waren und sind die Oranier keine flammenden Heerkönige, sondern schon seit dem 17. Jahrhundert gewissermaßen in erblichem Vertrauensverhältnis angestellte Herolde des Volkswillens. Der tatsächlich regierende Parlamentarismus hat sich auch in schweren Tagen einen Ton breiten Humors zu bewahren gewußt, den man unseren Reichs- und Landtagen im Geiste besinnlicher Menschlichkeit wünschen möchte.

Es wird vielleicht noch lange bei uns hin und her gestritten werden, ob eine trotzige Beschränkung auf eigenes Geistesgut oder die erneute Fühlungnahme mit den Kulturen der Sieger für Deutschlands Wiederaufrichtung der richtige Heilsweg ist. Wahrscheinlich werden beide Wege in wohlberechneter Abpaarung der Spaziergänger betreten werden müssen. Jedenfalls nahm Deutschland in der Zeit, in der es uns am deutschesten vorkommt, die Stoffgerüste seiner Ritterepen, die Stilformen seiner Kirchenskulpturen aus Frankreich, demselben Frankreich, das schon vor Monaten jetzt wieder bewies, daß seine Opernhäuser ohne Wagner nicht auskommen können. Da ist es wesentlich, zu wissen, daß Holland, so eigenartig und gefestigt in seiner Wesenheit, daß ihm in diesem Sinne das spöttisch gespendete Beiwort des „chinesischen" als Ehrenbezeichnung zukommt, zugleich ein Brückenland sein kann, zwischen dem nach Stamm und Sprache am nächsten verwandten Deutschland und Frankreich, England und Belgien.

Frankreich, das schon in der burgundischen Zeit hervorragende Künstler aus Holland bezog, drang mit seiner reich durchgeformten Sprache schon im 16. Jahrhundert in das „Nederduytsch" der regierenden und verwaltenden Stände Hollands ein. Im 18. Jahrhundert wurden die heute am meisten bewunderten französischen Kupferwerke in Amsterdam und im Haag gedruckt. Das französische Literaturgespräch und der französische Sprachgebrauch des gebildeten Holländers haben einen leisen Stich ins Altmodische; es hat etwas Rührendes, in einem Utrechter Klub alte Herren von Voltaire, Lamartine und Victor Hugo sprechen zu hören. Vincent van Gogh, der frühverzehrte Meister der klagend lauten Farben und Linien, steht sowohl in der französischen als auch in der holländischen Kunstentwicklung. Es gibt holländische Vorkämpfer des geistigen Frankreichs, Männer, die nicht nur auf den Boulevards, sondern auch in stillen Gelehrtenvillen in Passy heimisch sind, wie den prachtvoll regsamen Johan de Meester, die allen ehrlich nach Gestaltung und Bekundung ringenden deutschen Geistesstrebungen offenstehen.



Das holländische Königshaus.
Nach photographischen Aufnahmen von H. Deutmann, Haag.

Mit England sieht sich Holland in fast allen Formen und Regeln des Familienlebens, im Klubwesen und Parlamentarismus und in dem Einfluß, den theologische Einordnungen auf das Tagesleben haben, verbunden. Falsch wäre es, hier von einer Nachahmung des Britentums durch die Holländer zu reden; in vielen Fällen hat England — ein genialer Erbe — Einrichtungen der viel älteren Kolonialmacht geschickt übernommen und seinen größeren Verhältnissen gemäß ausgedehnt. Die Erinnerungen des Burenkrieges, der manchen führenden Holländer veranlaßte, alle Londoner Beziehungen abzubrechen, sorgen noch heute dafür, daß es mit der Gefahr eines Aufgehens der kleineren Nation in Sitte und Lebensschnitt der heute noch weltumspannendsten gute Wege hat; ein den Kern treffender Unterschied ist beispielsweise die viel breitbeinigere unfeierliche Art, mit der der Holländer seinen Kolonialen, besonders den Javanern gegenübersteht im Vergleich zu der Fremdheit, die den Engländer selbst vom Bengalen trennt. Immerhin: der Sinn für klare Geschäfte und für sichere, einfache Verkehrsform, der den Engländer von guter Rasse auszeichnet, ist auch ein hervorragendes holländisches Kennzeichen, und wer es mit Holländern gut zu treffen gewußt hat, der wird, bei freilich notwendiger strafferer Haltung, auch in England seinen Mann stehen können.

Man sollte meinen, daß Holland, das wiederholt in seinem staatlichen Schicksal mit Belgien verknüpft war, ganz besonders berufen sein müsse, die schwierige Vermittlerrolle zwischen Deutschland und Belgien zu übernehmen. Hier zeigt es sich nun, daß die natürliche Rivalität der beiden auf das Hinterland des deutschen Kohlengebietes angewiesenen Welthäfen Rotterdam und Antwerpen, aber auch die starke Gefühlsverschiedenheit des Holländers vom Belgier eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielt. Der Belgier ist laut, der Mann des Elans und der stürmisch werbenden Liebenswürdigkeit. Die Tatsache, daß Belgien zum Dank für die seinen Volksgenossen während des Weltkrieges erwiesene Gastfreundschaft als einzige von allen Nationen Holland nach Friedensschluß eine lange Rechnung über angeblich bei der Trennung beider Länder im Jahre 1839 vergessene Hoheitsrechte präsentierte, hat nördlich von Rozendaal die Neigung nicht gerade verstärkt, sich mit belgischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Dennoch sieht die reichliche Hälfte der Belgier, die mit den Holländern aufs allernächste sprachverwandten Vlamen, ihr geistiges Zentrum nicht in dem durch den Kriegsausgang wohl auf lange hinaus wieder französisch gewordenen Brüssel, sondern im Haag und in Amsterdam. Sie finden das Echo ihrer Bestrebungen in der großniederländischen Bewegung, die die niederländische Sprache und Sitte auch außerhalb der Grenzpfähle Hollands zu schützen sucht. Die Dichter und Publizisten, die für diese Bewegung eintreten, allen voran der bald vierundsiebzigjährige, in seiner herben Gesellschaftskritik an Strindberg erinnernde Romandichter und Dramatiker Marcellus Emants, ferner Männer wie Gerard van Hulzen, Nico van Suchtelen, Leo Simons und Cornelis Karel Elout, verdienen die wärmste und tätigste Teilnahme derjenigen Deutschen, die nicht verlernt haben, sich als einen Teil Germaniens zu fühlen.

In einer deutschen Zeitschrift braucht den Holländern nicht gesagt zu werden, was sie an geistigen und wirtschaftlichen Werten aus Deutschland beziehen können. Die deutsche Kohle, das deutsche Chemieprodukt, das deutsche technische Handbuch genießen in Holland alles Ansehen, das sie beanspruchen können. Und wenn man Bachs Matthäuspassion und Mahlers Symphonien nirgends vollendeter hören kann als in Amsterdam, so bleibt vielleicht nur zu wünschen, daß der Austausch des Dramas und Romans zwischen beiden Ländern noch etwas mehr den besonderen Neigungen bestimmter, anscheinend von den Verlegern privilegierter Übersetzer entzogen und nach dem Gesichtspunkt der Mehrung des Völkerverständnisses vorgenommen werden möchte. Beide Nationen wollen einander im wesentlichen nicht anders, als wie sie einander bereits gefunden haben: deutscher Schwung, deutsche tätige Sehnsucht, deutsche Lebensleidenschaft, holländische gutmütig heitere Kritik, holländisches klug verwaltendes Besitzertum, holländische Lebenssicherheit.



Der Singel in Amsterdam. Nach einem Gemälde von Hans Herrmann.

AN DIE NIEDERLANDE. / VON ALBERT VERWEY.

Nach allen Seiten glänzt mein Niederland
Gleich einem blumenreichen Gartengrunde
Mit blonden Hügeln in zärtlichem Bunde,
Und Äcker, prangend neben Silbersand.

Und wie mich Wind umspielt am Dünenrand,
Seh ich die Dörfer, glaub die Stadt gefunden
Und fühl das Meer mich und das Land umrunden,
Hör Wogen bäumend brechen auf dem Strand.

Und endlos hoch wölbt sich der neue Himmel,
Den jährlich Frühlingsfarb' und -Sang entfacht
Mit Spiel von Sonn' und Wolk' und Dampfgewimmel.

Und wieder thron ich ob der alten Pracht,
Aufs neu entzückt, auf meinem hohen Schemel,
Dichter, der ich mein Land das schönste acht.

DIE GROSSE DES KLEINEN HOLLANDS

VON JAN FEITH



Holländischer Fischer. Nach einem Aquarell von Hans Herrmann.

Ich schicke, in aller Bescheidenheit als Holländer, voraus, daß die Sondernummer der „Illustrirten Zeitung“, die meinem Lande gewidmet ist, nicht den Zweck hat, die Niederlande von und für Deutschland zu entdecken. Ich würde in diesem Falle die verantwortliche Aufgabe als moderner europäischer Kolumbus, der irgendwo am Nordseestrand das kleine Holland findet, nicht auf mich nehmen dürfen. Etwas anderes ist es, als Holländer Angehörigen anderer Länder etwas über unser Land mitzuteilen.

Ich wähle absichtlich für meinen Aufsatz einen Titel, in dem mit unserem sprichwörtlich kleinen Land kokettiert wird. Wir sind tatsächlich in geographischem Vergleich zu der übrigen Welt fast lächerlich klein. In genauen Zahlen ausgedrückt, umfaßt unser Land nicht mehr als die sehr bescheidene Fläche von noch nicht einmal 40000 qkm, wovon außerdem mehr als der achte Teil von Wasser eingenommen wird, Binnenseen und Buchten nicht eingerechnet. Die größte Länge, gemessen vom Norden nach Süden, ist nicht viel mehr als armselige 300 km, die größte Breite von unserer westlichen Meeresgrenze bis zu der unseres deutschen Nachbars kaum 200 km; so nehmen wir kaum den dreihundertsten Teil Europas und in der Reihe der ungefähr 20 europäischen Staaten hinsichtlich unserer Größe einen der letzten Plätze ein.

Seit dem Beginn unserer vaterländischen Geschichte ist es fast immer so gewesen. Vor ungefähr einem Jahrhundert zählten wir den südlichen Teil der Niederlande, das seit 1830 selbständige Belgien, noch zu unserem Gebiet, so daß wir damals ungefähr zweimal so groß waren wie jetzt. Aber auf obenstehende Verhältnisse hat es keinen nennenswerten Einfluß.

Wir sind nun einmal immer klein gewesen, und offen gesagt: Wir verlangen nichts lieber, als klein zu bleiben. Weshalb? — Weil gerade hierin stets unsere Größe lag.

Den Beweis hierfür zu erbringen, will ich versuchen.

Erstens sind wir groß, weil das niederländische Volk als solches in jeder Beziehung groß ist. Denn solange wir bestehen, ich meine, soweit unsere vaterländische Geschichte reicht, haben wir unaufhörlich, hart, beharrlich und unverdrossen um unsere nationale Existenz kämpfen müssen.

Es ist zwar ein unglaublich günstiges Fleckchen, das uns in Europa zugeteilt ist — Ausflußland der drei größten nordwesteuropäischen Flüsse Rhein, Maas und Schelde, mit dem mächtigen Deutschland und Frankreich als Hinterland, dem Weltreich England als Nachbar gegenüber und einem der bedeutendsten Weltmeere, das unsere Küste bespült. Andererseits gibt es auf der ganzen Erde kein zweites Land, wo die Verhältnisse für Ansiedlung und Handhabung so ungünstig lagen. Sowohl früher als auch heute und in der Zukunft. Holland mit seiner typischen Bodengestaltung als Ausläufer der Norddeutschen Tiefebene ist so tief gelegen, daß bei jeder Hochflut mindestens ein Drittel des Landes in Gefahr ist, unter Wasser zu verschwinden, die Provinzen Zeeland, Süd- und Nordholland ganz und gar, während ein großer Teil von Utrecht, Friesland, Gelderland und Overijssel ebenfalls ertrinken müßte. Alle diese Gegenden liegen meist unter, im günstigen Falle höchstens ein Meter über dem gewöhnlichen Meeresspiegel. Um das Land trocken zu halten, muß gekämpft werden. Es ist ein ständig neuer, mit allen Kräften geführter, unermüdlicher, fast endloser Kampf gegen unseren größten Feind, aber auch unseren besten Freund: das Meer.



Der Rittersaal im Haag.

Es ist nicht nur dieser ewig dauernde Kampf, den wir freiwillig begonnen haben und unermüdlich weiterführen, der unser Land zu dem gemacht hat, was es ist; doch zugleich als nationales Erbteil hat dies unser Volk zu dem besonderen Menschenschlag gemacht, der wir Holländer stets waren und wahrscheinlich auch bleiben werden: dickköpfige kleine Kämpfer gegen einen übermächtig großen Gegner, wobei in einem niemals endigenden Kampfe der Kleinste stets zu gewinnen wußte und sich so als der Größte erwies! Unsere ganze vaterländische Geschichte ist ein Zeugnis davon, welche Erfolge diese Unbeugsamkeit für unser Volk gebracht hat.



Holländische Fischerfrau. Nach einem Aquarell von Hans Herrmann.

Nach dem äußeren Ansehen sind wir nicht besonders hoch gewachsen oder sehr groß. Wir sind kräftig, zäh, breitschultrig und schwer auf kurze Beine gesetzt. Und das alles hat seine Erklärung. Es ist kein Zufall. Wir sind die Nachfolger von früheren Geschlechtern. Neue Geschlechter werden aus uns hervorgehen. Und höchstwahrscheinlich werden die ebensowenig körperlich ihre Mitmenschen überragen. Wir haben gerade die Länge, die bei uns paßt. Als der deutsche Exkaiser seinerzeit vor unserer Königin sein prächtiges Garderegiment der sechs Fuß langen Soldaten in Potsdam vorbeimarschieren ließ, soll Wilhelmina, denkend an die Unterwassersetzung ihres Landes, sehr fein gesagt haben: „Dann sind sie gerade zwei Fuß zu klein für Holland.“ Die Regierung unseres Landes — unsere früher republikanische, später königliche, gegenwärtig eigentlich unsere gekrönt republikanische Regierungsform — hat sich bei der Größe im Kleinen stets wunderbar angepaßt. Wir haben unbekannte Erdteile bevölkern und kultivieren helfen. Wir haben auch einmal den ersten Platz in der Weltherrschaft eingenommen.

Vielleicht sind wir klug geworden durch viele blutige Erfahrungen und Enttäuschungen. Ein bescheiden guter Platz erscheint uns gegenwärtig wünschenswerter als ein unbescheiden schlechter Platz. Wir haben in vielen Kriegen Lehrgeld bezahlt. Als der letzte Weltkrieg entbrannte, nahe an unseren Grenzen, haben wir zu jedermann gesagt, Recht und Unrecht liegt auf beiden Seiten, lassen wir die Hände davon. Und mit unglaublicher Anstrengung, mit einträchtiger Anwendung aller unserer nationalen Vorsicht und unserer besten Charaktereigenschaften haben wir sofort die Neutralität angekündigt und diese bis zum



Der Dam in Amsterdam. Links: Das Königliche Palais; im Hintergrund: Die Neue Kirche. (Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.)



Stiller Rhein mit Stadtwage in Leiden. (Phot. Deutsches Museum, Hagen i. W.)



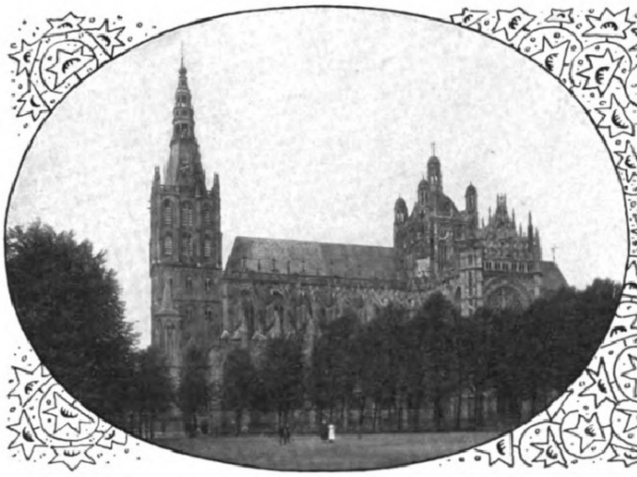
Großer Markt mit Rathaus in Delft. (Phot. Deutsches Museum, Hagen i. W.)



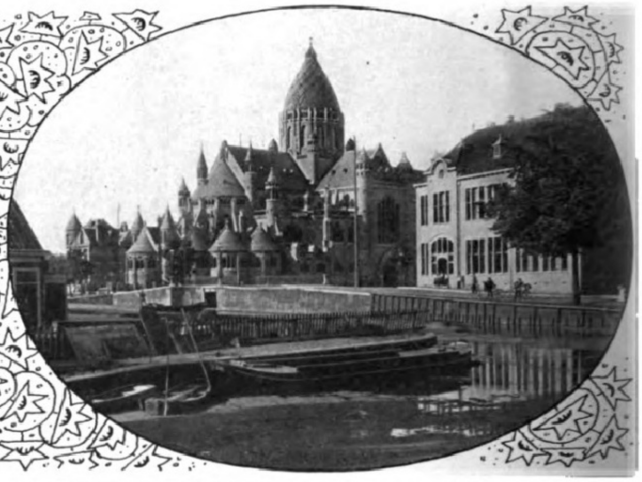
Holländisches Dorf. Nach einem Gemälde von Gustav Schönleber.



Fähre bei Dordrecht. Nach einem Gemälde von Hans Herrmann.



Die Kathedrale in Hertogenbosch.
(Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)



Die St.-Bavo-Kirche in Haarlem.
(Phot. Deutsches Museum, Hagen i. W.)

Ende aufrechterhalten unter der Devise: „Je maintiendrai.“

Das war doch wirklich eine Tat nationaler Größe.

Auf diesem kleinen Stückchen bewohnbaren Landes haben wir es fertiggebracht, unsere eigene Landeseigenart zu gründen. Man spricht in der ganzen übrigen Welt mit Bewunderung von unseren erstklassigen Landbau- und Gartenerzeugnissen, von unseren edlen Blumen- und Kulturpflanzen, von unseren ausgezeichneten Viehzucht- und Molkereierzeugnissen. Es steckt ein Stück nationalen Stolzes darin, einen kleinen Landstrich so weit zu bringen, dies alles zu erzeugen, alle diese Bodenprodukte, die allmählich zu Weltartikeln geworden sind, den höchsten Ansprüchen genügen und außerdem noch genügenden Platz lassen, um unsere einzig schönen alten und neuen Städte sowie eine besonders landschaftliche Schönheit im Stande zu erhalten.

Dies kleine Land nimmt weiter einen der ersten Plätze ein als Kolonialmacht. Seit mehr als drei Jahrhunderten besitzen wir in Amerika und Asien ein so großes Kolonialgebiet, daß seine Bewohner sich zu denen im Mutterlande verhalten wie die Bienen zu ihrer Königin.

Über eine Länge von Westen nach Osten, den Äquator entlang gemessen, erstreckt sich unser Indischer Archipel als größte Inselgruppe der Erde über den neunten Teil des Umfanges unseres Planeten, und nirgends auf der ganzen Erde ist ein Gebiet zu finden, das bei einer gleichen Ausdehnung solch einen Reichtum von kostbaren Kulturgewächsen in so großer Mannigfaltigkeit liefert.

Neben der Bedeutung unseres Handels, unserer Industrie und Schiffahrt ist es noch etwas anderes, was uns mit voller Gelassenheit unsere Kleinheit ertragen läßt.

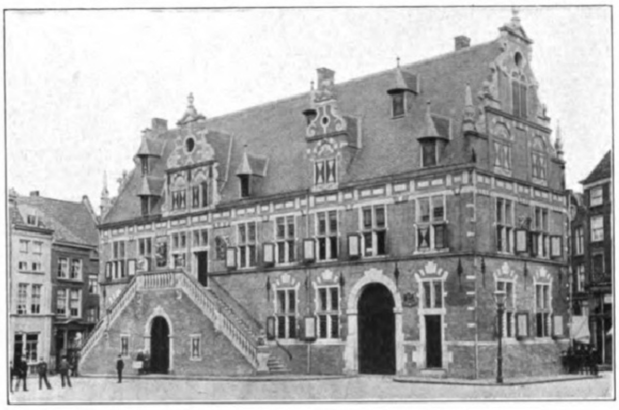
Unser Land hat stets als Vorbild gegolten, besonders während der letzten fünf Jahrhunderte, als eins der Länder, wo neben dem materiellen Teil des Lebens auch das geistige Element eine besondere Stelle einnahm.

Unsere Malkunst und Baukunde, unsere Erzeugnisse auf dem Gebiete der schönen Literatur und Musik, unsere wissenschaftliche und Kulturbedeutung, unser geistiges und soziales Leben, der Unterricht und die allgemeine Volkserziehung haben sich stets unseres nationalen Vorzuges erfreut. Darin zeigten wir uns niemals klein. Unsere Künstler und Gelehrten, unsere Vorkämpfer auf gesellschaftlichem und intellektuellem Gebiet haben sich niemals zufrieden gegeben mit einem Zweiten-Rang-Platz. Und um hierfür ein überzeugendes Beispiel zu bringen: Weiß man in der Welt wohl, daß im Laufe der letzten Jahre nicht weniger als fünfen unserer Landsleute die hohe Auszeichnung des Nobelpreises zufiel? ... Fünf Nobelpreisträger auf 7 Millionen Niederländer! Wer macht uns das nach?

Dies ist die Bilanz eines kleinen Landes und großen Volkes.

Eigener Charakter, eigene Sitten, eigene Sprache, eigene Kraft, Eigenliebe und Eigenwert!

Wie gut hat eine unserer Königinnen dies begriffen, indem sie es in einem einzigen Satz zusammenfaßte. Die Königinmutter war es, die das alles in einem nationalen Kernwort aussprach: „Groß in allem, worin ein kleines Volk wahrlich groß sein kann!“



Die Städtische Wage (1612) in Nijmegen (Nimwegen).
(Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)



Der Dom in Utrecht.
(Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)



Das Rathaus in Middelburg.
(Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)



Fischerkinder auf der Insel Marken (Zuidersee) im Sonntagsstaat. (Phot. G. Haeckel, Berlin.)



Das „Amsterdamsche Poort“ in Haarlem.
(Phot. Georg Haeckel, Berlin.)



Zwei holländische Frauen, vor dem Hause nähend. Nach einem Gemälde von Max Liebermann.

DIE BEDEUTUNG DER HAAGER MALERSCHULE

VON PROF. DR. ANDRÉ JOLLES



Josef Israëls (1824—1911): Der Trödler. (Reichsmuseum, Amsterdam.)

Ein ungeheurer Drang zum Nationalen erfüllt von dem Ende der Napoleonischen Ara an bis zu den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts den holländischen Geist. Zwar war beim Pariser Frieden 1814 in Aussicht gestellt, daß Holland unter der Souveränität des Hauses Oranien eine Gebietserweiterung erhalten sollte — aber allzu kühne Erwartungen des Fürsten und des Volkes wurden auf dem Wiener Kongreß beträchtlich eingeschränkt. Als sich dann im Jahre 1830 Belgien mit Hilfe des Auslandes von dem Vereinigten Königreiche loslöste, gehörte das Königreich der Niederlande zu den kleinsten unabhängigen Staaten Westeuropas. Aber die Verringerung des Territoriums bedingte in keiner Weise eine Abnahme des nationalen Selbstbewußtseins. Das Volk war auf sich selbst gestellt. In der weltgeschichtlichen Entwicklung war ihm nur ein kleines Glas zugewiesen: es war fest entschlossen, nur aus diesem Glase zu trinken.

Die holländische Kunst jener Zeit ist das lebendige Bild dieser Gesinnung. So viele verschiedene Strömungen und Individuen sie aufzuweisen hat, sie treffen sich alle darin, daß sie an erster Stelle national sind. Die Dichter können, wie Geertruide Toussaint, einem gereinigten Calvinismus angehören, wie Potgieter, liberal oder, wie Alberdingk Thijm, katholisch sein — sie fühlen sich vor allem als Holländer. Mit Recht; die Eigentümlichkeit der Landesart, die sie verbindet, ist stärker als die Meinungen oder Weltanschauungen, die sie trennen.

Es entsprach im allgemeinen dem Charakter des 19. Jahrhunderts, im besonderen dem holländischen, daß man dabei auf das Historische verfiel. Erinnerung an die Vergangenheit sollte ein Stachel für Gegenwart und Zukunft sein; Zurückgreifen auf ehemaligen Ruhm sollte das Volksbewußtsein steigern. Das Mittel war gut gewählt — Holland verdankt ihm viel: zunächst eine hervorragende Geschichtsforschung. Auch bieten die vielen historischen Romane, die Bilder aus Hollands Vergangenheit, mehr als eine billige Romantik. Und dennoch ist ein solcher Historismus nicht ohne Gefahr. Allzuleicht wird er unfruchtbar und gemahnt an einen alternden Mann, der lieber auf seine blühende Jugend zurückschaut, anstatt mit offenen Augen vorwärts zu schreiten.

Daß Holland dieser Gefahr nicht unterlegen ist, verdankt es seiner Malerei, verdankt es der Haager Schule. Das Malergeschlecht, das damals aufstand, war teilweise etwas jünger, es war im Geiste von der Literatur ganz unabhängig. Weniger gebildet, nicht mit historischem Ballast beschwert, begab es sich naiv und unbefangen an seine Aufgabe: Holland darzustellen, nicht wie es gewesen, oder wie es werden sollte, sondern wie es war. Hätten die Literaten ihren Willen durchgesetzt, so wäre neben dem historischen Roman das historische Bild zur unbeschränkten Herrschaft gelangt. Die ersten Bilder von Josef Israels zeigen den Kampf. In seiner Jugend beschäftigt er sich mit Wilhelm von Oranien, mit dem Herzog von Alba, malt „Moritz von Nassau bei der Leiche seines Vaters“. Aber gerade zu der Zeit, da die Literatur anfängt, sich seines Irrtums bewußt zu werden, wendet sich das Blatt: es erscheinen die Fischer aus Scheveningen und Zandvoort, die Bauern aus Delden, die Amsterdamer Juden — das holländische Volk in der Schönheit der holländischen Luft. Was die Dichtung geträumt hatte: die Wiedergabe des holländischen Wesens in der eigenen Zeit, das erfüllt sich in der holländischen Landschaft, wie sie Jacob Maris und Anton Mauve gemalt haben.



Jacob Maris (1837—1899): Die Muschelfischer. (Reichsmuseum, Amsterdam.)

Die Selbständigkeit der Haager Meister zeigt sich am besten, wenn man sie mit andern vergleicht, mit denen sie „kunsthistorisch“ zusammengehören. Gewiß, sie hängen mit den Franzosen des 3. Viertels des 19. Jahrhunderts, mit Rousseau, Daubigny und Corot zusammen — die ältern unter ihnen haben in Paris gearbeitet und für ihre Technik viel gelernt. Aber kaum auf eigner Scholle, schütteln sie das Fremde ab. Sie zeigen nicht die epische Gebärde der Barbizonschule, aber sie erobern sich eine größere, nordische Unmittelbarkeit. Man kann sie nüchtern nennen, aber in dieser holländischen Nüchternheit steckt eine Aufrichtigkeit, wie sie der Romane selbst in der Stunde der künstlerischen Hingabe nicht kennt. Sind sie weniger poetisch? Vielleicht — aber von ihrer Prosa kann man wie Paulus von der Liebe sagen: Sie eifert nicht, sie treibt nicht Mutwillen, sie bläht sich nicht, sie stellt sich nicht ungebärdig. Und gerade das sind Eigenschaften, die dem holländischen Geist entsprechen, die der Holländer am meisten schätzt.

Was Denker und Dichter mit ihrem Programm nur unvollständig erreichten, fand die Malerei in ihrer selbstsichern Programmlosigkeit. Die Führer und die Männer, die sich wie Mesdag, Weißenbruch, Blommers um sie scharten, das jüngere Geschlecht von Breitner und Witsen gaben eine nationale Weltanschauung in nationalem Gewande; ihre Kunst ist keine erstaunliche Blüte, sondern die selbstverständliche Äußerung bewußter Volkskraft. Hiermit war das historische Problem in unerwarteter Weise gelöst. Denn — wie man auch nach absolutem Maßstabe ihr Können beurteilen will — zeigen sich der Kirchenmaler Bosboom, der Märchenmaler Thijs Maris, der Wiesenmaler Willem Maris, der Bauernmaler Neuhuys, der Bildnismaler Jan Veth nicht dem Zeitalter, das Van Goyen, Cuyp und Vermeer hervorbrachte, zum mindesten ebenso verwandt wie die Helden und Heldinnen des historischen Romans?



Hendrik Willem Mesdag (1831—1915): In der Brandung.



Jan Hendrik Weißenbruch (1824—1903): Holländische Landschaft. (Reichsmuseum, Amsterdam.)



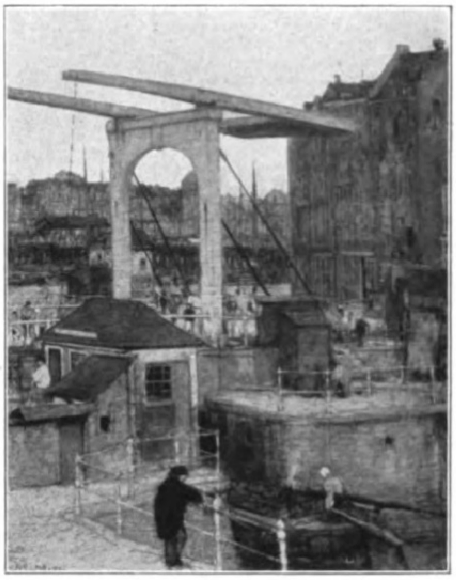
Vincent van Gogh (1853—1890): Betender Mann.



Anton Mauve (1838—1888): Morgennebel. (Reichsmuseum, Amsterdam.)



Willem Maris (1844—1910): Die weiße Kuh. (Reichsmuseum, Amsterdam.)



Matthijs Maris (1839—1917): Erinnerung an Amsterdam. (Reichsmuseum, Amsterdam.)



Jan Toorop (geb. 1858): Dante-Kopf. (Besitzer: Herr van Heukelom, Amsterdam.)



Bernardus Johannes Blommers (1845—1914): Sommer. (Museum Boymans, Rotterdam.)

ETWAS ÜBER DIE HOLLÄNDISCHE KULTUR

VON PROF. DR. J. G. SLEESWIJK*)

Obwohl der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Holland und Deutschland sehr viele sind, so ist es doch keineswegs überflüssig, in einer „Holland-Nummer“ etwas über holländische Kultur zu schreiben. Denn es ist eine bedauerliche Tatsache, daß sogar bei Nachbarvölkern öfters große Lücken bestehen in der gegenseitigen Kenntnis und dadurch im Verständnis — sei es auch, daß es wohl nicht mehr viele in Deutschland geben wird, die da meinen, daß wir Holländer daheim auf Holzschuhen herumzugehen pflegen!

Nun umfaßt aber der Kulturbegriff im weiteren Sinne nicht nur Wissenschaft und Kunst, sondern auch Ackerbau und Viehzucht, Handel und Industrie und Verkehr, kurz: alle Äußerungen des gesellschaftlichen und geistigen Lebens. Ich muß mich darum, bei so reichem Stoff, auf allgemeine Betrachtungen beschränken, die Gegenwart zu charakterisieren versuchen und die historische Entwicklung nur andeuten.



Das Mauritshuis im Haag.

Kurz gefaßt, kann man sagen, daß die holländische Kultur eine **vermittelnde** ist. Holland ist ein Kreuzpunkt von drei verschiedenen kulturellen Strömungen: der germanischen vom Osten, der angelsächsischen vom Westen und der romanischen vom Süden her. Durch die Kenntnis, die unsere Gebildeten von diesen drei fremden Sprachen besitzen, finden diese Strömungen hier auch Verständnis. Die englische Kultur wirkt bei uns gesellschaftlich, die französische künstlerisch und die deutsche wissenschaftlich, und in normalen Zeiten gleichen sie einander gewissermaßen aus.

Nun soll man aber aus dem soeben Gesagten nicht den Schluß ziehen, daß die holländische Kultur etwas Passives sei oder eine Mischung der drei nachbarlichen Kulturen ohne eigene Grundlage. Obwohl wir seit unserem goldenen (17.) Jahrhundert unsere Stellung als Lenker der Geschichte Europas haben aufgeben müssen, haben wir doch durch die Perückenzeit des Rokokos hindurch genügend Urwüchsiges und Bodenständiges in unserem Volksleben gerettet, das als Basis für unsere moderne Kultur dienen kann. Kultur aber fällt nicht aus der Luft, sie ist etwas historisch Gewordenes, sie entwickelt sich mit der Geschichte des betreffenden Volkes selbst. Unsere neuere Geschichte fängt eigentlich mit Wilhelm dem Schweiger, Prinzen von Oranien, an. Er war ein Ausländer, ein Deutscher nämlich, ist aber der Begründer unserer persönlichen Freiheit und staatlichen Unabhängigkeit geworden und damit zu gleicher Zeit der Begründer der holländischen Kultur überhaupt, denn diese kann nur gedeihen unter freien Menschen im freien Staat.



Ein Saal im Reichsmuseum zu Amsterdam.

Noch heute genießen wir Wilhelms von Oranien Werk sowie die Arbeit derjenigen, die uns im 17. Jahrhundert eine Weltmachtstellung geschaffen haben. Wohl selten hat es ein so gedeihliches Zusammenarbeiten gegeben zwischen dem geistigen und dem stofflichen Element in einer Kultur wie damals bei uns. Unsere Ahnen waren Draufgänger, wenn es sein mußte, aber nicht wegen des Kämpfens an sich, sondern um sich den freien Welthandel und ihre kolonialen Niederlassungen zu sichern. Daneben aber blühte ein reges geistiges Leben, allererst die Kunst und besonders die Malerei. Die deutschen Museen enthalten ja viele holländische Schätze aus jener Zeit, und Rembrandt ist heute mehr denn je geschätzt. Einer unserer besten Kulturhistoriker aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, Busken Huet, hat einmal geschrieben, daß Rembrandt und Java unsere besten Empfehlungsbriefe in der Welt seien. Wir sind keine Eroberer mehr, aber was unser ist, das wollen wir behalten. Und wenn nun dann und wann ein (auf kulturellem Gebiet)annexionslüsterner Nachbar schreibt über „Rembrandt, der Deutsche“, dann ist das einer jener Ausdrücke, die — obwohl nicht böse gemeint — doch zu bedauerlichen Mißverständnissen Veranlassung geben können.

* * *

Es ist für ein noch nicht 7 Millionen starkes Volk keine geringe Aufgabe, sich gegenwärtig inmitten größerer Nationen Geltung zu verschaffen. Wenn es dennoch gelingt, dann kann das nur auf der Kraft seiner friedlichen Kultur beruhen. An erster Stelle auf seiner moralischen Kraft. Es ist keine Selbstüberhebung — die ganze Welt erkennt es ja an — daß Holland von jeher das Land der Gewissensfreiheit gewesen ist. Französische Protestanten am Ende des 17. Jahrhunderts, deutsche Katholiken nach 1870 sowie einzelne von überall her vertriebene oder geflüchtete Persönlichkeiten sind bei uns immer gastfrei aufgenommen worden. Antisemitismus als solchen gibt es bei uns nicht.

Diese Geistesverfassung bringt es mit sich, daß auch in Holland selbst die Parteien und Gruppen sich nicht so scharf gegenüberstehen wie sonstwo. Wohl gibt es deren sehr viele (wir sind nun eben einmal Individualisten), aber die Gegensätze stören das gesellschaftliche Leben nicht, und man steht einander ritterlich gegenüber. Man könnte Holland das Land des Ausgleichs nennen.

Und so kommen wir wieder zurück auf den vermittelnden Standpunkt Hollands, der sich auf jedem Gebiet des öffentlichen Lebens zeigt. Man möge mehr oder weniger Vertrauen haben zu der Verwirklichung der Friedensidee, der Friedenspalast im Haag (auch wenn er bis jetzt keinen direkten Nutzen abgeworfen hat) ist dennoch ein Symbol, das uns ehrt und uns charakterisiert. Wir haben ein leidenschaftliches Interesse für alles, was in der Welt vorgeht; wir besitzen eine unabhängige und sehr gut informierte große Tagespresse. Wir sind für jede Idee, für jede Bewegung, woher sie auch kommen mag, empfänglich; wir untersuchen sie aber und nehmen sie in unser Kulturleben auf oder verwerfen sie, je nachdem sie für unsere Art paßt. Als Handelsvolk, das sich schon vor Jahrhunderten ein Kolonialreich geschaffen hat, haben wir — ohne jeden imperialistischen Nebengedanken — das Gefühl: Die Welt ist unser. Gerade unsere Kolonien erweitern unsere internationale Interessensphäre ganz außerordentlich, sie machen Holland, auch ohne Heer und Flotte, zu einer Weltmacht. Brauchen die Deutschen noch einen besonderen Beweis für die Bedeutung der kleinen Ecke Europas, die Holland heißt? — Man weiß es ja: für die Wiederherstellung von ganz Mitteleuropa ist Holland das Sprungbrett. Und es ist wohl auch nicht rein zufällig, daß hintereinander zwei deutsche Diplomaten vom Gesandtschaftsposten im Haag direkt als Leiter des Auswärtigen Amtes nach Berlin berufen wurden.

Der Holländer ist ein Tatsachenmensch. Wir sind keine Grübler, keine Philosophen oder Mystiker. Daß wir, nach der Zahl unserer Bevölkerung, die meisten Nobelpreise für Naturwissenschaften errungen haben, beweist, wie das Exakte uns naheliegt. Das zeigt sich auch in der sicheren geschlossenen Lebenshaltung unserer Gebildeten, die viel reisen und sich mit ihren Sprachkenntnissen und ihrem objektiven Urteil bequem in der Welt bewegen.

Mit Rücksicht auf den geringen verfügbaren Raum habe ich leider nur hier und da etwas aus unserem Leben herausgreifen können, um es dem deutschen Publikum zu zeigen. Wenn ich dabei das Gute, was es in Holland und bei den Holländern gibt, etwas zuviel hervorgehoben habe, dann wird man mir das hoffentlich vergeben. Auch bei uns gibt es Fehler! Das persönliche Freiheitsbedürfnis sowie der Individualismus unseres Volkes drohen dann und wann zu entarten in dem Sinne, daß wir öfters nicht genügend Rücksicht nehmen auf die Interessen unserer Nachbarn. In der Beurteilung der anderen, besonders auch anderer Völker, sind wir nicht immer frei von Eigenwahn. Alles in allem aber glaube ich doch, ohne Selbstüberhebung sagen zu dürfen, daß es der Mühe wert ist, die Holländer näher kennenzulernen. Es wäre sogar ein verhängnisvoller Fehler, wenn man in Deutschland meinen würde, daß der kleine holländische Nachbar und sein kulturelles Leben für den Wiederaufbau nicht von Wichtigkeit wären. Die Einsichtigen wissen es besser!



Das Reichsmuseum in Amsterdam. (Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig.)

*) Geschäftsführer der Niederländisch-Deutschen Gesellschaft (Haag).

DAS NIEDERLÄNDISCHE WIRTSCHAFTSLEBEN SEIT DEM KRIEGE

VON DR. TH. METZ*)

Die niederländische Volkswirtschaft hat durch den Krieg eine grundlegende Veränderung erfahren. Vor dem Kriege war Holland das Land des radikalsten wirtschaftlichen Individualismus. Freihandel, Gewerbefreiheit usw. waren nur einzelne Symptome einer Gesinnung, welche jeden Staatseingriff in das Wirtschaftsleben schon von vornherein verurteilte und Staatsaufsicht nur dann überhaupt zuließ, wenn schwerwiegende soziale Gründe dafür sprachen.

Die Not des Krieges, Konterbandeerklärungen, Ausfuhrverbote der anderen Länder usw. zwangen die Niederlande, ihr wirtschaftlich bewährtes System zu verlassen. Man mußte dazu übergehen, einzelne Artikel in der Ausfuhr zu beschränken, mußte die Einfuhr anderer Waren überwachen und schließlich sogar einzelne besonders lebenswichtige Gegenstände staatlich bewirtschaften. Sehr gegen den Wunsch der Holländer entstanden damals im Kriege die bekannten staatlichen Bureaus und gewissermaßen als ihre Zentrale die bekannte N. O. T. und die N. U. M.



Die Börse in Amsterdam.

Nach dem Kriege hatte man nichts Eiligeres zu tun, als alle Organisationen wieder abzubauen, die N. O. T. z. B. verschwand sehr bald, und auch die N. U. M. führt heute nur noch ein bescheidenes Leben. Trotzdem war die Wirkung dieser Kriegsorganisationen derart groß, daß wesentliche Veränderungen im niederländischen Wirtschaftsleben eingetreten sind.

Kriegsorganisation und Zwangswirtschaft haben meist Zusammenschluß der Interessenten zur Folge. War dies in anderen Ländern etwas Natürliches, in dem absolut kartell- und syndikatlosen Holland bedeutete dies eine grundsätzliche Umstellung. Daher ist es in diesem Freihandelsland zwar wohl zu Wirtschaftsvereinen gekommen, was auch schon eine Neuerung bedeutete, nicht aber zu Kartellen und Syndikaten. Aber eine andere Form des Zusammenschlusses, die von der Zollpolitik wesentlich unabhängiger ist als die Bildung von Kartellen, hat in den Niederlanden infolge des Krieges ihren Einzug gehalten, der Trust. In dem typischen Land des Mittel- und Kleinbetriebs gibt es heute Truste, und zwar befinden sich unter ihnen mehrere von größter Dimension. Allen voran steht heute die Koninklijke Nederlandsche Maatschappij tot Exploïtatie van Petroleumbronnen in Nederlandsch-Indië, wohl die größte Privatorganisation Europas überhaupt, der einzige bedeutungsvolle Konkurrent der Standard Oil in allen Weltteilen. An Bedeutung folgen ihm zunächst zwei Doppel-Organisationen, die der Schiffahrt und die der Margarinefabrikation. Die erste besitzt eine engere Verbindung von drei großen Gesellschaften, der Gesellschaft „Nederland", dem Rotterdamsche Lloyd und der Kon. Paketvaart Mij, die, in der Ned. Scheepvaarts-Unie zusammengeschlossen, die Fahrt nach Ostindien und innerhalb des Archipels beherrschen, zusammen mit 800000 Brutto-Registertonnen. Daneben besteht eine losere Gemeinschaft fast aller großen Reedereien mit zusammen über 1200000 Brutto-Registertonnen mit dem Zweck, neue Linien aufzunehmen. Diese sogenannte Vereenigde Nederlandsche Scheepvaart Maatschappij hat ein Nominalkapital von 200 Millionen Gulden. In der Margarineindustrie bestehen zwei in sich geschlossene Truste, der Jurgenssche und der van den Berghsche, die untereinander Fühlung haben. Von mehr nationaler Bedeutung sind der Zuckertrust und die Organisation in der Edelmetallindustrie: van Kempen-Begeer-Vos.

Alle diese Truste — und das ist eine weitere Kriegsfolge, die vor allem auf der Kaufkraft des niederländischen Guldens in allen Ländern, hauptsächlich den valutaschwachen, beruht — treiben mehr oder weniger Expansionspolitik auch außerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes. Am meisten der Petroleumtrust und die Schiffahrtsorganisationen, denen die unabhängigen Reedereien folgen. Der Wegfall der deutschen Schiffahrt gab hierzu insbesondere Veranlassung. Hamburg wird heute von den meisten niederländischen Reedereien angelaufen, und auch außerhalb Europas sind viele ehemals deutsche Linien heute in Benutzung niederländischer Reedereien. Stark auch ist die Expansion der zwei Margarinetruste, vor allem nach Deutschland, England, Belgien und Ostindien. Auch nichtvertrustete Gewerbe betreiben heute in Holland expansive Politik, vor allem der Metallhandel und die Banken. Die Bergbau- und Speditionsfirma Wm. H. Muller & Co. hat sich wie — allerdings auch schon vor dem Krieg — an einer Reihe ausländischer Bergbau- und Metallhandelsfirmen beteiligt, vor allem auch bei deutschen; das geplante Hochofenwerk bei IJmuiden hat einen starken Besitz an Phönixaktien erworben, eine große Reederei hat einen großen Steinkohlenfelderbesitz auf Spitzbergen gekauft und beutet ihn bereits aus u. a. m. Vor allem durch den stark entwickelten Veredelungsverkehr zwischen Holland und Deutschland sind vielfach in allen möglichen Branchen Interessengemeinschaften entstanden, die meist eine holländische Beteiligung an den deutschen Fabriken zur Folge hatten. Die Banken schließlich sind gerade auch nach Deutschland stark vorgedrungen, doch nicht so stark wie umgekehrt die deutschen Banken in Holland, die sich dort aus begreiflichen Gründen in großer Zahl angesiedelt haben.

Was insbesondere den niederländischen Handelsverkehr mit Deutschland betrifft, so sind auch hier große Umstellungen festzustellen. Vor allem hat man im Kriege gelernt, wie wichtig es sein kann, in Rohstoffen nicht zu sehr vom Ausland abhängig zu sein. Die wichtigste Folge dieser Erkenntnis war die Gründung einer Hochofengesellschaft, die ein großes Werk für die Versorgung Hollands mit Roh- und Halbprodukten, in Velsen bei IJmuiden bauen soll.

Die Verarmung Deutschlands war aber wohl für die Niederlande die wichtigste Folge des Krieges. Große Anteile der niederländischen Produktion an Landwirtschafts-, Gärtnerei-, Viehzuchts-, Fischerei- und Industrieerzeugnissen gingen früher in jedem Jahr nach Deutschland. Heute kann Deutschland nur einen geringen Teil des früher Gekauften abnehmen. Die Umstellung der niederländischen Erzeugung als Folge hiervon war natürlich die wichtigste Frage der Nachkriegszeit und auf die Dauer auch noch weit wichtiger als das Problem der Unterbringung der Rohstoffe und Lebensmittel, die gleich nach dem Waffenstillstand in Holland in ungeheuren Mengen eingekauft wurden in der — sehr falschen — Erwartung, Deutschland würde diese alle aus Rohstoffhunger kaufen. Die dauernde Verarmung des östlichen Nachbarn wurde zum Existenzproblem nicht wegen der Unmöglichkeit des Absatzes dieser Waren, sondern wegen der dauernden Unmöglichkeit, die früher dorthin verkauften eignen Erzeugnisse in dem gleichen Maße wie früher dorthin abzusetzen. Man hat sich aber in vielem zu helfen gewußt. Anstatt z. B. wie vorher das Obst in Güterschnellzügen in die deutschen Großstädte zu senden, verarbeitet man es heute zu Marmelade und sendet es so — nicht mehr leicht verderblich — in die übrige Welt, wobei man allenthalben eine sehr geschickte Propaganda für die niederländischen Waren macht (Utrechter Messe z. B.).

Alle diese Bemühungen wurden aber dadurch vereitelt, daß die deutsche Industrie unter dem Schutz der schlechten Valuta die niederländische im In- und Ausland dauernd unterbot. Die kritische Lage der holländischen Industrie verursachte vielfach eine Antidumping-Propaganda, die indessen bei diesem nüchtern denkenden Volk bisher wenig Anklang fand. Gerade in den bedrohten Industriekreisen sah man deutlich die Gefahren eines Antidumping-Schutzes und warnte vor seiner Einführung. Neuerdings finden vielfach Verhandlungen zwischen den einzelnen deutschen und niederländischen Industrien statt, um eine freiwillige Regelung zu treffen. Es ist sehr zu hoffen, daß eine friedliche Regelung sich finden läßt, da sonst die Gefahr sehr groß ist, daß eine weitere Bedrängung der niederländischen Industrie doch noch einmal zu einer staatlichen Abwehrmaßnahme führt.

Bei einer bedeutenden Industrie ist bereits eine solche Einigung erzielt worden. Die deutschen Fabriken verpflichten sich nicht billiger nach Holland anzubieten als einen gewissen Prozentsatz unter den niederländischen Gestehungskosten. Damit ist ihnen die Zuteilung aller großen holländischen Aufträge gesichert, während die niederländische Industrie ebenso sicher auf die kleinen Aufträge rechnen kann. Diese ihrerseits wird nun keine weitere Propaganda für Antidumpingschutz betreiben, sondern kann aus eignem Interesse jede derartige Propaganda bekämpfen. Es wäre für Deutschland nichts wünschenswerter, als wenn dieses Beispiel bald recht häufig Nachahmung finden würde.

Erschwert wird der deutsch-niederländische Handel noch durch die „Differenzen". Durch die Konsolidierung des Wirtschaftslebens im letzten Jahr und vor allem durch die Vermittlungsarbeit der Vereinigten Niederländischen Handelskammern in Deutschland (Schriftlicher Vermittlungsdienst, Messeeinigungsamt und Schiedsgericht) konnten Differenzen, die aus der verschiedenen Auslegung von Kaufkontrakten entstanden sind, auf ein Minimum beschränkt werden. Ganz werden sie wohl so lange nicht verschwinden, als die Valuta nicht stabil ist und die Konjunktur so stark schwankt. Es ist aber zu hoffen, daß sie nie wieder so verheerend wirken, wie im Jahre 1920, wo sie den deutsch-niederländischen Handel fast zerstört haben. Dafür zu sorgen, ist ebenso wichtig wie dafür, daß nicht doch noch in Holland unter dem Druck des deutschen Unterangebots die Antidumping-Stimmung so stark wird, daß sie die Annahme eines derartigen Gesetzes ermöglicht. Es läßt sich übrigens im letzten Jahr eine erfreuliche Verbesserung der Wirtschaftsmoral beiderseits feststellen. Auch ist heute allgemein der Wunsch vorherrschend, bestehende Differenzen friedlich beizulegen, während es noch vor einem Jahr meist hart auf hart ging. Hoffentlich entspringt auch aus dieser Gesinnung allmählich eine Verminderung der Streitfälle.



Mechanische Getreidelöschung im Maashafen zu Rotterdam.

*) Syndikus der Niederländischen Handelskammer für Süddeutschland und Dozent für niederländische Wirtschaftskunde an den Universitäten Frankfurt und Gießen.

Anmerkung der Schriftleitung. Die Wiedergabe des auf Seite 153 zum erstenmal vierfarbig veröffentlichten Gemäldes „Zwei holländische Frauen, vor dem Hause nähend" von Max Liebermann erfolgt mit Genehmigung des Verlags von Paul Cassirer in Berlin. Das Original befindet sich in der Galerie Meiner zu Leipzig. — Das Gedicht „An die Niederlande" von Albert Verwey ist dem im Insel-Verlag zu Leipzig erschienenen Bande „Gedichte" von Albert Verwey, übertragen von Paul Cronheim, entnommen.



Aus dem Botanischen Garten in Buitenzorg auf Java; Durchblick nach dem Gedeh. (Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)

NIEDERLÄNDISCH-INDIEN

VON MAX BLOKZYL*)

Mit Niederländisch-Indien geht es einem eigentlich recht sonderbar. Wenn man während einiger Zeit dort gelebt hat, dann sehnt man sich mächtig nach Europa, den Vereinigten Staaten oder nach einem andern Zentrum, wo einem das lebhafte Treiben einer modernen Welt umgibt. Ist man aber erst einmal fort, dann bekommt man Heimweh nach all dem Schönen, das man dort zurückgelassen hat. Dann ergreift einen eine stille Wehmut, daß man nicht mehr die grünen Inseln mit ihren, in der sehr kurzen, geheimnisvollen Dämmerstunde violett erscheinenden Vulkanen sieht. Daß man nicht mehr die Schönheit des Archipels genießen kann, die der holländische Dichter Multatuli einmal unübertrefflich in der selten schönen Umschreibung wiedergegeben hat: „Das herrliche Reich Insulinde, das sich wie ein Gürtel aus Smaragd um den Äquator legt.“

Ich bekenne ehrlich, daß ich Heimweh nach Indien habe. Zweimal habe ich es nach allen Richtungen hin durchquert, mit der Liebe eines Reisenden, der sich Zeit gönnt. Und ich glaube behaupten zu dürfen, daß ich es besser kenne als die meisten meiner Landsleute, besser, weil gründlicher, wenn auch vielleicht weniger in Einzelheiten, in Kleinigkeiten als viele, die einen großen Teil ihres Lebens dort zugebracht haben.

„Insulinde“ — wenn es auch als absolutes Tropenland die gewaltig hohen Temperaturen an seinen Küsten kennt — ist so viel lieblicher und sanfter als Vorder- und Hinterindien. Es ist ein gesegnetes Land. Wer das niederländisch-indische Bergklima kennt, wird sich nie mehr nach einem andern sehnen. Er möchte sich die behagliche Wärme der Tage und die anregende, nervenstärkende Kühle der Nächte für sein ganzes Leben sichern. Es gibt in der Welt vielleicht kein sanfteres und gesunderes Klima als das des Berglandes von Java und Sumatra.



Der neue Hafen von Soerabaja in Ost-Java.

Wie relativ gering ist aber die Zahl der Holländer, die diesen unsagbar reichen Besitz dort in dem Malaiischen Archipel richtig einzuschätzen wissen! Gewiß: daß von dorther so guter Tabak, Kakao, Pfeffer, Bananen, Zucker, Tee oder Kaffee kommen; daß dort die Kopra zubereitet wird, und daß man dort an Gold und Zinn, Diamanten, Kohlen und Erdöl noch immer Millionen verdient, das ist dem Holländer keineswegs unsympathisch. Aber meistens bleibt seine Liebe für dieses Land nicht sehr ideell, sondern sie hat einen sehr nüchtern-praktischen Beigeschmack. Er hat die Gewohnheit, in den kräftigsten Ausdrücken auf die arme Sonne, die er in Indien „koperen ploert“ nennt, zu schimpfen. Obschon er im allgemeinen mit dem Eingeborenen, der in den meisten Gegenden sehr willig und gutmütig ist, vorzüglich auskommt, betrachtet er ihn doch als ein notwendiges Übel. Und es hat sehr lange gedauert, bis es der geborene Javaner oder Sundanesier oder Menadoresier zum Berufsoffizier, Arzt oder Beamten bei dem niederländisch-indischen Gouvernement bringen konnte.

In den letzten Jahrzehnten kann man in dieser Hinsicht eine große Verbesserung feststellen. Der Eingeborene in Niederländisch-Indien fängt an, sich für das Mutterland zu interessieren. Viele Eingeborene lassen ihre Söhne an holländischen Universitäten studieren, und auch der Unterricht in den Kolonien steht auf einer so hohen Stufe, daß viele zivilisierte Eingeborene Holländisch sprechen und durch das Lesen holländischer Zeitungen, Zeitschriften und Bücher es allmählich so weit gebracht haben, daß man sie als eine wertvolle Ergänzung des immer noch sehr kleinen Prozentsatzes von Intellektuellen betrachten kann. Sogar indische Vereine und Verbände wurden mit Genehmigung der Regierung gegründet (der bekannteste ist der „Sarikat Islam“).

Und sehr deutlich zeigt sich in Niederländisch-Indien immer mehr ein Streben nach Selbstregierung, nach einer kräftigeren Verteidigung sowohl zu Lande als auch auf dem Wasser mit einer weniger schwachen Flotte und eigener Miliz.

Die früheren patriarchalischen Verhältnisse verschwinden langsam, aber sicher. Größere Gemeinden haben ihre Bürgermeister und Stadtverordneten. Und die niederländisch-indische Presse — die sich übrigens früher ihrer groben Polemik und der wenig schönen Kampfmittel wegen keines guten Rufes erfreute — trägt das Ihrige dazu bei, die große Masse des Volkes mit modernen Auffassungen vertraut zu machen.

Indessen darf man keineswegs glauben, daß das koloniale Gouvernement in Niederländisch-Indien in irgendeiner Hinsicht rückständig ist. Im Gegenteil. Es stand und steht noch auf einer besonders hohen Stufe. Das holländische Gouvernement ist human und weitsichtig, streng und dennoch verständnisvoll. Und die technische Leitung von Handel, Industrie und Landbau ist so ausgezeichnet, daß man in andern Kolonialgebieten schwerlich ihresgleichen finden wird.



Junges Ehepaar der Dajak (Mittel-Borneo).

Trotz alledem ist das Band zwischen dem Mutterlande und den Kolonien noch immer nicht so, wie man es erwarten könnte. Es ist eine bekannte Eigenschaft des Holländers, daß er nicht gern das eigene Land verläßt, es sei denn für seine geliebten Ferienreisen an den Rhein, nach der Schweiz, nach Brüssel oder Paris. Das weite Indien, von dem er in den meisten Fällen nicht allzuviel weiß — wenn es auch in dem Schulprogramm eine erste Stelle einnimmt — erscheint ihm immer noch einigermaßen schauerlich.

In Holland hat man in letzter Zeit sehr viel getan, durch Ausstellungen, Vorträge, Bücher, Zeitschriften usw. das Interesse für Indien zu erhöhen. Das hat aber noch nicht den erwünschten Erfolg gehabt, daß die jungen Holländer in großen Mengen nach Indien ziehen, statt sich im kleinen Holland mit einem geringen Gehalt und einer untergeordneten Stellung zu begnügen. Der große Mangel an Regierungsbeamten, Ärzten, Ingenieuren, Pflanzern, Offizieren usw. ist denn auch mit der Grund, daß noch zahlreiche Deutsche, Schweizer und Österreicher im Staats- oder Privatdienst tätig sind.

In früheren Jahren war Indien ein merkwürdiges Land. Die weiße Bevölkerung, namentlich Beamte und Pflanzer, lebte ein ziemlich wildes Leben. Der Alkoholverbrauch war sehr groß. Holländische Familien waren noch eine große Seltenheit. Die Holländer lebten mit eingeborenen, chinesischen oder japanischen Frauen im Konkubinat, was bis zum heutigen Tag in Kasernen noch offiziell erlaubt wird, und dadurch ist die Zahl der Halbblutkinder, die nur zum geringen Teil durch die europäischen Väter anerkannt wurden, zum größten Teil aber verwilderten und in untergeordneten Stellen einen weniger erwünschten Teil der indischen Gesellschaft bilden, sehr groß. Eine neue Rasse entstand, die von den Eltern mehr schlechte als gute Eigenschaften übernommen hat, und in der immer ein gewisser Haß gegen die weiße Bevölkerung zurückgeblieben ist. Neuerdings versucht man aber auch, sich die vielen brauchbaren Halbblutelemente durch guten Unterricht zu gewinnen. Und ganz anders als in den englischen Kolonien, wo der „halfcast“ in europäischen Kreisen überhaupt nicht empfangen wird, kann das Halbblut in Niederländisch-Indien, wenn es Fleiß, Zuverlässigkeit und Aufrichtigkeit zeigt (eben die Eigenschaften, die man oft vergeblich bei ihm sucht), zu den höchsten Ämtern emporsteigen. In Holland (wo sie merkwürdigerweise sehr beliebt sind) sind sie Minister, Heerführer,



Im alten Teil der Stadt Soerabaja (Java).

*) Korrespondent der Indischen Presse in Berlin.



Balinesische Aristokraten (Insel Bali).



Sawahterrassen bei Garoet in West-Java (Reiskultur).



Die Vulkane Bromo und Semeroe auf der Insel Java.



Tobaner Radscha mit Familie (Insel Bali).



Landschaft bei Singaradja (Insel Bali).



Im Gebirge von Mittel-Java (Tabak-Kultur).





Links: Anlegestelle in einem Dajakdorf am Baritofluß in Süd-Borneo. Rechts: Reitende Besoa-Mädchen (Donda, Insel Celebes). (Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)

Bürgermeister von großen Städten oder Kammermitglieder geworden. Und sie waren wahrlich nicht die schlechtesten, die diese Ämter bekleidet haben!

Das heutige europäische Kolonistengeschlecht in Niederländisch-Indien hat nicht mehr viel Ähnlichkeit mit den wüsten Gesellen von ehemals. Man wirft nicht mehr mit dem Geld um sich. Der moderne Kolonist spart, ist gesetzlich mit einer holländischen Frau verheiratet, die er entweder selbst aus Holland nach seinem neuen Vaterland, dem „tropischen Niederland“, mitnimmt, oder die er durch Vollmacht heiratet und nach Indien nachkommen läßt. Der Alkoholmißbrauch ist auf ein Minimum zurückgegangen. Die Gelage in den Klubs kommen nur noch ausnahmsweise vor und dann nur noch im Inlande. Die großen indischen Städte wie Batavia, Semarang, Soerabaja und Medan sind schon ziemlich modernisiert. Sie haben ausgezeichnete Hotels, elektrische Beleuchtung, Theater — Batavia hat sogar ein sehr gutes Symphonieorchester — eine Unzahl Kinos und zahlreiche reisende Opern- und Theatergesellschaften sorgen für Abwechslung.

Niederländisch-Indien hat, genau so wie so viele andere Länder, schwer unter den Folgen des Weltkrieges zu leiden gehabt. Monatelang war es völlig von dem Mutterlande abgeschnitten — wofür es namentlich der englischen Blockadepolitik dankbar sein kann. Da wurde es für den niederländisch-indischen Handel nötig, neue Absatzgebiete in Amerika zu suchen.

An der Spitze der Regierung steht der Generalgouverneur, der in Buitenzorg (Java) wohnt, und dem der sogenannte „Rat von Indien“ zur Seite steht. Der jetzige Generalgouverneur, Mr. D. Fock, der erst seit einigen Monaten dieses Amt bekleidet, war jahrelang in Indien als Rechtsanwalt tätig, wurde dann Kolonialminister und darauf Vorsitzender der Zweiten Kammer der Generalstaaten im Haag. Er ist als ein sehr tüchtiger und humaner Mann bekannt, der sicher nicht weniger erfolgreich in den Kolonien arbeiten wird als sein Vorgänger, der ein Graf van Limburg-Stirum war.

Die höchsten Beamten in einem gewissen Bezirk sind die Residenten; während in einzelnen größeren Provinzen auch Gouverneure angestellt sind. Unter ihnen stehen die Regenten, eingeborene Beamte, die angesehenen Familien angehören, und von denen einzelne bis zu vierzigtausend Gulden jährlich an Einkünften erreichen. Diesen zur Seite stehen „beratender“ Weise die meist europäischen Assistenten-Residenten. Unter beiden stehen wieder die Wodanen, die auch noch hundert bis dreihundert Gulden monatliches Gehalt beziehen, darunter wieder die Ortsvorsteher, die Patti. In eigens dazu bestimmten Hallen einfachster Art versammeln die Beamten die Eingebornen der Dörfer ihres Bezirkes oder auch wohl die Ortsvorsteher aus verschiedenen Gemeinden, und hier, auf der Erde kniend oder hockend, empfangen diese die Vorschriften und Verfügungen der vorgesetzten Behörden. Von Zeit zu Zeit finden außerdem Kontrollrundreisen von besonders dazu angestellten Beamten statt.

Es ist als Regel durchgeführt, daß die ausübende Gewalt unter normalen Umständen in den Händen der aus den erwähnten alten, angesehenen eingeborenen Familien stammenden Vorgesetzten belassen bleibt. In den meisten Teilen Niederländisch-Indiens begegnete man bei der Bevölkerung niemals bedeutendem Widerstand gegen die holländische Obrigkeit. Nur das in Nord-Sumatra wohnende Volk der kriegliebenden „Atjeher“ hat 40 Jahre lang einen zähen Kampf gegen unsere Kolonialtruppen geführt, der aber längst als beendigt betrachtet werden kann.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch noch über die Pflanzungen, den Handel, den Bergbau, die wundervollen buddhistischen Kunstprodukte und Antiken, die moderne Kunstindustrie (unter anderm das moderne Batik!) und die eigentümlichen Sitten und Bräuche der unzähligen verschiedenen Volksstämme schreiben wollte.



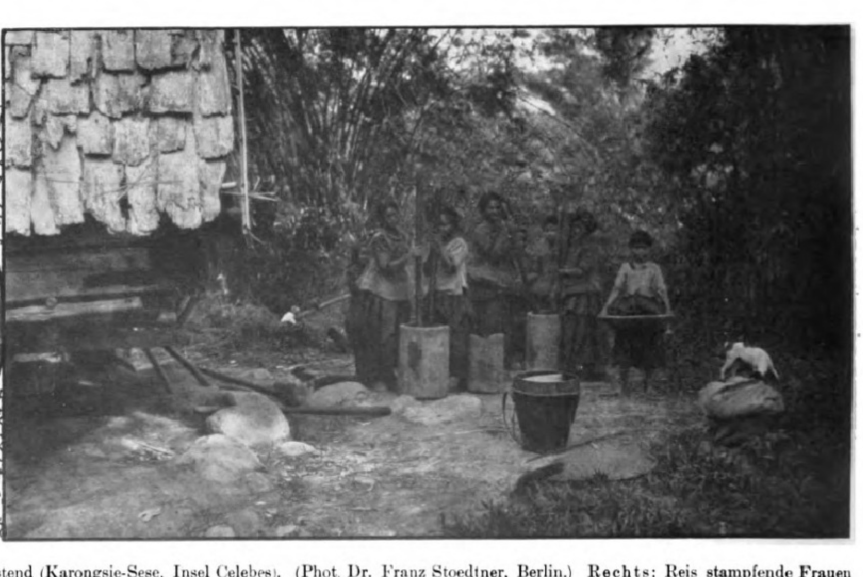
Das Batahdorf Kaban Djahé in Nord-Sumatra.

Unermeßlich groß sind die Schätze, die noch in Niederländisch-Indiens Boden verborgen liegen. Es fehlt Holland an Kapital und Energie, sie herauszuholen. Deshalb wäre es sehr erwünscht, daß nicht länger — wie es z. B. beim Minenbau der Fall ist — der Staat, der wenig oder nichts tut, die Ausbeute für sich allein behält und keine weitere Konzessionen verleiht. Es ist notwendig, daß das Festlegen ausländischen Kapitals in niederländisch-indischen Unternehmungen gefördert wird. Die deutsche Firma Erdmann & Zielken in Batavia, die seit Jahrzehnten die Goldminen Redjang-Lebong, Soelit und Simau ausbeutet, bildet einen Beweis für die Tatsache, daß die private Initiative zu großen Leistungen fähig ist, während daneben die Staatsminen nur noch kümmerlich existieren.

Furcht vor fremder Einmischung hat in unseren Kolonien zu Stillstand und oft zu Rückgang geführt. Die bekannte „gelbe Gefahr“, die Angst vor japanischem Einfluß, war eine zweite Gespensterangst. Die Beziehungen zwischen Holland und Japan sind — dies zeigt auch wieder deutlich der im Sommer erfolgte offizielle Besuch des japanischen Kronprinzen in Holland — die allerbesten. Sie werden durch die wiederauflebenden Handelsbeziehungen zwischen Japan und Niederländisch-Indien nicht schlechter werden.

Holland kann stolz sein auf seine koloniale Politik, und gerne wiederhole ich hier die Worte, die der holländische Außenminister van Karnebeek vor einigen Wochen im Parlament gesprochen hat: „Es ist gut, wenn im Auslande bekannt wird, daß man dort versteht, daß die holländische Kolonialpolitik, wie sie nach außen hin wirkt, eine breite Politik ist. Es ist für die Niederlande wichtig, daß man im Auslande überzeugt ist, daß das ferne Inselreich am allerbesten Holland überlassen bleibt, und daß andere Mächte, angesichts dieser breiten Politik, zu dem Schlusse kommen, daß Holland dort ist und kein anderes Land.“





Links: Ein „Tobela“-Damarsucher, an einer Quelle rastend (Karongsie-Sese, Insel Celebes). (Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.) Rechts: Reis stampfende Frauen im Kampong Tedeboi (Rampi, Insel Celebes). (Phot. Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)

Tagesgeschichtlicher Teil.



Von der feierlichen Beisetzung Enrico Carusos in Neapel: Der Leichenwagen vor der Kirche auf der Piazza S. Ferdinando.



Von der Tagung des Obersten Rats in Paris, der nach fruchtlosen Verhandlungen die oberschlesische Frage dem Völkerbundsrat zur Entscheidung überwies.
Von links nach rechts: Lord Curzon, Lloyd George, Briand, Bonomi, Marquis della Torretta, Colonel Harvey und Vicomte Ishii.



Von der Reichsverfassungsfeier in Berlin am 11. August: Reichspräsident Ebert(1) und Reichskanzler Dr. Wirth(2) beim Abschreiten der Front der Ehrenkompagnie am Zeughaus.



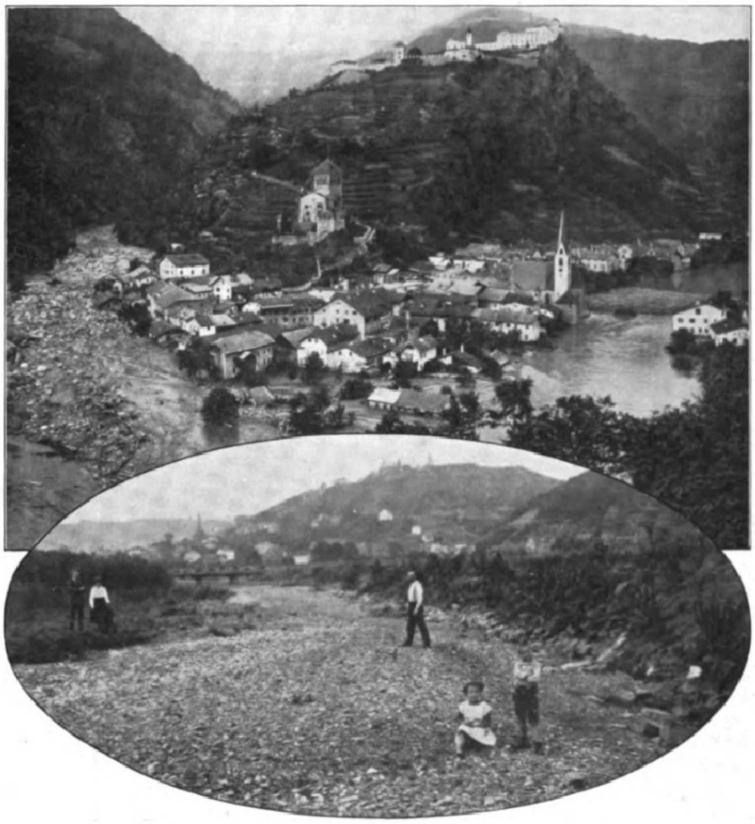
Die erste Ankunft des früheren Norddeutschen Lloyd-Dampfers „George Washington (26000 t) in Bremerhaven nach dem Kriege: Abfertigung der Reisenden ins Binnenland.



Georges A. Schleber,
Geh. Kommerzienrat, Greiz, sächsisch-thüringischer Großindustrieller, wurde von der Technischen Hochschule zu Dresden zum Dr.-Ing. ehrenhalber ernannt.



Carl Köttgen,
Direktor der Siemens-Schuckert-Werke in Berlin, erhielt von der Technischen Hochschule in Berlin die Würde eines Dr.-Ing. ehrenhalber verliehen.



Folgen der Sommerhitze: Das vollkommen ausgetrocknete Flußbett der Ahr bei Sinzig.
Oben: Die Unwetterkatastrophe in den Südtiroler Bergen am 9. August; Klausen unter Wasser.



Wilhelm Pelizaeus,
Stiftsherr des durch seine Sammlungen bekannten Pelizaeus-Museums in Hildesheim, wurde von der Universität Göttingen zum Ehrendoktor ernannt.



Kommerzienrat Jacob Klein,
Generaldirektor der Pumpen- und Armaturenfabrik Klein, Schanzlin & Becker A.-G. in Frankenthal (Pfalz), wurde Ehrendoktor der Technischen Hochschule zu Karlsruhe.



Vom II. Brandenburgischen Turnfest im Deutschen Stadion zu Berlin-Grunewald am 13. und 14. August: Leiter und Vorturner der allgemeinen Freiübungen.



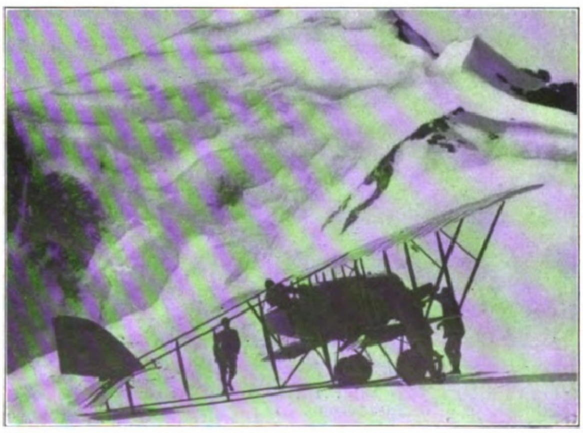
Vom 30. deutschen Verbandsschwimmfest auf dem Auensee bei Leipzig am 13. und 14. August: Aus dem Endkampf um die Meisterschaft von Deutschland über 100 m; Heinrich (Poseidon-Leipzig) schlägt vor Eitner (Bremen) am Zielbalken als Sieger an.



Die neueste Filmsensation: Augenblicksbild aus der großen Feldschlacht zwischen Ägyptern und Äthiopiern, aufgenommen unter Leitung des Filmregisseurs Ernst Lubitsch in den Gosener Bergen bei Berlin für den Film „Das Weib des Pharao". Es wirkten etwa 5000 Statisten mit, die von zehn Dampfern mit sechs Lastkähnen an den Aufnahmeort befördert wurden.



Die Wiederkunft der Krinoline: Stilkleid aus schwarzem Taft mit hellgrünen Bandrüschen und Blumen.



Die erste Flugzeug-Landung auf dem Mont Blanc, ausgeführt von dem schweizerischen Flieger M. Durafour.



Apartes Sommerkleid aus hellgelbem Krepp mit Querstreifen von gemustertem Pikee. Bankokhut in der Farbe des Kleides.



Fischauktion in Altona. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.

Kantor Kalmus.

Ein lebenslustiger Roman von Felix Janoske.

(13. Fortsetzung und Schluß.)

In der Mittagsstunde hatten die Lehrer etwas Ruhe, und Karr konnte sich gemütlich unterhalten.

„Onkel Karr, du freust dich doch, daß du mich als Dame bekommst?“ fragte Liese.

„Na und ob. Dein Geschmack ehrt dich und mich. Wer sind denn die anderen Paare?“

„Stiefgaht und Vera, die Schulzentochter mit ihrem Verehrer, Pastor und Frau und einige andere.“

„Wo bleiben denn Spukflieth und Bullock?“

„Ach richtig, Spukflieth führt Fräulein Ursula, Bullock Frau von Grame.“

S : u = k : l kam Karr in den Sinn. Jetzt wurde ihm die Bedeutung der Kartenmitteilung klar. Lieses Zögern, Ursula zu nennen, bestätigte ihm die Vermutung, daß bereits gutwillige Freundeshände in Tätigkeit waren, ihm den Weg zu Ursula zu ebnen. Um so fester stand sein Entschluß, der Angelegenheit zu Leibe zu gehen. Selbst ist der Mann. Er pfiff sich eins und schien sehr vergnügt über die Einteilung, so daß Liese schon mit Gewissensbissen kämpfte, ob sie ihm ihre werte Person auch wirklich entziehen dürfte.

Dann wurde im großen Schulhof gespielt und zum Schluß getanzt. Spickus mit seinem künstlichen Fuß kriegte einen ganz artigen Walzer fertig, über den alle staunten; Karr mußte dreißig Mädel herumschwenken, und Luckow spielte unermüdlich auf dem Flügel, der ans offene Fenster gerückt war. Die letzte Minute wurde ausgekostet. Der Zug fuhr schon ein, als die Nachzügler am Bahnhof anlangten.

Das war ein Ausflug! Und wenn die Mädel Großmütter sein werden, der Tag kommt aus ihrem Gedächtnis nicht heraus.

Sechzehntes Kapitel.

Am folgenden Nachmittag machte Karr seinen vorgenommenen Besuch bei Frau von Grame. Es störte ihn nicht, daß er Ursula nicht allein sprechen konnte; er war gewillt, seinen Weg zu gehen, durch dick und dünn. Er erzählte von seinem Ausfluge auf den Zobten und nach Wietau und fragte schließlich, ob die Damen schon die Einladung zur Hochzeit erhalten hätten.

Sie hatten sie bekommen und zusagend beantwortet. Frau von Grame wollte wissen, was sie Suse als Geschenk widmen sollte; aber Karr sah nicht rechts, nicht links, ließ die Frage beiseite und erzählte weiter, daß Fräulein Ursula den Förster Spukflieth und Liese ihn als Herrn bekommen solle.

„Sind Sie damit einverstanden?“ fragte er Ursula.

„Ich muß wohl“, entgegnete sie; ein feines Rot stieg ihr zu den Schläfen hinauf.

„Ich bin 's nicht. Ich würde einen Tausch vorschlagen, wenn Sie keinen Widerspruch erheben.“

Ursula erhob ihren Blick. Alle zurückgehaltene Liebe lag darin und ein glückverheißendes Leuchten.

Er bemerkte es und fuhr fort:

„Da Sie mich nun als Ritter gekürt haben, so bitte ich Sie, mir Ihre Hand schon jetzt zu geben und sie mir auch weiterhin zu lassen.“

Sie legte gehorsam ihre Rechte in die seine.

„Gnädige Frau, darf ich Sie bitten, uns Ihre Zustimmung zu geben?“

Frau von Grame hatte mit wachsendem Erstaunen der schnellen Entwicklung des Dramas zugeschaut; sie fühlte sich ausgeschaltet, fand aber keine Gelegenheit, sich zur Geltung zu bringen. Es ging ja auch trotz der Schnelle alles formgerecht zu; sie sollte den Schlußpunkt setzen.

„Herr Karr, Kalmus, Ursula — Kinder, ihr stellt mich vor eine Tatsache. Seid glücklich und laßt mich an eurem Glücke teilnehmen.“

Darauf küßte Karr Frau von Grame die Hand. Es war der erste Handkuß in seinem Leben, und sie drückte die Kinder ans Herz.

Nun aller Form Genüge geleistet war, brach Karrs Urnatur durch. In einer Minute war Ursulas Haartracht in einem entsetzlichen Zustande, so daß Frau von Grame wirklich um ihre Tochter besorgt wurde und eine leichte Einwendung machte.

„Nur keine Eifersucht, Muttchen,“ sagte Karr, „gleich kommst du daran.“

Ehe sich's Frau Eva von Grame versah, hatte sie Karr im Arm und herzte sie, daß ihr der Atem verging und sie sich hinreißen ließ zu sagen: „Der ganze Kalmus.“

Es mag dahingestellt bleiben, ob das eine Anerkennung sein sollte oder eine Abwehr, ein Zugeständnis oder ein Vergleich. Tatsache ist, daß diese Äußerung männlichen Übermuts alle wackligen Schranken niederriß.

Nach einer Stunde war Karrs Vernunft so weit wiederhergestellt, daß man ein ruhiges Wort sprechen konnte. Es wurde beschlossen, die Verlobung Pfingsten öffentlich bekanntzugeben; die Hochzeit sollte schon im Juli sein.

Als Vera von ihrem Einkauf zurückkehrte, benahm sich Karr gut bürgerlich und vermied eine gerade Anrede, so daß Fräulein Meiring nichts spürte als eine erhöhte Lebendigkeit in der Unterhaltung. Sie quälte sich schon lange über die Heimlichkeit, die hinter Karrs Rücken spielte. Ihm wollte sie vollkommen wahr gegenüberstehen. Auch Ursulas Geheimnis konnte sie nicht mehr halten; er mußte erfahren, was sich zwischen ihn und seine Liebe gedrängt hatte, wenn sie auch für sich böse Erinnerungen heraufbeschwor.

Als er deshalb Abschied nahm, machte sie sich noch einen Weg und begleitete ihn ein Stück. Es fiel ihr schwer, einen Anfang zu finden, und Karr wandelte im Paradiese und merkte nichts.

„Herr Karr,“ fing sie an, „ich muß Ihnen eine Eröffnung machen, auf die Sie ein Recht haben. Halten Sie mich nicht für zudringlich oder neugierig. Sie sollen mich nur anhören, aber nichts darauf erwidern.“

Er hatte erst Lust, ihr scherzhaft zu entgegnen, hielt aber vor ihrem Ernst damit zurück. Nun erzählte sie ihm, wie Ursula Zeuge des häßlichen Auftritts gewesen und zu einer falschen Beurteilung gekommen sei; wie sie die Aufklärung aufgenommen habe und sich doch scheue, sie ihm mitzuteilen.

Karr hörte anscheinend ruhig zu und sagte am Schlusse nur:

„Ich danke Ihnen, Vera.“

Damit schieden sie, beide in Gedanken.

Ein Verdacht hatte gegen ihn bestanden, ein häßlicher Verdacht. Ursula war im Zweifel über seine Persönlichkeit gewesen; nein, nicht im Zweifel, sogar in Sicherheit über seinen Unwert. Die helle Freude war gedämpft. Er geriet ins Grübeln, wog Recht und Unrecht zu Ursulas Urteil ab und gelangte doch zu keinem beruhigenden Schluß. Veras gutgemeinte Erklärung hätte er lieber nicht gehört.

„Donnerwetter, Junge, bist du so weit herunter, daß du die Wahrheit nicht mehr ertragen kannst? Hältst du die Menschen für Engel?“

Karr sah zu Kalmus hinüber.

„Eigentlich hast du wieder recht, Papa. Es tut mir leid, daß du deinen Jungen nicht besser erzogen hast und ihm immer wieder den Kopf waschen mußt. Aber sag' mal, was war denn das für eine Geschichte mit meiner Schwiegermutter? He?“

„Eine Eselei, vor deren Ausgang ich dich bewahren wollte.“

Da strich Karr über das Bild und pfiff ein wehmütiges Liebeslied.

„Sie konnten zusammen nicht kommen — das Wasser war viel zu tief.“

Dann aber — nein, lieber nicht; die Feder sträubt sich zu berichten, was der Herr Lehrer und Rektoratsverweser im Übermut anstellte. Eine schöne Waschschüssel ging dabei in Scherben, das Sofa verlor ein Bein, und ein Dutzend Aufsatzhefte wurden mit roter Tinte getränkt. Rolf soll schuld daran gehabt haben. Karr behauptete es steif und fest, und Rolf erhob keinen Widerspruch. Er tobte wie besessen, trotz der roten Kleckse. Und das Allerschlimmste, Herr Lehrer Karr machte sich nichts daraus. Er pfiff; pfiff über verschandelte Aufsatzhefte, über die Besudelung pädagogischer Heiligtümer! Wenigstens das hätte er lassen sollen!

Es schickte sich auch nicht, daß er anderntags, als er die schimpfierten Hefte wiedergab, mit Lachen sein Ungeschick eingestand, und daß die Mädel nun auch lachten. War das etwa erzieherisch? Überhaupt war an dem Tage von einem vernünftigen, rechtschaffenen Unterricht kaum die Rede, wenn auch die Schülerinnen versicherten, bei ihrem Lehrer wäre es heute wieder einmal fein gewesen.

Nein, sage einer, was er wolle: Die Liebe hatte Karr um das innere Gleichgewicht gebracht, gerade so wie Stiefgaht und Wulke.

Wie Wulke? Das wäre wohl ein Irrtum.

Kein Irrtum. Wulke saß mit Stiefgaht am Schustertisch und spielte mit ihm einen vierhändigen Walzer. Seine dicken Finger tanzten so behende, daß Stiefgahts Gelenkigkeit Mühe hatte, im Takt zu bleiben. Dazu vollführten sie mit Füßen und Mäulern einen solchen Skandal, daß Frau Wulke sich die Ohren zuhielt und hinauslief.

„Decrescendo, Meister Wulke“, sagte Stiefgaht. „Wir müssen sie jetzt etwas schonen.“

„Einverstanden“, meinte Wulke. „Spielen wir ein Wiegenlied.“

Darauf spielten die beiden Künstler mit viel Gefühl das Schubertsche „Schlafe, holder Knabe“. Bei der dritten Wiederholung brachte Wulke die Melodie annähernd richtig heraus. Er hatte einen großen Stiefel in seine blaue Schürze gewickelt, so daß nur die zerrissene Spitze wie ein offener Mund herausguckte, und wiegte ihn sorgsam hin und her.

„Mensch, das hätte ich mir nicht träumen lassen“, sagte der Schuster.

„Ich auch nicht“, gab Stiefgaht zu.

„Es muß in der Luft liegen; der Frühling juckt mir in sämtlichen Gliedern.“

„'s ist Himmelfahrt.“

„So haben wir ein Recht, heut blau zu machen. — Anna!“ rief er.

Frau Wulke-Kricke kam herein. Er nahm ihren Kopf in beide Hände, zog ihn herunter und küßte sie.

„Mach' dich fertig, ich halte es zu Hause nicht aus; wir machen einen Ausflug nach Scheitnig, Wilhelmshafen, nach Oswitz oder Pirscham. Ganz gleich, nur hinaus muß ich.“

Sie gingen nach Pirscham, und Stiefgahts — er und sie — schlossen sich an. Frau Wulke war vor zwanzig Jahren dort einmal Kahn gefahren; das wollte sie heute wieder genießen. Vera und Stiefgaht ruderten, das Ehepaar saß Hand in Hand auf der Bank hinter ihnen.

„Man darf die Wirklichkeit nicht zu gering achten“, spintisierte Wulke. „Es steckt doch manches reine Glück dahinter. Ich danke dir, Anna. Du hast mir neue Werte erschlossen.“

Sie verstand ihn nicht ganz; doch drückte sie ihm in stillem Genuß die Hand. Der kleine Fluß erweiterte sich seenartig. Die beiden vorn hatten die Ruder eingezogen und ließen das Boot treiben wie ihre Wünsche.

Am niedrigen Uferweg gingen zwei Paare und sahen durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Boot hinüber.

„Stiefgaht und Wulke“, sagte Karr. „Wir wollen sie anrufen.“

„Lieber nicht“, entgegnete Ursula. „Sie sind im Paradiese. Sind das nun Schuldner oder Gläubiger des Lebens?“

„Liebende sind immer Schuldner“, sagte er und küßte sie, nachdem er sich vorsichtig umgeschaut hatte.

Einfälle

von Börries, Freiherrn von Münchhausen.

*

Des Glückes Konto-Buch zählt anders, als du denkst:
Du wirst nur reicher, wenn verschwenderisch du schenkst!

*

Die Sprache spielt manchmal, und ist doch ernst dabei:
Der Schenker, der Beschenkte – das ist zweierlei,
Der Diener, der Bediente – das ist gleich im Brauch,
Weil jeder echte Herr zugleich ein Diener auch.

*

Werd', was dein Vater ist, und bist du einst wie er,
So bist du, was er war, und dennoch bist du mehr!

„Du bringst mich damit immer tiefer in Schulden," scherzte sie, „und ich habe schon soviel abzuzahlen. Weißt du noch?"

Dabei erwiderte sie seine Zärtlichkeit in einer Weise, die den Neid aller Götter Griechenlands erregt hätte.

„Wo bleiben denn die Kinder?" fragte Frau von Grame und sah sich um. „Sie werden sich doch nicht verlaufen haben."

„Sie sind auf dem Wege zum Himmel," beruhigte sie der Professor, „und der ist allemal der rechte."

Sie schaute nun nicht weiter zurück. Professor Schamelbeen war eingeweiht in ihr Familiengeheimnis.

„Liebe Freundin," begann er, „Sie haben die Hochzeit für Juli beschlossen und werden das junge Paar wohl in Ihre Wohnung aufnehmen müssen. Aber das sage ich Ihnen, ich gehe nicht heraus. Mir ist so wohl in meinen Zimmern, daß ich ohne Schaden einen Wechsel nicht ertrüge."

„Es wird nicht nötig sein, werter Freund", erwiderte sie. „So weit bin ich schon in der Erkenntnis der Zeit vorgeschritten, daß wir uns alle einschränken müssen. - Die Kinder werden mit zwei Zimmern vorliebnehmen; ich brauche nur eine Schlafstube. Der große Vorderraum wird gemeinsames Wohn- und Eßzimmer. So hoffe ich, uns alle unterzubringen."

„Gott sei Dank", sagte der Professor. „Ich war schon auf harten Kampf gefaßt und beglückwünsche Sie zu Ihrer Entscheidung. Opfer müssen wir alle bringen. — Was werden Sie den Wietauern für ein Hochzeitsgeschenk widmen?"

„Karr machte mich aufmerksam, daß Luckow in Verlegenheit mit Wäsche sei. Ich habe noch große Stücke Leinen liegen, mehr, als wir in Jahren brauchen werden. So habe ich ihm ein Pack hingeschickt und, wie ich nach seiner Antwort schließen kann, das Rechte getroffen. Ursula kann der Braut noch ein Schmuckstück schenken. Davon haben wir Überfluß."

„Wie lange gedenken Sie fortzubleiben?"

„Zwei Tage", lachte sie. „Länger kann ich Sie nicht allein lassen, denn Fräulein Vera ist auch geladen. Aber Frau Wulke wird Sie schon gut versorgen."

„Ich werde ein paar Tage verreisen", sagte er. „Allein halte ich es schlecht aus. Sie haben mich schon allzusehr verwöhnt."

Stiefgaht fuhr bereits am Pfingstsonnabend nach Wietau. Das Wetter war schwankend geworden; aber Stiefgaht weissagte alles Gute für den Hochzeitstag.

Am Nachmittag erschien der Gemeindevorsteher bei Luckow. Er kündigte ihm an, daß er morgen nach der Kirche eine Gemeindeversammlung abhalten wolle. Es handle sich um die Verwendung der zweitausend Mark, die Kantor Kalmus der Gemeinde hinterlassen habe. Pastor Lange und Förster Bullock seien auch eingeladen.

Mit langsam abgemessenen Schritten kamen die Bauern, die Gärtner, die Häusler und Einlieger zur Schule, voran der Schulze mit Zylinder und in Handschuhen. Er nahm sauf dem Lehrpult Platz.

„Unser Kantor", begann er, „hat die Gemeinde noch zuletzt ermahnt, eine brüderliche Gemeinschaft zu bilden, in der Liebe und Wahrheit regieren. Das ist uns durch den Kopf gegangen. Wir haben uns überlegt, wie wir das am besten tun könnten, und wie die zweitausend Mark zu verwenden wären. Er wollte wohl der Gemeinde ein Beispiel des Opfersinnes geben, haben wir uns gedacht. Da sind wir uns einig geworden, ihm auf dem Wege zu folgen, und haben durch freiwillige Spenden so viel aufgebracht, daß wir ein Haus bauen können für Alte und Kranke in der Gemeinde, das seinen Namen tragen soll. Es fehlt uns noch manches, besonders an der inneren Einrichtung; aber der Geist unseres Kantors wird weiter in uns leben und uns anspornen zu neuen Opfern; denn wir haben erkannt, daß er uns immer gut beraten hat."

Darauf nahm Bullock seine Stelle ein.

„Ihr habt wirklich mehr Verstand, als ich Euch zugetraut hätte, und Kantor Kalmus hat Euch richtiger eingeschätzt. Die zweitausend Mark sollen nur eine Anzahlung bedeuten. Für den Fall, daß Ihr den von ihm angedeuteten Rat befolgt, hat er bestimmt, daß der ganze Rest seines Vermögens — es werden noch gegen achttausend Mark sein — der Gemeinde zufällt. Ihr habt durch Euren Beschluß gezeigt, daß Ihr dessen würdig seid, und ich beglückwünsche Wietau dazu."

Da gab es ein erregtes Summen in der Versammlung. Meinungen wurden ausgetauscht, gutgeheißen und widerlegt. Endlich erhob sich ein eckiger Graukopf.

„Der Anfang ist gemacht. Wir dürfen nicht stehenbleiben. Unser neuer Kantor scheint dem alten nachzuschlagen, und mit seinem Schwiegersohn können wir auch zufrieden sein. Er kümmert sich sehr um die Kinder. Das Schulhaus ist alt geworden und reicht auch nicht mehr aus. Wir wollen uns überlegen, ob wir nicht ein neues aufbauen. Einen Morgen Land will ich dazu hergeben."

Da setzte eine neue Unterhaltung ein, und Luckow drückte dem Alten kräftig die Hand. Er freute sich der Anerkennung.

„Unser Volk ist im Kern gesund", meinte Pastor Lange. „Es verlangt nur Führer, die frei von Eigennutz sich dem Wohle der Gesamtheit widmen."

„Und in der Familie und der Gemeinde muß damit angefangen werden. Die Arbeit im kleinen Kreise ist die wichtigste", fuhr Luckow fort.

Seine Worte waren für ihn ein Gelöbnis.

Er stand vor der Tür und verabschiedete sich von dem und jenem.

Das Wetter hatte sich aufgeklärt. Stiefgaht hatte richtig prophezeit.

Überhaupt Stiefgaht! Ohne ihn wäre die Hochzeit kaum zustande gekommen. Er brachte erst den richtigen Schwung in die letzten Vorbereitungen. Die Klasse wurde ausgeräumt, lange Tische in Hufeisenform aufgestellt. Stiefgaht besorgte sie aus dem Gasthause.

Erst hatte Luckow Bedenken, die Feier in dem Raume vorzunehmen, wo Kalmus aufgebahrt worden war. Doch Spickus meinte, die wenigen Gäste, die es wüßten, würden keinen Anstoß nehmen, und Kalmus sei sowieso eingeladen und auch anwesend. Die Wände wurden mit grünem Laub ausgeschlagen und an dünnen Schnüren ein Dutzend Papierlaternen aufgehängt. Die alten Bilder trugen frische Kränze mit bunten Schleifen, das Kalmusbild ihnen gegenüber einen Busch von Kiefernzweigen, in dem an dem großen Tage einige Rosen steckten.

Stiefgaht tat mehr. Wer sollte den musikalischen Teil der Feier übernehmen? Natürlich er. Die Orgel mußte doch bedient werden; ein Tafellied fehlte. Stiefgaht sorgte dafür.

Beim Gemeindevorsteher sammelte er die sangeskundigen Kräfte der Gemeinde und kriegte richtig noch „Der Herr ist mein Hirte" mit ihnen fertig, obwohl es bei seiner komischen Art der Leitung schwer war, ernst zu bleiben. Er verneigte sich bei sanften Stellen wie ein würdesteifer Storch und knickte bei lebhaften taktmäßig zusammen, strabbelte mit den Armen, als wollte er Handgranaten werfen, und rollte erschrecklich mit den Augen, wenn ein Ton danebenging. Doch gewöhnten sich die Dörfler an den sonderlichen Kauz; er sollte ja ein berühmter Künstler sein; einem solchen mußte man schon manches zugute halten.

Am zweiten Feiertage orgelte er auch zum Gottesdienst. Dem Bälgetreter rann der Schweiß herunter; Stiefgaht spielte mit allen Registern, und seit die Orgel ausgebessert war und die Zinnpfeifen wieder darin saßen, gehörte schon ein gehöriger Sack voll Sturm dazu, dem ganzen Werk gerecht zu werden.

Während der Predigt wurde dem Neuling der Standpunkt gründlich klargemacht. Zu Weihnachten und Ostern, wo es sich um das Fest des Vaters und des Sohnes handle, und wo es auch kühler sei, ja, da könne man so laut spielen. Beim Heiligen Geiste wäre das nicht angebracht, der käme mit sanftem Säuseln, und in der Jetztzeit müsse man mit allem sparen, auch mit Wind. Der Herr Kantor habe gestern, am ersten Feiertage, nicht halb soviel verbraucht, und er könne sich doch nicht in der Kirche den schwarzen Rock ausziehen, wenn er schwitze. Was sollte der Herrgott von ihm denken?

Stiefgaht konnte sich der überzeugenden Kraft solcher Rede nicht entziehen und versprach Besserung. Er spielte mit milderen Registern, wie es dem Heiligen Geist und dem Bälgetreter angenehm war.

„Zur Hochzeit können Sie so stark spielen, wie Sie wollen", sagte der Alte nach Schluß des Gottesdienstes wohlwollend. „Da vertritt mich mein Schwiegersohn."

Die Breslauer Gäste — Rolf eingeschlossen — waren schon eingetroffen. Liese nahm sich Karr beiseite.

„Onkel Karr, es tut mir leid, dir eine Änderung vorschlagen zu müssen. Herr Spukflieth hat sich eingebildet, mit mir zu gehen, und droht mit Absage, wenn sein Wunsch nicht erfüllt wird. Es bleibt nichts übrig, du mußt Fräulein von Grame führen."

Er sah sie streng pädagogisch an.

„Ku gleich Esel", sagte er, und sie wurde nicht schlecht verlegen. „Wie alt bist du eigentlich, Liese?"

„Ich gehe schon ins Siebzehnte", meinte sie erhaben.

„Und schon Liebesgedanken! Mädel, Mädel!"

„Onkel Karr, du verrätst doch nichts?" forschte sie ängstlich.

„Wo werde ich. Aber recht war es nicht, hinter meinem Rücken Komödie zu spielen und mir den Mund wässerig zu machen."

„Fällt es dir sehr schwer, auf mich zu verzichten?" fragte sie im Bewußtsein ihres Wertes.

„Die Antwort darauf sollst du heute noch kriegen", lachte er und kniff das eine Auge so listig zusammen, daß Liese auf irgendeine Teufelei gefaßt war. „Wie du mir, so ich dir."

Stiefgaht schwor drei Eide und gab das große Ehrenwort erster Klasse, nichts verraten zu haben. Es half ihm wenig. Liese wusch ihm so gründlich den Kopf, daß jeder andere als gerade der dickfellige Musiker den schönsten Schnupfen davongetragen hätte. Er begnügte sich mit der Bemerkung, daß er Spukflieth diesen Auftritt vormimen werde; dem würden die Augen auf- und übergehen.

Sie warf den Kopf zurück, rümpfte das Näschen und entgegnete:

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten."

Es paßte nicht ganz; sie ahnte auch mehr eine Beziehung dieser Worte, ohne sie gefunden zu haben. Aber es hörte sich doch gut an und sicherte einen schönen Abgang.

Überhaupt war es hohe Zeit, sich zum Kirchgang fertigzumachen. Die Paare ordneten sich. Bullocks massige Größe neben der schlanken Frau von Grame, Karr mit Ursula, Spukflieth mit Liese, Luckow und Frau, dazu einige ländliche Paare. Er war ein großartiger Festzug. Vera war zu Hause geblieben, um die Küche zu besorgen, und Stiefgaht kletterte aufs Orgelchor, wo sich die Sängerinnen bereits die Hälse ausreckten.

Alles nahm seinen geregelten Gang. Bei dem Liede „Der Herr ist mein Hirte" wurde nur ein Ton heruntergezogen; es hätte bei der Hitze auch leicht mehr werden können. Das Ja des Brautpaares gab keinen Anlaß zu Beanstandungen. Spickus hatte einige Mühe, den Ring über den Finger zu streifen; er war in letzter Zeit aufgegangen wie ein Hefekloß. Pastor Langes Predigt war kurz und herzlich, und Stiefgaht schwelgte noch in Tonorkanen, als der Kirchendiener bereits die Kirchentür schloß und dem Bälgetreter die Puste ausging.

Die Tafel begann bald darauf. Über die Speisenfolge kann nicht berichtet werden. Es geht nicht, aus nationalen und politischen Gründen nicht. Der Gegensatz zwischen Breslau und Wietau soll nicht noch verschärft werden. Zu Lieses und Veras Ehre sei nur kurz gesagt: Huhn mit Reis war gut; der Schweinebraten war besser; am allerbesten aber — nein, es geht wirklich nicht an. Futterneidische Großstädter könnten denken, Spukflieth hätte gewildert. Es wurde ziemlich ausführlich dem Essen zugesprochen, obgleich eine ganze Zahl gefühlvoller Seelen an der Tafel saß, die sich bei solchen Gelegenheiten sonst mehr von verliebten Blicken und Händedrücken nähren.

Wieder war Stiefgaht zum Teil schuld. Sein Tafellied schonte weder Alter noch Geschlecht, und da man sich über nichts so freut wie über die Schwächen seiner Mitmenschen, wodurch man über die eigenen leichter hinwegkommt, so war die Freude allgemein. Lieses Drohung, sie wolle dem Dichter die Augen auskratzen, wurde nicht ernst genommen. Dann mimte er allein eine ganze italienische Oper alten Stils, spielte Helden und Heldinnen vom Baß bis zum Sopran mit so viel Hohlblech und Inbrunst, daß kein Auge trocken blieb und Frau von Grame Bullock besorgt auf den Rücken klopfte, denn er war blaurot vor Lachen geworden.

Dann die Tischreden!

Karr fing an. Der Minnetrunk auf das Brautpaar war eine Musterleistung, die kaum von Pastor Langes Rede auf die Eltern übertroffen wurde. Doktor Eck brachte ein Hoch auf Stiefgaht und Vera aus, das mit Witz und Gefühl gleicherweise ausgestattet war.

Darauf erhob sich Luckow, dankte für alle guten Worte und gab die Verlobung seiner zweiten Tochter Liese mit dem Staatlichen Förster Spukflieth bekannt.

Nanu! Das schlug ein wie eine Granate in den Unterstand. Spickus und Suse rückten ein wenig in den Hintergrund, was ihnen gar nicht unrecht war. Stiefgaht notierte schnell einige Verszeilen, die er der Tafelrunde vorsprach und von ihr erfaßt und jubelnd nachgesungen wurden. Die närrischen Knüttelverse waren wieder zum Totlachen.

Dann wurden die Laternen angezündet, und eine weichere Stimmung griff in die Saiten der Seele. Karr saß verträumt auf seinem Platze, von wo aus er so oft Kalmus' Worten gelauscht. Dort auf dem Katheder hatte der Kantor gesessen. Es stand wie früher zwischen Ofen und Tür.

Rolf knurrte leise, stand lauschend auf und ging nach dem Hausflur. Er hob den Kopf und sprang mit einem Male mit freudigem Bellen in die Höhe. Darauf schwänzelte er zu dem Lehrpult, setzte sich auf den Tritt und rieb sich an dem Stuhle.

Bullock klopfte ans Glas. Da wurde es noch stiller. Der Abendwind strich leise zu den offenen Fenstern herein und bewegte die schwanken Laternen. Auf dem dicken Aststummel der Linde vor dem Schulhause flötete eine Amsel.

Der alte Förster trat auf das Katheder, tat einen überraschten Blick zur Seite, sagte „Entschuldige" und stellte sich nun daneben.

Von Kalmus sprach er, dem Freunde und Lehrer, der ein Einsamer geworden wäre, wie alle Starken, ohne die Kraft der Wahrheit und der Liebe, die sein Geist noch heute ausstrahle. Er sei zu der Feier eingeladen worden und weile bei ihnen. In seinem Sinne sei die Verlobung von Fräulein Ursula von Grame mit Herrn Lehrer Karr, die zu verkünden er die Ehre habe.

Niemand regte sich. Es war, als erwarte man noch etwas Ungewöhnliches. Bullock trat ein wenig zur Seite, als wolle er jemand vorbeilassen, Rolf ging feierlich, langsam zur Tafel.

Da lagen auf einmal drei Rosenknospen vor Ursula.

Aus Wissenschaft und Technik.

Über Idiosynkrasie und Überempfindlichkeit. Unter dem schon in der alten Medizin vorkommenden Wort „Idiosynkrasie" versteht man wörtlich eine eigenartige Mischung der Körpersäfte. So wird schon in einer Krankengeschichte aus dem Jahre 1586 von einem Knaben berichtet, dem jedesmal nach dem Genuß von Eiern die Lippen anschwollen, und dessen Gesicht infolgedessen schwarze und rote Flecken zeigte. Man würde dies Verhalten heute als Eiweißüberempfindlichkeit bezeichnen. Es besteht aber auch eine Überempfindlichkeit gegen Fischeiweiß, über die Prausnitz und Küstner in letzter Zeit berichtet haben. Die Fischüberempfindlichkeit bestand bei dem sonst gesunden Kinde seit dem sechsten Jahre. Schon die kleinsten Mengen von Fluß- und Seefischspeisen riefen unangenehme Erscheinungen wie Nesselsucht usw. hervor. Sogar bei unvorsichtigem Arbeiten mit Fischleim wurde an den Lippen ein auf diese beschränkter Ausschlag beobachtet. Die wirksame Substanz scheint nur im Muskelfleisch der Knochenfische vorzukommen, und merkwürdig ist, daß das Fischfleisch in rohem Zustande vollkommen harmlos und erst beim Erhitzen (Kochen, Braten, Backen) giftig wird. Durch Versuche konnte unter anderm der Beweis geliefert werden, daß die Fischüberempfindlichkeit mit dem Serum der empfindlichen Person passiv auf normale Menschen übertragen werden konnte, die nicht fischempfindlich waren. Mit der gleichen Methodik gelang es nicht, die Empfindlichkeit gegen Polleneiweiß, gegen Tuberkulin und gegen Pferdeserum zu übertragen. Mit dieser Fischüberempfindlichkeit kann sich die Eiweißüberempfindlichkeit paaren. So bekam ein junges Mädchen, das ich behandelte, jedesmal nach Schlagsahnegenuß sofort eine starke Anschwellung der Lippen. Wir wissen von einer Familie, bei der sich in vier Generationen eine mehr oder minder große Intoleranz gegen Eier und Cremes zeigte. Nach meiner Beobachtung konnte die Mutter der Kranken, die keine Schlagsahne vertrug, auch nicht die kleinste Menge Wabenhonig zu sich nehmen. Sie wurde kurz danach leichenblaß und bekam ein Todesgefühl. Sonst können nach dem Genuß von Erdbeeren, Himbeeren, Krebsen, Spargel, Garten- und Brunnenkresse, Pilzen (Morcheln), Apfelsinen, Zimt, Pomeranzenschalen nesselsuchtartige Ausschläge beobachtet werden, die im Sinne einer Idiosynkrasie oder Überempfindlichkeit gedeutet werden müssen. Ebenso können bei einer bestehenden individuellen Disposition manche Arzneistoffe nicht vertragen werden: Antipyrin, Chinin, Salicylsäure, Phenacetin usw., ja, Duft und kosmetische Stoffe, wie Rosen-, Veilchen- und Lilienduft, können unangenehme Erscheinungen bei den dazu Disponierten hervorrufen. Wissen wir doch, daß Schillers Schreibtischschublade „immer mit faulen Äpfeln gefüllt" sein mußte, weil dieser Geruch ihm wohltat und er ohne ihn nicht leben und arbeiten konnte. Die Luft, die Schiller wohltätig war, wirkte aber auf Goethe wie ein Gift, so daß er einer Ohnmacht nahe war. Goethes Antipathie gegen den Geruch faulender Äpfel wird gewiß von vielen Personen geteilt. Aber seine Reaktion mit derart krankhaften Erscheinungen dürfte doch recht ungewöhnlich sein und unter den Begriff der Idiosynkrasie fallen. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Hermann Helmholtz. Hundert Jahre sind am 31. August vergangen, seit Hermann Helmholtz das Licht der Welt in Potsdam erblickte. Wie außerordentlich hoch ihn die technische Welt schätzt, bezeugt die Tatsache, daß von den beiden Standbildern, die den Vorplatz der Technischen Hochschule Charlottenburg zieren, er gegenüber Krupp, dem berühmten Praktiker, als Repräsentant der technischen Wissenschaften Platz gefunden hat. Helmholtz war im gewissen Sinne Alexander v. Humboldt vergleichbar, ein Mann von ganz außerordentlicher Vielseitigkeit, ein Mann, der es verstand, neben glänzenden Einzelleistungen auf verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften sich einen umfassenden Überblick über alles, was den Geist der Menschen interessiert, zu verschaffen und zu erhalten. Die innerlich ja miteinander verwandten Gebiete von Naturwissenschaft, Technik und Medizin zählen ihn ebenso zu ihren Größen wie die Philosophie und die Kunstwissenschaft. Von Haus aus hat er Medizin studiert. Im Jahre 1843 wurde er Militärarzt in seiner Geburtsstadt. In dieser Zeit hat er, ähnlich wie Robert Mayer, sich mit den naturwissenschaftlichen Grundfragen beschäftigt, die ihn fast gleichzeitig mit jenem zu der Erkenntnis des großen Gesetzes der Schöpfung brachten: des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft. Am 23. Juli 1847 hielt er in der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin hierüber einen glänzenden wissenschaftlichen Vortrag, der seinen Ruf in der Fachwelt mit einem Schlag begründete. Sie enthält den naturwissenschaftlich-mathematischen Beweis zum ersten Male in so schlüssiger Form, daß man vielfach das oben erwähnte Datum als das maßgebende für die Erkenntnis jener Wahrheit betrachtet. Seine weiteren physikalischen Arbeiten stehen zumeist in gewissen Beziehungen zu seinen medizinischen Arbeiten. Berühmt sind der von ihm erfundene Augenspiegel und die von ihm begründete Lehre von den Tonempfindungen. Von der praktisch ausübenden Medizin wandte er sich im Laufe der Jahre mehr und mehr ab und dem Unterricht zu. Im Jahre 1849 wurde er Professor der Physiologie in Königsberg, 1855 für Anatomie und Physiologie in Bonn, 1858 ging er in gleicher Eigenschaft nach Heidelberg; dann begann allmählich ein starker Wandel in ihm, die physikalischen, allgemeinen naturwissenschaftlichen Interessen überwogen die rein medizinischen. So sehen wir ihn Ostern 1871 die Professur für Physik in Berlin übernehmen. 17 Jahre später war sein Ruf als unbestrittene Autorität auf diesem Gebiete so anerkannt, daß bei Gründung der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt in Charlottenburg Helmholtz den Aufbau und die Leitung erhielt. Hier hat er bis zu seinem Lebensende am 8. September 1894 gewirkt, zum Segen für die deutsche technisch-naturwissenschaftliche Arbeit, der er wertvolle Grundsteine legte, zum Segen für die gesamte Kulturmenschheit. F. M. Feldhaus.

Eine neue Bilanz der Luftkohlensäure. Professor Dr. Schröder in Kiel hat die bisher geltenden Zahlen geprüft und zu hoch gefunden: statt auf 3000 schätzt er den frei beweglichen Vorrat nur auf 2100 Billionen kg, den jährlichen Verbrauch durch die Pflanzen, statt unter Zugrundelegung des deutschen Hochkulturdurchschnitts von über 100, nur auf 60 Billionen kg, also auf $^{1}/_{35}$ des ganzen Vorrats. Der letztere würde mithin in 35 Jahren aufgebraucht sein, wenn nicht sein Kreislauf zwischen Luft—Pflanze—Bodenhumus—Luft sowie die Meeresverdunstung für stetigen Wiederersatz sorgte. Dazu kommt noch eine Menge, an die man früher nicht gedacht hat: die durch Holz- und Steinkohlenfeuerung frei werdende und mit dem Rauch in die Luft entführte Kohlensäure, deren beträchtliche Mitwirkung Fr. Riedel neuerdings erwiesen hat. Er führte die Abgase von Hochöfen nach sorgfältiger Reinigung auf ein 14 Morgen großes Ackerstück. Dieses war in eine größere Anzahl Quadrate von 10 m Seitenlänge geteilt. Jedes Quadrat war von siebartig durchbrochenen Zementröhren umgeben, denen ein 20proz. Kohlensäuregas entströmte. Dadurch wurden gegenüber einer gleichgroßen ungespeisten Fläche das 1,5 bis 2,74 fache an Kartoffeln, Lupinen, Spinat, Gerste und Rüben geerntet. Man kann daher auch als sicher annehmen, daß die großartige Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugung bei uns in dem Zeitraum 1875 bis 1915 um volle 50 Proz. sehr wesentlich durch den Aufschwung unserer Industrie unterstützt wurde. Denn im gleichen Zeitraum stieg die Steinkohlenförderung und damit die Rauchvergasung von 48 auf 200 Mill. t, wodurch die Luftkohlensäure um 300 Proz. bereichert wurde. Die Wälder der ganzen Erde binden nach Schröder jährlich etwa 11 Billionen kg als Betriebskapital und erzeugen eine Menge an Holz, Blättern, Blüten und Früchten, in denen 23 Billionen kg Kohlensäure dauernd festliegen, zusammen 34 Billionen. Bei den Feld-, Garten- und Wiesengewächsen stellen sich diese Zahlen auf $4 + 9 = 13$ Billionen, bei den Steppen-, Ödland- und Algenpflanzen des Meeres auf $5^1/_2$ Billionen kg Erzeugnis. Den 34 Billionen Waldkohlensäure entspricht aber eine Zerlegung, mit Hilfe des Sonnenlichtes, von etwa 40 Billionen, der Rest von etwa 6 Billionen kg entweicht in die Atmosphäre. Die niedrig wachsenden Pflanzen der Felder, Wiesen, Steppen dagegen arbeiten viel sparsamer: sie zerlegen zusammen $19^1/_2$ Billionen und verlieren davon nur $1^1/_2$ Billion kg Kohlensäure. Der ganze Bau und das Gebaren der Pflanzen

ist nach den neueren Forschungen von Dr. Reinau, Bornemann und anderen viel mehr auf den Genuß von Kohlensäure eingerichtet, als man bisher annahm. Bei den hoch wachsenden ist es die für jede Art je nach ihrem Kohlensäurebedürfnis verschiedene Gestaltung, Anhaftung und Beweglichkeit der Blätter zum Auffangen und Durchlassen der reichlich gebotenen Luftkohlensäure. Bei den niedrig wachsenden sind es die fast lückenlosen Blätterdecken, Rosetten, Polster, das Kriechen am Boden, was man früher meist nur als Schutzmaßregeln gegen Wärme- und Feuchtigkeitsverlust sowie auf Bergen gegen Windbruch betrachtete, während es sich hauptsächlich um recht ausgiebige Versorgung mit Bodenkohlensäure handelt. Weit wichtiger und aussichtsreicher als alle technischen Versuche einer direkten Speicherung der Sonnenenergie ist zur Zeit die bei unseren Kulturgewächsen zu verbessernde indirekte. Das große noch zu lösende Problem dabei ist eine ganz bestimmte Beeinflussung der die im Humus und Dünger enthaltene Kohlensäure zerlegenden Bodenbakterien. Da sie auch nachts arbeiten, während die Pflanzen fast nur unter dem Einfluß des Tageslichtes Kohlensäure aufnehmen, so gehen nachts 25 bis 40 Proz. ungenutzt in die Atmosphäre. Es gilt also, Bakterienstämme durch Erbauslese zu züchten, welche nachts ruhen und am Tage arbeiten, in der Weise, daß sie in der Zerlegung der ihnen zweckentsprechend darzubietenden Abfallstoffe stets Schritt halten mit dem jeweiligen Vegetationsverlauf irgendeiner bestimmten Kulturpflanze. Dieses Ziel zu erreichen, wird nicht leicht sein, aber der Wissenschaft kommt hier die eigentümliche Vorliebe der Bodenbakterien für die Humusoberfläche mit ihrer größeren Abwechslung im Feuchtigkeitsgehalt und mehr Sonnenwärme entgegen. Hermann Radestock.

Die Planetenbewegung in neuer Auffassung. In der bekannten gemeinverständlichen astronomischen Zeitschrift „Sirius" findet sich ein zum Schlußteile abgedruckter Aufsatz eines Herrn Diebold aus Ittenheim über eine neue Theorie der Planetenbewegung, auf die wir wegen ihrer in zweifacher Hinsicht interessanten Folgerungen hinweisen möchten. — Herr Diebold findet, daß sich die Bewegung der Planeten in ihren keplerischen Ellipsen auch so auffassen lasse, als ob jeder Planet eigentlich in einem Kreise liefe, jedoch in der Richtung des Radiusvektors eine Pendelschwingung ausführe, die ihn während seines Umlaufes um den Zentralkörper, die Sonne, teils innerhalb, teils außerhalb seiner zugrunde gelegten Kreisbahn brächte. — Interessant ist diese Auffassung nun insofern, als [illegible] Erfassung der Planetenbewegung neben den Rechnungsweisen des [illegible] Coppernicus vorstellt. Sie muß im Grunde genommen ebenso berechtigt [illegible] die beiden andern Arten, vorausgesetzt, daß sie sich als rechnerisch dur[illegible]weist. Wir wissen heute, daß der Kampf „Hie Ptolemäus, hie Coppernicus!" [illegible] ein Streit um des Kaisers Bart ist, denn es ist schließlich nur Konstrukt[illegible] Geistes, ob wir die Planetenbewegungen geozentrisch oder heliozentrisch [illegible] wollen. Lediglich, welche Art der Berechnung in der Praxis einfacher ist, [illegible] für den Wert der Theorie. Es könnte nun sein, daß die neue Dieboldsche [illegible] sich bei entsprechender mathematischer Durchbildung praktisch vorteilhaft erwe[illegible] auch noch in einer zweiten Hinsicht ist sie interessant. Man könnte ihr als [illegible]lage die Anschauung der alten griechischen Philosophen unterschieben, daß [illegible] die vollkommenste Kurve sei. Man könnte weitergehend auf die metaphysische Frage nach der Natur der Ur-Bewegung als einer zyklischen zurückgreifen und beispielsweise die Behauptung aufstellen, daß ein jeder Planet an und für sich, ohne Beeinflussung von Außenkräften, in einer Kreisbahn laufen müßte, und daß nur die Abweichungen von der philosophisch idealen Kreiskurve der Anwirkung von Fernkräften zuzuschreiben seien. Diese Betrachtungsweise, bloß als Ferment in die heute ziemlich verknöcherte Planetentheorie hineingeworfen, dürfte sehr wahrscheinlich eine den Fortschritt der Bewegungstheorie nur sehr befördernde Anregung darstellen. Max Valier.

Eine neue Anschauung vom Blutkreislauf. Der bekannte Berner Forscher Prof. H. Sahli hat mittels eines neuen Messungsverfahrens festgestellt, daß der Minimalblutdruck, also der beständig, unabhängig von dem pulsatorischen Druckzuwachs in den Schlagadern herrschende Druck, weit niedriger ist, als man bisher angenommen hat; er beträgt im Sitzen in der Schlagader über dem Handgelenk nur 40 bis 54 cm Wasser. Dieser Druck weicht nur wenig ab von dem hydrostatischen Druck einer Blutsäule, die dem Höhenunterschied zwischen dem Scheitel des Menschen und der auf dem Tisch liegenden Hand entsprechen würde; meist ist er etwas niedriger. Hiermit ist die bisherige Auffassung widerlegt, daß durch eine Art Windkesselwirkung der elastischen Schlagadern die rhythmisch pulsatorische Druckkraft des Herzens verwandelt würde in einen kontinuierlich wirkenden Minimalblutdruck.

Die mit jedem Herzschlag ausgeworfene Blutmenge wird ausgegossen in ein nur unter hydrostatischem Druck stehendes Arterienrohr. Für die Weiterbewegung des Blutes in die Haargefäße hat die rhythmische Wirkung des peripheren Pulses selbständige Bedeutung. Der Puls ist Transformator eines Teiles der lebendigen Kraft des Herzens, er wirkt gewissermaßen als peripheres Herz. Aber auch unabhängig von dieser Energietransformation des Pulses ist das Weiterfließen des Blutes aus den Schlagadern durch die Haargefäße in die Blutadern (Venen) gewährleistet durch die hydrostatischen Druckverhältnisse. Es ist sehr auffallend, daß der Minimaldruck in der Schlagader oberhalb der Handwurzel meist niedriger ist, als dem hydrostatischen Druck entspricht, berechnet aus der Niveaudifferenz zwischen Scheitelhöhe und Lage der Hand. In einem starrwandigen Röhrensystem ist ein solches Verhalten physikalisch unmöglich. Aber in elastischen Röhren wird durch die Nachgiebigkeit der Wand der hydrostatische Nullpunkt nach unten verschoben, um so mehr, je nachgiebiger die Wand ist. Da nun die Venen eine sehr große Dehnbarkeit besitzen, so liegt der hydrostatische Nullpunkt des gesamten Venensystems wesentlich tiefer als in den Schlagadern. Hierdurch ist ein kontinuierlich wirkendes Druckgefälle gegeben. Die Entdeckung Prof. H. Sahlis läßt viele neue Lösungen von Fragen des Blutkreislaufes erwarten. Die physiologische Bedeutung des nach unseren bisherigen Anschauungen ganz unerwartet niedrigen Minimaldruckes erkennen wir darin, daß durch den niedrigen Druck die Schlagadern weniger belastet werden, die Gefäßwände werden also geschont. Chefarzt Dr. Engelen, Düsseldorf.

Literatur und Kunst.

Zur Dante-Feier. Rechtzeitig zu dem bevorstehenden Dante-Jubiläum erscheint in dritter, neubearbeiteter Auflage das reich illustrierte Werk von Karl Federn: „Dante und seine Zeit“ (Verlag Alfred Kröner, Stuttgart). Der Verfasser gehört zu den besten Kennern des großen mittelalterlichen Dichters, in dem, wie Carlyle sagt, „zehn schweigende christliche Jahrhunderte eine Stimme gefunden“ haben. Nicht nur den Dichter und sein Schaffen weiß Federn fesselnd zu schildern, sondern auch die ganze Umwelt und die geistige Atmosphäre des 13. und 14. Jahrhunderts finden in seinem Werk eine tief durchdachte und anschauliche Darstellung. Eine kurze, in Vortragsform gehaltene Dante-Biographie desselben Verfassers ist im Verlag Erich Lichtenstein, Jena, vor kurzem erschienen. Mehr vom religiös-katholischen als vom literar- und kulturhistorischen Gesichtspunkt betrachtet, doch als Einführung immerhin berücksichtigungswert, erscheint das Büchlein „Dante, sein Leben und seine Werke“ von Karl Jakubczyk (Herder & Co., Freiburg i. Br.). In demselben Verlage erschien auch eine neue Auflage der „Göttlichen Komödie“ in der trefflichen Übertragung von Richard Zoozmann.

Expressionismus. Daß der Expressionismus in seiner übertriebenen oder, sagen wir besser, verrückten Formensprache bald seinen Grabgesang singen wird, darüber sind sich wohl die Eifrigsten seiner Verfechter klar. Immer mehr wird sich aber dann, wenn das Abstruse, gleich einer Schlangenhaut, abfällt, der innere Kern des wahren Expressionismus offenbaren, und selbst diejenigen, die ihm heute noch völlig fremd und verständnislos gegenüberstehen, werden sich der Erkenntnis nicht verschließen können, daß die Kunst jetzt eine ihrer großen Entwicklungsphasen durchlebte und durchlebt, die den Anspruch auf Wertung als besondere Kulturerscheinung erhebt. Eckart v. Sydow hat es in seinem Werk „Die deutsche expressionistische Kultur und Malerei“ (Furche-Verlag, Berlin) unternommen, den Expressionismus als Kulturbewegung zu schildern, die psychischen Kräfte, die hier am Werke sind, zu untersuchen und die verschiedenen Arten des Expressionismus festzustellen. Man darf wohl sagen, daß hier zum erstenmal eine systematische Arbeit über das Wesen des Expressionismus geleistet worden ist. Von neuen Publikationen, die sich mit einzelnen expressionistischen Künstlern beschäftigen, wäre zu nennen das grundlegende Werk über „Picasso“ von Maurice Raynal (Delphin-Verlag, München), das sehr eingehend das Schaffen dieses eigenartigen Künstlers behandelt und an der Fülle der beigegebenen Abbildungen seine Entwicklung vom Impressionisten zum Expressionisten interessant veranschaulicht. Ferner Franz Marc: „Briefe, Aufzeichnungen und Aphorismen“ (Paul Cassirer Verlag, Berlin). Aus diesen Briefen, die Marc kurz

vor seinem Tode im Felde schrieb, ersteht das Bild einer von hohen Idealen erfüllten und nach Klarheit ringenden Künstlerpersönlichkeit. Wunderbar äußert sich in Wort und Skizzenblättern sein Erbarmen mit der Kreatur, sein Verstehen von Landschaft, Tier und Pflanze, deren feinster Lebensreiz sich ihm erschloß. Wie diese Briefe das Ringen einer männlichen Künstlernatur widerspiegeln, so geben die „Briefe und Tagebuchblätter“ von Paula Modersohn-Becker (Verlag Kurt Wolff, München) aus der Vorbotenzeit des Expressionismus, der sich leise in dieser Malerin schon regt, einen wunderbar tiefen Einblick in das Leben und Weben einer weiblichen Künstlerseele. Ich stehe nicht an, zu behaupten, daß diese zart gesponnenen und empfundenen Bekenntnisse zu den Standardwerken der Briefliteratur gehören werden. Carl Einsteins Buch über „Negerplastik“, das in 2. Auflage vorliegt (Kurt Wolff, München), bleibt für alle, die dem Expressionismus Verständnis abgewinnen wollen, eine lehrreiche Lektüre. Die Mannigfaltigkeit expressionistischen Schaffens bringt das von Dr. Georg Biermann herausgegebene „Jahrbuch der jungen Kunst“ (Verlag Klinkhardt & Biermann), das auch über ein reichhaltiges Abbildungsmaterial verfügt, sehr beredt zum Ausdruck.

Memoiren. Unter den Kulturbildern des 18. Jahrhunderts sind die Aufzeichnungen und Briefe der kurländischen Dichterin Elisa von der Recke von ungemeinem Interesse, nicht nur weil sich in ihnen die Weltanschauung des Rokokos und des nachfolgenden Zeitalters der Empfindsamkeit so vorzüglich widerspiegelt, sondern weil sie auch einen überaus fesselnden Einblick in das Leben des kurländischen Adels auf seinen Gütern und in der herzoglichen Residenz Mitau gewähren. Aber daneben enthüllen sie uns auch, vor allem die Briefe, das Ringen und Streben eines tief empfindenden Frauengemüts. Elisa ist eine typische Repräsentantin der Wertherzeit, eine „schöne Seele“ — wie man damals diese Gattung Menschen zu nennen pflegte. Ihre Herzensergießungen lesen sich wie ein empfindsamer Roman. Man muß es darum mit Freude begrüßen, daß Heinrich Conrad diese Erinnerungen und Briefe, die bisher nur in einer umfangreichen zweibändigen Ausgabe vorlagen, verkürzt und gut ausgewählt unter dem Titel „Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau“ (Verlag Robert Lutz, Stuttgart) neu herausgegeben hat. Gerade jetzt, wo das baltische Deutschtum und seine jahrhundertealte Kultur im Sterben liegen, wird man diese Dokumente einer glücklicheren Zeit mit reger Teilnahme lesen. In dem gleichen Verlag hat derselbe Herausgeber die Erinnerungen des Masers de Latude unter dem Titel „Ein Opfer der Marquise von Pompadour“ erscheinen lassen. Der Verfasser hatte durch ein geringfügiges Vergehen in jungen Jahren den Haß der mächtigen Mätresse Ludwigs XV. erweckt, die ihn ins Gefängnis werfen ließ, das er erst als Greis von 60 Jahren verlassen durfte. Die ungeheuren Leiden dieser 35 Jahre währenden Gefangenschaft in der Bastille, im Turm von Vincennes und in den Höhlen von Bicêtre sind der Inhalt dieses Buches, das einen wertvollen Beitrag für die Geschichte des Despotismus im 18. Jahrhundert liefert. In diesem Zusammenhang sei auch auf das eben veröffentlichte Büchlein: Voltaire, „Mein Aufenthalt in Berlin“ (V. C. Recht Verlag, München) hingewiesen, das 150 Jahre in Deutschland verboten war. Es stellt sich heraus, daß der französische Philosoph seine eigentliche Aufgabe in Sanssouci im Politischen sah, d. h. die Rolle eines geheimen Agenten Frankreichs spielte. Das interessante Büchlein bringt zahlreiche intime Berichte über das persönliche Leben Friedrichs des Großen, dessen menschliche Schwächen mit rücksichtsloser Offenheit, aber auch mit boshafter Gehässigkeit bloßgelegt werden. Für das napoleonische Zeitalter ist die von Alexander v. Gleichen-Rußwurm herausgegebene „Wahre und abenteuerliche Lebensgeschichte eines Berliners, der in den Kriegsjahren 1807—1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand“, von Carl Schwarze (Drei Masken Verlag, München), ein charakteristisches Dokument; es schildert das bewegte Abenteurerleben eines deutschen Wanderburschen und Söldners in jenen kriegerischen Zeitläuften.

Haag.

Vielleicht nicht zu den schönsten, aber sicher zu den interessantesten Städten Hollands ist der Haag oder, wie der Name eigentlich lautet, 's Gravenhage, zu zählen. In der Etymologie des Wortes liegt der Ursprung dieser Stadt angedeutet. Sie war ursprünglich „des Grafen Gehege", d. h. ein Jagdsitz des Grafen von Holland. Von den großen Waldungen, die sich einst hier ausgedehnt haben müssen, spürt man heute zwar nicht mehr viel. Aber immerhin gibt der berühmte Haag'sche Bosch, der schönste Stadtwald in Holland, mit seinen uralten, von grünem Moos überzogenen Baumstämmen, unter deren schattigen Laubdächern die Haager Bürger mit Vorliebe lustwandeln, noch eine leise Vorstellung von dem ehemaligen Vegetationsreichtum des Geländes.

Der Aufenthalt an dieser waldesschmucken Stätte mag den Grafen von Holland so zugesagt haben, daß sie sich schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts entschlossen, ihren ständigen Wohnsitz von Haarlem hierher zu verlegen, und als dann 1593 die Generalstaaten daselbst zusammentraten, war die Bestimmung des Haags zur Hauptstadt des Landes erfüllt. Die Vergangenheit hat der Stadt kein sehr bedeutendes architektonisches Vermächtnis hinterlassen — andere holländische Städte wie Haarlem und Leiden tragen ein altertümliches Gepräge —, allein das wenige Vorhandene entbehrt doch nicht eines gewissen Reizes. Wir denken dabei vor allem an den sog. Binnenhof, der als trutziges Wahrzeichen des Mittelalters aus der Zeit Wilhelms II. mitten in der Stadt steht. Die neueren, später hinzugekommenen Gebäude haben jedoch das Bild so verwischt, daß man nur schwer noch die ehemalige Residenz sich vergegenwärtigen kann. Den reizvollsten Teil des mit Türmen und Toren geschmückten Binnenhofs bildet zweifellos der aus Floris V. Zeit herrührende Rittersaal, ein kirchenähnlicher Ziegelbau mit Giebeln und zwei Türmchen. An die prunkvollen, mit Porträts holländischer Seehelden, Generale und Staatsmänner ausgestatteten Gemächer knüpft sich manche bedeutende geschichtliche Begebenheit, und auch heute dienen sie noch bei besonders feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei gemeinsamen Sitzungen der beiden Kammern und bei ihrer Eröffnung in Gegenwart der Königin als Versammlungsraum. Grausige Erinnerungen weckt der am Buitenhof, einem großen, freien, hinter dem Binnenhof gelegenen Platz, aufsteigende Torturm, der, wie sein Name Gevangenpoort andeutet, als Gefängnis für politische Verbrecher diente. Hier hat Alba sein Inquisitionstribunal walten lassen, hier haben die beiden fälschlich als Verschwörer angeklagten Brüder Cornelis und Jan de Witt unter den Händen eines wutentbrannten Pöbels ihr Leben ausgehaucht, hier ist viel ehrliches Bürger- und Soldatenblut geflossen. Der Turm wirft seine gespenstischen Schatten in den angrenzenden Vijver, den in länglicher Quadratform angelegten und ummauerten Weiher, der ebenfalls noch als schmuckes Erbstück eines ritterlichen Zeitalters im Stadtinnern paradiert. Stimmungsvoll ist es hier in Abendstunden, wenn von der Grooten Kerk mit ihrem hundert Meter hohen sechseckigen Turm das Spiel der achtunddreißig Glocken herübertönt.

Damit haben wir aber auch, einige Gäßchen mit etwas baufälligen Patrizierhäusern hinzugerechnet — die Verkade nicht zu vergessen, wo Spinoza nach seiner Übersiedelung wohnte — das stehengebliebene Mittelalter durchwandert. Im großen und ganzen macht Haag aber doch den Eindruck einer neuen Stadt, und zwar einer Stadt, in der ein geruhiges, dem Genuß und Behagen gewidmetes Leben herrscht. Darauf deuten die geraden Straßen der neueren Stadtteile mit ihren wohlhabenden Bürgerhäusern, deren große nüchterne Fassaden, weiße Fenstersimsbogen und grüne Türen kaum ahnen lassen, daß hinter ihnen eine bürgerliche Geselligkeit vornehmen Stils blüht. Denn Haag ist die Stadt der reichen Plantagenbesitzer von Westindien, der von ihren Renten lebenden Pensionäre, der hohen Beamten, der Diplomaten und nicht zuletzt aller jener, die sich vom Glanz des königlichen Hauses angezogen fühlen. Wie in den früheren deutschen Residenzen spürt man hier auf Schritt und Tritt die Atmosphäre des Hofes.



Der Friedenspalast im Haag.

Aber man genießt das Leben nicht nur in frohem äußerlichen Behagen, wie man das so köstlich auf den alten holländischen Bildern dargestellt sieht, sondern man versteht es auch, sich in den Geist der Zeiten zu versenken und vor allem sein Dasein mit Kunst zu verschönern. Darum zieht es die lebenden Künstler in den Haag zu freudigem Schaffen; finden sie doch außer einem verständnisvollen Publikum noch eine Fülle von Anregungen aus der Glanzepoche der holländischen Kunst; denn das Mauritshuis darf wohl mit Fug und Recht als die hervorragendste holländische Gemäldegalerie bezeichnet werden, nicht nur weil es so bedeutende Meisterwerke wie Rembrandts „Anatomie" und „Homer", Rubens' „Adam und Eva im Paradies", Teniers' „Fette Küche", Vermeers berühmte „Ansicht von Delft", Paulus Potters unvergeßlichen „Jungen Stier" und Holbeins herrlichen „Falconiere" enthält, sondern weil hier auch die Künstler zweiten Ranges gewissermaßen in ihrem Sonntagsgewande vertreten sind.



Das königliche Palais im Haag.

Wer die Porträtmalerei in feinen und charakteristischen Schöpfungen kennen lernen will, der findet sowohl hier, wie in den Stadtmuseen, in den die vielen stattlichen Bildnisse der Magistrats- und Schützengildenmitglieder von Jan van Ravesteijn prangen, die günstigste Gelegenheit.

Für moderne holländische und französische Kunst bleibt jedoch das Mesdagmuseum mit seiner ungewöhnlich reichhaltigen Sammlung von ausgesucht künstlerischen Proben der Barbizonschule eine unerschöpfliche Schatzkammer. — Endlich wäre noch der Rolle zu gedenken, die Haag in der Politik gespielt und die ihm eine besonders bevorzugte Stellung zugewiesen hat.

Schon seit früher Zeit ist Haag ein auserlesener Schauplatz für die hohe Diplomatie gewesen. Hier wurde im sogenannten „Haager Konzert" am 31. März 1710 die Vereinigung des deutschen Kaisers und der Seemächte zur Aufrechterhaltung der Neutralität Norddeutschlands gegen Frankreich vollzogen; hier kam am 4. Juli 1717 die Trippelallianz zwischen Frankreich, England und Holland gegen Spanien zustande; hier wurde mancher Frieden geschlossen; hier tagte während des Sommers 1899 in dem königlichen Landsitz 't Huis ten Bosch die erste internationale Friedenskonferenz, und hier erhebt sich am Scheveninger Weg Carnegies gewaltiger Friedenspalast, der dazu berufen sein sollte, die Welt von Kriegen zu befreien, und der heute einsam und verödet dasteht, besserer Zeiten harrend.



Das „Haus im Busch" zu Haag.

Amsterdam.

Die Hauptstadt der Niederlande.

Die Hauptstadt des Königreiches entstand aus einem unansehnlichen Fischerdorfe, das an der Stelle der Amstelmündung in das Y, einen Meerbusen des Zuidersees, gegründet wurde. Der Name „Amsterdam" wird darauf zurückgeführt, daß die Amstel zu Anfang des 13. Jahrhunderts dort abgedämmt wurde. Verhältnismäßig schnell gelangte die Stadt zur Entwicklung. Im 15. Jahrhundert und in noch größerem Maße während Hollands „Goldenen Zeitalters" war sie der Mittelpunkt einer regen Handels- und Schiffahrtsbewegung. Amsterdam spielt eine große Rolle in der Geschichte der großen Handelsgesellschaften jener Zeit, vor allem der Ostindischen Kompagnie. Spuren des Reichtums und Glanzes aus der Zeit der Kaufmannsfürsten sind heute noch vielfach in den zahlreichen alten Gebäuden mit den schönen Giebeln und in den im Reichsmuseum ausgestellten Schätzen der altholländischen Malerschule zu finden.



Infolge der großen Breite seiner Wasserfläche (noch heute an der engsten Stelle hinter dem Hauptbahnhof ungefähr 400 m) bildete das Y von jeher ein unüberwindliches Hindernis für die Ausbreitung der Stadt. Eine Erweiterung konnte daher nur an dem südlichen Ufer erfolgen, und so erklärt es sich, daß Amsterdam ein fächerförmiges Bild darstellt und daß die Straßen in Strahlen von dem alten Zentrum nach der Peripherie hin verlaufen, wie der hier beigegebene Stadtplan veranschaulicht. Bei jeder Zufügung eines neuen Streifens war es nötig, die in den meisten Fällen durch einen Verteidigungszwecken dienenden Graben angedeutete Grenze weiter nach außen zu verlegen, was zur Folge hatte, daß eine Reihe konzentrischer Gräben (sogenannte „Grachten") entstanden. Diese „Grachten" wurden durch Querkanäle wieder miteinander verbunden, und heute bilden Grachten und Kanäle mit der Amstel ein engmaschiges Netz von Wasserwegen, welches der Stadt einen malerischen Anblick gibt und ihr den Namen eines „Venedig des Nordens" verschaffte. Bei den späteren, im 19. Jahrhundert erfolgten Ausbreitungen wurde weniger nach geometrischen Regeln vorgegangen, und auf den im südlichen Stadtteil gelegenen, im Mai 1896 einverleibten Grundstücken erheben sich heute die neuen Viertel mit ihren breiten Straßen, Alleen, Plätzen, Gartenanlagen und modern gebauten Häuserblocks. Auch nördlich des Ys wird in den letzten Jahren fleißig gebaut.

Die Zuidersee, die Amsterdam früher allein mit der Nordsee verband, liegt im Osten der Stadt. Es ist also zu verstehen, daß die großen Bassins und sonstigen Hafeneinrichtungen vorzugsweise im östlichen Teil zustande kamen und daß sich der Hafen, selbst nachdem sich die Umstände geändert hatten, auch weiterhin rings um den ursprünglichen Kern entwickelte. Mit den wachsenden Anforderungen der Schiffahrt wurde es notwendig, sich nach einem andern Verbindungswege mit der See, als dem Y und der ziemlich seichten Zuidersee, umzusehen. So wurde denn im Jahre 1825 der Nordholländische Kanal eröffnet. Obwohl eine bedeutende Verbesserung darstellend, war dieser Kanal aber bei der raschen Entwicklung des westeuropäischen Wirtschaftslebens in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts nicht hinreichend, um Amsterdam mit Erfolg den Wettbewerb mit andern Häfen aufnehmen zu lassen und die erste Stelle zurückzuerobern. Neues und Besseres mußte geschaffen werden. In den sechziger Jahren wurde der Entschluß zum Bau des Nordseekanals gefaßt. Quer durch das Dünengebiet führend, mit einer Länge von nicht mehr als 16 Seemeilen, bildet dieser Kanal den kürzestmöglichen Verbindungsweg mit dem Meere. Im Jahre 1876 wurde er in Betrieb genommen und seitdem wiederholt verbreitert und vertieft. Heute hat der Kanal eine Tiefe von 10.30 m unter dem Amsterdamer Pegel, eine Bodenbreite von 50 m und eine Wasserspiegelbreite von 120 m. Er ist bei Ymuiden gegen die Nordsee durch Schleusen abgeschlossen, welche nach Vollendung der neuen projektierten Werke eine Länge von 400 m, eine Öffnungsweite von 50 m und eine Fahrtiefe von 15 m haben werden. Der Nordseekanal wird durch zwei elektrisch betriebene, in eineinhalb Minuten drehbare und für die Schiffahrt eine Breite von 55 m freilassende Brücken überspannt. Zum Vergleich mit andern großen Wasserstraßen der Welt sei erwähnt, daß der Suezkanal nach Vollendung aller in Angriff genommenen Arbeiten bei ungefähr gleicher Tiefe eine Bodenbreite von 45 m und an der Oberfläche eine Breite von 95 m haben wird.

Der Amsterdamer Hafenverkehr erlebte eine rasche Entwicklung (1910 kamen an: 2288 Schiffe mit 10074560 cbm, 1913 2597 Schiffe mit 12303055 cbm brutto), dem jedoch der Kriegsausbruch ein jähes Ende bereitete. Im Jahre 1915 waren die Einfahrtziffern bereits auf 1820 Schiffe mit 8 362 282 cbm brutto gefallen. In den folgenden Jahren ging die Schiffahrtsbewegung immer mehr zurück, bis im Jahre 1918 mit 378 Schiffen mit 747 695 cbm brutto der größte Tiefstand erreicht wurde. 1919 hatte jedoch schon wieder eine Erhöhung auf 1366 Schiffe mit 6 047 416 cbm brutto zu verzeichnen.

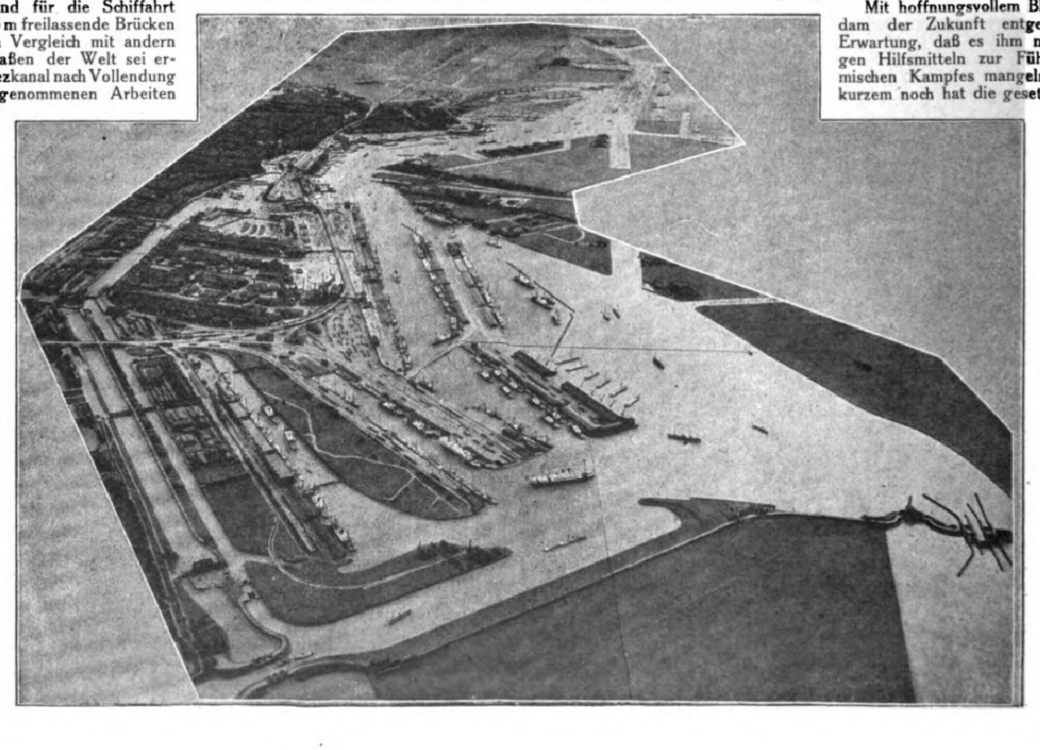
Amsterdam ist nicht in dem Maße wie Rotterdam Durchgangshafen, und die eingeführten Waren dienen hauptsächlich dem eignen Handel und der Industrie der Stadt. In erster Linie ist Amsterdam Stapelhafen, welche Tatsache zum Teil in den langen Reihen von Entrepots und Schuppen längs den Kais zum Ausdruck kommt. Schiffe mit einem Tiefgang bis zu 10 m können hier zu jeder Zeit Anlegeplätze sowie die nötigen Lade- und Löschvorrichtungen finden. Der ganze Hafen wird von dem Gezeitenwechsel nicht berührt, und der Hafenbetrieb kann stets ungehindert vor sich gehen. Ein wertvolles Bindeglied zwischen den Hafenanlagen und den Binnengewässern ist der im Jahre 1888 in Betrieb genommene Merwede-Kanal, der ebenfalls im östlichen Teile der Stadt ausmündet. Dieser Kanal gestattet Schiffen bis zu 1700 Tonnen die Durchfahrt nach dem Lek und der Waal und stellt also die direkte Verbindung mit dem Rhein und dessen Hinterland — West- und Süddeutschland — her. Um die Wichtigkeit dieses Verkehrs hervorzuheben, genügt der Hinweis, daß eine der Binnenschiffahrtsunternehmungen eine regelmäßige Verbindung mit Straßburg mit einer Flotte von mehr als 60 Schiffen und einem Rauminhalt von 42000 Tonnen unterhält.

Die Amsterdamer Flagge ist im Hafen bei weitem vorherrschend. 23 Seeschiffahrtsgesellschaften (darunter die „Stoomvaartmaatschappy Nederland" und der „Koninklijke Hollandsche Lloyd") haben ihren Sitz in der Amstelstadt. Am 31. Dezember 1919 besaßen diese Gesellschaften insgesamt 296 Schiffe mit einem Rauminhalt von 1 362 987 cbm netto und unterhielten mehr als 70 regelmäßige Verbindungen mit allen Teilen der Welt.

Außer einer großen Anzahl von Artikeln, welche schon im Zeitalter der Indischen Kompagnien aus den holländischen Kolonien auf den Amsterdamer Markt gebracht wurden, haben viele andere Waren einen regen Umsatz zu verzeichnen. Darunter findet man u. a. Gewürze, Kaffee, Tee, Tabak, Zucker, Chinarinde, Zinn, Holz, Petroleum usw. Für Petroleum und Holz sind besondere Teile des Hafens abgesondert. Der Diamanthandel und die Diamantindustrie dürfen auch nicht unerwähnt bleiben.

Natürlicherweise hat die Handelsbewegung mit der Zeit eine blühende Industrie ins Leben gerufen, worunter besonders die Schiffswerften, Maschinenfabriken, Chemische Werke, Holzsägemühlen usw. hervorzuheben sind. Diese industriellen Werke haben auf der gegenüberliegenden Seite des Y geeigneten Platz gefunden, wodurch die oben erwähnte Ausdehnung der Stadt in dieser Richtung gefördert wird. Unzweifelhaft hat der neue Stadtteil eine große Zukunft. Mit der Zeit hat sich nun auch der seit einigen Jahrzehnten bestehende Fährenverkehr zwischen Nord und Süd als vollkommen unzureichend erwiesen, und die Frage einer besseren Verbindung der beiden Y-Ufer ist mehr und mehr akut geworden. Anderseits ist aber die stets wachsende Seeschiffahrt von dem westlich der Stadt gelegenen Nordsee-Kanal nach den im östlichen Viertel befindlichen Hafenanlagen ein fast unüberwindliches Hindernis für das Zustandekommen eines festen und regen Verkehrs. Zwei wichtige Interessen bekämpfen sich hier notgedrungen. Schon lange stellt man sich die Frage: Wie wird man sie miteinander in Einklang bringen? Verschiedene Pläne sind in Bearbeitung, doch ist es schwierig, sich auf Prophezeiungen einzulassen. Was aber auch geschehen wird, ob eine feste Brücke gebaut wird, ob der Hafenverkehr durch einen neu zu grabenden Kanal unter Umgehung des nördlichen Stadtgebietes dem Nordsee-Kanal zugeführt wird oder ob irgendeine andere Lösung gefunden wird, man kann ruhig annehmen, daß sämtlichen Anforderungen so weit als möglich Rechnung getragen wird. Unabhängig von diesen Plänen bestehen freilich noch andere, welche dahingehen, im westlichen Stadtteil verschiedene neue Bassins einzurichten, deren Ausführung sogar schon teilweise in Angriff genommen ist.

Mit hoffnungsvollem Blick kann Amsterdam der Zukunft entgegensehen, in der Erwartung, daß es ihm nicht an den nötigen Hilfsmitteln zur Führung des ökonomischen Kampfes mangeln wird. Erst vor kurzem noch hat die gesetzgebende Körperschaft des Königreiches eine Maßregel bestätigt, durch welche es der Stadt möglich sein wird, sich freier als bisher zu bewegen. Mit dem 1. Januar 1921 sind der Stadt Amsterdam abermals neue angrenzende Gebietsteile zugefügt worden. Obwohl diese Gebiete nur dünn bevölkertes Polderland waren, die Einverleibung also keinen grossen Einfluß auf die Bevölkerungsziffer hatte (am 31. Dezbr. 1920 ein Zuwachs der Bevölkerung von 652 655 um nur ungefähr 30 000 Seelen), wurde die Ausdehnung der Stadt dadurch mehr als verdreifacht: von 4 630 Hektar auf 17 455 Hektar.



Vlissingen.

Von J. Brander.

Der Weltkrieg hat einen großen Niedergang unsrer allgemeinen Kulturverhältnisse verursacht, besonders in ökonomischer Hinsicht. Das heute lebende sowie das kommende Geschlecht wird in langjähriger mühsamer Arbeit wieder aufbauen müssen, was in einer kurzen Wahnsinnsperiode zu Grunde gerichtet wurde. Hierzu ist vor allem erforderlich — für Europa schon aus Selbsterhaltungstrieb — daß jeglicher Streit zwischen den Nationen geschlichtet werde: zum erforderlichen Wiederaufbau von unserm Erdteil brauchen wir die Mitwirkung aller gebildeten Völker. Sonnenklar ist, daß es gerade den Holländern beschieden sein wird, dabei eine Rolle zu spielen, welche in Anbetracht ihrer Einwohnerzahl verhältnismäßig sehr groß sein dürfte. Befindet sich doch dieses Volk in der günstigen Lage, daß es durch seine ehrliche Neutralität sowie auch sonst in jeder Beziehung sich das Vertrauen und die Achtung der Ententevölker sowie der Zentralmächte errungen hat, während es sich gleichfalls durch seine günstige geographische Lage am besten dazu eignet bei Wiederanknüpfung von Beziehungen, die durch den Krieg abgebrochen wurden, zwischen beiden Parteien zu vermitteln. — Die Holländer wissen selber, daß eine derartige Aufgabe ihrer harrt, eine Aufgabe, bei welcher nationale und internationale Interessen sich aufs glücklichste vereinen. Wenn dann wieder wie früher, vielleicht noch in erhöhtem Maße, angestrebt werden wird, die Naturprodukte sowie auch die Früchte der menschlichen Arbeit möglichst leicht und schnell in weiten Kreisen zu verbreiten, dann weisen wir mit Nachdruck hin auf das hervorragende holländische Netz von Wasserwegen und Eisenbahnlinien und auf ihre vortrefflich eingerichteten Häfen Amsterdam, Rotterdam und daneben in Bälde Vlissingen.



Badeleben in Vlissingen.

Rotterdam und Amsterdam sind vollständig eingerichtet für den gewöhnlichen Handelsverkehr, wozu sie sich durch ihre Lage auch am besten eignen. Beim Gütertransport spielt die billige Beförderungstaxe die Hauptrolle, wenngleich auch die übrigen Verkehrsfaktoren dabei nicht vernachlässigt werden. Vlissingen dagegen beabsichtigt sich einzurichten als Hafen für Schnellbeförderung und Anlaufverkehr, und es legt also den Hauptwert auf Schnelligkeit, Sicherheit und Regelmäßigkeit. Im Zusammenhang mit diesem Zweck soll noch in diesem Jahr eine sehr wichtige Arbeit begonnen werden: die Anlage eines vergrößerten Außenhafens: Die Länge wird 1400 m betragen, die Breite 200 m und die Tiefe 10 m unter Niedrigwasser, 13 m unter Pegel Amsterdam und 14,74 m unter Hochwasser. Die Mündung des Hafens, bereits jetzt so günstig möglich in südöstlicher Lage, wird noch verbessert, so daß Ein- und Ausfahrt mit möglichst geringem Risiko stattfinden kann.



Markttag in Middelburg.

Vlissingen betrachtet sich daher auch als angewiesene letzte Zwischenstation zur Überfahrt vom europäischen Kontinent nach England und Amerika. Die Erfahrung bestätigt im übrigen diese Ansicht. Die bekannte Dampfschiffahrt-Gesellschaft Zeeland, Königl. Niederländische Postfahrt, welche im Jahre 1875 ihren Dienst eröffnete zur Beförderung von Passagieren, Post und Eilgütern von Vlissingen nach England (gegenwärtig Folkestone) hat, abgesehen von den Kriegsjahren, nicht einen Tag im Dienst ausgesetzt, und es ging nicht ein einziges Menschenleben zu Grunde auf ihren Fahrten während dieses halben Jahrhunderts. Dieses verdankt die Gesellschaft außer der Tüchtigkeit ihrer Angestellten ganz besonders der Sicherheit ihrer Route. Die Strecke von 92 Meilen wird in nur wenigen Stunden zurückgelegt.

Vlissingen als Anlaufhafen hofft demnächst die größten Schiffe der schnellsten internationalen Routen aufnehmen zu können, solche, welche Wert darauf legen, bei jedem Wind und Wetter schnellstens Passagiere, Post und Eilgüter zu verladen, beziehungsweise zu löschen, um dann mit Volldampf in kürzester Zeit seewärts oder nach Antwerpen zu fahren.

Vlissingens Anziehungskraft als Anlaufhafen wird noch erhöht durch die Möglichkeit, dort zu bunkern oder Heizöl einzunehmen, während durch das Vorhandensein einer großen Werft K. A. G. „de Schelde" eventuelle Reparaturen an Schiffen an Ort und Stelle ausgeführt werden können.

Es ist ferner bemerkenswert, daß in den letzten Jahren Vlissingen mehr als je als Industriestätte Aufmerksamkeit erregt. Die schon erwähnte K. A. G. „de Schelde" hat dort vor etwa fünfzig Jahren in kleinem Umfang ihr Werk begonnen und zählt jetzt zu den Riesenbetrieben in den Niederlanden. Die Königliche Electrozinnfabrik blickt auf eine Tätigkeit von 25 Jahren zurück. Während der Kriegsjahre errichtete man in Vlissingen die Niederl. Petroleum- und Asphaltgesellschaft „de Nedpam"; im Jahre 1920 hat die A. G. „Feinwerk" ihre Tätigkeit begonnen. Eine Anfrage von einem schwedischen Industrie-Unternehmen ist eingelaufen. Die Gemeinde Vlissingen stellt gern ansehnliche Grundflächen zu entgegenkommenden Bedingungen zur Verfügung, und darunter befindet sich noch viel hervorragend geeignetes Terrain. Sobald der neue Hafen fertiggestellt sein wird, verbessert sich auch noch die Auswahl. Eine weitere Wechselwirkung zwischen Industrie, Verkehr und Handel dürfte Gutes zeitigen.

Letzten Endes ist Vlissingen auch noch Badeort und Ferienaufenthalt ersten Ranges. Es bietet als solcher folgende unschätzbare Vorzüge: Strand sowie Boulevards liegen nach Süden, wodurch in den ersten sonnigen Tagen des März der Sommer seinen Einzug hält und Oktober noch besonders milde Witterung bringt.

Die breite Scheldemündung nimmt eine große Masse Flutwasser aus dem vollen Meer auf, wodurch auf dem Badestrand zu Vlissingen eine außergewöhnlich starke Wasserbewegung entsteht, welche nerven- und muskelstärkend zu gleicher Zeit wirkt.

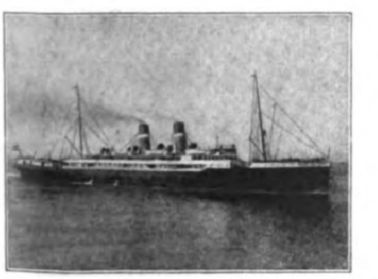
Die Lage des Strandes an einer kleinen Bucht fördert in hohem Maße die Sicherheit für die Badegäste.

Der lebhafte Verkehr von Antwerpen durch die Fahrstraßen Wielingen und Oostgat führt so nahe an der Vlissinger Küste entlang, daß man behaglich im Wasser liegend oder sitzend vor einem der entzückend gemütlichen Cafés oder Hotels sämtliche Flaggen der seefahrenden Völker der ganzen Erde studieren kann. Vlissingen liegt auf Walcheren „dem Garten von Zeeland" mit seinen intimen, idyllischen Naturschönheiten und malerischen Trachten. Das nahe Middelburg, die Hauptstadt der Provinz Zeeland, übt durch seine herrlichen Bauten und seine eigenartigen Bauernmärkte einen großen Reiz aus auf Einheimische und Fremde. Auch nicht minder fesselnd wirkt auf Walcheren das altertümliche Veere, welches Erinnerungen in uns wachruft an mittelalterliche Blütezeit.

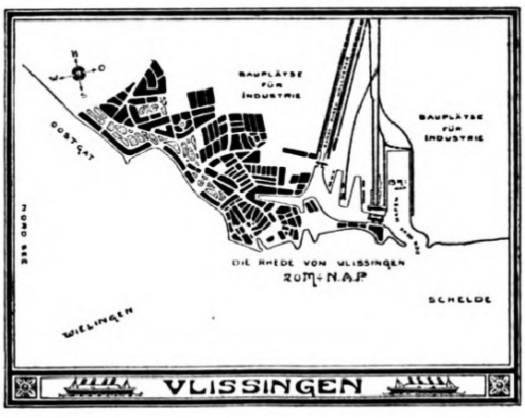
Von Vlissingen aus kann man in einem, höchstens zwei Tagen, Ausflüge machen nach Antwerpen, Gent, Brugge oder nach den belgischen Badeorten. Die Dampfschiffahrt-Gesellschaft Zeeland gibt während der Sommermonate Ferienkarten aus für kurze Besuche nach dem Süden von England.

Zum Schluß wollen wir Vlissingen noch vom strategischen Standpunkt aus betrachten. Die Stadt blickt in dieser Hinsicht übrigens auf eine Jahrhunderte alte Vergangenheit zurück, welche weitgehendes Interesse verdient! Karl V. nannte schon Vlissingen den Schlüssel der Nordsee. Königin Elisabeth erhielt es im Jahre 1585 von der Republik als Pfand für die Hilfe, welche sie den Niederlanden gegen Spanien angedeihen ließ. Napoleon I. wollte es zu einer gewaltigen Ausfallpforte gegen England benutzen. Die äußerst wichtigen Folgen, daß Vlissingen während des Krieges in neutralen Händen verblieb, darf man nicht übersehen. Es ist nicht unsere Absicht — auch wenn wir dazu befugt wären — hier Vlissingens zukünftige Bedeutung in einem neuen Weltkrieg darzulegen; daß jedoch diese verhältnismäßig kleine Stadt von 23000 Einwohnern an sehr besonderer Stelle gelegen ist, wird jedem Leser klar sein. Wohlan, die Zeit ist gekommen, Vlissingens günstige geographische Lage als ökonomischen Weltfaktor auszunutzen. Vlissingen lenkt darauf mit Nachdruck die allgemeine Aufmerksamkeit und bewillkommnet mit Freuden jeden Betrieb, jedes Kapital, um mit vereinten Kräften einen alten Vlissinger Spruch zu verwirklichen:

Tandem bona causa triumphat.



Die „Prinses Juliana" der Dampfschiffahrt-Gesellschaft Zeeland.

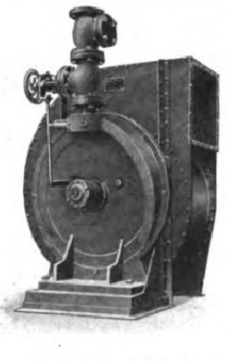




K. A. G. „de Schelde".

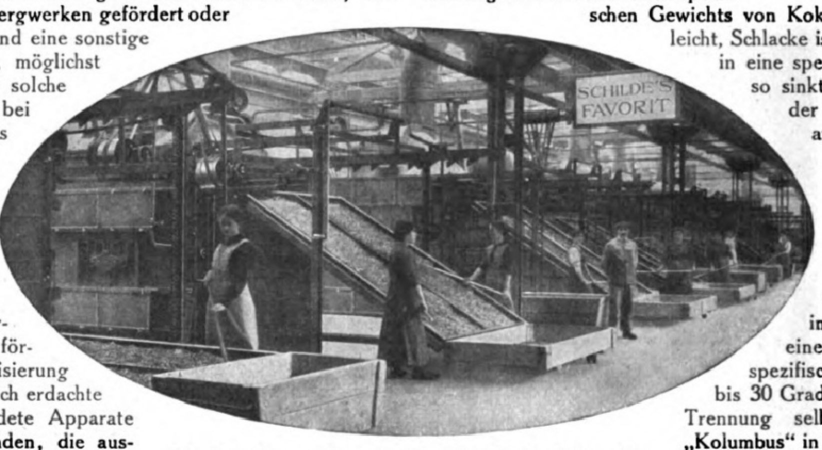
Wirtschaftliche Betriebsführung.

In Bezug auf ihr Wirtschaftsleben stehen gegenwärtig alle Länder der Erde an der Grenze zweier Zeitalter; die Bewegung, die sich jetzt vollzieht, schneidet auch tief in das Leben des einzelnen Betriebes ein. Bisher konnte man allüberall aus dem Vollen wirtschaften, vor allem stand die wichtigste Betriebskraft, stand die Kohle in reichlicher Menge und zu verhältnismäßig geringem Preise zur Verfügung. Es kam also nicht darauf an, ob man etwas mehr oder etwas weniger davon verbrauchte. Wie mit der Kohle, so war es auch mit anderen Stoffen: Die Transportkosten waren niedrig, es spielte keine Rolle, ob sie etwas schwerer oder leichter wogen. Ebenso machte es nichts aus, wenn Rohstoffe oder Nahrungsmittel teilweise verdarben, ja man rechnete sogar mit solchen Verlusten und berücksichtigte sie bei den kaufmännischen Kalkulationen.



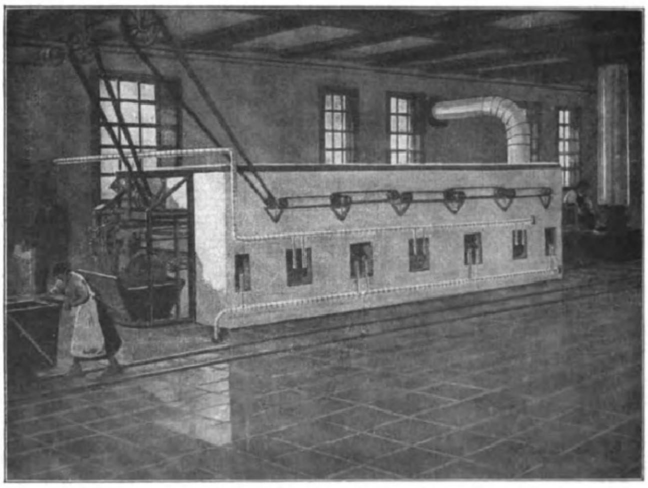
Exhaustor mit Turbine.

Heute hat sich das alles von Grund auf geändert! Jeder Stoff ist kostbar geworden, so daß man nichts mehr verloren geben kann. Allüberall geht das Bestreben dahin, alle Güter, mögen sie nun aus Bergwerken gefördert oder durch Ernten oder auf irgend eine sonstige Weise gewonnen werden, möglichst restlos auszunützen. Nur solche Betriebe können gedeihen, bei denen alle Verluste auf das größte technisch überhaupt erreichbare Minimum herabgesetzt sind, die also mit geringstem Aufwand die höchste Leistung erzielen. — Durch die mannigfachsten Einrichtungen sucht die Technik die Erreichung dieses Zieles zu fördern. Dies hat zur Spezialisierung geführt und es sind sinnreich erdachte und sorgfältig durchgebildete Apparate und Vorrichtungen entstanden, die ausschließlich dem Zwecke dienen, die Wirtschaftlichkeit der Betriebe zu erhöhen, die Betriebskosten herabzusetzen, Verluste zu verringern und eine den Erfordernissen unserer Zeit angepaßte Arbeitsweise zu ermöglichen. Aus diesem Bestreben heraus bringt vor allem die Firma Benno Schilde in Hersfeld (Hessen-Nassau) und Berlin W. 15, Pariserstraße 4 eine Anzahl von Konstruktionen auf den Markt, die aus den eingangs erwähnten Gesichtspunkten heraus die weitestgehende Beachtung verdienen.



Gemüsetrocknungsanlage der Pomosinwerke Frankfurt a. M.

Von der Tatsache ausgehend, daß die Kohle die Grundlage jeder Betriebsführung darstellt und daß von ihrer besseren oder schlechteren Ausnützung die Wirtschaftlichkeit der Betriebe in erster Linie abhängt, war man bestrebt, die Heizungen zu verbessern. Hier scheint man aber an einer Grenze angelangt zu sein. Wie wenig wirtschaftlich die Mehrzahl der Heizungen arbeitet, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man sich die Schlacke betrachtet, die aus den Feuerungen, insbesondere denen der Industrie, also aus Dampfkesselfeuerungen, Generatoren usw. herausgezogen wird. Man erkennt ohne weiteres, daß in dieser Schlacke noch große Mengen unverbrauchter Kohle, meist in Form von Koks vorhanden sind. Durch Aussortieren und Nachwiegen läßt sich die Menge dieses Kokses leicht ziffernmäßig feststellen. Durchschnittlich bestehen wohl 30 bis 40 Prozent vom Gewicht der Schlacke aus solchen unverbrannten Brennstoffen. Manchmal ist es weniger, manchmal mehr. Der Gehalt an Unverbranntem steigt oft bis 50, ja sogar bis 60 Proz. und darüber an. Daß dies einen ungeheuren Verlust und eine beträchtliche Erhöhung der Betriebskosten bedeutet, bedarf wohl keiner weiteren Ausführungen. Der Verlust macht sich doppelt fühlbar, wenn es sich um kohlenarme Länder handelt, die ihren Brennstoff aus dem Auslande einführen müssen und bei denen sich seine Kosten infolge der Länge des Transportweges noch erhöhen.



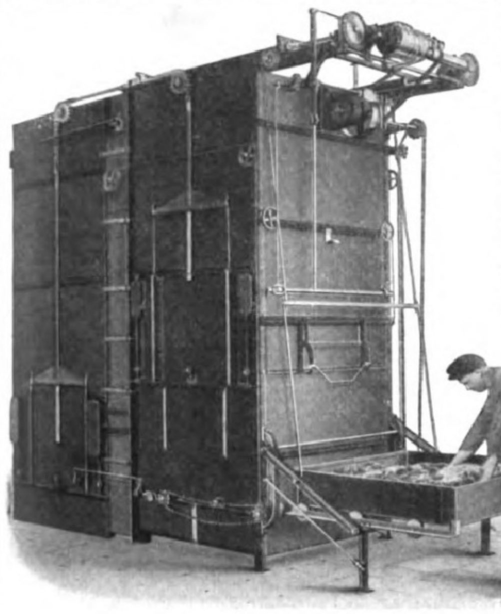
Spezialausführung von Siebband-Kanal-Trockner.



Saugzug-Ventilator.

Die Firma Benno Schilde hat nun einen sehr einfachen Apparat konstruiert, durch den jeder einzelne Betrieb in den Stand gesetzt wird, den in der Schlacke vorhandenen Brennstoff ohne weiteres wieder zu gewinnen, so daß er dann sofort von neuem verfeuert werden kann. Dieser Apparat, der Separator „Kolumbus“, beruht auf der Ausnützung des verschiedenen spezifischen Gewichts von Koks und Schlacke. Koks ist leicht, Schlacke ist schwer. Wirft man beide in eine spezifisch schwere Flüssigkeit, so sinkt die Schlacke darin unter, der Koks schwimmt. Eine derartige Flüssigkeit läßt sich leicht und auf billige Weise herstellen. Man braucht nur so viel Lehm, Ton, Kreidestaub, oder irgend eine andere Staubart, Carbidschlamm oder was sich sonst gerade darbietet, in Wasser zu verrühren, bis eine Brühe entsteht, die ein spezifisches Gewicht von etwa 25 bis 30 Grad Beaumé aufweist. — Die Trennung selbst geht im Separator „Kolumbus“ in schnellster Weise vor sich. Die Scheideflüssigkeit befindet sich in einer schief gestellten Blechmulde, über der eine Siebtrommel angebracht ist. Ein Arbeiter schaufelt die Schlacke in diese Siebtrommel, doch kann an seiner Stelle auch eine mechanische Beschickungsvorrichtung, wie z. B. ein Becherwerk, Verwendung finden. In der Siebtrommel werden der ganz feine Grus und die außergewöhnlich großen Brocken ausgeschieden. Die eigentliche Schlacke fällt dann in die Scheideflüssigkeit, wo die Schlacke zu Boden sinkt, während der Koks, wie schon erwähnt, obenauf schwimmt. Sowohl am Boden, wie an der Oberfläche der Flüssigkeit arbeiten nun je eine Transportschnecke, von denen die untere die Schlacke, die obere den Koks packt und sie beide getrennt nach außen befördert. Damit sie sich unterwegs nicht wieder mischen, ist zwischen den beiden Schnecken eine Scheidewand angebracht. Koks und Schlacke fallen getrennt aus dem Separator heraus und können getrennt abgefahren werden. Der Koks läßt sich dann sofort und ohne vorherige Trocknung wieder verfeuern.

Der Separator „Kolumbus“ wird in verschiedenen Größen hergestellt, so daß er sich den Bedürfnissen jedes einzelnen Betriebs genau anpassen läßt. Die kleineren Typen sind transportabel. Sie eignen sich vor allem auch zur gemeinschaftlichen Anschaffung durch eine Anzahl kleinerer Betriebe. Der Separator wird dann nach einem bestimmten Stundenplan von einem solchen Betrieb zum anderen gefahren und arbeitet



Trio-Trockner.

die inzwischen angefallenen Schlacken auf. Um ihn in Betrieb zu setzen, kann jede beliebige Kraft verwendet werden, sowohl Dampfkraft, wie elektrischer Strom, wie Verbrennungsmotoren usw. Wo alte, aus früheren Jahren stammende Schlackenansammlungen, sogenannte Schlackenhalden vorliegen, kann man unter Verwendung des Separators „Kolumbus“ je nach ihrer Größe unter Umständen ganz gewaltige Mengen sehr billigen Brennstoffes gewinnen.

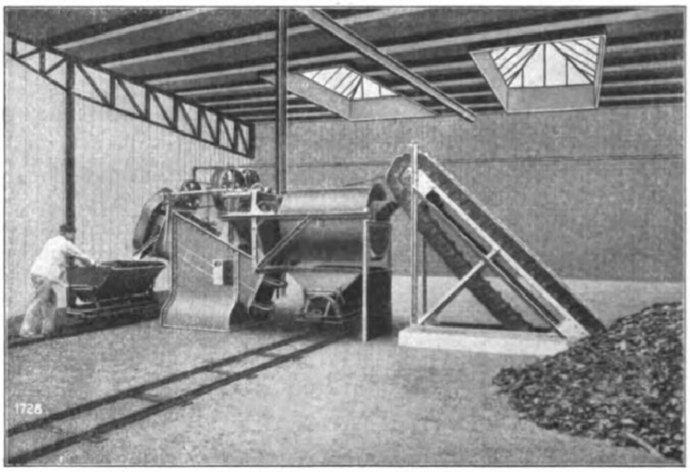
Aber der Brennstoff ist nicht das einzige, was der Separator liefert. Auch der Grus und die vom Koks befreite Schlacke können weitere Verwendung finden. Sie sind ein vorzügliches Rohmaterial zur Herstellung von Bausteinen, von sogenannten Schlackensteinen. Um solche Steine auf einfache und bequeme Weise und gleichfalls ohne Verwendung besonderer gelernter Arbeiter herstellen zu können, hat die Firma Benno Schilde eine Schlackenstein-Formmaschine „Phönix“ konstruiert. Die Schlacke wird mit Zement gemischt und in dieser Maschine zu Bausteinen geformt, die dann an der Luft getrocknet oder gebrannt werden. So entsteht ein billiges und bewährtes Baumaterial, das den Betrieb noch weiter verbilligt. Die Herstellung der Bausteine kann in direktem Anschluß an die Arbeit des Separators „Kolumbus“ durchgeführt werden.

Wie der schlechte Wirkungsgrad der Feuerung, so wirkt aber auch der Wassergehalt vieler Stoffe verteuernd auf jegliche Produktion. Früchte, Gemüse, Obst, Pflanzenfasern, Futtermittel usw. enthalten mehr oder minder beträchtliche Mengen von Wasser. Dieses Wasser erhöht das Gewicht und damit auch die Transportkosten. So ergibt sich die merkwürdige Tatsache, daß Jahr aus Jahr ein große Summen für die Beförderung eines Stoffes ausgegeben werden, der allüberall reichlich zu haben ist und der keinerlei Nutzen bringt. Aber noch mehr! Das Wasser ist auch die Quelle aller Verderbnis. Ungeheure Mengen von Nahrungsmitteln und sonstigen Produkten gehen alljährlich lediglich infolge ihres Wassergehaltes durch Fäulnis oder Schimmelbildung zu Grunde. In wasserfreiem Zustande hingegen sind sie von unbegrenzter Lebensdauer.

Mit Recht hat man deshalb in neuerer Zeit den Trocknungsverfahren besondere Aufmerksamkeit zugewendet, doch bedarf eine sachgemäß durchgeführte Trocknung große Erfahrung in Bezug auf den Bau der Apparate, muß sie doch gleichmäßig erfolgen und die Stoffe dürfen in Bezug auf ihr Aussehen nicht ungünstig beeinflußt werden. Hier ist es nun wiederum die Firma Benno Schilde, die den Bau von Trockenapparaten als Spezialität betreibt.

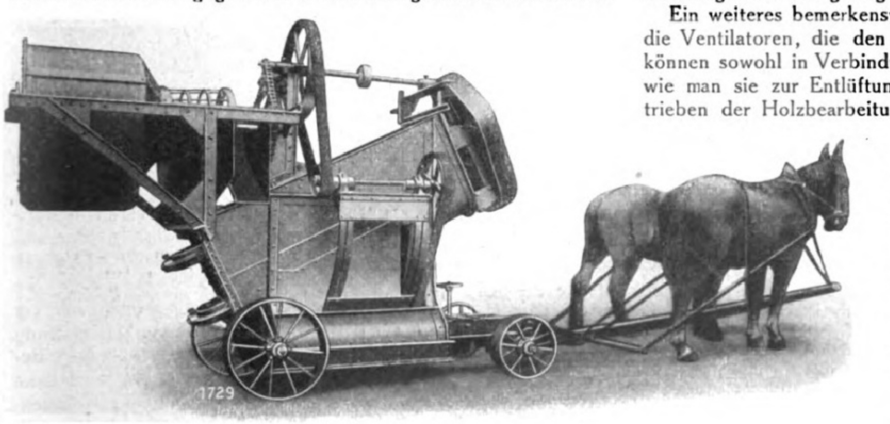
Unter den von ihr hergestellten Trockenapparaten ist zunächst der „Favorit-Trockner“ zu erwähnen, der sich nicht nur zum Trocknen von Obst und Gemüse sowie sonstigen Produkten eignet, die zur menschlichen oder tierischen Ernährung Verwendung finden sollen, sondern auch zur Konservierung aller Arten pflanzlicher Stoffe. Es ist unmöglich, diese Stoffe restlos aufzuzählen, um die es sich hier handelt, so groß ist ihre Zahl. Erwähnt seien besonders die verschiedensten Arten von Früchten, Kartoffeln, Heu, Getreide, dann die Produkte der Tropen und der subtropischen Gegenden, wie Bananen, Tee, Kaffee, Kakao, Sisalhanf usw. Viele dieser Produkte, insbesondere Getreide, schwinden beim Lagern auch infolge ihrer natürlichen Atmung, bei der ebenso wie bei den Zuckerrüben und anderen Produkten Kohlehydrate verzehrt werden. Für die Trocknung von Copra baut die Firma besondere Spezialtrocknungsapparate. Unendlich groß ist die Zahl von Nahrungsmitteln, die durch rechtzeitig und sachgemäß durchgeführte Trocknung vor der Verderbnis gerettet werden können.

Als weitere Typen von Trocknungsapparaten der genannten Firma seien die „Bandtrockner“ erwähnt, die sowohl für Früchte und sonstige landwirtschaftliche Erzeugnisse, wie für die Trocknung von Textilstoffen Verwendung finden können. Bei automatischem kontinuierendem Betrieb ist hier selbst für größte Mengenleistungen nur ein Mann für die Bedienung des Apparates erforderlich, da An- und Abtransport mechanisch erfolgen können. In vierundzwanzig Stunden lassen sich so unter Verwendung nur eines einzigen Arbeiters bis zu 1500 Zentner Frischware trocknen. Da die Trockenluft mehrfach nachgewärmt wird, ist auch der Dampfverbrauch gering. Die eigenartige Konstruktion gewährt größte Schonung des Trockenguts. Ein weiterer Schilde'scher Trockner ist der „Simplextrockner“, der vorwiegend



Stationäre Separationsanlage.

als Abdampftrockenapparat erscheint und bei dem die Trocknung wie bei den anderen Hordentrockenapparaten „System Schilde“ nach dem bewährten Gegenstromprinzip erfolgt. Der „Triotrockner“ hingegen gestattet die Vornahme der Trocknung bei höheren Trockenlufttemperaturen als sie das Gegenstromprinzip im Interesse einer Schonung der Ware zuläßt. Diese höheren Trockenlufttemperaturen sind unter Verwendung direkten Dampfes leicht erreichbar und die Trocknung erfolgt infolge der günstigen Verdunstungsziffer bei geringem Dampfverbrauch.



Bespannter fahrbarer Separator.

Ein weiteres bemerkenswertes Erzeugnis der Firma Benno Schilde sind die Ventilatoren, die den mannigfachsten Zwecken dienen können. Sie können sowohl in Verbindung mit Trockenapparaten Verwendung finden, wie man sie zur Entlüftung von Räumen, zum Spänetransport in Betrieben der Holzbearbeitung, zur Entfernung von Häcksel, Bettfedern, Lederabfällen, Rübenschnitzeln usw. benutzen kann. Sie dienen zur Ventilation von Bergwerken und vor allem auch zur Erhöhung des Wirkungsgrades von Feuerungen, also für den Betrieb von Unterwind- und Saugzugfeuerungen. Ihr Antrieb kann durch Riemen, durch Preßluftmaschinen, durch Turbinen, Elektromotoren, unter Umständen auch von Hand aus erfolgen. Besonders sei auf die hygienischen Vorteile der Anwendung solcher Ventilatoren überall da hingewiesen, wo sich Staub entwickelt, wie zum Beispiel in der Textilindustrie, in Putzereien, Mühlen, chemischen Fabriken, Schleifereien, Zementfabriken usw.

RACHITIS

(Englische Krankheit).

Ein Merkblatt für Mütter und Pflegerinnen.

Was ist Rachitis? Rachitis oder englische Krankheit ist eine Allgemeinerkrankung, die sich vor allem in Erweichung der Knochen, Blutarmut, Krämpfen und Schwachsinn äußert.

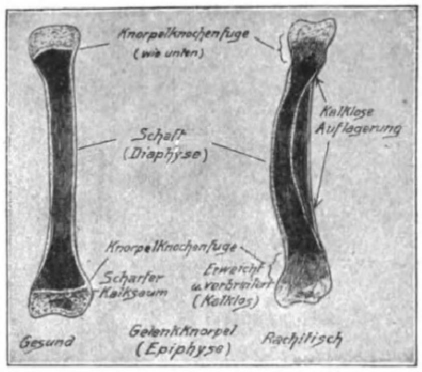
Wen befällt die Rachitis? Alle Kinder vom 1. bis 6. Lebensjahr sind von Rachitis bedroht, gleichviel ob arm oder reich, gut oder schlecht ernährt, auf dem Land wie in der Stadt.

Welche sind die Folgen der Rachitis? Krüppeltum infolge von: Verkrümmungen der Glieder (besonders der Beine); Rückgratsverkrümmungen vom einfachen schiefen Rücken bis zum schwersten Höcker; Plattfüße mit ihren lebenslänglichen Beschwerden; Zwergwuchs; Häßlichkeit der Gesichtszüge, vorspringende Stirne, eingezogene Nase. Stockige Zähne mit Magenleiden im Gefolge. Die Verengungen des weiblichen Beckens bedrohen oft das Leben von Mutter und Kind bei Geburten, und lebensgefährliche Eingriffe werden nötig.

Wie erkennt die Mutter eine beginnende Rachitis? Durch Befühlen des Hinterkopfes, an dem sich weiche Stellen im Schädeldach zeigen (siehe die untere Abbildung), ferner durch Auftreten häufiger starker Schweiße. In solchen Fällen muß sofort der Arzt befragt werden.

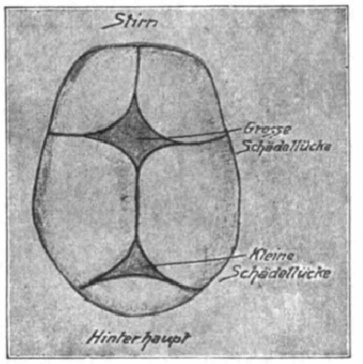
Wie heilt man Rachitis? Die Behandlung der Rachitis erfolgte bisher durch Lebertran, Solbäder und frische Luft und Licht. Die Wirkung dieser Methode war oft sehr langwierig und blieb häufig ganz aus. Lebertran wird nicht von jedem Kinde vertragen und muß oft Jahre hindurch gegeben werden. Ebenso unsicher waren die Erfolge mit Sol- und Staßfurter Salzbädern. Eine große Reihe von Präparaten, die teils aus Kalk und Phosphor hergestellt, teils aus tierischen Drüsen oder Pflanzenstoffen gewonnen waren, konnten sich durchweg nicht bewähren. Im Grunde hatte die Forschung der letzten Jahrzehnte keinen praktischen Fortschritt bei der Bekämpfung der Rachitis gebracht. Erst im Jahre 1919 gelang es in dem unter Leitung des Herrn Professor Biesalski stehenden Oskar Helene-Heim für Heilung und Erziehung gebrechlicher Kinder zu Berlin-Dahlem dem Assistenten der Anstalt, Herrn Dr. Kurt Huldschinsky den Nachweis zu erbringen, daß die rationelle Anwendung der neuen sogenannten Ultraviolett-Therapie, d. h. Bestrahlung mit „Künstlicher Höhensonne-Original Hanau-“ als **ein neues sicheres Heilmittel** gegen die Rachitis anzusehen ist, das **in jedem Falle die Krankheit in kürzester Zeit zum Stillstand und zur Abheilung bringt.** Dieses neue Heilverfahren erregte in Fachkreisen großes Aufsehen, ist aber der großen Masse der praktischen Ärzte noch so gut wie unbekannt. Die medizinischen Untersuchungen von Dr. Huldschinsky sind unter Bestellwort: „Rachitis-Literatur“ vom Sollux Verlag Hanau, zum Preise von M. 3.30 (Nachnahme) erhältlich und sollten **von allen Angehörigen bezogen und dem behandelnden Arzt vorgelegt werden.**

Das neuerprobte Heilverfahren kann bei seiner leichten Anwendbarkeit allen Volkskreisen zu Gute kommen, da es möglich ist mit einem einzigen Apparat im Monat 192 Kinder gleichzeitig zu versorgen; rechnet man also für jedes Kind eine zweimonatige Behandlung, so käme man im Jahre auf weit über 1000 mit einer Lampe zu heilende Rachitiker.



Aufgeschnittener gesunder und rachitischer Knochen.

Der gesunde ist schlank und zeigt scharfe Grenzen zwischen dem knöchernen Schaft und dem knorpligen Gelenkende (der Stelle des Längenwachstums). Der rachitische ist verbogen, die Grenze zwischen Knochen und Knorpel ist unscharf. Das Wachstum daher gestört. Der Schaft ist an seiner Krümmung durch eine kalklose, schwammige Auflagerung verdickt. Der ganze Knochen ist daher kürzer und plumper als der gesunde.



Die normalen (also nicht rachitischen) Schädellücken des Säuglings von oben gesehen.

Die große, viereckige liegt über der Stirn, die kleine, dreieckige am Hinterkopf. Bei beginnender Rachitis kann man nun zu beiden Seiten und hinter der dreieckigen Schädellücke eine ungewöhnliche Weichheit des Schädelknochens finden. Jede Mutter und Pflegerin soll von Zeit zu Zeit danach suchen. Die Stellen fühlen sich an wie ein Celluloidball oder ein Gummiball, je nach der Schwere der Erkrankung.

Wenn eine englische Zeitung vor kurzem zynisch bemerkte, in 20 Jahren würde das deutsche Volk an der „englischen Krankheit“ als einer Folge der Hungerblockade zugrunde gehen, so kann man jetzt schon sagen, daß dieser fromme Wunsch sich nicht zu erfüllen braucht. Im Gegenteil ist zu hoffen, daß vor allem die schweren Formen der Rachitis den späteren Generationen nur noch aus veralteten Lehrbüchern bekannt sein werden, und wir einen gewaltigen Prozentsatz von Volksgesundheit und Volkskraft werden buchen können durch Wegfall einer Legion arbeitsschwacher und arbeitsunfähiger Krüppel.

Darum wartet nicht erst, bis sich an Euren Kindern rachitische Merkmale zeigen, sondern dringt schon im ersten Lebensjahre bei den Beratungsstellen, bei den Krankenkassen, bei dem Hausarzt darauf, daß statt der veralteten, meist unzulänglichen Lebertran- etc. -Kuren die moderne, sichere und schnellere Heilung bringende Bestrahlungskur, die Ultraviolett-Therapie mit „Künstlicher Höhensonne - Original Hanau -“ zur Anwendung gelangt. Die Bestrahlungen sind völlig schmerzlos und ohne jede Nebengefahr. Selbst völlig Gesunde, nicht Rachitis - Gefährdete werden von einer aus mütterlicher Vorsorge veranlaßten vorbeugenden Bestrahlungskur nur Nutzen haben und in ihrem körperlichen Wohlbefinden gleich wie jeder Erwachsene gekräftigt und gestärkt.

Krüppel und arbeitsunfähige Menschen fallen dem Staat und der Gemeinde oder der Familie zur Last. Krüppeltum infolge von **Rachitis läßt sich durch Ultraviolett-Behandlungen verhüten und darf daher in einem wohl geleiteten Gemeinwesen nicht mehr vorkommen.**

Was ist „Künstliche Höhensonne“? „Künstliche Höhensonne“ sind elektrische, **nur für Arzt oder Kliniken bestimmte Apparate** zur Erzeugung ultravioletter Strahlen, des Hauptheilfaktors der Hochgebirgskuren; sie sind eine Errungenschaft deutscher Technik. Die medizinische Anwendung der „Künstlichen Höhensonne -Original Hanau -“ die sogenannte Ultraviolett-Therapie, wurde von zahlreichen deutschen Universitäts - Professoren ausgearbeitet und bewirkt Selbsthilfe des krankheitsgeschwächten Körpers durch Neubildung entgiftender, die Heilung befördernder Stoffe. Daher natürlichste, erfolgreichste Heilmethode auf überaus zahlreichen Krankheitsgebieten, besonders da, wo andere Behandlungsmethoden versagen.

Fragen Sie Ihren Arzt!

Wichtig für jeden Kranken. Fragen Sie Ihren Arzt. Die Bestrahlungen erfordern ärztliche Dosierung und Überwachung. Ein Verkauf an Nichtärzte findet nicht statt. Literatur jedoch erhält jedermann kostenlos. Quarzlampen-Gesellschaft m. b. H., Hanau. Postfach 422. Hooftvertegenwoordigers voor Holland: Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, A. G., Medische afdeeling, Amsterdam, Frederiksplein 26.

Die Hanomag und ihre Beziehungen zu Holland und Kolonien.

Die völkerfreundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu seinem Nachbarstaate Holland sind von jeher die denkbar besten gewesen. Daran hat auch der Weltkrieg mit seinem Hass nichts ändern können. Diesem Gedanken gab Se. Exzellenz von Hindenburg Ausdruck, als Anfang Juli 1921 eine Anzahl holländischer Studierender der Technischen Hochschule zu Delft, die sich auf einer Studienreise durch Deutschland befanden, die Ehre hatten, von ihm in seiner Villa in Hannover empfangen zu werden. Besonders auf industriellem Gebiete stehen Holland und Deutschland in regen Wechselbeziehungen, laufen doch z. B. auf den Eisenbahnen Hollands und seinen Kolonien, besonders auf Java und Sumatra, eine Anzahl deutscher Lokomotiven. Holland bezieht diese zu einem grossen Teile von einer der bedeutendsten Maschinenfabriken Deutschlands, von der Hanomag (Hannoversche Maschinenbau-Aktiengesellschaft, vormals Georg Egestorff), Hannover-Linden. Die Hanomag zählt Holland und seine Kolonien zu ihren besten Kunden; außer 240 Lokomotiven lieferte sie an Holland und die Kolonien in den letzten Jahren: 5 Dampfmaschinen, 23 Pumpmaschinen, 11 Dampfkessel, 34 Schiffsmotoren. In den Anfangsjahren des deutschen Eisenbahnwesens erkannte der Gründer des Werkes, Georg Egestorff, bereits die Wichtigkeit der Lokomotive als neues Verkehrsmittel. Er wandte deshalb sein Augenmerk auf diesen neuen Fabrikationszweig, und dank der zielbewußten Arbeit verließ bereits am 15. Juni 1846 die erste Lokomotive das Werk. Aus den damaligen Anfängen heraus hat sich bis heute die Hanomag zu einer der größten und führenden Lokomotivfabriken Deutschlands entwickelt. Die jährliche Leistungsfähigkeit beträgt rund 500 Lokomotiven, das heisst, es verlassen im Durchschnitt fast täglich 2 Lokomotiven das Werk. Die Arbeiter- und Beamtenzahl beträgt gegenwärtig 8000. Ein eigenes Kraftwerk von 22000 PS Leistung liefert die notwendige Energie. Die Erzeugnisse des Lokomotivbaues gingen vor dem Kriege zu rund 40% in das Ausland. — Von den mannigfaltigen Lieferungen nach Holland und den Kolonien die bereits im Jahre 1866 begannen, bringen wir nachstehend in Abbildungen 1 und 2 zwei besonders interessante Lokomotivtypen, welche zur vollen Zufriedenheit dort im Dienste stehen. Die erste Lokomotive (Abb. 1) ist eine 2 C Vierzylinder-Heißdampf-Schnellzuglokomotive der Holländischen Staatsbahn. Die Hauptabmessungen befinden sich unter dem Bilde. Abbildung 2 stellt eine schmalspurige 1 D Zweizylinder-Heißdampf-Güterzuglokomotive der Holländischen Staatsbahn auf Java dar. Der Entwurf und die gesamten Einzelzeichnungen wurden unter Mitwirkung des technischen Büros des Departement van Kolonien, Haag, seitens der Hanomag ausgearbeitet. Diese Bauart hat sich so bewährt, daß mehrere Nachbestellungen hierauf erfolgten. Insgesamt wurden von der Hanomag nach Holland und Kolonien bis jetzt 240 Lokomotiven geliefert.

Die Gesamtzahl der von der Hanomag gelieferten Lokomotiven wird in Kürze (voraussichtlich um die kommende Jahreswende) die stattliche Zahl von 10000 erreicht haben. Auch diese Lokomotive ist für das Ausland bestimmt und zeigt eine typische Neukonstruktion.

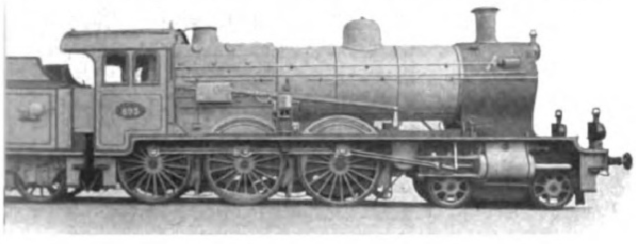


Abb. 1. 2 C-Vierzylinder-Heißdampf-Schnellzuglokomotive der Holländischen Staatsbahn.
Hauptabmessungen. a) Lokomotive: Spurweite 1435 mm, Zylinderdurchmesser 400 mm, Kolbenhub 660 mm, Treibraddurchmesser 1850 mm, Dampfüberdruck 12 kg/cm², Rostfläche 2,84 m², Heizfläche (f), 188 m², Leergewicht 67 t, Reibungsgewicht 48 t, Dienstgewicht 72 t. b) Tender: Achsenzahl 3, Wasser 18 m³, Kohlen 6 t, Leergewicht 20,5 t, Dienstgewicht 45 t.



Abb. 2. 1 D-Zweizylinder-Heißdampf-Güterzuglokomotive der Holländ. Staatsbahn auf Java.
Hauptabmessungen. a) Lokomotive: Spurweite 1067 mm, Zylinderdurchmesser 485 mm, Kolbenhub 510 mm, Treibraddurchmesser 1106 mm, Dampfüberdruck 12 kg/cm², Rostfläche 2,25 m², Heizfläche (f), 123,7 m², Leergewicht 42,6 t, Reibungsgewicht 39,8 t, Dienstgewicht 47,3 t. b) Tender: Achsenzahl 4, Wasser 16 m³, Kohlen 5 t, Leergewicht 14,2 t, Dienstgewicht 35,3 t.



Abb. 3. Werkanlagen der Hanomag 1920 vom Flugzeug aus gesehen.

Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch b. Dresden.

Chefarzt und wissenschaftlicher Leiter Professor J. H. Schultz-Jena.



Die Hauptgebäude des Dr. Lahmannschen Sanatoriums liegen in einem umfangreichen Garten, der direkt an den Wald stößt und zum Teil noch Waldpartien einschließt, die Villen zur Unterbringung der Kurgäste in unmittelbarer Nähe und doch ruhig gelegen. Durch Zentralheizungen neuesten Systems und elektrische Beleuchtung in allen Logierhäusern, Gesellschafts- und Speisesälen ist das Sanatorium auch für Winterkuren vorzüglich geeignet. Eigener Gutsbetrieb und Obstplantagen versorgen das Sanatorium mit gesunder Milch, frischen Gemüsen und Obst. Unterhaltung bieten die vom Sanatorium einmal wöchentlich nur für die Gäste veranstalteten Dienstag-Abend-Konzerte, ein Donnerstag-Tanztee und gesellige Veranstaltungen, ferner die sommerlichen Waldparkkonzerte, Reitgelegenheit im Tattersall Weißer Hirsch.

Kuranzeige: Die Anstalt ist insbesondere durch die Neueröffnung des zweiten Operationssaales in der Lage, sämtliche Krankheiten nicht ansteckender Art durch Anwendung aller wissenschaftlichen und technischen Hilfsmittel spezialistisch zu behandeln; Vor- und Nachbehandlung operativer Fälle nach bewährten Spezialprinzipien durch individuelle Konstitutionsaufbesserung; Anleitung zu Natur- und gesundheitsgemäßer Lebensweise, Vorbeugung gegenüber Berufs- und Gewohnheitsschädigungen, individuelle Behandlung aller Stoffwechsel-, Frauen-, Herz-, Atmungs-, [illegible] und Nervenkrankheiten, Psychotherapie.

Kurmittel: 1. Außer der Lahmann'schen Grundkost, sieben [illegible] Korpulenten-, vegetarische, Magen-, Trocken-, Halbtrocken- [S[illegible] individuelle Ergänzungen (salzfreie, Rohkost, Entsäuerungsdiät nac[illegible] 2. Drei ausgedehnte Luftbadeparks für Sommer und Winter, [illegible] und passive Heilgymnastik, Mensendiek, Schönheitskultur, Kra[illegible] 4. Hydrotherapie jeder Form, Dampfduschen und Kompressen, [illegible] elektrische Bäder jeder Form. 5. Höhensonne, Uviol, Qua[illegible] Radiumbestrahlung, Röntgentiefen- und Oberflächen-Therapi[illegible] jeder Form, Arsonvalisation, Diathermie, Thermopenetration, [illegible]densatorbett. 7. Inhalatorium mit Sole, Medikamenten, besond[illegible] Brettschneider, Kammersystem und Ronkarz. 8. Ausgedehnte Frei[illegible] 9. Alle Hilfsmittel der modernen Medizin in individueller An[illegible] Operationssäle, physikalische, chemische, serologische Röntgen-Dia[illegible]therapie jeder Form (auch Entziehungskuren).

Ärztlich: Abteilung für Zucker- und Stoffwechselkranke: San.-Ra[illegible] und Mütterschule: Prof. Küster-Breslau; innere, Magendarm- u[illegible] Facharzt Dr. Lehmann, langj. Oberarzt von Geh.-Rat Dr. Kuttner-[illegible]lauf- und Nierenleiden: Facharzt Dr. Himmelreich; innere, Atmungs-[illegible]leiden: Facharzt Dr. Paulus; innere und Hautkrankheiten: Facharzt D[illegible]leiden und Psychotherapie: Prof. Schultz, Fachärztin Frl. Dr. Reichma[illegible]ender; innere und Lichtbehandlung: Dr. Lahmann jun. — Zwei eigene [illegible] experimentell und physiologisch-chemisch). Wöchentl. ein ärztlicher Vo[illegible]

Für die Frauenwelt.

Die Spitzenmode. Über Paris ergoß sich vor Jahresfrist eine Spitzen-oge. Sie war nicht grundlos, nicht unvorbereitet im Modereich aufgetaucht. Den nlaß hatten mehrfache Wohltätigkeitsveranstaltungen zugunsten der notleidenden pitzenarbeiterinnen gegeben, deren Hauptsitz in den zerstörten Gebieten Frankreichs egt. Valenciennes, Lille, Cambrai sind Zentren nicht nur der mechanischen Spitzen-brikation, sondern auch der mit der Hand gearbeiteten Spitzen. Es war natürlich nur enigen Frauen vergönnt, sich im Staate echter, alter Spitzen zu zeigen, und zwar sbesondere alter Chantillyspitzen, denen, angesichts der seit langem bestehenden Be-orzugung der schwarzen und schwarzweißen Toiletten, vor allem das Interesse galt. ie andern Frauen aber sollten nicht lange zurückstehen. Sehr bald waren modisch ertvolle Imitationen zur Hand. Wir in Deutschland konnten dieser Mode aus iftigen Gründen nicht auf dem Fuße folgen. Die Einfuhr der Spitze als Luxusartikel ist verboten; die großen Modehäuser dürfen nur so viel einführen, als die Ausführung ihrer Modelle dringend erfordert. Abgesehen davon, würden die Valutaverhältnisse, die den Preis dieses Besatzmittels unverhältnismäßig steigern, seiner Verwendung steuern. Deutsche, modisch ansprechende Spitzen aber lagen nicht vor. Der Raum fehlt, um die vielen Wenn und Aber, die diesen Gegenstand umranken, auch nur zu streifen, und ich muß mich darauf beschränken, zu sagen, daß erst jetzt Spitzenqualitäten herausgebracht werden, die uns zu befriedigen vermögen. Noch ist es nicht zu spät, noch dauert die Welle der Spitzenmode an, und wenn nicht alles täuscht, wird sie auch noch im kommenden Winter bestehen. Bis dahin dürfte sich das Konfektionsschlagwort „spanische Blonde“ vom Schauplatz zurückgezogen haben. Paris arbeitete ausgiebig mit vortrefflichen Imitationen echter Blonden, aber wir können sie nicht herstellen, denn wir haben nur gestickte und Spachtelspitzen, die die Beschaffenheit der Blonde nicht zu imitieren vermögen. Dieses ist der eine Grund, der ihr Verschwinden vermuten läßt. Der andere und schwerwiegendere ist der: Die eleganten Frauen im Ausland sowie die guten Modeberichterstatterinnen, die es dort verschmähen, sklavisch

zu wiederholen, was sie in den Geschäften hören, und ihre eigene Meinung äußern, scheinen keinen Gefallen an den Blondenimitationen zu finden. Die Zukunft dürfte der duftigen Spitze gehören, ihr, die prädestiniert ist, als Volant zu glänzen. Denn nicht nur Volants wird man voraussichtlich viel tragen, auch noch ein anderes, vor etlichen Jahren beliebtes Modedetail tauchte auf: der sehr weite Rock aus hauchdünner Spitze (gestickter Tüll könnte ihn ersetzen), der, am unteren Rand durch eine sogenannte „Cerclette" ausgespreizt, über ein tunlich enges und kürzeres Unterkleid fällt. Die Silhouette ist sehr kühn, aber nicht reizlos. Ungefähr das Gegenteil ist die sogenannte spanische Form, d. h. das weite, auf den Hüften reifengestützte, vorn und hinten aber flach liegende Spitzenüberkeid, das eine genaue Nachempfindung der spanischen Vertugabe des 16. Jahrhunderts ist. Eine weitere, dritte Form ist ebenso kokett als hübsch: Über einen kurzen und engen seidenen Unterrock fällt ein Spitzenkleid, das bedeutend länger ist und die hellbestrumpften Beine „en transparence" hindurchsehen läßt. Und auch das Gegenteil wird gezeigt: der weite und kurze Rock aus kompaktem Stoff, unter dem ein längerer und enger aus Spitze hervorlugt. Auch auf den Taillen der Abendkleider tauchte abermals die Spitze auf, und das, was man kaum noch „Taille" nennen konnte, darf nun tatsächlich wieder auf die Bezeichnung Anspruch erheben. Vom vorderen Dekolletérand ausgehend, wehen breite Spitzen über den Rücken herab, flügelartig, manchmal bis zur Erde, manchmal auf ihr schleppend. Manchmal auch wird der über den Rücken fallende Spitzenmantel an den Handgelenken festgehalten, kurz, eine Fülle neuer Nuancen hielt mit der Spitze zugleich den Einzug. Zur Ausführung der genannten Formen eignet sich nur die sehr duftige Spitze. Aber sie sind nicht Alleinherrscher. Neben ihnen besteht noch das mehr „schlank" gehaltene Kleid, und für dieses eignen sich auch schwer fallende Spitzen, z. B. die mit Metallfäden manchmal so reich gestickten, daß sie fast wie ein broschiertes Gewebe wirken.

M. v. Suttner.

Die Schärpe. Von orientalischen Trachten, die unsere Mode letzthin stark beeinflußten, blieb uns darüber hinaus die Schärpe erhalten. Eine Kleidzier, die Grazie verleiht, aber auch mit Grazie getragen sein will, die es der Trägerin überläßt, alle Möglichkeiten des Schmuckes und der Kleidsamkeit auszuschöpfen, über-

dies der Toilette Abwechslung verleiht, indem sie auswechselbar ist. Die Schärpe war es, die mit zipfeligen Enden die neue Rockform dahin beeinflußte, daß auch sie unregelmäßig in ihrer Länge wurde. Also einerseits Ausklang der gewesenen, andererseits Auftakt zur Zukunftsmode. Von jeher haben Nebensächlichkeiten oder Zierate an der Garderobe Übergänge zu neuen Kleidstilen vermittelt. Die buntstreifigen und die gestickten Schärpen mit reich gemusterten, stark abgeschrägten Enden, die metallisch glitzernd oder seidig fransenbeschwert niederfallen, gehören der eleganten Toilette an, die zur Zeit in den Tanzsälen der Luxuskurorte verschwenderisch blüht. Die einfachere Schärpe, die duftige Sommerkleidung ziert, ist bescheiden im Material, wenn auch zuweilen recht auffällig in den Farben. In ihr löst sich die ganze duftige Grazie aus, wenn Schleiergewebe ihr Gebilde sind, die sich in reichen Falten zusammengeben und sich ungezwungen in tiefer Taillenlinie zur Seite schlingen lassen. Was den feinen Nachmittagstoiletten die weichen Seidenkrepps an Schärpenzier zubringen, geben den anspruchslosen sommerlichen Schlupfkleidern breite weiche Bänder, allen voran in der diesjährigen Mode stumpf glänzendes gewachstes Band. Die Farbe ist es, mit der fein abgetönte oder stark kontrastierende Effekte gesucht und, je nach dem künstlerisch begabten Sinn für Harmonie in den Farbtönen, gefunden werden. Das weiße Kleid bietet dafür die vielfältigsten Möglichkeiten, ein hellfarbiges Sommerkleid das dankbarste Objekt. Auf Weiß sind Halbtöne wie Porzellanblau, Erdbeerrot, Türkis, Koralle von eigener Wirkung, auf Blaßrosa Dunkelblau oder Lila in matter mittlerer Nuance, auf Dunkelblau Lachsfarbig oder Orangegelb, auf Braun Senf- oder Strohgelb. Schwarz läßt sich gern durch Gobelinblau, durch Kirschrot oder Jadegrün aufhellen.

C. W.

Frauenbücher. An den Anfang dieser Betrachtung möchte ich ein Büchlein stellen, das nicht genug jeder angehenden Hausfrau empfohlen werden kann. Es heißt „Die junge Frau, ein Buch der Lebensführung von Julie Elias" (Rudolph Mosse Buchverlag, Berlin). Die Verfasserin will darin nicht eine Sammlung von Anstandsregeln oder ein Vademekum des guten Tones bringen, sondern sie gibt — und das ist das Nette und Einschmeichelnde an diesem Werk — aus einem an Erfahrungen und Beobachtungen reichen Leben schöpfend, ihren jungen Geschlechtsgenossinnen, denen Kultur

und Luxus nur die schöne Umrahmung eines tätigen Lebens sind, allerlei Fingerzeige und Anregungen, wie sie sich zur Familie, zur Gesellschaft, zu den sozialen Aufgaben, zu den Fragen des Geschmacks zu verhalten haben. Ludwig Kainer hat durch reizvoll eingestreute Federzeichnungen dem Büchlein eine entzückende künstlerische Note verliehen. Während Julie Elias die Frau mehr in ihrem gesellschaftlichen Milieu schildert, greift Hedwig Heyl in ihrem unlängst erschienenen Buche „Die erfahrene Frau im häuslichen Wirkungskreise“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft) ganz in das praktische Leben hinein und zieht, unter Berücksichtigung der in den Kriegsjahren gemachten Erfahrungen, nachahmungswürdige Nutzanwendungen für die häusliche Wirtschaft, die sie knapp und sachlich in einem umfangreichen Register von Ratschlägen vorträgt. Hedwig Heyl, die noch aus der ersten Generation der Frauenbewegung stammt, und die, wie Gertrud Bäumer treffend sagt, „mit Kraft und Anmut, energisch und liebevoll, das Hausfrauenideal neu prägte“, feierte vor kurzem ihren 70. Geburtstag. Aus diesem Anlaß hat sich eine Anzahl ihrer Mitarbeiterinnen und Freundinnen zusammengetan und ihr ein Gedenkblatt gewidmet (Verlag Dietrich Reimer / Ernst Vohsen, Berlin), dessen einzelne Aufsätze sich mit Hedwig Heyls Leben, Wirksamkeit und Bedeutung beschäftigen. — „Das Schöne im Weibe“ (Verlag Theodor Weicher, Leipzig) nennt sich eine Studie von Aurel Wolfram, die, für die hohe sittliche Bedeutung und Bestimmung des Weibes eintretend, die Reinheit seines Wesens als die Grundlage alles sittlich-kulturellen Lebens darzulegen sucht. — „Die Ehe“ behandelt in der Serie „Erlebnis-Bücher“ (Verlag Heinrich Dieckmann, Halle) Grete Meisel-Heß. Es sind zumeist aus Selbstbiographien, Tagebüchern und Dichtungen geschickt ausgewählte und aneinandergereihte Zeugnisse und Bekenntnisse, die den Leser erkennen lassen sollen, daß nicht die Triebe und Leidenschaften, sondern nur der Ausgleich der Persönlichkeiten und die gegenseitige Anpassung die wahre Ehe bilden. Endlich sei in diesem Zusammenhang auf den neuesten Roman von Catharina Godwin „Die Frau im Kreise“ (Hyperion-Verlag, München) hingewiesen. Es ist ein merkwürdiges, aber geistvoll geschriebenes Buch. Die phantastische Heldin desselben gibt ihr eigenes Ich preis, indem sie nacheinander Masken verschiedener anderer Schicksale, anderer Seelen, anderer Gehirne trägt, um so zur Resignation über alles Irdische hinauszugelangen.



AUSKUNFT DURCH DAS MESSAMT
★ FRANKFURT AM MAIN ★

Vertreter für Holland:
Gebr. van Leer, Amsterdam, Prins Hendrikkade 61/65.

WIENER INTERNATIONALE MESSE

11. BIS 17. SEPTEMBER 1921

Wohnungsanmeldungen für Messebesucher beim Wohnungsnachweis der Wiener Messe, Wien II., Aspernbrückengasse 2.

Alle Auskünfte wegen Reiseerleichterungen bei den österr. Konsularvertretungen, beim Büro der Wiener Messe, Wien II., Aspernbrückeng. 2, und dem ehrenamtlichen Vertreter **Österr. Messehandelsgesellschaft, Leipzig, Hainstr. 16-18.**

THEATER-, KONZERT- UND KINO-MESSE
4. bis 25. September 1921



Weltbekannter Höhenluft-Jahreskurort, 800 M. ü. M.
Beste Heilerfolge bei Erkrankung des Nervensystems, der Atmungsorgane, Herz-, Magen- und Darmleiden. Alle Kurmittel der Neuzeit. Angenehme Temperaturverhältnisse. Bestgepflegte Fahr- und Fusswege. Alpenaussicht. Kurorchester. Täglich kursmässiger Kraftwagenverkehr mit den Eisenbahnstationen Titisee (Höllentalbahn), Waldshut und Albbruck (Rheintalbahn), Todtmoos-Wehr (Wehratal) und Schönau (Wiesental). Neuzeitlich eingerichtete Kuranstalten, Hotels, Fremdenheime und Privatwohnungen.
Auskunft und Prospekte durch **die Kurverwaltung.**

Hotel & Kurhaus St. Blasien Familien- und Kurhotel mit ärztl. Anstalt. — 250 Betten.
Jagd, Fischerei, Tennis, Reunions, Luftbäder, Diätkuren. — Neuerdings seit Einbau der Zentralheizung das ganze Jahr geöffnet

Sanatorium Luisenheim für innere u. Nerven-Kranke.
Das ganze Jahr geöffnet. — Einrichtung für die gesamte physik. und diätet. Therapie.
In beiden Häusern **infektiös Erkrankte ausgeschlossen.** — Ausführlicher Prospekt kostenlos.

Bad Homburg
(im unbesetzten Gebiet)

Altberühmtes Heilbad, 25 Minuten von Frankfurt a. M., am Fuße des Taunus gelegen. Ausgedehnte Parkanlagen inmitten herrlicher Wälder, **Trink- und Badekur** (Magen, Darm, Herz). **Sport**, unbeschränkte Aufenthaltsdauer.

Hotel Victoria
und seine Villen.

Familienhotel ersten Ranges, umgeben von eigenen, schönen Gärten, mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet. Privatbäder, abgeschlossene Appartements.
Reichliche Verpflegung.

Auskünfte:
Direktion Hotel Victoria, G. m. b. H., Bad Homburg.

Dr. Wigger's Kurheim Partenkirchen

Neuer Besitzer und Leiter:
Dr. med. **W. v. KAUFMANN**
Leitende Ärzte:
Dr. H. LYDTIN ✱ Dr. R. MEYER

Kurmittelhaus das ganze Jahr geöffnet.

Luzern **Kurhaus Sonnmatt** für Erholungsbedürftige. Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügl. Verpflegung. Prospekt.

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach. Höhenluftkurort, 576 m.
Radiumkuren, Radium-Schrothkuren.
Prospekte.



Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda
in Thüringen.

Kurheim Dr. Menke
Bad Lippspringe i. Westf.
für Leichtlungenkranke.
Röntgen, Höhensonne, Bad, Privat-Zugang zum Kurpark. Beste, reichliche Verpflegung. Arzt im Hause. Pension inkl. Arzt 35-38 Mk. Prospekte frei.
Inh. u. Leiter Dr. J. Menke.

San.-Rat Dr. Hans Stoll's
Sanatorium Alicenhof für **Herzkranke und Aderverkalkung** Bad Nauheim 9
— Prospekt —

Bilz
Sanatorium Dresden-Radebeul
Voller Betrieb. Prosp. frei.

Wie Seelisches gefördert wird
durch eine **intime Handschrift-Analyse**, wie sie der Verf. von „Seelen-Aristokratie" (450 Seit.) ausarbeitet, **zeigt der Prospekt.**
Seit 24 Jahr. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12 (West).

Bücher,
von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, **Kurt Martin** Weinböhla b. Dresden.



D. R. G. M.
geschlossen

„OPHONO"
Ein großer Erfolg; Elektrischer Antrieb mit Selbstausschalter. — Feder-Antrieb mit Selbstausschalter. Eine Zierde für jedes Zimmer.

Trichterlose Sprechmaschinen, Schrankapparate, Sprechmaschinen-Tische, Schallplatten und Nadeln.

„PHONETA" Sprechmaschinen-Fabrik
Ludwig Järschke, Leipzig-R. 8
Gutenbergstr.

Zur Leipziger Messe: Markt 9 König-Albert-Haus u. Barfußgäßchen 2-8, Laden.

HAMMERKÖPFE
für **Flügel-Pianos**
Neugarnierung
alter Hämmer mit Stielen
Mechanik-Reparaturen



Rom **Pension Hannover**
Zimmer m. Pens. v. 20 Lire an pro Person.
Der bisherige Besitzer: P. WACKER.

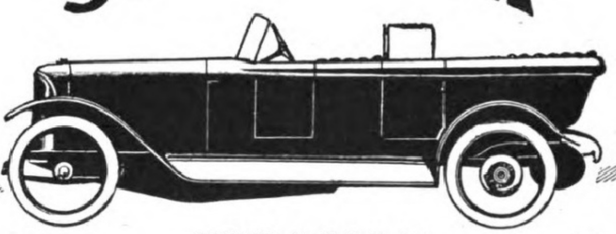
Nachahmungen weise man zurück.



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel
entfettet d. Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu Mk. 3.50 und Mk. 5.— bei **Damenfriseuren, in Parfümerien u. Drogerien** od. von Pallabona-Gesellschaft, München 39 D.

Deutsche Kultur
trägt in alle Kreise unsere
Leipziger „Illustrirte Zeitung".
Sorge jeder für deren weiteste Verbreitung im Ausland.

STOEWER



STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER STETTIN

PERSONEN-UND LASTKRAFTWAGEN ALLER ART FLUGMOTOREN MOTORPFLÜGE

Die neuen Stoewer-D-Typen! 8/24 PS als 4-Zylinder 12/36 PS und 19/55 PS als 6-Zylinder **Die modernen 6-Zylinder!**

Unerreicht in Konstruktion, Ausführung und Leistung!

Eigene Verkaufs-Filialen in Berlin, Hamburg und Stettin. Vertretungen an fast allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Bergschule Hochwaldhausen, Post Herbstein (Oberhessen). Landerziehungsheim im Vogelsberg, waldreiche Höhenlage (500 m), günstige Ernährungsbedingungen, politisch ruhige Gegend. Aufnahme von Knaben und Mädchen. Lehrziel: Reifeprüfung der höheren Schulen. Keine Presse. Gleichwertige Ausbildung von Körper und Geist (Gartenbau, Landwirtschaft, Handfertigkeit, Gymnastik, Sport, Kunst, Musik). Lehrplan eines Reformgymnasiums mit besonderer Betonung der Biologie. Näheres durch Prospekt.
Leitung: Universitätsprofessor Dr. med. et phil. Steche.

Dir. Fischer
Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921
Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina.
Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat. Vorb. auch v. Damen.

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.



Die „Deutsche" Präzisionsuhr Original Glashütter Erzeugnis

Verkauf nur durch Mitglieder.

TECHNIKUM MITTWEIDA

Direktor: Dipl.-Ing. Hofrat Professor A. Holzt.



Höheres technisches Institut
für Ausbildung in der
Elektrotechnik und im gesamten **Maschinenbau.**
Getrennte Studienpläne f. **Elektro-Ingenieure, Maschinen-Ingenieure, Bureau- u. Betriebstechniker u. Werkmeister der Elektrotechnik und des Maschinenbaues.** Reich ausgestattete elektotechnische und Maschinenbau-Laboratorien.

Lehrfabrik-Werkstätten
(3000 qm bebaute Fläche)
zur Ausbildung von Praktikanten und Lehrlingen.

Auf allen bisher beschickten Ausstellungen erhielten das **Technikum Mittweida und seine** Präzisions-Werkstätten hervorragende **Auszeichnungen,** Industrie- und Gewerbeausstellung Plauen: **die Medaille der Stadt** Plauen „für hervorragende Leistungen". **Industrie- und Gewerbeausstellung** Leipzig: die Königl. Staatsmedaille „für **hervorragende** Leistungen im technischen Unterrichtswesen". **Industrie-Ausstellung** Zwickau: die goldene Medaille. **Internationale Weltausstellung** Lüttich: den Prix d'honneur. **Internationale Baufach-Ausstellung** Leipzig: den Staatspreis.

Älteste und besuchteste Anstalt.

Aufnahmen im April und Oktober.

Programm und Jahresbericht der Anstalt sowie nähere **Auskunft** erhält man unentgeltlich vom Sekretariat des Technikums Mittweida.

Oskar Gerschel's
Buchhandlung u. Antiquariat G. m. b. H.
Stuttgart
Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert.
Alte Drucke u. illustrierte Bücher.
Ausgabe von Lagerkatalogen und monatl. Verzeichnis „Der Bücherkasten".

Wertvolle Musik bietet in reicher Auswahl
Simrock Volksausgabe
(Brahms, Bohm, Bruch, Dvořák, Rubinstein, Schütt u. A.
Verzeichnisse umsonst.
N. Simrock, G. m. b. H., Berlin u. Leipzig.

Spielwaren, Modeknöpfe, Holzdrechslerwaren
liefert die besteingerichtete Holz- u. Spielwaren-Fabrik
Gebrüder Fischer, Pobershau i. Sa.
Massenanfertigung kleiner Artikel.

Briefmarken und Notgeld
Preisliste kostenlos. **Max Herbst,** Markenhaus, **Hamburg Z.**

Briefmarken-Auswahl ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto. **Höchste Bezahlung für Ankauf.**
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8



Flügel und **Pianinos** in **höchster Vollendung**

J. L. Duysen G. m. b. H., **Berlin SW. 48** Friedrichstrasse 219.



Schulhaus.

Evang. Pädagogium
Godesberg (Rhein) u. **Herchen** (Sieg)
Realgymnasium i. E., Oberrealschule i. E., Progymnasium, bisher mit Einjähr.-Berechtigung, jetzt in Entwicklung zur Vollanstalt. Höhere Handelsfachklasse. 500 Schüler, 75 Lehrer u. Erzieher. Internat in 22 Familienhäusern. Direktor: Prof. O. Kühne, Godesberg a. Rh.

Briefmarken
Sammler, verlangt meinen groß. illustrierten Katalog. Versand **nur** an ernsthafte Interessenten gegen Einsendung von Mark 2.—, worüber Gutschein beiliegt.
W. Franke, Berlin W 8, Unter den Linden 17-18. Postscheckkonto 29443.

Halle a. S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt, Vorbereitung f. Abiturium, Obersekunda-Reife, Reichsverbandsprüf., Umschulung. 56jährige glänzende Erfolge. — Schülerheim. — Bericht frei.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873. Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13, Postschließfach 6.

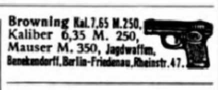
Stottern beseitigt **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt** in **Eisenach.** Prospekt ü. d. wissenschaftlich anerk. u. mehrfach staatlich ausgezeichn. Heilverfahren frei.

***Salit** das Einreibemittel*
Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen. In Apotheken Flaschen zu 35 und 70 Gramm.
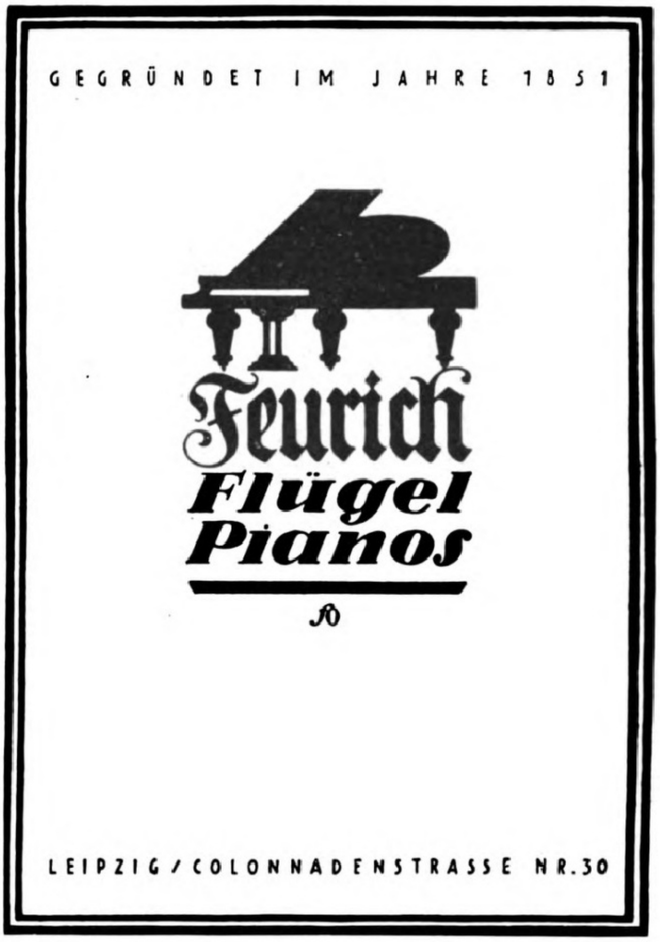

Weinbrand Canthal
Gegr. 1823
M. Canthal Wwe.
Weinbrennerei
Hanau am Main.
Weinbrand Canthal
Canthal Wwe. Hanau
Weinbrennerei
OTTO FLECHTNER


ZEISS
Punktalgläser
Punktuell abbildende Brillengläser, die sich der individuellen Fehlsichtigkeit jedes einzelnen Brillenträgers genau anpassen. Durch peinlich genaue Ausführung wird die rechnerisch ermittelte Durchbiegung eingehalten. Durch sorgfältige Kontrollmethoden während der Fabrikation wird die theoretisch vorbestimmte Leistung der Gläser gewährleistet.
Druckschrift OPTO 55 kostenfrei
CARL ZEISS JENA


J. A. Henckels
Zwillingswerk, Solingen
Fabrik feinster Stahlwaren
mit der bekannten Zwillingsmarke
Volle Gewähr für jedes Stück
Hauptniederlage:
Berlin W. 66, Leipziger Straße 117/118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen:
Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.


Browning Kal. 7,65 M. 250,
Kaliber 6,35 M. 250,
Mauser M. 350, Jagdwaffen,
Benekendorff, Berlin-Friedenau, Rheinstr. 47.


Aureol Haarfarbe
seit 24 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt u. natürlich blond, braun, schwarz etc. M. 24; Probe M. 8.-
J. F. Schwarzlose Söhne
Berlin,
Markgrafen Str. 26.
Überall erhältlich.


GEGRÜNDET IM JAHRE 1851
Feurich
Flügel
Pianos
LEIPZIG / COLONNADENSTRASSE NR. 30

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc [illegible]
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co. Zür[illegible]

ILLUSTRIRTE ★ ZEITUNG



VERLAG VON J. J. WEBER ★ LEIPZIG

Nr. 4056 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 157. Band

 Nummer 4056. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4056. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 Mk. (Ausland 50 Mk.) Preis dieser Nummer 5 Mk. 50 Pfg. (Ausland 9 Mk.) Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 8. September 1921.



Ein Nährmittel für Haare

Eine Entdeckung, die wie ein Scherz anmuten würde, wenn nicht der Name eines der geachtetsten deutschen Forscher für ihre unbedingte Ernsthaftigkeit bürgte, verdanken wir dem jüngst verstorbenen Altmeister der Ernährungsphysiologie, Geh. Rat Prof. Dr. Zuntz. Die letzte Gabe, die er der wissenschaftlichen Welt hinterließ, war der Nachweis, daß es möglich ist, das Wachstum der Haare durch innerliche Zuführung der für ihre Entwicklung erforderlichen Nährstoffe günstig zu beeinflussen. An und für sich sind die Forschungen über diese sog. spezifische Ernährung der einzelnen Körperorgane nichts neues. Auch dem Laien ist bekannt, daß z. B. die Knochenbildung und die Bildung von roten Blutkörperchen durch innerliche Verabreichung bestimmter Nährstoffe (Eisen- und Phosphorpräparate) gefördert werden kann. Nun, die Haare sind genau wie Blut und Knochen, Muskeln und Sehnen, Gebilde des menschlichen Organismus. In eingehenden Versuchen unternahm es Prof. Zuntz, auf dem natürlichen Wege über Ernährung und Verdauung dem Blute die für die Bildung von Haarsubstanz wesentlichen Nährstoffe zuzuführen, und die Erfolge bezeichnete er selbst als überraschend. Seine in der deutschen medizinischen Wochenschrift 1920 Nr. 6 veröffentlichten Ergebnisse veranlaßten weite Ärztekreise, ebenfalls Versuche mit seinem Nährmittel, dem Humagsolan, zu machen, und seine Anwendung in der breiteren Praxis führte zu gleich günstigen Resultaten.

Damit sind aber der Erhaltung und Förderung des Haarwuchses völlig neue Wege gewiesen. Zu den bisher üblichen äußerlichen Haarpflege- und Heilmitteln tritt nunmehr, ohne diese verdrängen zu wollen, eine neue Kategorie, nicht minder wichtig und bedeutungsvoll: das innerliche Haarnährmittel in Gestalt der Prof. Zuntzschen Humagsolan-Tabletten. Gewiß wird nach wie vor gegen eigentliche Erkrankungen der Haare die äußerliche Bekämpfung der Krankheitsursache unentbehrlich sein. Aber Veröffentlichungen von Ärzten in der medizinischen Fachpresse bekunden übereinstimmend, daß bei gleichzeitiger Anwendung von Humagsolan die Erfolge ungleich besser waren, ja, daß verschiedentlich erst bei Zuhilfenahme von Humagsolan-Tabletten überhaupt ein Erfolg eintrat.

Die volle Bedeutung der Zuntz'schen Entdeckung wird aber erst klar, wenn man bedenkt, daß erwiesenermaßen Haarausfall in vielen Fällen gar nicht auf eigentlichen Haarkrankheiten beruht, sondern lediglich auf Störungen in der Ernährung der Haare zurückzuführen ist, so vor allem der häufige Haarausfall im Wochenbett, nach Grippe, Typhus und anderen Infektionskrankheiten. In solchen Fällen ist die reichliche Zufuhr von Haarnährstoffen ins Blut, die durch Humagsolan-Tabletten bewirkt wird, das gegebene Mittel zur Erzielung eines vollen und raschen Erfolges.

Die Humagsolan-Tabletten sind somit ein Mittel, an dem niemand, dem an der Erhaltung seiner Haare ernstlich gelegen ist, vorübergehen kann. So befremdlich auch auf den ersten Blick der Gedanke sein mag, den Haarwuchs durch ein innerliches Mittel zu beeinflussen, so beredt ist die Sprache der tatsächlich erzielten Erfolge. Eine ausführliche Darstellung der Zuntz'schen Methode enthält die kleine Schrift „Haarwuchs durch Ernährung", welche die von Prof. Zuntz mit der Alleinherstellung der Humagsolan-Tabletten betraute Firma Fattinger & Co., G.m.b.H., Berlin N. W. 7 bei ausdrücklicher Bezugnahme auf die Anzeige in diesem Blatte an Interessenten gratis und franko versendet.

Allgemeine Notizen.

Die Jahrhundertfeier der Firma Wilhelm Felsche, der weltberühmten Kakao- und Schokoladenfabrik in Leipzig-Gohlis, gestaltete sich unter Teilnahme der Spitzen hoher und höchster Behörden und einer Reihe von namhaften Persönlichkeiten aus Handel und Industrie zu einem denkwürdigen Ereignis von weitesttragender volkswirtschaftlicher Bedeutung. Ist es doch vor allem Wilhelm Felsche gewesen, und heute noch sein Enkel, der jetzige Inhaber der Firma Herr Willy Schütte-Felsche, die der deutschen Schokolade die vielgestaltigen Wege geebnet und der deutschen Schokoladenfabrikation zu ihrer heutigen Höhe verholfen haben. Seinen warmherzigen sozialen Sinn bekundete Herr Schütte-Felsche aufs neue unter anderm dadurch, daß er außer mehreren Hunderttausend Mark für die Angestellten seines Hauses zu den schon bestehenden Stiftungen der Firma Wilhelm Felsche weitere 50000 Mark hinzufügte und 40000 Mark der Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime überwies. Wir werden in einer unsrer nächsten Nummern auf die bedeutsame Jubelfeier in Bild und Wort zurückkommen. E. M.

Preisaufgabe. Die Balneologische Gesellschaft hat als neue Preisaufgabe der Dr. Heinrich-Brock-Stiftung das Thema gestellt: „Die Radioaktivität der Heilquellen im deutschen Sprachgebiet und ihr Anteil an deren therapeutischer Wirkung.“ Die Höhe des Preises beträgt 3000 Mk. Genauere Auskünfte über die Preisaufgabe erteilt der stellvertretende Generalsekretär der Balneologischen Gesellschaft Dr. Hirsch in Charlottenburg, Fraunhoferstr. 16.

Vorlesungen über Kinotechnik. An der Münchener Hochschule werden bereits seit einiger Zeit Vorlesungen über Filmtechnik und damit im Zusammenhang stehende Gebiete gehalten. Nunmehr plant man Ähnliches für die Berliner Technische Hochschule, und zwar in weit größerem Umfange. Ihr soll eine Versuchs- und Prüfungsanstalt für Kinotechnik angegliedert werden. Der Plan dazu, der bereits die Billigung des preußischen Ministeriums gefunden hat, geht von der Deutschen Kinotechnischen Gesellschaft aus. Die Leitung dieser Anstalt, der die Berliner Hochschule die notwendigen Räume und die vorhandenen Forschungsmittel zur Verfügung stellen soll, werden voraussichtlich Prof. Dr. Miethe, der Leiter des photochemischen Laboratoriums der Technischen Hochschule, Geh. Rat Dr. Forch vom Reichspatentamt, Prof. Mente

und Ingenieur Seeber übernehmen. Man hofft, daß die Filmindustrie durch reiche Spenden die Gründung und den Ausbau dieser Anstalt, für die der preußische Staat keinerlei wirtschaftliche Beihilfen gewährt, ermöglichen wird. Kommt doch eine solche Anstalt, die selbstverständlich auch kinotechnische Prüfungen und Untersuchungen völlig objektiv und planmäßig vornehmen wird, der Industrie selbst zugute.

Eine Burenspende für die Frankfurter Universität. Der aus Transvaal stammende Dr. Albertus van Rhijn, der an der Frankfurter Universität seine chemischen Studien abgeschlossen hat, überwies der Studentenhilfe der Universität und dem chemischen Institut zu Forschungszwecken 24000 Mark. Das Geld entstammt einer Sammlung unter den Akademikern Transvaals.

Des Bundes deutscher Frauenvereine zwölfte Generalversammlung findet vom 4. bis zum 8. Oktober d. J. in Köln statt. Vorträge werden halten: Frl. Dr. Bäumer über „Die Zukunft der Mädchenschulbildung"; Frau Levy Rathenau über „Vergangenheit und Zukunft der weiblichen Berufsberatung"; Frau Dr. Mayer-Kuhlenkampf über „staatsbürgerliche Erziehung"; Frl. Dr. Gertrud Wolff, Mitglied des Bayr. Landtags, über „Probleme weiblicher Berufsbildung"; Frau Dr. Elly Heuß-Knapp über „Die Familie als sittliche Erziehungsmacht"; Frl. Dr. jur. Berents-Berlin und Frl. Dr. Mayer-Berlin über „Die Neugestaltung des Familienrechts"; Frl. Anna v. Gierke-Berlin über „Familie und Jugendwohlfahrt". Der Bund ist parteilos auch in Bezug auf Konfessionen. Die Verhandlungen sind öffentlich. Der Beitritt zum Bund deutscher Frauenvereine erfolgt durch Anmeldung bei der Schriftführerin des Rhein.-Westf. Frauenverbandes Frl. Mathilde Müller-Brüggemann, Düsseldorf, Clever Straße 82. Einzahlung der Beiträge sind zu richten an die Schatzmeisterin Frau Elisabeth Droste, Dortmund, Hohenzollernstraße 18.

Eine Spezial-Police für Rauchwaren-Versicherung hat das Allgemeine Versicherungs-Büro Anger & Co., Berlin SW. 11, Hallesches Ufer 17, Zweigstelle Leipzig, Th. Hugo Sperling, Nikolaistraße 27/29 (Zeppelinhaus) Anfang vorigen Jahres nach langen Verhandlungen mit den Kürschnern, Rauchwarenhändlern und Zurichtereien usw. herausgebracht, die auf Grund der aus der Branche geäußerten Wünsche ausgearbeitet wurde. An dieser Rauchwarenversicherung sind durch genanntes Büro zwölf der

Anregende Getränke haben sich die Menschen bereits seit Urzeiten zu verschaffen gewußt. Man unterschied früher schon solche, die lediglich als Berauschungs- bezw. Genußmittel in Frage kamen und die ihrer besonderen Zusammenstellung wegen als Medizin verwandt wurden. Ein Getränk, das diese Eigenschaften, nämlich anregende Wirkung, besondere Bekömmlichkeit und hervorragende Heilkraft besitzt, ist der „echte Steinhäger". — Leider kann man heute nicht jedem Getränk, das sich unter dem Namen „Steinhäger" breit macht, diese Eigenschaften zusprechen. Wer jedoch die Gewähr haben will, den wirklichen „echten Steinhäger" zu bekommen, braucht nur „Original-Schlichte 1766" zu fordern. Die Firma H. W. Schlichte, Steinhagen (Westfalen), fühlt sich verpflichtet, ihre vielen treuen Abnehmer und Verehrer darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Original-Abfüllungen stets zwei Etiketten haben, wovon das obere lautet: „Original-Schlichte 1766". Nur bei Beachtung dieser Ausstattung kann Garantie gewährleistet werden für Güte, Reinheit und Bekömmlichkeit.

angesehensten deutschen Versicherungs-Gesellschaften beteiligt, deren Kapital und Reserven insgesamt mehr als 300 Millionen Mark betragen. Das Allgemeine Versicherungs-Büro Anger & Co. vermittelt außer Transportversicherung und Versicherung von Zurichteware auch alle andern Arten von Versicherungen, wie Feuerversicherung, Lebensversicherung, Haftpflichtversicherung usw.

Die Veredelungstechnik der Fell-Färberei ist ein der Kürschnerei und Pelzkonfektion vorausgehendes wichtiges Verfahren. Jedes Fell ist ein Einzelwesen; kaum eins gleicht dem andern. Diesen Unterschieden muß der Färber mit peinlichster Sorgfalt gerecht werden. In hohem Ansehen steht in dieser Beziehung die Rauchwarenfärberei von Adolf Arnhold in Naunhof bei Leipzig, deren Qualitäts-Spezialität die Seal-Elektric-Färberei vor allem auf Kanin ist. Vgl. deren Repräsentationsanzeige auf Seite 196 der vorliegenden Nummer.

Neue Brillengläser. Mit der Erkenntnis, daß das menschliche Auge beim freien Blicken nicht unbeweglich in seiner Höhle ruht, sondern beständig Bewegungen um einen in seinem Innern gelegenen Drehpunkt ausführt, setzte auch die Forderung nach zweckmäßig geformten Brillengläsern ein. Man erkannte bald, daß es für ein Brillenglas nicht genügte, wenn es die richtige Dioptrie oder „Nummer" hat, vielmehr muß seine Form dem Bau und der Wirkungsweise des Auges angepaßt sein. Insbesondere verlangt man von einem modernen Brillenglas, daß beim Blicken durch die Randteile des Glases die Schärfe der Abbildung möglichst ebensogut wie beim Sehen durch die Mitte des Glases ist. Diese Forderung, die für die Erhaltung der Sehkraft des Auges von größter Bedeutung ist, wird von den alten gleichseitigen, geraden Gläsern nicht erfüllt. Schon seit längerer Zeit ist man daher zur Fabrikation durchgebogener Gläser übergegangen. Der Optischen Anstalt C. P. Goerz A.-G., Berlin-Friedenau 9, ist es durch umfassende Berechnungen gelungen, unübertreffliche neue Brillengläser herzustellen. Diese Gläser waren bisher unter dem Namen Goerz-Sinerral-Brillengläser im Handel. Um Verwechslungen mit anderen Fabrikaten zu vermeiden, ist dieser Name fallen gelassen worden. Die Gläser führen nunmehr den Namen Goerz-Largon-Brillengläser. Sie bieten dem Brillenbedürftigen das Beste und Vollkommenste auf diesem Gebiete und gewähren dem blickenden Auge über das ganze Gesichtsfeld ein so gleichmäßig scharfes Sehen, wie es

überhaupt durch ein einfaches Brillenglas erzielt werden kann. Damit ist die weitere Annehmlichkeit verbunden, daß das Auge beim Wechsel der Blickrichtung, wie es durch die Rollbewegung des Auges bedingt ist, keinerlei schädigenden Zwang empfindet.

Eine neue Gebührentafel für Telegramme nach Amerika ist am 1. August d. J. eingeführt worden. Sie bringt eine billigere Wortgebühr für Funktelegramme nach Amerika und darüber hinaus infolge der Herabsetzung des Anteils für die Funkstrecke zwischen Deutschland und Nordamerika um etwa 25 v. H. Nach der Stadt New York kostet das Wort statt 19,50 Mark nunmehr 15 Mark, nach den übrigen Anstalten des Staates New York und anderer Neuenglandstaaten 17,50 Mark, so nach Connecticut, Delaware, Massachusetts, New Jersey, Pennsylvania und Vermont. Auch die teuersten Telegramme werden auf dem Funkweg ermäßigt. Nach den Inseln Bonaïre und Aruba kostet das Wort statt 112,50 Mark 105 Mark. Der drahtlose Weg ist aber nicht mehr durch das Wort Funk, sondern durch die Bezeichnung „Transradio" anzugeben. Die übrigen Telegrammgebühren bleiben unverändert.

Neues Notgeld. Der Berliner Künstler Jüttner zeichnete vier Faust-Scheine für einen Brocken-Notgeldsatz; der Münchner Künstler Beyrer fünf Motive für die Stadt Mühlhausen in Thüringen. Beide Sätze erregen ihrer Originalität wegen allgemeine Aufmerksamkeit.

Bad-Nauheim. Der Strom der Kranken nach dem berühmten Taunusbad ist andauernd. In den Kuranlagen herrscht reges gesellschaftliches Leben. Nordamerikaner, Schweizer, Spanier und Südamerikaner sind zahlreich vertreten, während die Skandinavier und Holländer besonders im Mai und Juni stark das Badeleben beherrschten. Bad-Nauheim ist dank seiner ausgezeichneten Quellen in erster Linie Heilbad. Aber auch der Nichtkranke und Erholungsbedürftige wird den Ort liebgewinnen. Die Kurverwaltung versteht es vortrefflich, ihren Gästen gute, vornehme Unterhaltung zu bieten. Auf Jeschke's Grand-Hotel „Bad-Nauheim", die vornehmste Gaststätte in diesem besuchtesten Bade Deutschlands, sei hierbei besonders empfehlend hingewiesen.

Auf der Bergfahrt im Erzgebirge wurde 8/30 PS Selve erster, 6/24 PS Selve zweiter; ferner bei der Sternfahrt nach Aachen in Klasse a 6/24 PS Selve erster, Klasse b 8/30 PS Selve ebenfalls erster. Selve erzielte beste Zeit gegen stärkste Wagen.



Preisgekrönter Entwurf von Karl Sigrist, Stuttgart.

Illustrirte Zeitung

Nr. 4056 157. Band.



Zum 600. Todestag des Dichters der „Göttlichen Komödie“ am 14. September: Dante Alighieri.

Nach der in der Bayerischen Graphischen Sammlung zu München befindlichen Zeichnung eines unbekannten toskanischen Meisters des 15. Jahrhunderts. (Phot. Franz Hanfstaengl, München.)



Generalfeldmarschall v. Bülow,
Führer der Zweiten Armee im Weltkrieg, † am 31. August in Berlin im Alter von 75 Jahren.
(Phot. A. Binder, Berlin.)



Irlands Kampf um seine Selbständigkeit: Der Irenführer de Valera (links, stehend) spricht in einer Sitzung des im großen Saale des Rathauses zu Dublin tagenden irischen Parlaments.



Dr. Ludwig Thoma,
der hervorragende bayrische Erzähler und politische Satiriker, † am 26. August auf seinem Landsitz in Rottach am Tegernsee im 55. Lebensjahre.



Georg v. Schönerer,
bekannter deutsch-nationaler Politiker in Österreich, Gründer des Deutschen Schulvereins, † am 14. August im Alter von 79 Jahren an Altersschwäche.



Prof Dr. Wilhelm Kirchner,
Geh. Hofrat, ein um die Hebung der deutschen Landwirtschaft hochverdienter Gelehrter in Leipzig, † am 20. August im 74. Lebensjahre.



Vom St. Stefansfest in Budapest am 20. August: Prozession, bei der der Schrein mit der einbalsamierten rechten Hand des Heiligen Stefan, des ersten ungarischen Königs (1001—1038), und die ihm vom Papst Sylvester II. verliehene heilige Krone zur Schau getragen wurden.



Das neue spanische Kabinett. Von links nach rechts, **sitzend**: Conde de Coello (Inneres), La Cierva (Krieg), Maura (Ministerpräsident), Silio (Unterricht), Maestre (Öffentliche Arbeiten); **stehend**: Hontoria (Äußeres), Matos (Kolonien), Marques de Cortina (Marine), Francos Rodriguez (Justiz).



Von der vom Verband deutscher Offiziere am 24. August im Deutschen Stadion zu Berlin-Grunewald veranstalteten Dankesfeier für die deutschen Frontkämpfer: Einzug der Frontkämpfer; Prinz Eitel Friedrich von Preußen (×) als Flügelmann.



Von der Trauerfeier für den am 26. August auf einem Spaziergang im Walde bei Bad Griesbach ermordeten Reichsfinanzminister a. D. Matthias Erzberger in Oppenau: Der Trauerzug. Hinter dem Leichenwagen die Witwe des Ermordeten, Nonnen und Vertreter der Reichsregierung.

Materie und Geist. / Von Dr. Bernhard Stange, Leipzig.

Die gesamte geschichtliche Entwicklung, wie sie in den verschiedenen Zeitaltern sich offenbart, demnach alle individuellen Bewußtseinsvorgänge, unsere Gefühle, Empfindungen und Affekte sind in Kontrasten sich bewegende Wechsel geistiger Strömungen.

Hat bisher, bestärkt durch glänzende Erfolge in Naturwissenschaft und Technik, die mechanisch-materialistische bzw. dynamische Auffassung alles Weltgeschehens vornehmlich den Inhalt einer Weltanschauung der Gebildeten abgegeben, so muß nunmehr die absichtlich vernachlässigte andere Seite des Weltgetriebes, die geistige, in den Vordergrund der Betrachtung gerückt werden. Dem sieghaften äußeren, physikalischen Weltbilde gegenüber: wo ist da die Welt in uns geblieben? Ist alles, was nicht in das physikalische Weltbild eingefügt werden kann, deshalb unwirklich? Bestrebt sich die Naturwissenschaft, alle Erscheinungen außer uns in ein lückenloses, gesetzliches System einzufügen, so erwächst andererseits die Aufgabe, die von der Naturwissenschaft geflissentlich übersehenen Erscheinungen unseres Seelenlebens bis in seine verborgensten Tiefen darzulegen und hieraus im Gegensatz zur einseitig physikalischen eine umfassende Weltanschauung im Bewußtsein unseres Volkes lebendig zu machen.

Trefflich hat seinerzeit Theodor Fechner eine Seite dieses gegensätzlichen Verhältnisses in seiner Tag- und Nachtansicht beleuchtet.

In der Welt des Physikers, sagt er, gibt es nur in ewiger Finsternis schwingende Atome. Wo diese schwingenden Bewegungen zufällig auf das Sinnesorgan eines Menschen treffen, erwecken sie in diesem die Vorstellung einer leuchtenden und tönenden Welt, um dann wieder in das Dunkel blinder und stummer Wellenzüge zu versinken. Dem gegenüber hält Fechner an der Überzeugung fest, daß es keine Illusion sei, wenn wir uns an der bunten Farbenwelt, an den Klängen einer Symphonie erfreuen. Die Welt in uns, meint er, ist wirklich wie die Welt außer uns. So tritt der Glaube an die Wirklichkeit der Sinnenwelt, der unser Denken und Handeln leitet, in Gegensatz zur Wissenschaft, derselbe Glaube, der uns antreibt, ein künftiges Leben als beglückende Fortsetzung unseres irdischen Daseins zu denken, an das alle unsere Freuden und Schmerzen, alle unsere Hoffnungen geknüpft sind. Die Wissenschaft beweist ihre Voraussetzungen, aber kalt lassen ihre Beweise das glückbedürftige Gemüt. Sie eröffnet den Ausblick in eine trostlose Nachtansicht. Der Glaube hingegen wird dem Streben und Hoffen des Menschen gerecht. Gewiß, er muß auf Beweise verzichten, aber in der Befriedigung, die er dem Streben und Hoffen gewährt, gewinnt er in dem Streite mit dem Wissen das Übergewicht. So behauptet für die Naturerklärung die Nachtansicht, für die moralisch-religiöse und ästhetische Anschauung die Tagesansicht das Feld.

Eine andere Seite dieses Gegensatzes zwischen physikalischem und psychologischem Weltbild kehrt Wilhelm Wundt hervor.

Die Physik, die gesamte Naturwissenschaft verdankt ihre Erfolge wesentlich dem Umstande, daß sie das Prinzip der Abstraktion vom Subjekt überall aufs strengste durchführt. So scheidet das physikalische Weltbild, aus dem sich unsere Erkenntnis der Dinge zusammensetzt, alles aus, was der Qualität der Empfindung angehört. Wo bleibt dann aber die Welt in uns? Das Subjekt ist doch nicht beseitigt, wenn wir bei unsern Abstraktionen von ihm absehen. Die Vorgänge unseres Seelenlebens gehören doch auch zur Wirklichkeit. Das psychologische Weltbild faßt nun die inneren Erfahrungen zu einem begrifflichen System zusammen. Als wesentliches Ergebnis dieser zusammenfassenden Betrachtung erscheint Wundt das Prinzip der schöpferischen Synthese. Die Physik lehrt nur Transformationen der Energie; sie kennt keine Neuschöpfungen. Im Seelenleben aber übertrifft jedes aus einer Summe geistiger Gebilde entstehende Produkt in seinem Wertgehalte die Summe seiner Elemente. „Das Ganze ist größer als die Summe seiner Teile." Kleine Ursachen rufen deshalb auf geistigem Gebiete große Wirkungen hervor.

Diesem Prinzip schließt sich das von der Heterogonie der Zwecke an. Das besagt, daß die Mannigfaltigkeit neuer geistiger Werte, die sich oft aus dürftigen Anfängen hervorbilden, nicht entstehen könnte, wenn nicht fortan aus den erreichten Zwecken neue, reichere Motive hervorschößen.

Die Physik bzw. die Naturwissenschaft hat, um es nochmals zu betonen, nur mit Materie und den an ihr wirkenden Energien in Form von Bewegungen zu tun. Aber weder Materie noch Energie besitzen das Vermögen eigener Lenkung und Bestimmung. Nur die geistige Energie wird beeinflußt durch das Künftige, folgt einem vorgefaßten Plane, richtet sich von selbst auf ein vorgestecktes Ziel. Das Wesen des Geistigen ist Absicht und Zweck.

So prägen sich in jedem Musikwerke, in jedem Werke plastischer Kunst, in jeder wissenschaftlichen Arbeit Absicht und Zweck, die ganze Individualität des Schöpfers aus. Seine Ideen überdauern die Zerstörung aller materiellen Teile, durch die sie auf uns wirkten. Was wissen wir nun über die Beziehungen zwischen Materie und Geist?

Ein äußerst fein und kompliziert zusammengesetzter Teil Materie, Gehirn genannt, ist das Instrument, durch das Geist und Bewußtsein sich offenbaren. Wird die molekulare Struktur des Gehirns verletzt oder zerstört, so hört die geistige Tätigkeit auf. Das Gehirn ist also das Mittel, durch das Geist sich manifestiert auf dieser materiellen Erde. Nur durch dieses Organ kennen wir Geist. Ist deshalb Geist beschränkt auf dieses materielle Substrat? Dürfen wir behaupten, daß Geist, Bewußtsein, Verstand ohne Materie keine Existenz haben? Dürfen wir annehmen, daß das Gehirn der einzige, mögliche Apparat ist, dessen sich der Geist bedient, wenn schon wir keinen andern kennen? Weit entfernt, einer phantastischen Geisterwelt das Wort zu reden, lehrt dennoch eine nüchterne Betrachtung, daß die Ideen unserer großen Musiker kein Phantom sind, wenn wir von Musik nichts wüßten. So mag es im Universum noch viele Realitäten geben, die in der irdischen Materie nicht zum Vorschein kommen. Man vergesse auch nicht, daß unsere wirklichen Kenntnisse durch die Reichweite unserer Sinne beschränkt sind. Man erinnere sich auch, daß in der großen physikalischen Wellenskala Gruppen fehlen, deren Äußerungen an der Materie bisher nicht beobachtet wurden. Die ältesten Philosophen haben über dies Verhältnis zwischen Geist und Materie nachgedacht.

Geist setzt Leben voraus. Leben kann aber auch ohne Geist bestehen, wie z. B. die Pflanzen lehren. Ob aber Leben nicht mehr ist als die Summe der Kräfte von Sperma und Ei, deren Verschmelzung den Anstoß zur Entstehung eines neuen Lebewesens abgeben: wir wissen es nicht. Tritt vielleicht zu der Summe physikalisch-chemischer Kräfte noch etwas Unbekanntes hinzu, was der Materie Leben verleiht, das sich ganz einer experimentellen Erfassung entzieht? Möglich, daß es gelingt, aus lebloser Materie Leben hervorzuzaubern! Aber auch dann haben wir Leben nicht „gemacht". Wir haben nur die Bedingungen hergestellt, unter denen es hier aus komplexen materiellen Bestandteilen in Erscheinung treten kann. Daß Leben mit physikalisch-chemischen Energien verkettet ist, wird kein einsichtiger Naturforscher bestreiten. Aber daß es diese Energien selbst sind, die in Verbindung mit bestimmten Anordnungen des Stoffes Leben erzeugen, darüber verleihen uns unsere bisherigen Kenntnisse nicht die geringste Andeutung.

„Es ist nicht die ganze Welt, o Mensch, die du siehst. Und was du fühlst und erkennst, ist nur die Oberfläche der Dinge."

Dessen sollen wir immer eingedenk sein.

PREISAUSSCHREIBEN.

Die allgemeine Zustimmung, die im vorigen Jahre die als Märchen-Nummer erschienene Weihnachtsnummer der „Illustrirten Zeitung" gefunden hat, veranlaßt uns, auch der diesjährigen Weihnachtsnummer einen besonderen Charakter zu verleihen. Sie trägt den Titel „Das Kind". Zahlreiche belehrende Aufsätze namhafter Fachleute sowie eine Reihe wertvoller literarischer und künstlerischer Beiträge werden unserer Weihnachtsnummer auch diesmal das allgemeine Interesse sichern.

Im Zusammenhang damit erlassen wir ein Preisausschreiben

„DAS SCHÖNE KIND."

Wir denken dabei nicht an das künstlich zurechtgemachte und aufgeputzte Kind, sondern an den natürlichen Schönheitstypus, der ästhetisch befriedigt und überall zu finden ist.

Das schönste Baby, das schönste Mädchen und der schönste Knabe

SOLLEN MIT JE TAUSEND MARK

prämiiert werden. Die Verteilung einer Anzahl von Trostpreisen behalten wir uns vor. Die Entscheidung erfolgt in der Weise, daß wir in unserer Sondernummer „Das Kind" von jeder der drei Kategorien vier Bildnisse veröffentlichen, die von einer Kommission, deren Zusammensetzung noch bekanntgegeben wird, unter den eingegangenen Photographien ausgewählt werden. Die drei Preisträger werden dann durch den Mehrheitsbeschluß **unserer Leser** bestimmt, denen wir dabei noch die Aufgabe stellen, das Alter der abgebildeten zwölf Kinder zu erraten. Für die Lösung dieser Preisfrage, über die Einzelheiten bei der Veröffentlichung bekanntgegeben werden, setzen wir **weitere Preise** aus, und zwar

INSGESAMT FÜNFTAUSEND MARK,

die sich, wie folgt, verteilen:

ERSTER PREIS . . . . 1500 MARK,
ZWEITER PREIS . . . . 1000 MARK,
DRITTER PREIS . . . . 500 MARK,
ZEHN TROSTPREISE ZU JE . . . 100 MARK,
ZWANZIG TROSTPREISE ZU JE 50 MARK.

Wir bitten alle Leser und Freunde unseres Blattes, sich recht zahlreich an diesen Konkurrenzen zu beteiligen, und bemerken, daß die Einsendungen für den Schönheitswettbewerb bis **spätestens 10. November 1921** an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung" in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, mit der Aufschrift auf dem Umschlag „Preisausschreiben" zu senden sind. Es wird empfohlen, die Photographie mit einer Schutzpappe zu versehen, damit sie auf dem Transport keinen Schaden erleidet. Die Photographien müssen auf der Rückseite ein Kennwort – nicht den Namen des Einsenders! – tragen. Name und Adresse des Einsenders sowie Name und Alter des Kindes sind in einem verschlossenen Kuvert mit dem gleichen Kennwort beizufügen. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Altersangabe besondere Bedeutung hat, und zwar ist, falls die Photographie nicht das Kind zeigt, wie es gegenwärtig aussieht, anzugeben, wie alt es war, als die Photographie aufgenommen wurde; doch muß die Aufnahme nach dem 1. Januar 1918 hergestellt worden sein. Das Alter ist nach Jahren und Monaten anzugeben. Nur Kinder bis zu zehn Jahren sind zum Wettbewerb zugelassen. Wird die Rücksendung der Photographie gewünscht, so bitten wir, das Rückporto der Einsendung beizufügen.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".

Der Pilgersmann und der Ifrit.

Eine orientalische Legende.
Von Hans Reiter.

Zu einem frommen, armen Muselmann, der zum drittenmal die Pilgerfahrt nach Mekka antrat, gesellte sich ein böser Dämon, ein Ifrit, in der Tracht eines Fischers. Nach der üblichen Begrüßung und der Frage nach dem Ziel der Reise sagte der Ifrit: „Scherif, verfügst du über eigene Mittel, oder bist du auf die Mildtätigkeit der Leute angewiesen?"

„Wisse," entgegnete der Pilger, „ich bin genötigt, die Menschen um Almosen zu bitten."

„Du Armer," heuchelte der Ifrit, „was hast du dabei für Erfahrungen gesammelt?"

„Oft", lautete die Antwort, „gibt man mir reichlich, noch öfter aber hetzt man mich mit Hunden von der Tür und droht mir mit der Peitsche oder dem Besenstiel."

„Höre, Scherif," forschte der Ifrit lauernd, „regt sich da in deinem Herzen nicht der Wunsch, solche Bosheit auf der Stelle vergelten zu können?"

„Ja", erwiederte der Pilger schlicht.

„Bravo!" triumphierte der Ifrit. „Wisse, ich habe die Macht, dir diesen Wunsch zu erfüllen."

„Nun, so gewähre mir," sprach der Pilgrim, „daß alles Gute, das ich solchen Leuten wünsche, ihnen sofort zuteil werde."

Da ergrimmte der Ifrit, weil er sah, daß er keine Macht über den frommen Mann erlangen konnte, verwandelte sich in einen Raben und flog krächzend davon.

Leipzig als Mittelpunkt des Rauchwarenhandels.

Wenn man von Leipzig als Industrie- und Handelsstadt spricht, so denkt man sofort an die größten Berufszweige, die in Leipzigs Mauern heimisch sind, den Buchhandel und den Rauchwarenhandel. Diese bilden, neben der weltbekannten Messe und einer umfangreichen Industrie, in der Tat den größten Faktor für die wirtschaftliche Bedeutung Leipzigs. Die Messen sind wohl mit die Ursache gewesen, daß der Rauchwarenhandel sich seit Mitte vorigen Jahrhunderts in Leipzig konzentrierte. Aber nach ganz kurzer Zeit hat er sich unabhängig von den Messen weiterentwickelt. Die zentrale Lage Leipzigs trug dazu bei, die Stadt zum Welthandelsplatz für Rauchwaren zu machen. Es wurden hier seit langer Zeit amerikanische, australische, ostasiatische Pelzfelle eingeführt und nach dem Osten weiterverkauft. Die aus Rußland eingeführten Produkte wurden teils roh, teils nach geschehener Veredelung nach England, Frankreich und Amerika exportiert. Seine Weltbedeutung hat der Platz während des Krieges selbstverständlich verloren, aber der Unternehmergeist der Leipziger Rauchwarenhändler ist im Begriff, die alte Ausdehnung und die alten Umsätze wieder zurückzuerobern. Wohlverstanden handelt es sich, wenn man vom Leipziger Rauchwarenhandel spricht, um die Einfuhr roher Felle, welche entweder roh wiederausgeführt oder hier veredelt, d. h. zugerichtet und gefärbt werden und dann größtenteils auch wieder ihren Weg ins Ausland finden. Die in ganz Deutschland hochentwickelte Pelzkonfektion und Kürschnerei ist in Leipzig auch vertreten und arbeitet Hand in Hand mit dem Handel an der Wiedererstarkung des Platzes. Was aber den Leipziger Rauchwarenhandel stets besonders stark gemacht hat, was ihm auch jetzt wieder helfen wird, seine Beziehungen über die ganze Welt auszudehnen, ist die hochentwickelte Veredelungsindustrie, die schon vor dem Kriege in den meisten Artikeln als die in der ganzen Welt führende dastand. Sie hat sich im Kriege, der Not gehorchend, auch noch auf einige Stapelartikel gelegt, die ihr im Frieden mehr oder weniger fremd waren. Aus Mangel an Luxus-Material und um Fabriken zu beschäftigen, haben einige große Firmen mit Erfolg das Zurichten und Färben von Kanin in Angriff genommen und — man kann es ruhig behaupten — heute die früher fast ausschließlich den Markt beherrschende französische und belgische Kanin-Industrie überholt.

Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß der Rauchwarenhandel nicht etwa zur Verschlechterung der deutschen Markwährung beiträgt, im Gegenteil steht fest, daß nach wie vor dem Kriege die Ausfuhr die Einfuhr überwiegt. Schon während des Krieges war ein System eingeführt worden, nach dem nur diejenige Firma die Ausfuhrerlaubnis für Rauchwaren erhielt, welche sich verpflichtete, 100% der einzuführenden Waren wiederauszuführen. Dieses ist beibehalten worden, und die in Leipzig eingerichtete Kontrolle — eine Unterabteilung der Außenhandelsstelle für Lederwirtschaft, welcher Rauchwaren unterstellt sind — führt genau Buch über die Ein- und Ausfuhr jeder am Import beteiligten Firma. Leipzig ist eben, wie vor dem Kriege, auch heute noch hauptsächlich Durchgangsplatz und liefert dem Reiche eine Menge Devisen durch seine Verkäufe ins neutrale und ehemals feindliche Ausland. Deshalb konnte auch seit ungefähr Jahresfrist der Leipziger Rauchwarenhändler die Londoner Auktionen wieder besuchen, ebenso hat sich der direkte Verkehr mit Amerika wiederangebahnt. Wie früher, ist es keine Seltenheit, daß viele Felle nach ihrer Veredelung wieder in die Länder zurückgehen, wo sie hergekommen sind, aus dem einfachen Grunde, weil diese ohne das gute Sortiment und die vorzügliche Farbe Leipzigs nicht auskommen können. Mit Genugtuung kann festgestellt werden, daß trotz des 30%igen Einfuhrzolles in den Vereinigten Staaten und der besonders im Laufe des Krieges ganz gut entwickelten amerikanischen Persianerfarbe es möglich ist, gefärbte Persianer und Breitschwänze heute wieder nach den Vereinigten Staaten zu exportieren.

Im übrigen sind Persianer, wenn man die Goldwährung zugrunde legt, heute billiger als vor dem Kriege. Der Artikel scheint sich, nachdem er so lange auf dem Markte gefehlt hat, wieder einzubürgern. Vorläufig überwiegt noch die braune Mode; besonders für Galanteriewaren, d. h. Kragen und Muffen, werden Nerze, Zobel, Marder, Nutria, Biber, zobelgefärbtes Feh, zobelgefärbtes Kolinsky verwandt. Die entsprechenden Imitationen, Murmel und Kanin, sind heute besonders gesucht. Für Mäntelzwecke gehen heute sogar naturelle Bisam. Gute Bisam für Sealzwecke sind in diesem Jahre sehr knapp, welcher Umstand dem Persianer zugute kommt. Naturgemäß sind immer noch die Edelfüchse (Silber-, Blau- und Weißfüchse) in Mode, besonders für den Sommer, aber auch die guten nordischen und nordamerikanischen Füchse in den berühmten Leipziger Alaska- und Zobel-Farben verkaufen sich gut. Ein großer Teil der aufgeführten Artikel stammt aus Sibirien oder Zentralasien. Gelangten sie früher auf dem Wege über die russischen Messen von Irbit und Nishnij Nowgorod direkt nach Leipzig, so nehmen die sibirischen Waren heute ihren Weg über Amerika, die Persianer und Breitschwänze aus Zentralasien (Buchara) über Indien nach London.

Der Leipziger Rauchwarenhändler ist also mehr denn je auf die Londoner Auktionen und die großen Amerikamärkte in Neuyork, Saint Louis und Montreal angewiesen. Daß er es fertiggebracht hat, wieder namhafte Umsätze zu erzielen, die allerdings in Goldwährung noch nicht an die Ziffern vor dem Kriege heranreichen, aber schon auf den internationalen Märkten und im deutschen Export eine große Rolle spielen, ist der Beweis für die Kraft, die im Leipziger Rauchwarenhandel von früher her steckt, und die auch der Krieg trotz aller Anstrengungen der Feinde nicht zunichte machen konnte.

Die überschwenglichen Preise des letzten Jahres sind gefallen, aber die Verluste des deutschen Rauchwarenhandels waren nicht so stark, weil die Mark inzwischen entwertet worden ist. Jedoch hat der Rückgang in Amerika große Verluste verursacht, und z. B. die große Internationale Pelz-Auktions-Firma A.-G. in Saint Louis mußte ihre Zahlungen mit einem großen Defizit einstellen.

Es ist noch zu erwähnen, daß ein großes Hemmnis für die Ausfuhr von Pelzwaren, die Ausfuhrabgabe, seit einiger Zeit aufgehoben ist. Der sogenannte Veredelungsverkehr trägt viel zur Beschäftigung der Leipziger Rauchwarenindustrie bei. Es ist für jeden Ausländer möglich, ohne jede Einfuhrerlaubnis unter Kontrolle der Außenhandelsstelle für Lederwirtschaft Waren zum Zurichten und Färben nach Deutschland zu schicken, wenn er sie nach demselben Lande zurücknimmt. Waren können aber auch ohne Einfuhrerlaubnis wiedereingeführt, umsortiert und verkauft werden, wenn sie unter Zollverschluß bis zu ihrem Wiederverkauf und zur Wiederausfuhr liegenbleiben. Zu diesem Zwecke ist in Leipzig in einer von namhaften Rauchwarenfirmen gegründeten Lagerhaus A.-G. ein Transitlager eingerichtet worden, das nur noch mehr bekannt werden muß, um von wirklichem Nutzen zu sein.

Alles in allem wird der Leipziger Rauchwarenhandel weiterhin zum Wohle des Vaterlandes seinen Weg gehen, wenn die Regierung auch in Zukunft bedacht ist, die im Kriege notwendig gewesenen Beschränkungen nach und nach ganz zu beseitigen, (z. B. die Vorschriften der Einfuhrerlaubnis, denn die Ausfuhr wird immer überwiegen), und wenn auch für die Zukunft keine weiteren Schwierigkeiten in irgendeiner Richtung (erhöhte Umsatzsteuer oder dergleichen) bereitet werden.

Für das deutsche Publikum bleibt genug Auswahl im Lande, um die Preise im Verhältnis zum heutigen Stande der Mark und der augenblicklichen Lebenshaltung erschwinglich zu gestalten. Zwangswirtschaft würde nur dem Schiebertum mit Hilfe des Loches im Westen Vorschub leisten, und ein großer Handelszweig mit der engverbundenen Industrie, der Konfektion und dem Kürschnergewerbe, würde zunichte gemacht werden.

Der in Leipzig heimische Reichsverband der deutschen Rauchwarenfirmen, e. V. läßt es sich angelegen sein, die Interessen der Branche in dieser Richtung und in allen wichtigen Angelegenheiten nachdrücklich vor den deutschen Behörden und auch im Auslande zu vertreten, so daß Leipzig auch für die Zukunft als Mittelpunkt der deutschen Rauchwarenbranche gesichert erscheint. Möge ihm auch in nicht zu ferner Zeit wieder eine führende Weltrolle zugedacht sein. Eine Vorbedingung hierzu sind die Wiedererschließung Rußlands und die direkte Verbindung der Leipziger Firmen mit ihren alten Quellen in Rußland, Sibirien und Zentralasien. Es wird noch lange Zeit dauern, bis die Wünsche der Branche in dieser Richtung in Erfüllung gehen können. Der „Brühl“, wie die Leipziger Rauchwarenbranche meistens geschlossen nach der weltbekannten Straße, auf welcher fast alle Leipziger Firmen ihre Häuser und Lager haben, genannt wird, arbeitet schon lange daran, aber er muß mit Vorsicht vorgehen und mit einer gewissen Zurückhaltung die Dinge sich entwickeln lassen. Bei den heutigen chaotischen Zuständen Rußlands würde ein überstürztes Handeln sicher nicht zum Ziele führen, das immer wieder heißt: die reichen Schätze an Rauchwaren und Fellen des alten russischen Kaiserreiches dem Leipziger Markte dienstbar zu machen und auf diese Weise auch die westlichen und überseeischen Märkte wiederzuerobern.

Das Kaninchen als Pelzlieferant.

Nur wenige Leute ahnen, welchen großen Anteil das Kaninfell an dem in unseren Ländern getragenen Pelzwerk hat. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts war die Hauptanforderung an einen Pelzschmuck die, daß es sich um ein seltenes und recht kostbares Fell handelte, und dieses mußte dann viele Jahre, je, Generationen lang vorhalten. Inzwischen aber haben sich Geschmack und Anforderungen insofern verändert, als die Dame jetzt in der Hauptsache danach fragt, ob das Stück sie kleidet, ob es leicht und gefällig ist und in Linie und Farbe der Mode entspricht. Außerdem sprechen auch die finanziellen Verhältnisse in nicht geringem Maße mit, denn nicht jeder Dame ist es möglich, teuere Edelpelze zu tragen, und doch möchte sie nicht gern des Reizes, den ein Pelz verleiht, entbehren. Auch ändern sich die Moden jetzt so intensiv und schnell, daß nicht jede durch Umarbeiten teuren Pelzwerks den Veränderungen folgen kann, und manche zieht es deshalb vor, öfter ein billigeres Stück neu zu kaufen, als ein edles anzuschaffen, das seines hohen Wertes wegen lange behalten wird und dann oft umgearbeitet werden muß.

Dem Kaninfell haben zuerst Frankreich und Belgien ihre Aufmerksamkeit zugewandt, und dort wurde auch fast ausschließlich das geeignete Rohmaterial erzeugt, entsprechend behandelt und zu Bekleidungszwecken veredelt. Hatte doch vor dem Kriege Frankreich eine Ausfuhr von etwa 18 Millionen Stück Kaninfellen, während Belgien damals etwa 3000 Doppelzentner allein nach Deutschland ausführte. Seitdem aber, und zumal während des Krieges, hat sich die deutsche Spezialindustrie ganz intensiv dieses Artikels angenommen und das erreicht, was der ausländischen noch fehlte, nämlich die Leichtigkeit des Leders, die bei der Fertigverarbeitung den richtigen Faltenwurf im Gegenstand ermöglicht. Im eigenen Lande werden jetzt von diesem Rohmaterial, soweit es für Kürschnerzwecke verwendbar ist, etwa 10 bis 15 Millionen Stück im Jahresdurchschnitt gewonnen, und es strömen der deutschen Pelzindustrie vom Auslande (Schweiz, Holland, Frankreich, Australien) noch enorm große Mengen zur Fabrikation zu, um allerdings zu einem sehr großen Teile in fertig gefärbtem Zustande als guter Ausfuhrartikel das Land wieder zu verlassen. Die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie in dieser Branche hat dermaßen zugenommen, daß z. B. allein die Fabriken der Vereinigten Rauchwaren-Veredelungs-Werke (eines der größten Unternehmen in der Rauchwarenfärberei) durchschnittlich täglich etwa 10000 bis 15000 Stück gefärbter Kaninfelle zu produzieren imstande sind — und diese Werke bilden nur einen Teil dieser Industrie. — Mehr als die Hälfte der Pelze, die das Auge des Laien bei ihren Trägerinnen anstaunt, ist von Natur nichts anderes als das scheel angesehene Kaninchenfell. Aber wie hat es sich verändert? Nachdem die Felle gegerbt (der technische Ausdruck dafür heißt zugerichtet) sind, wird nur der weitaus kleinste Teil davon in naturellem Zustand verwandt, und zwar in der Hauptsache rein weiße Fellchen, die dem echten Hermelin täuschend ähnlich sehen. Diese werden nicht etwa betrügerischerweise an dessen Stelle, sondern bewußt als billiger Ersatz in der weißen Naturfarbe verwandt. Ebenso liefern die manchem Züchter wohlbekannten „Blauen Wiener“ einen dem echten Fehfell ähnlichen Ersatz. Die weitaus größte Menge aber wird gefärbt, und zwar in allen nur erdenklichen Farbtönen, die sich allerdings in der Hauptsache an Nuancen halten, wie sie die Natur edlen Fellen zu geben pflegt, so z. B. eine zobelartige Farbe, eine nerzartige Farbe, eine Farbe, in welcher südamerikanische Fuchsfelle getragen zu werden pflegen u. dgl. In diesem Zustande erkennt der Laie vielleicht auch noch, um welches Rohprodukt es sich hier gehandelt hat. Viel häufiger aber ist noch die Verwendung in geschorenem Zustande. Das Fell wird kurz geschoren, auf kunstvollem Wege wird das kurz geschorene Oberhaar extra noch entfernt, und die weiche Grundwolle wird dann, sei es bibergrau, sei es sealartig schwarz gefärbt. Das letztere Produkt gibt dann ein samtartig schwarzglänzendes Fell, dessen Schönheit in nichts mehr den früheren Stallhasen verraten würde, wenn nicht der ehrliche Handel es mit dem kennzeichnenden Namen Sealkanin belegte. In dieser Form hauptsächlich findet es eine äußerst verbreitete Verwendung, in der Hauptsache in Mänteln, Jacketten, Muffen, Kragen, Capes usw. Das echte Sealfell selbst existiert nur in verhältnismäßig kleinen Mengen und ist wohl haltbarer und nahtfreier, aber nicht einmal ganz so geschmeidig wie dieser schöne Ersatz. Es ist also das Kaninchen der Lieferant für einen großen Teil der herrlich samtartig schwarzglänzenden Pelzmäntel, die die elegante Dame in Großstädten, Badeorten usw. zeigt. Den allerwenigsten kommt wohl, wenn sie ein derartiges Schmuckstück die weiblichen Reize erhöhen sehen, dabei der Gedanke an das anspruchloseste der Haustiere, das das in dieser Form kaum noch wiederzuerkennende Rohfell lieferte. Allerdings haben die vielen kunstvollen Manipulationen während der Fabrikation den Wert der Felle vervielfacht. L. H.



Auf dem „Brühl“ in Leipzig, dem Mittelpunkt des deutschen Rauchwarenhandels. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

Pelztiere. / Von Rudolf Schiffel.

Mit acht Abbildungen nach Zeichnungen von F Heynig.



Kaninchen.



Eichhörnchen (Feh).

Alle Klassen der Säugetiere, von den Raub- und Nagetieren an bis herab zu den Beutel- und Kloakentieren, ja, auch einige Gruppen der Vögel müssen ihre Haut zu Markte — zum Rauchwarenmarkte tragen. Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Liste der Pelztiere nicht allzulang. Aber die sich stetig steigernde Nachfrage, besonders seit der Pelz Mode geworden ist, zwang dazu, nach Neuheiten zu suchen. Solche fanden sich oft einzeln oder nur in wenigen Exemplaren in den sundries (Sammelsendungen) aus schon bekannten Gebieten der nördlichen polaren oder nördlich gemäßigten Zone oder auch aus dem Süden: aus Südamerika, Afrika und Australien auf den großen Auktionen in London oder Nischnij Nowgorod. Auf diese Weise kamen neue Pelze in Aufnahme: Bisam, Skunk, Opossum, Wallaby, Wombat, Pahmi u. a. Die Pelze der Kaninchen, Wühlmäuse, Gazellen und eines kleinen, dunkel gestreiften Nagers aus der asiatischen Steppe, „Burumbaki" genannt, von dem jüngst im Brühl zu Leipzig einige Futter auslagen, mögen wohl die letzten Neuerscheinungen auf dem Pelzmarkte sein.

Der Adel der Pelztiere erfreut sich nach wie vor der größten Wertschätzung. Leider hat sich ihre Zahl im verflossenen Jahrhundert stark vermindert, aber Schonzeiten, Jagd- und Ausfuhrverbote und die Errichtung von Tierfarmen haben sie vor gänzlicher Ausrottung bewahrt. Besonderen Schutz gewährt man jetzt den Pelzrobben („Seal") auf den russischen Komandorskij- und den amerikanischen Pribyloff-Inseln im Behringsmeere und den Seeottern am nördlichen Gestade des Stillen Ozeans. Das seidige blaugraue Pelzwerk eines kleinen, 25 cm langen Nagers, der Chinchilla, ist auf den Auktionen ganz selten geworden. Auf der letzten Leipziger Aktion wurden nur zwei Felle angeboten und mit je 650 Mark gekauft. Peru hat diesem Tiere auf mehrere Jahre hinaus Schonzeit gewährt, so daß es sich an den felsigen Hängen der Anden nach wüster Raubjägerei wiedererholen kann. Selbst die Biber in Nordamerika, die von der Hudsonsbay-Compagnie durchschnittlich jährlich mit 80000 Stück auf den Londoner Auktionen erscheinen, müssen jetzt auch geschont werden und vermehren sich gut in besonderen Tierfarmen. Zu dem Pelzadel zählen außerdem noch sibirischer und amerikanischer Zobel, Baummarder, amerikanischer Nerz oder Mink, Hermelin, Fischotter, Weiß-, Blau-, Silber-, Schwarz- und Kreuzfuchs, Bären, Schuppen (Waschbären), schwarze und weiße Wölfe, skandinavische Luchse, Persianer, Angora und die großen Katzen: Löwen, Jaguar, Tiger, Leopard.

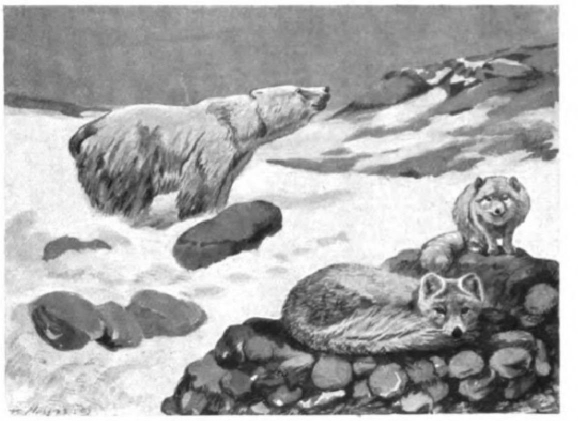


Australisches Opossum.

Rotfuchs, Kitt- und Griesfuchs, Skunk, Bisam, Vielfraß, Nutria, Hausmarder, Kolinsky und vor allem das Eichhörnchen („Feh") gehören zwar nicht zum Edelwild, sind aber im letzten Jahrzehnt im Preise auch bedeutend gestiegen. Selbst Maulwürfe, Katzen, Affen und Kaninchen wurden während des Krieges und auch nach dem Kriege gesuchte Handelsware. Die Preise der Felle schwanken fortwährend. So kosteten Baummarder während des Krieges bis 3000 Mark, jetzt 900 Mark, Maulwürfe stiegen bis über 30 Mark, fielen auf 3 Mark und stehen jetzt wieder auf 6,50 Mark. Gute Zurichtung und Färbung erhöht den Wert. Und in dieser Kunst steht Leipzig an erster Stelle. Ein Pelz, der Anspruch auf erstklassige Zurichtung und haltbare Farbe machen will, muß Leipzig passiert haben. Den seidigen Glanz und die tiefschwarze Farbe des Persianers geben die Leipziger Zurichtereien dem echten Karakulfell. Auch die fast gleichwertigen Persianer, die in Deutsch-Südwest gezüchtet werden, erfahren in Leipzig ihre Zurichtung und Veredelung. Ganz Außerordentliches leisten die Leipziger Zurichtereien in der Behandlung des Kanin. Zobel-, Seal-, Nutriakanin sind die begehrtesten Imitationen. Steht doch auch das Kaninchen in der Stückzahl unter allen Pelztieren obenan. Zirka achtzig Millionen Felle gelangen jährlich auf den Markt. An zweiter Stelle ist das Eichhörnchen zu nennen. Nach einer Zusammenstellung aus einem Vorkriegsjahre wurden nach Braß in Sibirien fünfzehn Millionen Pelze und 6900 kg Fehschweife gehandelt. Darauf folgt die Bisamratte der Vereinigten Staaten von Amerika und Kanadas mit acht Millionen Stück nebst einer geringen Anzahl Felle der böhmischen Bisamratte, die von Kanada durch den Grafen Colloredo-Mannsfeld in Böhmen eingebürgert worden ist. Das Opossum hat eine Stückzahl von fünf Millionen erreicht, das australische vier Millionen, das nordamerikanische eine Million. Auch unser Hamster mit zwei Millionen und der Maulwurf mit einer Million gehören mit zu den Pelzen, die die erste Million überschritten haben. Der Skunk Nordamerikas, der im Jahre 1840 kaum bekannt war, hat bald die zweite Million erreicht. Fast ein Viertel der Felle stammen aus Tierfarmen. Die Persianerfelle der Bucharei zählen einundeinhalb Millionen Stück. Die Pelze der Nutria oder des Kripu, im Pelzhandel wohl auch als „Affenfelle" bezeichnet, gelangen über Buenos Aires in der stattlichen Zahl von einer Million entweder direkt nach Hamburg oder Antwerpen.



Hermelin.



Eisbär und Polarfüchse.



Zobel.



Skunk.



Karakulschafe (Persianer).

PELZMODEN 1921/22









Der neue Hermelinmantel mit tiefem Kragen. Modell: S. Ungar, Wien. Modesonderaufnahme: Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.

Persianermantel mit Skunkskragen und -besatz; Hermelinhut. Modell: G. Nauck, Leipzig. (Phot. Atelier Pieperhoff, Leipzig.)

Maulwurfscape. Modell: F. Witzleben, Leipzig. (Phot. Fritz Reinhard, Leipzig.)

Die Schauspielerin Tilla Durieux in neuem Capebreitschwanzmantel mit Zobelbordierung. Modell: Penizek & Rainer, Wien. Modesonderaufnahme: Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.







Moderner Mantel aus Biberette mit Ringtailopossumbesatz. Modell: Friedrich Maerz Leipzig.

Maulwurfmantel in Capeform. Modell: A. Wohlrab, Leipzig.







Bildhut aus lila Bügelsamt mit fuchsienrot abschattiertem Straußfeder-Büschel an der Seite.

Links: Kostüm aus marin Gabardine mit grauer Stickerei und Biberette. Rechts: Persianermantel mit grauem Seefuchs. Modell: Siegmund Brandler, Berlin. Hüte: Spiegel. (Phot. H. Ratoe-Bita.) Oben: Moderner Pannehut mit Feder und Bibercape. Modell: Agnes Gallewski, Berlin. (Phot. H. Ratge-Bita.)

Großer schwarzer Pannehut mit Unterrand aus bogigen schwarzen und silbernen Flitterblättchen. Nadel aus Jet.



Von den deutschen Armee-Meisterschaften im Stadion zu Berlin-Grunewald: Augenblicksbild aus dem 800-m-Hindernislauf; Durchqueren des Wasserbeckens.



Der neue Weltrekordmann über 300 m: Dünker-Charlottenburg. Zeit: 34,5 Sekunden, gelaufen bei den deutschen Leichtathletik-Meisterschaften in Hamburg am 21. August.



Von der Deutschen Rheinmeisterschaft im Schwimmen am 28. August: Der Start in Weisenau zu der 7500 m langen Strecke Weisenau-Mainz-Biebrich.



Feldwebel Breßler, der Sieger im Einzel-Armee-Gepäckmarsch, am Ziel im Stadion (Deutsche Armee-Meisterschaften). Er legte 30 km in 3 Stunden 53 Min. 12 Sek. zurück.



Vom Trachtenfest in Bad Kissingen am 14. August: Trachtengruppe aus Sennfeld bei Würzburg.



Adolf Huschke, der Sieger im Rennen um die Deutsche Straßenfahrer-Meisterschaft am 21. August, Strecke Stuttgart-Nürnberg, Zeit: 8 Stunden 45 Min. (Phot. Hunger, Nürnberg.)



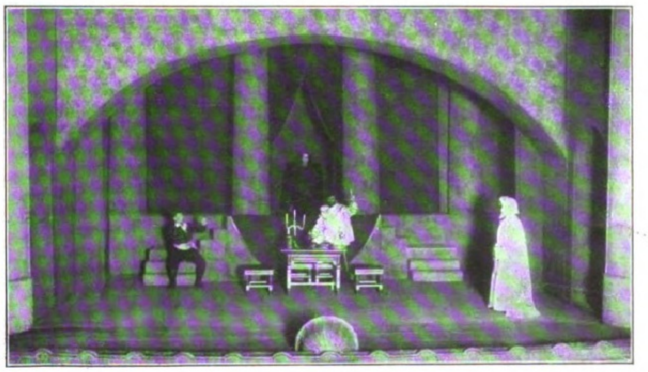
Der Einstein-Turm auf dem Telegraphenberg in Potsdam.

Der aus Mitteln der Einstein-Spende nach Entwürfen von Einsteins Assistenten Dr. Freundlich und des Berliner Architekten Arthur Mendelsohn errichtete Turm soll dem experimentellen Beweis der Einsteinschen Relativitätstheorie dienen.

Bauernpassionsspiele zu Waal.

Wie neben vielen Sterzing (seit 1496), Brixlegg, Oberammergau (seit 1634), hat das schwäbisch-bayrische, kaum 1000 Einwohner zählende bildsaubere Dörfchen Waal, die Geburtsstätte Hubert v. Herkomers, seine seit 1791 in ständigem Turnus wiederkehrenden Spiele vom schmerzvollen Leiden Christi. Was die diesjährige Waaler Passion besonders auszeichnete, war nicht so sehr der vom künstlerischen Leiter, Pfarrer Seb. Wieser, geschickt überarbeitete, auf vier Stunden gekürzte Oberammergauer Text des Augsburger Meistersingers Seb. Wild, als vielmehr die jeder zünftigen Theatralik abholde Innigkeit, mit der schlichte Bauern und Handwerker das Martyrium des Herrn darstellten. In den lebend gewordenen Altargemälden, in der aus naivem Wollen unkomplizierter Spieler erwachsenden Selbstverständlichkeit der Vorführung liegt die volkstümlich-schöpferische Bedeutung Waals. Wuchtig geballte und harmonisch gelöste Massen bieten den farbigen Hintergrund, auf dem bemerkenswerte Leistungen einzelner sich plastisch abheben. Ans Herz greifend gestaltet Drechslermeister Gebhard Heinz den Christus. Der schmächtige, blonde Mann ist ganz hingebungsvolle Opferbereitschaft. Eine wehe Linie demütigen Leidenswillens für die sündige Menschheit durchfließt den nahezu immateriellen Leib. Die gleiche Fähigkeit, mit dem ganzen Körper expressiv zu gestalten, ist der Mutter Maria, Elisabeth Braun, einer Näherin, eigen. Prachtvoll erschöpft Müller Klotz das Profil des Jüngers Johannes. Mit starker Sprecherbegabung überrascht der Kaiphas Hans Schweglers; ahasverisch gehetzt, jagt, von der Tradition so gewollt, als halb grauenvolle, halb groteske Figur Gessls Judas über die Bühne. Mystische Zauber aber gehen von den nach alten Meistern gestellten, erst allmählich sich in Handlung lösenden Szenen des Abendmahls und der Kreuzabnahme aus. Die allgemeine Förderung und Pflege solch seeleneinender Volksspiele ist eine kulturelle und künstlerische Aufgabe von sozialpolitisch hoher Bedeutung.

Gustav Herrmann.



Grabbes „Don Juan und Faust" im Residenztheater zu Hannover: Letztes (9.) Bild; Festsaal bei Don Juan (Regie: Dr. Friedrich Walkhoff).
Don Juan (Direktor Ewald Schindler), Ritter (Paul Bohne), Leporello (Willy Märtens), Gouverneur (K. W. Burg).



Von den diesjährigen Passionsspielen zu Waal (im bayrischen Regierungsbezirk Schwaben): Das Heilige Abendmahl. Als Vorbild der Darstellung diente Lionardo da Vincis Gemälde „Das Abendmahl".



Prachtstücke des russischen Zarenschatzes, der von den Bolschewisten zu Geld gemacht wurde.

Auf dem Gestell sieht man große Vasen, die der Königin Marie-Antoinette gehörten, ein Schmuckkästchen des Königs Sigismund I. von Polen, ein hervorragendes Stück Nürnberger Kunst aus dem Jahre 1533, und Juwelen und Brillanten aus dem ehemaligen Besitz der Prinzessin Potemkin von Suwarow.





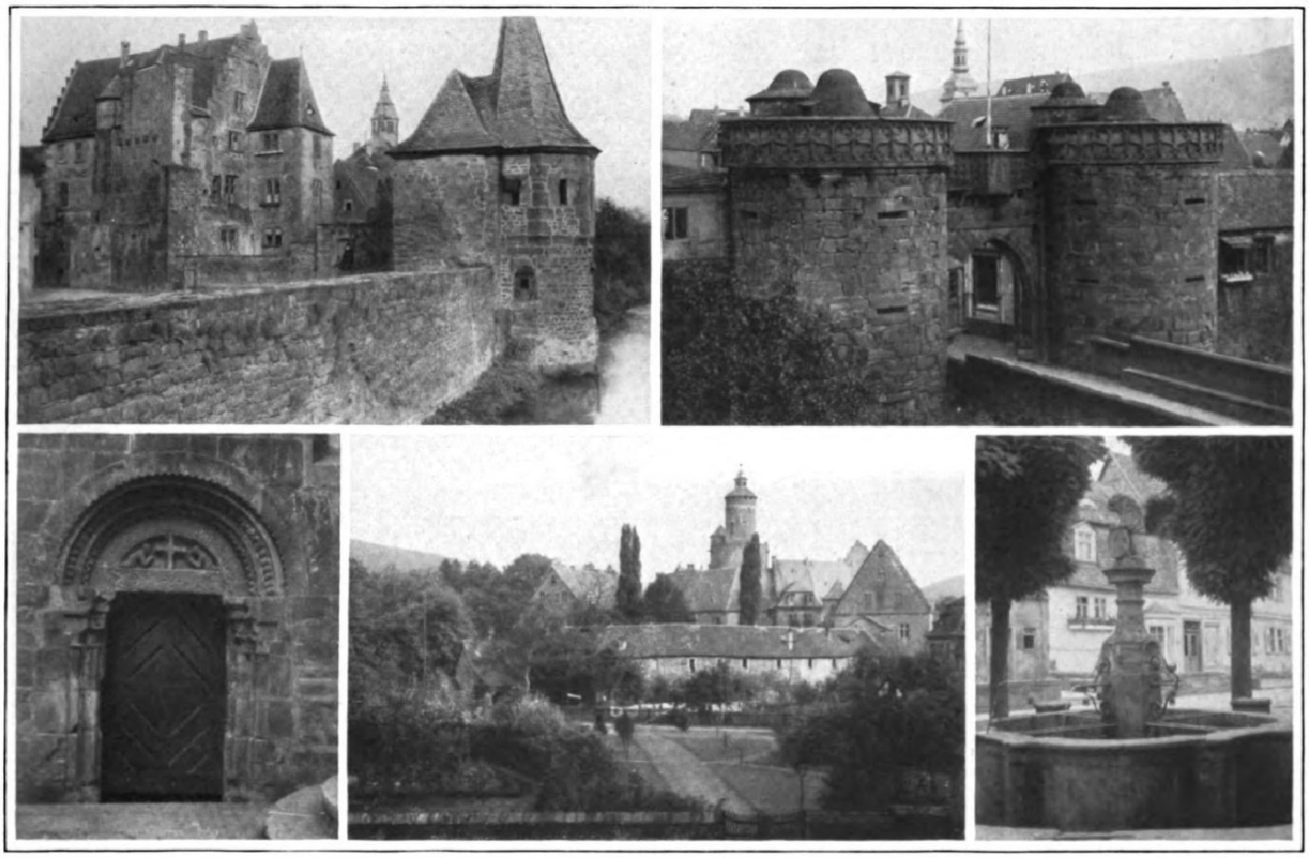
Die russische Hungerkatastrophe: Kinder, deren Körper infolge des Hungers geschwollen sind.

Wie die Wangen aufgedunsen sind, so sind es auch die Füße. Tausende von Menschen in den Hungergebieten leben von Gras, das sie mit den Wurzeln zu einer dünnen Suppe kochen.



Weitere Kostbarkeiten des russischen Zarenschatzes, der durch die Sowjetregierung in alle Winde zerstreut wurde.

Die hier wiedergegebenen ziselierten silbernen Schüsseln und Bowlen von vollendetster Zeichnung und Ausführung sind französischen Ursprungs und haben einen sehr hohen Wert. Der Zarenschatz, den die Bolschewisten beschlagnahmten, war in der berühmten Eremitage zu St. Petersburg untergebracht.



Oben. Links: Das „steinerne Haus". (Phot. G. S. Urff, Hanau.) Rechts: Das Jerusalemer Tor. (Phot. G. S. Urff, Hanau.) Unten. Links: Romanisches Kapellenportal im Schloß Büdingen. (Phot. B. Haldy, Gelnhausen.) Mitte: Das Schloß des Fürsten zu Ysenburg und Büdingen. (Phot. G. S. Urff, Hanau.) Rechts: Der alte Marktbrunnen. (Phot. B. Haldy, Gelnhausen.)

Zum 600jährigen Stadtjubiläum Büdingens in Oberhessen: Ansichten aus der als „das hessische Rothenburg" bekannten Stadt.



Die ehemalige Braunschweiger Galerie.

Der moderne Bucheinband.

Das ehemalige Berliner Kunstgewerbe-Museum, das jetzt in das einstige Kaiserschloß übergesiedelt ist und sich nunmehr Berliner Schloßmuseum nennt, benutzt diesen Anlaß, den Weißen Saal des Schlosses zu einer Einbandschau zur Verfügung zu stellen. Der Name dieser Ausstellung ist „Deutsche Einbandkunst“, ihr Veranstalter ist der Jakob-Kraußе-Bund, der als Vereinigung deutscher Kunstbuchbinder bereits im Jahre 1914 auf der Bugra den Beweis einer aufblühenden deutschen kunstgewerblichen Buchbinderei führen konnte. Zur Ausstellung gelangen zunächst an vierhundert Buchbinderarbeiten, die ausschließlich von Mitgliedern des Kraußе-Bundes gefertigt sind. Es werden nicht nur Bucheinbände gezeigt aus kostbaren Ledern und reich verziert durch Handvergoldung, Lederauflage, Lederintarsia, Bemalung und Beizung, sondern es gelangen auch einfache Einbände zur Schau, durch die bewiesen werden soll, daß auch mit schlichten Mitteln der Bucheinband des Bücherfreundes herzustellen ist. In großer Zahl sieht man Buntpapiere, die in unerschöpflichen Variationen von den Mitgliedern für ihre Einbände geschaffen worden sind. Den Auftakt der Ausstellung gibt eine Gedächtnisschau, die den dahingegangenen Mitgliedern des Jakob-Kraußе-Bundes gilt.



Ein Teil der Mecklenburgischen Kammern.

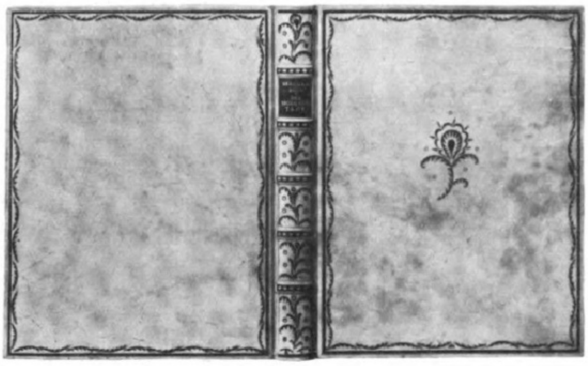


Die Rote Sammetkammer.

Wesentliche Ergänzung der Ausstellung bilden die historischen Bucheinbände. Zwölf Einbände aus dem Sächsischen Hauptstaats-Archiv und der Sächsischen Landesbibliothek Dresden haben als Verfertiger den berühmtesten deutschen Buchbinder der Renaissance, Jakob Kraußе, der im 16. Jahrhundert als Hofbuchbinder des Kurfürsten August von Sachsen wirkte. Zahlreiche Bücher aus dem 15. bis 19. Jahrhundert, gehüllt in kostbare Einbände berühmter Buchbinder, hat die Preußische Landesbibliothek eigens zum Zwecke dieser Ausstellung hervorgesucht. Den „Genius loci“ vertreten einige Dutzend Bücherschätze aus der vormals Königlichen Hausbibliothek. Friedrichs des Großen Bücher nehmen hier einen hervorragenden Platz ein.

Aus dem am 1. September eröffneten Berliner Schloßmuseum.

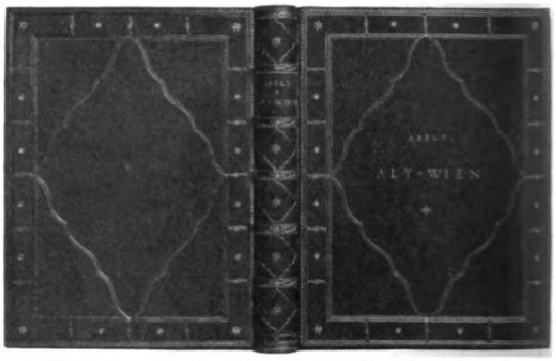
Die reichen Sammlungen des Berliner Kunstgewerbe-Museums sind in das ehemalige Königliche Schloß übergeführt und in den prachtvollen Räumen unter Leitung des Generaldirektors der Berliner Museen Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. v. Falke von sachkundigen Händen aufgestellt worden. (Phot. Boedecker, Berlin.)



Brandenburg, „Der moderne Tanz“. Ganz-Pergament handgebunden, mit Handvergoldung und farbiger Beizung in Orange, Schwarz und Grün. Entwurf und Ausführung: O. A. Fischer, im Hause H. Sperling, Leipzig.



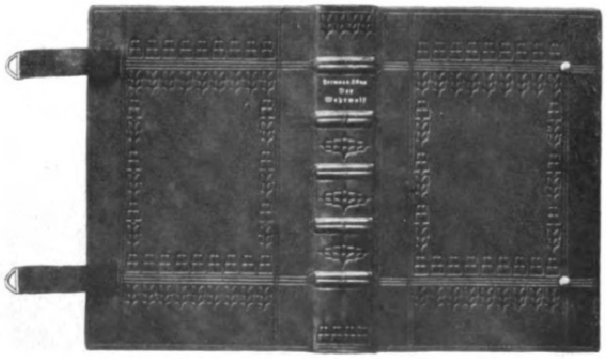
Stammbuch. In schwarz Saffian, mit grün, blau und brauner Lederauflage. Entwurf und Ausführung: O. A. Fischer.



Abels, „Alt-Wien“. Blaugrünes Ziegenleder mit Handvergoldung. Goldschnitt ringsum. Entwurf und Ausführung: Heinrich Bahle, im Hause Hübel & Denck, Leipzig.



Gobineau, „Renaissance“. Pergament mit Handvergoldung. Entwurf: G. Zacharias; Ausführung: Hamburger Werkstatt für Bucheinband.



Hermann Löns, „Der Wehrwolf“. In dunkelgrau Schafleder handgebunden, mit Blinddruck. Entwurf und Ausführung: O. A. Fischer.



Das Neue Testament. Grau Maroquin mit Handvergoldung und violetten Auflagen. Entwurf: Hugo Wagner, Breslau.

Deutsche Einbandkunst.

Der kleine Umweg. Von Alice Berend

Der Weg vom Herzen zum Verstand ist weit. Unternimmt ihn Verliebtheit, verkühlt sie sich. Darum unterläßt sie es lieber.

Das war eine der Ansichten des Flickschneiders Friedrich Scholl. Nicht aus Büchern geholt, sondern aus der eigenen Erfahrung. Friedrich Scholl kannte die Menschen vom Westenfutter bis zum Hosenboden. Er hielt sie für nichts Wunderbares. Ganz im Gegenteil. Aber er war gerecht genug, mit dieser Geringschätzung bei sich selbst anzufangen. Er verhehlte niemandem, daß er auch für sich selbst nicht eine halbe Mark zahlen würde. Obwohl er nicht bestreiten konnte, ein Meister in seinem Fach zu sein. Der Weltherrscher selber würde nicht zu erkennen vermögen, wo ihm Friedrich Scholl einen Flicken in die Werktagshose gesetzt. Wäre er nicht mit Allwissenheit begabt. Ein Vorrecht, um das Friedrich Scholl den großen Meister nicht beneidete.

Er wußte, wie gefährlich es schon war, nichts zu übersehen, das in der Nähe geschieht.

Wer behaglich leben will, muß blind und taub sein können. Hätte sich Friedrich Scholl dies nur rechtzeitig gesagt. Dann würde er nicht wieder allein durch die große Flickwerkstätte wandern müssen. Dann dünkte ihn wohl noch heute die Nacht die bessere Hälfte des Tages. Obwohl damals auch das Leben nach Sonnenaufgang nicht schlecht gewesen. Als Schritte und Werktätigkeit eines jungen Weibes die Melodie zur kunstreichen Arbeit eines nicht unzufriedenen Ehemanns abgegeben.

Kurz war jene Zeit gewesen. Man hätte glauben können, sie wäre nur eine jener bunten Einbildungen, wie sie sich gern zwischen Flicken, Lappen und Fetzengefüge drängten, wenn Nadel, Schere und ein gepfiffenes Lied gemeinsame Arbeit machten. Doch der Wanderweg führte an zu vielen reinlichen Stuben vorüber. Wo behaglich geschichtete Betten paarweis warteten. Sie gaben nicht zu, daß man sich die Wirklichkeit vom Herzen hätte lügen können. Was gewesen, das war. Da half kein Leugnen. Es hatte eine Frau Angelika Scholl gegeben. Mit blonden Zöpfen über der Stirn. Als habe sie sich dazu ein Stück sonnenbeschienenes Weizenfeld des Vaters gestohlen. Mit scharfen, blauen Augen, blitzend, daß einem schwindlig hätte werden können, wenn man hineinsah. Und die doch zärtlich zu verschimmern begannen, wenn man ein Mann blieb, der das Schwindligwerden überwand.

Angelika! Der Name war sanft. Aber den Namen gibt man sich nicht selbst. Sanft war Angelika nicht. Wenn sie küßte, biß sie auch. Wenn sie sprach, spottete sie. Dieser blühende, pralle Weibmensch, der sich genau so wenig jemanden zu nahe kommen lassen wollte wie die starren Berge ihrer Heimat. Jeder Mann im Ort hätte sie haben mögen. Wenn sie ihre kecken Antworten niedersausen ließ wie Sensenhiebe durchs ernteträchtige Korn. Aber in gemächlicheren Stunden sagte sich jeder, daß die Ehe schon mit sanfteren Partnerinnen als Kunststück gelte. Trotzdem hätte wohl keiner nein gesagt, wenn Angelika ja gerufen. Aber das tat sie nicht. Dazu hatte Friedrich Scholl mit Nadel, Faden und Schere in ihr Bergdorf einmarschieren müssen. Das war ein Spott gewesen. Anfangs. Daß einer als Flickschneider durchs Dasein spazieren konnte. Als Flickschneider und sonst nichts.

Aber Friedrich parierte. Er setzte auseinander, daß Flickwerk ein größeres Kunststück als Neuschaffen. Das zeige das einfachste Stück Leben. Frisch und blank zur Welt kommen, war kinderleicht. Aber das Dasein Flick und Fleck beieinander halten, ohne daß es in Fetzen geht, ohne sichtbare Risse und Sprünge, das war schwieriger.

Angelika hatte zugehört und nicht widersprochen. Das war nicht wenig. Noch schweigsamer hatte sie sich verhalten, als sie des Vaters karierten Rock für einen neuen genommen, nachdem ihn Friedrich zusammengesetzt wie ein Schachbrett. Wo Angelika den Spott vergaß, war, wenn sie sich von Friedrichs Wanderfahrten berichten ließ. Sie fragte viel. Auf alles bekam sie Antwort. Sie meinte, Friedrich wäre ein wahres Bilderbuch. Er lachte und riet ihr, tüchtig darin zu blättern. Sie sagte, daß es Spaß machen müsse, jeden Tag durch ein anderes Tor zu wandern. Als wäre man in der ganzen Welt zu Hause.

Friedrich schlug ihr vor, es auch einmal zu probieren. Ein Stücklein Weges mit ihm zu wandern. Geteilte Freude, doppelte Freude. Er fädelte eifrig dabei. Bemerkte aber doch, daß zwar keine Antwort zurückkam, aber eine Frage. Ob er denn weiterzuwandern gedächte? Auch eine Frage kann Antwort sein, wenn man nur zu hören versteht.

Friedrich schwieg. Mit ganzem Eifer bei der Arbeit. Fleiß belohnt sich. Angelika wiederholte ihre Frage.

Friedrich fädelte schweigend. Da sagte Angelika, mitwandern würde sie mit niemand.

Friedrich antwortete, daß dies schade sei. Sie hätten sich doch nett aneinandergewöhnt. So in der Unterhaltung. Es würde gewiß keinen von beiden langweilen, blieben sie noch eine Weile beisammen.

Angelika schwieg. Friedrichs Schere klapperte wie Fabrikmaschinen. Angelika sagte, daß man bei solchem Geklapper sein eigenes Wort nicht verstehen könne. Friedrich legte die Schere fort und fragte, ob ihm Angelika Wichtiges mitzuteilen hätte. Angelika stand auf. Wichtiges hätte sie einem Flickschneider natürlich nicht mitzuteilen. Es war ihr nur gerade eingefallen, daß, wer mit ihr zusammenbleiben wolle, hierbleiben müsse. Damit war sie fort gewesen.

Friedrich wäre ihr nicht ungern nachgesprungen. Aber ein Wanderbursch weiß, will man sicher ans Ziel kommen, darf man nicht übereilig sein. Erst einige Tage später fragte Friedrich, wie sich Angelika mancherlei dächte. Vom Hierbleiben und Beieinandersein. Angelika erinnerte sich jedoch nicht mehr, irgend etwas Derartiges gesagt zu haben. Wer könne behalten, was alles man mit einem Fremden schwatze.

Friedrich meinte, daß sie ihm nicht fremd scheine. Er verstehe sie nämlich vorzüglich. Er hätte sogar wetten mögen, daß sie schon bei der Erschaffung der Welt beieinander gesessen und miteinander geschwätzt. Wenn er nur jemanden gewußt, der die Entscheidung zu übernehmen imstande. Angelika zuckte die Achseln. Auf Dinge, die bis zur Erschaffung der Welt zurücklagen, wollte sie sich nicht einlassen. Von heute aber wußte sie, daß ihr jeder fremd galt, der ihr nicht einmal einen Buschen Edelweiß zu bringen verstände. Der nichts kennte als Geradeauslaufen. Oder auf dem Schemel zu reiten.

Friedrich sagte, daß, wenn ihr weiter nichts fehle, ihr bald geholfen sein könne. Die Edelweiß sollte sie morgen haben, und Frauenschuh dazu, Enzian und Alpenrosen. Er wisse wohl, daß auf dem Teufelssessel alle vier zusammen blühten. Eine stolze, bunte Familie. Angelika lachte laut auf. Ein Flickschneider auf dem Teufelssessel. Von wo immer nur einer von zweien zurückkäme. Von denen, die närrisch genug wären für solch Unterfangen.

Friedrich meinte, habe er bis jetzt die Welt in der Runde durchmessen, könne er es auch einmal mit der Höhe versuchen. Er dankte sich, daß ihn Angelika auf diesen guten Gedanken gebracht.

Aber Angelika schien nicht zufrieden. Sie war unfreundlicher als seit langem. Sie ging umher, als suche sie etwas. Blickte häufig zum wolkenlosen Himmelsgewölbe und prophezeite ein Unwetter für den kommenden Tag.

Am Abend erschien sie mit dem Pfarrer zur Seite. Sie wäre dem frommen Herrn zufällig begegnet. Der behäbige Seelenhirt ließ sich neben dem Flickschemel nieder. Und sprach dies und das. So kam die Rede auch auf die Berge und Friedrichs Vorhaben. Der Pfarrer warnte. Friedrich meinte, daß der fromme Herr am besten wisse, das man überall in Gottes Hand. Der Pfarrer dachte an das fette Huhn, das ihm Angelika versprochen, gelänge es ihm, den Flickschneider von seinem Ritt in die Wolken abzubringen. Nicht weil ihr etwa an dem fremden Hergelaufenen etwas läge. Nur um ihrer Seelenruhe willen. Denn ihr Spott war es gewesen, der ihn zu dieser Narrheit angestachelt. Frömmigkeit fragt nicht nach Gründen. Sie glaubt. Der Alte hatte das Huhn gesehen, schwer und gepolstert. Das genügte ihm. Er sagte darum, daß man sich auch nicht allzusehr in Gottes Hand begeben dürfe. Vorsicht sei Menschenpflicht. Er redete noch mancherlei. Als er endlich ging, war es nur eine Taube, die er im Rockschoß davontrug. Angelika wollte nicht ganz umsonst seine Mühe beansprucht haben. Das Huhn hatte er sich nicht verdient.

Was sich Friedrich Scholl vorgenommen, führte er aus. Angelika war nicht anders. Aber wir beurteilen unsere Eigenschaften bei anderen nicht so wie bei uns selbst. Angelika schien durchaus nicht zufrieden.

Als die Sonne wieder aufging, saß Friedrich Scholl auf dem Teufelssessel. Der Blumenbusch, taubespritzt, lag neben ihm. Friedrich sah sich um. In lautloser Weite war's ihm, als höre er das leise Summen, mit dem sich das Weltall langsam drehte. In die Höhe wandern war noch besser als geradeaus. Würde der Rückweg ein Absturz sein, es hatte sich doch gelohnt.

Ohne Furcht gelingt viel. Als die Mittagsglocken heraufläuteten, hatte Friedrich den gefährlichen Schroffen hinter sich. Auf grüner Matte hatte er sich ausgestreckt. Ringsumher summte und surrte es. Nicht mehr das Weltall selber, sondern seine kleinsten Vertreter. Friedrich wußte längst, daß die Käfer ihr Leben und Werkeln genau so wichtig nahmen wie die Menschen. Er störte sie nicht.

Friedrich drückte sich tief ins hohe Gras. Dachte an Leben und Sterben. Wenige Zoll tiefer unter dieser blühenden Fläche zu liegen, war das Ziel aller Wanderung. Man lebte kurz und war so lange tot. Lohnte sich's da, Furcht vor etwas zu haben? Sollte man zaudern, wenn man zwei blonde Zöpfe zausen wollte, daß dem krausen Sinn darunter Hören und Sehen vergehen sollte?

Nachdenken hat nie geschadet. Am wenigsten, wenn man darüber einschläft.

Die Sonne war davon, als Friedrich Scholl gemächlich zu Tal stieg. Wer um seine Klettertour gewußt, dem hätte inzwischen angst und bange werden können. Aber Friedrich eilte sich um keinen Schritt.

Die Sterne standen über den Dächern, als er über die Schwelle schritt, um den Blumenbuschen abzuliefern. Der Alte schlief schon mit Hühnern und Vieh. Angelika überhörte die vorsichtigen Tritte. Sie kniete im äußersten Stubenwinkel vor dem Madonnenbild und betete. Leichtsinnig genug vertraute sie der Mutter aller Frauen mit lauten Worten an, um wen sie in Angst. Fast hätte sie geglaubt, der Blumenbusch, der vor ihr niederfiel, sei ein Geschenk der gütigen Frau. Nun half kein Leugnen. Was Friedrich gehört, das hatte er gehört. Wollte sie behaupten, sie lüge, wenn sie mit der Madonna spräche? — —

Ein kleines Haus wurde gebaut. Dicht neben Angelikas Vatershaus, auf vom Schwiegervater erworbenem Grund und Boden. Denn Friedrichs Meinung war, daß die Frau zum Mann ziehen müsse und nicht umgekehrt. Das verschob die Hochzeit ein wenig. Aber inzwischen wußte Friedrich, daß er die Katze nicht im Sack gekauft...

Doch sich auf Frauen zu verstehen, ist ebenso schwer wie auf das Wetter. Am Ende hat man sich doch geirrt. Mit angebrannten Suppen begann's. Immer hatte man die Muhme besuchen müssen. Heiß und rot kam man zurückgesprungen. Immer verspätet. Dann kam die Muhme selber einmal. Gerade als die Hausfrau wieder auf dem Weg zu ihr. Aber die Alte schalt den Friedrich tüchtig aus. Er scheine die Angelika nicht aus dem Hause zu lassen. Seit Wochen hatte sie die Muhme nicht mehr vor Gesicht bekommen.

Man muß sein Wissen für sich behalten können. Friedrich schwieg. Aber nun kam schnell Fetzen zu Fetzen zusammen, bis der Schandfleck fertig. Mißtrauen ist ein guter Polizist. Friedrich hatte es bald heraus, daß sein Weib jede freie Stunde bei dessen Jugendgespiel verbrachte. Beim Johannes, der die Kuckucksuhren zusammenzusetzen verstand wie keiner sonst weit und breit. Friedrich wunderte sich nicht. Hielt er sich doch selbst nicht drei Groschen wert. Und daß es die schönsten Weiber am wenigsten genau mit der Treue nahmen, hatte ihn die Wanderschaft gelehrt. Er hatte dies bisher nie übelgenommen. Man hat Nachsicht da, wo man Vorteil hat. Hier war das anders. Aber ändern ließ sich nichts daran.

Unnütze Worte hielt Friedrich nicht für nötig. Er packte nur den Wandersack und bat Angelika, wieder zum Vater hinüberzuziehen. Ihn juckte das Wanderblut. Dagegen half nichts. Es mußte auch wandernde Bäume geben. Gegen die Natur half kein Wehren. Das kleine Haus wünschte er zu verschließen. Erst hielt Angelika alles für Spaß. Als sie begriff, hatte Friedrich beinah fürchten müssen, Tränen zu sehen. Tränen bei Angelika. Das wäre ein Wunder gewesen. Nur ein Wunder hätte ihn von der Wanderschaft zurückhalten können. Aber Angelika hatte nur langsam Atem geschöpt und dreimal Lump gesagt.

Friedrich mußte lächeln. Das war die rechte Weiberart. Die Dinge auf den Kopf zu stellen. Die Schuld auf andere zu schieben. Die Vorwürfe, die man selber hätte zu schlucken verdient, anderen anzuwerfen. Friedrich mochte sie gern, die rechte Weiberart. Sie gehörte dazu. Genau wie die Seidenflechten, die Weichheit und alle Rundheit. Sein Verstand sagte ihm, daß er sich hier aufs Disputieren nicht einlassen dürfe. Sollte der Wandersack nicht wieder aus- und alle Mannsherrschaft eingepackt werden. Nur auf dem Rathaus sprach er noch vor. Er wünschte richterliche Scheidung. Halbe Flickarbeit war nicht Friedrichs Sache. Der geflickte Lebensrock sollte von fern wie neu aussehen können.

Man war empört im Ort. Richtige Scheidung? Das kannte man nicht. Hielt der hergelaufene Narr die Ehe für ein Vergnügen? Wenn alle auseinanderliefen, die das Zusammensein miteinander über hatten, würde man lang nach einem Buben oder Mädchen suchen können, das ein komplettes Elternpaar aufzuweisen hätte. Aber so ging's, wenn man sich mit hergelaufenen Leuten einließ. Immer von außen kamen die neuen Moden.

Was Angelika selber dachte, behielt sie für sich. Sie schaffte wieder beim Vater wie ehedem. Obwohl jetzt die Brudersfrau das Regiment führte. Aber sie hielt es nicht für nötig, durch eigene Kümmernis den anderen Freude zu bereiten. Mochte jeder für sein Vergnügen sorgen...

Hochmut kommt teuer. Angelika wurde schmaler. Um die Winkel von Augen und Mund begann sich heimliches Leid die schmalen Wanderwege zu bahnen.

Alles wandert. Ob in Bewegung, ob immer am gleichen Platze, die Erde dreht uns herum. Die Jahre schürfen und schaben uns. Da gibt es kein Versteck. Der Alte sagte es oft zu Angelika. Er meinte, sie hätte den Mut zum Mitwandern haben sollen. Es quälte ihn, sie eines Tages hier allein sitzend zu denken. Angelika schwieg. Sie hielt es nicht für nötig, es an die große Glocke zu hängen, daß niemand sie zur Mitwanderschaft aufgefordert.

Jeder Tag seine Sorge. Die anderen hatten es längst aufgegeben, zu munkeln und zu ergrübeln, wo in der Welt der Friedrich stecken möge. Ob er woanders wieder eine zum Narren gehalten? Ob er am Ende, Pfeifchen schmauchend, eine Wiege schaukelte? Oder ob er längst in einem Moor oder Sumpfe steckengeblieben?

Aber Neugier stirbt nicht. Sie schlummert nur. Sie wurde wieder vollkommen wach, als eines Tages plötzlich alle Fenster von Friedrichs Haus der Sonne und dem Wipfelgrün geöffnet waren.

Gut, daß nichts neu blieb. Jeder besaß etwas, daß Friedrichs Flickkunst notwendig hatte. Friedrich nähte und pfiff. Er hatte schon so viel der Arbeit, daß er nicht Zeit, anderes zu reden, als was dazu gehörte. Man fand ihn kaum verändert. Ein wenig mochten ihm die vielen Jahreszeiten, die er inzwischen durchwandert, die Haut gegerbt haben. Immerhin, man verhehlte ihm nicht, daß man

der Ansicht, er werde es noch nicht nötig haben, sich zeitlebens selber sein Bett schichten zu müssen, allein sein Essen zu richten.

Man freute sich, wenn man seinen Schornstein rauchen sah. Man fragte einander, ob sich auch Angelika von dieser Rauchsäule das Wetter prophezeite? Man hatte auch kein Nachdenken gescheut, um herauszufinden, was Angelika wohl für Augen gemacht, als sie plötzlich in geöffnete Fenster gestarrt? Man überlegte, was für welche sie erst machen würde, sollte sie drüben eine neue junge Frau schalten und walten sehen. Man war recht eingenommen von Friedrich. Viel mehr wie damals, als er fortging. Man war zufrieden mit ihm, wie mit jemand, der einen gratis ins Kasperletheater führt. Friedrich schaffte wie ehedem. Warum er fortgegangen, wußte er noch genau. Warum er wiedergekommen, wußte er nicht. Am letzten Tag der Wanderschaft hatte sich ihm im Wald ein alter Bursch angeschlossen. Dürres Laub raschelte unter ihren Schritten. Friedrich stampfte gern zwischen den Blättern vergangener Jahre. Die grün gehangen, als auch sein Herz noch grünte. Er schritt lieber durchs Gestrüpp als auf den glatten Staubstraßen jedermanns. Dem Neubekannten an seiner Seite ging's nicht anders. Er pfiff, war jedem Vogelruf vertraut und lobte Himmel, Erde, Mensch und Getier. Obwohl man seinem Gewand ansah, daß ihn niemand mit äußeren Schätzen beschüttet. Daß er weder ein Flickschneider noch je bei solchem zu Gaste gewesen.

Friedrich meinte, es scheine wunderlich, daß sein Weggenosse so viel Menschenliebe übrigbehalten. Es sähe gar nicht so aus, als habe man ihm besonders zärtlich mitgespielt. Der lachte. Er sagte, man müsse die anderen lieben können, ohne Richter sein zu wollen. Da bleibe das Herz neu bis zum letzten Atemzug.

Friedrich antwortete nichts. Er flickte dem anderen als Dank für die Gesellschaft die Kleider. Dann war Friedrich umgekehrt, und die Fenster seines Hauses hatten sich weit geöffnet.

Friedrich schaffte. Oft dünkte es ihn, Angelikas Schritte im Hause zu hören. Nicht lange stockte die Nadel. Man hatte es sich bald gesagt, daß es draußen war, wo sie trappten. Waren doch Brunnen und Waschtrog gerade gegenüber dem Fenster, hinter dem der Schneidertisch stand. Daran war nichts zu ändern. Man konnte dem Lauf des Bachs nicht eines Flickschneiders halber eine andere Richtung geben. So wenig wie dem Schritt der Sonne. Sonst hätte man sie von der anderen Seite aufgehen lassen, das Haus umgedreht und die Fenster zur entgegengesetzten Richtung gehabt. Denn nach Süden mußten sie gehen, wollte man fürs Leben gebaut haben und nicht für den Tod. Eher jedoch hätte jemand den Schneidertisch zur anderen Seite kehren können. Aber Überlegung wie Tisch schienen angenagelt.

Angelika besorgte die Wäsche. Die prallen Arme dreiviertel blank. Das saubere Gewand bis zu den Knien aufgeschürzt. Das Wasser klatschte, sprudelte und rauschte. Dazu sang Angelika. In fremde Fenster schaute sie nicht. Dafür war keine Zeit.

Friedrich litt auch nicht an Langeweile. Alle Hosenböden, an denen sich die Zeit die Zähne gewetzt, sollte er neu erstehen lassen, als hätte er von der Schöpferkraft des Weltmeisters ein Stück gestohlen.

Aber geradeaus ist geradeaus. Niemand kann anders in die Welt sehen als über seine Nase weg. Wider Willen mußte Friedrich bemerken, daß das Weizengold gewisser Zöpfe nichts an Glanz eingebüßt zu haben schien. Daß auch alles, was sonst noch dazu gehörte, recht gut imstande geblieben.

Wo der Mensch gleichgültig, vergißt er die Rücksicht. Friedrich merkte es gar nicht, daß er zu dem Liede pfiff, das am Waschtrog gesungen wurde. Erst daß drüben der Gesang sofort verstummte, machte ihn darauf aufmerksam. Auch daß man das nasse Tuch auf den Brunnenrand klatschen ließ, als wäre der die Wange eines Mannes, der sich Dreistigkeiten erlaubt.

Ein Weib, das keinen Mann hat, muß sich selbst verteidigen. Das konnte ihr niemand verargen. War auch richtig, daß sich jemand seine Melodien selber anfangen konnte, der bewiesen hatte, daß er ohne Weib durch die Welt kommen konnte.

Auch die Brudersfrau drüben war zu sehen und zu hören. Ob man wollte oder nicht. Es waren nicht immer gerechte Worte, die über die goldene Zopfkrone hagelten.

Das ging Friedrich nichts an. Er hörte nicht zu. Hätte auch keine Berechtigung mehr gehabt, mit Gepolter dreinzufahren und der Ungerechtigkeit auf die Wege zu helfen. Er überlegte sich's nur, ob's nicht gescheiter, wenn der Mensch nie ein Recht aufgäbe, zu dem er einmal im Leben gekommen...

Selten, nach Friedrichs Meinung häufig genug, schlich auch der Uhrmacher Hannes drüben zwischen den blumigen Bohnenstauden und den rankenden Schnabelschoten. Niemand im Dorf hielt ihn für einen Freier. Soviel hatte Friedrich herausfinden können, ohne die kleinste Frage zu tun. Er sagte sich, daß sich auch der Johannes wohl zu der Jahrmarktsmoral halte, nach der sich der Gescheite vom Zahlen drückte, wenn er den Vorschuß genommen... Aber was konnte das Friedrich kümmern?...

Angelika beachtete Friedrich genau so wenig wie er sie. Es war nicht ihre Schuld, daß sich der Tabakrauch seiner Pfeife bis zum Waschtrog schlängelte. Sie mußte also bemerken, daß Friedrich noch das gleiche Kraut rauchte wie damals. Wunderlich genug für jemanden, der sonst so veränderlich war. Aber was ging sie das an?

Es kümmerte Angelika auch nicht im geringsten, daß die Schneiderin Betty drüben aus und ein ging, als wäre sie dort schon zu Hause. Angelika hatte zwar immer schon gefunden, daß Betty schiele, aber ihr brauchte sie ja nicht zu gefallen. Der Geschmack war verschieden. Vielleicht wünschte Betty ihre Schneiderkünste an den Mann zu bringen. An ein weibliches Wesen wurde sie diese nicht mehr los. Was sie schneiderte, war zu eng oder zu weit, und einen Buckel bekam man gratis. Zum Flickschneidern allerdings reichten ihre Kenntnisse vielleicht aus. Obwohl es Zeiten gegeben, wo jemand behauptete, daß er nie eine Weiberhand an seine Arbeit lasse. Weil man sich einbildete, ein selbstschaffender Künstler zu sein. Narretei steckt an. Damals hatte es Angelika auch mit der Künstlerschaft versuchen wollen. Hatte es dem schlafmützigen Hannes abgeschmeichelt, daß er sie lehre, wie man die Kuckucksuhren zimmere. Weil sie selbst etwas können wollte.

Eine einzige Uhr war zustande gekommen. Sie hatte noch keine gute Stunde zeigen können. Sie lag tief im Kasten. Samt Pendel und Kuckuck.

Es heißt, man werde vernünftiger mit den Jahren. Ein rechter Unsinn schien Angelika diese Behauptung. Vermindern tut sich der Verstand mit den Jahren. Genau wie alles übrige. Hätte nicht schon manches andere Angelika dies gelehrt, so hätte sie das Geplapper zum Scherengeklapper dort drüben dies wissen lassen. Ein gescheiter Mann würde das nicht ertragen können. Angelika saß zwar hinter geschlossenen Fenstern. Trotz Sommerhitze. Aber Bettys Gekicher drang durch alle Spalten.

Die Schwägerin sagte, wenn die drüben einzieht, und ich wäre du, würde ich ihr einen Glückwunsch schreiben. In verbindlichster Form. Aber, daß sie sich halbtot darüber ärgert. Angelika erwiderte, daß sie sich nicht in fremde Angelegenheiten mische. Außerdem habe noch niemand das Aufgebot gelesen.

Die Schwägerin schwieg. Nicht jede Rede verlohnt sich bei verschlossenen Fenstern. Am Waschtrog sparte sie dafür weniger mit Worten. Sie sagte, daß man von manchem nicht wisse, ob er dumm oder gescheit. Ein Anständiger würde wohl die erste Frau fragen, ob er ihr eine Nachfolgerin gerade gegenüber als Fensterschmuck vor die Nase setzen solle. Wenn das kein Gesetz verlangte, so gebot das die feine Sitte.

Auch ein böses Weib kann einen guten Einfall haben. Friedrich wußte jetzt, ob er dumm oder gescheit. Dumm war er gewesen. Erzdumm. Aber mit gutem Willen war dem schwersten Fehler abzuhelfen. Man konnte überall zulernen. Wenn man Augen und Ohren offen hielt.

Am Sonntag saß Angelika in ihrer Stube vor dem Klöppelkissen. Das Haus war verschlossen. Bruder und Frau waren zum Kaffeetanz im Nachbardorf. Da klopfte es an die Tür. Friedrich, sorgfältig gekleidet, trat herein.

Er verbeugte sich und fragte, ob er eine dringende Angelegenheit mit Frau Angelika besprechen dürfe. Er hatte sich erlaubt, dazu den bekannten Weg über den Zaun und durch das Küchenfenster zu nehmen.

Niemand antwortete.

Friedrich wiederholte sein Anliegen. Dann fragte er, warum er keine Antwort erhalte. Die Klöppelhölzer tickten in fleißigen Händen, geschwinder als zornige Worte. Aber gesprochen wurde nicht.

Nun schrie Friedrich seine Worte. Dabei tat er bekümmert und seufzte, weil er nicht gewußt, daß Angelika solch Leid betroffen. Sie schien taub geworden, seit sie einander das letzte Mal gesprochen.

Jetzt sagte Angelika, daß Luft unsichtbar sei. Sie könne also niemanden sehen, der für sie Luft. Also auch nicht hören. Also auch nicht antworten.

Friedrich lächelte zufrieden. Das war wieder solche Logik nach Weiberart. Und er mochte nun mal die rechte Weiberart. Er riet Angelika, einmal den Kopf zu wenden. Er wettete, daß sie ihn dann sehen würde.

Dabei sah er selber scharf zu. Er bemerkte die kleinen, scharfen Wegweiser der Zeit in den Zügen, die er von weitem lebensfrisch wie früher gehalten. Es bewegte ihn. Aber es machte ihn nicht traurig. Eher das Gegenteil. Gerade hätte er vor dem Spiegel über sich selber Revue gehalten. Das Resultat war ein langes Zögern, ob solch verschlissener Patron noch solche Visiten unternehmen dürfe, wie er eine vorhatte.

Er wiederholte, daß es sich um eine dringende Angelegenheit handle. Zum Zeitvertreib wäre er nicht gekommen. Er hatte nur fragen wollen, was Angelika dazu sagen würde, wenn er sich wieder verheirate.

Angelika erwiderte, daß er vor der falschen Tür. Sie sei nicht der Herr Pfarrer.

Friedrich meinte, daß der Anstand und die guten Sitten erheischten, daß er sie zuallererst um Erlaubnis frage.

Angelika unterbrach ihn. Sie sagte, daß sie der Schneiderin Betty keines ihrer schielenden Augen auskratzen werde. Man könne ganz unbesorgt sein. Sie gönnte der Schneiderkünstlerin, die alle Nähte krumm und schief mache, den passenden Gefährten.

Friedrich schien wirklich nicht mehr gescheit. Er lächelte zu solcher Beleidigung, als habe er das Angenehmste erfahren. Er sagte nur höflich, er habe nie gemerkt, daß an Bettys Augen ein Fehl.

Angelika antwortete, daß sie dies nicht wundere. Weil gewisser Seelenzustand blind mache.

Friedrich verhehlte nicht, daß er an Angelikas Kenntnissen auf diesem Gebiet keineswegs zweifle. Darauf klapperten nur die Klöppelhölzer.

Friedrich kam näher. Er kannte das Spitzenmuster. Es war das gleiche, das die Decke des Ehebetts geziert. Er sagte, er glaube, solche Spitze schon irgendwo gesehen zu haben.

Angelika antwortete, daß sie dies nicht wundere. Wer durch die ganze Welt gekommen, dem war wohl selten noch etwas unbekannt.

Dabei war Angelika aufgestanden. Ihre Blicke gingen deutlich zur Tür. Friedrich bemerkte, daß die Augen noch blank waren wie Perlmutter. Er verbeugte sich und ging. Nachdem er sich noch einmal bedankt, daß man so gütig gegen ihn gewesen. Wieder drüben am Fenster, pfiff er wie ein Starmatz, dem alle Futternäpfe bis zum Rand gefüllt. Was er heute erfahren, genügte ihm fürs erste. Es langte wenigstens bis zum nächsten Sonntag. Bis dahin allerdings war ihm wieder verschiedenes eingefallen, das er seine frühere Frau zu fragen hatte.

Nicht lange, nachdem drüben das Haus wieder sonntäglich leer geworden, ging er den bekannten Weg. Diesmal hatte er einige Rechenbücher unter dem Arm. Da waren einige Posten, die er nicht mehr verstand. Ob sich Angelika vielleicht erinnere? Gerade weil Angelika ihm gezeigt, daß er ihr gleichgültig, wage er diese Bitte. Einfach Nachbar zum Nachbar.

Das war ein Anfang. Man kam durch die Buchführung auf mancherlei. Es ließ sich nicht leugnen, man hatte eine Weile Zeit miteinander gelebt. Und keine schlechte, wenn man recht überlegte. Friedrich sagte, er habe Angelika immer für sehr lebensklug gehalten. Es freue ihn, daß sie ihm die Betty als Frau empfehle. Eigentlich wäre sie es gewesen, die ihn zuerst auf diesen Gedanken gebracht. Er hatte eine ganz andere im Auge. Er wünschte sich vor allen Dingen eine tüchtige Hausfrau.

Angelika wußte von keinem Rat, den sie gegeben.

Friedrich wünschte Angelika keine Verantwortung aufzubürden. Aber doch nicht zu verhehlen, daß nur sie eigentlich hier die Ehestifterin. Darauf machte er wieder seine höfliche Verbeugung, wiederholte seinen Dank und ging.

Als die Brudersfrau zurückkehrte, erzählte sie voll Zufriedenheit ein hübsches Erlebnis. Sie hatte Betty im Wald angetroffen. Nicht weiter und lockerer von einem Schreiber des Nachbardorfes entfernt als ein grünes Blatt vom Ast. Sie knüpfte allerlei kleine, fenkförnige Bemerkungen an diese Erzählung.

Böses Wort gibt keine Ruh'. Angelika konnte keinen Schlaf finden in der folgenden Nacht. Friedrich ging sie allerdings nichts mehr an. Aber selbst den Fremdesten läßt man nicht wissentlich ins Unglück rennen. Das wäre eine Sünde, die zeitlebens drücken müsse. Sie grübelte. Wie sie sich's zurechtlegte, es blieb Menschenpflicht, Friedrich zu warnen. Schon morgen vielleicht würde die Falsche wieder drüben auf dem Rand des Schneidertisches sitzen und sich nieblich machen.

Unrecht tun ist schlimmer als Unrecht leiden. Als früh der Hahn krähte, dreimal und dreimal, mußte Angelika an die Bibel denken und den ersten Verräter aller Verräter. Vom Waschtrog war es nicht weit bis drüben zur Tür. Friedrich stand gerade in der Küche und rührte sich seine Morgensuppe. Linksherum den Löffel, die Herdflamme viel zu stark und den Brei viel zu dick. Es war nicht mitanzusehen. Im Nu hatte Angelika den Kochlöffel in der Hand und war selbst verbessernd am Werke. Sie meinte, solche Ungeschicklichkeit könne sie nicht geduldig mitansehen.

Friedrich meinte, daß sich dies nun bald bessern werde. Heute wollte er mit Betty das endgültige Wörtchen reden.

„Niemals!" rief Angelika. Und berichtete, was man ihr über Betty zugetragen.

Friedrich faßte Angelikas Hand, um ihr zu danken. Da hätte er leicht ins Unglück geraten können. Angelika zog ihre Hand fort. Da wäre kein Grund zum Dank. Dabei rührte sie den Brei. Schön schaumig wurde er. Nun rasch ein paar Zwiebeln geröstet und hinein damit.

Friedrich meinte, er habe schon ganz vergessen, wie geschickt ein Weibsbild mit diesen Dingen umzugehen verstehe. Das Alleinsein wäre doch eine böse Sache. Angelika solle doch einmal recht gründlich nachdenken, ob sie keine andere wisse, die für ihn tauge.

Angelika sagte, daß sie am Werktag keine Zeit zum Nachdenken habe. Jetzt hieß es zurück zur Arbeit. Vielleicht, daß sie bis zum nächsten Sonntag etwas ergrübelt.

Aber darauf ließ sich der alte Wanderbursch nicht ein. Verschoben ist leicht aufgehoben. Jetzt wäre sie einmal da, und jetzt wolle er Bescheid.

Angelika wußte nicht, warum gerade sie hier die Gescheite sein solle. Schien doch der Herrgott selber nicht immer zu wissen, was zusammenpasse.

Hier wurde Angelika unterbrochen. Ihr Mund war verschlossen worden. Erst nach längerer Zeit erklärte Friedrich, daß dies nötig gewesen. Es gibt Dinge im menschlichen Leben, die sich mit Worten nicht erklären lassen...

Als es wieder Hochzeit gab, wunderte sich mancher. Denn auch das war hier in diesen Bergen noch nicht vorgekommen, daß sich einer die Frau zurückholte, die er schon losgeworden.

Friedrich aber meinte, man müsse eben ein tüchtiger Schneider sein, um zu wissen, daß doppelt genäht am besten hält...



Das älteste Bildnis Dantes (um 1295). Nach dem Fresko von Giotto im Bargello zu Florenz vor der Restaurierung durch Antonio Marini (1842).

Dante. / Von Dr. Hertha Michel.

Als man vor 600 Jahren in Ravenna Dante Alighieri mit feierlichem Gepränge zu Grabe trug, glaubte der Fürst der Stadt, Guido da Polenta, wie die Doktoren, die dem Sarge das Geleite gaben, einen der größten Gelehrten ihrer Zeit und ihres Landes zu ehren. Daß sie einen Dichter bestatteten, dessen Ruhm unsterblich sein sollte, war nur wenigen bewußt. Auch wir bestaunen noch heute die Gelehrsamkeit dieses letzten großen mittelalterlichen Mannes, aber wir lesen seine Werke nicht mehr, um daraus Kenntnisse zu sammeln, sondern wir kehren zu Dante immer wieder zurück, um uns an der poetischen Kraft und Schönheit seiner wundersamen „Göttlichen Komödie" zu erheben. Freilich muß auch der begeistertste Verehrer des italienischen Poeten zugeben, daß es nicht möglich ist, seine Dichtung unmittelbar, ohne Einführung, ohne Erklärung zu genießen. Dazu ist die Dornenhecke aus mittelalterlicher Wissenschaft und altitalienischer Zeitgeschichte gar zu dicht gewachsen. Doch wer sich mit den Hauptzügen von Dantes Leben und dem Zustande seiner Zeit vertraut gemacht hat, und wer die Absicht und die Grundgedanken des Dichters kennt, der wird, auch ohne jede einzelne Anspielung verstehen zu können, künstlerischen Genuß und geistige Erbauung aus einer geduldigen, eindringlichen Lektüre der „Göttlichen Komödie" gewinnen. Ein guter Helfer dazu kann das Buch von Karl Federn genannt werden: „Dante und seine Zeit", das soeben in neuer Auflage bei Kröner in Stuttgart erschienen ist. Wer dann noch tiefer schürfen will, der greife zu Karl Voßler, „Die Göttliche Komödie", Entwicklungsgeschichte und Erklärung.

Dante, oder mit vollem Namen Durante Alighieri, ist im Mai oder Juni 1265 in Florenz geboren. Von seinen Eltern wissen wir fast nichts. Die Familie ist adliger Abkunft gewesen, und bestimmt hat sich Dante in den Künsten des Reitens, Zeichnens und der Musik wie seine jungen Standesgenossen gute Fertigkeiten erworben. Frühzeitig erwacht die Lust am Dichten. Im Kreise gleichgesinnter, lebensfroher Freunde pflegt er eine edle Minnedichtung. In schönen Liedern feierte er die Jugendgeliebte unter dem Namen Beatrice. Schon als neunjähriger Knabe weihte er sein Herz dem holden kleinen Mädchen im blutroten Kleidchen, und er hielt ihr nach ihrem frühen Hinscheiden, trotz manch kurzer Leidenschaft, die Treue bis zum Tode. Denn sie wird in seinem Gedicht seine Führerin zu Gottes Angesicht. Höhere Unsterblichkeit verlieh kein Dichter seiner Geliebten.

Nach ihrem Verlust stürzte Dante sich in einen rechten Strudel jugendtollen Treibens; dann heiratete er die Schwester eines Freundes Gemma Donati und begann, wie alle ehrbaren Hausväter seiner Vaterstadt, sich mit den städtischen Angelegenheiten zu befassen. Er mußte sich einer politischen Partei anschließen und wählte die sogenannten weißen Guelfen. Hie Welf! Hie Waibling! oder italienisch: Hie Guelf! Hie Ghibelline! so hatten sich im 12. und 13. Jahrhundert die Italiener hadernd gegenübergestanden. Die Ghibellinen hielten zum hohenstaufischen Kaiserhaus, die Guelfen wollten ihr Land von der eingedrungenen Deutschenherrschaft befreien und mußten daher als Schutzherrn den Papst anerkennen. Nach der Vernichtung der Hohenstaufen hatte diese Parteiung ihren alten Sinn verloren. Die Ghibellinen waren die Junker und ihr Anhang, die Guelfen die bürgerlich Gesinnten in den mächtig aufblühenden Städten. Ganz Florenz war guelfisch, aber darum doch nicht einig. Man entzweite sich wieder in Schwarze und Weiße, wobei die Weißen, Dantes Partei, auch eine größere Unabhängigkeit vom Papste und dem von ihm herbeigerufenen französischen Königshaus wünschten. Im Jahre 1300 bekleidete Dante zwei Monate lang das höchste Amt seiner Vaterstadt, als Prior, und damit begann, wie er selbst sagt, der Weg des Leidens für ihn. Denn nun hatte er sich durch manche Amtshandlung den leicht entflammten Haß der Gegenpartei zugezogen, und vor ihrer wilden Grausamkeit mußte er, als seine Partei unterlag, im November 1301 der Vaterstadt entfliehen. Alle Hoffnungen auf eine Änderung der politischen Verhältnisse schlugen fehl. Immer aufs neue gebannt, hat der Dichter seine heißgeliebte Heimat nie wiedergesehen. In großem Elend durchzog er Italien, bald an diesem, bald an jenem Hofe eine kurze Ruhstatt findend, und erfuhr: „Wie fremdes Brot gar scharf versalzen schmeckt, / Wie hart es ist, zu steigen fremde Stiegen." (Par. 17, 58.) Sein Geist aber ließ sich nicht niederbeugen. Im Gegenteil; mit eiserner Energie erwarb er sich alle Kenntnisse, die seine Zeit besaß, und wanderte dazu bis zu der berühmten Universität von Paris. Die letzten Lebensjahre verbrachte er in Ravenna, dort ist er am 13. oder 14. September 1321 gestorben.



Dante. Ausschnitt aus der Disputa (1483) von Raffael im Vatikan zu Rom.

Der Vater der italienischen Poesie wurde Dante nicht durch seine zarten Liebesgedichte und die kunstvollen allegorischen Kanzonen, sondern durch das mächtige Epos der „Göttlichen Komödie", der Schilderung der drei jenseitigen Reiche, in denen die Seelen, von ewiger Pein gefoltert, schmachten oder von läßlicher Sünde durch Buße sich befreien, um dann im Paradies grenzenlose Wonnen zu genießen. Seltsam mutet uns schon der Titel an, aber Dante, der wie das ganze Mittelalter keine Kenntnis vom griechischen Theater besaß, wollte mit dem Worte „Komödie" nur andeuten, daß sein Werk zwar düster und schrecklich anhebe, aber in lichter Heiterkeit enden werde. Den Beinamen der „Göttlichen" gab ihr erst die bewundernde Nachwelt. Das Gedicht ist nicht die in Verse gegossene Beschreibung der jenseitigen Welt, wie das katholische Dogma sie lehrt. Dante ist vor allem Dichter, und darum gestaltet er Himmel und Hölle so, wie er sie in einer sein ganzes Wesen erschütternden Vision geschaut hat. Er will auch seine eigne geistige Entwicklung darstellen und zugleich allegorisch ein Bild des Menschenherzens zeichnen, das aus Irrtum und Sünde sich allmählich zu den Wonnen des vom Zweifel befreiten, rein geistigen Schauens erhebt, geführt von verständiger Einsicht und allerbarmender göttlicher Liebe. — Streng symmetrisch ist der Aufbau des Epos. Eine Neigung zu mystischer Zahlensymbolik tut sich darin kund. Hundert Gesänge sind's, die sich dreifach gliedern. Je dreiunddreißig schildern die Hölle, den Läuterungsberg, das Paradies. Einer bildet die Einleitung. Die heilige Dreizahl wiederholt sich in der Strophe, in der sogenannten Terzine, die aus drei Versen besteht, deren Reime sich aber so kunstvoll in die nächste verschlingen, daß schon der Vers ein Abbild der Endlosigkeit des Gegenstandes ist. — Klar und bestimmt ist die Vorstellung, die Dante von den drei Reichen hat. Die Hölle ist ein tiefer Trichter, der bis ins Innere der Erde reicht; nach der Vorhölle siebenfach gestuft, geht es in Felsstürzen nach unten, wo im ewigen Eise der Erstarrung aller menschlichen Empfindung Luzifer die drei furchtbarsten Verbrecher im Maule trägt. Auf jedem Felssturz wird ein anderes Laster mit einer anderen grausigen Strafe gebüßt.



Ein auf Dante gedeutetes Bildnis in der Kirche des hl. Franz zu Ravenna.

Das im Januar 1920 entdeckte Freskofragment (Schule des Giotto, um 1350) befindet sich an der Wand des linken Seitenschiffs über einem Türbogen, am Eingang zum Franziskanerkloster, in dem der Dichter beigesetzt ist.

Wie macht uns nun Dante mit diesem Reiche des Entsetzens bekannt? Indem er selbst als Wanderer es durchschreitet und in jedem Höllenkreise Personen aus alter und neuer Zeit wiederfindet und ihr Schicksal erkundet. So bekommen wir keine blasse, abstrakte Schilderung, sondern eine von Haß und Liebe erfüllte, lebendige Darstellung. Kein irdischer Mensch könnte diesen furchtbaren Weg allein begehen. Deshalb geleitet ihn der römische Dichter Virgil, der auf Bitten der seligen Beatrice zu Dante trat, als er sich in der Mitte seines Lebens in einem tiefen Walde in schwere Gefahren verstrickt hatte. Denn auch den Zeitpunkt seiner Reise hat Dante genau bestimmt: es ist die Osterwoche des Jahres 1300. Virgil galt dem Mittelalter als der größte Dichter, und in seinem Epos, der „Aeneis", glaubte man Weissagungen auf Christus zu finden. Darum kann er Dante nicht nur durch die Hölle führen, er darf mit ihm, nachdem sie ein Tal durchschritten haben, auch auf den Läuterungsberg steigen, auf dem in sieben Stufen die Seelen vorbereitet werden zur ewigen Seligkeit. Auch Dante verliert auf der Wanderung die Todsünden, die seine Seele beschweren. Er schreitet durch den Rauch, der die Zornigen blind macht, und durch das Feuer, das die Wollüstigen läutert. Nun ist er rein und frei. Virgil entläßt ihn auf den Gipfel des Berges, in den holden Garten des irdischen Paradieses. Dort erscheint ihm im Triumphzug der Kirche die zu himmlischer Schönheit verklärte Jugendgeliebte. Sie löst ihn gänzlich von der Sünde und schwebt mit ihm zu den Himmeln empor, die wiederum in sieben Planetenhimmel geteilt sind, um die der Fixstern- und der Kristallhimmel kreisen. Hier aber schließt sich die Neun zur Zehn. Im ewig unbewegten Empyreum erschaut Dante, zur letzten Herrlichkeit vom hl. Bernhard begleitet, die heilige Dreieinigkeit.



Dante. Nach dem Gemälde auf Holz von Domenico di Francesco gen. Michelino (1465) im Dom zu Florenz.

Das Bild zeigt die drei Regionen der „Göttlichen Komödie": Hölle, Läuterungsberg, Paradies. Rechts: Stadtansicht von Florenz im Jahre 1465; Stadtmauer, Dom, Campanile und Palazzo della Signoria.



Inferno 20. Die vierte Schlucht des achten Kreises, die der Wahrsager und Zauberer.



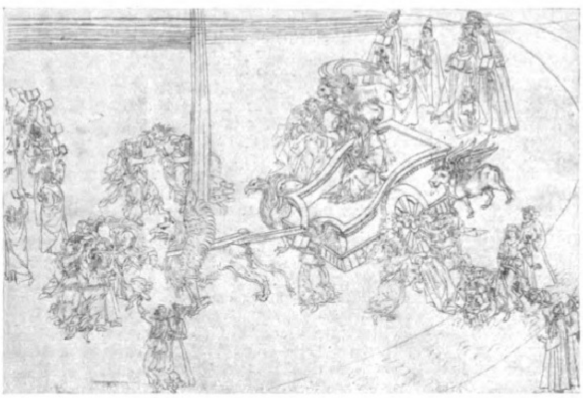
Inferno 31. Gefesselte Giganten, die aus dem neunten Höllenkreis in den achten hineinragen.



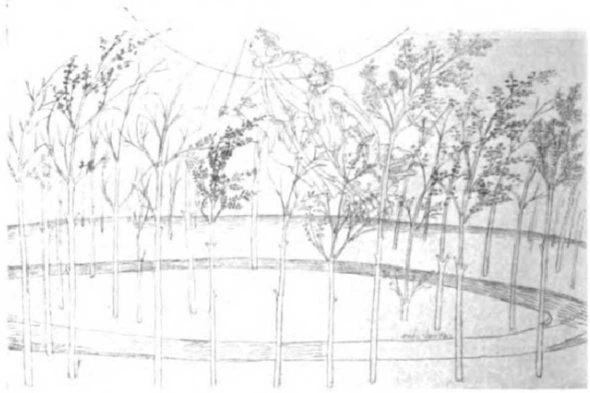
Purgatorio 13. Dante und Virgil betreten den zweiten Kreis des Purgatorio. Die an die Felswand gelehnten Gestalten sind die Neidischen, die in härenen Gewändern büßen.



Purgatorio 26. Dante, Virgil und Statius im siebenten Kreise des Purgatorio. Hier büßen in Flammen die Geister der Wollüstigen, indem sie die Keuschheit preisen.



Purgatorio 31. In der Mitte der Wagen der Kirche, in dem Beatrice sitzt. Rechts zieht Beatrice Dante hinter sich in den Fluß und taucht dann sein Haupt unter das Wasser.



Paradiso 1. Dante schwebt, von Beatrice geführt, zu den Sphären des Paradieses empor, „rein und bereit zum Aufschwung nach den Sternen".



Paradiso 22. Beatrice zieht Dante auf der Leiter mit sich empor zum achten Himmel, der Sphäre der Fixsterne, und fordert ihn auf, durch die sieben Sphären zurückzublicken.



Paradiso 23. Dante und Beatrice in der Sphäre des Fixsternhimmels. Tausende seliger Geister kreisen als Flammen um die Leuchte Christi, die als Sonne am mittäglichen Himmel strahlt.

Zum 600. Todestag Dantes am 14. September: Zeichnungen von Sandro Botticelli (1446—1510) zu Dantes „Göttlicher Komödie".

Die Originale befinden sich im Kupferstichkabinett zu Berlin.

Der Alte vom Berge.

Von Curt Bloedorn.

Wie wunderbar schön ist doch der große Waldsee. Aber so einzig, so herrlich schön wie heute schien er dem Alten vom Berge noch nie gewesen. Langgestreckt liegt er da, fast immer wie in versonnener Ruhe. Selten, sehr selten kräuselt ein Wind sein tiefes, stilles Wasser; die hohen Bestände ringsum halten jede größere Beunruhigung durch Wetter ab. Die rechte Seite, an die der hohe Tann mit seinen dunklen, immergrünen Säulen stößt, sieht poliertem Stahl ähnlich, der einen matten, gelblichblauen Schimmer angenommen. Die Randbäume und -büsche spiegelten sich dort, wo das langstenglige Schilf fehlt, in klarem Bilde wider. Den linken Teil säumen uralte Eichen und Buchen, ein paar Birken leuchten dazwischen und zeichnen weiße Stiche darein, die scharf sich auf dem Wasserspiegel abheben. Über das Ganze gießt die Abendröte ihr mildes Licht. Das Schilf mit seinen reifen Fahnen scheint purpurn, die keilförmigen Streifen, die einzelne ziehende Wildenten auf dem See hinterließen, glänzen wie flüssiges Gold, nur die Wasserrosen haben ihre schneeweißen Sterne, ihre großen, fast runden Blätter die satte grüne Farbe behalten. Scharf in dunkeln Tönen zeichnet sich das steil abfallende Ufer in die Pracht. Ja, schön, wunderschön ist der Waldsee.

Darum konnte der alte Hirsch sich nicht trennen von seinem Berge, von dem aus er ihn liegen sah. Schon so lange Jahre hatte er seinen Stand auf der Höhe, die dem Geweihten Ausblick gab, von der er seine kurzen Wanderungen unternommen, wenn der Herbst die Wälder und Felder färbte, wenn die Liebe einzog in die Rotwildherzen und ringsum das Röhren von spät abends bis früh morgens in den Tälern und Schluchten vielfachen Widerhall gab.

In der anwachsenden Schonung hatte der Alte vom Berge sich niedergetan, den Blick zum See, zu den bunten Forsten, die die Herbstsonne mit ihren letzten Strahlen streifte. Heimlich war der Hirsch. Denn was hatte er schon alles durchgemacht, wie nahe war der bleierne Tod an ihm vorübergegangen. Und gerade damals am meisten, wie er in den besten Jahren war, wie sein weit ausgelegtes Geweih die vielen Enden zählte. Aber immer war er den Jägern entronnen, war, wenn auch mit Wunden und Schrammen, davongekommen. Nun wurde er alt, seine stolze Kopfzier war stärker geworden, doch hatte sie zurückgesetzt. Im Kampf mit Rivalen würde der Alte vom Berge bald den kürzeren ziehen müssen, mußte hintenanstehen und zusehen, wie Jüngere, Mehraufhabende mit dem Rudel Kahlwild abzogen zu stillen Plätzen der Liebe. In Gedanken daran wiegte er mit seinem armdicken, fast schwarzem, gebrungenem Geweih. Alt, zu alt? Ja! Bald hatte er sein Hirschalter hinter sich. Traf ihn nicht die Kugel des Jägers, blieb er nicht im Kampfe mit Nebenbuhlern, lange machte er es nicht mehr, dann starb er den Strohtod, ging ein hinter irgendeinem Busch.

Ein leiser, ganz leiser Lufthauch kam vom See. Der Hirsch hob das Haupt und zog den Geruch von Wasser, Schilf und Lisch, von harzigen Tannen und Fichten, von Buchen und Eichen tief in die Lungen. Wie das erquickt und kräftigt und neuen Lebensmut gibt! Ja, noch sind Mut und Kraft und Freude am Dasein nicht hin. Das wollte er beweisen, beweisen dem einen, der in den letzten Jahren hier Herrscher sein möchte, Herrscher in seinem Reich, auf seinem Berge. Der würde wiederkommen wie immer im Herbst aus den braunroten Wäldern dort drüben, die den fernen Höhenzug jenseits des Sees bedeckten. Den würde er stellen und bekämpfen bis — bis — ganz gleich, wenn der der Sieger würde; das Sterben würde ihm, dem Alten, nicht zu schwer, denn sterben muß er beim Unterliegen. Aber leicht sollte dem Achtzehnender, dem Eindringling, die Eroberung seines Berges, seines Standes nicht werden — der Alte begann vor Erregung unruhig zu werden und kam hoch. Er dehnte und reckte seinen starken Körper, hieb mit dem Geweih in die Zweige der mannshohen Kiefer und stand dann wie eine Bildsäule. Langsam schwand die Wut. Warum sich schon jetzt ereifern?

Ein letztes Aufleuchten, ein rasches Huschen einiger verspäteter Sonnenstrahlen — die Dämmerung kam, das Büchsenlicht schwand. Nun war seine Zeit. Noch einmal prüfte der Hirsch die Luft, lang wurde der bemähnte Hals, die Lauscher spielten — alles in Ordnung. Erst zog es ihn am inneren Rande der Schonung entlang, die Gräser waren hier aber hart von Sonnenbrand und Trockenheit. Weiter! Am Ende der Fichten sicherte der Geweihte noch einmal lang und ausgiebig. Halt! Rechts knackt etwas! Grauschwarz, wie ein Gespenst, wie verwachsen mit dem Boden stand der Alte: der ganze Körper straffte sich, bereit zum Abspringen. Stille — wieder Brechen, dann trat ein Rudel Rotwild, voran das alte Leittier, auf den Abhang zum See. In langer Reihe, oft verhoffend, zogen sie talab und verschwanden in dem Nebel, der seit Sonnenuntergang den Wassern entstieg. Beruhigt zog der Berghirsch hinterher, um auch unterzutauchen in Dunst und Abenddunkel.

Feierlicher Friede — Bergnacht —

Durch die Wälder ging ein Raunen und Flüstern, der erste Frost war gekommen, das Sterben des Herbstes. Fast zu eilig hatten es die Blätter der Laubhölzer, zu fallen, es raschelte ununterbrochen; bald lag der Boden bedeckt. Eiskalt zog es vom See, es glitzerte die kahle Ebene, der bewaldete Höhenzug. Die tastende Hand des Vorwinters hatte sich über das Reich des Alten vom Berge gelegt. Der stand im Schilf am See, aus dem das fahle Mondlicht stetig neue Nebelgeister zauberte, die höher und höher stiegen, sich ausbreitend über die Berge flüchteten, um sich zu schweren, feuchten Wolken zu sammeln. Enten klingelten und rauschten auf ihrem Zuge durch die Schwaden, kreisten sausenden Fluges einigemal über dem Wasser und ließen sich klatschend darauf nieder. Fern aus dem Holze rief der Uhu, hoch in der Luft die Schneegans.

Der Alte vom Berge stand und grübelte. Jetzt kam die Zeit der Liebe, vielleicht auch die des Sterbens. Grämlich, verärgert war er in den letzten Jahren gewesen, unleidlich den jüngeren, vorsichtig und schlau den älteren Hirschen gegenüber. Die Jäger stellten ihm nach, er sollte abgeschossen werden, um nicht noch mehr zurückzusetzen. Er selbst fühlte sich oft überflüssig, doch immer wieder war der Hang am Leben, an Freiheit größer als die Sehnsucht nach einem kurzen Ende. Darum schlich er auch nur nachts ins Freie, zog bei Tage dort, wo niemand ihm beikommen konnte. So auch heute. Er stand und starrte ins Dunkle, ins Nebelmeer. Seine Lichter bekamen matten Glanz, es wurde feucht darinnen. War es der nasse, kalte Nebel, der sich auf sie legte? Unwillig schüttelte er den Kopf, trat einige Schritte weiter vor und verharrte frei am bereiften, weißen Ufer.

Da oben, den Abhang hinauf, ist der Berg, sein Holz, hier sein stiller, schöner Bergsee, der wie ein großes, tiefes Auge zum Himmel hinausschaut. Dazwischen das Äsung gebende Feld, auf dem er fast sein ganzes Hirschleben gezogen. Jenseits des Wassers das alte, hohe Holz, in dem er gesetzt, in dem er seine Jugend verlebt. Wohl war er in jüngeren Jahren in die weitere Umgebung gewandert, hatte andere Forsten, andere Felder kennengelernt, doch zu tief wurzelte die Heimatsliebe in ihm. Immer mußte er zurück zu ihr, der er jetzt treu geblieben all die

Jahre. Wie still und ruhig war es immer im hohen Tann, wie heimlich zwischen den starken Buchen, den Eichen, wie warm in der anwachsenden Schonung, aber auch wie kalt das Waldtal, wenn der Nord fegte, der Schnee klafterhoch lag und Hunger und Kälte umgingen! Dann hatte ihn der bewaldete Höhenzug, sein Berg aufgenommen, hatte ihn geschützt in Schluchten mit den Büschen und dichtem Holz. Auch ein Hirsch kann dankbar sein, dankbar der Heimat. Auf dem Berge, der ihm den Namen gegeben, auf den er stolz war, wollte er einst sterben. Der Hirsch zog langsam und vorsichtig zur Höhe. Vor den Tannen und Fichten machte er halt, sicherte, fand nichts Verdächtiges und sprang mit einigen großen Fluchten in die Dickung.

Im Osten graute der junge Tag, rötlichgelbes Licht kündete der Sonne Aufgehen. Der Alte vom Berge äugte über sein Reich. Die Dünnungen schlugen vor innerer Erregung. Ihn hatte auf einmal ein eigenartiges Fieber gepackt; warm lief es ihm über seine graurote Decke, im Innern schien alles zu kochen und zu sieden. Was war darinnen? Es jagte vom Herzen zum Kopf, immer und immer wieder. Die Lichter bekamen roten Schimmer, eine Unruhe hatte ihn befallen. Da hielt es ihn nicht mehr, er mußte schreien — seine Wut — sein Feuer — seine Liebe; schreien über Waldsee und Berg, über Täler und Höhen. Tief, grollend, gewaltig röhrte der Berghirsch. Wie der heiße Atem zur weißen Wolke wurde in der kalten Luft, wie der zottige Hals sich dehnte und weitete beim Orgeln! Er schrie einmal, viermal, zehnmal, als gelte es das Leben. Horch! — War das Widerhall oder — kurz, heiser, ärgerlich röhrte der Hirsch weiter, verschwieg und lauschte. Da! Antwort wurde ihm vom Tal, vom See her. Also doch! Zornig stampfte er auf, schlug wütend mit dem Geweih die Kiefer vor ihm, warf Steine und Kraut hinter sich mit den Läufen und schrie wieder, kurz, herausfordernd. Ein Knören hörte er, dann den nahen Schrei des Achtzehnenders. Und da war er. Jetzt galt es, Tod oder Leben, Tod oder Weiterherrschen. Tief im Nacken lagen die armdicken, kurzen Stangen, seine Schreie sagten dem heranziehenden Rivalen: „Es gilt, ich bin hier, bis an den Rand des Holzes komme ich dir entgegen, weiter nicht. Hier erwarte ich dich.“ Und der kam. Schritt für Schritt zog der fremde Hirsch heran, nun waren sie nur noch einige Ellen auseinander. Minutenlang äugten sich die Kämpfer an. Beiden war es heiß geworden. Dies wird kein spielendes Geforkel, es geht auf Leben und Tod. Wer ist der Stärkste? Schon überlegte der Achtzehnender, ob er kehrtmachen soll, noch ein Jahr warten, da stürmte der Alte bereits heran, daß es weit zu hören war. Es krachten und knallten die Stangen der Geweihe zusammen, es dröhnte und stampfte, es keuchte und röchelte, sie schoben und stießen sich, sie schlugen und bohrten.

Erschreckt flüchteten die Tiere im Umkreis; so verbissen hatten sie noch nie Kämpfende gesehen. Selbst die Natur schien den Atem anzuhalten. Ringsum bei den Hirschen Stille. Die wüteten weiter, trafen sich von neuem, prasselten zusammen. Dem Fremden brach die Augsprosse, er taumelte, sprang zurück, rasend kam er wieder. Der Alte paßte gut auf, doch zu gewaltsam war der Anlauf gewesen, er mußte in die Knie, sein rechtes Licht hing in rotem Klumpen aus leerer Höhle. Er riß sich hoch, einige Schritte nach links, wieder heran. Fetzen hingen dem Achtzehnender an der rechten Seite. Sie kämpften und kämpften, vergaßen alles um sich her. Wieder stehen beide Hirsche getrennt, atemholend, fallen dann erneut aufeinander, weiter kracht und dröhnt es. Da will der Alte zurück, einen neuen Stoß machen, er kommt nicht los. Der Gegner zieht, auch der nicht — verkämpft! Sie zerren, sie winden sich, versuchen nach rechts und links zu brechen — vergeblich; es geht nicht. Sie stöhnen, ächzen, die Dünnungen schlagen und zittern, die Hirsche dampfen, alles umsonst — verkämpft!

Die Stunden kriechen, die Hirsche stehen. Die Sonne brennt, es wird Mittag. Lang hängen die Lecker aus den Geäsen, schwach geht der röchelnde Atem, die Läufe zittern, matt sind die Lichter, die Hirsche stehen immer noch. Der Standhirsch ist zäher als der Fremde; er ist noch hoch, als der Gegner in die Knie sinkt.

Da begann der Alte vom Berge: „Warum mußtest du kommen, mich zu vertreiben suchen, hattest du keine Heimat? Was hat sie dir getan, daß du sie verließest? Was ich? Ist nicht Platz auf der Erde für uns beide? Und nun? Dir geschieht recht. Aber mir? Allvater dort oben, gib ein rasches Ende, lasse mich nicht langsam umkommen, mich, der ich verteidigt, was mein, was mir gehört seit meiner Kindheit!“

Die Sonne ging zur Ruhe, da fiel auch er. Durst — Durst! — Aus des Achtzehners Riß läuft Schweiß, dauernd in schweren, eilenden Tropfen, hatte schon den ganzen Tag geperlt, es geht mit ihm zu Ende. Er röchelt, reckt sich, die Läufe schnellen, nur noch einige Zuckungen — er liegt still.

Wieder geht die Sonne auf, wieder strahlt Herbstgold über Berg und Forsten. Im Todeskampf bäumt sich der Überlebende. Da — gibt das Geweih nicht nach? Er reißt noch einmal die letzten Kräfte zusammen, zieht und zerrt, ein Klappern — frei! Er taumelt hoch — sieht seinen Berg, den Waldsee, sieht seine Heimat, seinen toten Gegner. Ehrlich gekämpft, ehrliches Sterben? Tod, nun komme, ich bin Sieger — ich — „der Alte vom Berge!“

Der Herr im Herbst.

Von Hanns Looser, Berlin.

Schon in den letzten Jahren hat es sich gezeigt, daß auch der deutsche Herr, der bis dahin, im Gegensatz zu denen anderer Nationalitäten, weniger auf sein Äußeres gab, der Kleidung ständig erhöhte Beachtung schenkte und in ihr nicht nur die Befriedigung der elementarsten Naturnotwendigkeiten, sei es Schutzbedürfnis oder Schamgefühl, sah, sondern seine Kleidung auch zur äußeren Ausdrucksform einer gepflegten Innenkultur erhob. Und es ist eigentlich nur natürlich, wenn man kultiviertem Geist entsprechende Folie gibt. Immer stärker prägt sich ein Interesse für die Kultur der Kleidung aus, deren Stil und Linie übereinstimmend mit der Entwicklung des Geistes gehen. Es ist eine absolut irrige Anschauung, daß die Mode „gemacht“ wird. Sie ist niemals allein abhängig von dem Wollen und Wünschen berufsmäßiger Modeschöpfer, sondern gibt eine rein äußerliche Form des Zeitstils wieder. Und der Stil einer Zeit ist immer abhängig von Faktoren, die in der Weltwirtschaft, der Moral und dem Ethos der Zeit basieren. Große geistige Erregungen finden stets ihr Spiegelbild in der Mode, und diese Hypothese dürfte auch dann immer richtig sein, wenn selbst die Mode



entgegengesetzte Bahnen einzuschlagen scheint. Wer tiefer in die Materie eindringt und nicht nur die vollendeten Tatsachen als Selbstverständlichkeit hinnimmt, wird stets auf Wege stoßen, die zurückführen zu Einflüssen, deren Ursprung außerhalb des Wirkens einer Modeindustrie liegt.

„Höhepunkt der Eleganz ist die Stileinheit“, mit diesem Ausspruch hat der bestangezogene Mann des 19. Jahrhunderts, George Brummel, das Wesen höchster Kleiderkultur gekennzeichnet, und noch heute hat das Wort Geltung. Ästhetisches Feingefühl, ausgeprägtes Stilempfinden sind unerläßliche Faktoren zur einwandfreien Kleidung, „einwandfrei“ in bezug auf die Persönlichkeit und damit gefühlsmäßiger Schutz gegen die Überspanntheiten der herrschenden Mode. Die Mode sollte niemals als festes Kleidergesetz angenommen werden, sondern soll nur richtunggebender Maßstab sein für eine Kleidung, die in höchster Vollendung die Modelinie mit den äußerlichen Erfordernissen einer schlagenden Individualität in Einklang bringt.



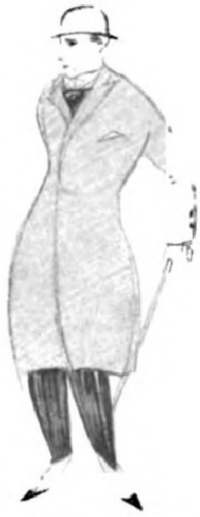
In logischer Folgerung ist es selbstverständlich, daß jede Vorausschau, jeder Bericht über die kommende oder die geltende Mode niemals Anspruch erheben darf, als unumstößliches Dogma angesehen zu werden. Letzten Endes entscheidet die Persönlichkeit, die stark genug sein muß, sich bisweilen über die Mode zu erheben, wenn Stil und Charakter sich der eigenen Note nicht einfügen; denn sonst wird Mode zu maskeradenhafter Vermummung, hinter der das wahre Gesicht des Trägers trügerisch maskiert verborgen bleibt.

Im Gegensatz zur Frau ist der Mann konsequenter, und diese Charaktereigenschaft prägt sich auch in der Linie der Mode aus. Die Mode des weiblichen Geschlechts wechselt entsprechend der Sprunghaftigkeit der Frau in stärkerem Maße; eine Veränderung in der Linie der Herrenmode bedingt eine lange Vorbereitung. In der Mode des Winters 1920/21 zeigten sich die Vorläufer zu einer veränderten Silhouette im Bilde der Herrenwelt. In langsamer Entwicklung kristallisiert sich jetzt das Bild der kommenden Linie.

Dem flüchtigen Auge unmerklich, dem scharfen Beobachter in größter Deutlichkeit verändert sich das Bild der Herrenmode. Nur in winzigen Einzelheiten zeigt sich eine Umstellung auf die neue Form.

An dieser Stelle seien auf einige Besonderheiten der kommenden Linie aufmerksam gemacht.

Der Herbst bringt Sakkoanzüge in gedeckten Farben, teils uni, teils gestreifte Stoffe, Blau mit weißem oder grünem Faden, Schwarz mit lila Seidenfaden und ähnliche Zusammenstellungen. Noch immer dominiert die breite Schulter, die knallige Taille, sowohl einreihig als auch zweireihig, der Schlitz im Rücken tritt stärker in die Erscheinung. Ein lang ausgezogener Revers, Spitze deutlich nach oben zeigend, sichelförmige Taschen vervollständigen den Herbstsakko.



Neben dem Ulster, der an Stelle des einfachen Raglans als Fledermausmantel mit tiefen, mammuthaften Ärmeln geschnitten ist, wird der taillierte Gehrockpaletot bevorzugt. Schwarze, tiefdunkelblaue (corbeaufarbige) oder torfbraune Eskimos sind das gegebene Stoffmaterial. Der Schnitt ist ähnlich dem der Sakkoanzüge. Deutlich zeigt sich bei Anzügen wie bei Mänteln der Zug zur Länge. Das „Fipsige“, Niedliche verschwindet immer mehr. In derselben Tendenz bewegt sich die Mode der Hüte. Breiter Rand, glatt oder umgeschlagen, ist der „dernier cri“. Die Ansichten über die Hutform, den weichen eingedrückten Hut oder die steife schwarze Melone, sind noch geteilt; richtig erscheint auf jeden Fall, zum dunklen Gehrockpaletot den steifen Hut zu tragen. Für ältere Herren tritt zu gesellschaftlichen Zwecken wieder der Gehrock in den Vordergrund, der bei der jüngeren Generation durch den Smoking oder Tamanzug, bei ausgesprochen konventionellen Gelegenheiten durch den Frack ersetzt wird. Es erübrigt sich wohl, hier noch einmal die elementarsten Voraussetzungen einwandfreier Kleidung zu geben. Es dürfte mittlerweile allgemein anerkannt sein, daß man zum Frack keinen schwarzen oder weißen, schwarz bordierten Schlips trägt.

Für Schuhe ist die spitze, etwas längere Form beliebt.

Die farbig abgestimmte Gamasche, die entsprechenden Handschuhe, die zum Anziehen, nicht zum „In-der-Hand-Tragen“ gefertigt sind, der Stock aus dunklem Holz vervollständigen das äußere Bild des Herrn im Herbst.

Aus Wissenschaft und Technik.

Zur Entstehung der menschlichen Sprache. Natur- wie Geisteswissenschaften sind seit Herder lebhaft bemüht, in das dunkle Gebiet der Entstehung der menschlichen Sprache Licht zu bringen. Mit Rücksicht darauf, daß die Zeiten der Sprachenentstehung ein für allemal verloren und die Laute von dereinst für immer verhallt sind, zwischen Tier und Mensch auch nach dieser Hinsicht eine tiefe, unüberbrückbare Kluft gähnt und nicht einmal bei dem die Sprache erlernenden Kind ein Analogon mit dem Tiere sich bietet, müssen sich alle hierauf bezüglichen Erklärungsversuche ausschließlich auf hypothetischem Boden bewegen. Daß mit dem Wiederaufblühen des Entwicklungsgedankens durch Darwin das Problem der Entstehung der Sprache sich fast ausschließlich nach der naturwissenschaftlichen Seite verschob, ist ohne weiteres begreiflich, wenn es auch dadurch notgedrungen mit einer gewissen Einseitigkeit verbunden wurde. Man zog die Parallele vom Menschen zum Säugetier, dessen Kehlkopf zweifellos ebenso wie der des Menschen zur Lautsprache geeignet ist. Doch wären, so sagt man, die Mundwerkzeuge dieser Tiere durch die Nahrungsaufnahme stark in Anspruch genommen, die Kiefer vorgeschoben und ihre Hälften so sehr einander angenähert und die Zunge in ihrer Beweglichkeit gehindert worden, daß sich für eine artikulierte Sprache größte Schwierigkeiten in den Weg stellten (Klaatsch, „Werdegang der Menschheit"). Dazu komme die geringe Gehirnentwicklung als weiteres Hemmnis für eine entsprechende Lautgebung. Zweifellos ist diese Annahme, wenigstens soweit sie sich auf die Mundwerkzeuge bezieht, ein Irrtum, und es ist des weiteren durchaus nicht erwiesen und zum mindesten sehr unwahrscheinlich, daß der Urmensch geringeres Nahrungsbedürfnis an den Tag gelegt hätte als beispielsweise die ihm so nahe verwandten Anthropoiden, deren Stoffwechsel und Nahrungsbedürfnis von dem des Menschen kaum abweichen konnten. Anders steht es schon mit dem Hinweis auf die Gehirnverhältnisse. Der Unterschied zwischen dem heutigen Menschen und den Menschenaffen ist nach dieser Hinsicht überraschend groß. Aber die Hauptfrage liegt schließlich auf der *psychischen* Seite. Setzt doch die Sprache nicht nur ein hochentwickeltes Gehirn, sondern auch hochwertige psychologische und logische Vorgänge voraus, über die das Tier nicht verfügt, wie denn überhaupt die psychischen Unterschiede zwischen Tier und Mensch weit größer sind als die physischen. Nach Klaatsch soll bei der Entstehung der Lautsprache die Nachahmung von Geräuschen der Umwelt stark mitgewirkt haben. Wenn auch nicht von der Hand zu weisen sein dürfte, daß Tierlaute oder eindrucksvolle Geräusche, wie etwa der Donner, am lautlichen Aufbau mancher Worte beteiligt waren, so dürfte doch der Einfluß der Umwelt nach dieser Richtung stark beschränkt gewesen sein. Hingegen dürfte die Lautsprache Hand in Hand mit der natürlichen Gebärdensprache und anderen Ausdrucksbewegungen entstanden sein, allerdings nicht als eine Art Erfindung eines einzelnen, sondern als der psychische Ausdruck von Mitgliedern einer Gemeinschaft. Dr. Schmid.

Über das sogenannte Alpdrücken. Wenn vom Alpdrücken gesprochen wird, so verbindet man damit noch häufig den Begriff des Mystischen. Denn nicht nur im klassischen Altertum haben Alpträume und Alpdämonen eine große Rolle gespielt, sondern auch vor allem im Mittelalter — in den Hexenprozessen. Ja, in Thomas Brownes „Pseudodoxia epidemica" von 1680 wird sogar von „Alb-Steinen" gesprochen, „die von gewissen Gespenstern herkommen sollen". Im übertragenen Sinne nannte Goethe einmal Riemer gegenüber Jean Paul „das personifizierte Alpdrücken der Zeit". Auch die belletristische Literatur hat sich des nächtlichen Aufschreckens oder des Pavors, wie es in Thomas Manns „Buddenbrooks" heißt, angenommen. Und der Leser von Balzacs „Contes drolatiques", von Andersens Märchen „Die Nachtigall", von Johanna Spyris „Heidis Lehr- und Wanderjahre" ist mit dieser bei Nacht auftretenden Erscheinung wohlvertraut. Auch Künstler von der Bedeutung Daumiers haben es sich nicht nehmen lassen, den Cauchemar oder den Nachtmahr im Bilde festzuhalten. Wir wissen, daß Richard Wagner in seinen Jugendjahren von nächtlichen Angstträumen erschreckt wurde, und der dänische Dichter Öhlenschläger hatte besonders nach dem Genusse von Alkohol unter einer Art von Alpdrücken zu leiden. Erst in späteren Jahren, als er nicht mehr seinen gewöhnlichen Abendschnaps trank und im Sommer Wasser in den Wein goß, blieben die unangenehmen nächtlichen Erscheinungen, die ihn in Todesangst versetzten, fort. Besonders heimgesucht ist das Kindesalter von solchen Angstzuständen. Häufig sieht man, daß Kinder mit chronisch verstopftem Nasenrachenraum, nachdem sie kurze Zeit geschlafen, mit einem grellen Schrei erwachen. Andererseits muß man, falls man keine anderen Ursachen findet, mit einer nervösen Disposition oder einer bereits vorhandenen psychopathischen Konstitution rechnen. So fühlt z. B. der Arztdichter Findh den Alpdruck, wenn er auf der Herzseite liegt, und fängt unartikuliert zu stöhnen an. Schon eine Atembehinderung — durch Zudecken von Mund und Nase im Schlaf — kann bei dazu Disponierten diesen Zustand auslösen. Das haben mehrfach ausgeführte Versuche an Schlafenden gezeigt. Seit man nicht mehr an Alpmännchen oder Gespenster glaubt, ist man gezwungen, die Atemnot im Traum auf einfache physiologische Art zu erklären. Es kommt sogar vor, daß gewisse Familien schwer unter solchen Zuständen leiden. Wenn nicht früh und energisch eine gut geleitete Behandlung und Erziehung durch Arzt und Eltern einsetzt, so ist es oft schwer, des Übels Herr zu werden. So schreibt ein Arzt, der selbst daran gelitten hat, aus eigener Erfahrung: „Ich habe als Kind die seltsamsten Manipulationen vorgenommen, um zu verhüten, daß ich im Schlaf in jene Körperlage geriet, die mir dieses Schrecknis bereitete; ich legte mich auf den Rücken und schob die Hände darunter, versuchte sogar, durch Handtuchschlingen die Arme an der Bettstelle zu befestigen, mir selbst auf diese Weise eine Art Martyrium auferlegend, das mir aber eine Kleinigkeit erschien gegen jenes, das ich zu vermeiden strebte." Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Über Pflanzenverbreitung. Die Lehre von der Verbreitung der Pflanzenfamilien, -gattungen und -arten (Pflanzengeographie) hat, wie die anderen Zweige der Botanik, längst aufgehört, eine nur „beschreibende" Wissenschaft zu sein. Das Forschen nach den Ursachen des Pflanzenvorkommens weist uns Beziehungen nach drei Seiten hin auf: *historische*, denn die heutige Pflanzendecke der Erde ist etwas Gewordenes (man denke z. B. an die Eiszeit), teils unter natürlichen Bedingungen, teils durch die gewaltigen Eingriffe menschlicher Kultur; *geographische*, weil namentlich Klima und Boden das Vorkommen oder Fehlen einer Pflanzenart bedingen oder ausschließen; *physiologische*, weil diese Abhängigkeit von Außenbedingungen eine Lebenseigentümlichkeit der Pflanzen ist, von Art zu Art verschieden; gerade sehr nahe Verwandte finden sich meist nicht an gleichen Standorten. Die in ihrer Berechtigung vielfach umstrittene Theorie vom „Kampf ums Dasein", umstritten namentlich in ihrer Beziehung zur Entstehung der Arten, zeigt sich doch allenthalben deutlich verwirklicht in der Verbreitung der Arten; denn jede Pflanze wie jedes Tier kann sich nur be

ansiedeln, wo ihnen der Kampf ums Dasein nicht allzusehr erschwert wird, sei es durch Ungunst des Klimas oder durch lebende Feinde. Sehr wichtig sind dabei auch die natürlichen Verbreitungsmittel der Pflanzen. Staubfeine Samen oder solche mit Flügelanhängen oder Haarkronen (z. B. Distel) werden durch den Wind, andere durch Tiere (Kletterorgane z. B.) verbreitet; solche Pflanzen werden sich leicht von einem Ort zum andern verbreiten. Anderen wird es schwerer gemacht. Während manche Arten „über die halbe Erde" verbreitet sind, bewohnen andere nur ein enges Gebiet und sind darin wohl auch auf recht vereinzelte Vorkommen beschränkt; es kommt das entweder von geringer Ausbreitungsfähigkeit oder von wählerischen Ansprüchen an den Standort. Dabei ist es überraschend, wenn man eine Pflanzenart, die selten und nur an wenigen Standorten vorkommt, der man also besondere Ansprüche an den Standort zuschreiben muß, doch an ganz verschieden gearteten Stellen findet; so z. B. wächst das „Berghähnlein" (Anemone narcissiflora), eines der schönsten Kinder der deutschen Flora, im Riesengebirge und in der Hohen Tatra auf Gneis über der Baumgrenze, im Schwäbischen Jura im schönsten Buchenwalde auf Kalkboden, in Südrußland und weiter ostwärts ist sie Steppenpflanze. In der Alb wächst auch die „Kleine Wiesenraute" (Thalictrum minus) in Ritzen der Kalkfelsen, während sie in Norddeutschland auf Sandboden vorkommt. Man muß in solchen Fällen wohl annehmen, daß es sich um verschiedene Rassen oder Unterarten handelt, von denen eben die eine dem Kalk-, die andere dem Kieselboden angepaßt ist, auch wenn wir die beiden Formen durch äußere Merkmale nicht unterscheiden können. Denn in anderen Fällen kennen wir deutlich unterscheidbare Arten, die, nahe verwandte Paare darstellend, teils an Kiesel-, teils an Kalkuntergrund gebunden sind, wie z. B. die beiden verbreitetsten Alpenrosen-(Rhododendron-)arten der mitteleuropäischen Alpen. — Auch an praktischen Beziehungen fehlt es der Pflanzengeographie nicht: zur Klimakunde, zur Forstbau- und Landwirtschaftswissenschaft usw. Denn schließlich ist die Anbaumöglichkeit bestimmter Kulturpflanzen (z. B. Weinstock, Ölbaum) in ganz ähnlicher Weise von Außenfaktoren bedingt wie das natürliche Vorkommen der „wilden" Pflanzen. Dr. Hugo Fischer, Essen.

Die Ringe Saturns sind neuerdings Gegenstand des Interesses sowohl der beobachtenden als auch der berechnenden Astronomie geworden. Es lohnt sich darum vielleicht ein kurzer Rückblick und Ausblick auf die mit ihnen zusammenhängenden Fragenreihen. In der ersten Zeit nach der Erfindung des Fernrohrs war es der in den unvollkommenen Gläsern schwer erkennbare Tatbestand selbst, daß nämlich Saturn von einem dünnen und flachen, zur Ekliptik geneigten, die Kugel Saturns freischwebend umgebenden Ringe gegürtet werde, welcher die Welt der Gelehrten in Spannung erhielt, bis endlich Huygens den Sachverhalt als solchen erkannte. Je vollkommener aber die Fernrohre wurden, je mehr das Ringsystem Saturns beobachtungstechnisch erforscht wurde, desto mehr ergaben sich neue Aufgaben insbesonders für die rechnende Astronomie. Es hatte sich gezeigt, daß das „Perisaturnium" eigentlich aus mehreren konzentrischen, wie Herdreifen ineinanderliegenden Ringen bestand (Außenring, heller Ring, grauer Ring, Florring), welche durch „Teilungen", d. h. dunkle Linien, voneinander getrennt erschienen; vor allem aber, daß der ungeheuer breite Ring augenscheinlich recht dünn sein mußte, denn in jenen Jahren, wo wir in seiner Ebene standen und ihn gleichsam von der Krempe sahen (wie dies auch eben jetzt 1921 wieder der Fall ist), verschwand der Ring selbst für mächtige Instrumente mindestens auf Tage oder Wochen ganz. Die Dünnheit des Ringes warf die Frage nach seiner Stabilität auf, und die besten Rechner bemühten sich um ihre Lösung, die sich nicht anders zu ergeben schien als in der Annahme, daß das Ringsystem aus unzähligen Kleinmonden bestünde, die, wie ein Mückenschwarm, bloß aus unserer Ferne gesehen, sich wie ein zusammenhängender Ring darböten. Spektroskopische Befunde schienen die Berechnungen vollständig zu bestätigen. In neuester Zeit macht man aber wieder darauf aufmerksam, daß die Schwierigkeit, die Dauerhaftigkeit der Saturnringe mathematisch zu begründen, trotz dieser Annahme nicht geringer geworden ist, denn es ist wenig wahrscheinlich, daß die Abermillionen Kleinmöndchen, die doch ihre Bahnen recht dicht beieinander ziehen müßten, sich nicht gegenseitig alsbald so stark stören sollten, daß der Bestand des Ringsystems in merklicher Weise gefährdet werden sollte. Zu dieser noch ungelösten Frage kommt noch diejenige, warum gerade Saturn unter allen bekannten Gestirnen allein mit einem Ringsystem ausgezeichnet sei, eine Problemstellung, die eigentlich bisher im Verhältnis zu ihrer Wichtigkeit noch immer zu wenig beachtet worden ist. Man sieht, daß der Planet auch heute noch den Beinamen „der wunderbare" verdient. M. Valier.

Strömungen an der Süd- und Ostküste des Baltischen Meeres. Auf Grund von etwa 55000 Notierungen ist es Brückmann gelungen, durch Windbeobachtungen festzustellen, daß an der Ostseeküste jährlich durchschnittlich 45,1% westliche Winde wehen. Mit Hilfe von Flaschenposten, die im Herbst 1912 und im Frühjahr 1913 ausgesetzt wurden, stellte er die Strömungsrichtung der Küstenoberflächenströme fest. An zehn Stellen zwischen Kolberg, Cranz und der Südspitze von Memel wurden zu diesen Zeiten 116 Flaschenposten ausgesetzt. 57,8% erhielt er wieder zurück. Eine bei Kolberg ausgesetzte Flasche brauchte bis Nieder-Bartau in Kurland 115 Tage (500 km), während bei Stolpmünde eine dort dem Wasser übergebene Flasche nach zehn Tagen erst aufgefunden wurde, ohne daß sie sich von ihrem Aussetzungsort entfernt hätte. Vier der Flaschen schwammen nach Ösel (430—450 km). Dazu brauchten sie 33 bis 55 Tage. 90% der Flaschen, die man wiederauffand, schwammen nach Norden und Osten. Dieses Ergebnis berechtigt zu der Annahme, daß der Küstenstrom vorherrschend nach Osten gerichtet ist. Und da an der pommerschen, west- und ostpreußischen Küste durchschnittlich jährlich 45,1% westliche Winde wehen, müssen sie die Ursache der Stromversetzung sein. Die Strömungsgeschwindigkeit beträgt 13,5 Zentimetersekunden. An der Wanger Spitze zweigt sich wahrscheinlich ein Nebenstrom vom Hauptstrom ab, der Neukuhren versandet. Geinitz hat berechnet, daß der Landverlust an der mecklenburgischen Küste auf 210 km 300000 cbm beträgt. Nach Brückmann macht er an der 70 km langen samländischen Küste 1 Mill. cbm aus. Diese Sandmassen und die Schwemmstoffe einmündender Gewässer werden innerhalb der 10-Meter-Linie abgelagert. An drei Stellen zwischen Danzig und dem Rigaischen Meerbusen geht diese Ablagerung vor sich. Die erste Stelle beginnt hinter Großbruch südlich von Pillau und reicht fast bis Brüsterort. Die zweite Stelle liegt auf der breitesten Stelle der Kurischen Nehrung bei Rossitten. Aus den Sandbankbildungen innerhalb der 40-Meter-Linie folgt der Schluß, daß starke Winde das Ostseewasser in den meisten Fällen bis zum Grunde bewegen. Rudolf Hundt.

Für die Frauenwelt.

Pelze. Die Mode der Pelze steht in allererster Reihe. Die Kunst der Verarbeitung ist auf eine so hohe Stufe gekommen, daß man mit den Pelzen ganz wundervolle Wirkungen erzielen kann. Die hübschesten Drapierungen, die kompliziertesten Formen lassen sich arrangieren, denn der Pelz wird durch die Verarbeitung fein und dünn wie Samt. Das eben ist die Kunst in der Verwendung, daß man aus den einst dicken, unförmigen Pelzen die geschmeidig graziösen Umhänge macht, die nicht ein bißchen auftragen, sondern sich schlank an die Figur schmiegen. Die dieser Mode am meisten entgegenkommende Pelzart ist Breitschwanz. Man kann aus diesem Pelzwerk die hübschesten Formen machen. Seitlich eingereiht, die Mode der Saison, mit flach fallendem losen Rücken, oder Capekragen mit Zobel bordiert. Niemals trägt Breitschwanz auf, niemals wird diese Pelzart aus der Mode kommen, denn mit keinem Pelz steht die Mode auf besserem Fuß als eben mit Breitschwanz. Der Modepelz für abendliche Umhüllungen wird heuer Hermelin sein, der lange von der Mode zurückgehaltene Pelz, der, mit den pikanten schwarzen Streifchen versehen, einen fabelhaft schicken Eindruck macht. Die Frauen werden gut tun, wenig oder gar keinen Schmuck und keinerlei Coiffüren zu tragen, wenn sie den Hermelinmantel umnehmen, denn er allein wirkt wie ein kostbarer Edelstein. — Genau dasselbe läßt sich von Zobel sagen. Zobel ist noch kostbarer und unendlich kleidsam. Der tiefe Kragen, den die Mode vorschreibt, ist Zier genug für diese prachtvollen Pelzstücke. Genau wie ein großer Edelstein bei Tag nicht am Platze ist, genau so ist es mit Hermelin und Zobel. Sie wirken nur in strahlendem, festlichem Milieu, abends, wenn die elektrischen Lichter sprühen und Lebenslust und Lebensfreude zu Worte kommen. Claire Patek.

Die Unterschiede zwischen Frauenmilch und Kuhmilch. Unersetzlich für die Ernährung des Säuglings ist die Muttermilch. Wo aber aus irgendwelchen Gründen künstliche Ernährung erforderlich ist, da muß es eine Hauptaufgabe sein, schädliche Ursachen möglichst auszuschalten. Auf die Bedeutung des Kaseins in der Milch macht neuerdings Timpe in einer kleinen, bei F. C. W. Vogel in Leipzig erschienenen Schrift aufmerksam. Beim Kochen der Milch erleidet das Kasein eine Veränderung, die mit für die schwere Verdaulichkeit in Frage kommen dürfte. Das Kasein (ein Eiweißkörper) der Frauenmilch ist von dem der Kuhmilch wesentlich verschieden. Es ist insofern besonders bedeutungsvoll, als es einen für die Zellkerne unerläßlichen phosphorhaltigen Bestandteil enthält. Angestellte Versuche ergaben nun, daß durch einen geringen Zusatz von gelöstem pyrophosphorsauren Alkali zur Kuhmilch ihr Kasein gespalten wird unter Abscheidung eines unlöslichen Anteils; der in Lösung verbleibende Rest des Kaseins weist andere Eigenschaften auf als das ursprüngliche Kasein der Kuhmilch. — Die Herstellung eines Ersatzes für Muttermilch wäre demnach nicht unmöglich, wenn der Kaseinkern in aufnahmefähiger Form zu erhalten ist; Timpe faßt ihn als Pyrophosphorsäure auf. Durch die Behandlung der Kuhmilch mit geringen Mengen löslicher pyrophosphorsaurer Salze soll das erreicht werden. Dem Organismus auch weniger kräftig entwickelter Säuglinge wird dadurch das Material zur Bildung der erforderlichen Fermente zugänglich gemacht; er wird befähigt, auch das artfremde Eiweiß der Kuhmilch zu verarbeiten und für sich nutzbar zu machen, und zwar gleichgültig, ob die Milch nach der Phosphatbehandlung gekocht oder roh verwandt wird. Alle übrigen in Betracht kommenden Faktoren, insbesondere das richtige Nährstoffverhältnis, müssen selbstverständlich auch beachtet werden. Die Pyrophosphatmilch soll nicht nur etwaige Verdauungsstörungen beseitigen, sondern auch alle jene Erscheinungen zeitigen, die man nach der Verabreichung von roher Milch bei erkrankten Säuglingen beobachtet haben will, nämlich die Schnelligkeit und Plötzlichkeit der Wendung zum Besseren. Dr. W. Schweisheimer, München.

Literatur und Kunst.

Artur Volkmann. Am 28. August, der uns unseren größten deutschen Dichter schenkte, erblickte Artur Volkmann, der Plastiker, Maler und Graphiker, vor 70 Jahren in Leipzig das Licht der Welt. Es ist schmerzlich, daß ihn von seiner Vaterstadt zu diesem Tage nur Erinnerungen grüßen, daß sie ihm nicht, noch ehe seine Sonne zur Rüste geht, den Monumentalauftrag auf eine Reiterfigur schenkte, den er ersehnte und, in kleinen Vorarbeiten unablässig abklärend, erarbeitete. Im Leipziger Museum steht (neben anderen Werken seiner Hand) die 1890 entstandene Bronzestatuette eines bärtigen, lanzentragenden Reiters auf schwerem Roß. Jugendliche nackte Reiterfiguren auf schlanken Pferden werden augenblicklich unter persönlicher Leitung des Künstlers in Geislingen gegossen, um in kleiner Form wenigstens und allgemeinerer Verbreitung Zeugnis von Volkmanns künstlerischem Ideal abzulegen, das schon 1907 zu abschließenden Gestaltungen gekommen war. Hier ist in außerordentlich großzügigem Erfassen und Gestalten der Form Pferd und Reiter durch elastischen Bewegungsrhythmus zusammengespannt, obgleich sich beide äußerlich in Ruhe verhalten, das Pferd allerdings mit rassigen Anzeichen innerer Spannung. Durch die Feinheit der Oberflächenbehandlung wird das Ganze mit voller Blutwärme erfüllt. Eine Monumentalausführung würde uns ein Gegenstück zu der berühmten „Amazone" von Tuaillon vor der Berliner Nationalgalerie gegeben haben. Das auf Seite 215 abgebildete Gemälde „Jüngling mit Pferd" zeugt von der Kunst Volkmanns, das Pferd in seiner rassigen Kraft und Schönheit zu erfassen. Der Reitsport auf ungesattelten Campagnarossen war ja auch des Künstlers einzige Leidenschaft neben seiner Kunst in den langen Jahren der Studien und des Schaffens in der römischen Abgeschiedenheit, die er, 25jährig, 1876 erkor. Etwa zehn Jahre einte ihn dort engste Lebens- und Strebensgemeinschaft mit Hans v. Marées. Nach dessen Tode blieb er noch bis 1910 in Rom. Nur kurze Heimataufenthalte liegen dazwischen. Im Jahre 1910 siedelte er nach Frankfurt a. M. über, wo Boehle und Thoma durch ihr Wirken den Boden für Volkmanns künstlerische Absichten bereitet hatten. Die Schulung bei Hähnel und Wolf gab ihm nur die Technik. Sein künstlerischer Funke sprang erst in Rom auf in der Berührung mit Marées und dessen Förderer Dr. Conrad Fiedler sowie Marées' Schüler, dem jüngst verstorbenen Plastiker Adolf Hildebrand. Auch die Nähe der Antike, die Größe der Naturform Italiens mögen fesselsprengend gewirkt haben. Wie Marées, suchte auch er nun mit der bildenden Kunst nur bildnerische, nicht inhaltliche Probleme zu lösen, d. h. künstlerische Klärung des Natureindruckes zu dekorativ monumentaler Wirkung im Kunstwerk. Er erarbeitete das Ideal zuerst auf dem Gebiet der Plastik, die Marées nie ausübte. Erst nach Marées' Tode 1887 ist der Künstler zur Malerei übergegangen. Es drängte ihn, den Zusammenhang der Einzelform mit dem Raum künstlerisch zu gestalten, was bei der Malerei intensiver möglich ist als beim Relief, da sie den Raum mit Hilfe der Luftperspektive zu vertiefen vermag. Ihn trotzdem mit den rhythmisch, im Sinne Marées' bewegten Figuren und Gruppen zusammenzukomponieren, so daß er bei aller Vertiefung und Naturtreue doch eine dekorative Einheit in Linie und Farbe mit den Körpern ergibt, war dabei Volkmanns Bestreben. Das neue Kunstideal, das Marées in hinreißender Gestaltungskraft in seinen Werken hingestellt, wirkt hier weiter. Nur daß Volkmann — seiner Persönlichkeit entsprechend — meist schlichter und weicher ist als Marées, wie Volkslied und Idyll gegenüber dem wuchtigen Pathos eines Heldenepos. Dabei fehlt ihm aber durchaus nicht ganz der Sinn für das Dramatische, wie die „Hirschjagd" beweist. Überhaupt bringen die Gemälde stärkere Bewegtheit und Überschneidungen der Formen. In Freiplastik und Relief, wo es ihm

(Fortsetzung auf Seite 229.)

(Fortsetzung der „Literatur und Kunst“ von Seite 226.)

[…]f möglichste „Klärung des Sichtbaren“ zu einem Bildeindruck ankommt, vermeidet […] diese meist. Die Farbe ist, wie bei Marées, im Anschluß an die Naturfarbe […]nphonisch komponierend, also abwandelnd unter künstlerischer Berechnung der Ge[…]ntwirkung gebraucht. Die stärkste Helligkeit im Bilde ist meist der menschliche […]rper. Die vom Künstler bevorzugte stumpfe Temperafarbe erreicht die Einheitlichkeit […] Wirkung von dekorativen Gobelins noch leichter als Ölfarbe. Aus diesem Streben […] großen raumschmückenden Gesamtwirkungen bemalte Volkmann, als einer der ersten […]rtreter der polychromen Plastik in neuerer Zeit, auch seine Statuen und Reliefs, […]il sie auf diese Weise stärkeren Anschluß an den farbigen Raum erhalten. In […]ser Bemalung fand er allmählich erst einen tonigen Rhythmus, der die Wirkung […]s Steines nicht alteriert, sondern bereichert. Im Porträt beweist der Künstler, wie […]t diesen Mitteln der Stilisierung die Summa des Charakters herausgehoben werden […]n. Daß Volkmann nie die einheitliche Gestaltung eines Innenraumes mit Malerei, […]lief und Freiplastik übertragen wurde, bedeutet einen schweren Verlust für die deutsche Kunst. Unser Geburtstagswunsch sei, daß uns ein Mäcenas noch vor diesem Verlust bewahre.

Dr. Hildegard Heyne, Leipzig.

Literarische Neuausgaben. Von den literarischen Ausgrabungen der letzten Zeit ist die Neuentdeckung des Romans „Herrmann und Ulrike“ von Johann Carl Wezel (2 Bände; Georg Müller, München) wohl das bedeutsamste Ereignis. Es ist unverständlich, daß dieses Meisterwerk der Schilderungskunst, das man den besten Romanen der Weltliteratur getrost an die Seite stellen kann, in Vergessenheit geraten konnte. Die bürgerliche Epopöe „Herrmann und Ulrike“ trat noch vor dem „Werther“ auf den Plan, aber schon 1799 konnte ein Literat namens Bergk mit Bedauern feststellen: „Wezels Schriften scheinen vergessen zu sein, ob sie gleich diès Schicksal nicht verdienen.“ Und in der Tat, je mehr man in die Lektüre dieses Buches sich vertieft, desto stärker kommt es einem zu Bewußtsein, welch köstliche Literaturgabe hier über ein Jahrhundert dem Lesepublikum verborgen blieb. Daß Carl Georg v. Maassen sie wieder ans Licht zog und mit einer Einleitung versehen veröffentlichte, darf ihm wohl als großes Verdienst angerechnet werden.

Ein ebenso zu Unrecht Vergessener ist der Schwabe **Friedrich Wilhelm Waiblinger**, der letzte treue Freund und Verehrer Hölderlins. In seinem Roman „Phaeton", der in seiner dionysischen Ekstase und sprachlichen Schönheit vielfach an den „Hyperion" erinnert, hat Waiblinger Hölderlin selbst geschildert. Ja, im Schlußkapitel sind sogar seltsame Wahnsinnphantasien eingefügt, getreue Nachschriften von Worten jenes unglücklichen Dichters. Die wunderbare Zartheit der Empfindung und Sprache dieser Prosadichtung mögen wohl **Arthur Schurig** veranlaßt haben, das verschollene Werk neu zu drucken (Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden). Wielands „Komische Erzählungen" — diese schalkhaften, graziös-frivolen Verserzählungen, in denen die galante Zeit einen so charakteristischen Niederschlag findet, ließ **Otto M. Mittler** im Musarion-Verlag, München, von **Alphons Woelfle** illustriert, neu erscheinen. Bauernfelds phantastisches Drama „Die Republik der Tiere", in dem der Wiener Lustspieldichter den Spuren Aristophanes' folgt, und zu dem ihm die Wiener Revolution auf Grund eigener Erlebnisse das Vorbild gab, hat in Dr. **Gustav Wilhelm** einen neuen Herausgeber und zugleich tüchtigen Kommentator gefunden (Verlag Ed. Strache, Wien und Leipzig). Rousseaus „Die neue Heloise" veröffentlichte als Neudruck mit Kupfern von Chodowiecki und Gravelot der Pantheon-Verlag, Berlin. Diese gefällige Ausgabe des für die Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts so bedeutsamen Romans sei allen Büchersammlern bestens empfohlen.

Alte Kunst. Zu den ältesten deutschen, in Holzschnitten dargestellten Totentänzen gehört der sogenannte Heidelberger Totentanz von 1490, den man Heinrich Knoblochtzer aus Ettenheim zuschreibt. Da nur wenige Exemplare von ihm vorhanden sind, war er bisher verhältnismäßig wenig bekannt, obwohl die vom Geist der späten schon barocken Gotik erfüllte Folge unzweifelhaft sich als ein sehr charakteristisches künstlerisches Dokument jener Übergangsepochen erweist. Dr. **Helmuth Th. Bosser** hat nun in Wasmuths Kunstheften (Verlag E. Wasmuth, Berlin) diese Seltenheit durch eine ausgezeichnete Reproduktion weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Die Serie von Kunstbrevieren, die der Verlag Hugo Schmidt, München, erscheinen läßt, ist wiederum um mehrere Bändchen bereichert worden. Über Tizian, dieses überragende Haupt der großartigsten Malerschule Italiens, schreibt **Karl W. Jähnig**

Der vornehme Porträtmeister des Barockzeitalters, Anton van Dyck, findet in Hugo Rebur einen geeigneten Interpreten. Die interessanteste Neuerscheinung in dieser Serie ist die Rembrandt-Bibel, herausgegeben in 4 Bändchen von E. W. Bredt. Kein Künstler hat sich während seines Lebens so tief in den bildlichen Gehalt der Bibel, sowohl des Alten als auch des Neuen Testaments, hineinversenkt wie der große niederländische Meister. Kraft solcher Versenkung zauberte seine Phantasie Gestalten und Erzählungen herauf, die als künstlerische Schöpfungen ebenso die Jahrhunderte und Jahrtausende überdauern werden wie die Erzählungen der Bibel selbst. Die biblischen Illustrationen vereinigt zu haben, bildet den Wert der vorstehenden Publikation.

Rußland. Das große Werk „Rußland und Europa", das der russische Naturforscher Danilewskij vor nun mehr als fünfzig Jahren erscheinen ließ, und das man die „Bibel" des Panslawismus genannt hat, ist insofern noch heute außerordentlich lehrreich, als es das wertvollste Material zur Lösung des Rätsels der russischen Sphinx beiträgt und aus ihm der Wesensunterschied zwischen der germanisch-romanischen und der ostslawischen Welt mit evidenter Deutlichkeit hervortritt. Jener imperialistische Expansionsdrang, den man mit dem Namen „Panslawismus" kennzeichnet, bleibt auch für den Bolschewismus ein charakteristisches Merkmal, dessen Grundzügen man vielleicht am ehesten auf diesem Wege nahekommt. Karl Nötzel, der vorzügliche Kenner des heutigen Rußlands, hat nun dieses Quellenwerk in neuer Übertragung unter Ausschaltung alles Unwesentlichen in der Deutschen Verlagsanstalt erscheinen lassen, das manchem Leser ganz neue Gesichtspunkte bei der Beurteilung der russischen Frage gewähren wird. Über Dr. Alfons Goldschmidts Tagebuchblätter „Moskau 1920" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin) genügen zwei Worte. Diese Aufzeichnungen zeigen, wie man jemand, der der Sprache und der Sitten eines Landes unkundig ist, leicht hinters Licht führen kann. Da von der Entwicklung der deutsch-russischen Handelsbeziehungen in Zukunft vielfach die Gesundung unseres Vaterlandes abhängt, dürfte das Studium des mit Umsicht und Kenntnis geschriebenen Büchleins von Dr. Ludwig Lehrfreud „Die Entwicklung der deutsch-russischen Handelsbeziehungen. Mit einem Vorwort von Syndikus M. Berschlau" (Carnegie Verlag Felix Bitterling, Leipzig) für jeden Industriellen und Kaufmann sehr von Nutzen sein.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Medel; sämtlich in …
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc …
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co. Zür…

ILLUSTRIRTE★ZEITUNG



VERLAG VON I.I.WEBER ★ LEIPZIG

Nr. 4057
157. Band

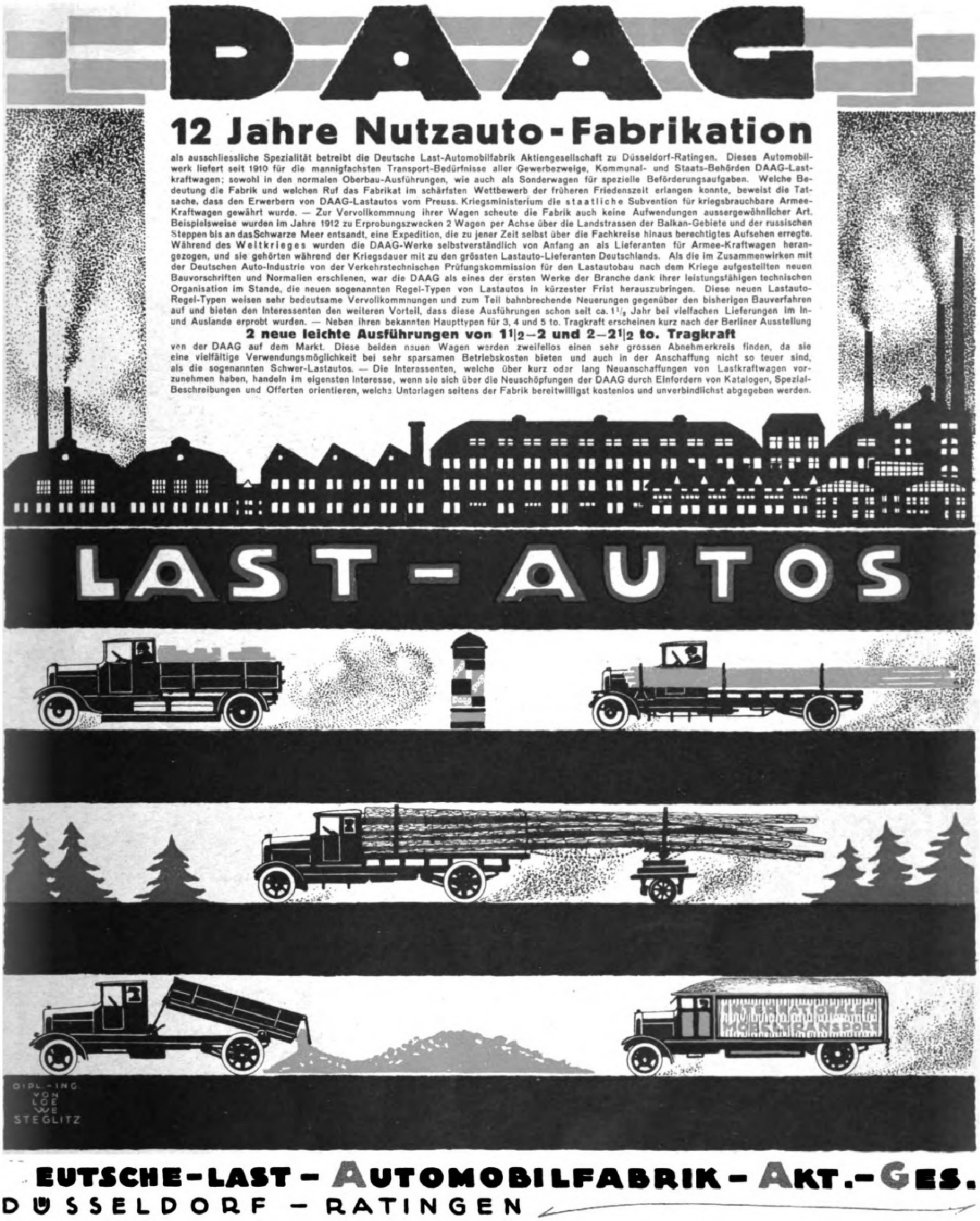
Zur Deutschen Automobil-Ausstellung Berlin 1921

Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg.
(Vierteljährlich 30 Mark)

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4057. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 Mk. (Ausland 50 Mk.) Preis dieser Nummer 5 Mk. 50 Pfg. (Ausland 9 Mk.) Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 4 Mark 50 Pfg., bei Platzvorschrift mit tarifmäßigem Aufschlag. 22. September 1921.


DAAG
12 Jahre Nutzauto-Fabrikation
als ausschliessliche Spezialität betreibt die Deutsche Last-Automobilfabrik Aktiengesellschaft zu Düsseldorf-Ratingen. Dieses Automobilwerk liefert seit 1910 für die mannigfachsten Transport-Bedürfnisse aller Gewerbezweige, Kommunal- und Staats-Behörden DAAG-Lastkraftwagen; sowohl in den normalen Oberbau-Ausführungen, wie auch als Sonderwagen für spezielle Beförderungsaufgaben. Welche Bedeutung die Fabrik und welchen Ruf das Fabrikat im schärfsten Wettbewerb der früheren Friedenszeit erlangen konnte, beweist die Tatsache, dass den Erwerbern von DAAG-Lastautos vom Preuss. Kriegsministerium die staatliche Subvention für kriegsbrauchbare Armee-Kraftwagen gewährt wurde. — Zur Vervollkommnung ihrer Wagen scheute die Fabrik auch keine Aufwendungen aussergewöhnlicher Art. Beispielsweise wurden im Jahre 1912 zu Erprobungszwecken 2 Wagen per Achse über die Landstrassen der Balkan-Gebiete und der russischen Steppen bis an das Schwarze Meer entsandt, eine Expedition, die zu jener Zeit selbst über die Fachkreise hinaus berechtigtes Aufsehen erregte. Während des Weltkrieges wurden die DAAG-Werke selbstverständlich von Anfang an als Lieferanten für Armee-Kraftwagen herangezogen, und sie gehörten während der Kriegsdauer mit zu den grössten Lastauto-Lieferanten Deutschlands. Als die im Zusammenwirken mit der Deutschen Auto-Industrie von der Verkehrstechnischen Prüfungskommission für den Lastautobau nach dem Kriege aufgestellten neuen Bauvorschriften und Normalien erschienen, war die DAAG als eines der ersten Werke der Branche dank ihrer leistungsfähigen technischen Organisation im Stande, die neuen sogenannten Regel-Typen von Lastautos in kürzester Frist herauszubringen. Diese neuen Lastauto-Regel-Typen weisen sehr bedeutsame Vervollkommnungen und zum Teil bahnbrechende Neuerungen gegenüber den bisherigen Bauverfahren auf und bieten den Interessenten den weiteren Vorteil, dass diese Ausführungen schon seit ca. 1½ Jahr bei vielfachen Lieferungen im In- und Auslande erprobt wurden. — Neben ihren bekannten Haupttypen für 3, 4 und 5 to. Tragkraft erscheinen kurz nach der Berliner Ausstellung
2 neue leichte Ausführungen von 1½—2 und 2—2½ to. Tragkraft
von der DAAG auf dem Markt. Diese beiden neuen Wagen werden zweifellos einen sehr grossen Abnehmerkreis finden, da sie eine vielfältige Verwendungsmöglichkeit bei sehr sparsamen Betriebskosten bieten und auch in der Anschaffung nicht so teuer sind, als die sogenannten Schwer-Lastautos. — Die Interessenten, welche über kurz oder lang Neuanschaffungen von Lastkraftwagen vorzunehmen haben, handeln im eigensten Interesse, wenn sie sich über die Neuschöpfungen der DAAG durch Einfordern von Katalogen, Spezial-Beschreibungen und Offerten orientieren, welche Unterlagen seitens der Fabrik bereitwilligst kostenlos und unverbindlichst abgegeben werden.
LAST-AUTOS
MÖBELTRANSPORT
DIPL.-ING. VON LOEWE STEGLITZ
EUTSCHE-LAST-AUTOMOBILFABRIK-AKT.-GES.
DÜSSELDORF-RATINGEN


Max Schammler
Bln.-Friedenau
Zahnräderfabrik
KÖLLMANN
ZLK
AKT.-GES.
LEIPZIG
Zahnräder mit
geschliffenen Zahnflanken.

Allgemeine Notizen.

Die vorliegende Nummer unserer Zeitung ist die letzte des laufenden Vierteljahrs (Juli bis September 1921). Soweit Bestellungen auf das neue Vierteljahr Oktober bis Dezember noch nicht erfolgt sein sollten, bitten wir dies zur Vermeidung von Unterbrechungen in der Zustellung nunmehr ungesäumt tun zu wollen. Je nach Wunsch nehmen Bestellungen zum vierteljährlichen Bezugspreis von 30 Mk., Ausland 75 Mark, alle Buchhandlungen und Postämter, auch jeder Briefträger, sowie die Geschäftsstelle der „Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7 entgegen. Buchhandlungen, Postämtern und Briefträgern bitten wir unsere Zeitung genau zu bezeichnen: „Illustrirte Zeitung von J. J. Weber in Leipzig".

Ein Gottfried-Keller-Preis für schweizerische Dichter und Schriftsteller ist von Martin Bodmer in Zürich gestiftet worden. Der Fonds beträgt 100000 Franken, aus dem alle zwei Jahre ein Preis von 6000 Franken demjenigen künstlerischen Werke zuerkannt werden soll, das geeignet erscheint, das geistige Leben der Schweiz zu befruchten. Dem Kuratorium gehören außer dem Stifter der Feuilletonredakteur der „Neuen Züricher Zeitung" Dr. Korrodi an. Für die Verteilung des Preises ist die Mitwirkung der Öffentlichkeit in der Form vorgesehen, daß das Gutachten über den jeweils preisgekrönten Autor veröffentlicht werden soll, damit die Organe der öffentlichen Meinung zu den Gründen Stellung nehmen können.

Ein Rhön-Museum ist in Fladungen im Bayerischen Bezirksamt Melrichstadt eröffnet worden. Das Museum soll mit einer Naturwissenschaftlich-technischen Abteilung über die Aufgaben eines reinen Heimat-Museums hinausgreifen, denen es durch eine Altertums- und historische Sammlung dienen will.

Die neue Organisation des Germanischen Museums. Das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus hat die Satzungsänderungen des Germanischen Nationalmuseums genehmigt. Die wichtigste Änderung ist die Erweiterung der Kompetenzen des Verwaltungsrates. Er besteht aus 25 Mitgliedern, von denen drei die Reichsregierung, drei das bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus und eins die Stadt Nürnberg je auf die Dauer von fünf Jahren ernennt. Die übrigen Mitglieder wählt der Verwaltungsrat auf neun Jahre vornehmlich aus Kreisen der Wissenschaft und Kunst. Alle

drei Jahre scheidet ein Drittel der gewählten Mitglieder aus. Die ausscheidenden Mitglieder können wieder gewählt werden. Der Verwaltungsrat wählt auf die Dauer von drei Jahren aus seiner Mitte einen Vorsitzenden und einen Schriftführer sowie einen Beirat von drei Mitgliedern. Dieser steht dem Direktor zur Seite. Die leitende Verwaltung des Museums führt künftig allein der Direktor.

Deutsche Gewerbeschau München 1922. Das rege Interesse an der Deutschen Gewerbeschau München 1922 und der freudige Wille zur tatkräftigen Mitarbeit an dieser umfassenden Schau deutscher Wertarbeit fand einen starken und beispielgebenden Ausdruck auf der 25. Delegierten-Tagung des Verbands Deutscher Kunstgewerbevereine, die kürzlich in Koburg stattfand. Nach den Referaten von Professor Scharvogel und Oberregierungsrat Dr. Goetz, dem ersten Präsidenten und dem Direktor der Deutschen Gewerbeschau, empfahl der Delegiertentag „den Vereinen dringend die vollwertigste Beschickung der Deutschen Gewerbeschau München 1922, um im Auslande den Ruf deutscher Arbeit neu zu sichern und im Inland den Antrieb zur Wertarbeit nachhaltig zu steigern". Der Nürnberger Stadtrat hat beschlossen, zur Deckung der baren Auslagen des örtlichen Vertrauensmannes und des Ortsausschusses einen Betrag bis zu 5000 Mark und für Beihilfen an bedürftige Nürnberger Aussteller einen Betrag bis zu 30000 Mark zu genehmigen. Mit Rücksicht auf die Deutsche Gewerbeschau wurde auf Einladung des Bayerischen Kunstgewerbevereins beschlossen, im Jahre 1922 in der zweiten Hälfte des Juni in München zum Delegiertentag und zu einem Kunstgewerbetag zusammenzukommen.

Ein Signal-Instrument für Automobile von besonderer Wirksamkeit ist die elektrische Hupe „Vulkan" der Firma Carl Franke & Co., Frankfurt a. M. Das Signal hörte man auf der Landstraße zwei Kilometer weit. Die Vorteile, im besonderen für die Sicherheit, die elektrisch gegebene Warnungssignale bieten, sind so groß, daß eine „Vulkan"-Hupe an jeden Kraftwagen gehört.

Bergprüfungsfahrt für Autos und Motorräder. Einen überaus glänzenden Erfolg konnte bei dieser am Pöhlberg stattgefundenen Konkurrenz, bei der die besten deutschen und auch einige bekannte ausländische Marken vertreten waren, „Wanderer" für sich buchen. Von allen gestarteten Wagen und Motorrädern (rund 100), worunter sich Wagen bis zu 60 PS und Motorräder bis 7,8 PS befanden, wurde auf „Wanderer" die kürzeste Zeit und

somit das beste Resultat erzielt. Auch die am gleichen Tage stattgefundene Zuverlässigkeitsfahrt „Rund um Stuttgart“ brachte „Wanderer“ einen durchschlagenden Erfolg. Bei dieser Konkurrenz wurde auf einer Wanderer-4 PS-Maschine die beste Gesamtleistung erzielt, und hierfür dem Fahrer der Erste Preis zuerkannt.

In der Herstellung von Automobil-Verdeckstoffen außerordentlich leistungsfähig ist die Mechanische Leinen- und Segeltuch-Weberei J. G. Bursche in Pulsnitz (Sachsen). Die bedeutendsten Werke des Automobil-Karosseriebaues zählen zu ihren Abnehmern. Die altrenommierte Firma J. G. Bursche besteht seit über 200 Jahren und ist auch ständige Lieferantin von Segeltuchen aller Art, Segeltucherzeugnissen für Heeres-, Schiffs-, Eisenbahn-, Postbedarf usw.

Die große Berliner Automobil-Ausstellung wird am 23. September eröffnet. Bei der internationalen Bedeutung dieser Veranstaltung ist mit einem starken Besuch zu rechnen. Namentlich am 24. und 25. September zu dem großen Automobilrennen auf der neuen Grunewaldbahn wird die maßgebende Sportswelt des In- und Auslandes in Berlin vertreten sein. Die Rennen sind von der führenden Automobilindustrie Deutschlands stark belegt. Neben den altbekannten Firmen finden wir aber auch jüngere Unternehmen, u. a. die Selve-Automobilwerke, Hameln. Bei den Erfolgen, die der Selve-Wagen im laufenden Jahre auf allen Veranstaltungen hatte, darf man auf den Ausgang des Berliner Rennens gespannt sein.

Die Goldene Medaille für ihre Photoerzeugnisse erhielt die bekannte Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation „Agfa“ auf der „Deutschen Ausstellung für Photographie und Reproduktion“ in Weimar. Es ist dies ein neuer Beweis für die Vorzüglichkeit und Verläßlichkeit der „Agfa“-Platten, -Entwickler und -Hilfsmittel usw. Es kann dem Amateur und Fachphotographen nicht dringend genug geraten werden, beim Einkauf von Photomaterialien die seit 30 Jahren bewährten „Agfa“-Artikel zu beachten. Von den Photohändlern wird kostenlos die 16 seitige illustrierte „Agfa“-Preisliste verabfolgt, aus der die Preise sämtlicher „Agfa“-Photoerzeugnisse ersichtlich sind. Auf Wunsch wird diese auch direkt von der Aktien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Photographische Abteilung, Berlin SO. 36 zugesandt.

Eine neue Contessa-Nettel-Filmkamera. „Cocarette I“ nennt sich ein neues, sehr handlich und formenschön ge-

arbeitetes Filmkamera-Modell, das soeben von den bewährten Kamerawerken Contessa-Nettel A.-G. in Stuttgart in den Handel gebracht wird. Der außerordentliche Erfolg, den die Firma mit ihrer 4:6½ Piccolette zu verzeichnen hatte, hat die Firma veranlaßt, diese mustergültige Rollfilmkamera weiter auszubauen und zunächst für das Format 6:9 als Cocarette I in den Handel zu bringen. Wir empfehlen den Amateuren von der Contessa-Nettel-A.-G. in Stuttgart Prospekte über diese neue Kamera einzufordern. Zusendung erfolgt kostenlos.

Die erhöhten Telephongebühren. Im Reichsgesetzblatt wurde das neue Fernsprechgebührengesetz veröffentlicht. Es tritt am 1. Oktober d. J. in Kraft. Jeder Teilnehmer durfte seinen Anschluß bis zum 15. September für den 30. September kündigen. Für jeden Fernsprechanschluß werden eine Einrichtungsgebühr, eine Grundgebühr und eine Ortsgesprächsgebühr erhoben. Davon wird die Einrichtungsgebühr als einmaliger Zuschuß von 100 Mk. für den Hauptanschluß und 250 Mk. für den Nebenanschluß zu den Kosten für die Einrichtung der Teilnehmersprechstellen gerechnet. Die Grundgebühr ist die Vergütung für die Überlassung und Unterhaltung der Apparate sowie für den Bau und die Instandhaltung der Anschlußleitung. Sie beträgt in Ortsnetzen mit nicht mehr als 50 Hauptanschlüssen 380 Mark und erreicht in Berlin bei 200 000 Hauptanschlüssen den Betrag von 760 Mark. Dazu kommt noch die Gesprächsgebühr für die Herstellung der Gesprächsverbindungen im Ortsverkehr mit 25 Pfg. für jedes Gespräch. 40 Gespräche sind auf alle Fälle im Monat zu bezahlen. Die falschen Verbindungen sind pauschalisiert. In Ortsnetzen mit nicht mehr als 1000 Anschlüssen werden 3 vom Hundert, bis 10 000 Telephone 4 vom Hundert und mehr mit 5 vom Hundert abgerechnet.

Im höheren Lebensalter wird oft über das Nachlassen der Verdauungskräfte geklagt, und es macht sich infolgedessen eine besonders leicht verdauliche, nahrhafte Kost nötig. Sehr zu empfehlen ist ein Versuch mit dem altbewährten „Kufeke“, das äußerst leicht und gut bekömmlich, zugleich auch von angenehmem Geschmack ist und in verschiedenster Form, als Getränk, Suppe, in Gemüsen und mit Süßspeisen, genossen werden kann. Selbst da noch, wo eine andere Ernährungsweise versagt, bewährt sich „Kufeke“. Man verlange in der Apotheke oder Drogerie gratis die Broschüre „104 Original-„Kufeke“-Kochrezepte“.

arbeitetes Filmkamera-Modell, das soeben von den bewährten Kamerawerken **Contessa-Nettel A.-G. in Stuttgart** in den Handel gebracht wird. Der außerordentliche Erfolg, den die Firma mit ihrer 4:6½ Piccolette zu verzeichnen hatte, hat die Firma veranlaßt, diese mustergültige Rollfilmkamera weiter auszubauen und zunächst für das Format 6:9 als Cocarette I in den Handel zu bringen. Wir empfehlen den Amateuren von der Contessa-Nettel-A.-G. in Stuttgart Prospekte über diese neue Kamera einzufordern. Zusendung erfolgt kostenlos.

Die erhöhten Telephongebühren. Im Reichsgesetzblatt wurde das neue Fernsprechgebührengesetz veröffentlicht. Es tritt am 1. Oktober d. J. in Kraft. Jeder Teilnehmer durfte seinen Anschluß bis zum 15. September für den 30. September kündigen. Für jeden Fernsprechanschluß werden eine Einrichtungsgebühr, eine Grundgebühr und eine Ortsgesprächsgebühr erhoben. Davon wird die Einrichtungsgebühr als einmaliger Zuschuß von 100 Mk. für den Hauptanschluß und 250 Mk. für den Nebenanschluß zu den Kosten für die Einrichtung der Teilnehmersprechstellen gerechnet. Die Grundgebühr ist die Vergütung für die Überlassung und Unterhaltung der Apparate sowie für den Bau und die Instandhaltung der Anschlußleitung. Sie beträgt in Ortsnetzen mit nicht mehr als 50 Hauptanschlüssen 380 Mark und erreicht in Berlin bei 200000 Hauptanschlüssen den Betrag von 760 Mark. Dazu kommt noch die Gesprächsgebühr für die Herstellung der Gesprächsverbindungen im Ortsverkehr mit 25 Pfg. für jedes Gespräch. 40 Gespräche sind auf alle Fälle im Monat zu bezahlen. Die falschen Verbindungen sind pauschalisiert. In Ortsnetzen mit nicht mehr als 1000 Anschlüssen werden 3 vom Hundert, bis 10000 Telephone 4 vom Hundert und mehr mit 5 vom Hundert abgerechnet.

Im höheren Lebensalter wird oft über das Nachlassen der Verdauungskräfte geklagt, und es macht sich infolgedessen eine besonders leicht verdauliche, nahrhafte Kost nötig. Sehr zu empfehlen ist ein Versuch mit dem altbewährten „Kufeke", das äußerst leicht und gut bekömmlich, zugleich auch von angenehmem Geschmack ist und in verschiedenster Form, als Getränk, Suppe, in Gemüsen und mit Süßspeisen, genossen werden kann. Selbst da noch, wo eine andere Ernährungsweise versagt, bewährt sich „Kufeke". Man verlange in der Apotheke oder Drogerie gratis die Broschüre „104 Original-„Kufeke"-Kochrezepte".


Julius Blüthner
Leipzig

Last-Kraftwagen
◆
Lieferungswagen



Motor-Omnibusse
◆
Automobil-Motore

E. NACKE · COSWIG SACHSEN

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Bergschule Hochwaldhausen,
Post Herbstein (Oberhessen). Landerziehungsheim im Vogelsberg, waldreiche Höhenlage (500 m), günstige Ernährungsbedingungen, politisch ruhige Gegend. Aufnahme von Knaben und Mädchen. Lehrziel: Reifeprüfung der höheren Schulen. **Keine Presse.** Gleichwertige Ausbildung von Körper und Geist (Gartenbau, Landwirtschaft, Handfertigkeit, Gymnastik, Sport, Kunst, Musik). Lehrplan eines Reformgymnasiums mit besonderer Betonung der Biologie.
Näheres durch Prospekt.
Leitung: Universitätsprofessor Dr. med. et phil. Steche.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873
Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Ein neuer Beruf
ist heute die Sorge von Tausenden, die durch diesen entsetzlichen Krieg ihrer bisherigen Tätigkeit, ihres Lebensberufes beraubt sind. **Allen, die umlernen müssen,** empfehlen wir daher, ungesäumt ihre Vorbereitung zu treffen, die Allgemeinbildung zu heben, Examen oder Prüfungen nachzuholen, fehlende kaufmänn. oder banktechnische Kenntnisse zu ergänzen, eine landwirtschaftl. Fachbildung zu erwerben oder techn. u. fachwissenschaftl. Können zu vervollkommnen. Verlangen Sie daher noch heute den ausführlichen **Prospekt R 16** über die **Selbstunterrichtsmethode Rustin** oder für **technische und fachwissenschaftliche Bildung** den ausführlichen **Prospekt K 17** über das **System Karnack-Hachfeld** kostenlos und portofrei. — Stand und Beruf bitten wir anzugeben.
Bonneß & Hachfeld, Verlagsbuchhandlung, Potsdam.

Kunst-Haus Dahlheim
Berlin, Potsdamer Str. 118b
Gemälde höchsten Ranges
und solche zukunftsreicher Künstler.

Briefmarken und Notgeld
Preisliste kostenlos. **Max Herbst,** Markenhaus, Hamburg Z.

Bücher,
von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden.

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

BRIEFMARKEN-
Auswahlen (speziell Neuheit.) versendet gegen Depot oder Referenz
Markenhaus Müller, Wittenberg, Bez. Halle.

Harmoniums mit edl. Orgelton. Katalog umsonst.
Alois Maier, Hofl., Fulda 172.

Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst



Leiter: Prof. Dr. v. Grolman,
Wiesbaden, Kapellenstr. 41,
versendet geg. Portoersatz (70 Pfg. in Briefm.) aus ihrem ca. 2000 Entwürfe umfass. Vorlagematerial f. d. einzelnen Fall passend zusammengest. Auswahlkoll.; dsh. Grabgröße u. falls möglich ungef. Preisl. angeben. **Künstl. Mitarbeiter:** Prof. W. Kreis, Prof. M. H. Kühne, Prof. Haiger, Prof. G. Metzendorf, Prof. E. Körner, H. Kaletsch u. v. a. **Vertretergeschäfte** in Berlin, Hamburg, Bremen, Königsberg, Breslau, Erfurt, Halle, Düsseldorf, Köln, Essen, Dortmund, Osnabrück, Frankfurt a. M., Leipzig, Dresden, Greiz, Stuttgart, Karlsruhe, Mannheim, Fürth (Generalvertr. f. Bayern), Wien, Zürich u. 30 weiteren Städten. Man beziehe sich auf diese Anzeige.

Dir. Fischer
Berlin, Zietenstr. 22. T. Ltz. 2921
Vorbereitungsanstalt für alle Schulexamina.
Seit 1888 best. 5678; Ostern 21 best. 18 Abit., 16 Reife Ober-Sek. Internat Vorb. auch v. Damen.

Handelshochschule zu Leipzig.
Beginn des Wintersemesters 1921/22 am 17. Oktober. Vorlesungsverzeichn. mit Aufnahmebeding. (65 Pf.) durch die Kanzlei.

Athenäum Füssen a. Lech
Hochschul-Fernkurse in Volkswirtschaftslehre und Staatskunde.
Programmschrift kostenfrei.

Doktorpromotion
ermöglicht **Akademikern** ausländ. staatl. anerkannte Universität (U.S.A.). Schreiben mit Studiengang an Prof. A. Demole, **Genf,** Case Rhone 3373.

Briefmarken-Auswahl



ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto.
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13, Postschließfach 6.

Fort mit dem Korkstiefel

Bein-Verkürzung unsichtbar. Gang elastisch u. leicht. Jeder Ladenstiefel verwendb. Gratis-Broschüre senden **„Extension"**, Frankfurt a. M.-Eschersheim Nr. 113.

Fettanol-Kühlfett

bestes wasserlösliches Kühlfett.

Sollte in keinem Fabrikbetriebe fehlen.

Alleinige Fabrikanten:
Gebr. Weber, Neuss a. Rhein.

Filze speziell für **Autobedarf**
Filz-Industrie Frank & Neuthal
Berlin SW. 68.

BADAG
·Katarrh· BB ·Husten·
Baden-Badener Pastillen

Schriftsteller! Komponisten!
Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen, Gedichte, wissenschaftliche Arbeiten, sowie neue Kompositionen übernimmt
Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden

Deutsches Bäderbuch
in Originalleinenband Mk. 15,—.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzerstraße 1—7.

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.
Anregend! **Yohimbin-Tabletten** Kräftigend!
Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz
Original-Packung: 25 50 100 200 Stück — 15.— 29.50 58.— 115.— Mk. Literatur diskret und gratis.
Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

Bohlig Keks
für Feinschmecker

Aus blütenweissem Mehl und allerfeinsten Zutaten hergestellt. Preiswerteste Qualitäten.

R. BOHLIG·KEKSFABRIK·BAD LIEBENSTEIN S. M.

J. A. Henckels
Zwillingswerk, Solingen
Fabrik feinster Stahlwaren
mit der bekannten Zwillingsmarke — Volle Gewähr für jedes Stück
Hauptniederlage:
Berlin W. 66, Leipziger Straße 117/118.
Eigene Verkaufs-Niederlagen:
Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.

HERZ



Neuzeitliche Formen
in altbewährter Qualität

Lavendel-Orangen
Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit.



„Erfrischend u. nervenstärkend."
Vielfach ärztlich empfohlen. Als Geschenk sehr beliebt.
Jünger & Gebhardt · Berlin S.14
Zu haben in allen Geschäften, die „Creme Elcaya" führen!

Lustige Fahrt auf
Steiff Skirit!



Steiff-Skirit ist die Sehnsucht aller Kinder! Gediegene Ausführung, leichtester Lauf selbst auf schlechtesten Strassen! Skirit 70115, 70 cm lang, 115 cm hoch, Gewicht 5 kg. Preis 300 M. Zu haben in Spielwaren- und Fahrradhandlungen.
M. Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 7
Spielwarenfabrik Württemberg.

Keine Kohlennot!



bei ständiger Benutzung der
Heinzelmännchen-Kochkiste
Kocht ⋆ bratet ⋆ backt
Bis 70% Gasersparnis
Ersetzt Eisschrank u. sterilisiert
Heinzelmännchen-Kochkisten komplett mit Kochtöpfen sind in allen Haushaltungsgeschäften und Warenhäusern erhältlich.
Heinzelmännchen A.-G. ⋆ Berlin NW. ⋆ Heidestr. 52
Preise bedeutend ermässigt.

Für 25 Mark
liefere ich einen kompletten
Photogr. Apparat
mit Zeitverschluß, Bildgröße 4,5 × 6 einschließl. sämtl. Zubehör, wie Platten, Zelloidinpapier, Entwickler, Goldbad und Fixiersalz. Tadelloses Arbeiten sowie haarscharfe Bilder garantiert. Ferner Apparate in besserer Ausführung, mit Zeit- und Momentverschluß, Brillantsucher, perisk. Linse und Kassette

4,5 × 6,	6 × 9,	9 × 12 cm
50,—	65,—	85,— M.

F. E. Hiltmann, Dresden-A. 28.

Raucherdank!
Das sicherste Mittel, das Rauchen ganz oder teilweise einzustellen. Wirkung verblüffend. Auskunft umsonst.
Vers. San. Artikel Gg. Englbrecht, München R. 184, Kapuzinerstr. 9.

Detektiv Nabert
Kgl. Kriminalwachtmeister a. D.
Berlin W 9, Potsdamer Str. 141 (Potsdamer Platz). Tel.: Nolld. 875.
Erstkl. reelles Büro, sämtl. Beobacht., Ermittlungen, Spez.-Auskünfte.

Tetra
hygien. Windeln etc.
Jn allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.
Fabrik nur en gros. **Tetra A.-G.** CHEMNITZ. Telephon 1609.

Urania-



Schreibmaschinen
Clemens Müller A.-G.
Dresden.

KIOS
CIGARETTEN
verdanken ihren guten Ruf den ausgezeichneten
■ Qualitäts-Eigenschaften ■

D. R. G. M.



Manikürbüchsen
leicht in der Westentasche zu tragen
mit 5 und 7 Instrumenten.
Bequeme und leichte Handhabung!
Bestellen Sie noch heute!
Versand auch stückweise!
Per Stück mit 7 Instrum. M. 24.—
Per Stück mit 5 Instrum. M. 19.50
Zu beziehen durch:
Saxonia Ein- u. Verkauf G. m. b. H., **Naumburg a. S.**

Carl Kästner, Act.-Ges., Leipzig.
Spezialfabrik für
Panzerschränke
aller Art. — Gegr. 1846.



Tresor- und Schliessfächer-Anlagen,
Stahlkammern
Archiv-Anlagen,
neuester, unübertroffener Konstruktion.

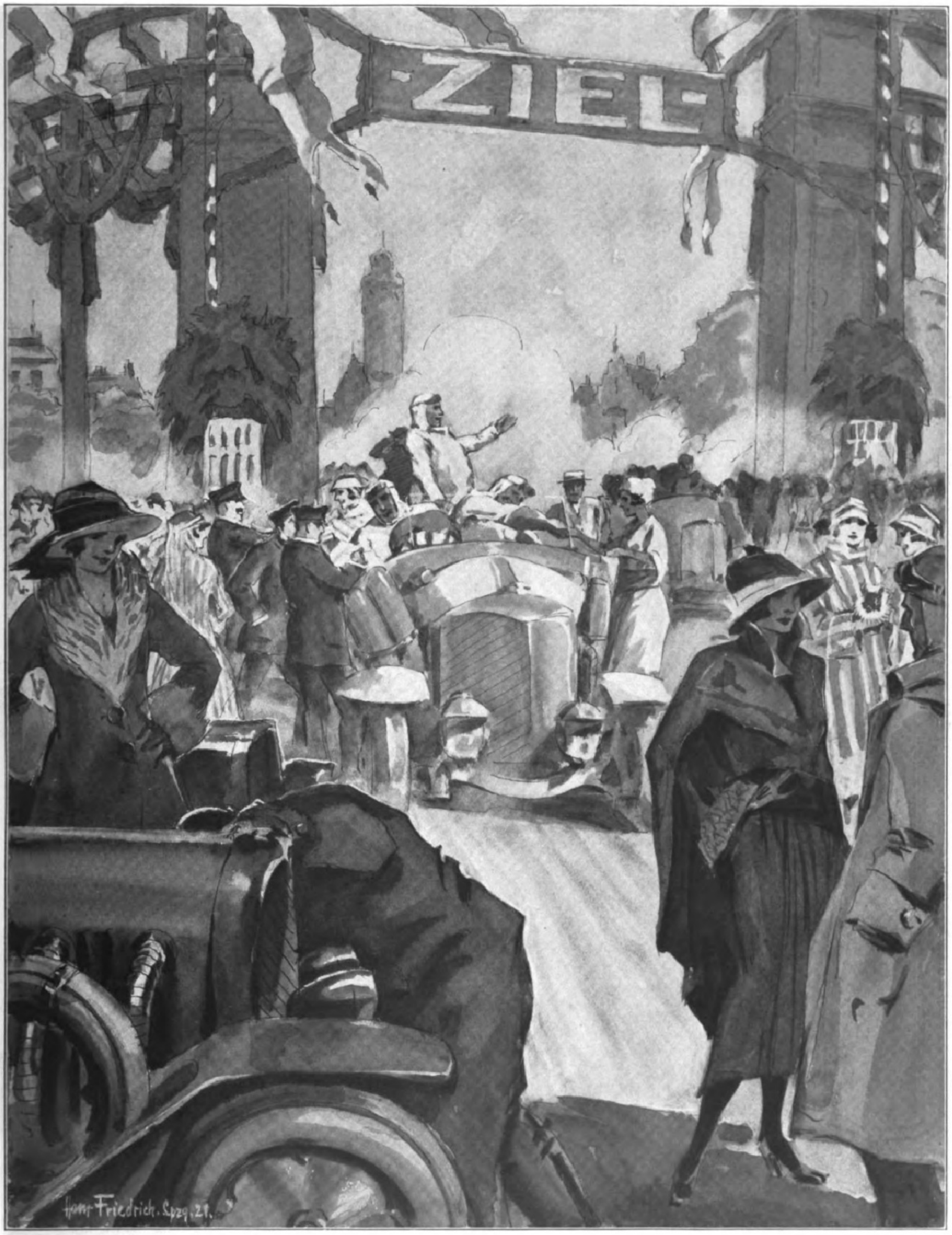
Lohmann

KAKAO **SCHOKOLADE**

Neugebaur & Lohmann
Kakao und Schokoladenfabrik
Emmerich a/Rh. Gegründet 1852

Illustrirte Zeitung

Nr. 4057 157. Band



Am Ziel bei einer Auto-Sternfahrt. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Hans Friedrich.

Warum brauchen wir einen starken Automobilismus?

Von Dr. Curt Sperling, Direktor des Vereins Deutscher Motorfahrzeug-Industrieller.

Diese Fragestellung ist heute nicht so überflüssig, wie es auf den ersten Blick erscheinen möchte. Denn die Widerstände, die neuerdings der Wiederaufrichtung des Automobilverkehrs in Deutschland aus den verschiedensten Gründen heraus erwachsen, zeigen, daß die hervorragende volkswirtschaftliche Bedeutung des Kraftwagens in weiten Schichten der Bevölkerung, aber auch in parlamentarischen Kreisen und selbst bei manchen Regierungsstellen noch nicht genügend gewürdigt wird.

Die oft feindselige Haltung, welcher der Automobilist meist in kleineren Städten und auf dem Lande begegnet, erklärt sich aus der immer noch weitverbreiteten Ansicht, daß der Kraftwagen dem Vergnügen und der Bequemlichkeit der reichen Leute dient. Die Statistik beweist aber, daß heute mindestens 90 % aller Kraftwagen nur für die Ausübung des Berufs gehalten werden. Der hohe Anschaffungspreis und die großen Betriebskosten schließen es ja, von nicht nennenswerten Ausnahmen abgesehen, geradezu aus, derartige Summen in der heutigen Zeit lediglich für Annehmlichkeiten zwecklos hinauszuwerfen.

Der Kraftwagen stellt vielmehr heute ausschließlich ein werbendes Kapital für zahllose Berufe dar, die heute ohne ihn ihren Aufgaben nicht mehr gerecht werden können. Daher sind auch die neuen Steuerpläne, mit denen das Reich, die Einzelstaaten und Gemeinden den Automobilverkehr belegen wollen, geradezu in ihrem Endeffekt volkswirtschaftlich widersinnig. Der Verein Deutscher Motorfahrzeug-Industrieller hat nachgewiesen, daß der Automobilverkehr dadurch einfach erdrückt werden würde, und daß man so auch hier wieder die bekannte Henne umgebracht hätte, von der man doch die goldenen Eier haben will. Der Arzt, der Architekt, der Geschäftsmann würde wieder zur Abschaffung des Kraftwagens schreiten, den er sich nach vielem Hin und Her von seinem Kapital und seinen Einnahmen unter Auferlegung persönlicher Einschränkungen selbst abgerungen hatte.

Der Kraftwagenverkehr bildet eine der wesentlichsten Grundlagen des gesamten modernen Wirtschaftslebens, und deshalb trifft man dieses an der Wurzel, wenn man ihm nicht freie Bahn schafft. Der Kraftwagenverkehr Deutschlands, das heute nicht nur für sich, sondern auch für die Siegerstaaten arbeiten muß, steht aber trotz seiner dichten Industrie diesen Ländern gegenüber weit zurück. In den Vereinigten Staaten von Amerika mit rund 9200000 Kraftwagen entfällt ein Wagen auf je 12 Einwohner, in England mit 560000 auf je 84 Einwohner, in Frankreich mit rund 120000 Kraftwagen immerhin noch auf 345 Personen ein Kraftfahrzeug. Dagegen in Deutschland mit rund 70000 Kraftfahrzeugen nur auf etwa 700 Einwohner ein Fahrzeug. Diese Zahlen sprechen eine beredte Sprache für die Rückständigkeit Deutschlands auf dem Gebiete des Automobilismus und für die Notwendigkeit, ihn mit allen Mitteln zu fördern.

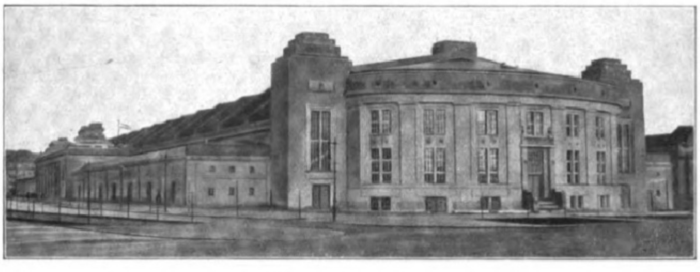
Auch der Güterverkehr wird in den genannten Ländern in viel höherem Maße als bei uns durch Lastkraftwagen bewältigt und dadurch die Intensität ihrer Wirtschaft befördert. Wieviel notwendiger ist dieses für unseren Wiederaufbau! Welche Möglichkeiten bieten sich hier besonders auch in der Landwirtschaft! Nicht nur für die Bestellung, Heranschaffung von Düngemitteln, Saatgut- und sonstigen Materialien, sondern auch für den Vertrieb der Produkte, also überhaupt für die Ausschaltung jedes unnützen Zwischenhandels ist für den Lastkraftwagen ein weitaus größerer Wirkungskreis offen, als es heute der Fall ist.

Motorpflug und -trecker sind berufen, die Erträgnisse unserer Felder zu vermehren, Ödland zu kultivieren und uns möglichst unabhängig in unserer Nahrungsmittelversorgung vom Ausland zu machen. Auch hier ist die Leistungsfähigkeit unserer Automobil- und Kraftpfluginduftrie viel höher als der Gebrauch, den man von ihren in der ganzen Welt hoch angesehenen und begehrten Erzeugnissen in Deutschland selbst macht.

Die auf höchster technischer Vollendung stehende deutsche Automobilindustrie hat ihre Betriebe und Einrichtungen während des Krieges um das Vielfache vergrößert, auch in der Erwartung, daß der Automobilismus nach dem Kriege, wie in den anderen Ländern, eine gewaltige Ausdehnung nehmen wird. Sie ist also in der Lage, allen Anforderungen, die unser Wirtschaftsleben an sie stellen wird, zu genügen.

35 Jahre deutscher Automobilismus. / Von Geh. Reg.-Rat Dr. Ernst Valentin.

Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts versuchten wieder und immer wieder begabte Erfinder, das Problem des durch eigene Kraft sich fortbewegenden, an keinen vorgeschriebenen Schienenweg gebundenen Fahrzeuges zu lösen. Wenn auch vereinzelte Konstruktionen nicht ganz so erfolglos und für die Praxis ungeeignet erschienen wie die meisten anderen, so kann doch den teils mit Dampfmaschinen, teils mit Gasmotoren angetriebenen Fahrzeugen, die vor dem Jahre 1885 jemals eine Landstraße befahren haben, nur eine rein historische, aber keine technische Bedeutung beigemessen werden.



Die Ausstellungshalle am Kaiserdamm in Berlin, in der die Deutsche Automobil-Ausstellung in der Zeit vom 23. September bis zum 2. Oktober veranstaltet wird.

Dem deutschen genialen Konstrukteur und Maschinenfabrikanten Gottlieb Daimler verdanken wir den ersten leichten Explosionsmotor, für den er das grundlegende Patent am 16. Dezember 1883 anmeldete. Mit diesem Motor, der ausdrücklich für die Zwecke der verschiedenen Arten der Fortbeförderung von ihm konstruiert war, unternahm er dann auch sofort Versuche auf Fahrzeugen zu Lande und zu Wasser. Im Jahre 1885 lief das erste Daimlersche Motorzweirad, im Jahre 1886 sein erster vierrädriger Kraftwagen und sein erstes Motorboot. Es ist besonders interessant, und es zeugt von der hohen technischen Begabung Daimlers, daß er in den nun folgenden wenigen Jahren, die ihm an der Fortentwicklung seiner epochemachenden Erfindung weiterzuarbeiten vergönnt waren, bereits die Mehrzahl der auch heute noch an jedem Automobil zu findenden Organe schuf.

Ungefähr zu derselben Zeit wie Daimler gelang es Karl Benz, einen leichten, für Traktionszwecke brauchbaren Viertakt-Motor zu konstruieren, mit dem er im Jahre 1886 auf einem dreirädrigen Wagen seine ersten Fahrten machte und hierbei Geschwindigkeiten bis zu 16 km in der Stunde erreichte. Benz blieb noch verhältnismäßig lange Zeit dem liegenden Motor treu, ging aber dann später auch zu der von Daimler gewählten Anordnung des stehenden Motors über. Die beiden auch heute noch an der Spitze der deutschen Automobil-Industrie stehenden Firmen, die Daimler-Motoren-Gesellschaft in Stuttgart und die Benzwerke in Mannheim, verkünden durch ihren in allen Ländern der Erde unbestritten anerkannten erstklassigen Ruf den Ruhm dieser beiden Schöpfer und Pioniere des Automobilismus.

Leider war der Sinn für Sport in Deutschland noch zu wenig ausgebildet, um zu erkennen, daß nur durch den Sport und mit Unterstützung reicher, an der Fortentwicklung des selbstfahrenden Wagens uneigennützig interessierter Kreise das in mechanischer Beziehung noch vollständig unentwickelte Automobil im Laufe der Jahre so ausgebildet werden könnte, daß aus dem reinen Sportfahrzeug ein unentbehrliches hochbedeutendes Verkehrsmittel entstehen würde. Daher sehen wir zu unserem Leidwesen, daß diese durchaus deutsche Erfindung in den nun folgenden zehn Jahren fast nur im Auslande Anerkennung und Unterstützung findet, während in Deutschland erst gegen Ende des Jahres 1897 sich eine Reihe hervorragender Industrieller zusammenfand, um die erste automobilistische Vereinigung, den Mitteleuropäischen Motorwagen-Verein, mit Herrn Oberbaurat Klose als Präsidenten zu gründen. Der neue Verein hielt dann am 24. Mai 1898 die erste in Deutschland veranstaltete Wettfahrt mit Automobilen auf der Strecke Berlin—Potsdam—Berlin ab. Die Entfernung betrug 54 km, der schnellste viersitzige Wagen war ein Daimler, der zu der Fahrt rund $2\frac{1}{4}$ Stunde benötigte.

Im September desselben Jahres veranstaltete der Motorwagen-Verein seine erste Automobil-Ausstellung, und zwar in Düsseldorf. Im ganzen wurde diese Ausstellung besucht von 650 Personen. Außer einem amerikanischen und einem französischen Fabrikanten stellten insgesamt sieben deutsche Firmen Motorwagen und Motorräder aus. Die erste internationale Automobil-Ausstellung am 3. September 1899 wurde ebenfalls vom Mitteleuropäischen Motorwagen-Verein veranstaltet und in Berlin im Exerzierhaus des 2. Garderegiments z. F. in der Karlstraße abgehalten. Diese Ausstellung wurde bereits von etwa 100000 Personen besucht und ist insofern für die weitere Entwicklung des Automobils als öffentliches Verkehrsmittel und insbesondere für die Geschichte des Berliner Verkehrs bedeutungsvoll gewesen, als während dieser Ausstellung in Berlin die erste Benzinmotordroschke, gebaut von der Daimler-Motoren-Gesellschaft, in Betrieb genommen wurde.

Im Jahre 1899 wurden auch in verschiedenen deutschen Bundesstaaten Klubs gegründet, so der Bayerische Automobil-Club, der Württembergische, der Westdeutsche, der Rheinische usw. Da der Mitteleuropäische Motorwagen-Verein mehr und mehr die rein wirtschaftlichen und industriellen Interessen vertrat, so erfolgte in diesem Jahre am 31. Juli zu Berlin die für die Geschichte des deutschen Automobilismus so überaus bedeutungsvolle Gründung des Deutschen Automobil-Clubs, aus dem später der Kaiserliche Automobil-Club bzw. der Automobil-Club von Deutschland entstand.

Nachdem nunmehr an der Wende des Jahrhunderts der deutsche Automobilismus in sportlicher und auch in wirtschaftlicher Beziehung auf eigenen festen Füßen stand, schritt die Entwicklung auch der deutschen Automobil-Industrie, die bisher mehr oder weniger nur von den beiden Firmen Daimler und Benz vertreten worden war, schnell vorwärts, und es wurde zu Anfang des Jahres 1901 der Verein Deutscher Motorfahrzeug-Industrieller gelegentlich einer Versammlung von Automobilfabrikanten in Eisenach gegründet. Gottlieb Daimler selbst konnte diese Etappe auf dem Entwicklungswege seiner großen Erfindung nicht mehr miterleben, da er am 6. März 1900 im Alter von 66 Jahren gestorben war. Das Jahr 1901 brachte ferner in sportlicher Beziehung eine Reihe von für die deutsche Automobil-Industrie bedeutungsvollen Ereignissen. Die Mercedes-Wagen der Daimler-Motoren-Gesellschaft beteiligten sich erfolg- und siegreich an einer Reihe ausländischer Rennen. In diesem Jahre fand auch das wichtigste wohl jemals abgehaltene Automobilrennen Paris—Berlin statt. Dieses Rennen war für die Entwicklung des Automobilverkehrs in Deutschland insofern besonders bedeutungsvoll, als nicht nur die Militärbehörden, sondern vor allem auch die Industrie- und Handelskreise auf das neue Verkehrsmittel, das man bisher nur als einen gefährlichen und sehr teuren Sport betrachtet hatte, aufmerksam gemacht wurden. So fand denn bereits im Oktober dieses Jahr die erste Deutsche Lastwagen-Ausstellung, veranstaltet von der Versuchs- und Lehranstalt für Brauereien in Berlin, statt. Gerade auf dem Gebiete des Baues von Nutz- und Transportfahrzeugen wurde die deutsche Automobil-Industrie besonders leistungsfähig.

Mehr und mehr traten in den folgenden Jahren die deutschen Automobile, sowohl die Personen- als auch insbesondere die Lastkraftwagen, auf der ganzen Welt als hervorragend in bezug auf Zuverlässigkeit, Konstruktion und Dauerhaftigkeit in den Vordergrund, so daß z. B. in London die überwiegende Mehrzahl aller der vielen dort verkehrenden Motoromnibusse deutschen Fabrikates waren, so daß ferner die Siegespreise in den großen internationalen Rennen von deutschen Wagen geholt wurden. Der Schnelligkeits-Stundenrekord mit 228 km gehörte der Firma Benz, alle drei ersten Plätze in dem letzten großen Internationalen Automobilrennen zu Lyon wurden überragend von drei Mercedes-Wagen belegt. Die deutsche Automobilindustrie stand auf der Höhe ihrer Entwicklung und genoß in der ganzen Welt den zwar unbestrittenen, aber vielfach beneideten Ruf, tonangebend und führend in jeder Beziehung zu sein.

Der Weltkrieg hat dieser so großartigen und einzig dastehenden Entwicklung mit einem Schlage eine andere Richtung gegeben und die Möglichkeit, auch weiterhin deutsche Automobile überall im Auslande abzusetzen, genommen. Nicht aber hat der Krieg die technische und industrielle Entwicklung der deutschen Automobil-Industrie aufhalten können. Im Gegenteil, in der richtigen Erkenntnis der großen Bedeutung des motorischen Antriebes für alle Arten von Heereswagen hat das Kriegsministerium in einer beispiellosen und bisher dem Nichteingeweihten noch nicht genügend bekannten Weise befruchtend und fördernd auf die weitere Entwicklung des deutschen Automobilbaues und insbesondere der konstruktiven Durchbildung der verschiedenartigen Typen von Kraftfahrzeugen, anfangend vom kleinen Motorrad und vierrädrigen Zweisitzer bis zum schwersten Fünf-Tonnen-Lastwagen und landwirtschaftlichen Trecker, gewirkt. Die deutsche Automobil-Industrie ist nicht durch das plötzliche Abschneiden der meisten internationalen Verbindungen in ihrer technischen und industriellen Entwicklung aufgehalten worden und ist nicht etwa stehengeblieben auf dem Standpunkt von 1914, während die ausländischen Fabriken weiter fortgeschritten wären und den Vorsprung, den die deutsche Industrie vor dem Kriege hatte, eingeholt oder sie gar überflügelt hätten.

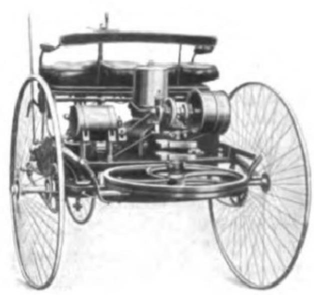
Am 23. September 1921 werden sich die Tore der gewaltigen Ausstellungshalle am Kaiserdamm zu Berlin öffnen, um auf der Deutschen Automobil-Ausstellung Tausenden von Besuchern, die ebenso wie früher aus aller Herren Ländern herbeiströmen werden, zu zeigen, wie bedeutend in den letzten Jahren sich die deutsche Automobil-Industrie in jeder Beziehung entwickelt hat, und wie die deutschen Kraftfahrzeuge auch heute noch mehr denn je dazu berufen sind, den Automobilmarkt der ganzen Welt als die ihm zukommende Domäne zu betrachten.



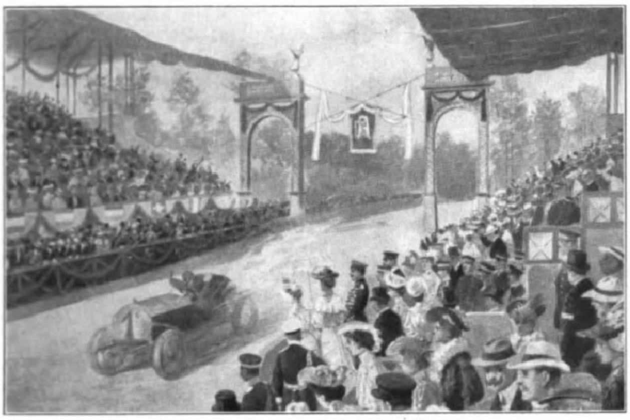
Erster Benzinmotorwagen von Gottlieb Daimler aus dem Jahre 1885.



Eine Fahrt Eisenacher Automobilisten auf die Wartburg im April 1900 mit Wagen der Fahrzeugfabrik Eisenach A.-G.: Die Fahrer beim Verlassen der Wartburg.



Erster Benzwagen (Dreirad) aus dem Jahre 1886 (Rückansicht).



Das Gordon-Bennett-Rennen am 17. Juni 1904: Vor den Tribünen bei der Saalburg.



Die Herkomerfahrt vom 5. bis zum 11. Juni 1907: Der Start auf der Stübelallee in Dresden.



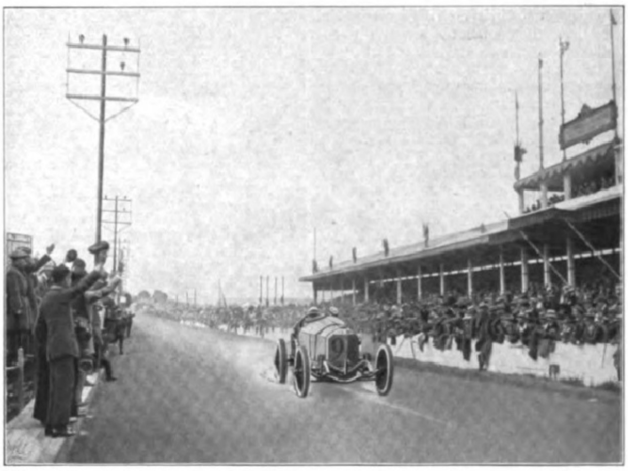
Motoromnibus von H. Büssing (Braunschweig), der im Jahre 1905 bei dem vom Kaiserlichen Automobilklub veranstalteten Motorlastwagen-Wettbewerb Berlin-Rostock den ersten Preis erhielt.



Erster Motorlastzug der Welt, der 1903 von der Nationalen Automobil-Gesellschaft Akt.-Ges. in Berlin-Oberschöneweide gebaut wurde.



Ankunft des deutschen Protoswagens, der aus der Automobilwettfahrt Neuyork-Paris als Sieger hervorging, in Paris am 26. Juli 1908. Rechts vorn im Automobil sitzend: Oberleutnant Köppen, der Führer des Wagens seit seiner Abfahrt von Neuyork am 12. Februar desselben Jahres.



Lautenschlager auf Mercedes (Daimler-Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim) am Ziel des Grand-Prix 1914 in Lyon. Das Rennen gestaltete sich zu einem Triumph der deutschen Automobilindustrie. Die ersten drei Plätze wurden von Mercedeswagen belegt.

Zur Geschichte des Automobils.

Die Eignungsprüfung für Kraftwagenführer. / Von Ingenieur W. Heynig.

Eine jener Errungenschaften des Weltkrieges, die anscheinend dazu verdammt sind, sang- und klanglos in der Versenkung zu verschwinden, ist die „Psychologische Eignungsprüfung für Kraftfahrer".

Als im zweiten Jahre des Krieges die Kraftfahrtruppen eine ungeahnte Ausdehnung erfuhren und ausgebildete Kraftfahrer nicht in genügender Anzahl zur Verfügung standen, ergab sich die Notwendigkeit, Mannschaften und Offiziere, die nie vorher mit einem Kraftwagen etwas zu tun gehabt hatten, innerhalb möglichst kurzer Zeit — in 8 bis 10 Wochen — zu Kraftwagenführern auszubilden. Hierbei war zu fordern, daß die Betreffenden nicht nur fahren konnten, sondern nach beendeter Ausbildung auch so viele technische Kenntnisse besaßen, um sich bei den meisten vorkommenden Pannen selbst helfen zu können.

Um dies zu erreichen, erhielten die Fahrschüler erst einen 12- bis 14tägigen theoretischen Unterricht, um dann mit dem praktischen Fahrdienst, verbunden mit einer Wiederholung des theoretisch Gelernten, zu beginnen. Und nun zeigte es sich nach ungefähr 14 Tagen bis 3 Wochen, manchmal früher, manchmal später, daß die einzelnen Leute durchaus nicht gleiche Fortschritte machten, ja, daß viele zu Kraftwagenführern durchaus ungeeignet waren. Die Zurückgebliebenen hinderten die Vorgeschrittenen, und die bisher auf die Ungeeigneten verwendete Zeit und das kostbare Material waren nutzlos geopfert. Hier mußte Abhilfe geschaffen werden, und dies geschah durch die Einführung der psychologischen Eignungsprüfung für Kraftfahrer im Dezember 1915, nachdem ungefähr halbjährige Versuche vorausgegangen waren.



Gesamtbild des Prüfungs-Laboratoriums für Kraftwagenführer. 1. Lichter, die durch ihr ununterbrochenes Aufblitzen die Aufmerksamkeit des Prüflings ständig in Anspruch nehmen und irgendwelche Eindrücke auf der Fahrbahn darstellen. 2. Lichter, die einen Gefahrpunkt darstellen und nur in großen Zeitabständen aufleuchten.

Aus kleinen Anfängen heraus entwickelte sich diese bald zu solcher Vollkommenheit, daß es beinahe mit absoluter Sicherheit möglich war, festzustellen, welche Leute überhaupt zu Kraftwagenführern geeignet oder ungeeignet waren. In einem besonderen Prüfungslaboratorium bei der damaligen Kraftfahr-Ersatzabteilung 1 in Berlin-Schöneberg, mit verhältnismäßig wenigen und einfachen Apparaten, wurden sämtliche Leute, bevor sie zum theoretischen Unterricht zugelassen wurden, untersucht.

Die fachpsychologische Untersuchung erstreckte sich auf alle diejenigen Fähigkeiten, die für die sichere Bedienung des Kraftwagens erforderlich sind. Diese Eigenschaften wurden auf Grund einer eingehenden systematischen Analyse derjenigen Bewußtseinskräfte gewonnen, die bei der Technik des Fahrens beansprucht werden (Aufmerksamkeit, Geistesgegenwart, rasche Entschlossenheit, Ruhe und Sicherheit gegenüber erwarteten und unerwarteten Reizen), und deren Fehlen oder Vorhandensein durch eine ärztliche Untersuchung nie festgestellt werden kann.

Auf Grund der Untersuchung wurden dann die Leute in vier Klassen eingeteilt, und zwar a) Leute, bei denen auf Grund ihrer guten Befähigung eine besonders rasche Ausbildung möglich war; b) Leute mit durchschnittlichen Fähigkeiten, die den gewöhnlichen Lehrgang durchmachen mußten; c) Leute, die infolge irgendwelcher psycho-physischen Mängel nur versuchsweise zugelassen wurden; d) Leute, die zur Ausbildung als Fahrer ungeeignet waren.

Die im Berliner Laboratorium erzielten günstigen Resultate, die durch die Praxis bestätigt wurden, waren der Anlaß, daß nach und nach jede der 23 Ersatzabteilungen der Kraftfahrtruppen ein psychologisches Laboratorium erhielt, in denen bis zur Beendigung des Krieges weit über 15000 Leute geprüft wurden. Noch während des Krieges wurde bei den sächsischen Staatseisenbahnen, deren verdienstvoller Präsident die Nützlichkeit und Wichtigkeit derartiger Ausleseprüfungen erkannt hatte, eine psychologische Eignungsprüfung für Lokomotivführer, Stationspersonal und Weichensteller mit bestem Erfolge eingeführt.

Und erst vor kurzem ging durch die Berliner Presse eine Notiz, daß es dem Stadtverkehrsrat Dr. Adler gelungen sei, das Defizit der Berliner Straßenbahn verschwinden zu lassen. Als ein Hauptmittel führte er die Einschränkung des Stromverbrauches durch neuzeitliche Ausbildung und Überwachung des Führerpersonals an, die durch sogenannte „Psychotechnische Prüfungsanstalten" erreicht worden sei. Auch seien hierdurch die Zusammenstöße auf ein Viertel innerhalb zweier Jahre zurückgegangen.

Also auch hier die Tatsache, daß durch die psychologische Prüfung die zu Führern ungeeigneten Elemente ausgemerzt werden, mit dem Resultat, daß große Ersparnisse gemacht und Unglücksfälle auf ein Viertel vermindert werden. Nur auf dem Gebiete, auf dem die psychologische Prüfung zuerst mit Erfolg angewandt wurde, bei der Prüfung der Führer von Kraftfahrzeugen, bedient man sich ihrer auch heute noch nicht.

Die Reichsregierung hat durch Verordnung vom 1. Februar 1921 die Vorschriften für den Verkehr mit Kraftfahrzeugen neu geregelt, und man hätte mit Recht erwarten dürfen, daß bei der Neufassung auch die Erfahrungen, die man im Kriege bei der Ausbildung von Kraftfahrern betr. Anwendung der psychologischen Eignungsprüfung gesammelt hatte, verwertet worden wären. Statt dessen wird, genau so wie früher, weiter nichts verlangt als das Zeugnis eines beamteten Arztes. Die Kriegserfahrungen haben aber gezeigt, daß auch ein beamteter Arzt durch seine Untersuchung gar nicht imstande ist, festzustellen, ob sich ein Prüfling zum Kraftwagenführer eignet oder nicht.

Die Folge sind Kraftwagenführer oder -führerinnen, deren Ungeeignetheit sich erst bei einem Unglücksfalle zeigt. Ich habe während des Krieges beinahe vier Jahre lang, erst als Leiter der Berliner Fahrschule, dann als Leiter sämtlicher Fahrschulen der Kraftfahrtruppen, mehr Gelegenheit als jeder andere gehabt, Erfahrungen auf diesem Gebiete zu sammeln. Ich habe diese Erfahrungen im November 1918 in einer Denkschrift an das Kriegsministerium, A7V, und die damalige Vakraft zur Weiterleitung an das Ministerium des Inneren niedergelegt. Und der Erfolg? Es blieb alles beim alten!

Sollten diese Zeilen dazu beitragen, beim Laienpublikum Verständnis zu erwecken, die maßgebenden Stellen aber zu veranlassen, der psychologischen Eignungsprüfung bei der Prüfung derer, die Kraftwagenführer werden wollen, den ihr gebührenden Platz anzuweisen, so wäre ihr Zweck erfüllt!

Automobilstraße und Automobilrennen. / Von J Riecken, Berlin-Friedenau.

Nachdem der Automobilsport während der Dauer des Krieges nicht nur bei uns, sondern auch in der ganzen Welt geruht hat, ist er in diesem Jahre zu neuem Leben erwacht. Ja, es scheint fast, als ob er das Versäumte in potenziertem Tempo wiederausgleichen wolle, denn seit dem Frühjahr überstürzen sich die Großen Preise diesseits und jenseits des großen Teiches. Bisher war Deutschland nicht dabei. Die Beteiligung an den westlichen Veranstaltungen verschloß uns ein Startverbot, und außerdem ist eine Grand-Prix-Beteiligung eine Belastung für ein Automobilwerk, die sich nur wenige leisten können, und die mit der heutigen wirtschaftlichen Lage unserer Fabriken vielleicht nirgends in Einklang zu bringen war.

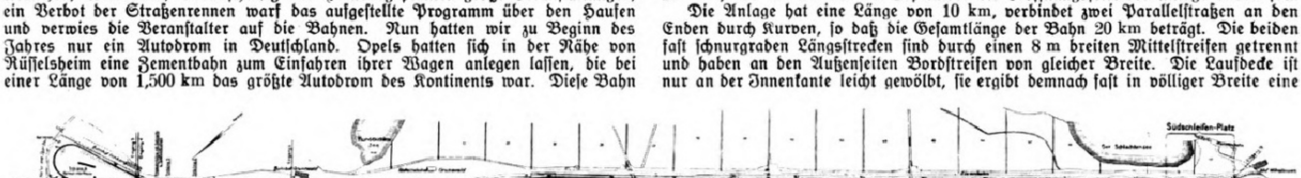
Trotzdem hörten wir: Mercedes siegte in der „Targa Florio", gewann die italienische Alpenfahrt und das Kurorterennen. Die italienische Sportwelt und die der Tschechen beseitigten die trennenden Schranken und luden uns ein, an ihren Veranstaltungen teilzunehmen, und wenn die deutschen Wagen dies mit einigem Erfolg durchführten, so wird dadurch nur bestätigt, daß technisch unsere Industrie vollkommen auf der alten Höhe ist und einem Grand-Prix ohne ihre Beteiligung der innere Wert fehlt. — Auch bei uns in Deutschland regte sich der Automobilismus. Mit großem Eifer gingen die verschiedenen Klubs an die Ausarbeitung von Propositionen. München, Wiesbaden, Braunschweig und Hamburg planten große Veranstaltungen, ein Verbot der Straßenrennen warf das aufgestellte Programm über den Haufen und verwies die Veranstalter auf die Bahnen. Nun hatten wir zu Beginn des Jahres nur ein Autodrom in Deutschland. Opels hatten sich in der Nähe von Rüsselsheim eine Zementbahn zum Einfahren ihrer Wagen anlegen lassen, die bei einer Länge von 1,500 km das größte Autodrom des Kontinents war. Diese Bahn ist im Frühsommer die Stätte unseres Automobilsports gewesen, und auf ihr ist denn auch eine ganze Reihe sportlicher Veranstaltungen zum Austrag gebracht worden. Aber bei einer zulässigen Höchstgeschwindigkeit von 130 Stundenkilometern, die nur von Joerns herausgeholt worden ist, kann die Anlage, die für diese Zwecke auch nicht errichtet worden ist, auf die Dauer den zu stellenden Anforderungen nicht genügen.



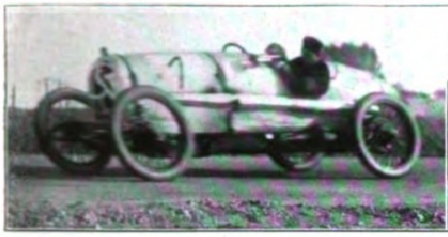
Die neue Auto-Rennstraße im Grunewald zwischen Berlin und Wannsee.
Sämtliche Straßenkreuzungen sind überbrückt.

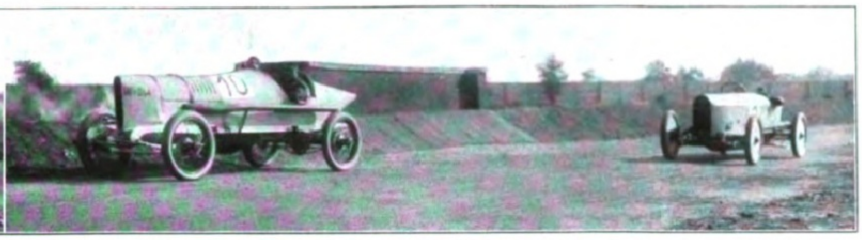
Dann kam die Wiederbelebung des Projekts der Grunewald-Autostraße. Ihre Wiege stand im Taunus, wo beim letzten Kaiserpreisrennen der Kaiser den Herren vom K. A. C. das Projekt einer groß angelegten Automobilrennbahn unmittelbar vor den Toren Berlins suggerierte. Herr v. Friedländer-Fuld gab damals das Versprechen, diesen Plan in die Wirklichkeit umzusetzen, und unter Beteiligung aller interessierten Kreise entstand derzeit die Grundlage für die Automobilverkehrs- und Übungsstraße im Grunewald. Ihr Ausbau trug weniger der sportlichen als der wirtschaftlichen Richtung Rechnung, und nahezu fertiggestellt, verurteilte auch sie der Krieg zum Verfall. Von Unkraut und Gras überwuchert, ging sie im Frühjahr dieses Jahres in den Besitz des Stinnes-Konzerns über, der ihre Fertigstellung sofort in Angriff nahm, wobei ihre sportliche Auswertung in den Vordergrund geschoben wurde. Es erschien die Ausschreibung eines großen Rennens für kleinere Wagentypen von 6, 8 und 10 P. S., das am 24. und 25. September die Eröffnungsfeier der Anlage bilden soll.

Die Anlage hat eine Länge von 10 km, verbindet zwei Parallelstraßen an den Enden durch Kurven, so daß die Gesamtlänge der Bahn 20 km beträgt. Die beiden fast schnurgraden Längsstrecken sind durch einen 8 m breiten Mittelstreifen getrennt und haben an den Außenseiten Bordstreifen von gleicher Breite. Die Laufdecke ist nur an der Innenkante leicht gewölbt, sie ergibt demnach fast in völliger Breite eine



Übersichtsplan der neuen Auto-Rennstraße im Grunewald.





Aus der Trainingsfahrt: Fafnirwagen. Stoewerwagen. Brennaborwagen.



Blick auf die Rennstraße von der Tribüne A aus.



Die Organisatoren des Rennens. Von links nach rechts: Herr v. Lengerke, Konsul Fritsch, Oberstleutnant Wagenführ, Oberingenieur Reddig.



Die Südkurve.



Vor dem Eingangsgebäude. Die Vertreter der in- und ausländischen Presse bei einer Besichtigungsfahrt auf Automobilomnibussen.



Am Startplatz.

Vom Training zu den am 24. und 25. September stattfindenden Berliner Autorennen auf der neuen Auto-Rennstraße im Grunewald.



Ledermantel und Kappe der Firma M. Gerstel. Trägerin: Schauspielerin Lili Rodewaldt. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Autokostüm der Firma Wiener Modellhaus Becker. Rotes Leder mit hellem Pelz. Trägerin: Filmschauspielerin Rita Jann. (Phot. Becker & Maaß, Berl.)



Lederjacke. Vorderteil Pelz, Lederfransen. Modell: Herm. Hoffmann. Trägerin: Filmschauspielerin Ossi Oswalda. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Flauschmantel und Automütze. Trägerin: Filmschauspielerin Eva May. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

gleiche Beanspruchung der darauf fahrenden Teile. Das Ziel liegt etwa 1 m hinter dem Auslauf der sehr großen Nordkurve. Die beiden Kurven sind nicht in voller Geschwindigkeit zu durchfahren. Die Führer der Wagen werden hier sehr vorsichtig ihre Schnelligkeit herabsetzen müssen, um in den Kurven nicht herauszufliegen. Aber einmütig wird dies nicht als Fehler angesehen. Die großen Automobilpreise, die fast ausnahmslos auf öffentlichen Straßen zum Austrag gelangen, stellen an die Fahrkunst der Führer noch weit größere Anforderungen, denn auf diesen Strecken gibt es Nadelkurven oder Kehren mit nach außen abfallender Ebene und sonst noch mancherlei Schikanen, die die Aufmerksamkeit des Fahrers in jeder Phase des Rennens bis aufs äußerste anspannen. So arg wird es aber auf der Grunewaldrennbahn nicht, denn die zwischen den Kurven liegenden langen geraden Strecken geben Gelegenheit zur Entspannung. Selbstverständlich sind große Tribünenanlagen von reichlich 7000 Sitzplätzen geschaffen worden, und ein großer technischer Apparat dient der Benachrichtigung der Zuschauer über den Stand des Rennens. Die Beteiligung am ersten Rennen ist sehr gut ausgefallen: 10 Wagen von 6 P. S., 19 von 8 P. S. und 23 von 10 P. S. werden die Rennen bestreiten, und da alle Fabrikwagen sind, wird aus ihnen auch das Beste herausgeholt werden. Selbst bei der Klasse mit den schwächsten Motoren sind bereits Geschwindigkeiten von mehr als 100 km in der Stunde zu erwarten.



Links: Ledermantel mit Pelzbesatz, dazu passende Kappe. Rechts: Katzenmantel mit Capuchon. Modell: Steinhardt. (Hofphot. Ernst Sandau, Berlin.)

Automoden.

Die Schönheit des Kraftwagens.

Von Fedor Freund.

Die Schönheit an sich ist ein individueller Begriff. Namentlich in den Zeiten einer allgemeinen Geschmacksverwirrung, wie wir sie nach dem Urteil der Ästheten gegenwärtig erleben, gehen die Ansichten über sie weit auseinander. Die Venus von Milo galt jahrtausendelang als Musterexemplar weiblicher Schönheit. Dieselbe Venus von Milo, in moderne Gewandung gesteckt, würde auf den Kurpromenaden von Homburg, Kissingen und Baden-Baden kaum einen Blick auf sich lenken. Ebenso würde es allen Frauengestalten von Rubens und Tizian ergehen. Der moderne Schönheitsbegriff bevorzugt Schlankheit der Form und Rassigkeit in der Linie.

Inwieweit der Sport diese Umwandlung des Geschmacks bewirkt hat, kann hier nur nebensächlich erörtert werden. Die Entwicklung des Karosseriebaues bis zu seiner heutigen Vollkommenheit könnte aber als wertvoller historischer Beitrag für die Umwandlung der Schönheitsbegriffe mit in Betracht gezogen werden. Auf keinem Gebiete, selbst nicht auf dem der Mode, hat sich im Laufe von zwei Jahrzehnten ein solcher Wechsel in der Bewertung von Form und Linie vollzogen wie im Bau der Automobilkarosserie. Das zu erstrebende Ziel lag in der Vereinigung äußerer Schönheit mit innerer Nützlichkeit. Soweit menschliche Voraussicht es beurteilen kann, scheint dieses Ziel erreicht zu sein.

Wie selbst jeder Laie weiß, teilt man die Kraftwagen ihrem Aussehen nach in zwei Hauptgruppen, und zwar in offene und geschlossene. Beide Gruppen weisen je nach der Stärke des Motors und ihren Verwendungszwecken Hunderte von Variationen in ihrer äußeren Erscheinung auf. Die spitze, abgerundete oder stumpfe Motorhaube beeinflußt das Äußere eines Automobils in derselben Weise wie etwa die Nase das menschliche Gesicht. Anschließend an die Haube, vollzieht sich die Linienführung neuerdings nach einem Schönheitsbegriff, den man mit „schnittig" bezeichnet. In diesem Wort ist die idealste Verkörperung von „rassig" und „geschmackvoll" ausgedrückt. Sie wird durch lange Linienführung und glatte Außenfläche charakterisiert. Jeglicher Prunk in der äußeren Bekleidung wird vermieden.

Nun spielt bekanntlich die Farbe der Lackierung im Aussehen eines Kraftwagens eine große Rolle. In dieser Beziehung hat sich die Farbenfreudigkeit der jetzigen Kleidermoden auch auf den Anstrich der Kraftwagen übertragen. Was vor einigen Jahren noch als grell, auffallend und für den vornehmen Geschmack unmöglich gegolten hätte, wird jetzt als einwandfrei anerkannt. O tempora, o mores!

Auf keinem Gebiete hat wohl der menschliche Erfindungsgeist mit einer solchen Schnelligkeit in der Verbesserung und Veredelung der Zustände sich bewährt wie im Automobilismus. Nur selten war ein Stillstand oder Rückschritt zu verzeichnen. Der Karosseriebau, der früher nur für die Pferdebespannung verwendet wurde, hat durch den Einfluß des Motors einen immensen Aufschwung erhalten. Und plötzlich wurde die Nüchternheit des vierrädrigen Wagens durch die Phantasie belebt, die uns alljährlich mit neuen Formenveränderungen und Farbenzusammenstellungen beglückt. Das Handwerk hat sich durch Veredelung zur Kunst entwickelt.

Der Kraftwagenreifen und seine Bedeutung.

Von Willy Henry Spühr, Hannover.

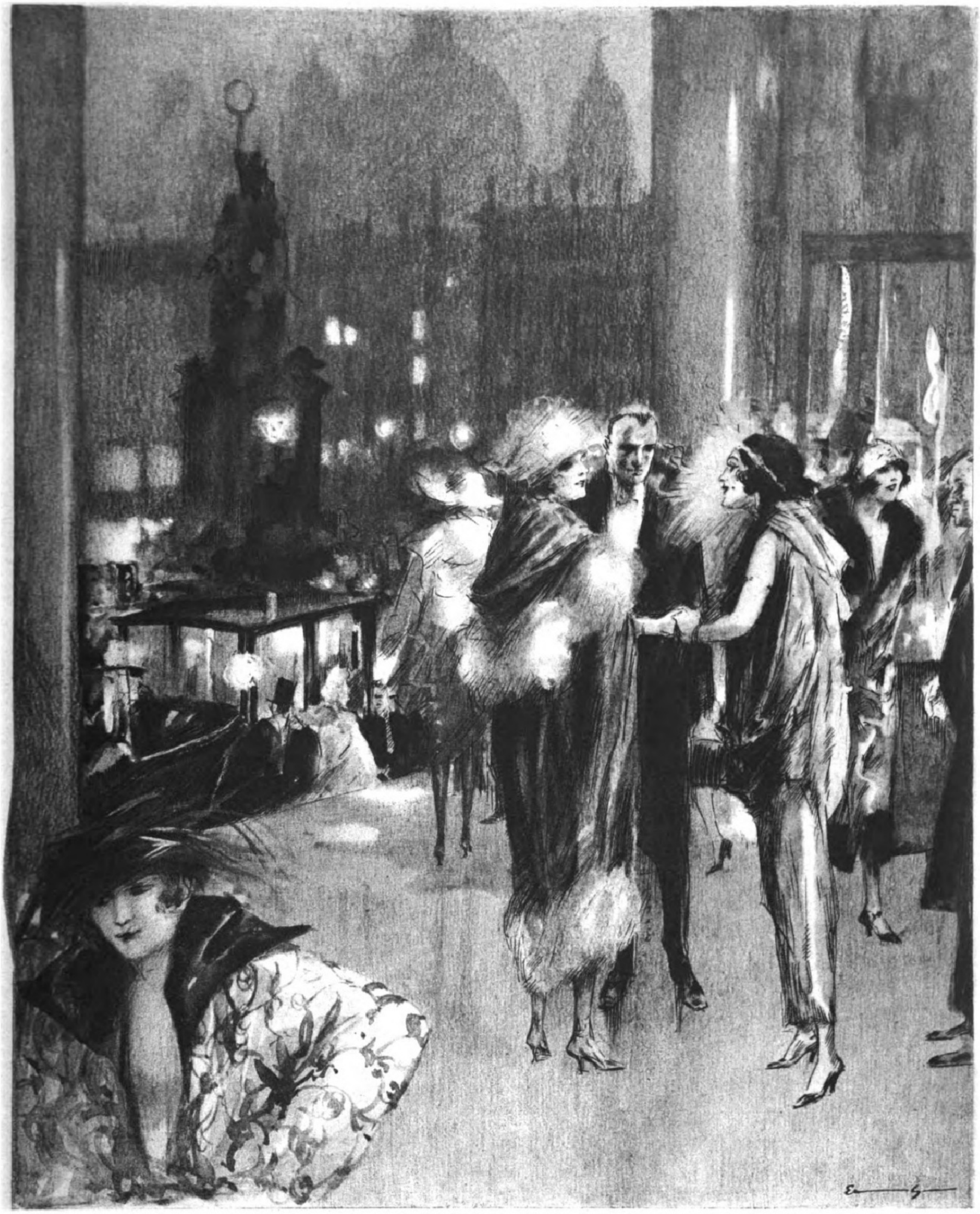
Als Mitte der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die ersten Kraftwagen auftauchten, da war endlich ein Problem gelöst, das die denkende Menschheit schon seit vielen Jahrhunderten beschäftigte. Schon von einem römischen Senator, der unter dem Kaiser Mark Aurel lebte, wird erzählt, daß er dem Gedanken des selbstfahrenden Wagens nachhing. Nachdem dieser nunmehr in unserem Zeitalter endlich verwirklicht worden worden war, obgleich die ersten Wagen Spöttern und Neunmalweisen reichlichen Stoff für mehr oder weniger geistlose Randbemerkungen boten, wurden die Kraftwagen immer mehr vervollkommnet, verbreiterten sie ihr Anwendungsgebiet in vordem ungeahntem Maße.

Wenn wir den Ursachen zu diesem Erfolge nachgehen, so müssen wir als eine der wichtigsten die Erfindung des Luftreifens ansprechen. Ohne den Luftreifen wäre nie und nimmer die Betriebssicherheit, nie die Geschwindigkeit der heutigen Kraftwagen möglich gewesen. Ihr gummigeschütztes Luftkissen hat seine Bedeutung von Tag zu Tag mehr erwiesen, wenngleich es an Versuchen, anderes an seine Stelle zu setzen, nicht mangelte. Sie schlugen alle fehl. Die Eigenschaft des Luftreifens, Stöße und Erschütterungen aufzufangen und in sich zu verarbeiten, hat sich bis jetzt in gleich hohem Maße nirgends wieder vorgefunden.

Die ersten Kraftwagenreifen waren im Grunde genommen nur vergrößerte Fahrradreifen bis die Erfahrung lehrte, daß dieser Weg nicht weiter beschritten werden durfte, wenn nicht ein Fehlschlag das Ende sein sollte. Man mußte infolgedessen eine andere Lösung suchen. Versuche über Versuche, im Laboratorium und auf der Straße, wurden unternommen. Die wichtigsten Aufschlüsse gaben aber erst die Kraftwagenrennen, die Gewaltproben im wahrsten Sinne des Wortes waren. Was sich hier bewährte, das mußte unter allen Umständen richtig sein.

So ging man unentwegt Schritt für Schritt weiter. Das Resultat ist der Kraftwagenreifen von heute. Es ist besonders die deutsche Reifenindustrie gewesen, die bahnbrechend voranging und so den Siegeszug des Kraftwagens vorbereitete. Unser heutiges Verkehrswesen wäre ohne sie überhaupt nicht denkbar. Man soll aber auch den Anteil verstehen, den der Luftreifen hierbei hatte. Es ist nicht nur die größte Schonung von Mensch und Maschine, die er verbürgt. Er ist auch ein treuer Freund des Steuerzahlers, denn wenn die Tausende von Kraftwagen, die unserem Straßenbild sein besonderes Gepräge geben, ohne Luftreifen durch die Straßen führen, dann würden deren Unterhaltungskosten ins Ungemessene anschwellen.

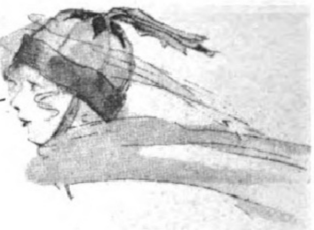
Die Reifenindustrie ist aber bei dem Erreichten nicht stehengeblieben. Sie arbeitet ununterbrochen an der Verbesserung ihrer Erzeugnisse. Bislang waren die Kraftwagenreifen aus einem Gewebe hergestellt, Vollgewebe genannt, das man am besten mit sehr starkem Leinen vergleicht. Das Bedürfnis nach größerer Betriebssicherheit und nach erhöhter Geschwindigkeit zwangen aber zu weiteren Fortschritten. So kam man darauf, Luftreifen für Kraftwagen aus einem neuartigen Gewebe herzustellen, das gegenüber den früher verwendeten erhebliche Vorzüge aufweist. Vor allem schränkt dieser als Kordgewebe bezeichnete Stoff die Hitzeentwicklung der Reifen außerordentlich ein und erhöht dadurch ihre Haltbarkeit. Das ist in seiner Eigenart begründet, die sich darin ausdrückt, daß er aus einzelnen Kordeln besteht, die untereinander fast keinerlei Reibung besitzen. Die dünnen Querfäden, die sie verbinden, dienen lediglich der Verarbeitung. Es ist klar, daß hierdurch die Hitzeentwicklung verringert wird. Reifen aus diesem Gewebe zeichnen sich durch größere Elastizität aus, sie sind schneller und haltbarer und vermindern auch die Instandsetzungs- und Betriebsstoffkosten des Wagens. Man ist bereits mit Erfolg bemüht gewesen, Luftreifen dieser Art auch für Lastkraftwagen einzuführen, weil sie auch für diese Gefährte ganz besondere Vorteile bringen.



Gesellschaftliche Hochsaison in Berlin: Automobilanfahrt vor dem Opernhaus. Nach einer farbigen Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Lutz Ehrenberger.



Im Zauberwagen



Von Martin Proskauer.

Mit sieben Abbildungen nach Zeichnungen
von Lotte Oldenburg-Wittig.

Mit 100 km Geschwindigkeit.

Das Dorf liegt hinter uns, frei und glatt dehnt sich das Gelände, jede Kurve der breiten, sauber gewalzten Landstraße ist schon von weitem erkennbar. Hier kann der Wagen laufen. Zitternd ruckt die rote Spitze auf der Scheibe des Geschwindigkeitsmessers hin und her. Der Fahrer schiebt einen kleinen Hebel zurecht, jetzt fliegt der Wagen. Der rote Zeiger steigt — 45 — 50 — 60 — die Landstraße stürzt uns entgegen — 70 — 80 — der Weg unter den Rädern ist ein breites weißes Band, das unter uns fortrast. Behaglich in die Polster gelehnt, genießen wir die tobende Kraft, die uns, durch menschlichen Erfindergeist gebändigt, bebend dahinträgt. Bewußt empfinden wir, wie die Luft in den Reifen, die Federn unter der Karosserie, die tiefen Ledersitze jeden Stoß abfangen, in wohlerwogener Dynamik ausgleichen und uns nichts weiter spüren lassen als ein gleichmäßiges Vibrieren. Wo steht der Zeiger? 90 — 92 — ha, das ist herrlich! Keinem untertan, überwinden wir Zeit und Raum.

Da — mitten auf der Landstraße ein Steinhaufen, vermutlich für geplante Ausbesserung aufgeschüttet. Unser Fahrer mäßigt die Geschwindigkeit nicht um eine Spur; kaum merklich bewegt er das Steuerrad, und in langgestrecktem Bogen fliegt der Wagen zwischen Schotterhaufen und Bäumen hindurch. Auf dem Feld daneben ackert ein Bauernknecht; als er unsern Wagen heranflitzen sah, ist er stehen geblieben und beschattet die Augen mit der Hand. Aus seinem grinsenden Gesicht kann man lesen, wie ihn der Steinhaufen freut. Schon sind wir vorbei, sind hundert, zweihundert Meter weiter — und der schadenfrohe Ausdruck des Bauerngesichts wird zur urdummen Grimasse. Unser Fahrer läßt die Sirene aufheulen, und ihr geller Schrei zerreißt wie Siegesruf die Stille der Felder.

Die lederbekleidete Hand des Fahrers stößt mich leise an und weist auf den Geschwindigkeitsmesser — 100. Nur leise zitternd steht die rote Spitze des Zeigers auf der Hundert. Ein altes Mütterchen am Wege läßt seinen Karren mit Reisig stehen und klettert entsetzt in den Straßengraben — ach, Mütterchen, welche Vorstellung hast du von einem modernen Kraftwagen! —



Die Panne.

Allerlei Typen.

Das alte Sprichwort: „Wie der Herr, so's Gescherr!" paßt auch auf das modernste „Gescherr", das Auto. Sieh dir genau an, wer am Steuer und im Fond des Wagens sitzt — und du weißt Bescheid. Da ist der alte erfahrene Herrenfahrer. Wettergebräunt ist das schmale straffe Gesicht, ruhige Augen blicken kühl, es gibt keinen Chauffeur, der einen Wagen besser steuern, eine Panne schneller beseitigen könnte. Er wird auch darauf halten, daß die Insassen seines Wagens sportlich richtig angezogen sind, und wenn er so anfährt, sieht man ihm, seinem vertragenen Lederkoller und dem Wagen an, daß sie Stil und Rasse haben.



Empfang im Hotel.

Aber das ist ein Typ, der seltener wird. Neuer Reichtum, neue Wagen überwiegen. Und trotzdem — wenn auch alles blitzt und glänzt, es will kein rechter Zusammenklang werden. Vielleicht ist grade der Wagenlack zu blank, die fleckenlose Lederbekleidung zu leuchtend gelb — in allen Dingen ist eine Seele, die erst gespürt und erobert sein will. Dann besitzt man die Dinge erst wirklich. —

Wer Sinn für Humor hat, kann heute viel Stoff dazu im Auto finden. Am lustigsten sind die neuesten Reichen, die mit dem Geld nun auch den Verstand für alles übrige erworben haben. Da liegen brillantengeschmückte Hände auf dem Steuerrad, da raucht der Fahrer eine dicke Zigarre, da haben die Damen im Wagen Federhüte, mit Schleiern festgebunden, oder Autokappen und dazu bunte Seidenjacken — da ist der Wagen, der rennmäßig gebaut ist, mit Kinkerlitzchen und Blumenbehältern ausstaffiert wie eine gute Stube mit Rädern — eine Fundgrube des Spaßes und ein Massengrab für den guten Geschmack.

Die Panne.

Irgend etwas klappt nicht — der Fahrer wendet unruhig den Kopf — der Wagen steht. Für jeden, der zu Fuß oder Wagen vorbeikommt, steht nun unsichtbar und doch weithin lesbar das internationale Wort „Panne" über diese Stelle der Landstraße hingeschrieben.

Was es ist — Reifen defekt — Kühlwasser alle — Zündkerzen — Magnet — ergibt die nähere Untersuchung, zunächst erfaßt die Insassen der schwere Druck der Erdgebundenheit, die plötzliche unvermutete Hemmung.

Eine solche Panne ist auch ein Prüfstein für den „Korpsgeist" der echten Automobilisten. Die rechten Sportsleute, die mit ihren Wagen heransausen, erkennen mit einem Blick, ob der „Panne-Wagen" zu ihnen gehört — schon bremst der andere, hält und bietet Hilfe an. Die „andern" aber fahren mit höhnischem Gesicht weiter, nicht bedenkend, daß schon am nächsten Kilometerstein ein ähnliches oder schwereres Geschick sie selber treffen kann. Und dann — Rache ist süß — und nichts Schöneres gibt es in solchem Fall als die Panne des andern, der eben hohnlachend vorbeifuhr.

Gäste kommen!

Breit hingelagert liegt das große Luxushotel inmitten der Gartenanlagen. Lässig sitzen die Gäste in den Korbsesseln zwischen blühenden Beeten. Da schreit plötzlich ganz unten auf der Landstraße ein Klaxon, böse brummt es wie ein Tier: „Weg — weg da!"

Man hört einen Motor im Takt der Zylinder arbeiten, und da fliegt auch schon ein riesengroßer offener Tourenwagen um die Kurve die Anfahrt hinauf. Noch einmal warnt das Klaxon, und genau vor der Hoteltreppe steht der Wagen.

Schon ist der Empfangschef vor der Tür — ein sachverständiger taxierender Blick prüft die Ankömmlinge, und er schreitet ihnen mit der ganzen würdevoll-ergebenen Grandezza früherer Zeiten entgegen.

Auch die Gäste in den Korbsesseln im Garten haben sich neugierig herumgedreht. Leise zitternd steht der Wagen, unbeweglich sitzt der Fahrer in seiner zur Farbe des Wagens passenden Uniform, dicke Flausch- und Ledermäntel umhüllen die Insassen, und mächtige zettelbeklebte Lederkoffer hinten am Wagen deuten die vielgereisten Leute an.

Portier und Hausdiener, Pagen und anderes Personal stehen schon hinter der Glastür bereit — sie sind alle erfahren und kennen diesen erwünschten Typ von Reisenden — und als der Empfangschef sich mit einladender Handbewegung verneigt, stürzt alles auf den Wagen, um nur ja zur Stelle zu sein. Die Neuangekommenen steigen aus. Der Fahrer hebt grüßend die Hand an die Kappe und fährt — mit einem blendenden Schwung des Wagens die Kurve herausholend — in die Garage.

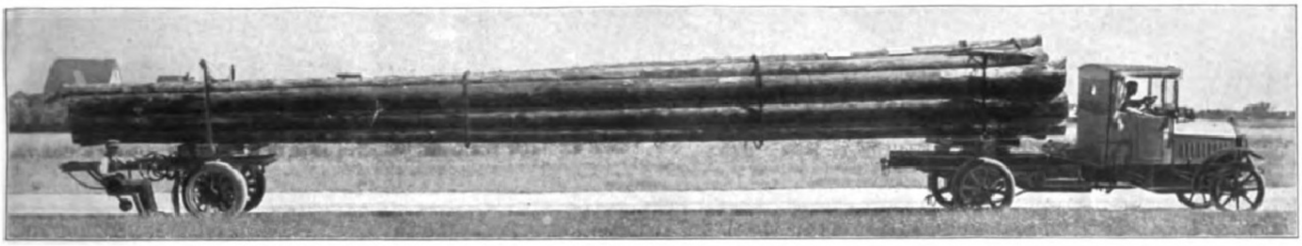
Die Zuschauer im Garten setzen sich wieder zurecht. Und in der warmen Sonnenluft erzittert der seufzende Wunsch: „Ach wie schön! Wer doch auch solchen Wagen hätte!"



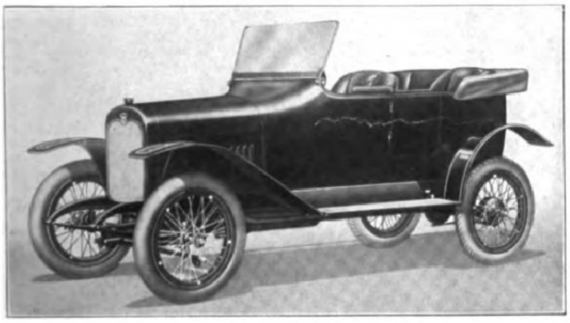


Mit 100 km Geschwindigkeit.

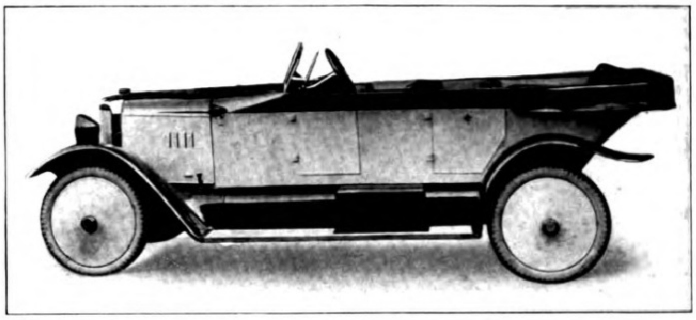




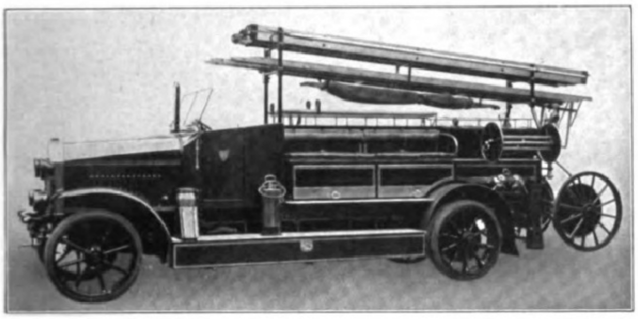
Langholztransportwagen der Vogtländischen Maschinenfabrik A.-G. (Vomag) in Plauen i. V.



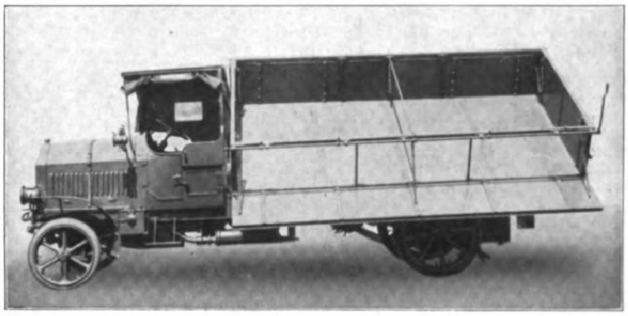
5/15 P. S. Dreisitzer der Wanderer-Werke A.-G. in Schönau bei Chemnitz.



6/24 P. S. Viersitzer der Selve-Automobilwerke G. m. b. H. in Hameln a. d. Weser.



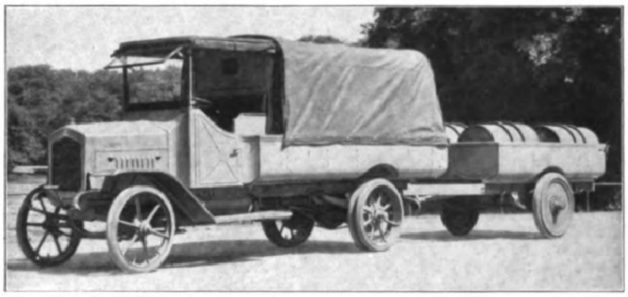
Automobil-Benzin-Motorspritze mit 70 P. S. Motor der C. D. Magirus A.-G. in Ulm.



Kippwagen der Stoewer-Werke A.-G. in Stettin.



Für die ehemaligen Kgl. Sächs. Staatsbahnen gelieferter Motoromnibus der Automobilfabrik E. Nacke in Coswig (Sachsen).



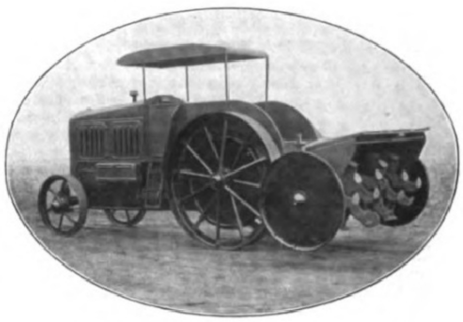
$1^1/_2$-Tonnen-Schnell-Lastwagen mit Anhänger der Hansa-Lloyd Werke A.-G. in Bremen.



Podeus-Raupenschlepper beim Pflügen.



Postfahrrad mit Hilfsmotor.



Landbau-Motor von Heinrich Lanz in Mannheim.

Der Siegeszug des Motorfahrzeugs.

Kraftfahrzeuge von heute. / Von Geh. Regierungsrat Wernekke, Zehlendorf.

Die ersten Versuche, ein Straßenfahrzeug durch mechanische Kraft zu bewegen, sind mit „Dampfwagen“ in England und Frankreich gemacht worden; sie führten zu keinem Ergebnis, wurden wieder eingestellt und ruhten, bis der schnell laufende Verbrennungsmotor einen neuen und geeigneteren Antrieb für ein Straßenfahrzeug bot. Mit seiner Entwicklung begann der Siegeslauf des Kraftwagens. Waren jene ersten Versuche im Auslande gemacht worden, so gebührt deutschen Fachleuten das Verdienst, den Verbrennungsmotor für den Kraftwagen erprobt zu haben. Die anderen Völker, namentlich Franzosen, Engländer und Amerikaner, sind Deutschland auf dem so betretenen Gebiet gefolgt, die deutsche Technik hat aber immer ihren geachteten Platz auf ihm behauptet und wird dies sicher auch in Zukunft tun. Welche Wege sie dabei einschlagen wird, kann insofern mit Bestimmtheit vorausgesagt werden, als der Verbrennungsmotor seine führende Rolle im Kraftwagenbau auch in Zukunft beibehalten wird, wenn auch das Elektromobil und der Dampfschlepper sicher in ihrer Bauart werden vervollkommnet werden. Die Aufgabe des Kraftwagen entwerfenden Fachmannes muß heute und in Zukunft an erster Stelle darin bestehen, einen durchaus zuverlässigen Wagen zu bauen. In dieser Beziehung ist die deutsche Technik immer vorbildlich gewesen. Grundsätzliche Abweichungen von der heutigen Bauart wird der Kraftwagen der Zukunft kaum bringen. Er wird auf den Richtlinien weiterentwickelt werden, die schon von jeher für ihn maßgebend gewesen sind; dabei werden natürlich die Fortschritte, die die Technik auf anderen Gebieten macht, für ihn nicht unbeachtet und nicht ohne Folgen bleiben. Namentlich wirtschaftliche Gesichtspunkte werden dabei eine wichtige Rolle spielen. In letzterer Beziehung wird die Wahl des Brennstoffs oder, wenn wir uns einer neuen, die Einbürgerung verdienenden Bezeichnung bedienen wollen, des Kraftstoffs die Fachwelt stark in Anspruch nehmen. Bei dem hohen Preis der in Frage kommenden Stoffe wird man einen neuen Kraftstoff suchen müssen, der billiger arbeitet; ob er gefunden werden kann, ist freilich zweifelhaft. Motor und Vergaser müssen die Möglichkeit offen lassen, je nachdem mit dem einen oder dem anderen Kraftstoff zu fahren.

Leichtes Gewicht, eine der Hauptforderungen, die an einen Kraftwagen, namentlich an einen schnellfahrenden, gestellt werden müssen, kann erreicht werden, indem für seinen Bau hochwertige Metalle verwendet werden, wie es z. B. im Ersatz von Gußeisen durch Aluminium, Schmiedeeisen durch Nickelstahl schon geschieht. Die Werkstoffe mit höherer Festigkeit sind aber teurer, und die geringere Menge, die man von ihnen verbraucht, wird durch den höheren Preis wieder ausgeglichen; hier wird also die richtige Grenze unter Berücksichtigung der Kosten zu finden sein. Endlich wird beim Bau des Zukunftswagens zu beachten sein, daß die Arbeitslöhne zur Zeit sehr hoch sind. Seine Einzelteile müssen also so entworfen sein, daß ihr Zusammenbau möglichst wenig Arbeit macht. Damit wird häufig zugleich eine Forderung des Betriebes erfüllt: die einzelnen Teile, die überdies bequem zugänglich sein müssen, werden dadurch leicht auswechselbar, so daß sie bei Störungen schnell entfernt und an ihrer Stelle Ersatzteile angebracht werden können. Der Wagen wird auf diese Art schnell wieder lauffähig, und das ist eine Grundregel für einen wirtschaftlichen Kraftwagenbetrieb: Der Wagen muß laufen, nur dann verdient er, während er stillstehend nutzlos Geld kostet. Der im Wirtschaftsleben tätige Wagen spielt aber für unsere Betrachtungen die Hauptrolle, der bloß Sports- und Vergnügungszwecken dienende Wagen hat zwar auch insofern wirtschaftliche Bedeutung, als sein Bau und Betrieb vielen Arbeitskräften Brot und Verdienst gibt, kommt aber doch erst an zweiter Stelle für Betrachtungen wie die vorliegenden in Frage.

Durch den hohen Preis haben die Kraftfahrzeuge etwas an Volkstümlichkeit verloren; das gilt namentlich vom Personenkraftwagen, soweit er Sport- und Luxuszwecken dient. War dies seine ursprüngliche Bestimmung, so ist er neuerdings stark Gebrauchs- oder Geschäftsfahrzeug geworden. Hierzu eignet sich besonders der kleine oder mittlere Wagen, wobei sich die Bezeichnung der Größe im wesentlichen auf die Stärke des Motors bezieht, während die großen „Kanonen“ mehr dem engen Kreis derer vorbehalten bleiben, die sich „alles“ leisten können. Um dem so geschaffenen Bedürfnis zu genügen, müssen die Kraftwagenfabriken die Erzeugung des kleinen und mittleren Wagens „in Reihen“ weiter ausbilden, wodurch seine Herstellung sehr verbilligt wird. Der Verbraucher muß allerdings, wenn er diesen Vorteil genießen will, manchen Sonderwunsch unterdrücken, doch ist das beim Personenwagen leichter als bei dem häufig Sonderzwecken dienenden Lastwagen. Infolge des hohen Preises des Kraftwagens hat das Kraftrad stark an Verbreitung gewonnen, neuerdings namentlich in der Form des gewöhnlichen Fahrradgestells mit eingesetztem Motor. Das eigentliche Motorrad sieht man jetzt, um es besser auszunutzen, häufiger als früher mit einem zweiten Sitz oder mit Beiwagen. Das Sesselkraftrad (Golem) und der Motorroller zeigen zwar glückliche Gedanken, haben sich aber noch nicht recht einzubürgern vermocht. Die größte Bedeutung für das Wirtschaftsleben hat aber natürlich der Lastkraftwagen. Baulich steht ihm der Kraftomnibus sehr nahe, der vor dem Kriege im Verkehrsleben der Großstädte eine wichtige Rolle gespielt hat, durch den Krieg etwas zurückgeworfen, jetzt seine alte Stellung wiedererobert.

Der Lastkraftwagen dient den mannigfaltigsten Zwecken und weist daher in der Bauart sowohl seines Motors als auch des Aufbaues die weitest gehenden Verschiedenheiten auf. Allen Lastkraftwagen gemeinsam ist ihre große Leistungsfähigkeit, namentlich was die Zeit, während deren sie im Dienst gehalten werden können, und die Entfernung, die sie dabei zurücklegen, anlangt. Bei den schwereren Lastwagen kommt dazu noch die große Tragfähigkeit, die diejenige des Pferdezugs weit übertrifft, und die, zusammen mit der Möglichkeit, weite Wege in kurzer Zeit zurückzulegen, dem Lastkraftwagen seine Stelle zwischen dem pferdebespannten Fahrzeug und den auf Schienen mechanisch fortbewegten Fahrzeugen zuweist. Die Störungen, denen unser Eisenbahnwesen durch den Krieg und seine Folgen ausgesetzt war, haben dazu gezwungen, den Lastkraftwagen für manche Verkehrsbeziehungen einzusetzen, für die man früher ausschließlich auf die Eisenbahn angewiesen war. Er hat sich dabei bewährt; der Krieg ist für ihn eine glänzende Gelegenheit gewesen, zu zeigen, was er leisten kann. Er hat sich dadurch ein weites Feld erobert und wird es voraussichtlich auch behaupten, selbst wenn unsere Eisenbahnen, wieder auf die alte Höhe gebracht, alle ihre Aufgaben wie früher mit der gewohnten Zuverlässigkeit erfüllen können. Dazu gehört aber neben einem gut und richtig gebauten Wagen eine scharf durchdachte Regelung des Dienstes der einzelnen Fahrzeuge, eine straffe Organisation. Der neuzeitliche Lastkraftwagen ist bei richtiger Verwendung berufen, eine wichtige Rolle im Wirtschaftsleben, also zur Zeit beim Wiederaufbau unserer Wirtschaft zu erfüllen. Er hat seine Pflicht auf diesem Gebiet bisher getan und wird auch in Zukunft nicht versagen. Ein noch wenig entwickeltes Gebiet ist der Vorspannwagen, der dem Motor das lästige Warten während des Beladens erspart, was insofern von besonderer Bedeutung ist, als, wie schon angedeutet, Stillstehen des Motors Verschwendung ist.

Zum Schluß noch ein kurzes Wort über das Elektromobil und den Dampfschlepper. Der Vorzug des elektrischen Antriebs ist unter anderm die große Leichtigkeit der Bedienung, ein Hindernis für seine Benutzung ist aber die Abhängigkeit von der Ladestelle, an die er in kurzen Zwischenräumen zurückkehren muß. Das Elektromobil eignet sich daher besonders für den Stadtverkehr und wird meist für leichte Lasten verwendet. Der Dampfschlepper dient dagegen zur Beförderung schwerer Lasten, bei deren Beförderung es auf große Geschwindigkeit nicht ankommt. In Deutschland sehen wir ihn nur selten, dagegen scheint er sich in England und Amerika größerer Beliebtheit zu erfreuen. Seine Bauart ist etwas verwickelt; er bedarf einer besonderen Feuerung und eines Dampfkessels, daneben noch der eigentlichen Dampfmaschine, und die Mitführung des nötigen festen Brennstoffes ist bei ihm mindestens unbequemer als die Unterbringung des flüssigen Kraftstoffvorrates bei den Wagen mit Verbrennungsmotor. Sein hohes Gewicht kommt andererseits seiner Zugkraft zugute, und so hat auch er seine Vorteile.

Eine erschöpfende Darstellung der Kraftwagentechnik würde Bände füllen. Man braucht nur einen Blick in eine unserer kraftwagentechnischen Zeitungen zu werfen, um zu sehen, von wie vielen Seiten der Kraftwagenbau und -betrieb beleuchtet werden kann. Eine Darstellung wie die vorstehende kann natürlich nur andeuten, nirgends in die Tiefe gehen. Sie kann und soll aber doch dem, der sich bisher nicht oder nur wenig mit dem Kraftwagen beschäftigt hat, einen flüchtigen Überblick über das behandelte Gebiet geben, und das ist das Mindestmaß an Kenntnissen, das heutzutage jeder am Wirtschaftsleben Beteiligte — und wer wäre das nicht in der einen oder der anderen Form? — besitzen muß.

Die Verwendung des Motorpfluges in der Landwirtschaft.

Von Professor Dr. Martiny, Halle a. S.

Der Motorpflug, dessen technische Möglichkeit durch das Automobil vorbereitet wurde, stimmt mit diesem hinsichtlich seiner wirtschaftlichen Daseinsberechtigung nur wenig überein. Übereinstimmend für beide ist die aus dem Pferdemangel folgende Notwendigkeit, motorischen Zug heranzuziehen, der noch den Vorteil mit sich bringt, kein Futter und namentlich auch kein Getreide zu fressen. Verschieden aber ist die Zweckrichtung. Das Personenauto und der Lastkraftwagen haben im Vergleich zum Pferdefuhrwerk ihre Bedeutung in der Geschwindigkeit und Ausdauer der Fahrleistung, die es ermöglichen, das Reiseziel rasch zu erreichen und für einen entfernten Punkt den Hin- und Rückweg im Laufe eines Tages zurückzulegen. Der Motorpflug aber, der nach Menge und Güte dasselbe leistet wie eine Anzahl von Gespannen, hat seine Bedeutung in dem unregelmäßigen Zugkraftbedarf der Landwirtschaft, der von Juli bis November und im März/April etwa das Doppelte des sonstigen Bedarfs ausmacht. Diese Ungleichförmigkeit zwingt den Landwirt dazu, einen Kompromiß zu schließen, also einerseits die Feldarbeiten nicht so rechtzeitig und sorgfältig auszuführen, wie es zur Förderung der Erträge erwünscht wäre, andererseits mehr Pferde zu halten, als es dem durchschnittlichen Kraftbedarf entspricht.

Die wirtschaftliche Aufgabe des Motorpfluges besteht daher darin, die Spitzen des Zugkraftbedarfs zu decken. Übernimmt er die Pflugarbeit, so ermäßigt er damit die Spitzen bereits um ein Drittel. Zieht er auch noch im Frühjahr die Grubber zur Herrichtung der Äcker für die Sommersaaten und in der Getreideernte die Bindemähmaschine, so braucht der Landwirt nur noch durch Bau von Feldscheunen die Getreidefuhren zu vermindern und durch Anlage einer Feldbahn die Kartoffel-, Rüben- und Düngerfuhren zu erleichtern, um die Spitzen des Gespannbedarfs fast zu beseitigen. Bei einer solchen Verwendung des Motorpfluges in den genannten sieben Monaten kommt man in Anbetracht der durch Witterung, Betriebsdispositionen und Störungen notwendigen Pausen auf eine jährliche Arbeitszeit von etwa 75 bis 100 Tagen und kann mit mäßigen Kosten eine intensive Wirtschaftsweise erreichen. Wollte man jedoch den Motorpflug das ganze Jahr über beschäftigen, etwa dadurch, daß man ihn Fuhren ziehen ließe, so würde hierfür der Vorteil einer Spitzendeckung fortfallen und infolgedessen eine Verbilligung des Betriebes nicht eintreten. Die universale Verwendbarkeit des Motorpfluges zur Übernahme sämtlicher Gespann- und Motorarbeit hat daher lange nicht diejenige wirtschaftliche Bedeutung, die ihm die Werbetätigkeit rühriger Händler und der Traum begeisterter Laien zuschreiben.

Schon der Dampfpflug, bestehend aus zwei großen Dampflokomotiven, die sich an den beiden Enden des Feldes aufstellen und dann mittels Seiles das Pfluggerät abwechselnd zwischen sich hin- und herziehen, diente zur Deckung des Gespannbedarfs; und er zeichnet sich durch Unempfindlichkeit und Zuverlässigkeit aus. Aber er ist für die meisten Güter zu groß und eignet sich kaum für das Stoppelschälen, d. h. das flache Umpflügen der Getreideäcker unmittelbar nach der Ernte, eine Arbeit, deren rasche Erledigung für die Entwicklung der nächstfolgenden Frucht bedeutungsvoll ist. Der Motorpflug hat nur etwa die halbe Leistungsgröße des Dampfpfluges und paßt etwa für ein Rittergut. Auch er ist als Seilpflug nach dem Vorbild des Dampfpfluges ausgebildet worden. Verbreiteter aber ist der Gangpflug, eine Anordnung, bei der die Motorzugmaschine übers Feld fährt und die Pflugkörper mitnimmt. Der Motorpflug von Stock ist als erster in Deutschland in die Praxis eingeführt worden. Die Pflugkörper sitzen am Rahmen des Fahrzeugs, vorn sind zwei große Triebräder, die vom Motor aus angetrieben werden, hinten ein Lenkrad, das von dem auf der Maschine sitzenden Führer gesteuert wird. Unter den vielen Fabrikanten, die, durch Stock angeregt, Motorpflüge herausbrachten, hatten einen großen Erfolg erst wieder die Hansa-Lloyd-Werke, die im Jahre 1916 mit einem Motorpflug hervortraten, bei dem die Zugmaschine „Trekker“ ein vierrädriger ungefederter Motorwagen war, an den das Pfluggerät durch Kette angehängt wird. Unter der großen Zahl der auf dem Markt befindlichen Motorpflug-Marken haben gegenwärtig auch einige andere Verbreitung erlangt. Einige sind abgefedert, um auch für häufige Straßenfahrten geeignet zu sein, und sind mit einer Seilwinde ausgerüstet, um schwerbeladene Rübenwagen aus durchweichten Feldern herausziehen zu können oder um beim Pflügen an einer schwierigen Stelle des Ackers leer vorausfahren und dann das Pfluggerät mittels des Seils nachziehen zu können. Einige sind nach Art der im Kriege berühmt gewordenen Tanks mit Raupenketten versehen, um auch auf losem Boden und steigendem Gelände sicher fortzukommen und um auf druckempfindlichen Böden die für den Pflanzenwuchs schädlichen Pressungen gewöhnlicher Räder zu vermeiden. Der Landbaumotor von Lanz verläßt die Arbeitsweise des altbekannten Pfluges: statt wie jener einen verhältnismäßig dicken Erdbalken hobelartig abzuschneiden und umzulegen, schneidet er mit den hinter dem Fahrzeug angebrachten, rasch umlaufenden Messern kleine Stücke des Bodens ab, krümelt sie fein und mischt sie durcheinander, eine Arbeitsweise, die sich insbesondere zum Umbruch von Moor und Heide bewährt hat.

Jetzt baut man auch kleine Motorpflüge, die bequem durch einen Mann bedient werden können. Man hängt dabei teils das Pfluggerät mit Kette an die Zugmaschine an, trifft aber eine Einrichtung, daß der auf der Zugmaschine befindliche Führer das Ausheben der Pflugkörper besorgen kann. Teils baut man nach dem Muster von Stock die Pflugkörper an die Zugmaschine, sorgt aber für ein leichteres Steuern, indem man die Pflugkörper an einem besonderen Rahmen befestigt, der gegenüber der Triebradachse beweglich ist. Vereinfachung der Bauart ermöglicht bei diesen Maschinen einen entsprechend niedrigen Preis; Wendigkeit und Beweglichkeit machen sie für die kurzen Äcker des Kleinbesitzes geeignet. Bei dem Vorherrschen des Kleinbesitzes steht diesen Maschinen, die nur etwa ein Drittel der Leistungsgröße von Stock haben, voraussichtlich eine große Verbreitung bevor.

Der Motorpflug, der in einem Jahrzehnt den landwirtschaftlichen Großbesitz erobert hat und jetzt den Mittel- und Kleinbesitz in Angriff nimmt, ist das Sinnbild für das heutige Schlagwort „Technik in der Landwirtschaft“.



Picknick auf der Klubfahrt. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Ein Automobilist muß Zeit haben! / Von Gustav Köllmann, Leipzig.

Diesen Satz sollte sich jeder, der durch die Lande jagen will, zur ersten automobilistischen Lebensregel machen. Als ob es so sein müßte, treten ihm gerade dann, wenn er es eilig hat, mehr Hindernisse als sonst in den Weg. Die Befolgung dieser Regel bewirkt vor allem, daß der Fahrer vorsichtig ist und sich vor leichtsinnigem Handeln hütet. Er wird sich genau vergewissern, ob er es wagen kann, an falsch fahrenden Fuhrwerken, ausnahmsweise auch mal gegen die Fahrregel verstoßend, an der falschen Seite vorbeizufahren. Wie oft kam es doch vor, daß gerade in dem Augenblick der Kutscher erwachte, die Pferde herumriß und so dem Automann den Weg verlegte. Ähnliches ereignete sich auch bei entgegenkommenden Fuhrwerken, auf denen der Kutscher schlief, und dabei war es gleichgültig, auf welcher Straßenseite dasselbe fuhr. Denn wer bürgt dafür, daß der aufwachende Kutscher nicht im letzten Augenblick die falschen Zügel ergriff und die Pferde nach der freien Straßenseite riß und durch Versperren des Weges großes Unheil anrichtete. Im Geiste sehe ich schon manch alten Kämpen der Landstraße über das, was ich hier niederschreibe, schmunzeln und höre ihn sagen, das wissen wir ja alles, warum will man das uns erfahrenen Leuten erzählen! Und doch ist diese Mahnung gut, denn das, was hier erwähnt wird, hat sich in der Tat schon des öfteren ereignet und zu Anklagen wegen fahrlässiger Tötung geführt. Viele Erfahrungen sammelt der, welcher als Sachverständiger an Strafkammersitzungen teilzunehmen hat. Welch traurigen Eindruck macht es, den oder jenen Sportskollegen auf der Anklagebank sitzen zu sehen unter der schweren Anklage der fahrlässigen Tötung. In der Gerichtsverhandlung wird die Schuldfrage aufs genaueste geprüft und meist festgestellt, daß leichtsinniges Handeln und Nichtbeachten der Fahrvorschriften schuld an dem Unglück waren.

Es ist mir, als ob ich die tüchtigen Führer sagen hörte, das ist ja alles nicht so schwer, wenn nur die nötige Portion Geistesgegenwart vorhanden ist, dann passiert auch nichts. Die Probeversuche, ob einer geistesgegenwärtig ist, wie sie der amtliche Sachverständige bei der Führerprüfung vornimmt, geben keine Gewähr dafür, daß der mit dem Erlaubnisschein zum Führen eines Kraftwagens versehene Automann im Augenblick der Gefahr auch geistesgegenwärtig ist. Meines Erachtens muß Geistesgegenwart angeboren sein, anerzogen kann sie nicht werden. Es ist deshalb ratsam, genau nach den durch das Gesetz vorgeschriebenen Fahrregeln zu handeln, dann kommt man auch nicht so leicht in die Gefahr, geistesgegenwärtig sein zu müssen.

Die Gefahren, die dem Führer eines Kraftwagens auf der Straße drohen, sind so vielfach, daß es zwecklos erscheint, diese einzeln zu besprechen; es kommen immer neue dazu, an die man vorher nie gedacht hat. Eine umgeformte lateinische Regel ist hier zur empfehlenden Befolgung am Platze: „Was man nicht übersehen kann, das sehe man als gefährlich an." Man denke nur an das Befahren von unübersichtlichen Kurven. Wer begegnete hier nicht schon des öfteren lieben Sportgenossen, die der Innenkurve zuliebe auf der falschen Seite fuhren!

Begegnet man in einer Ortschaft einem Fuhrwerk, so sollte der Führer stets daran denken, daß sich sehr oft Kinder an dieses angehängt haben, die fast regelmäßig davonlaufen und dann ausgerechnet nach der Seite, von welcher der Kraftwagen kommt.

Nach dem eingetretenen Unfall geht die Streiterei los, ob Signal abgegeben war oder nicht. Ein solches ist aber in diesem Fall gar nicht die Hauptsache gewesen, sondern die richtige Befolgung der Fahrvorschrift war weit wichtiger. Das Signalgeben spielt auch im Verkehr auf den Straßen den Fußgängern gegenüber eine große Rolle, und es läßt sich viel darüber reden. Man soll den unachtsamen Passanten durch Signal darauf aufmerksam machen, daß er durch das herannahende Kraftfahrzeug in Gefahr kommen kann. Damit ist nun aber noch nicht gesagt, daß jetzt alle Pflichten des Führers erfüllt sind und er jetzt berechtigt ist, so sehr er kann, daraufloszufahren, weil er mit seinem Kraftwagen, gleichsam als der Stärkere, in erster Linie das Recht hat, die Straße zu befahren. Nein, man soll im Gegensatz zu obiger Auffassung recht rücksichtsvoll sein, nicht die Leute durch weiteres Hupen und rücksichtsloses Darauflosfahren erschrecken. Es ist vor allem wichtig, sein Kraftfahrzeug so in der Hand zu haben, wie es durch § 18 der Verordnung vom 3. 2. 1910 vorgeschrieben ist. Durch diese Bestimmung verlangt man eben vom Kraftfahrzeugführer mehr als vom Fußgänger. Wer kann denn von vornherein wissen, ob der oder jener Fußgänger wirklich unachtsam ist; man denke dabei an alte, gebrechliche, schlecht sehende und taube Leute. Das Signalgeben ist also nicht die Hauptsache, sondern das sachgemäße Handeln.

Was passiert nicht alles im Augenblick des Handelnmüssens. Manche möchten gern am rechten Arm zwei Hände haben, die eine für die Handbremse, die andere, um nochmals hupen zu können. Gerade um nochmals bei Gefahr hupen zu wollen, wird kostbare Zeit verloren für andere wichtige Funktionen. Weit wichtiger, als durch Hupen die Leute von der Straße treiben zu wollen, ist es, durch rechtzeitiges Anhalten Unfälle wie An- oder sogar Überfahren von Personen zu verhindern.

Hat doch ein Prüfling in Gegenwart des Sachverständigen in dem Augenblick, da er Passanten, die vor seinem Fahrzeug hergingen, anhupen wollte und dabei die Hupenstimme versagte, derart den Kopf verloren, daß er, anstatt zu bremsen, auswich, ein hohes Leitergerüst anfuhr, auf dem Maler beim Anstreichen eines Haussimses standen, und dieses fast zum Umsturz brachte. Zur Rettung der sich am Dach festhaltenden Maler mußte die Feuerwehr ausrücken. Man erfuhr dann auch noch, daß der Mann in der Verzweiflung statt die Fußbremse den Akzelerator erwischt hatte.

Abgesehen davon, daß durch zu schnelles oder durch falsches Kurvenfahren starker Reifenverschleiß stattfindet, der das Portemonnaie sehr in Anspruch nimmt, muß auch daran gedacht werden, daß Kurven viele Gefahren in sich bergen. Glaube nur keiner, daß nur die Kurve gefährlich ist, auf die vorher eine in der Entfernung von mehreren hundert Metern angebrachte Warnungstafel aufmerksam macht, nein, auch eine wenig gekrümmte Kurve kann gefährlich sein. Wer weiß denn von vornherein, ob die zu fahrende Kurve von den Wegbauern richtig angelegt ist. Wie oft hat man schon gelesen, daß Autoleute in einer nicht als gefährlich anzusehenden Kurve verunglückt sind! Ich kenne eine solche, die schon mehreren Personen das Leben gekostet hat und den in dem einen Fall nicht ums Leben gekommenen Führer wegen fahrlässiger Tötung der Insassen seines Kraftwagens auf die Anklagebank brachte. Der Führer war nicht etwa ein unerfahrener Mann, sondern ein hervorragender Fahrer, der aber meines Erachtens auch leichtsinnig gehandelt hat, indem er sich mit einem Fahrgast unterhielt, weil er die Kurve für ungefährlich ansah. Es hätte ihm auffallen müssen, daß die Kurve, um einen Feldweg aufzunehmen, sich an der Stelle neigte, wo sie am höchsten hätte sein müssen. In diesem Fall war auch mit Geistesgegenwart nichts mehr zu machen.

Man sollte stets seine Gedanken und Blicke auf die Fahrstraße richten, damit man vor Überraschungen bewahrt bleibt. Auch sollte man stets so fahren, daß von vornherein für entgegenkommende oder zu überholende Geschirrführer erkenntlich ist, wie der Autoführer ausweichen will; der Geschirrführer ändert dann auch viel schneller die von ihm falsch ausgeführten Fahrvorschriften.

Es ist vom Führer vieles zu beachten, es wird viel von ihm verlangt, deshalb soll er nichts ohne Überlegung tun. Dazu gehört vor allem kein Überhasten, sondern Handeln nach dem Spruche: „Ein Automobilist muß Zeit haben!"

Der Automobilismus der Zukunft.

Eine utopistische Plauderei von Ingenieur H. Langner, Berlin-Steglitz. Mit 4 Abbildungen nach Zeichnungen von Max Schaberschul.

Auf der prächtigen Dachterrasse des Sylvia-Hauses saßen Tausende von Menschen und blickten vergnügt in die Leipziger Straße hinunter. Der 27. Juli des Jahres 2088 war ein glühend heißer Tag gewesen, und so labte sich nun alles an der sehnlichst erwarteten Nachtkühle. Zwischen den fast endlos scheinenden Tischreihen liefen leise surrend die automatisch gesteuerten Motorrollplatten entlang, beladen mit Kühlern voll Flaschen, Gläsern, Tee- und feinstem Kaffeegeschirr. Wie von Geisterhand betätigt, blieben sie dicht vor diesem oder jenem Tische stehen und schoben mit fabelhafter Sicherheit ihr vollbepacktes Silbertablett auf die Tischplatte. Jedem brachten sie, was er durch Drücken der mit den verschiedensten Speisen bezeichneten Knöpfchen, die auf der Tischplatte eingelassen waren, bestellt hatte. —

Suchend schlenderte Fritz Paschke durch die Tischreihen, um sich endlich an einem leerstehenden Tische niederzulassen. Seine Augen sahen müde in das unruhvolle, wogende Getriebe des nächtlichen Berlins. Wie geräuschlos sich doch dieser Riesenverkehr dort unten abwickelte. Der Ingenieur dachte an die Zeit, da sein Großvater noch ein Schulbub' war. Wo damals schwerfällig und polternd die Elektrischen auf ihren geschienten Wegen dahinrollten, surrten heute, auf ihren dicken Pneumatiks, kaum hörbar, die führerlosen Ivag-Kraftwagen der Internationalen Verkehrs-Aktien-Gesellschaft auf ihrer spiegelebenen Fahrbahn durch die Straßenmitte. Zwei Parallelreihen glatter, dicht aneinandergereihter Quaderblöcke ließen kein privates Fahrzeug in ihren Weg kommen. Die 140-Stundenkilometer-Stadtverkehrs-Geschwindigkeit ließ die langen, eleganten Gefährte leichter erscheinen, als sie gebaut waren. In genau gleichen Abständen sausten die Autos dahin, als hingen sie in 300 Metern Entfernung voneinander an einem unsichtbaren Bande. Und in der Tat, so verhielt es sich auch. Keine Kraft der Welt hätte das Band zerreißen können, so stofflos es auch schien. Der in jedes Fahrgestell eingebaute funkentelegraphische Steuermechanismus schlug eine unsichtbare Elektronenbrücke vor sich her zum vorfahrenden, und hinter sich hin zum nachfolgenden Wagen. Fest eingekettet hingen sie alle in ihren Energiefeldern. Dies alles wußte Ingenieur Paschke, hielt es für selbstverständlich und bewunderte dennoch die Technik des dritten Jahrtausends. Jeden Fahrfehler korrigierte gewissenhaft der Steuermechanismus. In der Fahrbahnmitte stand vor jeder Straßenkrümmung oder Abzweigung ein großes Feld schmaler halbkreisförmiger Platten von verschiedener Höhe hinter- und nebeneinander. Sie dienten der Kurvensteuerung. Abhängig von ihrer Höhe war der Krümmungsradius der vom Kraftwagen zu beschreibenden Kurve. Die linksseitigen Platten steuerten links, die auf der rechten Fahrstraßenhälfte stehenden rechts. Es waren für jede Autolinie demnach zwei Platten vorhanden. Unter dem Fahrgestell jedes Ivag-Wagens befand sich ein Tasthebel, der verschieden tief hinunterreichte. Jeder Hebel berührte nur die für ihn bestimmte Platte und gab mit größter Zuverlässigkeit seinem Wagen, durch das großstädtische Straßengewirr hindurch, die ihm bestimmte Richtung.



Das Pneumobil steigt senkrecht an dem 23 Stock hohen Sylvia-Haus in die Höhe.

Ein buntes Durcheinander der verschiedensten Kraftfahrzeuge summte und surrte zu beiden Seiten der Ivag-Fahrstraße auf dem Fahrdamm dahin. Es war ein flimmerndes Sprühen und Blitzen behend vorbeischießender Funken. Was für ein Puffen und Knattern würde wohl von der Straße heraufstönen, wenn der liebe alte Benzinmotor noch lebte. Doch der war längst vergessen. Seinen Platz füllte viel wirtschaftlicher und in jeder Hinsicht vollkommener die Benzin-Turbine aus. Das in ihrer stählernen Explosionskammer entzündete Gasgemisch durchlief nacheinander vier Trommeln und trieb vier immer kleiner werdende Schaufelräder an, um dann erst, völlig ausgenutzt, geräuschlos ins Freie zu hauchen. —

Von der Sylvia-Terrasse aus konnte man bequem den Potsdamer Platz überblicken. Kurz davor senkte sich die Ivag-Fahrstraße und verschwand in zwei ovalen Löchern unter den Erdboden, um in der Potsdamer, Königsgrätzer und Budapester Straße wieder emporzusteigen. Die Kreuzungstunnels. Jeder Platz, jede Straßenkreuzung oder Abzweigung waren in gleicher Weise untertunnelt. Jede Fahrtrichtung besaß besondere Stollen, die immer gesondert über, unter und neben denen der entgegengesetzten Richtung hinliefen. Wie zwei gleißende Feuerschlünde sahen die blendend erleuchteten Tunnels von hier oben gesehen aus. In den rechten schossen die Wagen hinein, aufblitzend in dem grellen Licht; der linke spie sie aus, ruckweise, mit unheimlicher Geräuschlosigkeit. Unaufhörlich. —

Ein mächtiger Turbo-Krafter biegt eben in die Straße ein. Sechs schwerbeladene Anhänger schleppt er hinter sich her. Ihre Last, bestehend aus klobigen T-Trägern, müßte den Asphalt spalten, meint man, und doch rollt sie auf ihren halbmeterbreiten Vollgummis beinahe geräuschlos dahin. Wie Zwerge wirken neben diesem Mammutzug die flinken Kreiselbogcarts. Ein zweiundeinhalb Meter hoher Pneumoreifen, der auf drei in Kugeln gelagerten Rollen eine zierliche Karosserie umläuft. Der Turbokreisel unter dem Fußboden hält das Auto im Gleichgewicht und dient gleichzeitig als Antrieb. Nach vorn ragt ein kaum sichtbares Steuerröllchen hervor.

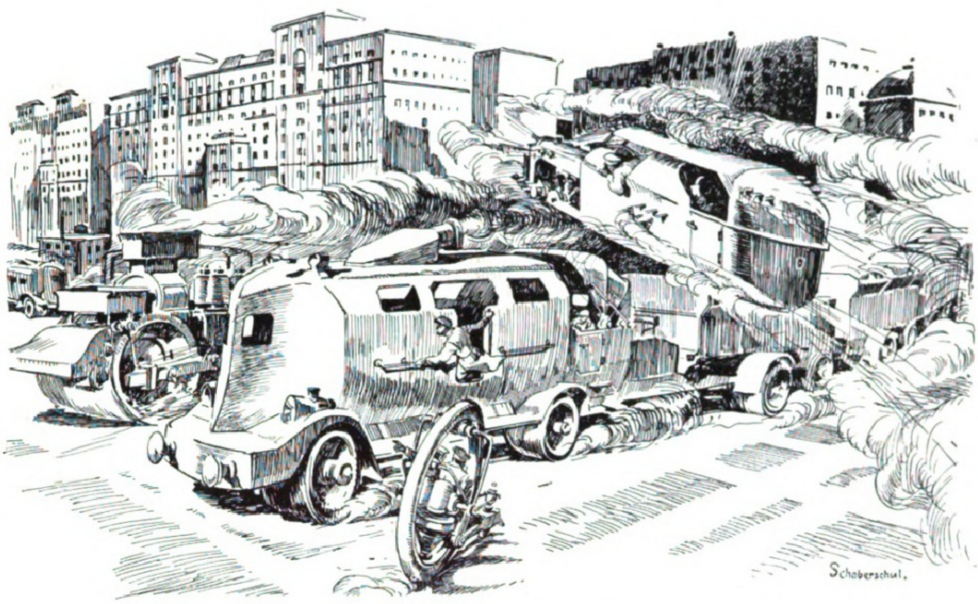
Fritz Paschke sah auf die Uhr. 12 Uhr 17. In drei Minuten mußte Dr. Kerr kommen. Da wurde auch schon ein durchdringendes Zischen hörbar, das Pneumobil. Die Pneumobile waren ihrer Unwirtschaftlichkeit wegen nicht allzusehr verbreitet. Sie konnten als das wunderbarste Fahrzeug überhaupt gelten, das vom Zeitalter des Autos hervorgebracht war. Paschke kannte die elfenbeinweiße Karosserie. Dr. Kerr kam vom Dönhoffplatz her. Immer lauter wurde das Zischen. Interessiert sieht mancher, wie die torpedoförmige, acht Meter lange Karosserie ein halbes Meter über dem Erdboden schwebt. Räderlos gleitet unheimlich schnell das Pneumobil über den Asphalt. Es rast mit kolossaler Schnelligkeit auf den vorfahrenden Kraftwagen los. Splitter? Trümmer? Doch nein, schneller, als das Auge diesen Vorgang verfolgen kann, ist das schwere Gefährt mit leichtem Sprung von hinten über das Auto hinweg. Noch einmal dasselbe Spiel, nun steht es schwebend vor dem Sylvia-Hause.

Ingenieur Paschke winkt, Dr. Kerr hat verstanden. Genau senkrecht steigt das Gefährt in die Höhe, laut zischend am 10., 15., 20. Stockwerk vorbei bis zur 23Stock hohen Dachterrasse. Bleibt zitternd und unaufhörlich zischend und vibrierend hart an der Balustrade stehen, die Tür öffnet sich, heraus steigt Dr. Kerr. Ein Wink, der Chauffeur dreht ein Handrad. Noch höher steigt das Pneumobil, über dem Hause eine kurze Wendung, hin zum Spittelmarkt durch die Luft in schwindelnder Höhe. Erst am Spittelmarkt läßt der Chauffeur es langsam auf die normale Gleithöhe, ein halbes Meter vom Erdboden, zurück. —

„'n Abend, mein lieber Paschke!" — „Guten Abend, Herr Doktor!" — „Ah, sieh da, Herr Direktor Pürer!" Direktor Pürer eilte heran. „Erklären Sir mir bloß mal Ihren Wunderwagen näher, Herr Doktor, ich bin absoluter Nichttechniker und staune immer wieder, wenn ich den Schwebekasten sehe!"

„Nichts einfacher als das, lieber Direktor. Eine 800-pferdige Benzinturbine, mit einem Kompressor gekuppelt, erzeugt einen riesenmäßigen Luftstrom, der, aus rings um das Karosseriedach laufenden Düsen austretend, eine Reaktionswirkung erzeugt, die vollkommen genügt, das Pneumobil schwebend zu halten. Da der Luftstrom regulierbar ist, kann der Wagen mehr oder weniger steigen. Die Düsen, ein wenig nach hinten geneigt, lassen ihn rasend schnell dahinschießen."

„Fabelhaft — gigantisch!" —



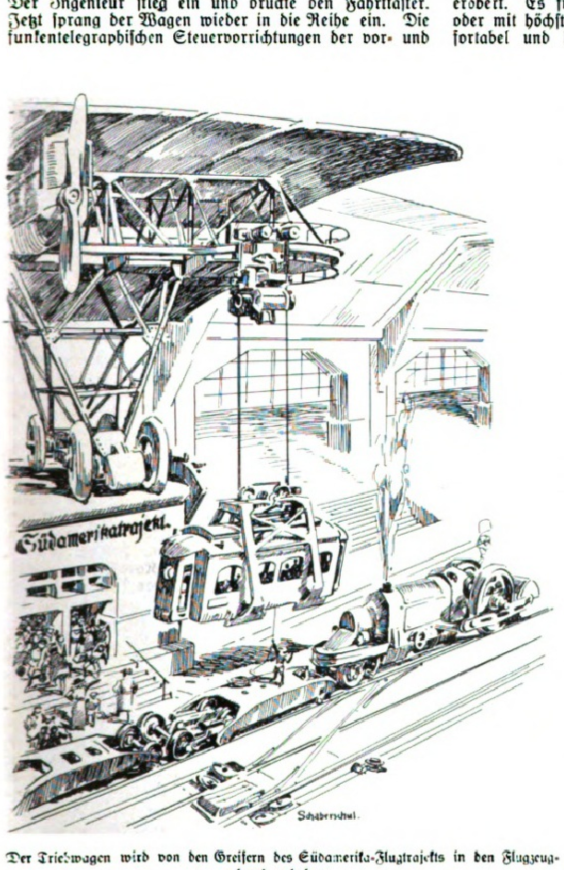
Das Pneumobil überspringt einen Autozug.

Unter lustigem Geplauder flog die Zeit dahin. Ein Gong schlug drei Uhr. Aufspringend sagte Dr. Kerr: „Nun ist's aber höchste Zeit, morgen wollen wir zur selben Stunde schon in La Plata sein. Sind Sie pünktlich am Lehrter Bahnhof, lieber Paschke; wir benutzen den 6-Uhr-Triebwagen nach Hamburg. — Auf Wiedersehen!" —

Pünktlich 5^{50} stand Fritz Paschke im Flur seines Hauses in der Kaiserallee und drückte an der dort wie in jedem anderen Wohnhause jeder Großstadt des Erdballes befindlichen Kontakttafel der Ivag die Zahlen 4 und 2. Da durch die Kaiserallee nur zwölf Autolinien liefen, so war im ungünstigsten Falle jeder zwölfte Wagen ein Zweiundvierziger. Schon von Ferne bog jetzt der Ivag-Wagen, durch die selbsttätige Vorrichtung gesteuert, aus der Reihe heraus und hielt, scharf bremsend, bald darauf hart an der Graniteinfassung der Fahrstraße, die anderen Gefährte neben sich vorbeilassend. Der Ingenieur stieg ein und drückte den Fahrttaster. Jetzt sprang der Wagen wieder in die Reihe ein. Die funkentelegraphischen Steuervorrichtungen der vor- und nachfahrenden Gefährte regelten sofort deren Geschwindigkeiten so, daß bald der 300-Meter-Abstand wiederhergestellt war. Vier Minuten später, ein Druck auf den Bremsschalter ließ den Wagen wieder aus der rasch dahinrollenden Kette heraussteuern und direkt vor dem Lehrter Bahnhof halten. Kurz nach dem Aussteigen springt er selbständig wieder in die Reihe ein.

Dr. Kerrs Pneumobil kommt eben über den Humboldt-Hafen durch die Luft herangezischt. Herzliche Begrüßung. Schon in fünf Minuten rasen beide, der Wissenschaftler Dr. Kerr und sein Ingenieur, mit 500 Stundenkilometern auf den geschienten Wegen der alten ehrwürdigen Eisenbahn, jedoch im Ivag-Dieselturbinentriebwagen der Hafenstadt Hamburg zu.

Eisenbahnzüge gab es nur noch zur Güterbeförderung. Den gesamten Personenverkehr der Erde regelte die Ivag. Längst hatte das Auto auch die Eisenbahn erobert. Es fuhren auf allen Strecken nur einzeln oder mit höchstens einem Anhänger die äußerst komfortabel und luxuriös eingerichteten, langen achtachsigen Dieseltriebwagen der Ivag immer in Abständen von zehn Minuten. Führerlos umrasten zu gleicher Zeit sechs Millionen dieser Schienenautomobile die Erde.



Der Triebwagen wird von den Greifern des Südamerika-Flugtrajekts in den Flugzeugbauch gehoben.

Nach kaum halbstündiger Fahrt übersauste der Triebwagen auf einem Riesenviadukt den Hamburger Hafen, bollerte auf der tief in die Nordsee hineingebauten Mole entlang und hielt dann in der ungeheuren Halle direkt unter dem Südamerika-Flugtrajekt. Das Triebwagendach klappte auf, von dem bodenlosen, genau über dem Eisenbahnwagen ruhenden Rumpf des riesigen Wasserflugzeuges kamen vier mächtige Greifer herunter und hoben nun, ohne daß die 150 Insassen des Waggons sich zu rühren brauchten, das ganze innere Gerippe mit Speiseraum, Rauchzimmer und den 150 federleichten Rohrsesseln in den Flugzeugbauch hinein. Der schwere äußere Kastenbau des Wagens blieb mit dem Fahrgestell stehen. An genau denselben Stellen, wo vorher die breiten Waggonfenster den Ausblick gestatteten, bot sich jetzt den Fluggästen aus mächtigen Zelluloidfenstern das imposante Bild der gewaltigen Halle dar. Auf 28 breiten Molen, Bahnsteigen ähnlich, tobte ein riesiger Verkehr. Die mächtigen Flugtrajekte nach allen Ländern der Erde lagen mit ihren klobigen Leibern direkt über den Gleisen in schnurgerader Linie.

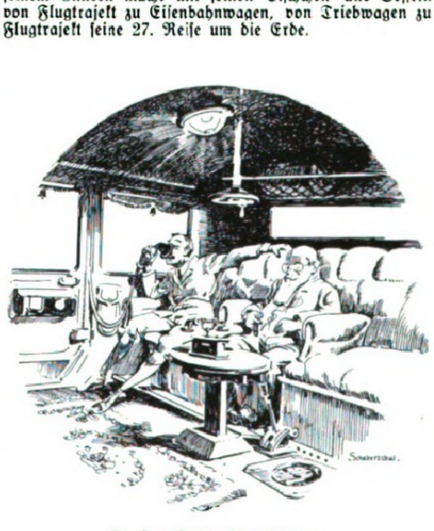
Da, ein Sirenensignal, der Südamerikatrajekt flog ab.

Bald tauchte die letzte braune Kruste des Festlandes hinter dem Horizont unter.

Heulend zog sich die Maschine in schwindelnder Höh über den Ozean hinweg. Tief unten türmten sich die Wogen. Schneeige Schaumkronen tanzten auf Wellenbergen, kamen und gingen, versinkend im endlosen Weltmeere. Vierzehn Stunden lang dasselbe Bild, dann aber stiegen in weiter Ferne winzige graue Blöcke aus dem Wasser auf. Vereinzelt erst, dann in gewaltiger Menge. Bald hatte der Trajekt die ersten Steinkolosse von Buenos Aires unter sich und landete in wenigen Minuten in der riesigen Hafenhalle. Der argentinische Ivag-Triebwagen schob sich mit geöffnetem Dach unter das Flugzeug und nahm das heruntergelassene Kabinengerippe in sich auf. Behutsam schloß sich das Dach wieder, und der Wagen setzte sich mit enormer Anfangsgeschwindigkeit in Bewegung. Wie bequem war doch das Reisen durch die hervorragende Organisation der Ivag geworden. Das ganze Automobilwesen des Erdballes war normalisiert.

In voller Fahrt rattert der Wagen durch die Eintönigkeit des Kamps. Früher schaukelten hier auf holperigen Wegen die zweiräderigen Farmerwagen, vom Pferd gezogen, durch die wogenden Maisfelder. Heute huschten leichte Kreiselbogcarts von Farm zu Farm. Hier und da zog ein niedlicher Turbo-Trecker die gewaltige Last eines 25-scharigen Pfluggerätes behend hinter sich her. Sehr originell wirkten die über manchem Feldstück tätigen Regenmaschinen. Ein 20 m hoher Gittermast aus Eisenkonstruktion ruhte auf einem klobigen, breiten Tank mit Raupentrieb. Die im Tank befindlichen Wassermengen schleudert das auf der Mastspitze sich rasend schnell drehende Schaufelrad als feinen Sprühregen kilometerweit über das Feld. Ein Blick aus dem linken Waggonfenster zeigte in weiter Ferne das Silberband des Rio de la Plata.

Nach viertelstündiger Fahrt hielt der Triebwagen in La Plata. Mit Dr. Kerr und Ingenieur Paschke waren auch noch einige Fahrgäste am Ziel. 40 Sekunden später setzt der Ivag-Triebwagen seine Reise durch Argentinien fort. Er ist mit seinem schweren Triebgestell an das Festland gebunden. Das leichte Kabinengestell aber in seinem Innern macht mit seinen Tischchen und Sesseln von Flugtrajekt zu Eisenbahnwagen, von Triebwagen zu Flugtrajekt seine 27. Reise um die Erde.



Im Ivag-Dieselturbinentriebwagen.



Prof. Dr. Peter Mühlens,
vom Hamburger Tropen-Institut, der Leiter der Hilfsexpedition des Deutschen Roten Kreuzes nach Sowjet-Rußland. (Phot. Carl Müller & Sohn, Altona.)



Generalmajor a. D. Adolf Lammerer,
Leiter des Topographischen Bureaus in München, wurde wegen seiner Verdienste um das moderne Kartenwesen von der Universität Erlangen zum Ehrendoktor ernannt.



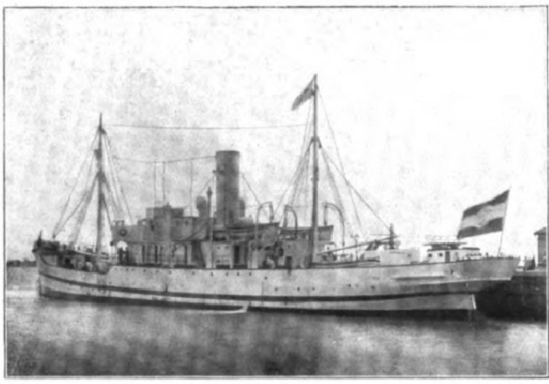
Vom Deutschnationalen Parteitag in München: Die Feier am Bismarck-Turm am Starnberger See am 3. September. (Phot. B. Reiser.)
1. Dr. Buttmann, München. 2. Prof. Dr. Brunstädt, Erlangen. 3. Oberst v. Xylander, München. 4. Abgeordneter v. Gräfe-Goldebee. 5. Landesökonomierat Beckh, Erlangen. 6. Universitätsprofessor Dr. W. Otto, München. 7. Frau Professor Otto, München. 8. Frau v. Xylander, München.



Hermann Fürst v. Hatzfeld-Wildenburg, zu Schloß Crottorf (Rhld.)
der neuernannte Reichskommissar für das besetzte rheinische Gebiet. (Phot. Ludwig Passerah, Wissen-Sieg.)



Opernsänger Joseph Mann,
der beliebte Heldentenor der Berliner Staatsoper, † während der Aufführung von Verdis „Aïda" infolge Herzschlags am 5. September. Mann war in Lemberg geboren und zuvor Jurist gewesen.



Die Abfahrt des vom Deutschen Roten Kreuz ausgerüsteten Sanitätsschiffs „Triton" von Bremerhaven nach Sowjet-Rußland. (Phot. Karl Eden, Lehe.)
Der Dampfer „Triton", der bislang als Vermessungsschiff der Reichsmarine beschäftigt war, ist durch den Norddeutschen Lloyd, Bremen, instand gesetzt worden.



Emir Feisal,
der von Frankreich abgesetzte König von Syrien, wurde von der Bevölkerung Mesopotamiens zum König des Irak gewählt.



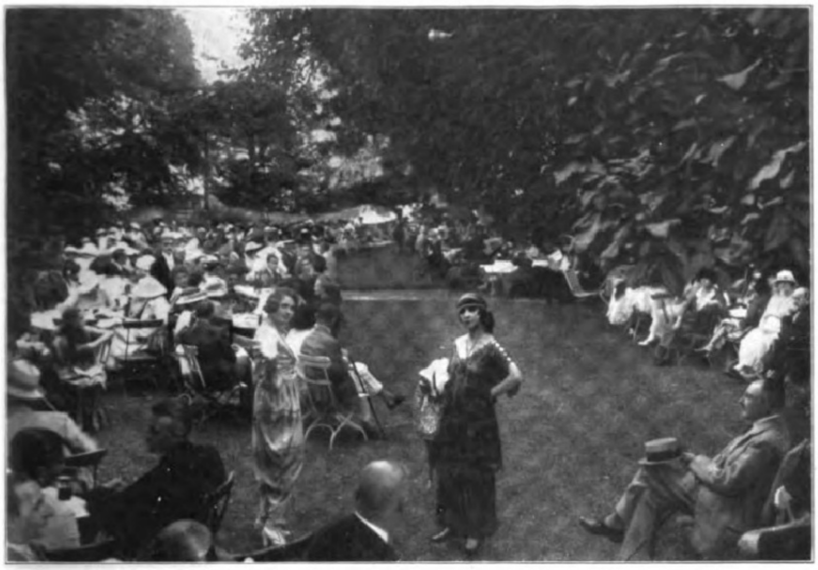
Zur Explosion des englischen Riesenluftschiffs „Z. R. 2", das an Amerika verkauft werden sollte, auf dem Humber bei Hull: Die Trümmer des Luftschiffs auf dem Humber. 42 Personen wurden bei der Katastrophe getötet, darunter die amerikanische Abnahmekommission.



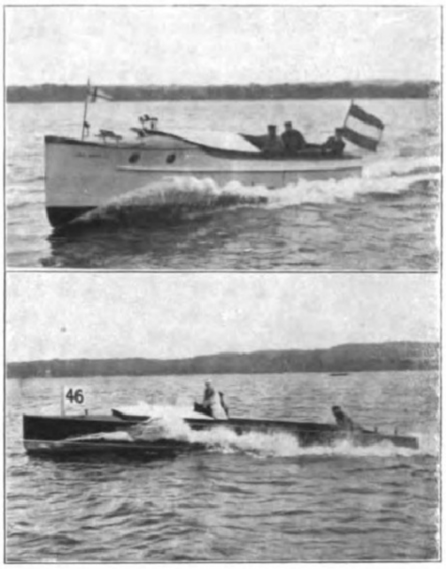
Ungarns Widerstand gegen die durch die Entente im Vertrage von Trianon erfolgte Zuerkennung des Burgenlandes an Österreich: Ungarische Freiwillige an der Grenze.



Von der Wiener Internationalen Messe (11—17. September): Blick auf die Rotunde, das Hauptausstellungsgebäude. (Kilophot Ges. m. b. H., Wien.)



Von der Großen Woche in Baden-Baden: Die Modeschau im Palais Stourdza.
(Phot. Kühn & Hitz, Baden-Baden.)



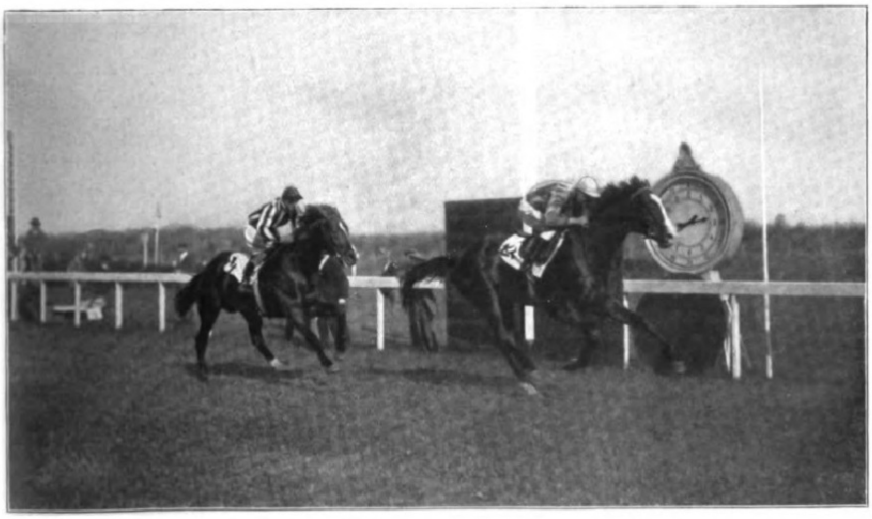
Von der Motorboot-Regatta des Deutschen Motor-Jacht-Clubs auf dem Scharmützelsee bei Berlin am 11. September. Oben: „Die Hese II“ (B. Meyen), Schnellboot von 100 P. S. (Daimler), I. Preis. Unten: „Hulesu“ (H. Albert), Schnellboot von 100 P. S. (Mercedes), II. Preis.



Augenblicksbilder vom Fußball-Städtewettkampf Nürnberg-Fürth — Berlin auf der Berliner Olympia-Radrennbahn am 11. September. Berlin gewann mit 2 : 0.



Vom 300jährigen Stadtjubiläum der im Jahre 1621 von vertriebenen Holländern gegründeten schleswig-holsteinischen Stadt Friedrichstadt an der Eider: Dithmarscher und Dithmarscherinnen in dem historischen Festzug.



Der Endkampf im Großen Preis von Baden-Baden, in dem „Ordensjäger“ seine erste Niederlage erlitt: Stall Weinbergs „Ossian“ geht mit O. Schmidt im Sattel vor „Geiser“ durchs Ziel. Weiter zurück folgten „Ordensjäger“ und „Skarabae“.
(Phot. Kühn & Hitz, Baden-Baden.)



Der finnische Ringer Hubtanen (links) mit dem von ihm herausgeforderten deutschen Weltmeister Hans Schwarz. Nach 1 St. 35 Min. gab Schwarz den im Berliner Sportpalast am 10. September ausgetragenen Kampf auf.

Die Reise ins Jugendland. / Novelle von Artur Brausewetter.

Hurra, hurra, hurra!“ Ein vielstimmiger Chor junger, begeisterter Stimmen klang es über das Achterdeck, pflanzte sich über den weiten Schiffsleib und trug den dumpf brandenden Widerhall an die rebenumsponnenen, sanft ansteigenden Hügel, zwischen denen der stolze Rheindampfer in königlichem Fluge dahinglitt.

Martin Wullenweber, der „größte Dichter der Ostmark“, wie ihn die Posaunen seiner Verleger nannten, hielt seine Vortragsreise durch die süddeutschen Universitäten, ihnen von der Not und dem Leid der östlichen Provinzen zu erzählen. Er befand sich bereits auf der Rückreise. In Mainz hatte ihn eine Abordnung der Bonner Studentenschaft abgeholt, um ihm die im Blühen und Glühen des fast sommerlich üppigen Frühlings doppelt reizvolle rheinische Landschaft in dem vollen Zauber einer Schiffahrt zu zeigen.

Aber es war nicht der sonnendurchleuchtete Lenz, der ihm von den frisch grünenden Ufern zulachte, es war auch nicht der zu dem Rheinsalme kredenzte goldfunkelnde Laubenheimer Honigberg aus dem Jahre 1915, der eine so gehobene Stimmung in dem Herzen des Dichters entfachte. Es war etwas anderes.

Ihm gegenüber saß ein junges Mädchen. Es war ihm als ein Fräulein Annemarie Zurlinden, die Tochter eines Landpfarrers aus der Umgebung Bonns, vorgestellt, die auf der Universität Nationalökonomie studierte. Und da jeder einigermaßen geübte Tischordner weiß, daß man älteren Herren unter alle Standespersonen und Würdenträger mit ihren feierlich langweiligen Gesichtern auch etwas Schmuckes, Hübsches zum Ausgleich und zur Augenweide setzen muß, so hatte man ihr den Platz Martin Wullenweber just gegenüber angewiesen.

Und man hatte sich nicht verrechnet. Es dauerte nicht lange, da sah und empfand Martin Wullenweber nichts anderes als die entzückende Mädchengestalt ihm gegenüber mit dem schlicht gescheitelten kastanienfarbenen Haar, den klugen, kecken Augen darunter, in denen so viele helle Lichter angezündet waren und im lustigen Spiele zu ihm hinüberblitzten. Mehr aber als das alles zog ihn die Frische und Gesundheit an, die wie der junge Tau des Morgens über ihrer ganzen Erscheinung lag.

Ja, so wirkte diese jugendliche Erscheinung auf ihn, daß sie eine förmliche Revolution in seinem Herzen hervorrief. Das ganze Leben, das er bis dahin geführt, es war, das wurde ihm in dieser Stunde klar, trotz aller Erfolge und Ehren und Titel, im Grunde doch nur ein armes gewesen. Ganz jung und unfertig hatte er geheiratet, ein drei Jahre älteres Mädchen, in das sein jugendlicher Idealismus alles mögliche hineingedichtet und hineingeträumt hatte, dem aber in seiner nüchternen und verstandesklaren Art jede Möglichkeit der Anpassung an die Welt, in der er lebte und schuf, genommen war. Jahrelang hatte er trotz alledem ganz glücklich und zufrieden dahingelebt, und nun mußte dieser Frühlingstag, mußte diese von tausend Wundern und Zaubern umwobene Fahrt auf dem Rhein ihm die so lange verhaltenen Augen öffnen.

Man hatte sich vom Tische erhoben, und er wandelte an Annemaries Seite über das Promenadendeck. Aber er hatte das Gefühl, als hörte sie bei aller Mühe, die sie sich gab, nicht mehr mit derselben Aufmerksamkeit auf seine Worte, als glitten ihre lustigen Augen in einer gewissen Unruhe über das jetzt an vielen Haltestellen anlegende Schiff dahin.

„Was haben Sie nur?“ fragte er. „Suchen Sie jemand?“

Sie hatte zwar lachend verneint. Als aber das Schiff jetzt in Königswinter hielt und ein schlank gewachsener junger Mann mit hellblondem, ein wenig lockigem Haar, dunkel gebräuntem Antlitz, stark bestaubten Kleidern und Schuhen und einem Rucksack mit kunstvoll darüber geschlungenem Lodenmantel auf dem Rücken an Bord stieg und sie grüßte, da hatte sich eine leichte Blutwelle in ihr hübsches Antlitz ergossen.

„Ein alter Jugendbekannter,“ hatte sie ihm auf seine Frage, jetzt wieder in der alten Unbefangenheit, geantwortet, „Theo Amelang, der einzige Sohn unseres Amtsvorgängers in Rheinbach, sein Vater starb vor einigen Monaten, und seine Mutter lebt in kümmerlichen Verhältnissen.“

„Warum kommt er nicht zu uns herüber?“

„Wo denken Sie hin? Er fährt Zweiter Platz.“

„Und nun reist er zu Ihnen?“ fragte Martin Wullenweber ein wenig schnell und unvermittelt.

„Er ist oft bei uns. Es ist ja seine Heimat.“

An einen der hohen Mastbäume sich lehnend, blickte Theo Amelang, von der langen Wanderung ermüdet und zugleich ein wenig mißmutig, auf die fröhlich plaudernde Gesellschaft auf dem Promenadendeck. Denn es verdroß ihn, daß die reizende Annemarie, die doch sonst auch nur Zweiter Platz fuhr, sich wie eine kleine Königin unter den vornehmen Gästen bewegte und sich mit sichtbarem Behagen von dem großen Dichter huldigen ließ, der nicht mehr von ihrer Seite wich. Etwas wie Neid faßte ihn an.

Ja, wenn man wäre wie der! Ein gefeierter und berühmter Mann! —

Da fühlte er seine Schulter weich berührt. Annemarie stand hinter ihm.

Heimlich und verstohlen, damit es keiner von den gleichgültigen Menschen sehen konnte, trafen sich ihre Hände hinter dem Schiffsmast, schmiegten sich fest aneinander, ruhten eine Weile ineinander und ließen sich dann wieder. Auch ihre Augen trafen sich und lachten einander zu. Und der Frühling jauchzte durch ihre jungen Herzen.

So schnell und verstohlen das alles sich auch vollzogen, Martin Wullenweber hatte es doch bemerkt.

Eine unendliche Traurigkeit kam über ihn.

Das war das Glück! Das einzige, das diese arme Erde zu vergeben hatte! Ihm blühte es nicht mehr.

Er mochte jeden Tag neue Erfolge und Ehren einheimsen, mochte sich von seinen Einnahmen Burgen und Schlösser bauen — wenn er noch einmal so jung sein könnte, so jung und liebenswert wie der da unten, dessen gebräunte Hand die weiche, zarte Mädchenhand hinter dem Mastbaum in verstohlener Seligkeit drückte, dem der sehnsuchtsvolle Blick ihrer dunklen Augen Leib und Seele schenkte!

Sie mußte ihn bemerkt haben. Sie nickte ihrem Freunde flüchtig zu und stieg die steilen Stufen der kleinen Schiffstreppe empor, sich von ihm mit einigen Worten zu verabschieden. Denn das Schiff nahm langsame Fahrt. Bonn war erreicht.

Er aber geriet diesem jungen Mädchen gegenüber in eine so unverständliche Verlegenheit, daß ihm seine Aktentasche, die er eben an sich genommen, aus den Händen glitt und zu Boden fiel. Das verdroß ihn. Aber mehr noch, daß sie sich bückte, ihm die Tasche aufzuheben.

In dem Augenblick aber, da sie den Rumpf vornüber beugte, gab ihm das leichte Batistkleid den Blick auf ihren Körper frei, und er sah ihre beiden Brüste, sah das herrliche Gefüge ihres jungen Leibes.

So vieles Schöne hatte er gesehen und begeistert besungen — nun war ihm, als hätte ihm diese eine Sekunde die ganze Schönheit und den ganzen Reiz des Lebens erst offenbart.

Und wieder glitten seine Augen zu dem da unten hinüber, der mit Rucksack und Lodenmantel hart am Ausgang des Schiffes stand, um einer der ersten an Land zu sein.

„Du beneidenswertes Schoßkind des Glückes!“ flüsterte er halb zu sich, halb zu jenem hingewendet. „Gib mir deine Jugend und dein frisches Blut! Und nimm alles dafür, was ich habe! Einen Blick nur aus diesen Mädchenaugen, wie er dir eben geleuchtet, einen Druck dieser Hand, wie du ihn da unten genossen! Und ich wollte mich einen König dünken und dir freudig all meinen Reichtum geben, meinen Ruhm, meine Erfolge und Titel und mein Ansehen unter den Menschen!“

Zwischen zwei Chargierten schritt Martin Wullenweber über die Schiffsbrücke ans Land.

Dort fand er eine Abordnung von Studenten und einigen Professoren mit ihren Gattinnen, die erschienen waren, ihn feierlich willkommen zu heißen. Und der Sprecher nannte ihn „Herr Geheimrat“, was er nie hatte leiden können, was ihn aber heute besonders peinlich berührte.

Dann geleitete man ihn zu einem mit feurigen Rappen bespannten Landauer. Der eine Chargierte setzte sich zu seiner Linken, der andere ihm gegenüber. Die Rappen stiegen in den silberbeschlagenen Geschirren, die Herren zogen die Hüte, die Damen winkten ihm zu. Der Kutscher aber hielt die ungeduldig gewordenen Pferde zurück, denn gerade in dem Augenblicke, als er abfahren wollte, kam ihm ein kleiner Einspänner mit einem steif und müde trottelnden Gaul zuvor. Ein junges Mädchen saß darauf und führte selber die Leine, und zu ihrer Seite saß Theo Amelang im Lodenmantel. Und beide merkten nichts von der Störung, die sie angerichtet, und sahen mit neidlosem Blick auf den herrschaftlichen Landauer und die feurigen Rappen, die ungehalten und ungeduldig das Straßenpflaster scharrten, daß Feuerfunken aus ihm emporstoben. Und sahen nur eines das andere und sprachen aufeinander ein und lachten sich zu mit den hellen, glückerfüllten Augen.

* * *

Herr Rudolf Niklas, ein Großindustrieller mit rosig glänzenden Zügen und einem zufriedenen Lächeln um die ein wenig wulstigen Lippen, der sich abseits von dem

PREISAUSSCHREIBEN.

Die allgemeine Zustimmung, die im vorigen Jahre die als Märchen-Nummer erschienene Weihnachtsnummer der „Illustrirten Zeitung“ gefunden hat, veranlaßt uns, auch der diesjährigen Weihnachtsnummer einen besonderen Charakter zu verleihen. Sie trägt den Titel „Das Kind“. Zahlreiche belehrende Aufsätze namhafter Fachleute sowie eine Reihe wertvoller literarischer und künstlerischer Beiträge werden unserer Weihnachtsnummer auch diesmal das allgemeine Interesse sichern.

Im Zusammenhang damit erlassen wir ein Preisausschreiben

„DAS SCHÖNE KIND.“

Wir denken dabei nicht an das künstlich zurechtgemachte und aufgeputzte Kind, sondern an den natürlichen Schönheitstypus, der ästhetisch befriedigt und überall zu finden ist.

Das schönste Baby, das schönste Mädchen und der schönste Knabe

SOLLEN MIT JE TAUSEND MARK

prämiiert werden. Die Verteilung einer Anzahl von Trostpreisen behalten wir uns vor. Die Entscheidung erfolgt in der Weise, daß wir in unserer Sondernummer „Das Kind“ von jeder der drei Kategorien vier Bildnisse veröffentlichen, die von einer Kommission, deren Zusammensetzung noch bekanntgegeben wird, unter den eingegangenen Photographien ausgewählt werden. Die drei Preisträger werden dann durch den Mehrheitsbeschluß **unserer Leser** bestimmt, denen wir dabei noch die Aufgabe stellen, das Alter der abgebildeten zwölf Kinder zu erraten. Für die Lösung dieser Preisfrage, über die Einzelheiten bei der Veröffentlichung bekanntgegeben werden, setzen wir **weitere Preise** aus, und zwar

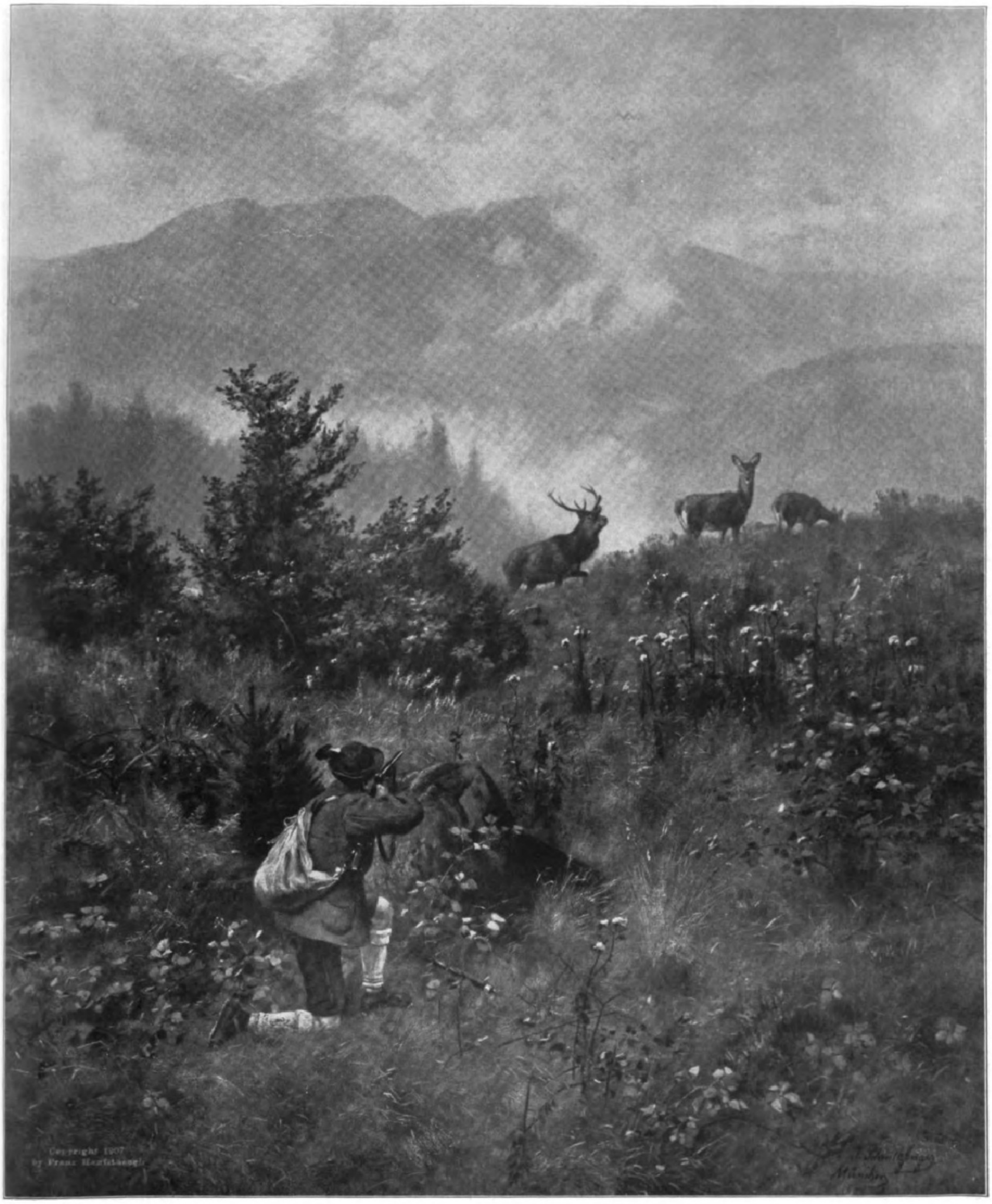
INSGESAMT FÜNFTAUSEND MARK,

die sich, wie folgt, verteilen:

ERSTER PREIS . . . . 1500 MARK,
ZWEITER PREIS . . . . 1000 MARK,
DRITTER PREIS . . . . 500 MARK,
ZEHN TROSTPREISE ZU JE . . . 100 MARK,
ZWANZIG TROSTPREISE ZU JE 50 MARK.

Wir bitten alle Leser und Freunde unseres Blattes, sich recht zahlreich an diesen Konkurrenzen zu beteiligen, und bemerken, daß die Einsendungen für den Schönheitswettbewerb bis **spätestens 10. November 1921** an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“ in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, mit der Aufschrift auf dem Umschlag „Preisausschreiben“ zu senden sind. Es wird empfohlen, die Photographie mit einer Schutzpappe zu versehen, damit sie auf dem Transport keinen Schaden erleidet. Die Photographien müssen auf der Rückseite ein Kennwort – nicht den Namen des Einsenders! – tragen. Name und Adresse des Einsenders sowie Name und Alter des Kindes sind in einem verschlossenen Kuvert mit dem gleichen Kennwort beizufügen. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Altersangabe besondere Bedeutung hat, und zwar ist, falls die Photographie nicht das Kind zeigt, wie es gegenwärtig aussieht, anzugeben, wie alt es war, als die Photographie aufgenommen wurde; doch muß die Aufnahme nach dem 1. Januar 1918 hergestellt worden sein. Das Alter ist nach Jahren und Monaten anzugeben. Nur Kinder bis zu zehn Jahren sind zum Wettbewerb zugelassen. Wird die Rücksendung der Photographie gewünscht, so bitten wir, das Rückporto der Einsendung beizufügen.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung“.



Der entscheidende Augenblick. Nach einem Gemälde von Josef Schmitzberger.

Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl in München.

Aus dem soeben im Verlage von J. J. Weber in Leipzig erschienenen Buche „Der Hirschruf“ von Georg Graf zu Münster.

Getriebe der Stadt oben auf luftiger Höhe sein prächtiges Landhaus gebaut, hatte den berühmten Dichter als Gast aufgenommen.

Zu dem festlichen Abendessen waren die beiden Chargierten sowie einige Professoren geladen, und man trank, da der Abend weich und milde war, auf der geräumigen, auf den Rhein herabblickenden Veranda einen aus den edelsten Weinen und duftenden Kräutern hergestellten Maitrank.

Unter den Gästen fiel Martin Wullenweber einer in die Augen: ein schlanker, sehniger Mann mit einem geistvollen Gesicht, scharf zufassenden Augen unter spärlichen Brauen und einem halb wohlwollenden, halb spöttischen Lächeln um den mit einem dünnen Bartflaum bedeckten Mund.

Obwohl er seiner ganzen Erscheinung nach zu den älteren Männern zu gehören schien, hatte er doch in seiner Haltung wie in seiner ganzen Art, sich zu geben, etwas so Jugendfrisches, daß jede Schätzung seines Alters, auch nur eine ungefähre, unmöglich war. In der Unterhaltung bewahrte er im Gegensatz zu den anderen Gästen, die das köstliche Getränk immer redseliger machte, ein unverbrüchliches Schweigen, ließ sich von Martin von seiner Rheinfahrt erzählen, hörte seiner begeisterten Schilderung mit dem bald wohlwollenden, dann wieder sarkastischen Lächeln zu, sprach aber selber kaum ein Wort.

„Wer mag er nur sein?“ fragte sich Martin. Seine Gedanken beschäftigten sich abwechselnd bald mit dem hübschen Mädchen, bald mit diesem seltsamen Gaste. Er erinnerte sich, daß ihn der Hausherr als einen auswärtigen Professor vorgestellt hatte, der, auf einer Vortragsreise begriffen, für einige Tage in sein Haus eingekehrt war.

* * *

Mitternacht war längst vorüber, als man sich verabschiedete und Herr Niklas den großen Dichter auf sein Zimmer geleitete. Es war im oberen Stockwerk gelegen mit weitausschauendem Erker, dessen drei Fenster weit geöffnet waren. Der Hausherr wollte sie schließen, aber Martin ließ es nicht zu.

Herr Niklas hatte ihm eine gute Nacht gewünscht, und er stand eine lange Weile, in allerlei Gedanken verloren, an den geöffneten Fenstern.

Unbeschreiblich schön war die Nacht. Eine bläulich-silberne Helle ergoß sich von dem in seinem vollen Glanze am Himmel schwimmenden Mond, erfüllte die Nähe wie die Ferne mit ihrem still dämmernden Licht, nahm allen Dingen das Körperliche und ließ die weite Welt wie einen geheimnisvoll tiefen Traum erscheinen. Gespenstergleich grüßten in nebelhaften Umrissen die Berge und Kuppen des Siebengebirges herüber, da unten aber flutete, von glitzernd auf- und niederwallenden Schleiern weich und zärtlich eingehüllt, der Rhein. Irgendwo zirpte eine Grille, und durch die alten Bäume des Gartens flüsterten seltsame Stimmen.

War das nun Wirklichkeit, die ihn hier umgab? Oder war es ein rätselhaftes Gleichnis wie das ganze unergründliche Leben, das die Menschen in Wahrheit zu leben wähnen, während sie es im letzten Grunde doch nur träumen?

Er wußte es nicht. Die wundervolle Rheinfahrt, die unvergeßliche Begegnung mit dem jungen Menschenkinde, dessen ganze blühende Schönheit er für eine Sekunde, wiederum wie im Traume, geschaut, und die köstlichen Getränke, die er genossen, hatten ihn in eine Gehobenheit dichterischer Stimmung versetzt, die ihn den Schein nicht mehr von dem Sein unterscheiden, beide vielmehr in dem magischen Dunst der zauberhaften Mondnacht wesen- und grenzenlos versinken ließ.

Und doch war immer das andere in ihm, das einzige, dessen er sich mit voller Klarheit bewußt war: das heiße Pochen und Rufen seiner Seele, diese wunderliche, unbestimmbare Sehnsucht. —

Früher, da gab es doch noch Geister und gütige Feen, die die verborgenen Wünsche armer Sterblicher erfüllten. „Wenn ihr lebt, dort unten in den tiefen Gründen des silberschimmernden Rheins, dort oben auf den nebeldurchdämmerten Höhen der Berge und Kuppen, erhört die Bitte, die ich in dieser Nacht zu euch emporsende: Laßt mich einmal noch den süßen Lethetrunk des Lebens trinken, der mir rast- und haltlos an den dürstenden Lippen vorbeigeflossen ist! Laßt mich ein einziges Mal noch jung sein!“

Halb angezogen, hatte er sich in das Bett mit den weichen Linnen und dem himmelblauen Baldachin darüber gelegt.

Und von den Bergen und Hügeln da oben und aus den Tiefen des rauschenden Rheins stiegen die Geister herauf, herab, schwebten und woben durch die nächtige Helle, zogen ihre Kreise um sein Lager, deckten die schwer schattenden Fittiche über ihn und sagten ihre Sprüche — — — — —

Er mußte ein wenig eingeschlafen sein, denn mit einem Male wurde er durch ein Pochen geweckt, das in gewissen Abständen, leise und doch hart dabei, an seine Tür klang.

Er sprang auf. Aber ehe er ein Herein rufen konnte, öffnete sich die Tür, wie von selber, ganz weit und geräuschlos. Doch kein Geist trat hinein, wie er erwartet hatte, sondern der Professor, mit dem er sich den ganzen Abend so eingehend unterhalten und auch jetzt noch in seinen Gedanken beschäftigt hatte.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich Sie gestört habe, lieber Herr Wullenweber“, begann er mit seiner dünnen, aber wohltönenden Stimme. „Ich glaubte, Sie hier im Zimmer noch auf- und abgehen zu hören, einige Male war mir sogar, als sprächen Sie mit sich selber. Und da meine Tür an die Ihre grenzt und ich in dieser wunderlichen Mondnacht, in der alle Geister der Berge und alle Nixen des Rheins losgelassen scheinen, ebensowenig den Schlaf finden kann wie Sie, so wollte ich noch ein wenig herüberkommen und mit Ihnen plaudern.“

Sie setzten sich in den Erker unterhalb der hohen, weitgeöffneten Fenster, daß die Helligkeit des Mondes den schwarzen Gesellschaftsrock des Professors mit einem Gespinst bläulich blinkenden Silbers überwob und die scharfen Züge seines feingeschnittenen Gesichts fast geisterhaft erscheinen ließ.

Eine längere Weile schwieg er, gleichsam als hätte ihn das ungewohnte zusammenhängende Sprechen angestrengt. Dann räusperte er sich und fuhr fort: „Als Sie mir heute abend von Ihrer schönen Rheinreise erzählten, da sagten Sie mir, daß Sie während der ganzen Fahrt nur den einen Wunsch und die eine Sehnsucht empfunden hätten: noch einmal jung zu sein und ein der Arbeit und dem Streben geweihtes Leben ganz von vorne in Lenz und Liebe beginnen zu können. Und wenn ich nicht irre, haben Sie ähnliche Empfindungen und Wünsche eben hier in der Stille dieses Zimmers gehabt.“

Martin Wullenweber faßte sich an die Stirn: Sollte er das wirklich gesagt haben? Bei aller Lebhaftigkeit seines Temperaments war es doch sonst seine Art nicht, seine geheimsten Gedanken auszusprechen, noch dazu einem Fremden gegenüber. Er vermochte sich nicht zu erinnern, auch nur etwas Derartiges geäußert zu haben. Aber vielleicht, daß die edlen Getränke, die er den Tag über genossen, sein Blut in Wallung gebracht hatten. Doch woher wußte der fremde Mann dann, daß er ganz dasselbe eben hier, wo er mit sich allein zu sein glaubte, gedacht und gewünscht hatte? Woher kannte er die verborgensten Regungen seiner Seele? Es war wirklich sonderbar...

Er lächelte. „Das sind so törichte Gedanken,“ meinte er dann in einiger Verwirrung, „die einem auf Reisen und in so schöner Umgebung wohl mal kommen.“

„Törichte Gedanken?“ fragte der andere. „Erlauben Sie, das sind sie ganz und gar nicht. Die meisten Männer in unserem Alter — ja, ich bin reichlich so alt, ich glaube sogar sicher, einige Jahre älter als Sie, und nur meine Kunst hat mich so jung und frisch erhalten.“

„Ihre Kunst? So wären Sie auch ein Künstler?“

„Ein Künstler in Ihrem Sinne, nein, das bin ich nicht“, wehrte der andere bescheiden ab. „Aber eine Kunst ist mir deshalb doch zu eigen. Sie ist, wenn ich so sagen darf, mehr wissenschaftlicher Art.“

Er hielt einen Augenblick inne und blickte mit den grauen Augen, in denen jetzt ein eigentümliches Leuchten war, in die wunderbare Helle hinaus.

„Jedenfalls ist es müßig," lenkte Martin Wullenweber ab, „sich über so unerfüllbare Wünsche den Kopf zu zerbrechen."

„Unerfüllbar? Verzeihen Sie, Ihre Wünsche sind durchaus nicht unerfüllbar." Und als ihn Wullenweber mit großen, erstaunten Augen ansah: „Haben Sie denn niemals von einer ganz neuen Entdeckung der Wissenschaft gehört, von der heute die ganze Welt voll ist? Niemals von einem Professor, der eine sichere Methode erfunden hat, alte Menschen wieder jung zu machen? Alle Zeitungen und Zeitschriften, die Sie doch gewiß lesen, haben ja lange Berichte darüber gebracht."

„Jawohl, ich besinne mich dunkel."

„Nun gut, dieser Professor bin ich."

„— — Sind Sie?"

Wullenwebers Erstaunen war ins Grenzenlose gestiegen.

„Ja, der bin ich. Ich habe Herrn Niklas gebeten, wie ich es immer tue, nichts von meiner Kunst zu verraten, auch meinen Namen bei der Vorstellung nicht zu nennen. Ich bin zu solchen Maßnahmen gezwungen, weil man mich sonst, wohin ich käme, überlaufen würde. Ich kann mich schon so vor den alten Herren nicht retten."

„Und weshalb, wenn ich mir die Frage gestatten darf, sind Sie dann zu mir gekommen?"

„Weil ich noch nie einen Menschen mit solcher Inbrunst seinen Wunsch äußern hörte. Weil Sie mich dauerten und ich Ihnen gerne helfen möchte."

„Ihre Güte beschämt mich, Herr Professor."

„Sie können beruhigt sein. Es war noch ein anderer Grund, der mich gerade Sie wählen ließ."

„Darf ich diesen Grund erfahren?"

„Gewiß. Weil Sie ein ganz ausgezeichnetes Objekt für meine Experimente abgeben würden. Sie sind dem Weibe ferngeblieben. Das hat Sie frisch und unverbraucht gelassen. Einen Mann wie Sie könnte ich noch ganz jung, zum Jüngling könnte ich ihn machen. Und nur e i n e Bedingung würde ich von Ihnen fordern."

„Welche?" stieß Wullenweber schnell und erregt heraus.

„Daß Sie mir vertrauen ... ohne Grenzen und Zweifel vertrauen."

„Das will ich gerne tun... Aber ...?, wenn ich auch das noch fragen darf."

„Über die Art meiner Methode und Behandlung möchte ich mich in dieser Stunde nicht weiter auslassen. Sie werden ja alles selber sehen und erfahren."

„Und wie lange Zeit wird Ihre Behandlung in Anspruch nehmen?"

„Verzeihen Sie, auch darüber möchte ich mich heute nicht äußern. Jedenfalls wird Ihnen die Zeit sehr schnell verfliegen. Denn damit die Kur zu ihrer vollen Wirkung gelangt, wird es nötig sein, Sie in einen gewissen Dämmer- oder vielmehr hypnotischen Zustand zu versetzen, in dem ich ungestört und ungehindert meine Experimente vornehmen kann."

„Und wann, Herr Professor, gedenken Sie mit dieser Kur zu beginnen?"

„Gleich morgen. Ihre Vortragsreise ist, wie Sie mir erzählten, beendet. Sie haben nichts Besonderes vor und wollen, wie Sie mir gleichfalls mitteilten, erst nach einem Monat mit einem neuen Roman beginnen. Bis dahin ist alles selbstverständlich längst erledigt, und Sie werden mit frischen Säften und Kräften an diese schwere Arbeit herantreten, die alles, was Sie bisher geschaffen, weit überflügeln wird."

„Nun gut, ich stehe zu Ihrer Verfügung."

„Dann möchte ich Sie bitten, morgen in der Frühe mit mir abzureisen."

„Und wohin? Oder darf ich auch das nicht wissen?"

„Selbstverständlich. In mein Observatorium im Taunus. Mein Luftschiff trägt uns in zwanzig Minuten dorthin. Wenn Sie sich vielleicht gegen acht Uhr bereithalten. Und nun wollen wir beide versuchen, noch ein wenig zu schlafen. Aber schließen Sie die Fenster, damit die Geister von da unten nicht so ungehinderten Eingang finden. Gute Nacht, Herr Wullenweber."

Er reichte dem Dichter die weiche, überschlanke Hand und ging in seiner lautlosen Art von dannen. Der aber schloß mechanisch die Erkerfenster, zog auch die dichten, schweren Vorhänge davor. Eine Müdigkeit senkte sich auf seine Glieder, so bleiern und schwer, daß er gar nicht imstande war, sich auszukleiden, sondern so, wie er ging und stand, auf sein Bett fiel und in einen tiefen, tiefen Schlaf versank.

* * *

Das Unglaubliche war geschehen. Martin Wullenweber war jung geworden. So jung, daß ihn keiner wiedererkannte, als er mit der gestrafften Erscheinung, dem

dunkel gebräunten Antlitz und den dichten hellblonden Haaren, von seiner Vortragsreise heimkehrend, durch die Straßen seiner Vaterstadt schritt.

Und er selber begriff es am wenigsten. Es war erstaunlich, bis zu welcher Höhe die Wissenschaft es in unseren Tagen gebracht hatte. Jetzt gab es sogar kein Alter mehr. Nun blieb nur noch eins: auch den Tod aus der Welt zu schaffen. Der Professor hatte bereits einige geheimnisvolle Andeutungen gemacht, daß er mit diesem Problem beschäftigt wäre und mit den recht schwierigen Vorarbeiten in nächster Zeit beginnen würde.

Wie neugeboren kam er sich vor. Ein heißes Blut strömte durch seine Adern, ein nie gekanntes Lebensgefühl durchpulste seinen ganzen Körper.

Allerlei Melodien klangen und sangen durch seine auflauschende Seele, er formte sie zu Versen, und seine Verse flossen ohne Arbeit und Mühe wie ein froh und wild sprudelnder Strom dahin. Er sang sie begeisterten Jünglingen vor und blühenden Mädchen, und sie hatten ihn lieb wegen seiner Lieder und zogen mit ihm durch grünende Wälder und lachende Triften und flochten Kränze, die sie ihm um die schwarzen Locken wanden. Und wenn der Abend kam und die Wälder und Felder in bläulich dämmernde Stille hüllte und die Vögel leise und verträumt ihre Nachtlieder sangen, dann herzten und küßten ihn die lieblichen Mädchen im weichen Moose unter rauschenden Bäumen und jauchzten und schluchzten an seinem Halse. Und die ganze Erde war ein buntschimmerndes Paradies voller Lenz und Sonne.

Eines Tages aber kam Eine. Ihr braunes Haar leuchtete im Sonnengolde wie Metall, ihre dunklen Augen blitzten wie die Sterne in der Nacht, ihr schlanker Leib war aller holden Wunder voll. Annemarie hieß sie, und er kannte sie längst. Auf einer Fahrt auf dem Rhein hatte er sie zum ersten Male gesehen, und was damals Wirklichkeit gewesen, erschien ihm jetzt wie ein Traum. Er sah keines der anderen Mädchen mehr, er sah nur sie und gestand ihr seine Liebe. Und sie blickte ihn mit denselben Augen an, mit denen sie damals auf dem Schiffe den hübsch gewachsenen jungen Mann angesehen, drückte ihm gerade so verstohlen die Hand und gab ihm den frischen Mund zum Kusse.

Überhaupt ... wunderbar ... manchmal war ihm, als hätte ihn die Kunst des berühmten Professors nicht nur jung gemacht, sondern ihm auch das Herz und Blut dieses Menschen gegeben.

In der Nähe von Rolandseck kaufte er eine Burg, die ihm damals beim Vorbeifahren so besonders gefallen hatte. Die schenkte er Annemarie als Hochzeitsgabe. Der hohe Kaufpreis schreckte ihn nicht. Er brauchte ja nur zu Herrn Fiebelkorn, seinem Verleger, zu gehen, bei dem er große Posten Geldes stehen hatte.

„Geben Sie mir hunderttausend Mark, lieber Herr Fiebelkorn," sagte er zu ihm, „ich brauche sie bis morgen. Später hole ich mir mehr."

Der alte Herr, der sonst immer sein freundlichstes Verlegerlächeln für ihn bereit hatte, sah ihn mit einem so bösen Blicke an, wie er ihn dem guten, sanften Manne nie zugetraut hätte.

„Hunderttausend Mark? Ja, wollen Sie mich foppen, Herr? Wer sind Sie überhaupt, und was habe ich mit Ihnen zu tun?"

„Herr Fiebelkorn, lassen Sie die Scherze. Ich bin doch Martin Wullenweber, Ihr gelesenster Autor, der ‚größte Dichter der Ostmark', wie Sie mich in Ihren Anpreisungen immer genannt haben."

Da war es um den alten Herrn geschehen. Mit einem Satze sprang er von dem Pultsessel herunter, riß die Flügel der großen Tür weit auf und wies mit erhobener Hand auf sie hin.

„Herr!" rief er, vor Zorn am ganzen Leibe bebend, „wenn Sie den Verstand verloren haben, bringen Sie mich, bitte, nicht um den meinen! Martin Wullenweber wären Sie? Der Wullenweber war mein bester Freund, ich kenne ihn ganz

genau, er war ein älterer Mann, genau in meinen Jahren, und verunglückte leider auf einer Rheinreise. Im übrigen sind auch seine Bücher bereits veraltet. Bei Büchern geht das sehr schnell. Noch schneller als bei Rosen und jungen Mädchen. Die Leute kaufen ihn nicht mehr. Seine Witwe lebt in den kümmerlichsten Verhältnissen."

„Aber ich bitte Sie, Herr Fiebelkorn —"

„Ich bitte Sie, daß Sie mich so schnell wie möglich verlassen möchten. Sonst schicke ich nach der Polizei."

Er ging zu einem anderen Verleger, der auch einige Bücher von ihm hatte, zu einem dritten und vierten — überall wiederholte sich dasselbe.

„Schreiben Sie mir etwas, damit ich sehe, was Sie können", sagte ihm endlich ein gutmütiger junger Verleger.

Er brachte seine Gedichte, die er der aufhorchenden Jugend im Walde vorgelesen, und die diese in einen Rausch der Begeisterung versetzt hatten.

Aber der Verleger lachte so höhnisch und gellend, daß die Bücher auf den hohen Regalen an den Wänden vor diesem Lachen erbebten.

„Herr, jetzt merke ich, daß Sie wirklich von Sinnen sind. Gedichte? Von einem unbekannten Menschen? In einer Zeit, wo die Kosten für einen einzigen Vers mehr ausmachen, als das ganze Buch je einbringen könnte —"

„Aber verzeihen Sie, ich bin doch nicht unbekannt." --

Auf den gekniffenen Lippen erstarb das höhnische Lächeln, ein tiefes Mitleid zeigte sich auf dem Antlitz des Verlegers. „Der Ärmste," sagte er zu seinem Gehilfen hinüber, „nun kommt wieder seine fixe Idee. — Schreiben Sie mir etwas Hübsches, ein wenig kitzlich und pikant, wie es die Leute heute lieben. Oder allenfalls einen Detektivroman, dann wollen wir weiter sehen."

In Schweiß gebadet langte Martin auf seiner Burg an. Aber schon vor ihren geschlossenen Toren sah er die schöne Annemarie auf einem Stein hocken, ein Bündel mit ein paar armen Habseligkeiten lag neben ihr.

„Man hat mich hinausgewiesen," brachte sie unter heftigem Schluchzen hervor, „ich habe hier auf dich gewartet. Du bist als Schwindler und Betrüger der Staatsanwaltschaft angezeigt. Ein Steckbrief ist bereits hinter dir erlassen."

Unter unendlicher Mühsal flohen sie in ein fernes Land. Dort mieteten sie sich eine kleine Dachkammer. Annemarie nähte für ein Geschäft, und Martin, der sich einmal einen großen und gefeierten Schriftsteller gedünkt, mußte nun ganz von vorne anfangen, um sich sein tägliches Brot zu verdienen. Er begann einen neuen Roman. Frierend und hungernd arbeitete er Tag und Nacht an ihm. Endlich war er fertig. Bei einer Kerze, die sie von ihrem Lohn gekauft hatten, las er ihn Annemarie in den Abendstunden vor, und sie war begeistert von ihm. Auch er begann aufs neue zu hoffen und zu vertrauen.

Aber dieselben Verleger und Zeitschriften, die sich früher nach seinen Werken gerissen, sandten ihn mit einigen höflichen Worten zurück. Er bekämpfte die aufsteigende Verzweiflung und schrieb etwas anderes. Es kam ungelesen zurück. Man bat ihn, von weiteren Einsendungen freundlichst Abstand nehmen zu wollen, da sie in einer Zeit wie dieser zwecklos wären.

Annemarie härmte sich ab, alle ihre Schönheit war längst geschwunden, sie war nur noch ein Schatten dessen, was sie einst gewesen.

Auch er war nur äußerlich jung. Innerlich kam er sich so alt und abgelebt vor, wie er es nie zu der Zeit gewesen, da er wirklich alt war. Vor allem gebrach es ihm an jeder Widerstandskraft den täglich wachsenden Hemmungen und Widerwärtigkeiten gegenüber. „Was nützt alle Kunst des berühmten Professors?" dachte er bei sich selber, „wenn sie nur den Körper jung macht, und die Seele altert um so schneller?"

Mit tiefer Wehmut gedachte er der Zeit, da er sein behagliches Heim hatte, seine brave Frau ihm das liebevoll bereitete Essen auf den Tisch setzte und er in Wohlstand und Ruhe schaffen konnte.

„Nun bleibt nur noch eins," sagte eines Tages Annemarie zu ihm, als sie ihren letzten Groschen für die Versendung seines Romans ausgegeben hatte, „wir wandern zusammen noch einmal an den Rhein, nehmen diesen Strick, binden uns zusammen — — und dann — —"

Ein Schauder packte ihn, ein unbeschreibliches Grauen, aus allen Poren brach ihm der Angstschweiß hervor und floß über seinen zitternden Körper. So sehr er Annemarie auch liebte, zum Sterben, und noch dazu auf eine so entsetzliche Weise, hatte er noch gar keine Lust. Das Leben war doch einmal so schön gewesen, so weich und angenehm, damals, als er alles hatte, was sein Herz begehrte, und vor lauter Übermut mit seinem Alter haderte.

In diesem Augenblick wünschte er, die verhängnisvolle Rheinfahrt nie gemacht, Annemarie niemals gesehen zu haben. Am meisten aber fluchte er dem berühmten Professor. Die Wissenschaft, die er einst so hoch gepriesen, nannte er in heißem Zorn eine furchtbare Verirrung, ein Blendwerk der Hölle, deren Vertreter man zu allen Teufeln jagen sollte. — —

Aber nun war alles zu spät. Schon hatte Annemarie den Strick in die Hand genommen, schon schlang sie das eine Ende um seinen zitternden Körper, nahm das andere — — schon gurgelten unter ihm unheimliche, schwere, schwarze Fluten, schon —

Er arbeitete mit aller Kraft, sich von den Banden, die ihn immer fester und härter umschlossen, ihm alles Blut abschnürten, freizumachen — es war vergeblich, schon netzten die schweren, schwarzen Fluten seinen Fuß, schon sank er, tief, immer tiefer — — da schrie er aus Leibeskräften auf, schlug mit dem einen Arm, den er mit einer letzten Kraftanstrengung freigemacht hatte, wild um sich, daß die Wasser hoch aufspritzten — — und da — — da stand Herr Rudolf Niklas mit seinem zufriedenen Lächeln neben ihm im Wasser, löste mit geschickter Hand die verschlungenen Knoten des Strickes und zog ihn und Annemarie aus den schwarz emporgurgelnden Fluten, die sie nur ungern und widerwillig freigaben.

„Verzeihen Sie," sagte er mit seiner sanften, freundlichen Stimme, „daß ich Sie wecken muß. Aber die Stadtkapelle und der Männergesangverein Melodia, die es sich nicht nehmen lassen wollten, dem berühmten Dichter ein Morgenständchen zu bringen, telephonierten eben herüber, daß sie in einer halben Stunde hier sein würden, und da ich annehme — —"

Mit großen Augen starrte ihn Martin an. Was wollte der Mann von ihm? Was redete er? Wo war er?

„Sie haben zu meinem Bedauern schlecht geschlafen, lieber Herr Wullenweber. Sie schrien eben so furchtbar, daß man es im ganzen Hause hörte. Mein Diener rief mich nach oben. Er fürchtete schon, Ihnen wäre ein Leid zugestoßen. Und wahrhaftig — Sie sind in Schweiß gebadet. Man soll Ihnen gleich ein warmes Bad zurichten. Das Frühstück nehmen Sie dann auf Ihrem Zimmer."

Aber immer noch sahen die großen, starren Augen fassungslos auf den Sprecher.

„Aber wo ist denn — Annemarie?" wollte er sagen. Aber er unterdrückte das Wort, raffte sich zusammen und fragte: „Ist der Herr Professor schon aufgestanden?"

„Der Herr Professor? Welcher Herr Professor?"

„Nun, der gestern bei Ihnen war, der mich dann am späten Abend hier auf meinem Zimmer besuchte."

Da sah ihn Herr Niklas mit einem Blicke an, wie eben erst der Verleger, dem er seine Geschichte brachte.

„— — Der Sie auf Ihrem Zimmer besuchte? Nein, lieber Herr Wullenweber, das ist nun wirklich nicht möglich. Alle meine Gäste waren bereits fort, als ich Sie hier nach oben geleitete."

„Nein, nein . . . die meine ich nicht. Ich meine den auswärtigen Herrn mit dem jugendlichen Gesicht, der die große Kunst besitzt — —"

„Ach, nun weiß ich, Herrn Adami meinen Sie, den bekannten Spiritisten. Er hielt hier einige Sitzungen ab, und ich hatte ihn in mein Haus eingeladen. Aber er ging schon vor den anderen Gästen, weil er noch mit dem Abendzuge abreisen mußte."

* *
*

Die Stadtkapelle hatte eben einen Choral gespielt, und der Männergesangverein, der in stattlicher Anzahl erschienen war, schickte sich an, sein erstes Lied zu singen.

Auf dem offenen, zum Rhein hinunterschauenden Balkon des ersten Stockwerkes stand, zwischen dem Hausherrn und seiner jugendlichen, in ein lichtes Weiß gekleideten Gattin, der berühmte Dichter Martin Wullenweber. Und aller Blicke waren auf ihn gerichtet, und manche zarte Frauenhand winkte ihm zu.

Er sah heute ein wenig bleich aus, auch wohl etwas älter als gestern in der Abendbeleuchtung des Rheindampfers. Aber seine Augen leuchteten unter der hohen marmorweißen Stirn in glücklichem Selbstbewußtsein, und um seine glattrasierten Lippen spielte ein befreites Lächeln.

„Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre", klang es in gewaltig sich steigernden Tönen zu ihm empor. Die Stadtkapelle begleitete den männlichen Gesang. Wie Meeresrauschen, bald aus weiter Ferne, dann wieder ganz nahe brandete und brauste es durch die Frühlingsstille.

Heller leuchteten des Dichters Augen, froher weitete sich sein Herz.

Da, als sein stolzer Blick über die unabsehbare, ihm huldigende Menge dahinglitt, blieb er an einem jungen Menschenpaare haften, das, die Hände ineinandergeschlungen, die Schultern leicht aneinandergelehnt, seinem Balkon gerade gegenüberstand.

Eine Sekunde flog ein leiser Schatten über sein Antlitz, eine Wolke lagerte sich auf seiner noch glatten, klaren Stirn.

Er wischte sie mit der feingepflegten Hand hinweg und grüßte mit stiller Freundlichkeit zu den beiden hinüber.

Der Witz. Von Hans Bauer.

Nach der Abendtafel hatten wir uns zwanglos gruppiert. Mit der Haustochter, dem Oberlehrer und dem Legationsrat hatte ich mich an einen Ecktisch gesetzt und mit ihnen geplaudert.

Der alte Legationsrat war kühl und zurückhaltend, der Oberlehrer hingegen sprudelte, und die süße Lotte war krampfhaft geistreich. Auch ich hatte Grund, mein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen; denn — — ach Gott, das weiß ja alle Welt, daß ich höllisch hinter der Lotte her bin.

Auch ich also preßte aus dem Gehäuse meiner Hirnschale Geist auf die Lippen, mimte Überlegenheit, lächelte spitz und lugte aus, gegen jedes Witzwort einen höheren Trumpf auszuklatschen.

Wie die Gedanken kreisen und wir uns von Leit- und Magenworten sagen, preßt die Lotte ein „Cum deum" heraus, das sie über ihr Leben geschrieben habe. Und verzieht die Lippen. Und guckt mich an.

„Tedeum" betone ich nachdrucksvoll und weiß es sehr genau, daß die Lotte ulkte, und will nur vortäuschen, daß ich den Witz nicht verstand, und lege in mein Lächeln die Erwartung, daß es die Lotte merkt, daß ich ein Unverständnis nur vortäusche.

„Wirklich?" sagt sie und äugt den Legationsrat und den Oberlehrer an und lenkt dann das Gespräch in andere Wege ein.

Nach der Verabschiedung grüble ich auf dem Heimweg, die Lotte wird doch nicht etwa denken, daß ich ihren Witz nicht verstanden habe, wird mich doch nicht gar für ein Heupferd halten. Wäre mir das aber peinlich! Vor der Lotte als einer zu scheinen, der keine Witze kapiert! Hm! Mein Witz war ungeschickt. Sie wird jetzt sagen: „Der ist ein Strohkopf!" Die süße Lotte wird das von mir sagen! Man müßte — auf feine Weise — das anbringen, daß man verstanden hat. Gelegentlich nochmal darauf eingehen . . .

*

Zwei Tage später halte ich einen Brief von ihr in den Händen.

„. . . herrlicher Abend — — — Ihnen doch wahrscheinlich auch gefallen — — aber natürlich — — noch eine Weile zusammengesessen, und denken Sie nur, was da noch geschehen ist: Kam da plötzlich nämlich einer — ich bin diskret — auf unser Geplauder zurück und sagte, es müsse doch weder „cum deum" noch „tedeum", sondern „cum deo" heißen. Nein, hab' ich aber lächeln müssen!! — — — Ihre lieben Eltern — — auch fernerhin — —"

*

Ein tiefes Aufatmen ruckte meinen Körper hoch.

Sie lügt, wußte ich. Keiner war darauf zurückgekommen. Ihr war es nur wie mir gegangen. Sie hatte befürchtet . . .

Aber vor wem will man sich denn nicht blamieren? Vor wem will man denn gebildet dastehen? Ich glaube, ich darf hoffen.

Einhundertjahrfeier der Firma Wilhelm Felsche

Schokoladen- und Kakaofabrik in Leipzig-Gohlis.

Am 13. August 1921 waren 100 Jahre seit dem Tage verflossen, an dem Wilhelm Felsche, der Begründer der gleichlautenden Firma, sein Geschäft in den „Kolonnaden des Fürstenhauses an der Grimmaischen Gasse“ in Leipzig „mit Gottes gnädiger Hilfe“, wie er kundgab, eröffnete.

Am Tage der Jubelfeier fand zur Ehrung der heimgegangenen Inhaber auf dem neuen Johannisfriedhof an der Ruhestätte der Familie Felsche eine Gedächtnisfeier mit Gesang und Kranzniederlegung unter Ansprachen statt. Daran schloß sich eine würdige, von Männerchören der Angestellten der Firma begleitete Ehrung der im Weltkriege für das Vaterland gestorbenen Mitarbeiter der Firma im Kontorgebäude, bei der eine Ehren-Bronzetafel enthüllt wurde, hergestellt vom Leipziger Bildhauer Leistner. Vom Gesamtpersonal wurde ein von demselben Künstler hergestelltes Bronzerelief mit den Bildnissen Wilhelm Felsche, Adolph Schütte-Felsche und Willy Schütte-Felsche als Festgabe gewidmet. Eine lehrreiche, künstlerisch hergestellte, mit wertvollen geschichtlichen Bildern ausgestattete Festschrift hatte die Jubilarin herausgegeben.

10 Uhr vormittags folgte die eigentliche Jubiläumsfeier im Fabriksaal der Firma, der, geschmackvoll geschmückt, am Eingang lehrreiche alte Erinnerungen aus der Firmengeschichte zeigte und einem Hain von wundervollen Blumenspenden glich. Auch diese Feier wurde von Männerchören und durch Musikvorträge von Mitarbeitern des Hauses weihevoll umrahmt. Nach einer kurzen Begrüßung der erschienenen Gäste durch den Firmeninhaber ergriff Prokurist Paul Meinhold das Wort im Namen der gesamten Angestelltenschaft. Er wies auf die Pionierarbeit Wilhelm Felsches hin, würdigte kurz die weitere Geschichte der Firma erwähnte, daß neben dem Wahlspruch des Gründers :„Wer nicht strebt, der nicht lebt!“ noch ein anderes Wort bei der Jubelfirma stets gegolten habe: „Wohl zu tun und mitzuteilen, vergesset nicht“ und wies darauf hin, daß Willy Schütte-Felsche aus Anlaß der Jubelfeier namhafte Stiftungen an gemeinnützige Gesellschaften und ansehnliche Geschenke an die gesamte Arbeitnehmerschaft verteilt habe. Es überbrachten darnach Glückwünsche Geheimer Regierungsrat Ebmeier als Vertreter des sächsischen Wirtschaftsministeriums und der Kreishauptmannschaft Leipzig unter Würdigung der Bedeutung der Jubilarin für die sächsische Industrie, Bürgermeister Roth — mit einer künstlerischen, die Bedeutung des mit der Geschichte Leipzigs engverknüpften Hauses für Leipzig würdigenden Adresse — für die Stadtgemeinde Leipzig, Syndikus Greiert für den Verband deutscher Schokoladefabrikanten, die Ideka und deren Aufsichtsrat, zu dem Willy Schütte-Felsche gehört, der Vertreter des Angestelltenrats Markmann für die Angestellten, der Vertreter des Arbeiterrats Bräutigam für die Arbeiter, für die Mitarbeiterinnen Fräulein Stephan in einem stimmungsvollen Gedicht, der Leiter des Verkaufsgeschäftes im Stammhaus Voigt für die dortigen Angestellten, der Berliner Vertreter Martin Krause im Namen der Vertreter der Firma mit ihrer Festgabe, einem silbernen Pokal, Kommerzienrat Franke-Augustin für den Verband Sächsischer Industrieller und dessen Ortsgruppe Leipzig, Generaldirektor Hoffmann, Berlin, für den Deutschen Arbeitgeberbund der Schokoladen- und Zuckerwaren-Industrie und verwandte Betriebe, Syndikus Berg für den Arbeitgeberverband der Schokoladen- und Zuckerwaren-Industrie und verwandte Betriebe für Westsachsen, Thüringen und benachbarte Gebiete — besonders das vorbildliche Zusammenarbeiten von Arbeitgeber und Arbeitnehmern bei der Firma Wilhelm Felsche betonend —, Pfarrer lic. theol. Krüger für die Friedenskirche in Leipzig-Gohlis, zu deren Vorstand der Inhaber gehört, Stadtrat Mantel für die Städtischen Speiseanstalten, die einst Wilhelm Felsche mitgegründet hat, Schuldirektor Linge für die Loge, Tischlerobermeister Heinrich mit einem kunstvoll selbstgefertigten Schmuckschrank, Handelskammer-Präsident Geh. Kommerzienrat Schmidt für die Leipziger Handelskammer und dann persönlich als Inhaber des Bankhauses Hammer & Schmidt, das über ein halbes Jahrhundert mit der Firma Felsche in Geschäftsverbindung steht, schließlich der einstige Handelslehrer des Firmeninhabers als solcher und als Vertreter des Senats der Handelshochschule Geheimrat Professor Dr. Adler. Willy Schütte-Felsche dankte, sichtlich ergriffen von der Fülle der Ehrungen, in schlichten, eindrucksvollen Worten für die dargebrachten Glückwünsche und wandte sich dann an seine — in Abordnungen vertretenen — Mitarbeiter und dankte ihnen für ihre Mitarbeit.







Oben: Pralinentanz. Mitte: Tanz der Pflanzerinnen. Unten: Reigen der Kakaosäcke u. Zuckerhüte.

Der Nachmittag und der Abend gehörte der mit der gesamten Arbeitnehmerschaft und einer stattlichen Anzahl von Ehrengästen — von insgesamt 900 Personen — abgehaltenen Feier in den Sälen des Zoologischen Gartens, bestehend in einer Festtafel, Aufführungen und Ball. Zu Beginn der Tafel wurde ein sinniger Festspruch vorgetragen. Willy Schütte-Felsche begrüßte mit einem nochmaligen Dank für alle Ehrungen die Gäste, für die Bürgermeister Roth dankte und mit einem Hoch auf die Firma erwiderte, der Schwiegersohn des Inhabers Prokurist Schmidt sprach auf die Jubilare der Angestelltenschaft, Rechtsanwalt Dr. Junghanns auf die mit dem Unternehmen selbst eng verbundene Familie des Firmeninhabers, Syndikus Berg auf die Mitarbeiter, insbesondere die Prokuristen des Hauses. Zwei hübsche Tafellieder — das eine auf der Jubiläumspackung für Tafel-Schokolade gedruckt! — galten der Firma, den Inhabern und dem Werdegang der Felsche-Schokolade. Die nach einer photographischen Aufnahme im Zoo, der im übrigen den Festgästen offenstand, folgenden Aufführungen standen — mit Ausnahme der wieder von Kapellmeister Achtelik geleiteten schönen Männerchöre — unter der überaus geschickten Leitung des kaufmännischen Angestellten Curt Metzmacher. Ein origineller Jubiläumsreigen, bestehend aus den vielsagenden Teilen: Tanz der Pflanzerinnen, Reigen der Kakaosäcke und Zuckerhüte, die fidelen Zuckerbäcker, Reigen der Felsche-Erzeugnisse, Pralinen-Tanz (mit Charlotte Kühn als Solotänzerin!) und dem Schlußgruppenbild brachte eine große Anzahl von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen auf die Bretter, die die Welt bedeuten, und zeigte sie durchweg auf einer großen erstaunlichen Höhe des Hineindenkens in die künstlerischen Aufgaben und des künstlerischen Könnens.

„Die geheimnisvolle Attrappe“, ein heiteres Spiel in 2 Bildern, wieder von Curt Metzmacher, wurde mit reichen Beziehungen auf die Jubelfirma flott mit sichtlichem Behagen von den Herren Carl Hohmeyer, Curt Metzmacher, Curt Marquardt, Horst Wenzel und Leitner und den Damen Margarete Nilius, Frieda Schumann I, Wirt und Töpfer gespielt. Der dröhnende Beifall nach allen Aufführungen war von Aufführenden und Leitendem wohl verdient.

Für die Verpflegung der gewaltigen Zahl von Gästen war vorzüglich und reichlich gesorgt und, da schließlich den zahllosen Tanzlustigen auch noch reichlich Gelegenheit zu allen zeitgemäßen Tänzen gegeben war, war jedem Geschmack gedient und die helle Freude über das wohlgelungene Fest leuchtete allen, Gastgeber und Gästen, aus den Augen. „Saure Wochen, frohe Feste“, die unvergeßlichen Stunden waren ehrlich verdient. — Glückauf zum zweiten Jahrhundert!



Aufnahme nach dem Festessen mit den Mitarbeitern des Hauses.

Aus Wissenschaft und Technik.

Dunkle Massen im Weltenraum. Es hat den Anschein, als ob die Astronomie augenblicklich vor einem folgenschweren Schritt in das Neuland eines unsichtbaren Kosmos stünde. Wohl hatte die Sternforschung seit der Berechnung der auch mit den besten Instrumenten nicht auflösbaren spektroskopischen Doppelsterne und seit der photographischen Aufdeckung von im ultravioletten Lichte flammenden, den Augen des Menschen darum aber ewig verborgenen Nebelflecken bereits eine „Astronomie des Unsichtbaren", wie man aus stolzen Kapitelüberschriften der neueren Werke entnehmen kann. Durch die eben in „A. N." Nr. 5110 veröffentlichten Forschungen des berühmten vatikanischen Astronomen P. J. G. Hagen in Rom scheint aber die Bedeutung dieses Begriffes eine unabsehbare Erweiterung zu erfahren. Gewiß hat man in Astronomenkreisen lange schon der Ansicht zugeneigt, daß sich außer den leuchtenden Himmelskörpern auch in allen Gattungen, Sternen, Nebeln, Haufen und Spiralen, dunkle Individuen in Weltenraume finden mögen, von denen wir freilich ebendeshalb, weil sie nicht leuchten, keine Kunde haben. Aber der Beweis dafür war schwer zu erbringen. — Hagen scheint nun zum erstenmal, auf ein ungeheueres Forschungsmaterial gestützt, positive Aussagen über diese geheimnisvollen Dunkelmassen im Weltenraume zu geben. Er bezeichnet als dunkle Nebel jene, die entweder nur deshalb hell erscheinen, weil sie von benachbarten Leuchtsternen bestrahlt werden (also selbst an sich dunkel wären), und jene, die auch dunkel erscheinen und sich uns nur dann verraten, wenn sie, gleich Wolken, die Sterne oder dahinterliegende Himmelsraumpartien mit hellem Grunde verdecken. Hagen findet als Ergebnis, daß unser ganzes Milchstraßensystem von solchen dunkeln Massen, gleichsam wie von einer Schale, umgeben wird. Ebenso sollen die leuchtenden Spiralnebel von dunklen Materien umgeben sein. Wenn sich diese Ergebnisse bewähren sollten, so würden daraus grundlegende Umformungen unserer heutigen Anschauung vom Weltall notwendig werden. Vorläufig steht die Astronomie einem neuen, besonders geheimnisvollen Rätsel der Weltraumtiefen gegenüber.

Max Valier.

Gerichtete drahtlose Telegraphie. Ein gewöhnlicher Sender für drahtlose Telegraphie sendet elektrische Wellen nach allen Himmelsrichtungen in gleicher Stärke aus, so daß innerhalb der Reichweite jeder Empfänger mithören kann. Es ist schon früh versucht worden, die Wellen nur nach einer Himmelsrichtung zu senden, also eine gerichtete drahtlose Telegraphie zu ermöglichen. Die Vorteile einer solchen Methode liegen einerseits in der Möglichkeit größerer Geheimhaltung der Telegramme, andererseits in der Entlastung des Äthers. Ungerichtete Sender stören sich naturgemäß gegenseitig viel mehr als gerichtete. Eine weitgehende Störungsfreiheit bildet aber eins der Hauptprobleme der drahtlosen Telegraphie. Die Methoden, eine gerichtete Sendemethode zu erhalten, bestanden bisher darin, daß man besonders gebaute Antennen (Strahlergebilde) konstruierte. Eine Form war die Marconische geknickte Antenne; daneben sind verschiedene Antennenformen, die eine gewisse Richtfähigkeit besitzen, angegeben worden. Alle diese gerichteten Sender geben aber nicht etwa eine scharfe Einseitigkeit, sondern das Maximum der Sendeenergie wird in einen sehr breiten Winkel hineingesandt, so daß durch diese Methoden sich ein praktischer Fortschritt nur für den Verkehr der Riesenstationen erreichen läßt. Den gerichteten Sendemethoden entsprechend, hat man auch gerichtete Empfänger konstruiert und damit unzweifelhaft größere Erfolge erzielt. Die modernste Empfangsmethode mit Rahmenantennen, die in dieser Zeitschrift bereits beschrieben worden ist, ist ein brauchbarer Richtungsempfänger. Als Antenne wird bei ihm ein Drahtrahmen von nur einem Meter Seitenlänge benutzt, der die ankommenden Wellen nur dann aufnimmt, wenn die Richtung der Wellen mit der Windungsebene des Rahmens zusammenfällt. Man hat mit dieser Empfangseinrichtung die Möglichkeit, sich auf einer Empfangsstation nur für den Empfang einer bestimmten Sendestation einzustellen. Allerdings werden damit alle Stationen hörbar, welche auf einer geraden Linie liegen, die durch den Rahmen hindurchgeht, also alle Stationen vor- und rückwärts. Eine einseitige Richtfähigkeit ist mit diesen Methoden ebenso wie mit den meisten gerichteten Sendemethoden nicht möglich. Praktische Versuche über eine neue wichtige Sendemethode für gerichtete drahtlose Telegraphie, die von O. Scheller angegeben worden ist, beschreibt im Aprilheft 1920 des „Jahrbuchs der drahtlosen Telegraphie" F. Kiebitz, und zwar hat diese Methode vor den anderen Sendemethoden den Vorteil, daß die Empfangsmöglichkeit in einem nur sehr kleinen Sektor liegt. Auf der Sendestation sind zwei gerichtete Sender aufgestellt, deren Sendemaxima einen spitzen Winkel miteinander bilden. Der eine gerichtete Sender gibt das Zeichen a a, d. h. Punkt, Strich; der andere das Zeichen n n, d. h. Strich, Punkt, und zwar sind die Sender so miteinander gekoppelt, daß zeitlich die n-Zeichen gerade in die Zwischenräume der a-Zeichen fallen. Ein Empfänger (Flieger oder Schiff), der zunächst nahe am Maximum der n-Antenne ist, hört nur das n-Zeichen und nicht das a-Zeichen und umgekehrt. Dazwischen gibt es aber ein Gebiet, in welchem beide Zeichen gleichlaut zu hören sind. Hier sind weder die a-Zeichen noch die n-Zeichen als solche zu erkennen, sondern es wird ein ununterbrochener Strich gehört. Es wird so funkentelegraphisch eine Straße markiert, längs deren man etwa einen Flieger oder ein Motorboot lenken kann, und zwar ergab sich, daß es möglich ist, die Straße praktisch von sehr geringer Breite zu machen. Sie war bei den Versuchen von Kiebitz in 3,5 km Entfernung von den Sendezwillingen nur 12 m und in 6 km nur 16 m breit; mithin wird damit ein Sektor mit einem Öffnungswinkel von etwa 10 Minuten festgelegt. Es zeigte sich, daß bei dieser großen Richtfähigkeit die Art des Geländes von Einfluß wird, und daß die Richtung der funkentelegraphischen Straße durch einen Fluß abgelenkt werden kann. Wenn dieser Einfluß die Genauigkeit des Verfahrens über Land etwas beeinträchtigt, so ist es doch besonders auf See, wo die Störungen wegfallen, von grundlegender Bedeutung. Eine Sendemethode läßt sich auf diesem Verfahren dadurch aufbauen, daß man den ununterbrochenen Strich, der im schmalen Sektor gehört wird, im Takte der Morsezeichen eines Textes zerhackt. Außerhalb der Straße ist dann der Text unverständlich.

Ludwig Thor.

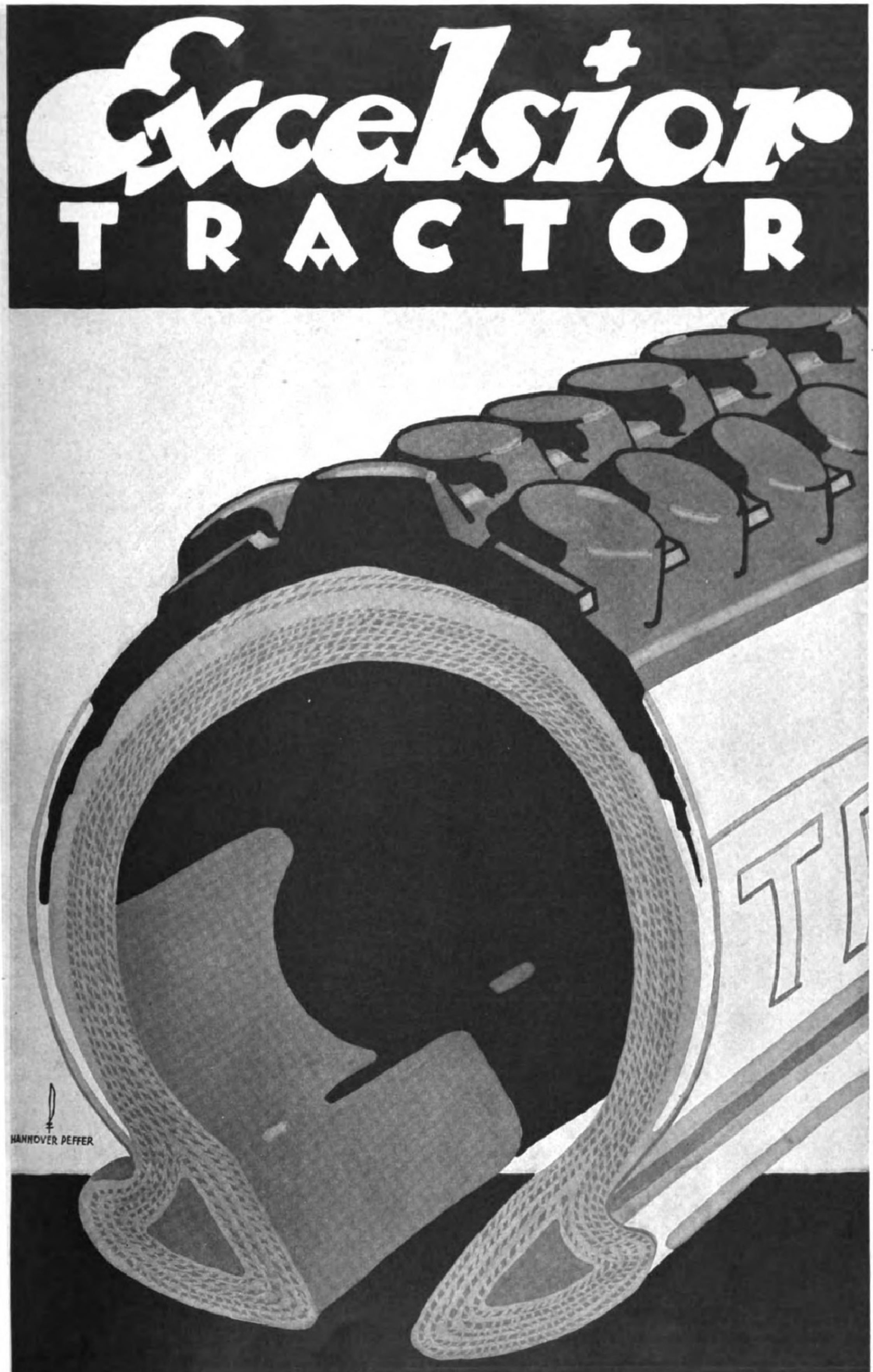
Ein neuer Giftpilz. Bekanntlich sind Pilzvergiftungen meist auf den Genuß verdorbener, nicht frischer Speisepilze zurückzuführen, oder der Knollenblätterpilz trägt die Schuld. Dieser wird oft mit dem Waldchampignon verwechselt, der abweichend vom Wiesenchampignon weiße Lamellen unter dem Hute besitzt. Deutlich unterscheidet sich der Knollenblätterpilz durch Strunkverdickung am untern Ende und durch den Geruch nach frischen Kartoffeln entgegen dem Anisduft des Wiesenchampignons. Nun ist seit einigen Jahren ein neuer, dem Champignon auch ähnlicher Pilz in lichten Laubgehölzen, Parkanlagen und Gärten, im Mai, Juni und Juli vorkommend, bekannt geworden, der äußerst giftig ist. Es ist der ziegelrote Rißpilz: Incybe lateraria (Riken). Seine Farbe ist im Jugendstadium weiß. Er wechselt aber später in gelben oder rötlichen bis braunroten Tönen. Beobachtet wurde er in Tirol, der Schweiz, in Bayern, in Mitteldeutschland. Die gemeinnützige Gesellschaft „Pilz- und Kräuterzentrale, Heilbronn" hat Bilder des neuen Giftpilzes in allen Entwicklungsformen und Färbungen herstellen lassen und empfiehlt sie allen, die sich für diesen Pilz interessieren.

R. Sch.

Durchsichtiges Holz. Wie man durch mehrere Zentimeter dickes Holz hindurchsehen kann, beschreibt Prof. Molisch als botanisches Paradoxon in seinem höchst lesenswerten Buche „Populäre biologische Vorträge". Sein „Rezept" lautet: „Nimm ein 3 bis 8 cm langes Stück von einem spanischen Rohr, halte es vor das Auge und blicke der Länge nach durch dasselbe nach der Sonne oder einer starken, künstlichen Lichtquelle. Du wirst dann gegen alle Erwartungen eine Art Sieb sehen, durch welches das Licht einfällt." Diese Erscheinung hat ihren Grund darin, daß das spanische Rohr, das aus dem Stamm einer Palme (Calamus Rotang) besteht, von verhältnismäßig breiten Röhrchen, sogenannten Holzgefäßen, auf weite Strecken in gerader Linie durchzogen wird. Durch diese Kanäle dringt übrigens nicht nur das Licht, sondern man kann durch sie z. B. auch Leuchtgas und Tabakrauch hindurchtreiben. „Verbindet man ein kurzes Stückchen Kautschukschlauch luftdicht mit einem 10 bis 20 cm langen spanischen Rohr, und öffnet man den Gashahn, so tritt das

(Fortsetzung siehe S. 276.)




Excelsior
TRACTOR
HANNOVER PEFFER

(Fortsetzung von „Wissenschaft und Technik“ auf Seite 274.)

Leuchtgas durch die Holzröhren rasch hindurch und läßt sich am Ende des Rohres anzünden. Oder wenn man durch ein 1 bis 2 cm langes spanisches Rohr mit den Backen gewaltsam Tabakrauch einbläst, so kommt dieser am anderen Ende in Wolken hervor. Für das Gelingen aller dieser Versuche ist es notwendig, die Querenden des Rohres mit einem sehr scharfen Messer glatt und eben zuzuschneiden.“ Auch mit zylindrisch gehobelten Eichenholzstäben von 2 cm Dicke und einer Länge bis zu 40 cm gelang Molisch das Durchblasen des Tabakrauches. J.

Familienforschung. Seit dem Kriege ist das Interesse für familiengeschichtliche Fragen in die weiteren Bevölkerungsschichten gedrungen und hat sich mehr und mehr die Beachtung auch wissenschaftlicher Kreise gesichert, die sich von dem kulturellen Werte genealogischer Betätigung überzeugt haben. Unter den Vereinen und Körperschaften, die sich der Pflege der Familiengeschichte widmen — in Deutschland etwa zehn — nimmt die Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte E. V. in Leipzig insofern eine besondere Stellung ein, als sie schon seit 1909 über eine eigene Geschäftsstelle mit besonders vorgebildeten wissenschaftlichen Beamten verfügt. Sie geht von dem Gedanken aus, systematisch die Ergebnisse familiengeschichtlicher Forschungen zu sammeln, sei es, daß diese nur handschriftlich vorliegen, sei es, daß sie durch Druck oder sonst vervielfältigt sind. Dient die Zentralstelle als Verein naturgemäß in erster Linie den Arbeiten ihrer Mitglieder, so will sie doch darüber hinaus ganz allgemein der Wissenschaft nützen, wenn diese für ihre Zwecke auf genealogische Arbeit zurückzugreifen Veranlassung hat. Die Aufgabe, die sich die Zentralstelle schon seit ihrer Gründung (1904) hinsichtlich der Sammlung familiengeschichtlicher Druckwerke gesetzt hat, ist Veranlassung gewesen, daß sie mit der Deutschen Bücherei zu Leipzig in eine engere Arbeitsgemeinschaft getreten, auch kürzlich in das Heim der letzteren übergesiedelt ist, um diesen vorbildlichen Mittelpunkt des deutschen Schrifttums in dem Nachweis und in der Beschaffung familiengeschichtlicher Veröffentlichungen zu unterstützen, die größtenteils außerhalb des Buchhandels als Privatdrucke erscheinen und dadurch der Öffentlichkeit und weiteren Forschung nicht selten verborgen bleiben. Dr. Wecken.

Literatur und Kunst.

Memoiren. Die deutschen Memoirenwerke, die in ihrem Inhalt aus dem Vormärz in die Jahre vor der Reichsgründung hinüberreichen, haben stets einen außerordentlich fesselnden Reiz, wenn sie mit jener munteren Laune und behaglichen Erzählungskunst, die unseren Großeltern so eigen waren, niedergeschrieben sind. Sie werden fast alle von einem idealistischen Geist getragen, der sie uns heute besonders liebenswert macht. Ein solches Buch sind „Die Wege eines Deutschen“, ein Zeit- und Lebensbild von Jeanne Berta Semmig (C. H. Beck, München). Der Held dieses Buches ist ein alter Achtundvierziger, der mit Robert Blum, Richard Wagner, Bakunin und anderen namhaften Männern jener Tage in Berührung gekommen ist, dessen Leben zweimal zerbrach und zweimal wieder von neuem aufgebaut wurde. Die liebevolle Hand einer ihrem Vater an idealer Gesinnung nicht nachstehenden Tochter schuf, aus persönlichen Erinnerungen schöpfend, dieses fein umrissene Lebensbild. In gewisser Verwandtschaft zu diesem Werke, wenn es sich auch weniger mit politischen Kämpfen als jenes beschäftigt, steht „Eine deutsche Jugend“ von Geert Seelig (Alster Verlag, Hamburg). Ein echt deutsches Familienleben, in dem noch alle Beziehungen und Traditionen mit Liebe gehegt und gepflegt werden, auf Schleswig-Holsteins Boden sich abspielend, zieht hier vor dem Auge des Lesers vorüber. Zu den Höhen des Hunsrücks führt uns Wanda Jens-Rothe in einem Büchlein „Sonne der Heimat“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin). Die Verfasserin plaudert hier, von innigster Liebe zu der Heimat durchglüht, aus ihrer Kindheit im Pfarrhause da oben auf den Höhen des Hunsrücks und lehrt uns das Leben und Treiben der Bauern in jener Gegend kennen. Ein Heimatbuch im besten Sinne des Wortes sind auch Karl Hans Strobls Jugenderinnerungen aus dem deutschen Ostland, die unter dem Titel „Verlorene Heimat“ bei Robert Lutz in Stuttgart erschienen sind. Abgesehen von den Kapiteln des Buches, die die blutigen Kämpfe und das stille Ringen des Deutschtums in Prag gegen das Slawentum behandeln, hat das Buch kaum irgendwelche Berührung mit großen Zeitereignissen. Der liebenswürdige Reiz dieser Aufzeichnungen

liegt in der poesie- und humordurchwebten Schilderung des Kinderlandes. Die Erinnerungen, die der feinsinnige Romancier **Julius R. Haarhaus** unter dem Titel „Ahnen und Enkel" (Bücher der Rose bei Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München) veröffentlicht hat, tragen nun einen ganz anderen Charakter. Man könnte sie am ehesten Kügelgens bekanntem Memoirenbuch vergleichen, denn sie greifen bis in die Biedermeierzeit zurück, und sie sind wie diese geschaffen, in den breitesten Kreisen Anklang zu finden. Eine Fülle von Schatten der Vergangenheit und Gestalten eines beschaulicheren Daseins als des heutigen taucht vor uns auf, stets umrahmt von einem sonnigen, feinen Humor. Besonders lesenswert ist die abenteuerliche Reise auf Goethes Spuren durch ganz Italien. Zum Schluß möge in dieser Gruppe noch das Berliner Skizzenbuch von **Arthur Eloesser** „Die Straße meiner Jugend" (Verlag von Egon Fleischel & Co.) erwähnt werden. Ein Kenner, der von Kindesbeinen an mit den Eigenheiten Berlins aufs innigste vertraut ist, plaudert in diesen Skizzen unterhaltsam über das Werden der Reichshauptstadt, wie er es fünf Jahrzehnte lang beobachtet hat.

Dr. V. Tornius.

Meißner Porzellan. Seine Geschichte und künstlerische Entwicklung. Dargestellt von **Willy Doenges**. Mit 27 Tafeln und 269 Abbildungen im Text. Verlag von Wolfgang Jeß, Dresden. — Dieses seit Jahren vergriffen gewesene prächtige Werk wird in seiner neuen, verbesserten und vermehrten Auflage von allen Sammlern und Liebhabern keramischer Kunst aufs freudigste willkommen geheißen werden. Die Darstellung, die der Verfasser darin unter Berücksichtigung der neuesten Forschungsergebnisse von der Meißner Porzellankunst des 18. Jahrhunderts (Böttger-, Hörolbt-, Kaendler-, Acier- und Marcolini-Periode) gibt, zeugt nicht nur von eindringendstem Studium, sondern vor allem auch von warmer Liebe zum Gegenstande. Die Einleitung über das Zeitalter des Rokokos und die köstlichste Versinnbildlichung seiner bezaubernden Grazie durch das Porzellan ist von poetischem Schwung getragen und schlägt den Leser unwiderstehlich in Bann. Aber auch die folgenden Kapitel fesseln jeden, dem die edlen Erzeugnisse Meißens je Auge und Herz erfreut haben. Viel trägt dazu auch die Fülle der Abbildungen bei, die die vorzüglichsten Arbeiten der Meißner Porzellankünstler dem Beschauer nahebringen. Zwei Meisterwerke Kaendlers, „Fürst zu Pferde" und „Perlhuhn", sowie ein

„Humpen“ und „Kaffeekannen und Zuckerdose“ der Höroldtschen Periode finden sich in prachtvollem Mehrfarbendruck als Vollbilder wiedergegeben. Die Ausstattung des auf Kunstdruckpapier gedruckten Buches ist durchweg glänzend und verdient uneingeschränktes Lob. Ein solches Buch in heutiger Zeit macht dem Verlag, dem die Neuausgabe zu danken ist, alle Ehre. Dr. Arthur Ploch.

Von Kunst und Künstlern. An erster Stelle sei Lothar Briegers Monographie über „Theodor Hosemann“ (Delphin-Verlag, München) erwähnt. Der Altmeister der Berliner Malerei, der lange in Vergessenheit geraten war, erfreut sich heute zunehmender Beliebtheit. Immer mehr erkennt man die Feinheiten seiner Zeichen- und Malkunst; ja, manche wollen ihn sogar einem Spitzweg gleichstellen. Das dürfte etwas zu weit gehen; aber es läßt sich nicht leugnen, daß Hosemann viele Spitzwegische Züge in seinen Bildern aufweist. Man betrachte nur „Die gemeinsame Laube“, die „Siesta“, den „Verliebten“ und vor allem den „Geiger“. Aber so frappant zuweilen, besonders in komischen Sujets, dieser Spitzwegische Geist in die Erscheinung tritt, so ist doch der Humor, ganz abgesehen von der Technik, ein ganz anderer. Es ist Berliner Humor, und dieser hat wohl in Hosemann seinen feinsten Interpreten gefunden. Für alle, welche die Reize dieser liebenswürdigen Kunst zu würdigen verstehen, wird das mit vortrefflicher Einfühlung in das Wesen derselben geschriebene Buch von Lothar Brieger eine höchst willkommene Gabe sein. — Ludwig Richter behandelt Bruno Holz in einem knapp und anschaulich gezeichneten Lebensbild „Ludwig Richter. Der Mann und sein Wesen“ (R. Voigtländers Verlag in Leipzig). Der Verfasser versenkt sich liebevoll in das Lebenswerk des großen Zeichenmeisters, dessen Werdegang er mit Hilfe vieler, meist wenig gekannter Zeichnungen, oft von neuen Gesichtspunkten betrachtend, plastisch darzustellen weiß. Der ausgezeichnete Münchner Kunsthistoriker Hermann Uhde-Bernays, der uns so vortreffliche Spitzweg- und Feuerbach-Biographien beschert hat, läßt in seinem neuesten Buch die bedeutenden „Münchener Landschaften im 19. Jahrhundert“ (Delphin-Verlag, München) vor unseren Augen vorüberziehen. Von Wilhelm v. Kobell und Max Joseph Wagenbauer bis zu Toni Stadler und Carl Haider werden wir geführt, und für jeden dieser Meister, aus deren Werkstatt uns einige ihrer besten Gemälde und Zeichnungen

grüßen, findet er in der Form abgerundeter kurzer Essays gut charakterisierende Worte. Die kleine Sammlung von Bildern, nach Motiven geordnet, die der Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart herausgibt, hat durch das Bändchen „Hund und Katz“ im Künstlerbild, das allen Hunde- und Katzenliebhabern besonders empfohlen sei, eine nette Bereicherung erfahren. — In das Innenleben künstlerischen Schaffens führen uns „Giovanni Segantinis Schriften und Briefe“, die seine Tochter Bianca Zehder-Segantini (Klinkhardt & Biermann, Leipzig) herausgegeben hat. Sie sind für die Persönlichkeit des großen Malers und für seine Auffassung von der Kunst außerordentlich bedeutsam. Eine kleine Auslese von „Gedichten und Gedanken“ Hans Thomas, veröffentlichte zum 80. Geburtstag des Altmeisters Karl Eberwein (Reuß & Itta, Konstanz). Aus diesen kleinen dichterischen Einfällen und Gedanken geht so recht hervor, daß der Maler Thoma seine Kunst als Poesie auffaßte. Reich an Erlebnissen und äußeren Begebenheiten sind die Erinnerungen von Theodor Rocholl: „Ein Malerleben“ (Verlag der „Täglichen Rundschau“). Die Jünglingsjahre, die ihn 1870 miterleben ließen, weisen schon darauf hin, wo Rocholl die Domäne seiner Kunst finden mußte: die Schlachtenmalerei. Und auf diesem Gebiet, zu dem er sich den Stoff auf dem Balkan, im Kaukasus und in China, ja, zuletzt sogar als Siebzigjähriger auf den Schlachtfeldern Frankreichs holte, ist ihm auch der meiste Künstlerruhm beschieden gewesen.

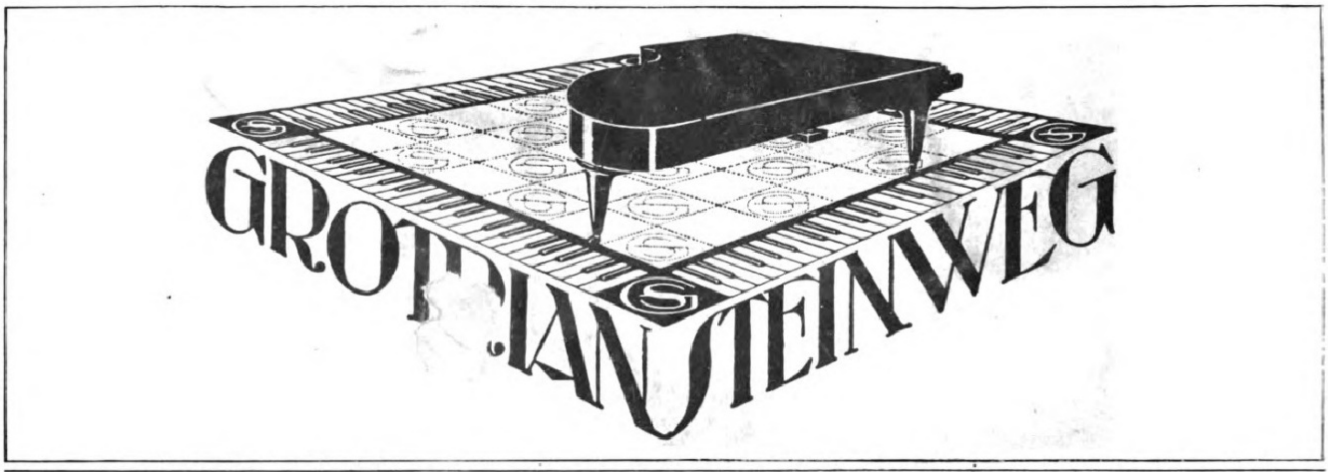
Nachschlagebücher. „Meyers Handlexikon“ (Bibliogr. Institut, Leipzig und Wien) ist in achter, gänzlich veränderter und neubearbeiteter Auflage erschienen. Der trotz seines Umfanges bequem zu benutzende Band enthält etwa 75000 Stichwörter und 2000 Abbildungen. Sein Vorzug besteht darin, daß es auf alles in dem Bereich des Wissenswerten hinzugetretene Neue besondere Rücksicht nimmt; denn gerade in diesen Fragen sind die Konversationslexiken im Rückstand geblieben. Als willkommene Ergänzung zu dem Handlexikon dient „Meyers Kleiner Handatlas“. Es ist geradezu überraschend, wie in einem leichten handlichen Oktavbande das Einst und Jetzt des schwer durcheinandergerüttelten Weltbildes so klar und übersichtlich zur Anschauung gebracht werden konnte. Alle jüngst entstandenen Staatengebilde sind aufgenommen worden, und wo irgend möglich, ist durch farbige Hervorhebung der alten Grenzen das vergangene Weltbild lebendig erhalten.


WEINBRAND
CANTHAL
Gegr.
1823
OTTO FLECHTNER
M.CANTHAL Wwe. WEINBRENNEREI • HANAU a. MAIN


DEUTSCHE AUTOMOBIL-AUSSTELLUNG BERLIN 1921
STAND 82 u. 371
PROTOS
PROTOS-AUTOMOBILE-GMBH-SIEMENSSTADT-BEI-BERLIN


Farben-Fabriken
Berger & Wirth
Leipzig
Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig
* Fernsprecher: No. 108, 408 und 658. *
Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam.
Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrirten Zeitung!
Berger & Wirth Leipzig


BiOX
ZAHNPASTA
BiOX
reinigt den Mund
biologisch
durch Sauerstoff
Max Elb G.m.b.H. Dresden-A.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc tér 8.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Gef. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Nr. 4058 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 157. Band



Preisgekrönter Entwurf von Otto Ottler, München.

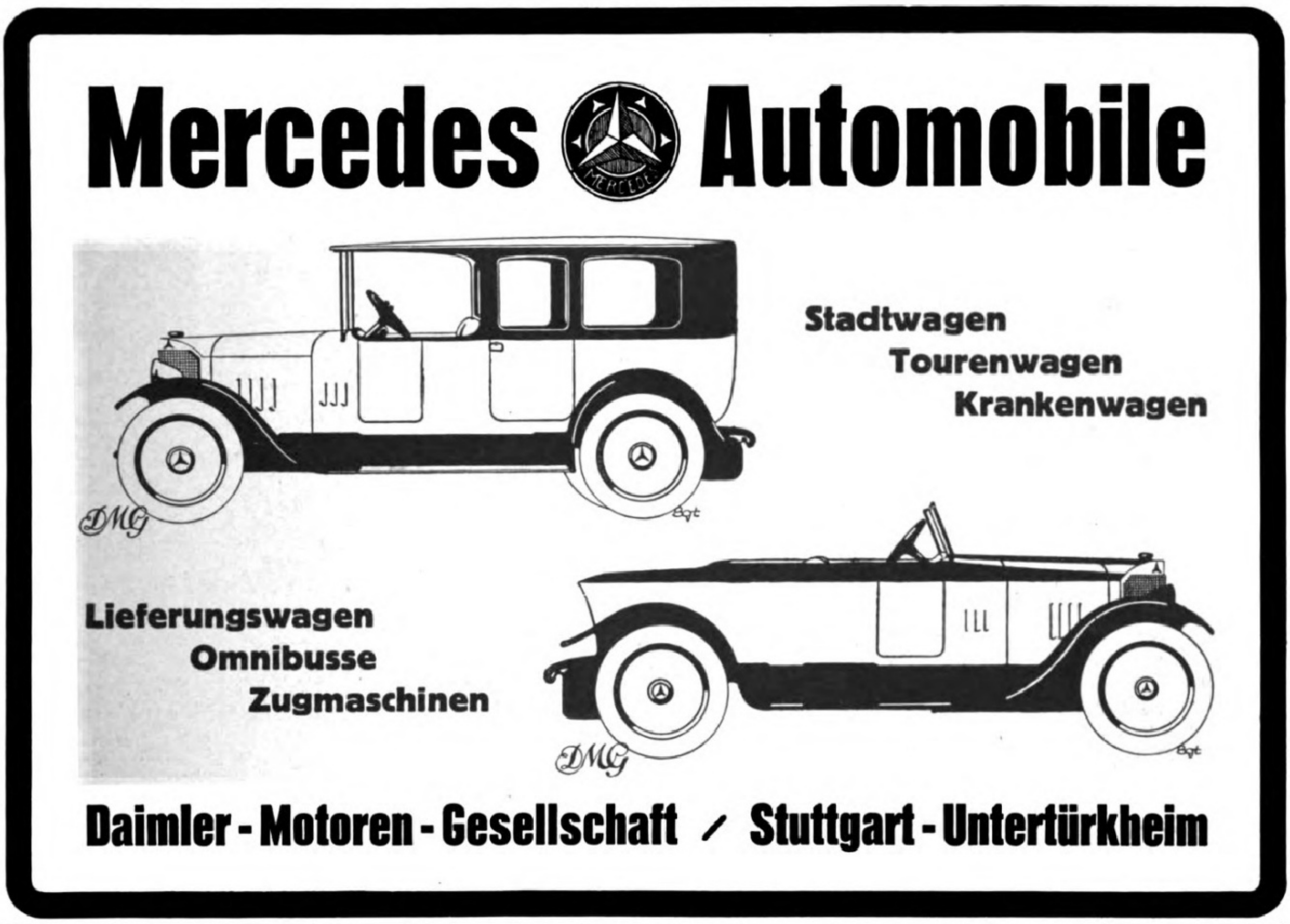
Copyright October 6th 1921 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig. Nummer 4058. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.
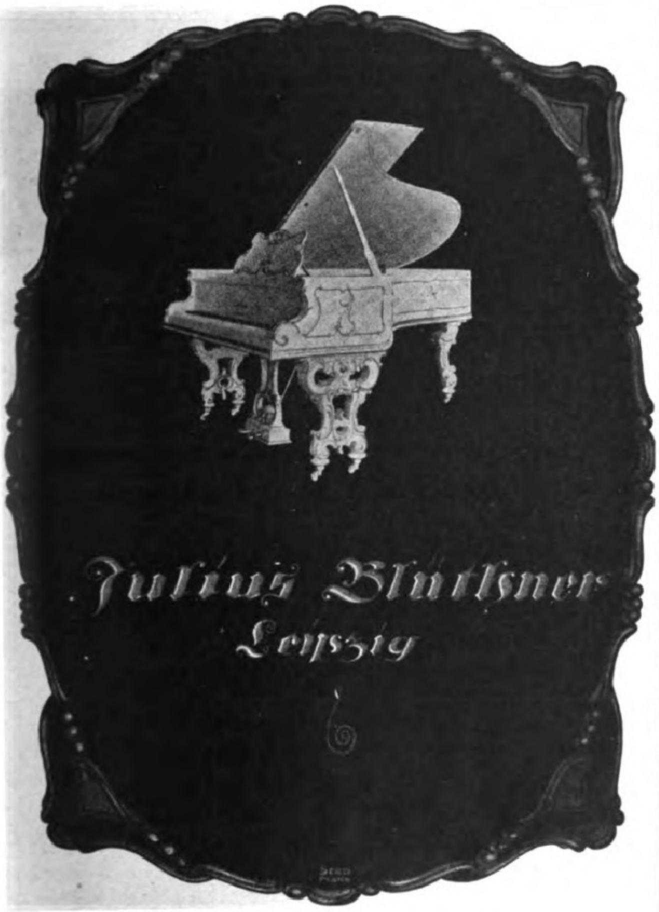
Illustrirte Zeitung

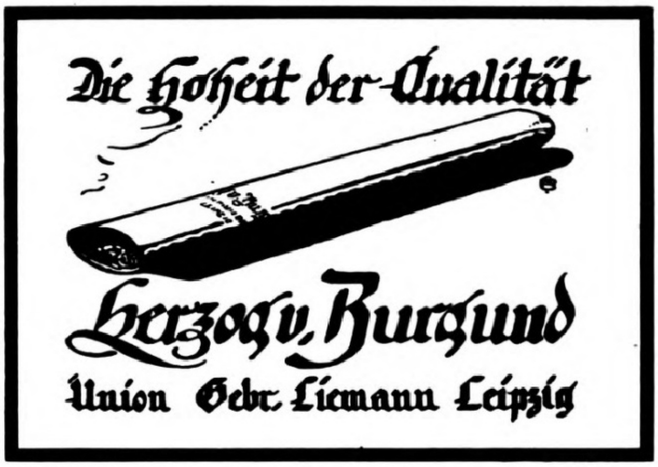
Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4058. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 ℳ (Ausland 75 ℳ). Preis dieser Nummer 5 ℳ 50 ₰ (Ausland 13 ℳ 50 ₰). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 6. Oktober 1921.




Mercedes Automobile
Stadtwagen
Tourenwagen
Krankenwagen
DMG
Lieferungswagen
Omnibusse
Zugmaschinen
DMG
Daimler-Motoren-Gesellschaft / Stuttgart-Untertürkheim


Julius Blüthner
Leipzig


Die Hoheit der Qualität
Herzog v. Burgund
Union Gebr. Liemann Leipzig


Bohlig Keks
für Feinschmecker
Aus blütenweissem
Mehl und allerfeinsten
Zutaten hergestellt.
Preiswerteste Qualitäten.
R.BOHLIG-KEKSFABRIK-BAD LIEBENSTEIN S.M.

Allgemeine Notizen.

Geheimer Kommerzienrat Gustav Ritter von Philipp, Generaldirektor der Fritz Schulz jun. Aktiengesellschaft, Leipzig und Neuburg a. Donau, beging kürzlich sein vierzigjähriges Geschäftsjubiläum. Durch hohe kaufmännische Begabung ausgezeichnet, führte der in weitesten industriellen Kreisen bekannte und verehrte Jubilar mit eisernem Fleiß das Unternehmen, dem er zunächst neunzehn Jahre als Mitinhaber angehörte und seit 1900 als Generaldirektor vorsteht, zu seltener Blüte.

Die Volkshochschule an der Universität Leipzig hat im ersten Jahre ihres Bestehens 5222 Hörer und Hörerinnen in ihren Vorlesungen und Arbeitsgemeinschaften gehabt, darunter 3026 männliche und 2196 weibliche. Von den letzteren waren 1242 im eigenen Berufe tätige und 954 nicht selbständige Personen. Es sind im Wintersemester 20 Vorlesungen und 17 Arbeitsgemeinschaften für eine Teilnehmerzahl von insgesamt 3893 Personen, im Sommersemester 10 Vorlesungen und 14 Arbeitsgemeinschaften für eine Teilnehmerzahl von insgesamt 1329 Personen gehalten worden. Von den Teilnehmern gehörten den Kreisen der Arbeiterschaft 588 Personen gleich 11 v. H., den kaufmännischen Angestellten 1631 Personen, gleich 31 v. H., den technischen Angestellten 472 Personen gleich 9 v. H., der mittleren und unteren Beamtenschaft 893 Personen gleich 17 v. H., selbständigen Gewerbetreibenden 275 Personen gleich 5 v. H. an; zusammen stammten aus diesen arbeitenden Kreisen im weiteren Sinne also 73 v. H. der Teilnehmer. Daneben nahmen Lehrer und Lehrerinnen, wenige höhere Beamte oder Angehörige von solchen, Ausübende freier Berufe, Studenten, Schüler und Private an den Kursen teil. Das Verzeichnis der Vorlesungen im Winter 1921/22 ist erschienen und in der Geschäftsstelle der Volkshochschule in Leipzig, Schillerstraße 7 zu haben.

Oberschlesien-Münzen aus Meißener Porzellan. In der letzten Zeit ist die Nachfrage nach den vom Deutschen Schutzbund, Arbeitsgemeinschaft Dresden, anläßlich der Abstimmung herausgegebenen oberschlesischen Münzen aus braunem und weißem Meißener Porzellan wieder recht rege gewesen. Namentlich aus dem Ausland, auch aus Afrika, Südamerika, sogar aus Polen sind Bestellungen eingegangen, so daß die noch zur Verfügung stehende kleine Anzahl demnächst erschöpft sein wird. Der Preis der braunen O. S. G.-Münzen (Fünfmarkstücke) ist 10 Mark



Geh. Kommerzienrat Gustav Ritter von Philipp.
(S. die erste Notiz auf dieser Seite).

das Stück, der weißen 50 Mark. Im Etui kosten erstere 25 Mark, letztere 65 Mark; beide Münzen in einem zweiteiligen, elegant ausgeführten roten Etui 100 Mark. Wer sich diese wertvolle Erinnerung sichern will, tut gut, seine Wünsche dem Deutschen Schutzbund in Dresden, Wiener Straße 7 recht bald aufzugeben.

Über die steuerlichen Vorteile, die die Kapitalanlage in einer Lebensversicherung genießt, schreibt uns die Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter) folgendes: Bei der Einkommensteuer: am steuerbaren Einkommen bis 1000 Mk. Prämien abzugsfähig; bei der Nachlaßsteuer: Steuerversicherungen im Sinne des § 9 des Erbschaftssteuergesetzes sind nur zur Hälfte nachlaßsteuerpflichtig; bei der Kapitalertragssteuer: steuerbar sind nur die Zinsen aus dem Deckungskapital, d. i. einem Teil der Prämien einschließlich Zinsen, bei der Sparkasse aus dem vollen angesammelten Kapital; bei der Vermögenssteuer: steuerbar nur der Rückkaufswert der Versicherung oder nur zwei Drittel der eingezahlten Prämien, bei der Sparkasse das volle angesammelte Kapital.

Auszeichnung. Die Sport-Ausstellung in Annaberg i. E. hat dem Tilit-Laboratorium G. m. b. H. in Gera (Reuß) einen neuen, schönen Erfolg gebracht. Die Erzeugnisse dieses bekannten Unternehmens — Tilit-Mundwasser und Tilit-Zahnpasta —, die sich einer ständig zunehmenden Beliebtheit erfreuen, wurden mit der Silbernen Medaille und dem Ehrenpreis der Stadt Annaberg ausgezeichnet.

Im Kurort Schierke am Harz fanden während der verflossenen Hälfte der Saison eine Anzahl von Festlichkeiten statt, die zahlreich besucht und dauernd vom schönsten Wetter begünstigt waren. Unter anderm wies das Klubturnier des Schierker Sport- und Bobsleighklubs 148 Nennungen auf und bot schönen Sport auf den Tennisplätzen an der Bode. — Am 15. Juli fand zugunsten der Sammlung für die Auslandsdeutschen ein Blumentag statt, welchem sich abends im Sporthotel Fürstenhöh ein von Berliner Künstlern gegebenes Konzert mit nachfolgendem Ball usw. anschloß. Als Reinertrag dieses Festes konnte die Summe von 12 286 Mark an die Reichssammelstelle überwiesen werden. Am 10. August wurde ein Opfertag zugunsten der Sammlung für die Oberschlesier abgehalten, für den unter regster Beteiligung der Kurgäste ein harmonisch verlaufenes Fest im Hotel Fürst zu Stolberg angesetzt war. Künstlerinnen, die zur Kur in Schierke weilten, veranstalteten ein Gesangs- und Instrumental-

















Konzert. Als Reinertrag dieser Veranstaltungen konnte die gleichfalls nennenswerte Summe von 34270 Mk. an den Verband heimatstreuer Oberschlesier abgeführt werden.

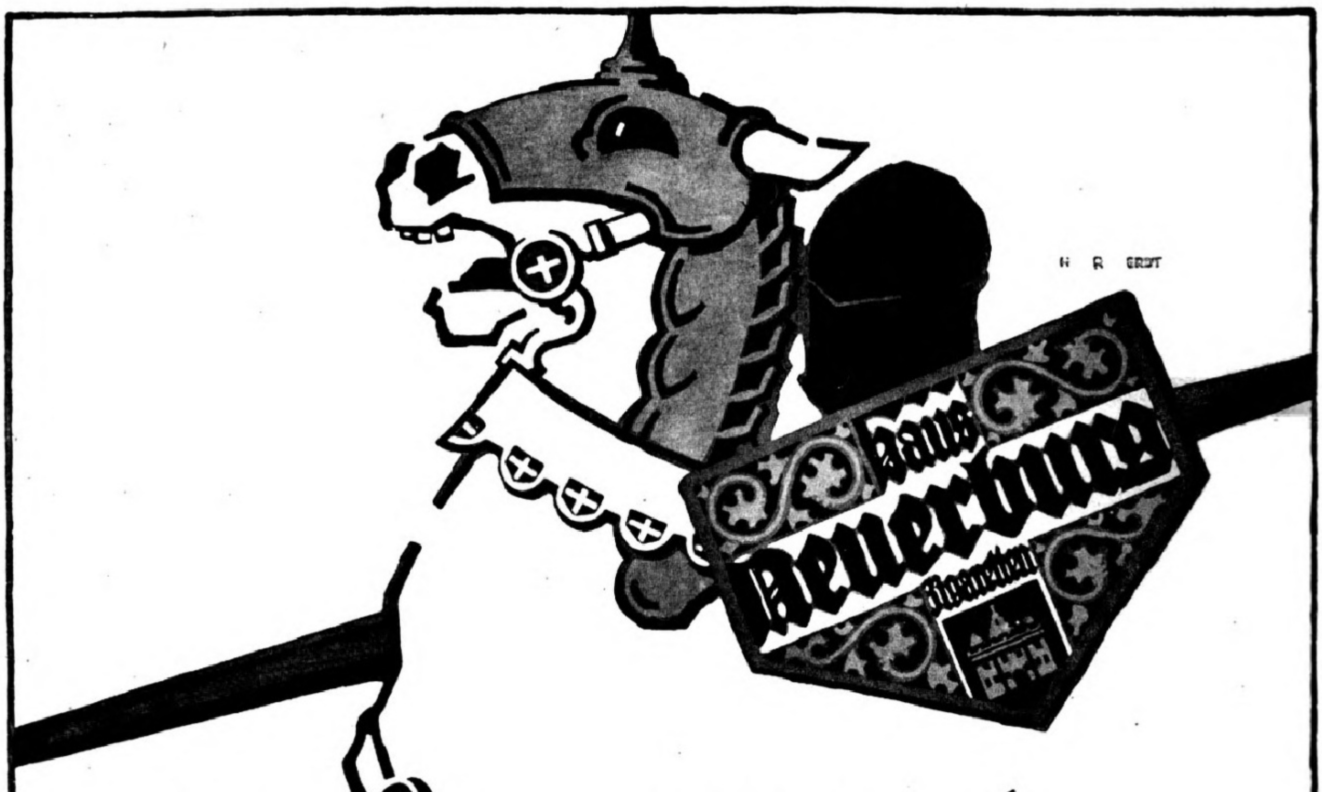
Wunder des Weltraums. Das Riesenfernrohr, das auf dem Mount Wilson-Observatorium in Kalifornien, 1710 Meter über dem Meer, aufgestellt worden ist, wird von dem Leiter dieser Sternwarte, dem Astronomen und Professor an der Universität Chicago G. E. Hale, in seinen wichtigsten Einrichtungen und Abmessungen jetzt beschrieben. Das gewaltige Instrument, das äußerlich einem großen Schiffsgeschütz gleicht und das größte Fernrohr der Welt darstellt, steht in einem drehbaren Kuppelturm von 30 Meter Durchmesser. Die Linse hat eine Stärke von 32½ Zentimeter und wiegt 4½ Tonnen. Ihre Brennweite beträgt 250 Zentimeter, während das größte bisherige Fernrohr nur einen Durchmesser von 152 Zentimeter besaß. Die Maschinerie, die das Instrument mit Hilfe eines gewaltigen Uhrwerks bewegt, so daß es der Himmelsdrehung zu folgen vermag und parallaktisch eingestellt werden kann, hat ein Gewicht von 100 Tonnen und ist mit nicht weniger als 35 Elektromotoren für die verschiedenen Bewegungen und Einstellungen ausgerüstet. Theoretisch soll das neue Instrument 2,8 mal so stark sein wie das bisherige größte Fernrohr, und es hat sich auch bereits bei Beginn der Beobachtungen ergeben, daß diese Erwartung richtig ist. Praktisch genommen erschließt das Instrument unserm Blick viele hundert Millionen Sterne, die wir bisher selbst mit Hilfe der Photographie nicht sehen konnten. So lassen sich in den fernsten kosmischen Nebeln jetzt Einzelheiten erkennen, die uns früher unzugänglich gewesen sind, und namentlich die Zahl der Doppelsterne wird mit Hilfe dieses Riesenfernrohrs sicherlich außerordentlich vermehrt werden. Die außerordentlich dünne und reine Luft auf der Höhe des Observatoriums läßt mit Hilfe des neuen Fernrohrs sogar auf der Oberfläche des Mondes Einzelheiten hervortreten, die bisher der Aufmerksamkeit der Astronomen entgangen waren. Aber es sind auch schon wissenschaftliche Ergebnisse von großer Tragweite erzielt worden. So ist es gelungen, die Capella, den hellen Hauptstern des Fuhrmanns, zu trennen, eins der lichtstärksten Gestirne, von dessen Charakter als Doppelstern man bisher keine Kenntnis gehabt hat. Der Begleiter bewegt sich in einer Periode von 104 Tagen um den Hauptstern. Auch die Parallaxe der Beteigeuze (Alpha Orionis) ist gemessen worden; sie ergibt

einen, allerdings ziemlich unsicheren Wert von 0,016 Sek. Außerdem haben aber Pease und Anderson nach der von Michelson angegebenen Interferenz-Methode mit Hilfe des 250-cm-Spiegels auch eine Durchmesserbestimmung dieses hellen Sternes im Orion vorgenommen und aus beiden Werten seine Entfernung von uns auf 160 Lichtjahre errechnet. Da ein Lichtstrahl in einer Sekunde eine Strecke durchläuft, die $7^1/_2$ mal so groß ist als der Umfang der Erde (40 000 km $\times 7^1/_2$ = 300 000 km), so kann man sich einen Begriff von der unermeßlichen Entfernung der Beteigeuze von unserm Erdball machen. Das Licht, das uns Beteigeuze heute ausstrahlt, ist von dieser fernen Riesensonne schon zur Zeit des Siebenjährigen Krieges ausgegangen! Auch folgt aus diesen Messungen eine gigantische, geradezu unfaßbare Größe des Gestirns, die einen Durchmesser voraussetzen würde, der, in unser Sonnensystem übertragen, von der Sonne bis zur Marsbahn reichen müßte. Ist diese Größe richtig, so müßten also im Innern von Beteigeuze Merkur, Venus und Erde ihre Bahnen um die im Mittelpunkt des Riesensternes befindliche Sonne ziehen können. Beteigeuze wäre dann 64 Millionen mal so groß wie unsere Sonne, was sicherlich höchst unwahrscheinlich ist. Professor Riem nimmt deshalb mit Rücksicht auf die aus andern Gründen abgeleitete Wahrscheinlichkeit, daß die Fixsterne im allgemeinen eine durchschnittliche Größe haben, an, daß Beteigeuze ein ganz außerordentlich dünner Gasstern sein muß, der eine ungemein weitreichende glühende Atmosphäre hat. Diese muß sich an der Bildung der Interferenzstreifen beteiligen, die zu dem ungeheuren Wert für den Durchmesser geführt haben. Man sieht aber jedenfalls, daß die technische Vervollkommnung der astronomischen Hilfsmittel, in der das verarmte Europa von den Amerikanern nun wohl endgültig geschlagen ist, uns Aufschlüsse vermittelt, die noch vor kurzer Zeit nicht einmal geahnt worden sind.

Die angebliche Insel des Robinson Crusoe, Juan Fernandez, auf der der Matrose Selkirk von 1704 bis 1709 als Einsiedler lebte, soll jetzt, nachdem sie im Laufe der Jahrhunderte als Jesuitenzufluchtsstätte und als Verbrecherkolonie gedient hat, zu einem chilenischen Nationalpark werden. Die etwa 565 Kilometer von Valparaiso entfernte Insel ist 95 Quadratkilometer groß, hat im Westen grasige Flächen, im Osten Gebirge und Wälder, an der Nordküste einen guten Hafen und ist für Naturhistoriker von erheblichem Interesse.


Luxus-Chassis 10/32 PS.
SZAWE
WIR SUCHEN SOLVENTE VERTRETER IN ALLEN STÄDTEN DER WELT
Szabo & Wechselmann
BERLIN W8 UNT.D.LINDEN 3


Nach gutem Schuss ein Glas edlen Sekts
CANTOR
MOSELGRÜN RIESLING
MAINZ GEGR. 1852 MAINZ


Haus Neuerburg
Zigaretten
die hoch-edle rheinische Zigarette

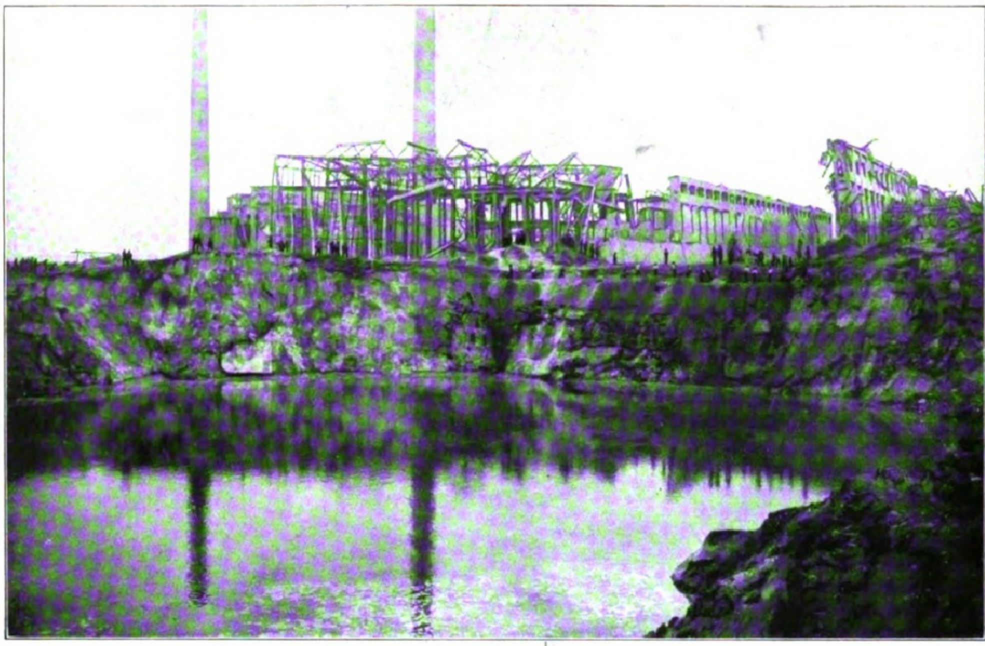
Illustrirte Zeitung

Nr. 4058 157. Band



Am Toilettentisch. Nach einem Gemälde von Reinhold Koch-Zeuthen.

(Aus der diesjährigen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast.)



Der am Herde der Katastrophe an Stelle der beiden durch die Explosion vernichteten Häuser 110/111 entstandene große Erdtrichter.



Ein Arbeiter rettet seinen verwundeten Kameraden.



Einwohner von Oppau suchen aus den Trümmern ihre Habseligkeiten heraus.



Die Trümmer der Oppauer Werke.



Nebenstehend: Samariter bergen Verletzte aus der Trümmerstätte.



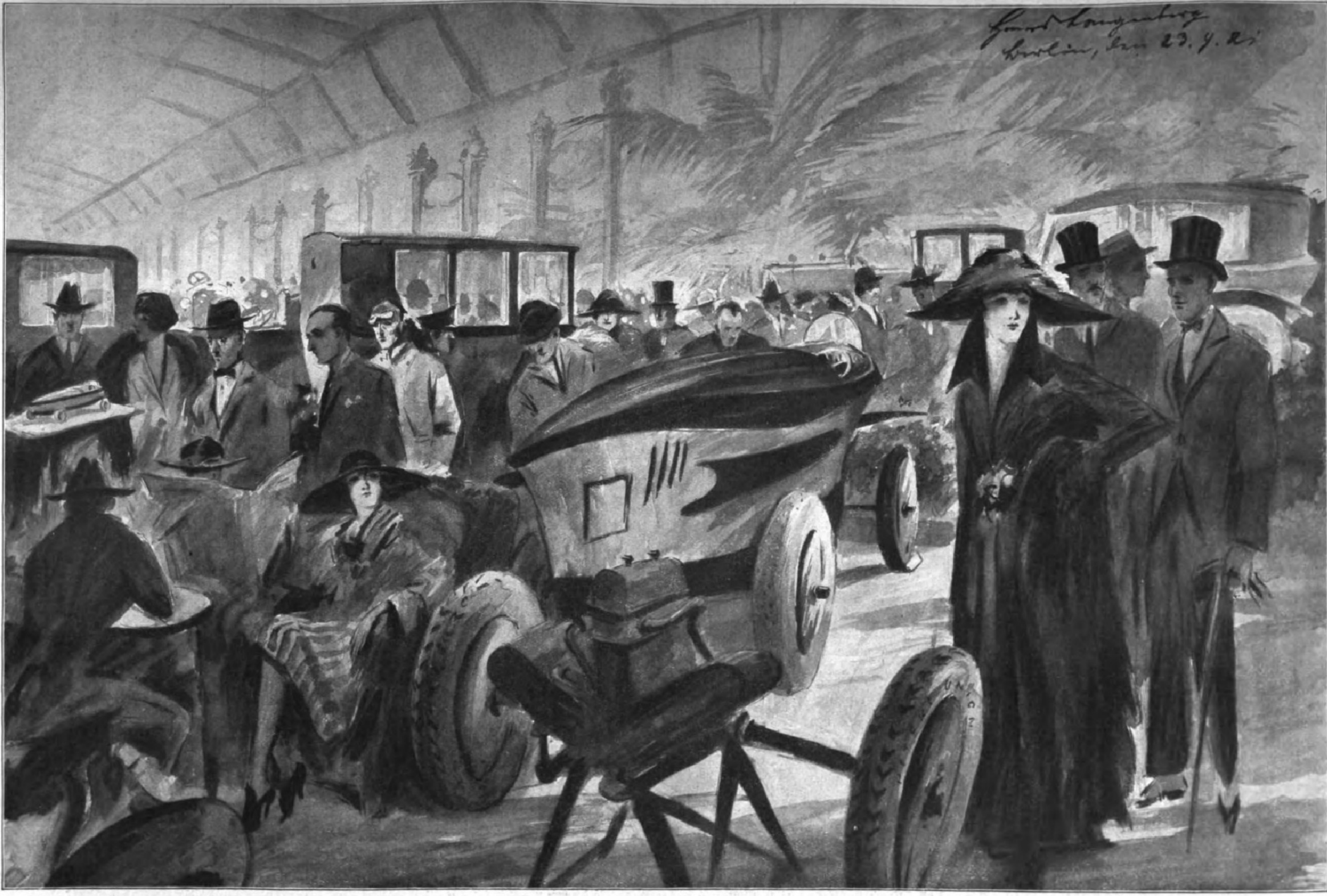
Die noch brennenden Überreste der Ammoniakbehälter.



Straßenbild aus dem zerstörten Dorf Oppau.

Von der Explosionskatastrophe im Werk Oppau der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen a. Rh. am 21. September.

Über 500 Menschen fanden dadurch den Tod, mehrere Hundert wurden verletzt.



Von der Deutschen Automobil-Ausstellung Berlin 1921 (23. September bis 2. Oktober): Blick in den großen Ausstellungssaal.

Nach einer Zeichnung des nach Berlin entsandten Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg

Anthroposophie. / Von Max Dessoir.

Das Wort, das über diesem Aufsatz steht, ist von Herrn Dr. phil. Rudolf Steiner aus älteren philosophischen Schriften übernommen und mit neuem Inhalt erfüllt worden. In der jetzigen Bedeutung bezeichnet es das Wissen von dem, was der im Sinnesmenschen verborgene Geistesmensch in einer geistigen Welt wahrnehmen kann. Es gibt nämlich, so sagt man uns, viele Welten um den Menschen herum; sie sind ihm nur gewöhnlich verschlossen, wie dem Blinden das Licht, weil ihm gewisse seelische Organe fehlen wie dem Blinden ein taugliches Sehwerkzeug; bildet er die hellsehenden Augen in seinem Innern aus, so nimmt er höhere Welten und Wesenheiten wahr. Herr Dr. Steiner behauptet, diese hellseherische Fähigkeit in sich aufs reichste entwickelt zu haben. Was er schaute, teilte er in ungemein zahlreichen Büchern mit. Außerdem sind wohl hundert oder mehr Nachschriften von Steinerschen Vorträgen im Umlauf; es gibt aber keine Zusammenfassung, kein Inhaltsverzeichnis und innerhalb des Kerngebietes auch wenig sichtbar gewordene Weiterarbeit durch die Anhänger.

Dagegen hat sich um die Person Steiners und seine angeblich übersinnlich gewonnenen Erkenntnisse eine große Zahl von Menschen und Unternehmungen gruppiert. Den Grundstock bildet die Anthroposophische Gesellschaft. Sie wird von einem aus drei Personen bestehenden „Zentralvorstand" geleitet, dem sich ein erweiterter Vorstand anschließt; die einzelnen Gruppen haben ihre eigene Vorstandschaft, bleiben aber in der Aufnahme neuer Mitglieder von der Genehmigung des Zentralvorstandes abhängig. Als Hauptzweck und Arbeit der Anthroposophischen Gesellschaft wird angegeben, „die neue Geisteswissenschaft im Sinne der Forschungen und Lehren Dr. R. Steiners in die Menschheitsentwicklung einführen zu helfen". Innerhalb des Mitgliederkreises haben sich einige Sondervereine gebildet. Zunächst der Bauverein für die Errichtung des „Goetheanum" in Dornach bei Basel. Djes Goetheanum, nach Plänen Steiners und in seinem malerischen und bildhauerischen Schmuck zum Teil von ihm selber ausgeführt, ist als eine freie Hochschule für die „anthroposophisch orientierte Geisteswissenschaft" gedacht. Zweitens ein Verein mit dem herrlichen Namen „Goetheanismus", der in Dornach Hochschulkurse veranstaltet hat. Drittens ein Bund, der die sogenannte anthroposophische Hochschularbeit an anderen Plätzen pflegt. Eine Schule für Kinder, an der anthroposophisch geschulte Lehrer unterrichten, ist unter dem Namen der freien (d. h. staatlich unabhängigen und vom Staat nicht anerkannten) Waldorf-Schule in Stuttgart gegründet worden. Nach Stuttgart gehört auch das von Dr. med. Palmer geleitete „klinisch-therapeutische Institut" mit dem neuerrichteten Pharmazeutischen Laboratorium; in diesem Laboratorium sollen eigenartige, zum Teil „individuelle" Heilmittel hergestellt werden. Auf wirtschaftlichem Gebiet sind entstanden: die Treuhandgesellschaft des Goetheanum (in Stuttgart); die Verwaltungsgesellschaft des Goetheanum (in Dornach); die Aktiengesellschaft „Der kommende Tag" (in Stuttgart); die Aktiengesellschaft „Futurum" (in Dornach). Im Anschluß an Dr. Steiners „Aufruf an die Kulturwelt" und seine in den „Kernpunkten der sozialen Frage" niedergelegten Pläne hat sich ein „Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus" gebildet, der in allen europäischen Ländern, sogar in Island, einzelne Vertreter oder Gruppen besitzt; es handelt sich in der Hauptsache darum, die ganze geistige Kultur aus dem staatlichen Verbande zu lösen und sie der anthroposophischen Weltanschauung zu unterwerfen. Von dem Schweizer Bund für Dreigliederung wird in freien Abständen eine Zeitschrift „Soziale Zukunft" herausgegeben, von dem deutschen Bund eine wöchentlich erscheinende Zeitung. Der seit langen Jahren in Berlin tätige „Philosophisch-anthroposophische Verlag" beliefert den Büchermarkt, Vorträge sorgen allerorten für die Ausbreitung der Bewegung, selbst eine umherziehende Schauspielergesellschaft treibt mit Mysterienspielen Propaganda für die Anthroposophie.

Diese Aufzählung gibt einen Begriff von dem Umfang der Organisation. Was an treibenden Gedanken dahintersteht, läßt sich hier nur andeuten. Ich verweise deshalb wenigstens auf zwei Hauptwerke Steiners: „Die Geheimwissenschaft im Umriß" und „Wie erlangt man Erkenntnisse höherer Welten?", sowie auf den von Rittelmeyer herausgegebenen Sammelband „Vom Lebenswerk Rudolf Steiners". Kritische Darlegungen findet man in Schriften von Traub, Leese, Brahn und in meinem Buch „Vom Jenseits der Seele".

Es handelt sich zunächst um die Schulung, die zur Erkenntnis der übersinnlichen Welten führt. In der „Vorbereitung" lernt der Schüler, sich in die Lebendigkeit und in den geistigen Gehalt der Dinge einfühlen, in der „Erleuchtung" lernt er, Hellseherorgane oder Geistesaugen in sich entwickeln. Zur Erleuchtung gehören Konzentration und Meditation. Bei der Konzentration sammelt der Geheimforscher alle seine Gedankenkräfte auf ein inneres Bild und sucht es möglichst lange festzuhalten; bei der Meditation läßt er aus sich emporsteigen, was in unbewußten Tiefen webt. Hierbei bemerkt er nun, daß an gewissen Stellen (z. B. Nasenwurzel, Kehlkopf) Spannungen auftreten, die sich später als Bewegungen unsichtbarer strahlenförmiger Organe herausstellen, der sogenannten Lotosblumen oder Räder. Diese Organe sind mit bestimmten seelischen Vorgängen so verbunden, daß die letzteren dorthin verlegt, dadurch verstärkt und beherrscht werden. Schließlich setzen sie sich zu einem Organismus zusammen, dem Ätherleib, dessen man sich durch bloße Aufmerksamkeit vergewissern kann. Allmählich lernt man den Ätherleib regieren. Er bleibt zwar im physischen Leib, aber er wird lockerer, wie ein Schwert in der Scheide locker werden kann. — Zur Kritik sei bemerkt, daß die erwähnten Spannungsempfindungen eine Tatsache sind, die Erklärung durch einen verborgenen feinen Leib aber auf eine in der Wissenschaft überwundene Stufe des Denkens zurückfällt.

Neben der Methode ist der zweite Hauptpunkt das Weltbild der Anthroposophie. Alles, was in unsrer Wirklichkeit geschieht, wird bewirkt durch Einflüsse aus übersinnlichen Welten, in denen höhere Wesenheiten tätig sind. Diese „Hierarchien", im Geiste eins mit der Gottheit, reißen die Menschheit stufenweise mehr oder weniger mit sich empor. Die Entwicklung vollzieht sich in vier Verkörperungen unsres Planeten; zwischen ihnen liegen Weltennächte. Die erste Verkörperung, die noch jetzt vorhanden, aber durch den „Hüter der Schwelle" verdeckt ist, soll eine Welt sein, in der es weder Licht noch Ton, weder Raum noch Zeit gibt, wohl aber Geister des Willens, die aus Mut bestehen und dem Hellseher ebenso wirklich sind wie die Menschen aus Fleisch und Knochen. — Schon dieser Ansatz der anthroposophischen Kosmogonie zeigt, daß die „geistige" Welt weder aus eigenartigen Inhalten noch mit neuen Begriffsformen aufgebaut wird. Es werden nur bekannte Gegenstände — reale wie ideale — so verschoben und verzerrt, daß alles anders ausschaut als in der Erfahrungswirklichkeit. Die tollsten Zumutungen an die Auffassungskraft ergeben sich auf diese Weise. „Mut" ist der landläufige Ausdruck für etwas psychologisch sehr Zusammengesetztes und Wechselndes, „Wille" desgleichen: Was sollen wir uns nur hier unter diesen Ausdrücken vorstellen? Wie können „Wesenheiten" aus nur *einer* seelischen Richtung, also ohne die der Persönlichkeit unentbehrliche Mannigfaltigkeit des Seelischen, bestehen? Herr Dr. Steiner sagt einfach: Es ist so.

Er behauptet ferner, aus seinen hellseherischen „Forschungen" eine neue Naturwissenschaft und Medizin gewinnen zu können. Während unsere Naturwissenschaft annimmt, daß die Sinnesempfindungen von Bewegungsvorgängen abhängen, die selber ein Letztes darstellen, lehrt Steiner ein hinter den Schwingungen verborgenes Etwas, das in den beiden nebeneinander laufenden Formen der Bewegung und der Empfindung zum Ausdruck kommt. Es gibt beispielsweise ein „Licht an sich", das im Äther Schwingungen, in der Seele Gesichtsempfindungen hervorruft. Verwandt hiermit ist die Behauptung, daß den einzelnen Gegenständen derselben Gattung, etwa den Bäumen, eine Idee, die des Baumes, zugrunde liegt, und daß diese Idee ebenso naturwirklich ist wie das Einzelding. — Wir haben gegen solche von Plato und Schelling übernommene Spekulationen nichts einzuwenden. Wenn sie sich aber als Wissenschaft geben, dann verlangen wir, daß sie sich an der Lösung bestimmter Probleme bewähren, und hilft die Vorstellung eines „kosmischen Lichtes an sich" unsrer Optik, die gewiß schätzenswerte Erfolge aufweisen kann, zu neuen Siegen, so werden wir sie mit Freuden begrüßen. Vorläufig ist davon noch keine Rede.

Die Anthroposophie im ganzen erscheint nur als eine in primitiven Vorstellungen wurzelnde Vermengung religionsphilosophischer und metaphysischer Bestrebungen mit wissenschaftlichen und sozialen Ansprüchen. Sie ist weder Tatsachenforschung noch ehrliches Denken, vielmehr ein Blendwerk, dem leider viele unsrer Zeit- und Volksgenossen zum Opfer fallen.

Die Hungerkatastrophe in Rußland.

Von General a. D. Brose.

In einem Lande wie Rußland, wo der größte Teil der Bevölkerung sich vom Ackerbau ernährt, dessen Flächen sich über 35 Breitengrade mit den größten klimatischen Unterschieden erstrecken, werden immer einzelne Teile unter Mißwachs mehr oder weniger zu leiden haben. In den letzten 30 Jahren hat das Zarenreich mehrere Male schwer unter Mißernten gelitten, vermochte deren Folgen aber verhältnismäßig leicht zu überstehen, weil Vorräte aus früheren Ernten zur Verfügung standen, die den leidenden Provinzen zugeführt werden konnten. Die politischen Umwälzungen der letzten Jahre haben aber das Bild gänzlich verändert. Die Enteignung des Großgrundbesitzes und die Verteilung ungeheurer Ländereien unter das arbeitende Volk haben die Produktion landwirtschaftlicher Erzeugnisse an Korn und Vieh in einem Grade verringert, daß heute selbst in guten Jahren der Bedarf nur gerade gedeckt werden konnte, ja, die städtische Bevölkerung schon vielfach Not leiden mußte. Der bisher auf kleiner Scholle arbeitende Bauer war gar nicht imstande, die ihm zugefallenen großen Landstrecken zu beackern; es fehlte an Vieh, Ackergerät und Arbeitern, und die bekannte Indolenz des russischen Muschiks ließ ihn auch nicht mehr arbeiten, als er gerade für den eigenen Bedarf nötig hatte. Wer mehr hatte, dem nahmen ja die Kommissare der Regierung den Überschuß einfach fort. Der Bolschewismus wollte die Landbevölkerung durch die Aufteilung des Großgrundbesitzes für sich gewinnen, hatte aber nicht bedacht, daß er damit Rußlands größten Reichtum vernichten würde. So kam es, daß heute nur etwa der vierte Teil der früheren Anbaufläche bebaut und von diesem auch höchstens der halbe Ertrag erwartet werden konnte. Die außergewöhnliche Dürre dieses Sommers hat auf einem Gebiet, das mehr als doppelt so groß ist wie das heutige Deutsche Reich, und das über 20 Millionen Bewohner zählt, die Feldfrüchte ganz oder doch zum größten Teile vernichtet und Menschen und Vieh dem Hunger preisgegeben. Von den Hängen des nördlichen Ural bis zum Fuße des Kaukasus und bis ans Schwarze Meer erstreckt sich ein Notstandsgebiet, das jeder Beschreibung spottet. Ganz besonders traurig liegen die Verhältnisse an der Wolga, wo bei Saratow blühende deutsche Kolonien waren, deren fleißige Bewohner heute von Gras und Baumrinde ihr Leben fristen, und für die Rattenfleisch ein seltener Leckerbissen geworden ist. Die Ärmsten veräußern ihren Besitz um jeden Preis, um das Land zu verlassen. Eine Welle von Hunderttausenden halb verhungerter Menschen wälzt sich von Osten nach Westen, auf ihrem Wege, wie ein Heuschreckenschwarm, alles vernichtend. Wo werden diese Massen zum Stehen kommen? Die ihnen entgegengestellten Truppen wurden einfach mit fortgerissen, und heute sind die hungernden Scharen bereits bis in die Ukraine vorgedrungen und ziehen dort raubend und plündernd von Ort zu Ort. Und mit ihnen wandern Ruhr, Cholera und Pest und raffen dahin, was der Hunger verschont hat. Einer solchen Katastrophe gegenüber ist natürlich die Regierung machtlos. Menschenpflicht ist es für die ganze Welt, hier mit allen Kräften Hilfe zu leisten. Eine internationale Hilfsaktion unter Leitung *Fridtjof Nansens* und des Amerikaners *Hoover* hat ihre Tätigkeit bereits begonnen, stößt aber bei der Sowjetregierung auf Schwierigkeiten. Diese widerstrebt einer Kontrolle durch Ausländer, wohl weil sie zu einer geregelten Verteilung der Lieferungen nicht die Macht hat und auch zuerst an ihre politische Gefolgschaft denkt. Bei dem Mangel jeglicher Organisation und dem fast gänzlichen Versagen aller Verkehrsmittel muß sich das Hilfswerk natürlich außerordentlich schwierig gestalten. Es wird, wenn auch nur teilweise, nur dann gelingen können, wenn eine starke Hand im Besitze weitestgehender Vollmachten die Leitung behält. Deutschland, das selbst Not leidet, kann mit Nahrungsmitteln nicht helfen. Es hat ein Schiff mit Ärzten und Arzneimitteln zur Bekämpfung der Epidemien entsandt und Geldsammlungen in die Wege geleitet. Amerikanische Schiffe mit Lebensmitteln sind bereits in Reval eingetroffen; die Transporte wurden aber schon beim Übergang über die estnisch-russische Grenze von den roten Truppen ausgeplündert. Bis ausreichende Hilfe in das wirkliche Notstandsgebiet kommt, werden gewaltige Anstrengungen notwendig sein. Auch gilt es, nicht nur der augenblicklichen Not zu steuern. Wenn es nicht gelingt, in allernächster Zeit Saatkorn in genügender Menge zur Verteilung zu bringen, dann würde das Unglück im nächsten Jahre einen noch weit größeren Umfang annehmen. Daß mit dieser wirtschaftlichen Katastrophe auch eine politische Umwälzung droht, ist sehr wahrscheinlich. Der Hunger kann dem bolschewistischen System das Todesurteil sprechen. Jedenfalls steht der Moskauer Regierung eine Zeit schwerster Kämpfe bevor, die mit elementarer Gewalt hereinzubrechen drohen. Das heutige Rußland bleibt für das westliche Europa auch ferner ein sehr gefährlicher politischer Ansteckungsherd. Polen und die baltischen Randstaaten sind in erster Linie gefährdet. Werden sie stark genug sein, der über sie hereinbrechenden Flut zur Verzweiflung getriebener Menschen einen Damm entgegenzusetzen? (Siehe hierzu auch den Beitrag „Die Ödemkrankheit" auf Seite 322.)

Ein neuer Kraftwagen.

Während die Flugzeugkonstrukteure längst gewohnt sind, ihren Bauten die Formen geringsten Luftwiderstandes zu geben, und auch die Konstrukteure von Wasserfahrzeugen den Schiffskörpern Formen verleihen, die ein glattes Abfließen der Wasserstromlinien unter tunlichster Vermeidung eines Sogs hinter dem Schiffe veranlassen, ist beim Kraftfahrzeug auch heute noch ganz allgemein die ungünstige Form üblich, die sich während der Anfänge der Automobiltechnik zu Beginn des Jahrhunderts entwickelte. Versuche, die ungeeignete Wagenform durch eine bessere bootartige zu ersetzen, liegen zwar seit Jahren vor, aber bis jetzt hatte kein Konstrukteur den richtigen Grundgedanken auch richtig zu Ende gedacht. Von Grund auf und bis zum Ende folgerichtig wurde das Problem jetzt von dem bekannten Flugzeugkonstrukteur E. *Rumpler* gelöst, und die jetzige Berliner Automobilausstellung bringt die ersten Wagen dieses neuen Typs.

Zunächst war die Form des geringsten Luftwiderstandes zu finden. Wir sind geneigt, uns diese Form vor allen Dingen als vorn möglichst spitz vorzustellen. Das ist aber verkehrt, wie uns in der Natur der fallende Wassertropfen zeigt. Er stellt sich automatisch auf den geringsten Luftwiderstand ein, und die Form dieses Tropfens ist bekanntlich auf der vorderen Seite der Bewegungsrichtung rundlich gewölbt, auf der hinteren spitz und schnittig ausgezogen. Diese Form war also dem neuen Wagen zu geben, den unsere erste Ansicht von vorn, die zweite von hinten und die dritte in der Seitenansicht darstellt. Gerade durch diese hintere Spitze, die der Laienverstand vorn vermuten möchte, wird ein wirbelloses Zusammenfließen der Luftströmungen erzwungen. Weiter sind nun aber auch die Kotflügel auf die Formen geringsten Luftwiderstandes gebracht, und Werkzeugkästen sowie Reservepneumatiks befinden sich im Inneren der Tropfenform in besonderen Aussparungen. Die Formgebung allein ist zweifellos bemerkenswert, aber sie hat nun weiterhin auch zu einer revolutionären Umgestaltung der ganzen Maschinenanlage geführt.





Links: Vorderansicht. Mitte: Seitenansicht. Rechts: Rückansicht.

Ein neuer Autotyp: Der auf der Berliner Automobil-Ausstellung ausgestellte neue Kraftwagen der Rumpler-Werke A.-G. in Berlin-Johannisthal.

(Siehe hierzu den Aufsatz „Ein neuer Kraftwagen“ auf S. 304.)










Von der Eröffnung der neuen Auto-Rennstraße in Berlin-Grunewald: Die Sieger in den Rennen am 24. und 25. September.

Oben links: Der Sieger im Eröffnungsrennen am 24. September, Fritz v. Opel auf Opel 8/24, der 7 Runden = 140 km in 1 Std. 4 Min. 23 Sek. fuhr. Oben Mitte: Der Sieger im dritten Rennen am 24. September, Franz Hörner auf Benz 10/30, der 8 Runden = 160 km in 1:09:57 zurücklegte. Oben rechts: Der Sieger im ersten Rennen am 25. September, Otto Philipp auf Aga 6/20 (6 Runden — 120 km in 1:03:23). Unten links: Der Sieger im zweiten Rennen am 25. September, Direktor Dunlop auf Dinos 8/35 (7 Runden = 140 km in 1:17:14). Unten rechts: Der Sieger im dritten Rennen am 25. September, Riecken auf N. A. G. 9/75 (8 Runden — 160 km in 1:09:33).




Auf den Weitertransport wartende Flüchtlinge kochen sich, am Lagerfeuer kauernd, eine Mahlzeit. Die gesamte Bevölkerung eines kleinen Ortes bei Samara auf der Flucht.

Aus dem russischen Hungergebiet an der Wolga. (Siehe hierzu den Aufsatz „Die Hungerkatastrophe in Rußland“ auf Seite 304.)



Modernes Wollrips-Nachmittagskleid mit langer Taille und längerem Rock. Bemerkenswert ist die neue symmetrische weiße Stickerei. Origineller Pannehut. Kleid: Schoßtal & Ladrer, Wien. Hut: Gaby. Modesonderaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.



Schwarzes Abendkleid aus französischen Spitzen mit Korallen und Perlen. Modell: Richter, Berlin. (Hofphot. Ernst Sandau, Berlin.)



Abendkleid aus lila Chiffon mit Paillettestreifen und zipfligen Überteilen. Modell: Marbach, Berlin. (Hofphot. Ernst Sandau, Berlin.)



Kurzärmliges Abendkleid aus altrosa Taft mit gebogtem Falbelrock. Modenschau Maaßen, Berlin. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Grauer Velours-de-laine-Mantel mit breiten weiten Sealmanschetten. Mantel: Modellhaus Schoßtal & Ladrer, Wien. Schwarzer Duvetinehut: Gaby. Modesonderaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.

Die Mode des Herbstes.

(Siehe hierzu den Aufsatz in der Beilage auf Seite 323.)

Bei dem alten Kraftwagen befindet sich ganz vorn der Kühler, hinter diesem der Motor, dann folgen die Spritzwand und der Sitz für den Chauffeur. Nach hinten zu entwickelt sich die Anordnung derart weiter, daß die Passagiere gerade über der Hinterachse sitzen und die Stöße dieser schweren ungefederten Achse aus erster Hand bekommen. Bei dem neuen Rumplerwagen sitzt vorn nur der Chauffeur. Es folgen in dem Teile zwischen den beiden Achsen, der erfahrungsgemäß der stoßfreieste ist, die Plätze für die Passagiere. Dann befinden sich in dem schiffsartigen Hinterteil blockartig zusammengebaut der Motor, das Geschwindigkeitsgetriebe und das Differentialgetriebe. Man hat also den Vorteil, die ganze maschinelle Einrichtung en bloc einzusetzen, während bei den heutigen Kraftfahrzeugen die einzelnen Teile sich über die ganze Länge des Wagenuntergestelles verteilen und einzeln auf dieser stets federnden Unterlage montiert werden müssen, so daß es in den Kraftübertragungsorganen ständig schädliche Hemmungen und Klemmungen gibt. Beim neuen Wagen befindet sich die Kraftquelle, der Motorblock, unmittelbar bei der Stelle des Kraftverbrauches, der Hinterradachse. Dem Motor folgen dort der Kühler und der Auspufftopf. Aber auch die Hinterradachse ist grundsätzlich umgestaltet. Sie ist nicht, wie bei den bisherigen Wagen, ihrer ganzen Länge nach starr, sondern ihre rechte und linke Hälfte können um das unmittelbar mit dem Motorblock verbundene Differentialgetriebe wie die Schwingen eines Vogels auf- und niederklappen. Fährt also das Fahrzeug mit dem rechten Hinterrad über einen Stein, so wird dies Rad mit seiner Achsenhälfte entsprechend hochgeworfen und schwingt um die Achsenmitte, während die gefederte Wagenmasse von dem Stoß nur unbedeutend beeinflußt wird. So hat es sich in der Tat gezeigt, daß man in dem neuen Wagen auch bei schneller Fahrt bequem schreiben kann, und die Fahrt erfolgt in überraschender Weise stoß- und erschütterungsfrei. Wir haben hier auf einmal eine Fülle überraschender, aber gut durchdachter und wohlbegründeter Neuerungen, die in der Praxis zweifellos gute Bewährung finden werden. Der Konstrukteur, dessen Name dem großen Publikum hauptsächlich durch die Rumpler-Tauben bekannt wurde, ist ja kein Neuling auf dem Gebiete des Autobaues, sondern hatte bereits vor 15 Jahren hervorragende Wagen konstruiert. Für uns Deutsche ist es erfreulich, daß diese Neuerscheinung bei uns geschaffen wurde, während die Automobilausstellungen in Paris und London nach dem Kriege gar keine bemerkenswerten Neuschöpfungen brachten.

Hans Dominik.



Herbert Eulenbergs Schauspiel „Alles um Geld" im Schloßparktheater zu Berlin-Steglitz: Szene aus dem III. Akt; Gläubigerversammlung (Inszenierung: Eduard Suhr). (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Friedrich Hebbels Trauerspiel „Herodes und Mariamne" im Berliner Deutschen Theater: Agnes Straub als Mariamne und Werner Krauß als Herodes. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

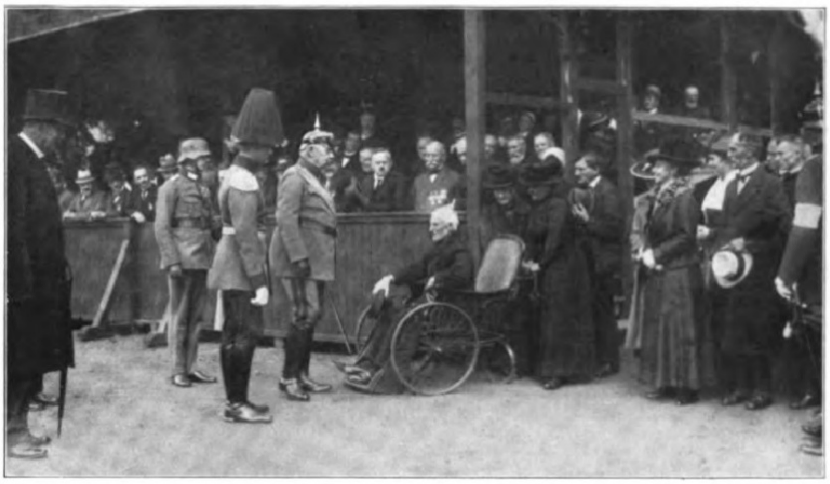


Zur erfolgreichen Uraufführung von Franz Lehárs Operette „Die Tangokönigin" im Wiener Apollo-Theater: Der Komponist mit den Hauptdarstellern und -darstellerinnen. Sonderaufnahme für die Leipziger „Illustr. Ztg.": Claire Patek durch Franz Löwy. Von links nach rechts: Josef König, Olga Bartos-Trau, Franz Lehár, Ida Rußka, Robert Nästelberger.

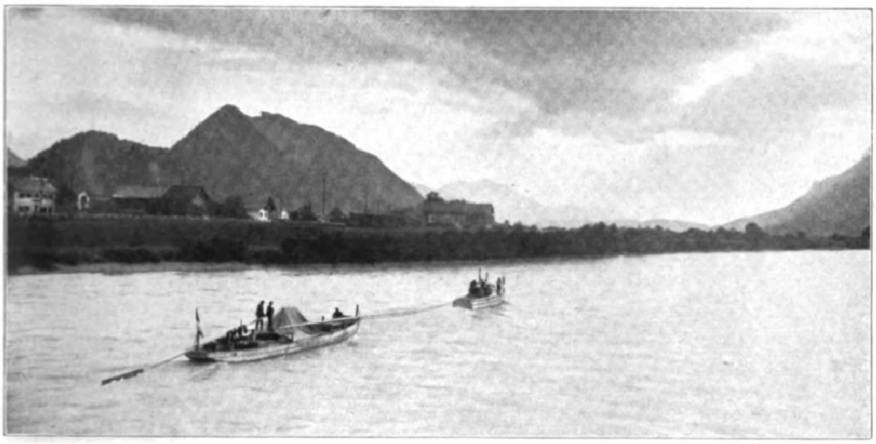


Szene aus Gerhart Hauptmanns Lustspiel „Die Jungfern vom Bischofsberg" in der Neueinstudierung der Berliner Kammerspiele. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.) Von links nach rechts: Roma Bahn, Olly Boeheim, Hans Brausewetter.





Vom Regimentsappell der Angehörigen des ehemaligen Infanterieregiments Nr. 91 in Oldenburg i. O.: Generalfeldmarschall v. Hindenburg im Gespräch mit einem Veteranen. (Hofphot. Jean Bapt. Feilner, Oldenburg i. O.)
Nebenstehend: Der Siegfriedbrunnen auf dem Rathausplatz in Worms, das letzte Werk Adolf Hildebrands, eine Stiftung des Freiherrn Dr. h. c. Cornelius v. Heyl zu Herrnsheim. (Hofphot. Christian Herbst, Worms a. Rh.)



Eine Motorbootfahrt von Wien über Passau nach Innsbruck: Die „Romana“ passiert mit dem angehängten Schleppboot das Oberinntal zwischen Rosenheim und Kufstein.

Die Fahrt wurde von Mitgliedern des Tiroler Seemannsverbandes in Innsbruck unternommen. Ab Rosenheim ist der reißende Innfluß noch nie bis Innsbruck befahren worden.



Das jüngst auf der Hakenterrasse in Stettin aufgestellte Denkmal von Prof. Ludwig Manzel in Berlin-Charlottenburg, eine Stiftung des Konsuls Kisker in Stettin. Es stellt den Kampf eines Menschen mit einem Kentauren dar.



Graf Hugo v. Lerchenfeld-Köfering,

der neue bayrische Ministerpräsident, seither Bevollmächtigter der Reichsregierung in Darmstadt.





Dr. phil. et theol. Christ. Schreiber,

der neue Bischof von Meißen, bisher Professor der Theologie und Regens am Priesterseminar in Fulda.



Geh. Kommerzienrat Seligmann,

der Nestor der deutschen Gummiindustrie, seit 46 Jahren an der Spitze der weltbekannten Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha Compagnie in Hannover tätig, die am 8. Oktober ihr 50jähriges Bestehen feiert.

Zur Errichtung eines Heldenordens in Ungarn: Feldmesse anläßlich des feierlichen Heldenschlages. (Fotoripost, Budapest.)

Der ungarische Staat hat die Kriegsteilnehmer, die die schweren Feldzüge mit Auszeichnung mitgemacht haben, in vorbildlicher Weise belohnt. Die Art der Belohnung ist die Idee des Reichsverwesers Nikolaus v. Horthy, der die besitzende Klasse aufforderte, Grund und Boden sowie Wirtschaftsinventar an die Helden zu schenken und seinen Plan verwirklichen zu helfen. Von echtem vaterländischen Gefühl geleitet, kamen viele Reiche dieser Aufforderung bereitwillig nach, und so entstand die Möglichkeit, die Heldeninstitution ins Leben zu rufen. Sie vereinigt gleichmäßig Aristokraten und Bürgerliche, Bauern und Arbeiter, die Beweise hervorragender Tapferkeit und unverfälschten Nationalgefühls geliefert haben, ist also eine durchaus demokratische Einrichtung. Die Heldeninstitution gibt denen, die sich im Kriege am meisten ausgezeichnet haben, „Heldengründe“ in solcher Größe unentgeltlich zum Eigentum, daß ihre Besitzer ihr sicheres Auskommen finden und auch ein gewisses Ansehen in ihrer Gemeinde genießen können, und reiht sie in eine Organisation, in den Heldenorden, mit besonderen Rechten und Pflichten ein. Als Recht steht den Mitgliedern zu, das ehrende Wörtchen „Held“ vor ihrem Namen zu führen; ihre Pflicht ist es in erster Linie, den Heldengrund in wohlverstandenem Staatsinteresse nutzbringendst zu bewirtschaften und das Nationalgefühl zu pflegen und zu mehren. Mit Rücksicht auf die große Zerstreuung der Heldengründe im ganzen Lande baut sich die Heldeninstitution auf die Komitatsorganisation auf. Die einzelnen Amtsstellen des Heldenordens werden durch Wahl besetzt. Die in ein und demselben Komitate lebenden Helden stehen unter der Direktion des Komitatsheldensitzes. Ihr höchster Vorgesetzter ist der Kapitän der Helden, derzeit der Reichsverweser Nikolaus v. Horthy. Da die Heldeninstitution auch gleichzeitig mit dem Zwecke der Rasseverbesserung ins Leben gerufen wurde, spielt bei der Feststellung der Eignung zum Helden der Gesundheitszustand des Auszuwählenden eine große Rolle. Die Heirat wird daher den Helden zur Pflicht gemacht, sie ist jedoch an die Bedingung geknüpft, daß die zu erwählende Heldengattin eine vollkommen gesunde Person sei. Der vollkommene Ausbau der Heldeninstitution kann natürlich erst nach Jahren erwartet werden. Im Rahmen einer erhebenden Feier legten vor kurzem die ersten Mitglieder des Heldenordens dem Reichsverweser Nikolaus v. Horthy den Eid ab. Nach der Eidesleistung nahm der Großmeister des Heldenordens den Akt des Heldenschlages vor.



Direktor Willy Tischbein,

seit 1. Juli 1905 Direktor der „Continental“ in Hannover, eines der größten deutschen industriellen Unternehmen, dessen Erzeugnisse Weltruf genießen. Direktor Tischbein war vorher ein bekannter Sportsmann.



Sonntagsspaziergang. Nach einem Gemälde von Carl Spitzweg. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Der Spaziergang.

Von

Dr. Valerian Tornius.



Der Spaziergang. Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer.



Spaziergang. Nach einem Gemälde von Matthias Scheits (1640—1700). (Kunsthalle, Hamburg.)

Der Spaziergang ist das seltsamste Gemisch von Müßiggang, Geselligkeit, körperlichem und geistigem Behagen. Mag sich die Menschheit in ihrem Charakter noch so sehr wandeln, sie wird nie von dieser fest eingewurzelten, mit so angenehmer und zugleich zwangloser Zerstreuung verbundenen Gepflogenheit sich trennen. Und warum auch, schwebt doch über dem Spaziergang ein solcher Hauch von Poesie, wie ihn kaum eine andere menschliche Gewohnheit hat. Es ist nicht das bloße Lustwandeln durch Wald und Flur, das ihm seinen Reiz verleiht, es ist vor allem die Loslösung vom Tagewerk, das Gefühl der Bewegungsfreiheit für Körper und Geist. Denn es gibt ja auch einsame Spaziergänge, bei denen gewissermaßen mit den Beinen gleichzeitig Verstand und Phantasie spazierengehen. Wie herrlich hat Schiller in seiner wunderbaren Elegie „Der Spaziergang" die Freuden des einsamen Wanderns geschildert und aus der Zwiesprache mit der Natur ein phantasievolles Kulturgemälde entstehen lassen! Aber zu solchen philosophischen Spaziergängen in stiller Abgeschiedenheit neigen doch nur die Gelehrten und Dichter. Der Durchschnittsmensch liebt das Lustwandeln in Gesellschaft. Er möchte sich zerstreuen, möchte die Lust und Wonne seines Freiheitsgefühls mit andern teilen und — genießen. Wie er das tut, zeigt uns der „Osterspaziergang" im „Faust". So wie diese äußerlich dem Mittelalter angehörenden, aber im Wesen ewige Menschheitstypen verkörpernden Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen aus der Gassen staubigen Engen strömen und durch das Stadttor zur Lenzesfeier eilen, so tummelt sich noch heute das Volk an Sonn- und Feiertagen. Immer wird es Handwerksburschen geben, die in der Muße des Stilleliegens ihre Sinne darauf richten, wo sie die schönsten Mädchen und das beste Bier finden; immer wird sich das Lebensinteresse sonntäglich geputzter Mägde um den zarten Punkt der Liebe drehen; immer werden den Studiosen zum Karessieren und zu tollen Streichen geneigt sein; und immer wird der brave Bürgersmann seine Sorgen um Politik, Obrigkeit und Steuern dem Nachbarn anvertrauen. Es hat sich nichts in dieser Beziehung geändert. Und ob wir Spaziergangsschilderungen von holländischen Genremalern, von Schwind, Spitzweg oder irgendeinem lebenden Künstler betrachten, Stimmung und Menschen bleiben stets die gleichen, nur das Kostüm wechselt.

Ja, auch dort, wo an Stelle der Geselligkeit der Zauber der Liebe tritt, sind die Abweichungen in der Gestaltung des Themas nicht groß. Man denkt an die unzähligen lustwandelnden Liebespaare, die seit dem „Mittelalterlichen Hausbuch" in Holzschnitten, Kupferstichen und Gemälden verewigt wurden. Man denkt an schlanke Minneköniginnen, die, einen Falken auf dem Arm, an der Seite ihres ritterlichen Begleiters die Schönheit eines Frühlingstages genießen, oder an üppige junonische Frauen in schleppenden Barockgewändern, die im schattigen Waldesdunkel die leidenschaftlichen Huldigungen ihres Galans entgegennehmen, oder an die Promenaden von Watteaus scharmanten Mondänen und gesprächigen Kavalieren, die den Flirt als Lebensaufgabe pflegen, oder an schüchterne Biedermeierjungfrauen, die in verschwiegenen Parkwinkeln mit niedergeschlagenen Augen und errötenden Wangen den Geständnissen heiratslustiger Jünglinge lauschen. Und man denkt auch an jenes berühmte Dürersche Liebespaar, hinter dessen Rücken die Fratze des Todes grinst. Scheint es nicht, als wandle Faust dort mit Gretchen, und als künde sich in ihrem Gefolge Gretchens Verhängnis an? Wunderbar ist hier die Stimmung erfaßt: die ins Weite sich verlierende Landschaft, der nackte Baumstamm mit seinem grausigen Gast und das im Vordergrunde dahinschreitende Paar. Aber es liegt ein düsterer Stimmungsakkord über diesem Spaziergang. Und das ist ein fremder Ton. Denn in Spaziergangsbilder webt zumeist die Lebenslust ihre anmutige Poesie.



Sonntagmorgen im Frühling. Nach einem Gemälde von Viktor Paul Mohn. (Nationalgalerie, Berlin.)



Der Spaziergang. Nach einem Gemälde von Moritz v. Schwind.



Papageienallee. Nach einem Gemälde von Max Liebermann. Mit Genehmigung von Paul Cassirers Verlag in Berlin.

Atelierbesuch.

Nach einem Gemälde von René Reinicke.

Aus der diesjährigen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast.



Golf.



Schlag mit dem Eisen.



In Schwierigkeiten.

Über das unter dem Namen „Golf" verbreitete Rasenspiel herrschen vielfach noch durchaus irrige Ansichten. Jedermann hat davon gehört, die wenigsten haben eine richtige Vorstellung davon. Die einen glauben, es würde zu Pferde gespielt, und verwechseln es mit Polo, andere, man müßte dabei hinter einem Ball herlaufen, und denken an Hockey. Nichts von alledem, man braucht dazu keine Pferde, und man läuft nicht; man geht in aller Ruhe auf einem großen Rasenplatz und braucht sich dabei gar nicht zu übereilen, und doch ist es ein sehr ernsthafter und spannender Sport, der große Anforderungen an körperliche Gewandtheit und Ausdauer stellt, von jung und alt und beiden Geschlechtern mit gleichem Eifer getrieben wird und seine Anhänger mit nie erlahmender Begeisterung fesselt. Dabei ist es ein äußerst gesundes Spiel, bietet gehörige Ausarbeitung des Körpers ohne zu große Ermüdung, kann bei fast jeder Witterung ausgeübt werden auf großen freien Rasenplätzen, in guter Luft, fern von der unmittelbaren Nähe der Großstadt. Seine Heimat ist die Küste der See, besonders Schottlands, wo es sich schon viele Jahrhunderte eingebürgert hat. Vor etwa 30 Jahren nahm es dann einen ungeahnten Siegeslauf über die ganze Erde, und jetzt gibt es kein Land mehr, in dem überhaupt Interesse für Sport zu finden, wo es nicht vertreten ist. Bei uns ist Golf leider noch viel zu selten anzutreffen. Nur einige große Städte und wenige Badeorte haben einen Golfplatz, im ganzen kaum 20 Plätze, während in England weit über 1000 und in Amerika sogar fast 2000 Klubs existieren. Die größte Schwierigkeit beruht wohl darin, daß es nicht ganz einfach ist, in der Nähe einer großen Stadt ein genügend ausgedehntes, immer leicht zu erreichendes Terrain zu finden, auch, daß die erste Anlage ziemlich kostspielig und umständlich ist, und daß sich erst eine größere Zahl von Enthusiasten zusammenfinden muß, um den ersten Anstoß zu geben. Aber wenn auch die Zeiten nicht sehr günstig sind, aufzuhalten ist die Bewegung nicht mehr.

Eine kurze Beschreibung der Idee des Spiels ist einfach, eine Würdigung seiner großen Reize trotz der scheinbaren Einfachheit nicht in wenigen Worten möglich, das muß die Praxis lehren. Es kommt beim Golf darauf an, den Spielball von einer gegebenen Stelle aus mit möglichst wenigen Schlägen nach einem Ziel zu schlagen. Einige Bilder mögen das Verständnis erleichtern. Das eine Bild zeigt den Anfang einer Partie, die diesmal aus vier Spielern zusammengesetzt ist. Der Herr im Vordergrund hat seinen Ball auf den Abschlagsplatz hingelegt und ist gerade im Begriff, den ersten Schlag auszuführen, während die übrigen drei Spieler, d. h. seine Mitspielerin und die beiden Gegner, interessiert den Erfolg abwarten. Bei diesem ersten Schlag, durch den der Ball ins Spiel eingeführt wird, kommt es gewöhnlich darauf an, den Ball möglichst weit in der Richtung des in der Ferne sichtbaren und durch eine kleine Flagge gekennzeichneten Zieles zu befördern. Die Entfernung des Abschlagsplatzes vom Ziel ist nämlich nicht jedesmal dieselbe, sondern es sind auf dem großen Golfplatz mehrere derartige Strecken verteilt, und zwar 9 oder 18, je nachdem, ob wir einen großen, vollständigen Platz für 18 oder einen kleineren, der nur für 9 derartige bei der Anlage des Platzes festgelegte Strecken Raum bietet, vor uns haben. In der Golfsprache nennt man eine solche Strecke ein „Loch", weil nämlich das Ziel aus einem kleinen, im Boden versenkten Loch besteht, in dessen Mitte eben die Zielflagge angebracht ist, und in das der Ball hineingespielt wird. Die Länge dieser „Löcher" ist, wie gesagt, verschieden und schwankt etwa zwischen 100 und 400 m. Ist die Entfernung vom Abschlag zum Ziel, eben die Länge des „Loches", nur kurz, sagen wir 150 m, so gelingt es dem Spieler, seinen Ball gleich mit dem ersten Schlag bis in die Nähe des Ziels zu bringen; ist sie länger, so braucht er dazu mehrere Schläge von verschiedener Flugweite, und die Hauptkunst besteht darin, die Länge dieser beabsichtigten Flugbahn richtig zu schätzen und den Spielball so in der Gewalt zu haben, daß er in der beabsichtigten Richtung weder zu weit noch zu kurz fliegt.



Auf dem Abschlagsplatz.



Annäherungsschlag.

Dazu bedarf er eine Anzahl verschieden geformter Schläger, die ihm der Bequemlichkeit halber ein Träger, ein Junge oder ein kleines Mädel, wie auch auf unserem Bild zu sehen, in einem sackartigen Futteral nachträgt. Nehmen wir an, die Entfernung zum Ziel, mit anderen Worten, die Länge des „Loches", sei diesmal mehrere hundert Meter. Der Spieler wird sich also bemühen, möglichst weit in der Richtung der Zielflagge zu schlagen. Dieser erste Schlag, wegen der Art des Instruments, mit dem er ausgeführt wird, „Treiberschlag" genannt, der sich also im Lauf des Spieles unter denselben Bedingungen wiederholt, je nachdem, wie viele „Löcher" man zu spielen beabsichtigt, ist der Schlag, der dem erfahrenen Spieler die größte Befriedigung gewährt und dem Anfänger am meisten Kopfzerbrechen macht. Es erscheint dem unkundigen Zuschauer fast kindisch, worin das Vergnügen und die Kunst bestehen soll, einen kleinen weißen Ball, den man sich vorher zurechtgelegt hat, mit einem keulenartigen Schläger fortzuschlagen, und doch ist es eine unbestrittene Tatsache, daß es im ganzen großen Gebiet des Sports kaum einen Moment größerer Befriedigung gibt als einen gut gelungenen Golfschlag. Unsere Bilder zeigen verschiedene Phasen eines richtig ausgeführten Schlages. Die besten Spieler erreichen dabei die größten Entfernungen, die überhaupt durch Menschenkraft ohne mechanische Hilfsmittel mit einem Projektil zu erreichen sind, nur durch Gewandtheit und richtige Verteilung des Körpergewichts und der Muskelkraft. Es sind Schläge gemessen worden bis fast 400 m!

Jedoch erinnern wir uns, daß die Heimat des Golfs die Meeresküste ist, und dort gibt es nicht nur schöne ebene Rasenflächen, sondern auch Sanddünen. Und mit Absicht wurden zum Golfspiel solche Plätze ausgesucht, wo dem Ball und seiner Flugbahn derartige Sanddünen und Löcher in die Quere kamen, so daß ein Ball, der die beabsichtigte Entfernung nicht erreicht oder in der falschen Richtung fliegt, dadurch abgefangen wird. Da es nun auf Golfplätzen, die nicht an der See liegen, keine Dünen gibt, legt man an deren Stelle künstliche „Hindernisse" an, Gräben, Sandlöcher und Wälle, oder benutzt statt dessen natürliche Schwierigkeiten des Terrains, Hügel und Teiche oder auch kleine Baumgruppen. Dem Spieler kann es nicht angenehm sein, wenn sein Ball dahineingerät. Er muß eine unbequeme Stellung einnehmen und kann dem Ball nicht die gewünschte Länge und Richtung geben. Um die Zielflagge herum findet sich das „Grün", ein besonders dicht mit feinem Gras besäter und ganz kurz geschorener Platz von 30 bis 40 m Durchmesser, meistens durch mehrere „Hindernisse" auf allen Seiten gesichert. Der Schlag, mit dem man dieses Grün zu erreichen versucht, wird „Annäherungsschlag" genannt. Einmal dort, liegt der Ball ganz frei und sichtbar wie auf einem Teppich, und nun ist die Aufgabe, ihn wie auf einem Billard in das Flaggenloch hineinzurollen.

Unser Bild zeigt den Moment, wo der Träger die Fahne herausgenommen hat und der Spieler versucht, den Ball in das Loch hineinzurollen. Dies ist wieder einer der spannenden Augenblicke, niemand darf den Spieler durch Bewegungen oder Sprechen stören, eine Zeremonie, die dem unerfahrenen Zuschauer zuerst sehr komisch vorkommt, denn es scheint ihm die leichteste Sache der Welt zu sein, den Ball auf dem prachtvoll ebenen Boden aus einigen Metern Entfernung ins Loch zu befördern. Von dem Moment des Abschlags bis ins Ziel hinein sind die Bälle „im Spiel"; es ist verboten, sie anzufassen oder ihre Lage zu verändern.

Dies ist in großen Zügen die leitende Idee des Golfspiels. In der Praxis ereignen sich nun zahlreiche unvorhergesehene Zwischenfälle, deren jedesmalige Beurteilung durch genaue und ziemlich ausführliche Regeln vorgesehen ist. Es wäre sehr wünschenswert, daß dem „königl·chen Spiel" bei uns das weiteste Interesse entgegengebracht würde als einem fesselnden und gesunden Rasenspiel. Dr. H. Schlepegrell.



Auf dem „Grün".







Märchenwälder.

Von Fritz Mielert.

Mit fünf Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Links oben: Im Hexenwald bei Heiligendamm an der Ostsee. Links Mitte: Buche im Neuenburger Urwald zwischen Neuenburg und Bockhorn in Oldenburg. (Aus des Verfassers Werk „Du schönes Niedersachsen“; Verlag Holzwarth, Rothenfelde.)

Rechts oben: Alte Linde im Wiehengebirge bei Lübbecke in Westfalen. (Aus des Verfassers Werk „Das schöne Westfalen“; Verlag Ruhfus, Dortmund.) Rechts Mitte: Alte Eiche im Hasbruch bei Grüppenbühren in Oldenburg. (Aus des Verfassers Werk „Du schönes Niedersachsen“; Verlag Holzwarth, Rothenfelde.)



Im Osning, dem nördlichen Teutoburger Wald. (Aus des Verfassers Werk „Das schöne Westfalen“; Verlag Ruhfus, Dortmund.)

Norddeutsche Landschaften haben, im ganzen betrachtet, einen unverkennbaren Zug ins Heroische und zugleich auch ins Zauberische. Es besteht ein innerer Zusammenhang der Landschaft mit den nordischen Heldensagen, und nirgendwo anders als in deutschen Waldgründen, namentlich aber in norddeutschen, konnten Märchen entstehen wie die von Hänsel und Gretel, Rotkäppchen, Schneewittchen und dem Däumling. Noch heute vermag man diese mystische Beseeltheit norddeutscher Wälder in einzelnen, von der neuzeitlichen Forstkultur unberührt gelassenen oder in Schutz genommenen Waldheiligtümern Norddeutschlands zu fühlen.

Wer wissen will, wie herrlich die Wälder Urgermaniens und noch die der alten Niedersachsen ausgesehen haben, walle in den Neuenburger Urwald zwischen Bockhorn und Neuenburg in Oldenburg. Die Seele dieses Urwaldes ragt noch göttergroß über die der andern Wälder empor. Man sieht überall das über Menschliches und Erdsein Hinausgehende: die mammutstarken Glieder, die sich mit Zyklopenkraft gegen den Himmel heben. Efeu läuft in armstarken Gewinden an den alten Bäumen hinauf, gleich starkschnellen Schlangen. Er tastet mit den äußersten Fühlern vom Boden und von den Zweigen her in die Luft und zieht herabgeneigte Zweige alter Baumriesen zu sich hinab, Lianen spannend von Baum zu Baum. Midgardschlangen, von Farn, Efeu und Waldblumen umwachsen, bäumen sich im moorigen Grunde. Bäume ringen miteinander, Büsche klammern sich an Bäume. Und es gibt Athleten unter ihnen, mit zum Platzen geschwellten Muskeln unsichtbare Lasten hebend.

Bei Grüppenbühren in Oldenburg liegt der spukvolle Märchenwald der Riesen und Narren, der Hasbruch. Rieseneichen sind in ihm, kampfzornig oder in träger Ruhe sich bewundern lassend. Und neben ihnen das unglaubliche Heer der närrischen Kopfhainbuchen mit Koboldfratzen, Waldschratköpfen, das zerzottelte Haar von Efeu umtändelt. Herrlich, wenn die Sonne ihren Schein durch die grünen Hintergründe spazieren läßt oder in wirkungsvoller Szenenbeleuchtung eine Baumgruppe trifft, die trauernd geneigt um einen gefallenen Narren oder einen der toten, von Auferstehungsblumen umschmeichelten Eichenriesen steht. Oder wenn die Sonne aus tiefstem Waldschatten heraus einen der gewaltigen urgermanischen Baumhelden streift, der schon zu Siegfrieds Zeiten hundertjährig war.

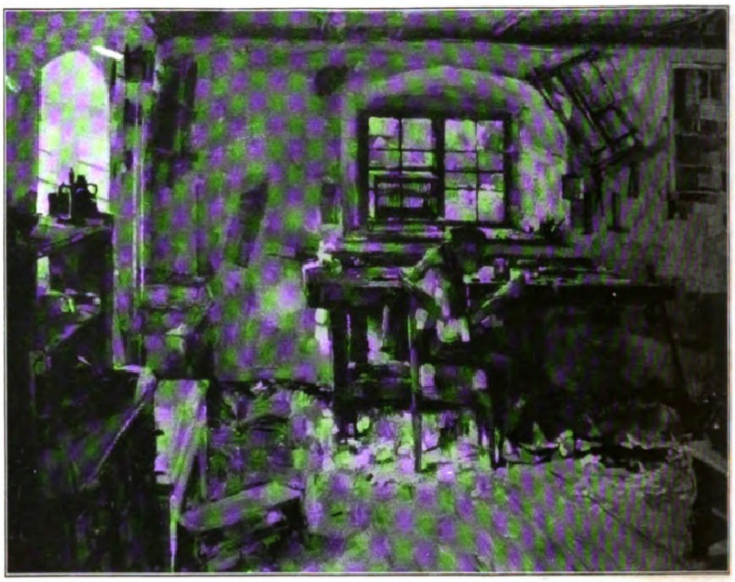
Auch im alten Osning und in den sauerländischen Wäldern weht noch Odins Geist im Raunen der Waldbäume. Alter Bauernburgen Spuren im dichten Gestrüpp und Baumgreise, splitterhaft, dürr, mit grünmoosigen Bärten, Greise, die ihre zermagerten Arme ringen. Zu Füßen der braunwelken Götterpriester-Schar lächeln grüne Zauberwiesen. Durch die Brombeerhecken und Baumschatten am Berge aber huschen schleichend der Faun und die Waldnymphe.

Bei Heiligendamm an der Ostsee der Hexenwald. Schreckhaft, unnatürlich hell sind die wunderlich gegabelten Stämme der Buchen und Eschen, und in gespenstisch bleichem Grau wie sie leuchten weit drinnen im Walde noch Hunderte anderer, das Wurzelgewirr zu ihren Füßen träge im Grase zusammengeringeltes Schlangenvolk. Durch den ganzen Wald aber ein samtener Rasenteppich, in dem Tausende von gelben Blumenköpfchen stehen. Die Bäume schauen reglos auf den verwunderten Eindringling, der jeden Augenblick das Rotkäppchen oder den Wolf oder eine gebückte, rotäugige Knusperhexe erscheinen zu sehen glaubt.

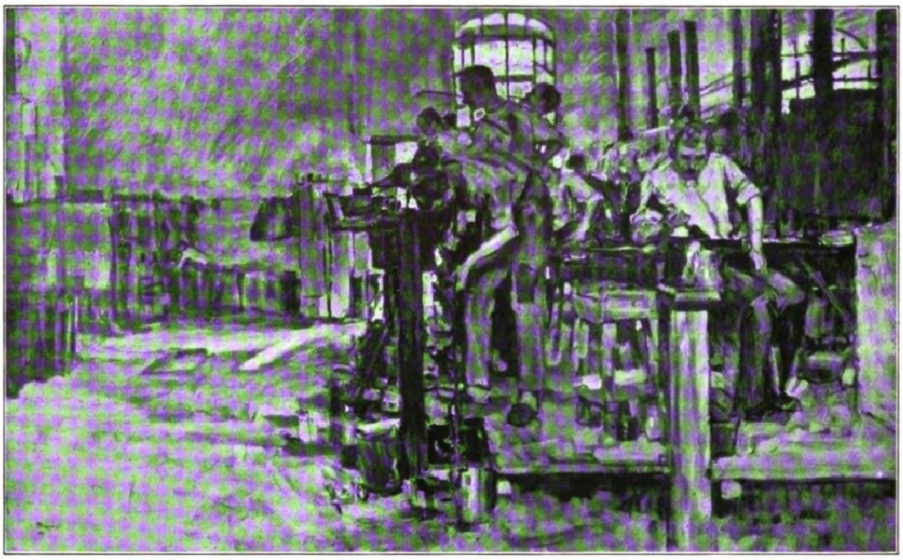
Theodor Hummel. / Von Richard Braungart.

Man hat der deutschen Malerei vor allem im Ausland schon oft den Vorwurf gemacht, daß sie zu wenig Kultur der Farbe habe, ja, daß sie überhaupt im allgemeinen der Farbe nicht ihr volles Recht werden lasse. Es begreift sich leicht, daß solche Bemängelungen zunächst einmal nur relativ stichhaltig sein können, insofern nämlich, als eben das Temperament des Ausländers dabei entscheideud mit bestimmt. Er vermißt in der deutschen Malerei, was vielleicht für ihn, nicht aber für sie wesentlich ist. Woraus folgt, daß man der Kunst eines Landes nur dann gerecht werden kann, wenn man sie aus ihren eigenen Bedingungen heraus zu verstehen sucht und jeden unpassenden Vergleich vermeidet. Tut man aber das, dann wird man, recht sehr im Gegensatz zu dem erwähnten Vorwurf, zugestehen müssen, daß die deutsche Malerei gerade in den letzten dreißig Jahren, d. h. seit der Wirksamkeit der Sezessionen, unendlich an farbiger Differenziertheit und auch an Leuchtkraft des Kolorits gewonnen hat. Man kann sogar sagen, daß, für deutsche Begriffe und Bedürfnisse wenigstens, recht häufig des Guten zu viel getan worden ist. Es besteht also nicht die geringste Ursache mehr, an einer Fiktion festzuhalten, die, wenn wir „wissenschaftlich" verfahren wollen, nicht einmal der deutschen Tonmalerei gegenüber ganz aufrechterhalten werden kann.

Zu jenen deutschen Künstlern nun, an die wir gegebenenfalls nur zu erinnern brauchen, gehört, in erster Linie sogar, Professor Theodor Hummel. Seit vielen Jahren sind seine Bilder Zierden der Ausstellungen der Münchener Sezession. Hummel und die Sezession sind Begriffe, die für einen Münchener Kunstfreund längst nicht mehr zu trennen sind. Man sucht seine Bilder in den alljährlichen Ausstellungen, wie man im Frühling die ersten Veilchen und Primeln sucht: man weiß, daß sie da sind, da sein müssen, und daß ein Frühling ohne sie keiner wäre. Und so fehlte auch der Sezession etwas für sie Wesentliches und Bezeichnendes, wenn das Leuchten und Funkeln der Hummelschen Farbenarrangements nicht wäre. Wo ist der Kühne, der angesichts dieser Glut und Pracht noch von deutscher Farblosigkeit zu reden sich getraute? Seit



Feierabend.



Glashütte.

einer Reihe von Jahren stellt Hummel, neben gelegentlichen Werkstattimpressionen, fast nur Blumenstilleben aus. Und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß diese mit einer Verve ohnegleichen, sozusagen in einem Zustand der Raserei, des koloristischen Orgiasmus und des vollkommenen Berauschtseins von der Farbe hingespachtelten, losen Blumengebinde zu den schönsten Stilleben gehören, die in Deutschland irgendwo oder irgendwann in den letzten zwei Jahrzehnten gemalt worden sind. Es sind Impressionen von geradezu beispielmäßiger Deutlichkeit des technischen Vorgangs, und wem es vor diesen Bildern nicht plötzlich wie durch eine Offenbarung klar wird, was eigentlich Eindrucksmalerei (Impression) ist, der wird es wohl nie erfassen. Ungefähr das gleiche gilt übrigens von den Landschaften Hummels aus Venedig und dessen Umgebung. Auch hier ist alles ganz und gar nur auf die Farbe gestellt und aus dem Kontrast leuchtendster Farben (Tiefblau, Goldgelb, Feuerrot vor allem) empfunden und gestaltet. Außerdem sind diese Venedigbilder aber auch Beweise dafür, daß die künstlerische Phantasie, die viele dem Impressionismus gerne ganz absprechen möchten, ein untrennbarer Bestandteil und sogar ein Lebenselement dieser Kunstanschauung ist.

Hummel, der 1864 im bayrischen Schliersee geboren ist und Schüler von Gysis und Löfftz war, lebt in München. Und wir dürfen mit aufrichtiger Genugtuung feststellen, daß sich die Kurve seines Schaffens noch immer aufwärts bewegt.



Kinderbildnis.



Kanal in Chioggia.



Blumen im Sonnenschein.

Nach einem Ölgemälde von Professor Theodor Hummel.



Henriette Feuerbach.
Nach einem Gemälde von Anselm Feuerbach. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Deutsche Idealistinnen.

Von Dr. Karl Blanck.



Adelheid von Schorn.
Nach einem Gemälde von Professor Hans Olde.

In ihren „Memoiren einer Idealistin" sagt Malwida v. Meysenbug einmal: „Es wurde mir klar, daß das, was den Gelehrten bei der mühsamen Erforschung einer einzelnen Tatsache der Wissenschaft aufrechterhält, nicht die Tatsache selbst ist, sondern die Seligkeit, einer Idee zu dienen, Stein an Stein zu fügen zu dem Leuchtturm, der sein helles Licht weit hinauswerfen und den Schiffer führen soll auf der Fahrt über die dunkle Flut des Lebens. Ferner: daß das, was den Künstler bei der schwerfälligen Ausführung des geflügelten Schöpfergedankens nicht verzagen läßt, die Götterlust des Schaffens selbst ist, die aus dem vergänglichen Stoff ein Unsterbliches entstehen sieht. Endlich: daß das, was den Erbarmenden bei der Tat der mitleidsvollen Liebe tröstet, nicht der geringe Erfolg der einen getrockneten Träne unter den Millionen Tränen ist, sondern die heilige Flut des Mitleids selbst, dem Erlösung vom Leiden eine innere Notwendigkeit ist. Kurz, ich erkannte: daß das, was in allen, die wirklich leben und den Namen Mensch verdienen, wirkt und schafft, das »Wesen« ist, das über die unvollkommene Erscheinung hinausgeht, das sich als Geist ewig fühlt in allem Geistigen, das sich als Schaffendes ewig fühlt in aller Schöpferkraft, das sich als Erbarmen eins fühlt mit der gewaltigen Liebe, die von jeher das Leid des andern zu dem ihren machte."

Schöner kann man wohl das Wesen des tätigen Idealismus überhaupt nicht umgrenzen, als es hier die rastlos bewegte Frau getan hat, die, aus der Enge ihrer Familie entsprungen, um ihrer Erkenntnisse willen lange Zeit unstet und heimatlos umherirrte, bis sie aus aller Verwirrung des politischen und sozialen Lebens schließlich zu ihrer „idealen Heimat" in der Kunst Wagners, in der Philosophie Schopenhauers und in der mütterlichen Betätigung innerhalb eines geliebten Menschenkreises sich hineinfindet — bewährt und geläutert durch die Einsicht, „daß vornehmlich der deutsche Geist ewig die Vollendung seines Wesens in einer idealen Welt suchen müsse".

Zeitlich und in gewissem Sinne auch geistig steht ihr eine andere Frau nahe, der es ihresteils vergönnt war, ihr Leben als Hüterin ererbter Traditionen im Bezirk großer Toter und Lebender abzuwandeln. Adelheid von Schorn wächst schon im mütterlichen Hause in die nachgoethische Epoche in Weimar hinein in dauernder Berührung mit Franz Liszt und anderen bedeutenden Menschen, die sie daheim und bei ihrem Aufenthalt in Italien kennenlernt. Im Wagnerschen Hause kommt sie auch mit Malwida in Berührung und schildert die seltsame seelische Wirkung dieser Begegnung zweier urverwandten Naturen. Nach dem letzten Wiedersehen mit der hochbetagten Malwida schreibt sie in ihrem Erinnerungswerk „Zwei Menschenalter": „Vielleicht fühlen wir in einem nächsten Leben, daß wir uns schon hier verstanden haben, und können uns näher aneinander anschließen. Wer weiß, in wie mannigfachen Daseinserscheinungen wir uns schon gekannt haben ..."

Malwidas unruhige Wanderseele fand ein reines abgeschlossenes Glück in der Erziehung ihrer Wahltochter Olga Herzen, nach Nietzsches klugem Wort ein Beispiel der „Mutterliebe, ohne das physische Band; eine der heiligsten Offenbarungen der Karitas". Eine solche Art Mutterliebe erfüllte auch das Leben Henriette Feuerbachs, die alle Kraft ihres reichen Geistes, ihres starken Willens und ihres vollen Gefühls an ihren großen Stiefsohn Anselm Feuerbach wandte, für dessen künstlerisches Werk sie selber in armseliger Beschränkung ihr Leben hinbrachte, und dem sie noch nach seinem frühen Tode durch die Ordnung und Herausgabe seiner Briefe und Aufzeichnungen ein wundervolles Denkmal geschaffen hat. Ähnlich hat auch Elisabeth Förster-Nietzsche ihr Lebenswerk daran gesetzt, das Andenken ihres großen Bruders auch der Nachwelt gegenüber rein und von Entstellungen frei zu halten. Daß sie sich zuweilen ganz ihrer Verehrung und Begeisterung überläßt und das geliebte Bild mehr in schönem, warmem, lebendigem Lichte als in scharfen Konturen vor sich sieht, hat sie mit der älteren Malwida gemein, die ja Nietzsche selbst wie eine „ältere Schwester" und als die „beste Freundin der Welt" verehrte.

Wenn Malwida nur in schroffem Gegensatz zu ihrer Familie sich ihre Welt in der Verbannung aufbauen konnte, so wächst Isolde Kurz schon in eine Welt hinein, in der alle klassischen Überlieferungen ebenso lebendig gepflegt wurden wie der Zusammenhang mit den großen Bewegungen der Zeit. Um so rascher aber konnte auch sie über das trügerische Idyll und die armselige Geistes- und Gefühlsenge des kleinstädtischen Philistertums emporsteigen. Nächst den kraftvollen Persönlichkeiten der florentinischen Renaissance fand ihre künstlerische Seele ein Ziel in der Verehrung klassischer Heroengestalten, eines Achill, Alexander und Alkibiades. Was die Heimat ihr mitgab, spricht sie in ihren Erinnerungen „Aus meinem Jugendland" aus: „Die deutsche Kultur war mir die Welt Goethes, ein heilig gehaltenes, nirgends sichtbares Ideal, das ich tief im Herzen trug und in die fernsten Fernen mitnehmen konnte. Sie hatte mit dem, was mich umgab, nichts zu tun, sie bedeutete höchstes Menschentum, an keine Scholle gebunden." Und das Griechentum wiederum, in dem sie den „reinsten Ausdruck des menschlichen Idealismus" sieht, führt sie zu sich selbst und zum Gedanken des Vaterlandes zurück. Sie preist es als das Geheimnis der griechischen Kunst, „daß sie nicht um der Kunst willen da war, sondern um der Religion und dem Vaterlande zu dienen". Am Ende ihrer „Wandertage in Hellas" bekennt sie im Angesichte des Erechtheion, daß sie hier das Überweltliche überwunden und das Geistige im Irdischen bereits gestaltet findet.



Malwida v. Meysenbug.
Nach einer Aufnahme aus ihren späteren Lebensjahren in der Biographie der Idealistin von Berta Schleicher. (Verlag Schuster & Loeffler, Berlin.)

Auch Ricarda Huchs schöpferische Betrachtung und gestaltende Liebe gelten den großen Vorbildern der Menschheit, die den Heroismus des Geistes oder der Tat verkörpern: den Vorkämpfern des protestantischen Glaubens, einem Luther oder Gustav Adolf, so gut wie etwa den Freiheitsmännern des italienischen Einheitskampfes. In ihrem Werk über den „Sinn der Heiligen Schrift" erklärt sie, warum auch ihr der Mensch als Vertreter der Idee, nicht die Idee in ihrer Unbestimmtheit an sich, das Ziel des Menschen zu sein scheint: „Es ist aber dem Menschen nicht möglich, Grundsätze zu lieben und Grundsätzen zu gehorchen; lieben kann man nur Personen." Und doch ist die Idee als solche das Wesentliche: „Gott stirbt nicht, der Geist ist unsterblich ... Wäre die Menschheit nur erdgeboren, so würde sie mit der Erde vergehen; da sie aber aus Gott ist, vergeht mit ihr nur ihre irdische Erscheinung, während das Urbild bleibt und aufersteht, wo Gott will. Das letzte Wort der Menschheit wird auf einem anderen Sterne Fleisch werden."

So dienen alle diese Priesterinnen des Idealismus, die opfernden Mütter der Menschheit so gut wie die stolzen Hüterinnen und Bewahrerinnen der heiligen Tempelschätze, doch zuletzt einer einzigen Religion: der Sache des Geistes, der durch die Kraft der Liebe Gestalt gewinnt.



Isolde Kurz.
(Phot. Veritas, München.)



Ricarda Huch.
(Phot. Elvira, München.)



Dr. phil. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche.
(Hofphot. Louis Held, Weimar.)

Bix Peter. / Novelle von Georg Hirschfeld.

Das Stammtischzimmer im „Römer“ überdauerte die Stürme der Zeiten. So schien es. Der ziemlich niedere Raum im Erdgeschoß eines alten Hotels hatte etwas Vornehmes, obwohl er von hundertjährigem Tabaksqualm verräuchert war und die farblosen Dielen unter jedem Schritte knarrten. Hier herrschte die beste Atmosphäre der Industriestadt — das freie Wort und zugleich der altbürgerliche Konservativismus. Unter den immer dunkler gewordenen Hohenzollernbildern, aus denen die Züge der Gemalten allmählich mit einem sonderbaren, gespenstigen Lächeln herunterblickten, stand der runde Eichentisch. Hier versammelten sich dreimal in der Woche die „Senatoren“ um Romulus und Remus. Romulus hieß eigentlich Piepenhagen und war der Besitzer des Hotels. Remus aber hieß wirklich so und brauchte keinen Spitznamen. Alexander Remus war Diplomingenieur und Generaldirektor der mächtigen Gußstahlwerke am Ort. Er hatte mit Piepenhagen-Romulus den Stammtisch gegründet. Wenn die beiden fehlten, war alles zu Ende. Aber sie fehlten nie.

Freilich hatte ihre Anziehungskraft auf die Stammtischfreunde harte Proben zu bestehen gehabt. Den Krieg, der mit eisernen Pranken in jedes Einzelleben gegriffen hatte. Das vaterländische Leid, die soziale Umwälzung, wachsende wirtschaftliche Sorgen. Die grauen Köpfe der „Senatoren“ waren schnell weiß geworden. Man hielt sich eben aufrecht und verbarg, was jenseits der gemütlichen Römerstube lag. Aber es gab dort auch eine Anziehungskraft, die man nicht entbehren konnte. Nicht nur der Genius loci, sondern ein lebensvoller, immer wieder junger und erkenntnisreicher Mensch. Das eben war Alexander Remus. Er hatte das Ansehen eines modernen Orakels. Er war die notwendige Auskunftsstelle sozialer Gerechtigkeit. In seiner Gegenwart gab es nicht die häßlichen Zusammenstöße wütender Verbitterung, die man jetzt überall traf. Er war mild und stark. Er hatte den Überblick.

Aber er ließ auch jeden anderen zu Worte kommen — ein blinder Rechthaber war Alexander Remus nicht. So gaben die Römerabende auch dem müdesten Arbeiter dieser Tage reiche Anregung. Meist aber war es der Verlauf, daß man debattierend zu einer praktisch philosophischen Erkenntnis kam und hieran sich eine Anekdote knüpfte, die die gewonnene Wahrheit gleichsam belehrend illustrierte. Zum Schluß trennte man sich nach aller Erhitzung weinselig und versöhnt. Die besten Anekdoten aber lieferte der alte Alexander Remus, und er hatte das große Verdienst, daß er seine Geschichten innerhalb eines Jahrzehntes höchstens zwanzigmal erzählte. Die anderen hatten schon in drei Wochen vergessen, was sie zuletzt zum besten gegeben.

So war es auch an diesem gemütlichen Winterabend wieder gekommen. Apotheker Struwe hatte eine kühne Behauptung aufgestellt, die Piepenhagen zu rot gefunden hatte. Er sprach dagegen, zwei andere Kampfhähne stellten sich auf Struwes Seite (denn wer durfte es mit dem Apotheker verderben?), und der weise Remus mußte wieder einmal schlichten. Es war ein Thema, das ihm besonders lag. Um die Möglichkeiten der geistigen Entwickelung im Proletariat handelte es sich. Piepenhagen, der reiche Wirt, war ein etwas satter Verächter des Volkes — Struwes Schwiegersohn war sozialistischer Abgeordneter. Aber die graue Theorie lag beiden in den Knochen — sie wußten eigentlich nicht, um was sie stritten. Da half ihnen Remus. Er stellte den Satz auf: „Das menschlich Große ist in jedem Stand. Es äußert sich nur nach dem Bildungsgrade und nach den Interessen. Ein versoffener Eckensteher kann mutiger und bedeutender sein als ein Baron oder eine Exzellenz.“

Noch einmal wollte der Sturm des Widerspruches losbrechen. Aber Alexander Remus sprach — man bezwang sich. Außerdem spürte man schon die Geschichte in der Luft, die alles ins gerechte und versöhnliche Fahrwasser bringen sollte. Alexander Remus ließ sich nicht lange bitten. Er bekam eine neue „Pfälzer Morgensonne“, senkte den schönen, graulockigen Charakterkopf mit den großen, etwas staunenden, blauen Augen und begann:

„Ja, dazu gehört nun eine Geschichte, die ich wirklich noch nie erzählt habe. Kinder“ — er beschwichtigte das Zweifelsgemurmel mit erhobener Hand — „ich habe sie höchstens dreimal in den dreißig Jahren unserer Gemeinschaft erzählt, denn sie ist mir besonders lieb und im Grunde ein bißchen heikel. Mit so was setz' ich mich nicht auf den Pottmarkt. Man stellt sich nicht gern selber bloß. Aber weil ihr es seid, und Struwe, der Düwelskerl, hat so'n gefährliches Thema aufs Tapet gebracht. . . . Also, hört mal zu. Pröstchen zunächst mal — Pröstchen!“

Alle stießen an. Nun war der Friede schon da und außerdem eine ehrliche Spannung. — „Gott ja,“ meinte Käselohr, der Brotfabrikant, „warum soll man auch immer streiten?“ — „Wir finden's doch nicht“, sagte Piepenhagen. — „Was finden wir nicht?“ — „Na, wie's der liebe Gott mit uns Deutschen eigentlich gemeint hat.“

Man hüllte sich in eine schmerzliche Tabakswolke. Dann räusperte sich Alexander Remus und begann: „Ihr kennt doch alle die große Spinnerei drüben in Wedingsfeld? Oder wenn ihr die nicht kennt, habt ihr selbstverständlich im Vorbeifahren schon den kolossalen Schornstein gesehen, den achtkantigen, dicht am Bahngeleise?“

„Freilich“, meinte Struwe. „Den merkt sich jeder.“

„Übrigens,“ warf Herr Lucius, ein jüngerer Ingenieur, mit respektvoller Artigkeit ein, „als kolossal wurde dieser Schornstein wohl nur vor vielen Jahren angesehen. Seine Dimensionen und namentlich seine Technik sind inzwischen überholt worden. Herr Generaldirektor haben ja selbst in Ihren Werken —“

Alexander Remus warf Herrn Lucius einen entwaffnenden Blick aus seinen großen, überbuschten Augen zu. — „Nee!“ rief er kurz. „Er ist nicht überholt! Verlassen Sie sich da ganz auf mich, denn ich habe das Beest vor 32 Jahren gebaut, und das war eben meine hochmütige Dummheit. Das Ding kiekt am höchsten aus der ganzen Provinz. Jetzt baut man überhaupt nicht mehr solche Schornsteine. Technisch ist er natürlich x-mal inzwischen überholt worden, aber in der Höhe nicht. Und ich, das sage ich Ihnen, ich hatte das bitter zu bereuen!“

Alexander Remus schlug bei den letzten Worten mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten. Herr Lucius errötete und schwieg andächtig. Dann fuhr der Alte fort: „Ich war damals unbekannt, 25 Jahre alt und strampelte vor Ehrgeiz. Das war meine Entschuldigung. Reuleaux, der Halbfranzose — Piepenhagen erinnert sich noch — gründete damals die Wedingsfelder Spinnerei. Der Mann hatte einen Narren an mir gefressen, obwohl die Sympathie gar nicht gegenseitig war. Er machte mich jungen Dachs zu seinem ersten Ingenieur, er ließ mich sämtliche Ideen, die ich auf Lager hatte, ausführen. Ich konnte nun was — das darf ich selber sagen — meine Schule war gut — aber ich hatte auch das, was jungen Leuten gefährlich werden kann: ich schwärmte gern, ich verstieg mich, ich wollte zu hoch hinaus. Das letzte zeigte sich im buchstäblichen Sinne. Es war nämlich mein brennender Ehrgeiz, der Wedingsfelder Spinnerei den höchsten Schornstein von Deutschland zu geben. 57 m, das war für die damalige Zeit was Unerhörtes.

Und im Vertrauen gesagt: Die Technik gerade solcher Bauten, die verdammt subtil ist, beherrschte ich wenig. Das ahnte kein Mensch. Ich Frechdachs dachte: Mir gelingt alles andere, mir wird auch das gelingen. Ich baute also meinen Schornstein — nicht rund, sondern achteckig — das war auch was Neues und übrigens praktisch. Vielleicht ist das Schlimmste dadurch verhütet worden. Die Sensation war da — man sprach sogar im Auslande vom Wedingsfelder Schornstein. Das wollte ich Esel. Ich hatte unserer Gegend sozusagen ihr Wahrzeichen gegeben. Die Spinnerei florierte, Reuleaux bezahlte mich großartig, und ich saß fest im Sattel.

Eines Tages aber . . .“ Alexander Remus paffte eine Weile aus seiner kurzen Pfeife und trank schnell die zweite „Pfälzer Morgensonne“ aus — dann fuhr er mit drohenden Augen fort: „Eines Tages war es nicht mehr zu leugnen — auch ich verblendeter Mensch mußte es sehen und auf die wachsenden Gerüchte hören: Der Wedingsfelder Schornstein senkte sich. Nach rechts. Das oberste Drittel stand schon sichtbar schief. Es war ein ekliger Winkel. Der kleine Reuleaux zeigte es mir und war ganz blaß. Was nun? Wir standen im Oktober, im nächsten Monat waren die Herbststürme zu erwarten. Ihr kennt ja alle die Wucht. Eine Katastrophe war unvermeidlich. Das Beest, der Schornstein, konnte uns nicht nur kostbare Gebäude zerkloppen — es standen unter Umständen auch Menschenleben auf dem Spiel. Die Polizei lauerte — man mußte dem Skandal vorgreifen.

Ich tolle Nummer, ich dachte natürlich vor allem an mich selbst. Meine ganze Karriere war verpfuscht, mein Renommee stand auf dem Spiel. Unter Umständen konnte ich wegen Fahrlässigkeit hinter eisernen Gardinen drüber nachdenken. Da kam mir in einer schlaflosen Nacht der frechste Gedanke meines Lebens. Ich sagte mir: Baust du so hoch, dann steige auch so hoch — machst du was schief, dann mache es wieder gerade! Es stand für mich fest: Ich mußte selbst hinauf und in den Schornstein gegenüber der Stelle, wo die Senkung anfing, eine Scharte graben, damit er in die vertikale Richtung zurückfiel. Ich hielt es für möglich, es mußte gehen.

Natürlich war die Sache mit absoluter Lebensgefahr für den Ausführenden verbunden. Ging es schief, kippte der Schornstein, statt sich zu setzen, dann war man geliefert. Außerdem konnte die Sache selbstverständlich nicht von *einem* Manne geleistet werden, sondern es mußten mindestens zwei sein.

Da lag für mich die Sache nun so: Meine eigene Person konnte und mußte ich der Gefahr aussetzen. Es stand ja für mich genug auf dem Spiel. Entweder oben oder unten, hieß es. Aber der andere, der Zweite! Ein Arbeiter natürlich. Ingenieur und Fachmann brauchte ich ja nur zu sein. Wem konnte ich es zumuten? Befehl war unmöglich — Angebot ebenso. Jeder roch den Braten — dafür war keiner zu haben, auch für glänzende Bezahlung nicht. Außerdem herrschte schon eine gefährliche Stimmung gegen mich. Meine Feinde waren am Werke — man gönnte mir einen kleinen Genickbruch.

Verzweifelt lief ich umher. So vollständig allein hatte ich noch nie in meinem Leben gestanden. Zum Glück war ich noch nicht verheiratet — meine Frau hätte es fertiggekriegt, mit mir auf den Schornstein zu klettern. Die wäre die einzige gewesen.

Halb blödsinnig wurde ich — wie ein zum Tode Verurteilter. Es war keine Zeit zu verlieren. Nirgends Hilfe, nirgends Hoffnung. Da, in der letzten Oktoberwoche, schlich ich mich wie ein Gezeichneter über die Wupperbrücke und stand plötzlich wieder vor einem Mann, der mir sonst nicht weiter aufgefallen war. Ich war von klein auf an ihn gewöhnt. Um Bix Peter handelte es sich, eines der letzten, richtigen Originale von Wedingsfeld. Der versoffenste Eckensteher, das heruntergekommenste Subjekt, das mir vorgekommen ist. Aber im Kern ein anständiger Kerl, ein Philosoph, eine Persönlichkeit. Als ich ihn in meiner schauderhaften Stimmung frierend an der grauen Wupper stehen sah, selbst ein graues, vom Sturm zerwehtes Ding, kaum noch ein richtiger Mensch, fühlte ich mich merkwürdig zu ihm hingezogen. Unsere Gegensätze berührten sich. Da war einer, der nichts zu verlieren hatte, und ich hatte alles zu verlieren!

‚Bix Peter,‘ sagte ich, indem ich, wie vom Teufel getrieben, zu ihm hintrat, ‚weißt du, was mit dem großen Schornstein los ist?‘

Der alte Diogenes guckte mich mit seinen Triefaugen an: ‚Dat wird der Herr Inschenör ja wohl am besten wissen!‘

‚Ich muß hinauf, ich muß den Schornstein wieder gerade machen — ein großes Unglück gilt es zu verhüten. Aber niemand will mit mir gehen.‘

‚Dat kann ich mir denken, Herr Inschenör.‘

‚Hast du gar keine Lust, Bix Peter? Du bist doch ein kuraschierter Kerl. Du kannst mit einem Schlage ein angesehener Mann werden.‘

‚Daran liegt mir nischt mehr, Herr Inschenör.‘

‚Aber willst du dir's denn nicht verdienen?‘

‚Wat geben Se mir dafür?‘

‚Was verlangst du?‘

Bix Peter überlegte. Die unglaubliche Visage des alten Eckenstehers ist mir unvergeßlich. Dann grunzte er: ‚Drei Liter alten Steinhäger Doppelkorn, Herr Inschenör!‘

‚Da hast du meine Hand, Bix Peter!‘

Ich konnte mich auf ihn verlassen. Was keiner für Geld tat, tat er für Schnaps. Nun hatte ich meinen Gefährten bei dem großen Abenteuer. Stürzten wir ab, um wen von uns beiden war es schade? Ich wußte es wirklich nicht. Aber ich hielt mich auch nicht bei Reflexionen auf. So schnell wie möglich wurde das Gerüst fertiggebaut, und am dritten Morgen konnte man aufwärts steigen. Das Hallo in der ganzen Provinz könnt ihr euch vorstellen! Oberingenieur Remus und Bix Peter! Wir waren wirklich ein seltenes Paar. Die Neugier der Leute ließ sich nicht zurückhalten. Hunderttausende waren da. Die Polizei hatte wegen der Gefahr alles weithin abgesperrt, aber die Leute durchbrachen die Schranken, als sie uns beide klettern sahen, um uns besser beobachten zu können. Ich dachte mir: Bix Peter, du bist doch ein anderer Kerl als all die Wedingsfelder Spießbürger. Du wagst dein altes, verlaustes Leben für eine große Sache, und die wollen nur gaffen, wie auf der Kirmeß beim Seiltänzer.

Aber als ob Bix Peter meine Gedanken belauscht hätte, sagte er plötzlich, während er schwerfällig unter mir kletterte: ‚Herr Inschenör, der alte Steinhäger Doppelkorn is nämlich gut, dafor kann man wat riskieren, Herr Inschenör!‘

Ich fühlte mich korrigiert. Eine wilde Lustigkeit ergriff mich, und ich wußte plötzlich, daß alles gelingen mußte.“

Alexander Remus hielt inne. Er stützte den grauen Kopf in beide Hände und atmete tief. Die Spannung um ihn herum war gewaltig. Niemand rührte sich, aber dann fragte schließlich der alte Piepenhagen: „Na, wie wurde es denn, Alexander? Gelang es?“

Lächelnd sah der Freund ihn an: „Sonst würdest du mich wohl nicht hier sitzen sehen. Erstens steht der Wedingsfelder Schornstein bekanntlich und ist gerade, und wenn ich auch bei einer Katastrophe am Leben geblieben wäre, ich hätte mir später 'ne Kugel vor den Kopf geschossen — das war mein fester Entschluß. Nein, Kinder, es gelang. Ich und der Bix Peter — wir haben da oben den ganzen Tag mit Seelenruhe gesessen und gearbeitet, als ob wir Steinsetzer unten auf der Straße gewesen wären. Gepfiffen und gesungen hat die alte Saufunke schließlich unter der Herbstsonne, und ich habe mitgesungen. Der größte Moment war natürlich, wie der Schornstein sich in den Riß senkte und stehen blieb, für immer, stolz und aufrecht. Wir purzelten nicht. Das kann ich euch nicht schildern — das muß man erlebt haben. Ich höre nur den Jubel der vielen begeisterten Menschen noch. Nun war ich natürlich ein gemachter Mann.“

„Und Bix Peter?“ fragte Struwe. „Bekam er wirklich nur drei Liter Schnaps? Der arme Prolet!“

„Wirklich nur drei Liter Schnaps. Er wollte nichts anderes. Was mir die Zukunft war, war ihm der Kümmel. Das größere Bewußtsein hatte sicher er, und ob ich mal so selig sterben werde, weiß ich nicht . . . Aber nun kriege ich noch 'ne ‚Pfälzer Morgensonne‘.“

Erfolgreiche Pferde im Rennjahre 1921.

Der über die Bildertafel auf Seite 317 gleitende Blick des Sportfreundes wird wohl sogleich an der kraftvoll geschlossenen Erscheinung Ossians haftenbleiben. Dieser Waldfrieder hat sich in der zweiten Hälfte der Rennzeit mit solchem Nachdruck an die Spitze seines Jahrganges vorgearbeitet, daß ihm der erste Platz nicht mehr genommen werden kann. Ossian schlug in seinen Rennen vom Großen Preis von Berlin bis zum St. Leger die besten Altersgenossen wie König Midas und Ordensjäger, die besten älteren Pferde wie Nubier, Pallenberg und Romanze und stellte in dem klassischen Steher-Rennen auch seine Überlegenheit über den Stallgefährten Omen fest, der ihn im Derby noch hatte bezwingen können. Über Derbydistanz und über sie hinaus hat er zur Zeit nicht seinesgleichen. Die absolute Klasse Ossians läßt sich nicht ermitteln, weil ein internationaler Maßstab fehlt; daß sie hoch ist, wird von unseren Fachleuten mit Bestimmtheit angenommen. Der Derbysieger Omen, der für den Kampf ums Blaue Band besonders gut gerüstet war und hier überdies nicht auf Ordensjäger und König Midas traf, steht nach seiner Gesamtform nur wenig hinter den beiden erfolgreichen Dreijährigen im Stalle L. Lewin zurück. Ordensjäger, gleich Omen ein Sohn des Nuage (Graditz), wurde zunächst vor leichtere Aufgaben gestellt und brachte, auch nachdem er in dem ersten schwereren Strauß mit Omen im Nickel-Rennen zu Hamburg Sieger geblieben war, noch einige mittlere Konkurrenzen heim. Hierauf kamen seine mehrwiegenden Erfolge im Lehndorff-Rennen (Grunewald) gegen Nubier und im Batschari-Preis (Baden-Baden) gegen Freibeuter, und dann erlitt er seine Niederlage im Großen Preis von Baden gegen Ossian und Geiser. Schärfer wurde König Midas herangenommen, der ebenso wie Ordensjäger auf der Leipziger Bahn debütiert hatte, auf der er als Zweijähriger sein bestes Rennen gegen Graf Ferry gelaufen war. In diesem Jahre drehte er gegen den vermeintlichen Derbycrack der Herren v. Weinberg in den nächsten zwei Rennen den Spieß um, bis es im Grabensee-Rennen zu Hannover auch wieder einmal anders kam. Weiterhin trat er in rascher Folge und über verschiedene Distanzen gegen die Elite der Drei- und Vierjährigen an, wobei er nur im Großen Preis von Berlin völlig versagte. In der Union schlug er Perikles und Ossian, im Großen Hansa-Preis unterlag er nur gegen Der Mohr, und seine jüngsten Siege errang er im Großen Preis von Magdeburg und im Basedow-Rennen über Pallenberg, der von ihm Gewicht erhielt. Der Malua-Sproß hat sich als ein sehr zähes Pferd erwiesen, das minder behutsam als Ordensjäger angefaßt worden ist und doch seine Form vom zeitigen Frühjahr bis zum Herbst festgehalten hat. Wenn er am Derby hätte teilnehmen können, würde er hier sicherlich, über die Union gerechnet, mit in Front geendet haben. Daß in der Bilderreihe ein Graditzer fehlt, erklärt sich aus der bekannten Tatsache, daß die Dreijährigen des fiskalischen Stalles infolge einer Epidemie nicht rechtzeitig in scharfes Training genommen werden konnten und daher bis jetzt im Nachteil blieben.

Von den Vierjährigen, die im Bilde vorgeführt sind, ist Der Mohr als Sieger im Großen Hansa-Preis schon erwähnt worden. Dieser v. Dark Ronald a. d. Masha gezogene Hengst des Frhrn. v. Oppenheim hat sich vom dritten zum vierten Lebensjahre sehr günstig entwickelt. Er schlug mehrmals seinen Altersgenossen Pallenberg über 2000 m, und was der über diese Distanz kann, hat sich unlängst im Leipziger Teutonia-Preis gezeigt. Im Jubiläumspreis (Grunewald) ließ Der Mohr auch Perlschnur hinter sich, die als Tochter der Prinzeß Margaret ein Pferd über kurze Strecken ist. Als solches gewann die Stute, die Herrn H. Haniels Farben trägt, im Frühjahr das Oberhof-Rennen über 1200 m. Immerhin hielt sie sich auch auf langen Wegen sehr brav, und kürzlich gelangte sie im Danubia-Rennen (1800 m) zu einem leichten Erfolge über Gondel. Ein ausgezeichnetes 1600-m-Pferd ist Romanze, die vier gute Rennen über diese Distanz gewann, darunter als wertvollstes den Hammonia-Preis gegen Graf Ferry, Trumpf und Wallenstein. Ein ehemaliger Stallgefährte der ausgezeichneten Weiler Stute ist der 5j. Hallunke, ein Handikappferd erster Klasse, das schweres Gewicht über verschiedene Distanzen trägt und immer am Ende dabei ist. In München hat er sich den Modepreis, in Dresden den Sommerpreis, in Berlin (Grunewald) den Hüon-Ausgleich geholt.

Als ein Pferd von auffallender Erscheinung zeigt sich auf der Bildertafel Fustanella, eine Heldin von der Hindernisbahn, die ihren Platz mit Recht neben dem Triumphator auf der Flachbahn erhalten hat. Die 5j. Malua-Stute ist in diesem Jahre 11mal gelaufen und hat ebensooft gesiegt. Ihre Hauptprüfung wird der Große Preis von Karlshorst sein, in dem sie mit Harlekin zusammentreffen dürfte. Dieser der Weiler Zucht entstammende Hengst, der mit einer sehr guten Flachrennen-Form auf die Hindernisbahn überging, hat im laufenden Jahre zwei so gute Rennen wie das Jubiläums-Jagd-Rennen und das Landsberg-Rennen in Karlshorst gewonnen, das erste unter 75 kg gegen Glatteis, eine junge Steeplerin von nicht geringem Können. Auf langen Distanzen hat sich der alte Schimmelhengst Bennewar hervorgetan, der im Präsidenten-Preis Harlekin, allerdings bei 10 Kilo zu seinen Gunsten, schlug und im Großen Jagd-Rennen zu Hannover Hunding abfertigte. Neben diesem Veteranen erscheint im Bilde die 4j. Zarin, die namentlich durch ihren Sieg im Preis von Lilienhof (Karlshorst) und durch ihren zweiten Platz im Großen Prüfungs-Preis (Grunewald) die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat.

P.

Die Steuer.

Eine arabische Schnurre. Erzählt von Max Hayek.

Am Hofe des weisen Harun al Raschid, jenes Kalifen, der es liebte, sich in Verkleidung unters Volk zu mischen, nächtliche Spaziergänge zu machen und unerkannt, ein Geringer unter Geringen zu leben, immer bereit, das Recht zu schützen und dem Schwachen beizustehen — am Hofe jenes Kalifen lebte auch, ein bevorzugter Liebling des Herrschers, der heitere Poet und Spaßmacher Abu Nuvas, der köstliche Mann unvergleichlicher Einfälle.

Eines Tages näherte sich Abu Nuvas seinem Herrn mit einer besonderen Bitte: er wolle feststellen, erklärte er, wie viele Pantoffelhelden es in des Kalifen weitem Reiche gäbe. Und zu diesem Zwecke möge ihm Raschid ein Edikt ausstellen lassen, kraft dessen Abu Nuvas von jedem Ehemanne, den er darauf ertappe, unter dem Pantoffel seiner Frau zu stehen, einen lebendigen Affen als Steuer einfordern dürfe.

Der Kalif war zu jener Stunde sehr gut gelaunt, und der Einfall seines Poeta laureatus schien ihm drollig genug. Er willigte lachend ein und blieb begierig, was Abu Nuvas erreichen werde.

Dieser, das Edikt in der Tasche, machte sich unverzüglich ans Werk. Mit schlauestem Geschick wußte er das Vertrauen aller Ehemänner zu gewinnen, und siehe da, vom obersten Minister angefangen bis zum letzten Handwerksmann herunter stand alles, was verheiratet war, jämmerlich unter dem Pantoffel! Abu Nuvas schmunzelte. Aber wo er den Beweis erbracht hatte, dort wies er gebieterisch das allerhöchste Edikt des weisen Harun vor — empfing den unvermeidlichen Steueraffen und hatte in Kürze eine so beträchtliche Anzahl dieser komischen Tiere eingesammelt, daß er sie als eine gewaltige Herde dem Palaste des Kalifen zutreiben konnte.

Vor Harun gekommen und von diesem nach den verschiedenen Abenteuern gefragt, die ihm begegnet waren, erzählte Abu Nuvas nun die ergötzlichsten Geschichten, bei denen die Ehemänner freilich schlecht, die Ehefrauen aber noch weit schlechter davonkamen.

Indessen stand aber des Kalifen Gemahlin, die schöne Zubaidah, lauschend im Nebenraume und war sehr darauf bedacht, kein Wörtlein von des Poeten wundersamen Berichten zu verlieren. Zubaidah war, als echte Frau, sehr neugierig und ebenso eitel wie eifersüchtig. Diese Eigenschaften seiner Herrin kannte aber der schlaue Abu Nuvas nur zu gut — und er wußte sie nun seinem Zwecke dienstbar zu machen.

Er begann die Erzählung von einem Weibe, das er auf seinen Forschungszügen durch Haruns weite Reiche angetroffen habe, von einem Weibe, ach, das herrlich sei wie der Engel einer im Garten des Paradieses. . . . Nichts lasse sich dem Liebreiz dieses Weibes vergleichen! Seine Augen seien leuchtend wie die Edelsteine in der Krone Salomonis, seine Wangen wie der Schmelz der Rosen von Schiras, sein Haar sei dunkel und schimmernd wie die Lockenflut Liliths. . . . „Dieses Weib," so sagte der Poet, „dieses Weib mußt du schauen, o Herr, denn seine Pracht überstrahlt jegliche Pracht der Erde!"

Immer lauter hatte er seinen Hymnus gesprochen.

„Ja," schrie er nun, ganz hingerissen, „weiser Kalif, du Sonne der Welt, mache dich auf, um diese Tochter Mohammeds zu schauen! Und Allah wird jeden deiner Schritte belohnen!"

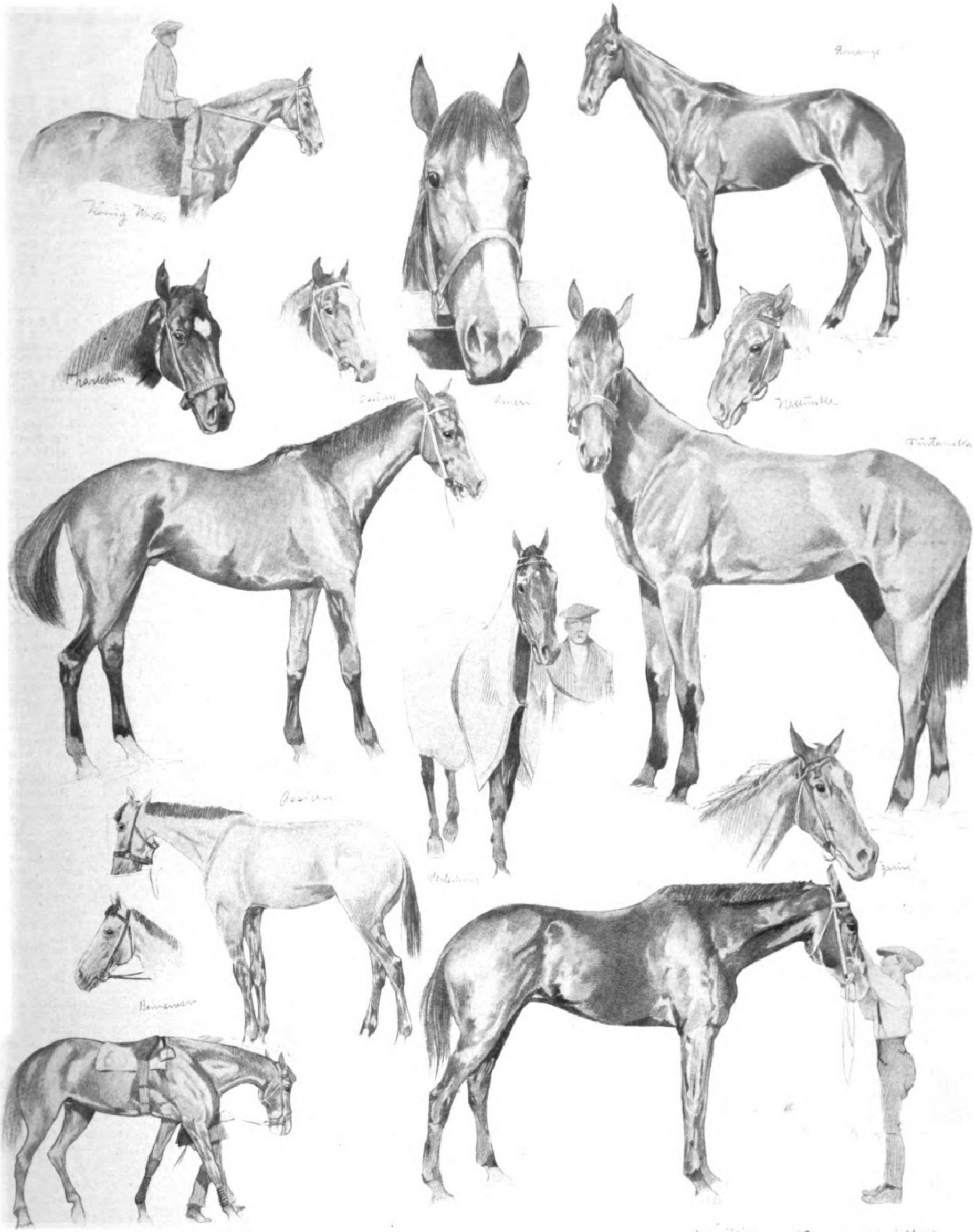
Der Kalif, längst unruhig geworden, bat den stürmischen Poeten, seine Stimme zu mäßigen, „denn" — so fügte er leise hinzu — „meine Gemahlin Zubaidah lauscht im Nebenzimmer! Und du kennst ja ihre Neugier und eifersüchtige Gemütsart!"

Aber der hochbegeisterte Poet schien im Gedenken an das Götterweib, das er geschaut, um den ganzen Verstand gekommen zu sein.

„Herr," brüllte er wie besessen, „das Weib, von dem ich dir spreche, ist unvergleichbar! Nie hat dein Blick auf so viel Vollendung, auf so viel Schönheit geruht! Du mußt hin zu ihr, großer Harun, du mußt . . ."

Der Kalif ließ ihn nicht endigen. Er legte dem Poeten flugs den Finger auf den Mund, und auf den Nebenraum weisend, wo er Zubaidah wußte, gab er Nuvas durch dringliche Zeichen zu verstehen, sogleich zu schweigen.

Damit war aber der Schelm an sein Ziel gelangt. Ehrerbietig zurücktretend, verneigte er sich tief und gehorsam vor seinem Herrn, und indem er das allerhöchste Edikt vorwies, das da für alle Ehemänner des Reiches Geltung besaß, sagte er mit heiterer Strenge: „Weiser Kalif, großer Harun al Raschid, deine armen Untertanen haben mir je einen Affen als Pantoffelsteuer geben müssen — deine gütige und reiche Majestät wird mir gewiß sechs Affen nicht verweigern dürfen . . .!"



Vom grünen Rasen: Erfolgreiche Pferde im Rennjahre 1921.

Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Hermann Ulke.

(Siehe hierzu den erläuternden Bericht auf der vorhergehenden Seite.)

Deutsche Holzhäuser.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. W. Franz, Charlottenburg.



Dauerholzhaus der Allgemeinen Holzbau-A.-G. in Ludwigshafen am See nach Patent Callenberg in Höllsteig bei Überlingen am Bodensee.



Zum Abruf nach Frankreich fertiggestelltes 4-Zimmer-Musterhaus der Deutschen Werke A.-G., Berlin, Werk Spandau.



Haus „Königstein" der Firma W. Witte in Osterwieck am Harz.

In den langen Verhandlungen über den Wiederaufbau der im Kriege zerstörten Gebäude Nordfrankreichs ist die Scheu des Vertragsgegners vor der Zulassung deutscher Bauarbeiter zur Ausführung von Massivbauten an Ort und Stelle immer wieder hervorgetreten. Sie wollen die von deutschem Arbeitsgeist geführte Hand auf ihrem Boden nicht dulden. Das ist einer der Gründe, die zu der Vereinbarung geführt haben, vorerst einmal einen Versuch mit einer Bauweise zu machen, die es gestattet, auch die Hauptmasse des Baustoffes fern den Baustellen zu bearbeiten und annähernd fertig dem französischen Lande zuzuführen, so daß das Bauwerk auf der Baustelle mit wenigen Arbeitern schnell errichtet werden kann. Die Möglichkeit war in den Konstruktionen geboten, die während der letzten Jahre zum Teil unter Fortbildung alter bewährter Formen in Deutschland ersonnen und ausgeführt worden sind. Hierzu gehört in erster Linie die reine Holzbauweise, sodann die sogenannte gemischte und die halbgemischte Bauweise. Bei letzteren besteht das Gebäude im wesentlichen aus einem Tragwerk (Fachwerk) von Holz, dem außen und innen oder nur innen (halbgemischt) Leichtbetonplatten als Verkleidung vorgesetzt sind. Dem Abkommen entsprechend, hat die französische Regierung vor kurzem einen Probeauftrag von 42 Häusern in gemischter und halbgemischter Bauweise sowie von 24 Häusern in reiner Holzbauweise an Deutschland vergeben. Der Auftrag ist von der deutschen zuständigen Behörde an zahlreiche Firmen aller Landesteile verteilt worden.

Das ganz aus Holz hergestellte Haus ist auf deutschem Boden seit alters heimisch. Die ersten deutschen Siedelungen waren vorwiegend aus Holz, die steinernen, aus der römischen Kultur des Westens überkommenen Häuser noch Ende des ersten Jahrtausends eine Seltenheit. Auch nach der Zurückdrängung durch die Baustoffe der im Laufe der Jahrhunderte hochentwickelten Bautechnik, insbesondere durch Eisen und Eisenbeton des letzten Menschenalters, ist das Holz doch immer ein wichtiger Bestandteil der Masse unserer Bauwerke geblieben.



Wohnstube in einem Kleinhaus der Firma J. M. Schneider in Aschach bei Lindau. Entwurf der Möbel und Inneneinrichtung: J. Bichlmeier, Architekt B. D. A., Lindau i. B.

Die reine Holzbauweise hat in den letzten drei Jahren einen neuen Impuls erhalten, weil sie ein Minimum von solchen Baustoffen erfordert, die Kohle zu ihrer Herstellung nötig haben, aus diesen und anderen Gründen nur geringere Aufwendungen bedingt und rasche Bauausführung ermöglicht — insbesondere auch Transportkosten erspart.



Schlafzimmer in einem von den Deutschen Werkstätten, A. G., Hellerau bei Dresden, hergestellten Holzhaus.

Für den Wohnhausbau, der bei den französischen Lieferungen im Vordergrunde des Interesses steht, kommen zwei Konstruktionsformen in Betracht: der Bau mit Bohlenwänden und der Bau mit Rahmentafeln. Der erstere ist aus der ursprünglichen Art entstanden, in der Wände aus vollen Rundhölzern gebildet werden, die an den Ecken sich überblatten — meist als Blockbau bezeichnet. Unter erheblicher Ersparnis von Holz wird die Wand jetzt aus etwa 8 cm starken Bohlen hergestellt, die hochkantig mit Nut und Feder übereinandergeschichtet werden. Die Öffnungen für Fenster und Türen werden dabei ausgespart, die Fenster und Türen selbst so in Rahmen (Kästen) eingesetzt, daß sie von etwaigen Verschiebungen der Bohlen unbeeinflußt bleiben. Gebälke liegen auf den Wänden selbst auf und sichern durch ihr Gewicht den dichten Fugenschluß. Die zweite Form, der Tafelbau, gestattet, die Wände unabhängiger von den Einzelmaßen des Grundrisses zu bilden, und erleichtert somit die Massenherstellung. Während bei der Blockwand das Holz jeweils für das vorliegende Maß geschnitten werden muß, werden hier die Wände aus einer Mehrzahl von Tafeln bestimmter gleichbleibender Größe gebildet. Diese etwa 8 bis 15 cm starken Tafeln bestehen aus einem festen Rahmen aus Latten, der verschalt wird. Die Verschalung kann eine doppelte, auch vierfache sein und Isolierplatten als Einlagen erhalten. Zur Bildung einer Wand werden Tafeln nebeneinander gereiht und der Tafelstoß gedichtet. Das starre Rahmengerippe macht die Wand tragfähig. Müssen schwere Gebälke aufgenommen werden, so werden zwischen den Tafeln zur Verstärkung Stiele eingeschoben. Aus Tafeln können auch die Fußböden und die Dachdecke gebildet werden. Der größte Teil der für das Zustandekommen eines Hauses erforderlichen Arbeit kann also in der Werkstätte erfolgen, der Zusammenbau an der Baustelle dann in wenigen Tagen von wenigen Leuten bewirkt werden. Für den Zusammenbau aller Teile eines kleinen Einfamilienwohnhauses sind etwa zehn Tage erforderlich. Das Holzhaus unterscheidet sich im übrigen nicht wesentlich von dem Steinhaus; es erhält die gleiche Bedachung und den gleichen inneren Ausbau. Die Fundamente können natürlich viel leichter sein. Ein Holzhaus kann in seltenen Fällen auch unmittelbar auf den gewachsenen Boden gestellt werden. Für die gute Erhaltung der untersten Hölzer und zur Erhöhung der Annehmlichkeit des Wohnens ist jedoch ein steinerner Unterbau (wenn möglich vollständige Unterkellerung) geboten, großer Dachüberstand als Regenschutz erwünscht. Ein gegen Erdfeuchtigkeit und Regen geschütztes Holzhaus erreicht eine Dauer, die der des steinernen Hauses nahekommt.

Von besonderer Bedeutung für die Benutzung des Holzhauses ist der Umstand, daß seine Wände (auch Decken und Dach) einen besonders guten Wärmeschutz bieten. Die Blockwand mit 8 cm Stärke und noch mehr die Tafelwand mit $8^1/_2$ cm halten die Wärme weit besser als eine $1^1/_2$ Stein (38 cm) starke Ziegelsteinwand gewöhnlicher Ausführung.

Bei einer neueren Form (Patent Callenberg) wird die Isolierung in der Hauptsache durch 4 Wellpappeinlagen hergestellt, die zusammen mit gutem Feuchtigkeitsschutz die Wärmehaltung einer 51 cm starken Steinwand übertreffen lassen. Durch die Einlage von Isolierpappe in die doppelte Tafelschalung und durch guten Fugenschluß infolge genauer Maschinenarbeit wird zudem vollständige Dichtigkeit gegen Schlagregen, Zugluft und Ungeziefer gewährleistet. Das Holzhaus ist ein vorzügliches Wohnhaus.

Der Holzhausbau wird in Deutschland von bedeutenden und sehr leistungsfähigen Firmen betrieben, die sich in dem Holzbau-Industriellen-Verband, Berlin W 50, Nürnbergerstraße 3, zusammengeschlossen haben. Eine von diesem kürzlich herausgegebene Monographie gibt zahlreiche Ausführungen von deutschen Holzhäusern wieder.

Sollte sich die französische Wiederaufbaubehörde entschließen können, auf Grund der Probelieferungen ihre großen Aufträge an Deutschland zu erteilen, dann könnten, falls die Auftragserteilung seitens Frankreichs sofort erfolgte, noch vor Winterbeginn Tausende von Holzhäusern auf französischem Boden erstellt werden. Der Ausführung des Probeauftrags sieht man auf beiden Seiten mit Spannung entgegen.



Hausflur in einem von den Deutschen Werkstätten, A. G., Hellerau bei Dresden, hergestellten Holzhaus.

Mein Frack. Eine Geschichte von Richard Rieß.

Theres Grün, die Tochter des Kommerzienrats O. Th. Ch. Grün, war das schönste Mädchen Münchens. Sie hatte Seelenaugen, Lilienhände, Purpurlippen, Rosenwangen und Storchfüße. Außerdem eine halbe Million Mitgift, Wäsche für zwölf Personen (Tischwäsche natürlich nur) und einen echten japanischen Seidenpinscher. Wer kann sich wundern, daß ich mich in Theres Grün rasend verliebte. Niemand kann sich darüber wundern. Wunderte ich mich doch auch nicht, als eines Tages mein Freund, der Maler Kalbermoor (Kennen Sie ihn nicht? Mathieu Kalbermoor, den Begründer des Kalbermoorismus, Sekretariat im Café Stefanie zu München, dritter Tisch, Fensterplatz?), als eines Tages der Maler Kalbermoor mir das süße Geheimnis mitteilte, er .. er liebte Theres Grün, er liebte sie trotz ihres unbestritten kitschigen, weil allzu naturähnlichen Namens. Was ich dazu sagte?

„Rivale!“ sagte ich, ehrlich, wie ich nun einmal war. „Wir werden uns schlagen. Meinetwegen mit Pinseln. Ich fordere dich!“

„Bedaure!“ sagte Kalbermoor, „ich male nur mit Zahnstochern. Im übrigen ist das mit meiner Liebe zu Theres natürlich Quatsch. Ich habe erst gestern eine Zeichnung verkauft. Da kann mich so 'ne halbe Spießbürgermillion nicht im geringsten locken. Reden wir von was anderm.“

Einige Wochen später kam Kalbermoor mit sehr de- und wehmütiger Miene zu mir: „Du, ein Mäzen hat mich zum Essen eingeladen. Leih mir, bitte, deinen Frack! Du erhältst ihn unbeschädigt zurück.“

Ich bin ein guter Kerl, aber ich leihe nicht gern. Lieber schenke ich. So hätte ich meinem Kalbermoor viel lieber eine alte Nagelfeile geradezu geschenkt als meinen Frack auch nur für eine Stunde geliehen. Aber schließlich, als Mathieu schwor, sein Lebensglück hinge von dem Besitze des Frackes ab, und er wollte auch ganz gewiß nie mehr ein Porträt von mir malen, da ließ mein Herz sich erweichen, und ich tat nach Mathieus Willen.

Mein Freund tat meinem Toilettezimmer die Ehre an, sich sofort darin umzukleiden. Nach einer halben Stunde stand er gewaschen und geschmückt vor mir. Ich hatte die Freude, daß auch mein schönstes Oberhemd sowie die beiden zärtlichen Vorsteckperlen meines Besitzes den sieghaften Kalbermoor schmückten.

„Zieh hin in Frieden“, sagte ich und gab ihm meinen väterlichen Segen zu seinem gegen den Mäzen gerichteten Werke.

Andern Tags kam der Frack zurück. Er war ziemlich unbeschädigt. Man sah ihm auch nicht im entferntesten an, daß sich wenige Stunden zuvor jemand darin verlobt hatte.

So war ich denn sehr überrascht, als ich ein paar Tage darauf Theres Grün an Kalbermoors Arme im Englischen Garten traf.

„Meine Braut!“ stellte der Bengel vor.

Ich wäre umgefallen, hätte sich nicht einer der Stühle im Chinesischen-Turm-Restaurant bereitgefunden, meinem wankenden Leibe als Halt und Stütze zu dienen.

„Besorg' mir einen Kognak, Elender“, sagte ich zu Kalbermoor. Der ging abseits, das bedienende Fräulein zu suchen.

„Theres, strahlende Braut! Theres, mein Traum und mein Schwarm, meines Dichtens Sehnsucht, meine Muse ... Theres Grün, wie haben Sie mir das antun können?“

Theres zuckte die Achseln. Da sah ich, daß sie recht spitze Schultern hatte. Sie sagte: „Ich habe nun gerade Kalbermoor mein Jawort gegeben. Denken Sie, ich lasse mich von einem gewissen Jemand an der Nase herumführen?“

Was? Ich hätte Theres an der zierlichsten aller Mädchennasen herumgeführt? Unmöglich!

„Dreimal haben wir Sie eingeladen — nie sind Sie gekommen. Erst gestern wieder! Haben Sie es denn für nötig gehalten, auch nur abzusagen? Als ich Kalbermoor fragte, lächelte er beziehungsvoll ... o ihr Männer!“

„Kalbermoor?“

„Er hat es ja stets übernommen, Sie einzuladen! Aber Sie ...?“

„Kalbermoor???“

Da kam er gerade. Er hatte die letzten Worte unseres Gespräches mitangehört.

„Ja,“ sagte er grinsend, „es hätte doch aber wirklich keinen Zweck gehabt, dir Reschens Einladung zu übermitteln. Du hast doch nur — einen Frack, soviel ich weiß. Den brauchte ich. Und da du ihn mir freundlichst geliehen hast, mußtest du eben zu Hause bleiben. Menschenfreundlichkeit ist ein Luxus, mein Guter. Der muß bezahlt werden ...“

Ich habe mit Kalbermoor die Beziehungen abgebrochen. Vorher aber stellte ich noch fest, daß Theres Grün alles eher hatte als Seelenaugen, Purpurlippen und Rosenwangen. Die Seele war ebenso falsch wie der Purpur und die Rosen.

Es ist manchmal ganz gut, wenn man seinen Frack im rechten Augenblick verpumpt hat ...

Die Katze. Humoreske von Hasse Zetterström.

Deutsch von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.

„Nein,“ sagte Alexander, „ich bin nicht abergläubisch. Außer wenn es notwendig ist, wie auf der Jagd, denn da habe ich seltsame Dinge erlebt. Aber im täglichen Leben glaube ich an so was nicht. Ich kann morgens singen, ohne daß ich abends traurig bin. Ich kann Schlüssel und Schuhe auf den Tisch legen, und es tut mir nichts, wenn ich einer von dreizehn bei Tisch bin.“

Am nächsten Tage fuhren wir in die Stadt, nach ein paar fröhlichen Tagen am offenen Meer. Wir hatten eine schöne Fahrt, und als wir an Land stiegen, geschah es mit einem Gefühl von Heimweh nach der frischen Natur, die wir hinter uns gelassen hatten.

Wir gingen die Strandstraße hinauf, von Gedanken an die kommenden Geschäfte des Tages erfüllt.

Plötzlich blieb Alexander mitten auf dem Bürgersteig stehen, streckte den Arm in die Luft und rief:

„Nein, du! Probiere es nicht! Ich habe zu wichtige Geschäfte vor, als daß du sie vereiteln könntest!“

„Was ist dir?“ sagte ich. „Wer stört dich?“

„Siehst du die Katze nicht?“ sagte Alexander. „Denkst du, daß mir eine ungestraft vor den Füßen vorbeirennen darf, und noch dazu am frühen Morgen, wenn ich einen ganzen Tag mit wichtigen Geschäften vor mir habe? Sie kann mir ja alles zerstören!“

„Spucke dreimal aus,“ sagte ich, „das pflegt zu helfen. Alle meine weiblichen Verwandten benutzen dieses Mittel, und sie loben es sehr. Sie halten es für absolut sicher.“

„Das hilft nichts,“ sagte Alexander, „tfui, tfui, tfui — nein, man muß das Tier umgehen, dann ist man außer Gefahr. Wo ist sie geblieben?“

„Sie ist in die Anlagen gelaufen.“

Alexander lugte zwischen den Bäumen hindurch.

„Ja, da sitzt sie!“ Und dann lief Alexander um die Anlagen herum. Ich blieb stehen und wartete. Kurz bevor er wiederkam, sprang die Katze aus den Anlagen heraus und rannte Alexander zum zweiten Male vor den Füßen vorbei. Sie stürzte quer über die Straße und verschwand in einem Kellerfenster.

Alexander war sofort zur Stelle und schloß den Fensterladen.

„Jetzt habe ich dich,“ sagte er, „und nun werde ich um den Häuserblock herumlaufen, dann ist die Sache in Ordnung.“

„Es ist ein großer Block,“ sagte ich, „es dauert ein Weilchen, da herumzugehen.“

„Das ist mir gleich. Ich muß um zwölf Uhr in der Bank sein, um mir über ein Darlehen Bescheid zu holen — die Katze kann mir ja alles verderben, wenn ich sie nicht klein kriege. Warte doch einen Augenblick hier.“

Alexander setzte sich in Bewegung, und ich wartete. Es war eine eklige Straße, in die wir hineingekommen waren. Sie war trist und dunkel, und es gingen nicht viele Leute dort. Ich stand allein und dachte: „Was geht mich die ganze Geschichte an. Ich habe was anderes zu tun, als auf einen Menschen zu warten, der Katzen umkreist. Ich gehe!“

Da kam Frau Höckert. Sie ist jung und reizend, und heute war sie ganz entzückend. Sie freute sich sehr, als sie mich sah. Wahrscheinlich fürchtete sie sich, durch die finstere Straße allein zu gehen.

„Was machen Sie denn hier?“ sagte Frau Höckert.

„Ich warte auf einen Menschen, der eine Katze umkreist.“

„Sie sind immer so vergnügt und spaßig,“ sagte Frau Höckert, „begleiten Sie mich doch ein Stück.“

„Kann ich nicht,“ sagte ich, „ich muß auf den Menschen mit der Katze warten.“

Da geschahen drei Dinge:

Alexander erschien an der Ecke, auf dem Rückweg von seinem Lauf. Die Katze lugte durch ein offenes Kellerfenster neben dem, das wir geschlossen hatten, und da sie Alexander nicht sah, sprang sie auf den Bürgersteig und huschte über die Straße in ein neues Kellerfenster hinunter.

Aber Alexander hatte die Katze gesehen, und es war ihm klar, daß all sein Laufen um den Häuserblock umsonst gewesen war.

Er blieb stehen, atmete tief und lehnte sich gegen eine Regengosse.

Frau Höckert hatte die Katze auch gesehen.

„Pfui — tfui, tfui, tfui!“ sagte sie. „Hatten Sie von dieser Katze gesprochen?“

„Ja,“ sagte ich, „es war diese Katze. Jetzt müssen Sie um dieses Häuserviertel herumlaufen, sonst bekommen Sie kein Darlehen in der Bank. Sie können die Begleitung von Alexander haben, der da steht und sich verschnauft.“

„Sie reden so sonderbar heute“, sagte Frau Höckert. „Ich wage nicht, bei Ihnen zu sein. Und dann sind mir zu viele Katzen um Sie. Adjö!“

Frau Höckert ging, und Alexander näherte sich. Er kam langsam heran, wie schleichend, mit etwas Indianerhaftem im Gang.

„Jetzt habe ich sie“, sagte er. „Guck' mal da — das Fenster!“

Und Alexander zeigte auf ein Fenster zwei Treppen hoch im Hause gegenüber. Da saß die Katze.

„Wenn du mir einen Gefallen tun willst,“ sagte er, „so wartest du hier, bis ich diesen Häuserblock umkreist habe, und paßt auf, daß die Katze nicht Reißaus nimmt. Du könntest übrigens ins Haus hinaufgehen und die Leute bitten, die Katze nicht eher loszulassen, bis ich zurück bin.“

„So weit gehe ich nicht,“ sagte ich, „aber ich werde hier warten.“

„Besten Dank!“

Alexander startete sein zweites Rennen, und ich blieb allein auf der Straße. Ich blickte nach dem Fenster mit der Katze hinauf. Sie saß noch da, und eine ältere Dame stand hinter ihr und streichelte ihr freundlich den Kopf.

„Wie liebevoll von ihr,“ dachte ich, „wäre das Alexander, dann hätte er ihr einen Fußtritt versetzt.“

Da tauchte Alexander an der Straßenecke auf. Ich winkte ihm fröhlich zu und rief:

„Hallo! Hallo! Es scheint, als will sie herunterkommen!“

Alexander langte an. Die Katze saß noch da.

„Na, Gott sei Dank“, sagte mein Freund. „Es ist nur gut, daß das vorüber ist!“

„Ja, das ist gut!“ sagte ich, aber als wir eine Weile gegangen waren, blieb ich jäh stehen und fuhr fort:

„Weißt du, Alexander, wenn ich es mir recht überlege, dann ist es komisch — aber die Katze, die im Fenster saß, kam mir etwas größer und dunkler vor als die, die in das Kellerfenster hineingerast ist.“

Alexander blieb auch stehen, sah mir in die Augen und sagte:

„Du bist nicht mein Freund, sonst hättest du mir das nie gesagt!“

„Recht muß Recht bleiben,“ sagte ich. „Wenn du nun das Darlehen in der Bank bekommst, dann bekommst du es ja auf die falsche Katze hin. Du hebst ja die Naturgesetze auf.“

„Geh mit zur Bank“, sagte Alexander.

Ich ging mit. Wir kamen hinein, stießen die schweren Eichentüren auf, stiegen die Treppe hinauf und standen in dem großen Bankraum. Alexander ging an den Platz des Ladentisches, wo der Vorsteher der Bank saß. Ich sah, wie er sich über den Ladentisch beugte und mit dem Vorsteher sprach. Der nickte freundlich und reichte Alexander ein Papier. Alexander sah mich triumphierend an und ging an einen anderen Ladentisch. Da stand „Kasse“. Alexander gab das Papier ab, das er von dem Bankvorsteher erhalten hatte, und bekam von dem Kassierer mehrere große Scheine, die er schnell in die Brieftasche steckte. Dann ging er gerade auf mich zu, aber auf halbem Wege machte er kehrt, ging wieder zu dem Vorsteher zurück, steckte den Kopf durch die Schalteröffnung und schrie:

„Es war doch das richtige Katzenvieh! Ich lasse mich nicht anführen, wenn Sie es wissen wollen!“

Die Schöpfung der Wangengrübchen.

Von Max Jungnickel.

„Großer, umstrahlter Sohn des Kronos, höre meine Bitte!“ — —

„Was willst du?“ donnerte Zeus.

Lächelnd hob er den Liebesgott von den Knien, und mit verschleierter Stimme sprach Eros: „Unten in deiner Stadt, ewiger Vater, lebt ein armer Poet. Der hat dir manchen Hymnus schon gesungen, und sein Herz war voller Lieder, wie eines Reichen Truhe voll ist von goldenen Ringen und Geschmeide. Die Menschen haben seinen Worten gelauscht und sich daran erquickt wie die Blumen am Tau, den du

aus azurner Schale träufelst. — — Der Dichter hatte ein Weib, das er liebte wie dich. Und das Weib, ewiger Vater, hast du nach Elysium gerufen. Seine Poetenseele aber, die wie ein Laubwald im Maienmond war, so grünend, so blühend und vögeldurchzwitschert, ist schwermütig geworden, und die Saiten seiner Leier, die goldrauschend deinen Ruhm verkündigten, sind zersprungen. Wie eine gewöhnliche Wiesenblume kauert er unter den Menschen, und seine irren Augen lauern auf deinen Blitz, der sein gebeugtes Haupt zerschmettern soll. — Sei ihm gnädig, ewiger Vater! Hilf dem Sänger deiner Herrlichkeit, großer, umsungener Zeus!"

„Was du da sagst," sprach der Göttervater, „ergreift mich tief. Ich werde jenen Orpheus zu seinem Weibe senden."

„Tue es nicht, Großmütiger! Die Welt ist ja so schön, und schöner noch für ein Sängerherz, das alles im Wunderlichte sieht! — — Schaff' ihm ein Weib, herrlicher als Aphrodite! Ein Weib, dessen Adel bis hinauf zu deinem Throne reicht. Der Sänger ist noch jung und wird, wenn du meiner Bitte willfährst, dir ein Loblied singen, wie's noch nie ein Menschenkind getan." — —

Und Zeus schuf ein Weib.

Das war so schön wie die Trunkenheit eines Frühlingstages und so herrlich wie der Feierfrieden einer Maiennacht. Doch ehe er seinem Geschöpfe den lebendigen Odem einblies, rief er Eros zu sich. „Gefällt dir's?" raunte der Gott und wies mit der Rechten auf sein Werk. Eros blickte mit großen, erstaunten Augen auf die Meisterleistung und sah lange, lange darauf hin. Dann wiegte er sein blondgelocktes Haupt, schüttelte es dreimal ganz langsam und sagte leise: „Nein, ewiger Vater!" — —

„So bist du eben größer als ich, törichter Schelm!" — — Fauchend verließ er den Schmetterlingsjäger.

Die Psyche kam, kniete verwundert vor dem Meisterwerke ihres Gebieters und schlug entzückt beide Hände zusammen.

„Laß mich auf deine Schultern steigen, damit ich jenes Werk vollende", sprach Eros, kletterte auf den Rücken der Psyche, nahm seine beiden Zeigefinger und tippte damit auf die Wangen des neuen Geschöpfes.

Als er wieder unten stand, da jauchzten und kicherten beide über die Grübchen, die Eros ins Werk des donnernden Zeus gezaubert hatte. Und Zeus blies seinem Geschöpf den lebendigen Odem ein, wetterte über Eros' Schelmenstück und sandte ihn hinab mit seiner Gabe zum trauernden Dichter.

Nach Monden sprach Zeus zu Eros: „Was macht mein Sänger? Nenne mir den neuen Hymnus, den er mir gesungen."

„Allmächtiger Vater," entgegnete Eros, „er singt nicht von deinem Ruhm. — — Die Wangengrübchen, die ich geschaffen habe, sind Inhalt aller seiner Lieder — —"

Da lächelte Zeus: „Die kichernden Schatten besingt er? — — Die Grübchen, in die ein Tropfen deiner Schelmerei geflossen ist und ein Strahl deiner tanzenden Laune? — — Ich bin dir nicht böse, Eros — —" Und streichelte den Gesellen. „Aber was wird Aphrodite sagen?" fragte er plötzlich und lief laut lachend in die Wolken hinein.

Aus Wissenschaft und Technik.

Rudolf Virchow. Das Wirken Rudolf Virchows, dessen Geburtstag sich am 13. Oktober zum hundertsten Male jährt, gipfelt in der Begründung und dem Ausbau der Zellularpathologie. Diese Lehre, die das Wesen des Krankheitsvorgangs in den unter abnormen Zuständen arbeitenden Zellen des menschlichen und tierischen Körpers zu beobachten den Weg gewiesen hat, beherrscht die neuzeitliche Auffassung vom Krankheitsgeschehen und damit die praktische Nutzanwendung auf die Therapie in vorherrschender Weise. Die Zellularpathologie hat seinerzeit die Humoralpathologie abgelöst, die den eigentlichen Krankheitsvorgang in die humores, die Körpersäfte, verlegte. Verschiedene bedeutungsvolle Zweige neuester medizinischer Auffassung gleichen sich in ganz auffallendem Maße Grundgedanken der Humoralpathologie wieder an. Aber auch ihnen liegt als unentbehrliches Rückgrat das Gerüst der Zellularpathologie offen oder versteckt zugrunde. Der Schöpfer der Zellularpathologie hat trotz energischen wissenschaftlichen Kämpfen sehr rasch die Anerkennung gefunden, die seinem auch sonst in Vielseitigkeit genialen Geist gebührte. Rudolf Virchow wurde am 13. Oktober 1821 in dem pommerschen Ort Schievelbein geboren. Schon 1849 kam er als Professor für pathologische Anatomie nach Würzburg. Vorher war er am Friedrich-Wilhelm-Institut, der späteren Kaiser-Wilhelms-Akademie in Berlin tätig. Seine dortige Anstellung als Prosektor und seine Zulassung zur Lehrtätigkeit waren von der Regierung widerrufen worden, und zwar aus politischen Gründen. Seine Beteiligung an den Verfassungskämpfen von 1848 und insbesondere an den Februarwahlen von 1849 hatte diese Folge mit sich gebracht. Nach siebenjährigem Aufenthalt in Würzburg kehrte Virchow aber als Ordinarius für pathologische Anatomie und als Direktor des neuen Pathologischen Instituts nach Berlin zurück, und dieser Stadt blieb er bis zu seinem durch einen Unfall hervorgerufenen Ende im Jahre 1902 treu. Die politische Betätigung gab er nie auf: er wurde Mitgründer der Fortschrittspartei und war viele Jahre lang Abgeordneter im preußischen Abgeordnetenhaus und im Deutschen Reichstag. Treffend wurde seine vielseitige Begabung durch die Worte eines untersuchenden Bataillonsarztes charakterisiert: „Dieser junge Mann besitzt alle Anlagen außer Krankheitsanlagen." Außer grundlegenden Forschungen in der Pathologie und in der Anatomie, von denen neben der Aufstellung der Zellularpathologie nur die Arbeiten über Thrombose, Embolie, Geschwülste und Gefäßentzündungen, die Begründung des bekannten Satzes „omnis cellula a cellula" angeführt seien, hat er die wissenschaftlichen Grundlagen für die deutsche Anthropologie geschaffen. Im Jahre 1869 war mit auf seine Anregung hin die Gründung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in die Wege geleitet worden; später leitete er selbst diese Körperschaft als Vorsitzender. Auch auf ethnologischem und prähistorischem Gebiet hat er Wichtiges geschaffen, eine Zeitlang beteiligte er sich an den Schliemannschen Ausgrabungen in der Troas. Das von ihm und Reinhardt gegründete „Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medizin" ist als „Virchows Archiv" über die ganze Erde bekannt geworden. Seine Beteiligung an dem Ärztekonzilium, das die Diagnose bei Kaiser Friedrich III. stellte, ist noch in Erinnerung. — Aus diesen wenigen Angaben ist das reichhaltige Lebenswerk Virchows schon zu ersehen. Sein Denkmal

auf dem Karlsplatz in Berlin blickt auf eine neue Generation von Ärzten herab, die zwar im einzelnen anderen Anschauungen sich wieder zuneigen, deren pathologisch-anatomische Erkenntnis aber im Kern unverrückt in den von ihm geschaffenen Ideen verankert ist. Dr. W. Schweisheimer.

Die Ödemkrankheit. In Nummer 4056 der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ waren die Abbildungen von russischen Kindern zu sehen, deren Körper infolge des Hungers angeschwollen sind. Es handelt sich hier um eine ganz typische Hungerkrankheit, das sogenannte „Hungerödem“ oder die „Ödemkrankheit“. Diese Krankheit ist erst seit einigen Jahren näher erforscht. Im Verlaufe des Krieges kam zuerst in Gefangenenlagern, später auch unter der Zivilbevölkerung eine Krankheit zur Beobachtung, die neben verschiedenen anderen Zeichen als Hauptsymptom das Auftreten großer Ödeme (Schwellungen infolge von Wasseransammlungen im Gewebe) charakterisierte, und die darnach als Ödemkrankheit bezeichnet wurde. Ähnliche Krankheitszustände wurden schon früher beobachtet, namentlich in Zeiten von Hungersnot, in Gefängnissen und in Konzentrationslagern; eine Beschreibung aus der Zeit der Napoleonischen Feldzüge ist überliefert, ebenso aus den englischen Konzentrationslagern während des Burenkrieges. — Es ist heute allgemein angenommen, daß die Ödemkrankheit mit ungenügenden Ernährungsverhältnissen, wie sie im Krieg bei uns bestanden und jetzt anscheinend in Rußland zu beobachten sind, im Zusammenhang steht. Schittenhelm und Schlecht, die an der Hand ausführlicher Studien und Selbstbeobachtungen über das Krankheitsbild berichten, erblicken gleichfalls in der Ernährungsfrage den Hauptgrund. In Deutschland kam die Ödemkrankheit im Winter 1916/17, wo die Ernährungsverhältnisse ihren tiefsten Stand erreichten, am häufigsten zur Beobachtung. Die Nahrung war damals ganz anders zusammengesetzt als im Frieden; sie war eiweißarm, fettarm und bestand zum größten Teil aus Kohlehydraten. Infolge des Überwiegens von Gemüse und Kartoffeln, die meist zur Verbesserung des eintönigen Geschmacks einen erheblichen Salzzusatz bekamen, war sie sehr wasser- und salzreich, so daß Mengen von 3 bis 4 Litern Flüssigkeits- und 30 bis 40 Gramm Salzzufuhr pro Tag mit der Kost nichts Außergewöhnliches darstellten. — Die einfache Unterernährung führt im allgemeinen, worauf Schittenhelm und Schlecht weiter hinweisen, nicht zum Bild der Ödemkrankheit. Dagegen bestehen sehr enge Beziehungen zwischen dieser Krankheit und dem in der Kinderheilkunde eine große Rolle spielenden „Mehlnährschaden“ der Säuglinge. Es handelt sich hierbei um eine chronisch verlaufende Ernährungsstörung bei Säuglingen, die lange Zeit ausschließlich Mehlabkochungen als Nahrung erhalten. Sie beruht auf der kalorischen Unterernährung, wie sie eben der einseitig kohlehydratreichen, aber eiweiß-, fett- und salzarmen Kost zuzuschreiben ist. Die Krankheitsbilder des kindlichen Mehlnährschadens und der Ödemkrankheit sind einander sehr ähnlich. Überall, wo die Ödemkrankheit zur Beobachtung gelangte, war die Nahrung durch sehr niedrigen Fett- und Eiweißgehalt gekennzeichnet; sie bestand in der Hauptsache aus Kohlehydraten, Wasser und Salzen. Der Mangel an Eiweiß und Fettstoffen im Organismus, der sich auch bei der mikroskopischen Untersuchung wie bei der chemischen Prüfung der Organe zeigte, ist von großer Bedeutung. Durch die mangelhafte Nahrungszusammensetzung wird eine Funktionsstörung wichtiger Organe hervorgerufen; ihre Folge sind unter anderm das Ödem der Ödemkranken und die Bereitschaft zu Ödemen bei bereits geschwächten Personen, bei denen die Krankheit nur noch nicht zum Ausbruch gelangt ist. Die anatomische Ursache des Auftretens der Ödeme besteht wahrscheinlich in der durch die ungünstigen Nahrungsverhältnisse bedingten fehlerhaften Zusammensetzung der Gewebe und damit auch der Blutgefäße, speziell der kleinsten Haargefäße, durch die Flüssigkeit in die umgebenden Gewebe austreten kann. W. S.

Über die Leitung des Lichtreizes bei Pflanzen liegen neue Ergebnisse durch die Bemühungen des Ungarn A. Paál vor, der unter Pfeffers Leitung im Botanischen Institut zu Leipzig sehr lehrreiche Versuche anstellte. Um sie zu verstehen, ist folgendes vorauszuschicken: Die grünen Organe (Stengel, Blätter) nehmen bekanntlich zum Lichte bestimmte Stellungen ein, indem sie mittels Krümmungen Bewegungen ausführen. Es sind das Reizbewegungen, die man physiologisch unter dem Namen „Phototropismen“ zusammenfaßt. Stengel sind phototropisch. Zum Beispiel ist der Getreidehalm phototropisch. Zieht man Getreide etwa im Zimmer auf, so streben die Halme, gleichwie die Zimmerpflanzen auch, nach dem Fenster, das heißt dem Lichte zu. Das ist nur dadurch möglich, daß der Lichtreiz empfunden (perzipiert) wird und der Reiz eine Bewegung, die Krümmung des Halmes, bewirkt (eine Reaktion sich zeigt). Zwischen Perzeption und Reaktion bestehen in Zeit- und Kraftverlauf vielfältige Gesetzmäßigkeiten. Etwas anderes ist es, daß Perzeptions- und Reaktionsort voneinander getrennt sind und eine richtige Reizleitung stattfindet. Reaktions- und Perzeptionsorte können nun meistens nicht einfach miteinander vertauscht werden, so etwa, daß umgekehrt auch der Reaktionsort imstande wäre, empfangene Reize nach dem Perzeptionsort zu schicken, dort die Krümmungsbewegung auszulösen. Anders ist es ja bei den Tieren auch nicht: Die Netzhaut des Auges wird durch das Licht gereizt, und entfernt von dort, vollführt ein Muskel die Schließbewegung des Lides. Um gleich die Sache an der Pflanze zu erklären, stelle man sich eine Keimpflanze vom Hafer vor. Das keimende Korn schiebt in den Boden die Wurzeln und nach oben in die Luft eine grüne, ringsum geschlossene Scheibe, in der der junge Stengel und die Blätter stecken. Diese grüne Scheibe oder Koleoptile ist in hohem Maße phototropisch. Der Perzeptionsort ist aber nur die äußerste, 2 bis 3 mm lange Spitze; Reaktionsort ist dieser Teil sowie die ganze übrige Strecke des grünen Keimlings, die darunter liegt. Das heißt also, wird nur die äußerste Spitze einseitig belichtet, die folgenden Zonen im Dunkeln gehalten, tritt nach einiger Zeit unten genau so wie im belichteten Teil eine Krümmung nach der Seite des Lichtes ein. Umgekehrt aber nicht: bei verdunkelter Spitze und belichtetem unteren Teil krümmt sich weder Spitze noch Fußstück. Mit einigem Recht kann man die Koleoptilenspitze als ein Lichtsinnesorgan ansprechen. Über die Fortleitung des Lichtreizes, die hier vom Sinnesorgan nach dem Krümmungsort stattfindet, hat Paál seine Versuche angestellt. Einesteils sind sie die Nachprüfung, anderteils aber die Fortsetzung der gleichfalls im Leipziger Institut geleisteten Arbeit des Dänen P. Boysen-Jensen. Worauf beruht die Reizfortleitung? Was ist das Wesen der Reizleitung? Paál trug die Spitze eines Haferkeimlings bzw. einer Koleoptile ab. Er führte den Schnitt mit einem Rasiermesser einige Millimeter unterhalb der Perzeptionszone für Licht, also 3 bis 5 mm von der Keimlingsspitze entfernt, mit aller Vorsicht glatt und sauber aus. Das abgehobene obere Stück setzte er dann genau in ursprünglicher Stellung auf die Schnittfläche wieder auf, indem er es mit zehnprozentiger Gelatine klebend mit dem Stumpf verband. Durch eine lichtdichte schwarze Hülle umkleidete er die Reaktionszone, und zwar so weit, daß Stumpf und noch ein kurzer Abschnitt des unteren

Spitzenteils verdunkelt waren. So weit geschah dies, wie die übrigen Vorbereitungen, im schwachen roten Licht. Rotes Licht löst nämlich bei grünen Pflanzen keine phototropischen Bewegungen aus. Unter weiterer Beachtung aller Vorsichtsmaßregeln für solche Belichtungsversuche ließ Paál darauf einseitig die Lichtstrahlen einer elektrischen Metallfadenlampe auf den freien Spitzenteil einwirken. Nach zwei bis drei Stunden krümmt sich die Spitze; und der weitere Erfolg ist merkwürdig genug: nach weiteren ein bis zwei Stunden beginnt auch der verdunkelte Stumpf sich ebenfalls nach der Lichtseite zu krümmen. Nach sechs bis zehn Stunden ist das Ergebnis vollkommen klar, daß eine Leitung des Lichtreizes über die Wundstelle hinweg stattgefunden hat. Von 89 Versuchen gaben 78 diesen Ausfall. Selbstverständlich sind Kontrollversuche gemacht worden, um Fehler auszuschließen. Somit ist zu einer phototropischen Reizübertragung beim Haferkeimling die ungestörte Verbindung von Zellen und von Protoplasma nicht nötig. Wohl sind nun hier die Schnittflächen mit Gelatine bestrichen worden, doch wäre immerhin denkbar, daß dadurch eine völlig ununterbrochene Trennungsschicht nicht geliefert würde. Irgendwo könnte das Protoplasma der bloßgelegten Zellen von Stumpf und Spitze in Berührung treten. Um einwandfrei auch die fortlaufende Trennungsschicht zu verwirklichen, legte Paál ein mit zehnprozentiger Gelatine durchtränktes Scheibchen des vorigen spanischen Rohres zwischen die beiden Teile des Haferkeimlings und belichtete wie früher. Der Erfolg ist der gleiche, allerdings abgeschwächt. Die Rohrgelatineschicht hatte eine Dicke von mindestens $^5/_{100}$ bis $^1/_{10}$ mm. Der phototropische Reiz kann also durch einen fremden leblosen Stoff hindurchgeleitet werden. Es fragt sich, ob diese Leitung chemischer oder elektrischer oder noch anderer Natur ist. Diese Frage zu entscheiden, darauf zielen andere Versuche Paáls ab. Sie sind noch nicht eindeutig entschieden. So viel kann vorläufig gesagt werden, daß die Reizleitung wahrscheinlich durch gelöste, wandernde (diffundierende) Stoffe geschieht.

Dr. Günther Schmid, Halle.

Ein Jahr Hochschularchiv. Es muß der „Deutschen Studentenschaft", d. h. der Gesamtorganisation aller Studentenausschüsse, hoch angerechnet werden, daß sie einem Plane zur Verwirklichung verhalf, der seit etwa zehn Jahren von Professor Paul Ssymank in bestimmter Form vertreten wurde: der Gründung eines Hochschularchivs. In seinem ersten Anstoß gebenden Artikel, der Dezember 1912 in der „Akademischen Rundschau" erschien, wies Ssymank einem solchen Institut außer sammelnder und registrierender, dann aber auch beratender Tätigkeit positiv wissenschaftliche Aufgaben zu, die in der Förderung der „Hochschulkunde" bestehen sollten. Im Anschluß an die eben eingerichteten akademischen Auskunftsstellen oder die Kaiser-Wilhelms-Gesellschaft glaubte er, die Schaffung der nötigen Einrichtungen ermöglichen zu können. Er legte sich mithin noch nicht endgültig darauf fest, ob ein Hochschularchiv oder Hochschularchive das bessere sei, machte das vielmehr ganz von der praktischen Entwicklung abhängig. Es ist gut, daß das Hochschularchiv, das am 1. Oktober 1920 in Göttingen eröffnet worden ist, und das in Ssymank seinen wissenschaftlichen Leiter fand, ein Zentralarchiv geworden ist. Gerade so kann die Hochschulforschung am besten gefördert werden. Und ganz folgerichtig ist nun auch von der praktischen Arbeit der Auskunftsstellen völlig abgesehen worden, und man beschränkt sich lediglich darauf, alles Material über Hochschulwesen wie über das Studententum für die wissenschaftliche Bearbeitung zu sammeln. Durch das Entgegenkommen der meisten Hochschulen, Kultusministerien und vieler anderer amtlicher Stellen ist bereits ein ansehnlicher Anfangsbestand zusammengebracht, zu dem noch Ssymanks eigene Hochschulgeschichtliche Bücherei und das Archiv des Göttinger S. C. als Leihgaben hinzukommen. Notwendig werden freilich neben diesen Materialzuwendungen auch Geldbeiträge sein, und am besten werden wohl der weitere Ausbau und der Fortbestand dieser Gründung durch Reichszuschuß gesichert werden können. Erst dann kann das Hochschularchiv das werden, was seinen Schöpfern vorschwebte: ein Mittelpunkt der deutschen Hochschulforschung.

Dr. Friedrich Schulze.

Für die Frauenwelt.

Die Mode des Herbstes. Die neuen Modelinien sind reizvoll und malerisch. Boshafte Leute behaupten zwar, die Frauen versicherten dieses von jeder neuen Mode, dem ist aber nicht so. Wer sich viel mit der Mode beschäftigt, sieht manches auftauchen, was er lieber ungeschaffen wünschte, und läßt sich nicht von jeder Mode ohne weiteres gefangennehmen. Mit der herrschenden Herbst- und Wintermode aber können wir zufrieden sein. Zunächst bringt sie einmal — und das ist wesentlich und sehr zu begrüßen — den längeren Rock. Den längeren Rock — nicht den langen, denn das wäre genau so schlimm, nein, noch viel schlimmer als der sehr kurze Rock. Dieser wirkte auf der Straße, besonders bei nicht mehr ganz jungen oder ganz schlanken oder ganz gerade gewachsenen Damen oft recht unerfreulich; jener würde das auch tun und außerdem noch sehr unpraktisch sein. Nein, die Länge, die man jetzt anstrebt, ist vernünftig und gestattet doch noch, den feinen Schuh, den zierlichen Knöchel und den zarten Seidenstrumpf gebührend zu zeigen. Der Übergang zu diesem längeren Rock wird z. B. an den Nachmittags- und Gesellschaftskleidern den Anhängerinnen des kurzen Rockes noch dadurch besonders leicht gemacht, daß das eigentliche Unterkleid, wie man es schon im Sommer vielfach sah, kurz gehalten ist, und daß nur lang darüber hängende zipflige Überteile die neue Rocklänge andeuten. Diese Form des Rockes findet man bei einem Teil der Kleider, während eine zweite Richtung, die des sogenannten Stilkleides, energischer vorgeht und ihren Kleidern ohne weiteres den wesentlich längeren und um die Hüften bauschig gereihten Rock gibt. Zu ihm gesellt sich dann immer ein leicht anliegendes, fast glattes Leibchen mit flachem



Ausschnitt, so daß diese Kleider unbedingt an die Biedermeierzeit und die angrenzenden Epochen erinnern. Der weite, flache und kragenlose Schulterausschnitt ist übrigens allen Abendkleidern eigen; er zeigt nur insofern hier und da eine kleine Abweichung, als man ihn oft schief arbeitet, also an einer Seite wie leicht herabgerutscht wirkend, was sehr graziös aussehen kann. Von den neuen Jackenkleidern ist zu berichten, daß ihre Röcke Falten und Hüftpassen zeigen, und daß ihre fast immer hoch geschlossenen Jacken sehr lang und mit glockigen, oft zipfligen Schößen ausgestattet sind. Reicher Pelzbesatz und Stickerei aus schmalen Pelzstreifen oder krimmerartig wirkende, kurz geschorene Wollstickereien ergeben ihren Ausputz. Die Mäntel des Herbstes und des Winters werden weit sein, und wenn nicht ganz und gar in Capeform, wie der elegante Abendmantel es fast durchweg sein wird, so doch sehr zum Cape hinstrebend, oft mit schon beim Gürtel ansetzenden Kimonoärmeln, die, wie auch vielfach die Ärmel des Jackenkleides, die nach unten weite Pagodenform haben. Pelz bildet auch bei den Mänteln fast immer den Ausputz, nur hier und da von langen Fransen verdrängt; wo er aber gewählt wird, ist auch immer das Bestreben zu erkennen, ihn in neuer, nicht alltäglicher Weise anzubringen. Oda-Marie.

Lichtkultur. Die Sparsamkeit, zu der Krieg und Verarmung uns verurteilten, verschuldet durchaus nicht in jeder Beziehung ein Sinken unserer Lebenshaltung. Verschwendung war nicht gleichbedeutend mit Kultur. Edle Einfachheit zeugt von geläutertem Geschmack. Die Erkenntnis, daß aufdringliche Tapetenmuster barbarisch sind, daß man ein wohnliches Zimmer am besten auf einen Ton stimmt, daß ein Festgewand in die Umgebung eingepaßt, ein Straßen- wie ein Berufskleid unauffällig und zweckmäßig sein soll, war längst durchgedrungen, als wir in unserem Verhältnis zu der noch nicht in allen Häusern selbstverständlichen elektrischen Beleuchtung nur eins kannten: Verschwendung. Möglichst viele Lampen mußten brennen, die man ja so bequem durch Steckdosen an allen möglichen Plätzen des Zimmers anbringen konnte, und die Wohnungen waren die begehrtesten, in denen Speise- und Empfangszimmer mit Deckenlicht ausgerüstet waren. Das strahlte dann heller als ein Sternenhimmel, und Menschen und Dinge schwammen in Glanz. Das alles ist schon halb vergessen. Rationierung der Kohlenwirtschaft und das Anschwellen der Strompreise erzwangen Einschränkung im Lichtverbrauch. Streiks tauchten die Städte in schwarze Finsternis. Das Auge gewöhnte sich an kümmerliches Zumaß — und lernte wieder sehen. Seitdem ist in unseren Wohnungen die Lichtkultur im Aufblühen. Das Übermaß verschwand, das jede Einzelwirkung überblendete; Zweckmäßigkeit — oft zu unrecht mit Nüchternheit verwechselt — gibt die Grundlage jener ruhigen Schönheit, die ein Heim traulich macht. Eine Flamme da, wo sie erleuchten soll; — auch zwei, drei, zehn Flammen, wenn der Raum groß und hoch und die Gelegenheit festlich ist . . . Also eben nur dann. Keine Flamme als Selbstzweck, um den Eindruck zu erzeugen: wir haben es dazu. In Fürstenschlössern, wo man nicht nötig hatte, auf seinen Reichtum aufmerksam zu machen, war oftmals, der Mode zum Trotz, die Kerze — und zwar die Wachskerze, die duftende — in den alten Venezianern auch im elektrischen Zeitalter beibehalten worden. Von neuem lernten wir auch in engen Verhältnissen ihren warmen, goldenen Schein lieben, der Frauengesichtern und glänzenden Seidenstoffen vorteilhafter ist als jede andere Lichtart. Auch die Petroleumlampe, die längst als erledigt galt und verachtet wurde, gelangte aus verschiedenen wirtschaftlichen Gründen wieder in Gebrauch. Es ist mancherlei gegen sie einzuwenden: sie ist nicht die reinlichste Beleuchtungsform, verbreitet leicht Geruch, schwelt beim Verlöschen. Doch ihr kerzenähnliches, gelbes Licht tut wohl, und ihre Tragbarkeit ohne Leitschnur ist bequem. Ein Zimmer mit Petroleumlampen läßt sich in den Raumwirkungen umgestalten, indem man je nach Bedarf Plauderwinkel, Teerunden schafft. Dem kunstreich gedeckten Tisch gebührt Oberlicht. Aber es soll nicht unvermittelt niederstürzen. Die breite, in der Farbe sorgsam gewählte Seidenfalbel verhüllt dem Auge die Lichtquelle. So blinken Tischgerät und Tafeltuch in frohem Leben — betonen sich als Mittelpunkt; die Hintergründe treten verdämmernd zurück. Je nach der Stärke des Lichts und dem Umfang des Schirmes mag man allein den Tisch oder auch die um ihn sitzenden Menschen voll bestrahlen lassen. Bei einem Festessen, zu dem man in Schmuck erscheint, sollen die Köpfe und die Gewänder, Perlen und Edelsteine wie eine sprühende Girlande mitwirken. In engem, vertrautem Kreis, wo aller Wert auf das Gespräch gelegt wird, genügt der bestrahlte Tisch, der sich wie eine Insel aus den Schatten hebt; die Sprechenden lehnen gern im Zwielicht. Es macht mitteilsam. Für zwanglose Geselligkeit, für Empfänge und die späte Kaffeestunde nach einem Abendessen gliedert man die Räume, indem man hellere und mattere Lampen als Anziehungspunkte für kleine Gruppen zwischen molligen Sesseln verteilt. Unabgedämpftes reinweißes Licht in bürgerlichen Wohnungen ist pathetisch — oder es gemahnt an die peinliche Lichtdurchflutung ärztlicher Operationszimmer. Doch spare man mit rosenroten Schirmen, auch mit Lila. Beide Farben nehmen schnell fade Süßlichkeit an. Rot, Orange, Gelb wärmen das Licht; Grün sänftigt ohne Kühle. Für das Gleichmaß der Arbeitsstimmung und zum Wohl angestrengter Augen verharrt man ohne Modewechsel beim Grün; allenfalls ein dunkles Violett, das den Raum allerdings sehr verdüstert, kommt dafür noch in Frage. Eigentlich ist Violett die Farbe für Musikzimmer. Hellblaues Licht erweckt Vorstellungen von klirrendem Glas und Gletscherspalten. Sandfarbene und rehbraune Abblender tun zwar den Dienst von Grün, doch ihr ästhetischer Reiz ist schwach. Phantasieanregend, magisch gleißen Perlgehänge um die Birne oder den Glühstrumpf; für sie sind Farbenzusammenstellungen feinster künstlerischer Berechnung möglich; sie mildern das Licht und steigern durch kleine, schaukelnde Reflexe doch sein Leben. Für Leselampen farblose Perlfransen; goldene, bunte für die Plauderecke; zartgetönte, silbrige für die Bettlampe — doch für die große Hängelampe über dem Tisch, der schon mit Glas und blanken Dingen bestellt wird, nicht durch schwere und glitzernde Perlen eine Wiederholung dieses Eindrucks, sondern leichten, flatternden Seidenbehang! Anna Kappstein.

Literatur und Kunst.

Hermann Löns und die Frauen. Den Lesern von Hermann Löns' Bekenntnisroman „Das zweite Gesicht" ist die von der leidenschaftlichen Liebe des Malers Helmold Hagenrieder bis zum körperlichen und seelischen Zusammenbruch umworbene Swaantje Swantenius eine vertraute Gestalt. Nun hat sie selbst über ihre Beziehungen zu dem verheirateten Dichter, der als Freiwilliger in den Krieg zog, um den Tod und damit die Erlösung von bitterster Qual zu suchen, in dem Buche „Hermann Löns und die Swaantje" (Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin) Aufschluß gegeben, und wir können es verstehen, daß dieses Mädchen mit der poetischen Seele das Herz des Dichters so tief bewegen konnte. Die klagenden Lieder des „Kleinen Rosengartens" singen von ihr, und der „Wehrwolf", den Löns in drei fieberhaften Wochen niederschrieb, wäre ohne sie nicht das geworden, was er ist. Der Bericht über des Dichters unselige Leidenschaft für die Base seiner Frau und den zermürbenden Kampf um den Besitz des geliebten Mädchens, das sein der Frau gegebenes Wort nicht brechen und ihre Gegenliebe nicht gestehen will, ist erschütternd zu lesen. Hermann Löns ist an Swaantje zugrunde gegangen, und wir können nur an das Schicksal die Frage stellen: Mußte das sein? — Eine Ergänzung zu dem Swaantjebuch bilden „Meine Erinnerungen an Hermann Löns" von Elisabet Löns-Erbeck. Die Verfasserin, Löns' erste Frau, plaudert darin, nicht ohne Selbstverherrlichung, von dem feinen, vornehmen Menschen, dem noch immer ihre Liebe gehört, und weiß uns auch mancherlei Interessantes über des Dichters Art und Wesen zu sagen. Sie erzählt reizvolle Einzelheiten aus seinem Leben und Schaffen, die auf Löns wie aufblitzende Lichter ihren erhellenden Schein werfen. Swaantje ist

(Fortsetzung auf Seite 327.)

Das goldene Mainz

von Christian Adalbert.

Mit Bleistiftzeichnungen von R. Muth.

Ein eigenartiger romantischer Zauber liegt über dem alten Mainz am Rhein. Wer von der ehemaligen Feste Kastel kommend die Rheinbrücke überschreitet und nur einmal das prachtvolle Bild der sinkenden Abendsonne geschaut hat, die in dunkler Glut über dem Strom leuchtend hinter den Schattenrissen der Kirchen und Schloßbauten langsam verschwindet, der vermeint die Geister der Gestalten schweben zu sehen, die einst vor fast zweitausend Jahren den Grundstein zu der ehrwürdigen Stadt legten. Mit klingendem Spiel zogen die Heerscharen des römischen Feldherrn Drusus an den Ufern des Rheines entlang. Auf hoher Warte der Hügel, die jetzt das Stadtbild begrenzen, bauten sie ihre Feldlager und einen mächtigen Wartturm, der noch heute als „Drususstein" einen weiten Ausblick über die Stadt gewährt. Moguntia aurea — das goldene Mainz —, dem schon zur Römerzeit so große Bedeutung durch seine Lage am Eingang des Rheingaues zukam, gelangte zu besonderem Rufe im Mittelalter, da Bonifacius das Erzbistum Mainz stiftete und somit den Grund zur kirchengeschichtlichen Bedeutung der Stadt legte. Von den zahlreichen Erzbischöfen und Kurfürsten der kurmainzischen Länder ist wohl Willigis († 1011) am bekanntesten. Gilt er doch als der eigentliche Erbauer des Mainzer Doms, dessen Hauptgebäude zwar bald danach durch Feuer zerstört, aber im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wesentlich in ihrer jetzigen Form wieder aufgebaut wurden. Sechs kunstvolle Turmbauten, neun Kapellen und vierzehn Altäre im Innern, die durch die besondere Bauart des Domes eine ungewöhnlich weihevolle Stimmung auslösen, haben die Kirche viele Jahrhunderte zum Ziele rheinischer Wallfahrer gemacht. Auch heute noch ist der Mainzer Dom ein Bauwerk, das nicht nur dem kunstsinnigen Laien, sondern auch dem Sachkundigen der Kirchenkunst große Schätze zu offenbaren vermag. Wenn am Fronleichnamstag die Prozession am Mainzer Dom vorbeischreitet, dann glaubt man sich entrückt in die Tage, in denen die Mainzer Kirchenfürsten einen Einfluß ausübten, der dazumal den mancher weltlichen Herrscher weit überragte, und in denen ein prunkvolles Kirchenfest das andere ablöste.



Mainz vom Rheine aus gesehen.



Der Dom zu Mainz, erbaut 975—1009 von Erzbischof Willigis, der vom Papst das Vorrecht erhielt, den deutschen König zu krönen und auf allen deutschen und französischen Konzilien den Vorsitz zu führen.

Mainz war oft der Schauplatz kriegerischer Ereignisse. So wurde die Stadt im Dreißigjährigen Krieg vom König Gustav von Schweden besetzt, wenige Jahre darauf von den Kaiserlichen zurückgenommen, alsdann von den Franzosen erobert, im Westfälischen Frieden wieder zurückgegeben, bald darauf wieder von den Franzosen genommen, durch Sachsen und Bayern befreit und am denkwürdigen 21. Oktober 1792 durch Verrat in die Hände des französischen Generals Custine gespielt. Ein Jahr danach stürmten preußische Scharen unter Kalkreuth die Stadt, ein Jahr später nahmen sie die Franzosen wiederum, bis der österreichische Feldmarschall Clerfayt Mainz erneut befreite. Nachdem im Jahre 1797 die Franzosen nochmals die Stadt gewonnen hatten, fiel sie 1801 endgültig an Frankreich, unter dessen Herrschaft sie fünfzehn Jahre blieb, bis sie dann im Wiener Kongreß dem Großherzog von Hessen zugesprochen wurde, allerdings unter der Bedingung, daß sie in militärischer Hinsicht eine deutsche Bundesfestung bleibe und von österreichischen, preußischen und hessischen Truppen besetzt würde. Im Jahre 1866 verließen natürlich die Österreicher die Stadt, während danach preußische und hessische Truppen bis zum Weltkriege die Garnison bildeten. Im Dezember 1918 hielten die Franzosen abermals ihren Einzug, diesmal als Besatzungstruppe auf Grund des Deutschland nach dem Umsturz aufgezwungenen Waffenstillstands.



Alt-Mainz, die Augustiner Straße.



Der Marktbrunnen.

Die politischen Verwicklungen haben trotz allem nicht vermocht, den Aufstieg der Stadt zu hemmen. So hat die sogenannte „Neustadt", die außerhalb der ehemaligen Festungswerke entstand, prachtvolle breite Straßen aufzuweisen und auch auf den ehemaligen Wällen sind zahlreiche vornehme Villen entstanden, die, von anmutigen Anlagen umgeben, den Eindruck einer frohen, grünen Gartenstadt erwecken.

Durch die Lage an der Grenze des besetzten Gebietes hat auch Mainz als Umschlagsplatz große Wichtigkeit erlangt, während Bevölkerung und Handel der Stadt naturgemäß an den schweren Lasten der Besatzung viel zu tragen haben. — Gewaltige Industriewerke der verschiedensten Wirtschaftsgebiete schließt Mainz in seine Mauern. Da sind die große Waggonfabrik der Gebrüder Gastell — eine der ältesten in Deutschland —, der Sichel-Konzern, die Römheld'schen Eisenwerke, das Haupt der Hommel-Werkzeugfabriken und viele andere bedeutende Firmen der Schwerindustrie. Auch die Mainzer Verlagsanstalten, besonders Schotts Söhne als Wagner-Herausgeber, die Leder- und Möbelfabriken haben europäischen Ruf. Ganz besonders aber gilt Mainz seit vielen Jahrhunderten als Mittelpunkt des deutschen Weinhandels. Was im Rheingau an köstlichen, rassigen Hochgewächsen gedeiht, was an edlen Schloßabzügen der rheinischen Herrensitze geboten wird, was die nahen rheinhessischen Weinberge an milden und feurigen Weinen hervorbringen, das gelangt durch den Mainzer Weinhandel auf den Weltmarkt. Tagtäglich wandern von Mainz aus viele Tausende von Flaschen mit der Bahn oder den Rheindampfern nach allen Ländern der Erde. So ist auch die bedeutendste deutsche Sektkellerei (Kupferberg) in Mainz zu Hause. Auf der Mathilden-Terrasse, die in erhöhter Lage nicht nur die ganze Stadt, sondern auch weite Teile des Umkreises beherrschend überragt, liegt das Verwaltungsgebäude des bekannten Welthauses. Unter ihm ziehen sich in sieben Schichten unter der Erde bis weit in das Innere der Stadt die Kellereien hin, in denen das „flüssige Gold" in unendlicher Fülle aufgestapelt lagert. Sechzig Keller und zahlreiche Lagerbauten bilden das ganze Anwesen, zu dessen Durchwanderung der Besucher etwa anderthalb Stunden Zeit braucht. Ein wahres Bergwerk sind diese Kellereien; sie gelten mit Recht als eine der größten Sehenswürdigkeiten am Rhein. Scherzhaft wird oft behauptet, daß das goldene Mainz seinen Beinamen von „Kupferberg Gold" erhalten habe, dessen Hersteller ja seit vielen Jahrzehnten einen so regen Anteil am Aufblühen der Stadt genommen haben.

So war es das Verdienst des Hauses Kupferberg, die Verwendung von „Riesling"-Weinen — der edelsten deutschen Traubensorte — zur Sektbereitung auszugestalten, dadurch der gesamten deutschen Sektindustrie den Weg zu zeigen, sich vom Einkaufe ausländischer Weine unabhängig zu machen und so dem deutschen Sekt auf dem Weltmarkte einen Ruf zu verschaffen, mit dem der französische Schaumwein (auf Grund seiner wesentlich weniger wertvollen Rohweine) nach Ansicht der Kenner jetzt nicht mehr wetteifern kann.

Auch aus geschichtlichen Gründen bilden die Kupferberg-Kellereien den Zielpunkt vieler Besucher des Rheins, befanden sich doch in den denkwürdigen Tagen vom 2. bis 7. August 1870, als die deutschen Heere siegreich nach Frankreich zogen, das Hauptquartier des Bundesfeldherrn Wilhelm von Preußen in Mainz und die Wohnung wie das Stabsquartier des Kanzlers von Bismarck im Hause Kupferberg. Auch der Sitz des unter seiner Leitung stehenden Auswärtigen Amtes mit den Räten von Keudell und Abeken war in diesem alten Patrizierhause, in den gleichen Räumen, wo heute die Kommerzienräte Kupferberg und Krusius die Geschicke der bedeutenden Werke leiten.

Viele Erinnerungen bewahren die Mainzer von diesen Tagen, so besonders die Nacht vom 7. August, als das Haus Kupferberg alarmiert wurde und ein Meldegänger den anderen ablöste, um Bismarck die ersten Siegesnachrichten von Spichern und von Wörth zu bringen. Nur mit wehmütigen Gedanken liest jeder Deutsche die bronzene Gedenktafel, die, von Künstlerhand gefertigt, außen an dem mit dem Verwaltungsgebäude verbundenen Wohnhause an jene Zeit von Deutschlands Stolz und Größe erinnert.

Noch ein anderer großer Name ist mit der Stadt Mainz verknüpft, wenn auch sein Wirken fern von kriegerischen Taten lag: Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst, war ein Mainzer. Allerdings streitet auch die Stadt Straßburg im Elsaß um den Ruhm, den Erfinder der schwarzen Kunst ihr eigen nennen zu dürfen, namhafte Forscher halten aber dafür, daß dem „Johannes (Henne) Gensfleisch zum Gutenberg" oder kurz Johannes Gutenberg zu Mainz zweifelsfrei die Erfindung zukomme.

So hat ihm auch Thorwaldsen in Mainz gegenüber dem Stadttheater ein Denkmal gesetzt, und ein großes Gutenberg-Museum am Rheine birgt zahlreiche wertvolle alte Typen und Drucke von des Meisters Hand. —

Begreiflicherweise wird auf dem Rheine reger Sport getrieben. Es ist ein prächtiges Bild, die langen, schmalen pfeilschnellen Rennboote des Mainzer Rudervereins über den Strom schießen zu sehen, bemannt mit sehnigen, sonngebräunten Gestalten. Viele Erfolge haben die Mainzer Ruderer aufzuweisen, vor dem Kriege auch im Auslande, und die Überlieferung des guten, klassischen Wassersports wird von Generation zu Generation weitergepflegt. Bietet doch auch der landschaftlich unvergleichlich schöne alte deutsche Rhein einen prächtigen Rahmen dafür, wie für alle Wasserfreuden überhaupt.

Motorjachten und große Vergnügungsdampfer fahren den ganzen Sommer von Mainz aus nach dem Rheingau, vorbei an den sagenhaften Raubritterschlössern und den sonngeküßten Weinbergen. Und alle zeigen sie stolz die schwarz-weiß-rote Handelsflagge, die von der Besatzungsbehörde für Schiffe auf dem Rheine, nicht aber zu Lande, gestattet ist . . . . .



Der historische Pulverturm auf dem Gelände der Sektkellerei Kupferberg.



CHANTARELLA

Chantarella ist die Perle Europas. Wenn die Dichter und die Maler sich über die Frage einigen müßten, an welchem Orte man die Schönheit der Natur am tiefinnigsten genießen kann, so müßte ihre Wahl auf diese Engadiner Landschaft fallen. Sie ist erhebend und beglückend, sie gibt der suchenden Seele die Ruhe und läßt jedes Menschenherz freudiger schlagen.

Chantarella ist eine Höhe oberhalb von St. Moritz. Ein sanft gewelltes, hügeliges Gelände am Bergabhang. Hier steht in feierlicher Stille von 2000 Meter Höhe ein schönes, in die Landschaft sich fügendes Haus. Sein Erbauer, Oberst Thoma-Badrutt, ein sportsfreudiger und sportskundiger Mann, hat aus Liebe zu dieser Landschaft hier oben eine Welt erschaffen. Chantarella ist ein muster- und meisterhaft geführtes Haus. Es hat den Charakter eines Sanatoriums. Wie es weltliche Klöster gibt, könnte man dieses Haus ein weltliches Sanatorium heißen. Es ist mit den raffiniertesten Heilapparaten ausgestattet und mit dem grandiosesten Komfort der modernen Therapie versehen. Aber seine wunderbarsten Heilfaktoren sind Sonne und die Höhe. Sie geben jene physikalischen Heilpotenzen, die dem oft geäußerten Wunsch des Professor Dr. Erb-Heidelberg, in solcher Höhe ein Sanatorium errichtet zu sehen, vollständig entsprechen. Tatsächlich ist Chantarella das höchstgelegene Sanatorium Europas. Als solches ein lange nicht genug gekanntes, lange nicht genug seinem wahren therapeutischen Werte nach geschätztes Unikum unter den wundertätigen Heilfaktoren der Welt. Die Wissenschaft kennt heute schon die fast märchenhafte Wirkung, die die Höhensonne des Hochgebirgsklimas auf den kranken Organismus ausübt. Ob das Herz oder ein anderes Organ des menschlichen Mechanismus krank ist, ob chronische Katarrhe, Atmungsbeschwerden, Blut-, Drüsen- und Darmkrisen vorliegen, ob es sich um Stoffwechsel- oder Nervenleiden, um kranke Knochen oder kranke Seelen handelt, die Höhensonne heilt und rettet noch dort, wo alle andern Mittel versagen. Aber wie wenige heilbedürftige Menschen wissen, daß es einen Ort der Erde gibt, Chantarella geheißen, der ein Wundertempel der göttlichen Sonne ist?



Drei Faktoren gibt es hier, die Chantarella zu einem Eden der heilbedürftigen Menschheit machen: Die Sonne, die Ruhe, die Schönheit! Es gibt ohne Zweifel visuelle Eindrücke, die auf die Seele wirken und wie durch ein Wunder Kranke zu heilen vermögen. Die Ruhe, die man auf Chantarella genießt, wäre gewiß nicht so heilkräftig, wenn sie nicht eine Ruhe in vollkommener Schönheit wäre. Chantarella ist das ganze Jahr geöffnet. In jeder Jahreszeit empfängt es das Heer der Überarbeiteten, der müd-zerquälten, erholungsbedürftigen Nervösen, die die Stadtverzweiflung liefert. In jeder Jahreszeit kann man in Chantarella die Wunderwelt des Hochgebirges mit tiefem Entzücken genießen. Das Auferstehen der Natur im Siegeslicht des Frühlings, das Blütenprangen des Sommers mit ungezählten Blumenkelchen, in denen der heiße Trank der Sonne ruht, der gesättigte Sonnenduft endlos schöner Herbstwochen mit dem flügelbunten Volk der Wiesen, das bald feierliche, bald rätselvolle Klingen in Eis und Schnee der gigantischen Winterwelt, über die ein enzianblauer Himmel sich herrgottsjauchzend spannt, ein ewiges Schauspiel mit tausendfachen Variationen ist den Gästen von Chantarella auf ihren Balkonen und Terrassen, die zweckmäßig nach den Gesetzen der Sonnenkur errichtet sind, dargeboten.

Wenn man mit der Drahtseilbahn, die hinter dem Schulgebäude von St. Moritz emporführt, die Höhe erklommen hat, betritt man eine vom Luxusort St. Moritz ganz getrennte und verschiedene Region. Eine Welt der beseligenden feierlichen Stille, die sich wie die Hand Gottes auf müde Seelen und kranke Herzen legt. Man geht auf schöngebahnten Wegen, die vom Sanatorium durch Wald und Wiesen der anmutigen Hügellandschaft führen, die hier an der Brust des mächtigen Bergkolosses schlummert. Tief unter einem liegt die bunte Weltlichkeit von St. Moritz mit seinen Hotelpalästen, in denen lautes Leben herrscht. Hier schwebt man hoch über diesem eleganten Jahrmarkt aller Eitelkeiten. Ja, hier oben hat man auch als simpler Fußwanderer das himmlische Gefühl des Schwebens. So leicht ist die Luft. Es ist, als könnte man sich jeder Zeit vom Boden erheben, sich frei in die Luft emporschwingen, die Brust der Sonne entgegen. Es gibt keine beschwerte Seele, es gibt kein müdes Herz, das diesen Anblick der Berge, Seen und Wiesen vor Augen in Sonne und Luft gebadet, sich nicht entlastet und befreit fühlen würde. Die ganze Landschaft wird hier zum Sanatorium. Jeder Schritt, den man hier macht, führt einen der Genesung entgegen. Das Auge, müd vom Schauen, grüßt den letzten Sonnenstrahl, den Kranken umfängt der Frieden der Nacht und er genießt hier den langentbehrten stärkenden Schlaf.

Wohl steht die ärztliche Wissenschaft, die die Wirkung der Höhensonne studiert, noch am Anfang ihrer Entdeckungen. Aber schon dieser Anfang der Heliotherapie ist von der ungeheuersten Bedeutung. In Chantarella wurde bereits eine Menge von ärztlicher Forscherarbeit auf die Ergründung der physiologischen Wirkung des Hochgebirgsklimas verwendet. Ein Stab berühmter Aerzte hat hier bei systematischen Sonnenkuren höchst bemerkenswerte Heilungen erzielt. So ist Chantarella ein Leuchtturm, der den Weg in die Zukunft der Klimato- und Heliotherapie erhellt. An den Pforten des Hauses, als Wächter zum Lande der Genesung, stehen die Erzengel des Lichts: Ruhe in Schönheit, sonniger Friede, Stille über dem Lärmen des Alltags. Sind das nicht Zaubermittel für den kranken Menschen, die ihrer Wirkung sicher sind? Und welcher Mensch kann jetzt von sich behaupten, daß er von Leid und Leiden der dunklen Gegenwart verschont geblieben ist? Wer braucht nicht Heilung von irgend einem Ungemach, von schweren Verlusten auf den Schlachtfeldern des Lebens? Es gibt auf der Welt jetzt nur mehr oder minder kranke Menschen. Mehr oder minder vom Schicksal Geprüfte. Sich aber wirklich gesund und arbeitsfroh fühlen, das Dasein mit wiedererwachten Kräften dankbar empfinden, losgelöst von allem Kummer der Erdenschwere aufatmen dürfen und mit neuem Tatenwillen gestärkt, an Pflicht und Arbeit gehen, das lehrt die hohe Schule von Chantarella. Wer jemals dieses von allen Göttern gesegnete Haus betreten hat, behält im Herzen die tiefe Sehnsucht nach Wiederkehr. E. L.

(Fortsetzung der „Literatur und Kunst“ von Seite 324.)

die bei weitem größere Künstlerin. Bei ihrer Schilderung des zur Katastrophe treibenden Liebesverhältnisses spürt man das dämonische Walten des Verhängnisses. Nun fehlt noch die Beichte von Löns' zweiter Frau Grete, dann wissen wir Bescheid darüber, was am „Zweiten Gesicht“ Wahrheit und Dichtung ist. Dr. Arthur Ploch.

Theaterliteratur. Julius Bab: „Der Wille zum Drama.“ Neue Folge der „Wege zum Drama“. Deutsches Dramenjahr 1911/18. (Verlag von Oesterheld & Co., Berlin.) Der auf dramaturgischem und theatergeschichtlichem Felde seit einer Reihe von Jahren als Schriftsteller mit anerkanntem Erfolg tätige Verfasser versteht es, dieser Sammlung von Abhandlungen, die zum größten Teil auf Grund von Tageskritiken entstanden zu sein scheinen, durch raffinierte Politur Anspruch auf bleibende Beachtung zu verschaffen. Sein vorsichtig abwägendes, ehrlich nach Objektivität strebendes Urteil vermag es, sich einen gläubigen Leserkreis zu sichern, und fordert nur selten, wie beispielsweise bei der ganz unverständlichen Überschätzung eines so fragwürdigen Massenproduzenten wie Georg Kaisers, direkt zum Widerspruch heraus. — Julius Bab: „Neue Kritik der Bühne.“ Dramaturgische Grundlegungen und Ausführungen. (Verlag von Oesterheld & Co., Berlin.) In diesem neuen Sammelband von in meist sehr angesehenen Zeitschriften innerhalb des letzten Jahrzehnts veröffentlichten Aufsätzen will der Verfasser mehr noch als in früher erschienenen Schriften den Befähigungsnachweis zum Schaffen von Theaterkulturbeiträgen von bleibendem Wert erbringen. Zwar geht er, zumal da er sich keineswegs über Mangel an zu beschränkter Selbsteinschätzung seines geistigen Vermögens zu beklagen braucht, dabei nicht immer mit einem gründlich geschliffenen Handwerkszeug an die Arbeit, das allerhand Rostflecken vermeiden läßt, doch bleibt genug Material übrig, an dem Fachmann und Laie noch nach Jahr und Tag Interesse finden werden. Aus der stattlichen Reihe von Aufsätzen, die in drei Gruppen eingeteilt sind („Die Dichtung des Dramatikers“, „Die Kunst der Bühne“ und „Die Organisation des Theaters“), verdienen die an der Spitze stehende Abhandlung „Die sprachkünstlerischen Wurzeln des Dramas“ und die scharfkantigen Betrachtungen über „Grenzbestimmungen der Bühnenkunst“ besonderen Beifall. Weniger Zustimmung wird Bab mit den Auf-

sätzen über die Theaterorganisation unserer Zeit finden. — **Ernst Stern und Heinz Herald:** „Reinhardt und seine Bühne." Bilder von der Arbeit des Deutschen Theaters. (Verlag von Dr. Eysler & Co., Berlin.) Die in mancherlei Hinsicht einzigartige Bedeutung, die Max Reinhardt im Bühnenwesen des letzten Jahrzehntes von Freund und Feind zuerkannt wird, rechtfertigen ohne weiteres eine monographische Würdigung seines Schaffens, wie sie in diesen „Bildern von der Arbeit des Deutschen Theaters" geboten wird. Hat man sich von der aus Hugo Hofmannsthals bizarrer Feder stammenden, in Fremdwörtern förmlich schwelgenden Vorrede erholt, dann nehmen die Herausgeber, von einigen federgewandten Bühnengrößen erster Klasse wirksam unterstützt, den Leser mit artiger Überlegenheit bei der Hand, um ihn hinter den Vorhang und hinter die Kulissen der Reinhardtschen Theaterwelt zu führen. Zwar keine Lobhudelei, aber doch ein Hymnus auf diesen kleinen Teufelskerl, der vermöge seiner ebenso ungewöhnlichen wie vielseitigen Phantasie, seiner unermüdlich neue Wege findenden Geistesgaben und suggestiv-starken Energie es verstanden hat, nicht nur der Berliner Theaterwelt, sondern auch der ganzen Inszenierungskunst unserer Zeit einen eigenartigen Stempel aufzudrücken, klingt uns aus den mit Federzeichnungen und Photographien sehr wirksam illustrierten Seiten entgegen. — **Professor Adolf Winds:** „Die Technik der Schauspielkunst." Mit 14 Abbildungen im Text. Zweite, neu bearbeitete Auflage. (Verlag von Heinrich Minden, Dresden.) Der Name des Verfassers, der vermöge seiner langjährigen und fruchtbaren Praxis als Schauspieler und Oberspielleiter in Theaterkreisen noch immer einen guten Klang besitzt, und der sich durch sein umfangreiches Werk „Der Schauspieler" auch sowohl als Schriftsteller wie als Theaterhistoriker Respekt zu verschaffen wußte, bürgt für eine echt fachmännische Behandlung des schwierigen Stoffes. Wenn nun zwar auch der beschränkte Umfang des Bandes eine durchaus erschöpfende Behandlung des komplizierten Arbeitsgebietes nicht zugelassen hat, so ist dem Verfasser doch nachzurühmen, daß er, über die Grenzen eines Grundrisses für die Praxis hinausgehend, es verstanden hat, allgemein interessierende Abhandlungen von ästhetischem Wert zu schaffen. — **Bernhard Shaw:** „Dramatische Werke." Gesammelt in 5 Bänden. (Verlag von S. Fischer, Berlin.) Der als Dramenschöpfer wie als kunstkritischer Federheld von rücksichtsloser Überzeugungs-

reue schon seit Jahren weit über die Grenzen seiner irisch-englischen Heimat hinaus ühmlich bekannte Kampfgeist, in dem sich überlegene satirische Begabung mit benso vielseitigem wie gründlichem philosophischen Wissen in ganz seltener Weise aaren, wird hier von seinem wagefrohen deutschen Verleger in einer splendid ausestatteten, gegen die frühere noch um zwei Bände vermehrten Ausgabe auf den Markt gebracht. Während der 4. Band neben einigen scharfpointierten Prosaeiträgen aus dem verhältnismäßig noch wenig anerkannten Schmerzenskind Shaws, er vieraktigen Komödie „Mensch und Übermensch“, besteht, wird der 5. Band aus er schon wieder verschollenen Komödie „Major Barbara“ und dem dafür um so erolgreicheren Fünfakter „Der Arzt am Scheidewege“ gebildet. Beiden Bühnenwerken eht ein Kommentar voraus, der das funkelnde Selbstbewußtsein des in seiner Art ur Zeit wohl einzigen Irländers in prächtiger Durchschlagskraft zeigt. — **August Strindbergs Bühnenwerke.** In neuer Übersetzung von Heinrich Goebel. 1. und 2. Reihe zu je 6 Bänden. (Verlag von Oesterheld & Co., Berlin.) Der hochangesehene Vermittler nordischer Literaturschätze, in dem sich reiches philologisches Wissen mit sorgfältig geschultem stilistischen Können und mit einem in der modernen Gelehrtenwelt nicht häufig anzutreffenden wirklichen Scharfblick für die Praxis des Bühnenwesens glücklich vereinen, hat die Aufgabe, eine im deutschen Theaterleben unbedingt brauchbare Ausgabe der dramatischen Dichtungen Strindbergs zu liefern, glänzend gelöst. Die vertraulichen Beziehungen, die Professor Goebel seit Jahren mit der Geisteswelt des schwedischen Meisters verbinden, sowie sein Eindringen in die technischen Apparate des trotz aller Eigenart gesuchter Originalität ferngebliebenen und kampfesfrohen nordischen Poeten lassen diese neue Übersetzung trotz mancherlei Druckfehler fast uneingeschränkt empfehlenswert erscheinen. Die uns vorliegenden beiden Reihen umfassen folgende Dichtungen: 1. Reihe „Der Totentanz“, „Gespenstersonate“, „Rausch“, „Advent“ und „Vier Einakter“. 2. Reihe „Ostern“, „Unwetter“, „Die Brandstätte“, „Pelikan“, „Die Kronenbraut“, „Fräulein Julie“ und „Gläubiger“. — **Herbert Eulenberg:** „Mein Leben für die Bühne.“ (Verlag von Bruno Cassierer, Berlin.) „Ich habe mir meine Begeisterung wie meine Galle darin von der Seele geschrieben“, bekennt der als expressionistischer Theaterdichter mit heißem Bemühen







schon seit Jahren um die Palme ringende Schriftsteller in einer effektvoll ausgestatteten Selbstanzeige dieses Buches, dessen Titel bereits erkennnen läßt, daß man nüchterne kritische Erörterungen vergeblich darin suchen wird. Dagegen tritt uns der von „seiner Kunst", von „seinem Stil", von seinem Geist und Können felsenfest überzeugte, sich mit den Großen im Reiche der Dramenkunst gar gern in einem Atem nennende Autor mit ungeschminkter Offenherzigkeit fast in jedem Abschnitt entgegen, um zwar häufig zum Widerspruch, öfter auch zum Lächeln zu reizen, immer aber ein unterhaltsames Literaturfeuerwerk abzubrennen. Und das ist ja wohl der erste Zweck dieser Übung, deren markanteste Abschnitte, „Wie ich gespielt werden möchte" und „Über den Unwert der Tageskritik" das Motto „Viel Lärm um Nichts" fraglos vertragen würden, indessen das 6. Kapitel, „Drei Dichter Wiens", eine weit echtere Wärme ausstrahlt, als man sie sonst bei diesem so oft und gern etwas verschrobenen „Kulturarbeiter" zu finden gewohnt ist. — Dr. Max Pohl: „Vierzig Jahre Rampenlicht." (Kulturverlag, G. m. b. H., Berlin.) Im Rahmen einer Sammlung von kleinen Selbstbiographien volkstümlicher Persönlichkeiten, betitelt: „Wie ich wurde", erschien diese Schilderung des Lebenslaufes und der künstlerischen Ausbildung des bekannten Berliner Schauspielers, der als langjähriges Mitglied des einstigen Königlichen Schauspielhauses und als jetzige Hauptstütze des reichshauptstädtischen Staatstheaters sich einen guten Namen zu schaffen verstand. Der diesem Künstler angeborene Zug gewinnender Liebenswürdigkeit dominiert selbst in diesen Erinnerungen, die auch durch den Illustrationsschmuck nicht wesentlich über gewohnte Alltagskost hinausgehoben werden. — Adolf Winds: „Quer über die Bühnen." (Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.) Der Verfasser bietet in diesem zierlichen Bändchen einen buntfarbigen Strauß von Reminiszenzen. Von den am Ende der sechziger Jahre liegenden Tagen, da Winds in Wien den Rock des Kaufmannslehrlings an den Nagel hing, um, einem heißen Drange folgend, das Heil in einer Theaterschule zu suchen, bis in die Weltkriegsperiode, in der er in Leipzig dem alten Kunsttempel am Fleischerplatz den Rücken kehrte, läßt er in frischem Plauderton seine Bühnenerinnerungen aufmarschieren. Auch allerhand Kulissenanekdoten fehlen nicht und werden vornehmlich im Reiche der Schminke freundlichen Beifall finden.

Prof. Otto Sonne.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Anzeigenteil Ernst Medel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 2. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON I. I. WEBER IN LEIPZIG

Nr. 4059 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 157. Band

 Nummer 4059. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4059. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 M (Ausland 75 M). Preis dieser Nummer 5 M 50 ₰ (Ausland 13 M 50 ₰). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 M; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 20. Oktober 1921.



Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Handelskammer zu Berlin

Handels-Hochschule Berlin

Das amtliche Verzeichnis der Vorlesungen und Uebungen im Winter-Semester 1921/22 nebst Stundenübersicht ist erschienen und kann zum Preise von 1,— Mk. durch die Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin W. 10, oder vom Sekretariat der Handels-Hochschule (Berlin C. 2, Spandauer Straße 1) bezogen werden.
Erste Immatrikulation: Sonnabend, den 22. Oktober. Beginn der Vorlesungen u. Uebungen: Montag, den 24. Oktober.
Der Rektor: Prof. Dr. Martens.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg. **Pädagogium, Landschulheim** auf deutscher u. christlicher Grundlage. — Gegründet 1873
Kleine Klassen, real u. realgymnast. Ziel: Vorbereitung auf alle Klassen bis Obersekunda. Streng geregeltes Internat familiären Charakters. Beste Pflege, Unterricht und Erziehung. Ökonomie. Sport. Wandern. Bäder im Sanatorium. Fernruf: Lähn 4. Propekt frei durch die Direktion.

Kunst-Haus Dahlheim
Berlin, Potsdamer Str. 118b
Gemälde höchsten Ranges
und solche zukunftsreicher Künstler.

Soeben erschienen!

Rabindranath Tagore

gesammelte Werke auf gutem Papier gedruckt in 8 schönen Halbleinenbänden 200 Mk., in 8 besonders geschmackvollen Ganzleinenbänden 260 Mk.

Inhalt: Bd. 1: Gärtner (Liebesgedichte) / Gitanjali (Sangesopfer). Bd. 2: Fruchtlese / Der zunehmende Mond (Mutter und Kind) / Gabe des Liebenden. Bd. 3: Sanyasi / Chitra (Ein Spiel) / König der dunklen Kammer (Ein Akt) / Das Postamt (Bühnenspiel). Bd. 4: Nach der Erfüllung (Erzählungen). Bd. 5: Schiffbruch (Roman). Bd. 6: Heim und die Welt (Roman). Bd. 7: Sadhana. Der Weg zur Vollendung / Nationalismus. Bd. 8: Die Persönlichkeit (Aufsätze) / Flüstern der Seele (Vorträge) / Verirrte Vögel (Aphorismen) / Dazu eine einführende Biographie von Prof. Meyer-Benfey.

Zum ersten Male gelangt jetzt die Gesamtausgabe der Werke Tagores zur Ausgabe. In unserer Zeit, die so wenig Vollendetes hat, steht die **überragende Persönlichkeit Tagores** als ein Einheitliches und Ganzes da. Graf Keyserling urteilt im „Tag": . . . *„Auf Tagores Stimme hört die ganze Welt, in allen Erdteilen wird er gleichmäßig verehrt."*

Ich liefere diese Ausgabe, von welcher 4 Bände erschienen sind und der Rest in einigen Wochen folgt, jeweils nach Erscheinen, auf Wunsch auch gegen Monatszahlungen von **30 Mk.** Zahlkarten kostenlos (Postscheckkonto 20749).

Buchhandlung Karl Block, Berlin SW. 68, Postfach Nr. 150.

Fördernd

sind **Handschrift-Analysen,** wie sie der Verfasser von „Seelen-Aristokratie" (450 Seiten) intim **ausarbeitet.** Seit 24 Jahr. **Prospekt.**
Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

Schriftsteller! Komponisten!
Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen, Gedichte, wissenschaftliche Arbeiten, sowie neue Kompositionen übernimmt
Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden

Bücher,

von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Kurt Martin Weinböhla b. Dresden.

Menschen

kenntnis — Redekunst — Fernkurse. — Prosp. direkt vom Verfasser:
Otto Siemens Selbstverlag, Leipzig 71.

Briefmarken-Auswahl ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto.
Höchste Bezahlung für Ankauf.
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken

Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13, Postschließfach 6.

Almanach des Georg Müller Verlags

8° 150 Seiten und zahlreiche Abbildungen.
Preis 50 Pfg.
Umschlagzeichnung von Emil Preetorius.

Aus dem Inhalt: Wedekind, Notiz über Berlin / Weigand: Novellen / Hanns Heinz Ewers: Pancho Villa läßt sich rasieren. Mit vielen Abbildungen von Alfred Kubin, Hans Pape, Eduard Ege, Werner Schmidt, Hans Halm, Hans Gött, Otto Schoff.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verlage

Georg Müller Verlag, München, Elisabethstraße 26.

Oskar Gerschel's

Buchhandlung u. Antiquariat G. m. b. H.
Stuttgart

Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert.

Neueste Lagerkataloge: Nr. 92. **Alte Drucke.** Jll. Bücher d. 15. bis 18. Jahrh. Inkunabeln und Miniaturen (ca. 1100 Nrn.). Preis Mk. 5.—.

Nr. 94. **Germanistik.**
Ältere dtsche. Literatur. Märchen u. Sagen. Sprachwissenschaft. Enthält hauptsächlich die Bibliothek von † Prof. Hermann Fischer-Tübingen.

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis.
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst.
Versandhaus G. Röhr, Mellhagen i. Holstein. f.

Neue Steuern

erinnern jeden daran, eine besser bezahlte Stellung und ein **höheres Einkommen** zu erstreben. Gute Allgemeinbildung und Examina oder umfassende Fachbildung sind dafür unerläßlich. Die Methode Rustin bereitet mit tausendfach bewährter Praxis auf alle Prüfungen durch Selbstunterricht schnell und sicher vor. Mitarbeiter: 5 Direktoren, 22 Professoren höherer Lehranstalten. Gründliche kaufm. Ausbildung, technische Fachbildung. Persönl. briefl. Fernunterricht ohne Berufsstörung. **Für alle Berufsklassen** sind unsere Prospekte wichtig, die Sie unter Angabe von Stand u. Beruf kostenfrei erhalten. **Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam - N 7.**



Penkala

Gold-Füllfederhalter
sowie der immer gespitzte
Penkala Füllbleistift
in guter alter Qualität in allen besseren Schreibwarenhandlungen zu haben.

Briefmarken und Notgeld
Preisliste kostenlos. Max Herbst, Markenhaus, Hamburg Z.

Echte Walthorius Hienfong-Essenz
(Destillat) extra stark 12 Fl. Mk. 25,—, bei 30 Fl. Mk. 60.— franko. Zu haben in Apotheken und Drogerien, wo nicht, direkt vom **Laboratorium E. Walther, Halle a. S. 8 — Trotha.**



AMSTERDAM
PASSAGIER-, POST- UND FRACHTDIENST NACH
SÜD-AMERIKA
RIO DE JANEIRO · SANTOS · MONTEVIDEO
BUENOS AIRES
CUBA, MEXICO, NEW ORLEANS
HAVANA · VERA CRUZ
FRACHTDAMPFER NACH OBENGENANNTEN HÄFEN,
PERNAMBUCO UND BAHIA
REGELMÄSSIGER FRACHTDIENST NACH
NEW-YORK

Alle Auskünfte über Passage und Fracht durch die Gesellschaft in Amsterdam oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen.



BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.
Pension Kurfürsten-Eck
40 gedieg. eingер. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

Bad Blankenburg, Thüringerwald.
Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Dr. Warda · Villa Emilia
Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Friedrichshafen am Bodensee.
→ **Kurgartenhotel.** ←
Haus ersten Ranges mit allen Einrichtungen der modernen Hoteltechnik. Direkt am See gelegen. Pensionsvereinbarung von Mk. 65.— aufwärts. Das ganze Jahr geöffnet.

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. —Prospekte frei.—

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**
bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Wigger's Kurheim
Partenkirchen
Leitende Ärzte:
Dr. H. LYDTIN * Dr. R. MEYER
Kurmittelhaus das ganze Jahr geöffnet.

Luzern Kurhaus Sonnmatt für Erholungsbedürftige. Verdauungsleid., Herzkranke. Vorzügl. Verpflegung. Prospekt.

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach. Höhenluftkurort, 576 m. Radiumkuren, Radium-Schrothkuren. Vollbetrieb ab 1. März. Prospekte.

Kurhaus Dr. Rohrbach
Cassel - Wilhelmshöhe
(früh. Sanat. Dr. Wiederhold)
Anst. für Physik.-Diaet. Heilmeth., Psychotherapie, Radium-Bestrahlung, bes. bei Basedow, Trinkkuren a. Art. Orig. Zanderinst. f. schwed. Heilgymn. u. Massage. Prospekte frei.

San.-Rat Dr. Hans Stoll's Sanatorium Alicenhof für **Herzkranke und Aderverkalkung** Bad Nauheim 9 — Prospekt —



Tannenhof
S.-R. Dr. Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda in Thüringen.

Gegen Gicht, Rheuma,
Kaiser Friedrich Quelle
Offenbach (Main)
Blasen-, Nieren- u. Gallenleiden.



„Diana" Wideburg & Co., Eisenberg 4 S.-A.
Züchterei u. Handlung edler Rassehunde.
Versand aller Rassen (Begleit-, Wach-, Jagd-, Schosshunde). Rassereinheit, gesunde Ankunft garantiert. Illustrierter Katalog M. 3.— (auch Marken).

Allgemeine Notizen.

Südamerika für die deutsche Wissenschaft. Es verdient in Deutschland bekannt zu werden, in welch dankenswerter Weise die deutschen und deutsch-freundlichen Kreise Südamerikas ihre Hilfsbereitschaft gegenüber der Not der deutschen Wissenschaft betätigen. Schon zu Ende des letzten Jahres führte der Deutsche wissenschaftliche Verein in Buenos Aires der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft als Ergebnis einer Sammlung mehr als 200000 Mk. zu. Vorsitzender des Vereins ist Dr. Merzbacher, ein sehr angesehener Nervenarzt und Physiker aus Buenos Aires. In diesem Jahre ist eine Wiederholung der Sammlung geplant. In Brasilien ist eine ähnliche Sammlung unter Leitung des auch in Berlin bekannten Advokaten und Journalisten Dr. Assis Chateaubriand im Gang, die gleichfalls einen guten Erfolg verspricht. Auch aus Chile, und zwar bisher aus Valparaiso und der kleinen deutschen Kolonie Antofogasta sind erfreuliche Beträge eingegangen. Hervorzuheben ist, daß die Filialen der Deutschen Überseeischen Bank sich großes Verdienst um diese Sammlungen erworben haben.

Die wissenschaftliche Ausbildung in Innsbruck genießt anerkanntermaßen eines ausgezeichneten Rufes, und es ist der außerordentliche Zustrom reichsdeutscher Studenten nach Innsbruck im Interesse der Vertiefung der kulturellen Einheit diesseits und jenseits der österreichisch-deutschen Grenze mit lebhafter Freude zu begrüßen. Ein erhöhter Besuch der Innsbrucker Hochschule durch reichsdeutsche Studenten wird dagegen mit Rücksicht auf die bekannten Wohnungs- und Ernährungsschwierigkeiten im Sommer nicht gewünscht. Sicherzustellen ist ein gleichmäßiger Besuch im Sommer und Winter. Über Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse gibt der Vorstand der deutschen Studentenschaft in Innsbruck gern Auskunft. Die Einrichtung einer Mensa academica wird gegenwärtig ausgebaut. Die Mahlzeit wird noch immer zu dem ganz unglaublich billigen Preis von 18 Kronen verabreicht.

Zu Ehren Gerhart Hauptmanns, der im kommenden Jahr seinen 60. Geburtstag begeht, veranstaltet die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen, deren Ehrenmitglied der Dichter ist, in der zweiten Augusthälfte 1922 in Breslau eine Reihe von Festaufführungen Gerhart Hauptmannscher Werke in der Jahrhunderthalle und in Breslauer Theatern. Die künstlerische Oberleitung ist

Felix Holländer übertragen worden. Die ersten Regisseure und Hauptmann-Darsteller der deutschen Bühne werden an diesen Festspielen mitwirken.

Ein Gedächtnismal für Carl Hauptmann. Ein Aufruf zur Errichtung eines Gedächtnismales auf dem Grabe von Carl Hauptmann, den u. a. Peter Behrens, Kurt Breysig, Max Dessoir, Hanns Johst und Hans Poelzig unterzeichnet haben, wendet sich an die Freunde des dahingegangenen Dichters. Beiträge sind zu richten an den Schatzmeister: Hans Arnhold (Bankhaus Gebr. Arnhold), Berlin W. 56, Französische Straße 33e.

Schutzverband Deutscher Schriftsteller. Am 1. Oktober ist Hans Kyser aus seiner bisherigen Tätigkeit als geschäftsführender Direktor ausgeschieden, um einer Berufung des Verlages S. Fischer Folge zu leisten. An Kysers Stelle ist Dr. Arthur Eloesser vom Vorstande, an dessen Spitze Bernhard Kellermann steht, zum geschäftsführenden Direktor gewählt worden. Hans Kyser bleibt Vertreter des Schutzverbandes in der Arbeitsgemeinschaft für Kunst und Schriften.

Literarischer Wettbewerb der Deutschen Gewerbeschau. Um den Grundgedanken der Deutschen Gewerbeschau München 1922 im In- und Ausland eine möglichst weitgehende und eindrucksvolle Verbreitung zu sichern, erlassen der Presse- und Werbeausschuß der Ausstellung ein Preisausschreiben. Es sind 15 Preise im Gesamtbetrag von 12000 Mk. ausgesetzt. 1. Preis 3000 Mk., 2. Preis 2000 Mk., 3. Preis 1000 Mk. 12 Preise zu je 500 Mk. Die Preise werden unter allen Umständen so verteilt, wie sie ausgeschrieben sind. Die Ausstellungsleitung behält sich vor, nach Erschöpfung des ausgesetzten Betrages weitere Arbeiten zu erwerben. Der Zeitpunkt für die Einlieferung ist auf den 15. November festgelegt. Die ausführlichen Bestimmungen des Wettbewerbs sowie die bisher erschienenen Druckschriften über Wesen und Ziele der Deutschen Gewerbeschau sind von der Geschäftsstelle der Ausstellung, München, Theresienhöhe 4a zu beziehen.

Preisausschreiben des Niederdeutschen Bundes. Der Niederdeutsche Bund — Nedderdütsch Bund — wünscht eine Bearbeitung der Frage, wieweit sich ein gemeinsamer Besitz an Volkskunst und volkskundlichen Überlieferungen für die Niederlande und Niedersachsen erweisen läßt. Bei den volkskundlichen Überlieferungen ist in erster Linie an die mehr literarischen Gattungen des Volksliedes und Volksmärchens gedacht, in zweiter Linie an die dem nie-

derländischen und niedersächsischen Stamm gemeinsamen Sitten und Gebräuche. Für die besten Arbeiten werden Preise von vorläufig 1500 Mk. angesetzt, deren Erhöhung in Aussicht steht. Das Preisrichteramt wird dem Thema der Arbeit entsprechend gruppenweise ausgeübt und ist übernommen von den Herren Prof. Dr. Borchling, Prof. Dr. Lauffer, Prof. Dr. Petsch, Regierungsrat Dr. Blunck, Prof. Schrynen-Utrecht. Geeignete Arbeiten werden ohne Namensnennung mit Stichwort bis 1. Juni 1922 an Dr. Hans Blunck, Hamburg, Parkallee 35 erbeten.

Bei Rudolph Lepke, Berlin W. 35 gelangt am 29. November 1921 und den folgenden Tagen der größte Teil der Bibliothek Exz. Wilh. v. Bode zur Versteigerung. Hervorzuheben sind die großen Prachtkataloge amerikanischer (Pierpont Morgan u. a.), englischer und französischer Privat- und Museums-Sammlungen, zahlreiche Kunstzeitschriften, Werke der älteren kunstgeschichtlichen Literatur (17. und 18. Jahrh.) und eine sehr große Anzahl für den Forscher wertvoller Sonderabdrucke und Broschüren. Der Katalog Nr. 1876 ist bereits erschienen. Preis 5 Mark.

An der Handelshochschule Berlin ist die erste Immatrikulation für das Winterhalbjahr auf Sonnabend, den 22. Oktober festgesetzt. Das Nähere wolle in der amtlichen Bekanntmachung auf Seite 336 der vorliegenden Nummer nachgelesen werden.

Auf der Deutschen Gewerbeschau München 1922 wird für die Sondergruppe religiöser Kunst die Errichtung eines Kultbaus unter der künstlerischen Leitung von Peter Behrens geplant. Darin soll an Einzelstücken vor allem das erscheinen, was für die Raumwirkung förderlich sein kann. Geeignete Kunstwerke sollen vor Verbringung an den Bestimmungsort der Gewerbeschau als Ausstellungsgegenstände zu diesem Zweck überlassen werden.

Flugpost Hamburg—Magdeburg—Leipzig—Dresden. Infolge vielfacher Wünsche der beteiligten Verkehrswelt ist der zur Leipziger Messe eingeführte Flugplan auf der Strecke Hamburg—Dresden auch nach der Messe bestehen geblieben. Abflug täglich Hamburg 1 Uhr nm., ab Magdeburg 3.15 nm., ab Leipzig 4.30 nm., an Dresden 5.15 nm. Zurück ab Dresden 12 Uhr mittags, ab Leipzig 1 nm., ab Magdeburg 2.30 nm., an Hamburg 4 Uhr 30 nm. Dieser Flugplan bietet in beiden Richtungen bequeme Gelegenheit, Antworten auf morgens empfangene Post noch am selben Tage den Empfängern zu übermitteln. In jedem Falle empfiehlt sich, daß die Auflieferer die Eilbestellung

verlangen und vorausbezahlen, um die Abtragung der Sendungen am Flugtag zu sichern.

Der erste Landestag der nordmärkischen Bodenreformer fand unlängst in Bremen statt. Die alte Hansestadt beherbergte zahlreiche Mitglieder des Bundes. Geh. Justizrat Prof. Dr. Erman-Münster sprach über das Thema: Vom römischen Bodenmißbrauchsrecht zum deutschen Volksbodenrecht; Rudolf Wiesener-Hamburg über: Tagesfragen der Bodenreform.

Eine deutsche Kriegsdenkmünze 1914/18. Der Kyffhäuser-Bund der deutschen Landes-Kriegerverbände, dem rund drei Millionen ehemalige Soldaten angehören, hat eine Denkmünze für die Kriegsteilnehmer 1914/18 gestiftet. Der Entwurf der Denkmünze stammt von Prof. Hosaeus-Berlin. Anträge zur Verleihung der Kriegsdenkmünze sind an die örtlichen Kriegervereine zu richten, die auch Auskunft über die Ausführungsbestimmungen geben.

Aluminiumgeld in Frankreich ist von der Bank von Frankreich in Ein- und Zweifranken-Stücken, die aus Aluminiumbronze bestehen, herausgegeben worden. Vorderhand soll die Ausgabe von 40 Millionen vorgesehen sein.

Ein empfehlenswertes Sicherheitsinstitut ist die seit etwa zwanzig Jahren bestehende und sich besten Rufs erfreuende Firma Welt-Detektiv-Auskunftei Preiß in Berlin W. 62, Kleiststraße 36 (Fernsprecher: Kurfürst 4543 und Nollendorf 706). Das Unternehmen unterhält ein ausgedehntes, gut organisiertes Netz von Vertretern bezw. Vertrauensleuten an allen in- und ausländischen Plätzen und ist daher in der Lage, Ermittelungen in allen vorkommenden Privat- bezw. Prozeßangelegenheiten innerhalb kürzester Zeit durchzuführen. Ferner werden zuverlässige Detektivbeobachtungen und -Überwachungen, sowohl in Groß-Berlin, als auch an allen sonstigen Orten, zuverlässig bewerkstelligt.

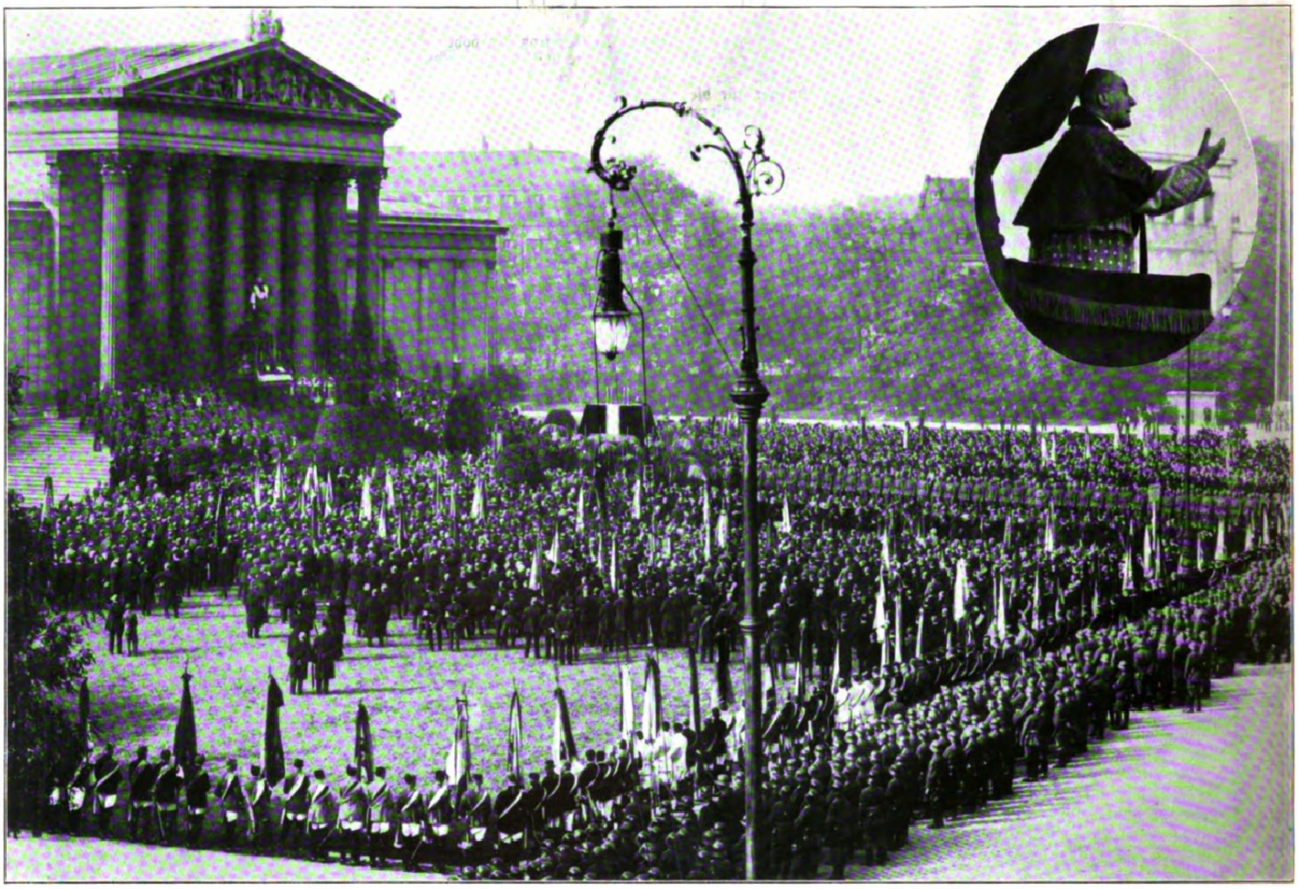
Die Zahl der Ehescheidungen ist im Deutschen Reich von 1903 mit 9933 bis 1913 auf 17835 angewachsen; auf je 100000 Einwohner von 16,9 auf 26,6. Im Kriege ging die Zahl auf 16,3 zurück, stieg aber schon 1918 auf 20,6 und 1919 auf 36,2, fast doppelt so viel wie 1903 bis 1905. 1919 war die Zahl der Ehescheidungen am größten in Hamburg mit 138,4, dann in Berlin mit 118,9, Bremen mit 90,0. Im weiten Abstande folgen Sachsen mit 38,9, Braunschweig 35,8, Preußen 35,4, Baden 32,6, Bayern 31,2, Mecklenburg-Schwerin 30,9, Württemberg 24,0 und Oldenburg mit nur 20,7.

Illustrirte Zeitung

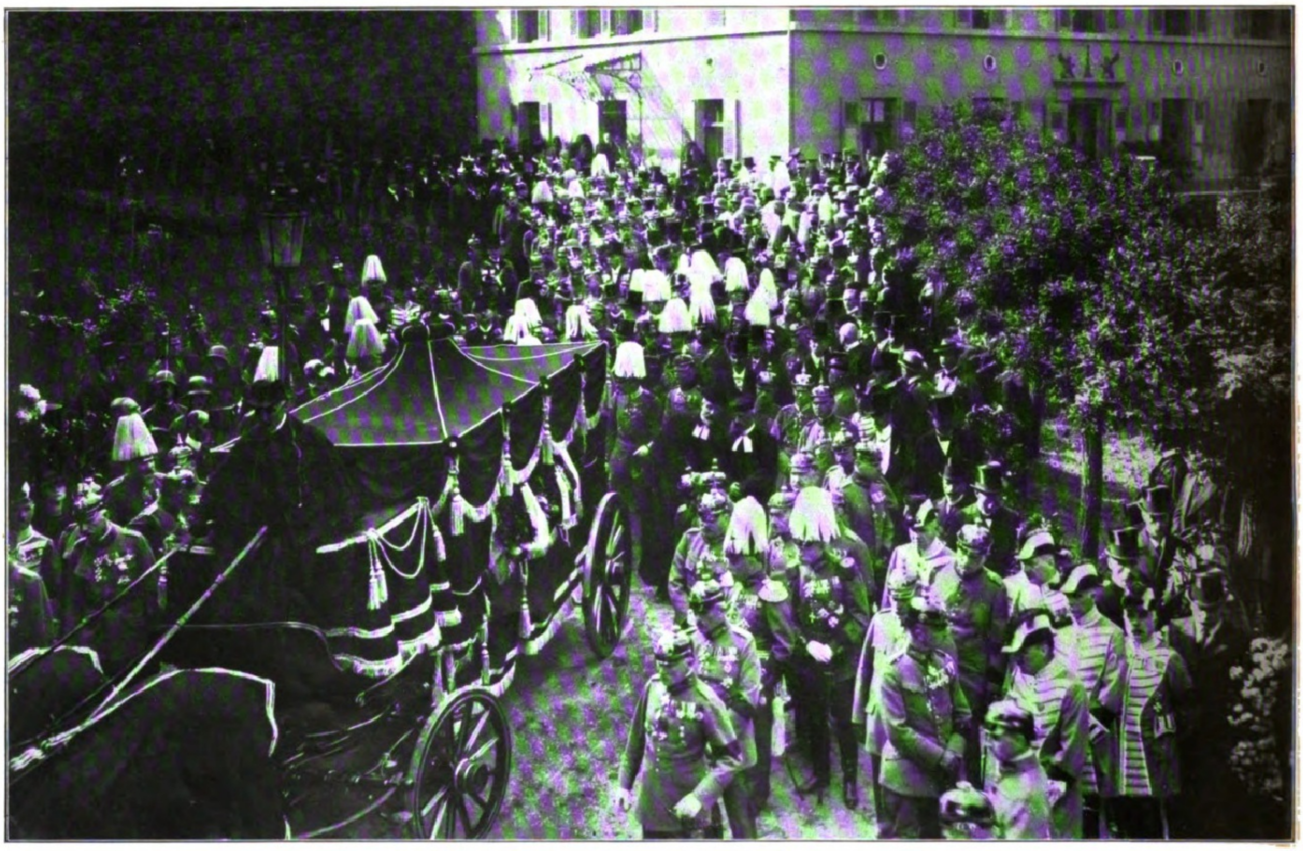


Aus der malerischen Wachau: Die alte Stiege. Nach einem Gemälde von Emil Strecker.

Der seit Jahren in Dürnstein an der Donau lebende Künstler, ein geschätzter Genremaler, beging in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag.



München ehrt seine toten Helden: Die Trauerfeier für die 13000 Münchner Opfer des Weltkriegs auf dem Königsplatz in München am 9. Oktober. Oben rechts: Kardinal-Erzbischof v. Faulhaber predigt von einer auf den Stufen der Neuen Staatsgalerie errichteten Kanzel aus. (Phot. O. Heiderich, München.)



Die Beisetzung des am 2. Oktober verstorbenen früheren Königs von Württemberg (Wilhelm II.) am 7. Oktober: Der Leichenzug mit den Trauergästen vor der Marienwahl in Ludwigsburg. (Phot. August Böcker, Stuttgart.)

Geld. / Eine zeitgemäße Betrachtung von Professor Friedrich Thiele, Leipzig.

Was man heute Geld nennt? Papierscheine sind es, Noten, ausgestellt von der Reichsschuldenverwaltung als Darlehnskassenscheine oder vom Reichsbankdirektorium als Reichsbanknoten, lautend auf bestimmte Beträge. Einen eigenen Wert haben diese Scheine nicht, wenigstens nur einen sehr geringen, der für die Bedeutung der Scheine als Geld nicht in Frage kommt. Das war bei unserm früheren Goldgelde anders, das hatte den gleichen Wert wie die Geldsumme, die darin ausgedrückt war. Das Goldgeld war Wertträger. Deshalb nahm jeder dieses Geld gern im Verkehr, und niemand hatte Schwierigkeiten, sich seiner Schuldverpflichtungen damit zu erledigen, selbst dem Auslande gegenüber nicht. Es galt als allgemeines Zahlungsmittel. Wir konnten damit jede beliebige Warenmenge von gleichem Werte überall in der Welt eintauschen. Unser Geld war das Universal-Tauschmittel für jedermann, der Vermittler bei der Berechnung und Vergleichung aller Wertgegenstände und Leistungen.

Heute haben wir kein Goldgeld mehr. Das Reich hatte es während des Krieges gesammelt und vom Verkehr zurückgehalten. Es ist nach dem Kriege zum größten Teil wohl ins Ausland gegeben, und der geringe Vorrat von etwas über 1 Milliarde, den die Reichsbank noch in Verwahrung hat, kommt als Wertträger für den Verkehr nicht mehr in Frage. Wir müssen uns als deutsche Staatsangehörige von Reichs wegen an Stelle des Goldgeldes mit Papierscheinen begnügen. Diese müssen wir im Verkehr untereinander als Zahlungs- und Tauschmittel gelten lassen. Sie haben für uns Zwangskurs. Aber die Ausländer können wir nicht zwingen, diese Scheine als Geld anzuerkennen. Sie lassen sie nur in Höhe eines bestimmten Betrages als solches gelten, weil sie den Wert derselben als vom Werte des noch bei uns vorhandenen Goldvorrats abhängig erachten. Sie finden sich mit unsern Geldscheinen im Werte dieses Goldes, in der Valuta, ab. Dieser Goldvorrat ist im Grunde genommen die Deckung wenigstens für unsere Banknoten, während für die Darlehnskassenscheine Pfänder (Aktien, Obligationen, seltener Rohwaren) als Deckung in Betracht kommen. Dadurch stellen die Noten gewissermaßen den Wert des früher umlaufenden Metallgeldes dar.

Doch will diese Deckung gegenüber unserm Papiergelde nicht viel besagen. Der 1 Milliarde Gold stehen fast 87,5 Milliarden Banknoten gegenüber, und dazu haben wir noch 7,55 Milliarden Darlehnskassenscheine. Unser Geld ist nur scheinbar noch mit dem Schicksal des Goldes verbunden. Es hängt tatsächlich nicht mehr davon ab, sondern von dem Vertrauen, das die deutsche Volkswirtschaft im Auslande genießt, von dem Kredit, den uns andere Völker auf Grund unserer Arbeitsleistung gewähren. Dieser Kredit dient als Maßstab und wird von den Weltbörsen einer gleichmäßigen Beurteilung unterworfen. Es kommt ein Kurs dafür zustande, der allen Wertschätzungen von deutschen Waren und deutschen Leistungen zugrunde gelegt wird.

Nun leidet das feindliche Ausland mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Amerika gleichfalls am Goldmangel und mußte zur Ausgabe von Papiernoten mit Zwangskurs seine Zuflucht nehmen. Deshalb hat das Geld auch dort keinen eigenen Wert mehr und unterliegt wie bei uns der Wertschätzung durch andere Völker aus der Arbeitsleistung in seiner Volkswirtschaft heraus. Da diese Arbeitsleistung aber auch nur gering ist, ist das ausländische Geld im Kurse ebenfalls gefallen und minderwertig geworden.

Goldgeld allein ist vollwertiges Geld. Es ist selbst Wertträger und kann deshalb bei allen Wertschätzungen als Maßstab verwendet werden. Indessen ist Gold auch nichts anderes als eine Ware, aber eine Ware, die ihren Zustand nicht ändert. In der Form des Goldes lassen sich alle Waren ohne Gefahr des Verderbens aufspeichern. Wer Gold hat, kann es sich, sofern in seinem Lande die freie Prägung gestattet ist, auf seine Rechnung prägen lassen und es nach freiem Ermessen jederzeit wieder zum Einkauf von Waren verwenden.

Wenn nun aber Gold eine Ware ist, dann ist es wie jede andere Ware dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen. Sammelt es sich an einer Stelle an, ohne daß von andern Stellen eine Nachfrage danach besteht, weil es diese Stellen nicht brauchen oder brauchen können, so entwertet es wie jede andere Ware. Das Goldgeld kann deshalb seinen Wert nur behalten, solange es im Verkehr bleibt und jedem zugänglich ist. Sonst verliert es seinen Charakter als Geld und büßt seine Kaufkraft ein.

Das hat die Kriegs-, insbesondere die Nachkriegszeit bewiesen. Die europäischen Völker sind zumeist goldarm geworden, während in den Vereinigten Staaten von Amerika und dem Anscheine nach auch in den neutralen Ländern Goldreichtum herrscht. Aber trotz des hohen Standes des Dollars und der neutralen Währungen im Auslande ist dort eine mehr oder weniger stark wirkende Wirtschaftskrise ausgebrochen, weil infolge der politischen Maßnahmen der freie Austausch der Waren einschließlich des Goldes unterbunden ist. Die Länder weisen infolgedessen eine große Arbeitslosenziffer auf und müssen daher in ihrer Volksgesamtheit als arm bezeichnet werden; denn der Reichtum eines Landes hängt nicht von der Wohlfahrt einzelner, sondern aller seiner Angehörigen ab. Um wieder zu Reichtum zu kommen, müssen diese goldreichen Länder ebenso wie die goldarmen den Wert ihres Geldes auf die Arbeitsleistung in ihrer Volkswirtschaft stützen. Daraus resultiert, daß das Goldgeld seinen Wert nur behält, solange es nicht von wenigen Völkern oder wenigen Personen gesammelt und vom Verkehr ferngehalten wird.

Alle Völker sind beim Wirtschaften auf den Kredit angewiesen, den sie auf Grund ihrer Arbeitsleistung bei andern Völkern genießen. Sie müssen sich deshalb ein Geld schaffen, das, ohne selbst Wertträger zu sein, Zahlungskraft hat und eine Kaufkraft in sich birgt, die einen Warenaustausch auch mit dem Auslande ermöglicht. Dieses Geld ist dann nicht mehr an einen Stoff gebunden und kann durch Papiergeld (Banknoten und Kassenscheine) und Giroguthaben ersetzt werden.

Der Vorrat an Geld wächst mit der Vermehrung der Warenvorräte und der damit verbundenen Geschäfte, und nimmt ab, wenn Produktion und Geschäftsgang stocken. Der Staat darf seine Geldvorräte nicht beliebig vermehren oder vermindern, sondern hat immer nur so viele Zahlungsmittel zu beschaffen, als es der Verkehr erfordert. Um die Giroguthaben braucht er sich dagegen nicht zu kümmern, da diese immer nur auf Grund von Arbeitsleistungen bzw. Tauschgeschäften entstehen und nicht willkürlich vergrößert werden können.

Auf die Folgen einer ungesunden Vermehrung oder Verminderung von Zahlungsmitteln weist Jahn hin. Er sagt: „Wird zuviel Geld in den Verkehr gebracht, d. h. wird die Menge der Zahlungsmittel vermehrt, ohne daß gleichzeitig die Warenmenge und die Zahl der Umsätze zunimmt, so wird die Nachfrage einseitig verstärkt, und die Preise steigen ohne wirtschaftlichen Grund; wird zu wenig Geld ausgegeben, so vermindert sich die Nachfrage, die Warenpreise werden gedrückt, und es stellen sich Absatzstockungen und Krisen ein; wird aber die Geldmenge im Verhältnis zur steigenden Warenmenge erhöht, so schafft das neue Geld zwar neue Käufer, der gesteigerten Nachfrage hält aber das vermehrte Angebot an Waren die Wage. Nur in letzterem Falle ist die Wertbeständigkeit des Geldes gesichert."

Die Hauptaufgabe der Wirtschaft ist es in Zukunft, dieses Kreditgeld zu stützen, ihm die Sicherheit zu verleihen, die für seine Anerkennung im Verkehr als vollwertiges Geld erforderlich ist. Das kann allein durch die Güterproduktion geschehen. Mit solchem durch Arbeitsleistungen geschaffenen Gelde können wir dann bezahlen, kaufen und unsere Schuldverpflichtungen auch dem Auslande gegenüber ablösen. Unser Geld ist nichts weiter als der Ausdruck geleisteter Arbeit, die neue Geldwerte schafft, wenn es wieder in die Produktion gesteckt wird. Die Arbeiter bringen schon heute ihre Spargroschen zur Sparkasse, die sie hauptsächlich in Hypotheken anlegt, und die Besserbegüterten ihre Überschüsse aus Arbeit zu den Banken, die sie dem Staate oder den Unternehmungen vorstrecken. Oder sie besorgen diese Festlegung ihres Geldes selber durch eigene Geschäftsgründungen, Ankauf von Aktien und Obligationen und durch Beteiligung an Unternehmungen. Das Geld wird investiert oder immobil gemacht und dient als Produktionsmittel, als Kapital. Geldnote und Überweisung erhalten dieses Geld im Umlauf, d. h. lassen es trotz seines immobilen Charakters mobil.

Im Gegensatz zu diesem investierten Gelde steht das thesaurierte, das als totes Kapital in bar oder in Schmucksachen, Gold, Edelsteinen, Gemälden usw. hingelegt wird. Das vermehrt sich nicht durch damit geleistete Arbeit, sondern steigt lediglich durch Angebot und Nachfrage im Werte. Es ist mobil und muß für die Produktion erst besonders herangezogen werden, um volkswirtschaftlich nutzbar zu sein. Deshalb sind alle gehamsterten Banknoten, die heute in Schränken und Truhen verborgen werden, totes Kapital, das die umlaufenden Zahlungsmittel im Werte herabmindert und die Preise in die Höhe treibt. Sobald dieses tote Kapital wieder Anlage suchen müßte, sei es in Grundstücken, Effekten oder Waren, würden die Preise dafür infolge der gesteigerten Nachfrage zwar in die Höhe gehen, aber sofern der Staat dann die Summe der umlaufenden Geldnoten dem Verkehr anpaßt, mit zunehmender Produktion sinken, während das Geld im Werte steigen würde, wodurch wir allmählich zu normalen Verhältnissen zurückkommen könnten.

Dostojewski und das russische Volk. / Von Dr. Karl Nötzel.

(Zu seinem hundertjährigen Geburtstag am 10. November 1921.)

Dostojewskis Hauptschicksale waren lang dauerndes Mißachtetwerden und fast lebenslängliche bitterste Armut. Da er als echter Russe alles, was ihn selber traf, als Schicksal des Menschen hinnahm, da er ferner als ein sehr großer Künstler damit begnadet war, auf das eigene Los hinschauen zu können wie auf das eines andern — und da er schließlich als wahrhaft überlegener Geist sein Leben lang in zehrender Unruhe um das Menschheitsschicksal unverrückbar festlag bei seinen Wünschen für die ganze Menschheit — konnte sein Schaffen gar nichts anderes zum Inhalt haben als die ewigen Fragen: Wodurch wird der Mensch erniedrigt? Wie wirkt die Erniedrigung auf ihn ein und durch ihn auf seine Mitmenschen weiter? Wie kann man den Menschen aus der Erniedrigung erlösen, und wie vermag er sich selber von ihr freizumachen? Damit mußte Dostojewsky schließlich bei der letzten Menschheitsfrage landen: Weshalb muß der Gerechte leiden? Hinter dieser Frage steht aber Gott. Um sein Sein oder Nichtsein geht es bei dem uralten Hiobsproblem, das die Menschheit beschäftigt, seit sie bewußt lebt und ihr Leiden begreift. Hier, bei Dostojewski, wird diese Urfrage zu lösen gesucht von einem Menschen, der zwar vielleicht nicht ganz auf der Höhe des Wissens seiner Zeit stand, wohl aber das innerste Dasein des modernen Menschen in nie dagewesener Tiefe und unerhörtem Umfang erfaßte. In Dostojewskis ersten Dichtungen kommen zunächst diejenigen Erniedrigungen und Beleidigungen zu Worte, die der Armut und der von ihr unzertrennlichen Abhängigkeit entspringen. Hier war eine Klippe. Das Schicksal half diesem unseligen Begnadeten unter namenlosen Opfern sie umschiffen: auf dem Schafott, im Angesicht des Todes, sein innerstes Leben nachprüfend, stieß er auf die große Frage der Schuld des Menschen vor dem Menschen. Die vier Zuchthausjahre bringen dann ihn, einen innerlich freien, durch keine Verbrechensschuld Niedergedrückten, in allernächste Berührung mit denjenigen Mitmenschen, die wir Verbrecher nennen, um uns einzureden, wir dürften ihnen den Rücken drehen. Niemand hat sie so durchschaut und freigesprochen wie dieser Dichter. Hier vor allem hat er kommender Erkenntnis vorgearbeitet. Seitdem ließ ihn die Schuldfrage nicht mehr los, und dabei kam er ganz von selber zu der Erkenntnis, daß die Menschen sich für Beleidigungen, die sie erdulden müssen, ja, für jede Unzufriedenheit mit sich selber an ihren Mitmenschen zu rächen suchen, d. h. an jedem Menschen, der ihnen gerade in den Weg kommt, und natürlich stets am wehrlosesten. So kommt das eigentliche Übel in die Welt. Mit dieser Erleuchtung war die Bahn frei für den Dichter: mit unerhörtem Spürsinn fängt er nunmehr an, die Menschenseele abzusuchen nach allen in ihr liegenden Möglichkeiten zu ihrem Entstelltwerden, und die gefährlichste findet er darin, daß der Mensch sich die Achtung vor sich selber erschleichen will, indem er sich sich selber in der Rolle vorspielt, wie er sich in Wirklichkeit haben möchte. Dazu braucht er aber auch Mitmenschen — und die werden dann rücksichtslos von ihm in Mitleidenschaft gezogen. Aber gibt es denn gar keine Erlösung? O ja: wenn der Mensch, der andere leiden macht, weil er vergessen will, daß er sich selber verachtet, plötzlich von einem Menschen, den er achten muß, geistige Gleichachtung erfährt — dann gibt er den Trotz vor sich selber auf, er schaut durch sein verachtetes Ich hindurch, sein ewiges Selbst und ist frei und erlöst. Damit haben wir den Inhalt sämtlicher Dichtungen Dostojewskis. (Ich suchte das im einzelnen nachzuweisen in meiner Schrift „Dostojewski und wir" und ergänzte sie in meiner „Einführung in den russischen Roman", beide im Musarion-Verlag in München, 1920.)

In seinem letzten, sein ganzes Dichten gleichsam zusammenfassenden Werke „Die Brüder Karamasoff" (von mir übersetzt und eingeleitet im Insel-Verlag) schildert Dostojewski schließlich einen Menschen, der, eben weil er das Leiden des Gerechten allzu schmerzlich mitempfindet, nicht an Gott glauben will und sich dem reinen Genußleben zuwendet, obgleich es ihn anekelt. Aus dieser inneren Zerrissenheit heraus begeht er dann, freilich eigentlich mehr in Gedanken, eine Todsünde, und in der Verzweiflung darüber findet er endlich Gott, in dem allein jener Widerspruch gelöst sein kann, Gott, der auch in jedem von uns dasein muß, gerade weil wir uns nicht beruhigen können bei dem Leiden des Gerechten. Alle Versuche, die Menschheit ohne Gott zu erlösen, müssen zum Betrug und zur geistigen Vergewaltigung des Menschen führen; zu jenem Turmbau zu Babel — den Dostojewski bebend voraussah! „Wenn Gott nicht ist, so ist alles erlaubt!" Das war das letzte Wort, das dieser große Dichter von seiner Höllenfahrt durch die Abgründe der Menschenseele und durch alle Entsetzen der Quälerei des Menschen durch den Menschen mitbrachte. „Nimm Rücksicht auf die Selbstachtung deines Nächsten, sie ist stets auch in deine Hand gelegt, und wisse, daß jede Beleidigung leiden macht und eine Rache auslöst, die sich gegen alle wendet!" So kann man vielleicht die letzte Lehre Dostojewskis deuten. Den Ausweg aus allem Übel fand er in der geistigen Gleichachtung des Mitmenschen — und mit seiner Erlösung soll man bereits beim Kinde beginnen: „Verhalte dich zu dem Kinde wie zu einem Erwachsenen!" So lautet das ungeheuer einfache, aber wahrhaft erleuchtende letzte Wort des großen Kinderfreundes Dostojewski.

Wie stand er bei dem allem zu seinem Volke (das wir durch die Jahrhunderte hindurch und heute mehr als je den Weg des Weltmärtyrertums schreiten sehen)? Zunächst erlebte er es: das Beste im Wesen des Russen — seine typische, bewußt

menschliche Erlebensart — ist in Dostojewski zur Genialität gesteigert und ward von ihm in einer unfaßlichen Fülle seelenbezwingender Bilder zu weit voranweisenden Lehren für die ganze Menschheit gestaltet. Dann war Dostojewski auch ein großer Patriot, der sich um seiner Vaterlandsliebe willen mannigfachen Mißdeutungen und selbst bedauerlichen Entgleisungen aussetzte. Schließlich aber gab Dostojewski mit und nach Tolstoi wohl die tiefste Deutung seines Volkes und zog wie dieser eine seinem Leben übergeordnete Lehre daraus: Dostojewski sah den Kern des nur im Religiösen wirklich zu erfassenden russischen Wesens in der Demut: in jener Ehrerbietigkeit, „jenem völligen Fehlen irgendwelcher Überhebung, ohne die keine wirkliche Selbstachtung und damit auch keine wahrhaft geistige Gleichachtung des Nächsten möglich ist". Ihr aber jagte dieser gewaltige Dichter und Denker in atemloser Hast nach, solange er am Lichte war.

Eugen Dühring.

Der am 21. September d. J. im hohen Alter von fast 89 Jahren in Nowawes bei Berlin gestorbene greise Denker entstammt väterlicherseits einer während mehrerer Generationen sich dem Baufach widmenden Familie. Er studierte zunächst die Rechte, mußte aber nach mehrjähriger Praxis diese Laufbahn wegen vollständiger Erblindung aufgeben und habilitierte sich 1863 an der Berliner Universität für Philosophie und Nationalökonomie. Die Erfolge seiner vierzehnjährigen Privatdozentenschaft waren ganz außergewöhnliche; trotzdem blieb seine Beförderung aus. Im harten Kampfe für Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre erfolgte 1877 seine Remotion, die in allen gebildeten Kreisen Deutschlands einen wahren Sturm der Entrüstung hervorrief. Seitdem hat er in völlig unabhängiger, wenn auch mit bitteren Nahrungssorgen schwer bedrückter Existenz den wissenschaftlichen Kampf gegen das Zunftgelehrtentum mit charaktervoller Energie siegreich weitergeführt und eine schier unglaubliche schriftstellerische Fruchtbarkeit entfaltet, deren in monumentalen Werken sich darstellende Erzeugnisse erst in einer reiferen Nachwelt ihre volle Würdigung finden werden.

Dührings wissenschaftliche Bedeutung ist von universeller Tragweite. Auf allen Hauptgebieten des menschlichen Wissens hat er in seinen kritisch-historischen Werken das Unhaltbare in den Überlieferungen scharf gekennzeichnet und verurteilt, während seine systematischen Schriften den Neuaufbau echten Wissens und entsprechender Lebenshaltung in tiefgreifenden Reformgedanken zum klassischen Ausdruck bringen.

Auf philosophischem Gebiet steht seine Wirklichkeitslehre obenan, die nicht bloß die theoretische, sondern auch die moralische Welterfassung zum Gegenstande hat. Der Verstand ist in beider Hinsicht höchste Instanz. Dührings System kennt kein Seelengespenst, nur das Wahrnehmbare an Materialität und Kräften trägt den Seinscharakter, alles andere ist Phantastik und metaphysischer Nebel.

In seiner „Logik und Wissenschaftstheorie" begründet er die innige Verbindung zwischen dem Denken der Logik und dem der Mathematik, einer Wissenschaft, die Dühring in Gemeinschaft mit seinem Sohne Ulrich in dem mathematischen Spezialwerk „Neue Grundmittel und Entdeckungen zur Analysis, Algebra usw." durch ganz neue Aufschlüsse bereichert hat. Hieran schließen sich die „Neuen Grundgesetze zur rationellen Physik und Chemie" an; doch an diesen hat sein Sohn Ulrich den entscheidenden Anteil. Die mit dem ersten Preise der Beneke-Stiftung gekrönte „Kritische Geschichte der allgemeinen Prinzipien der Mechanik" hat Dührings Namen in den weiteren Gelehrtenkreisen zuerst bekanntgemacht. Ihre zweite Auflage, worin Dühring sich genötigt sah, Prioritätsrechte Robert Mayers gegen Helmholtz zu wahren, führte schließlich zur Veröffentlichung seiner berühmten Schrift „Robert Mayer, der Galilei des 19. Jahrhunderts".

Auf dem Gebiet des praktischen Lebens hat Dühring zunächst das Gerechtigkeitsproblem ins Auge gefaßt. Er vertritt das Rechtsprinzip des Ressentiments, d. h. der Trieb zur Rache ist der ursprüngliche Erkenntnisgrund des Unrechts und der Verletzung.

Sein populärstes Werk, „Der Wert des Lebens", das, längst vergriffen, in achter Auflage im nächsten Jahre wiedererscheinen wird, verurteilt sowohl den entschiedenen Pessimismus als auch den falschen Optimismus. Richtige Geistesführung und heroische Lebensauffassung machen das Leben trotz aller Übel doch lebenswert.

In seinen „Größen der modernen Literatur" wird ein feinerer ästhetischer Maßstab zur Unterscheidung des Guten vom Schlechten an die bedeutendsten Kunstwerke der Poesie und Prosa angelegt, damit der Leser selbst zum eigenen Urteil befähigt wird.

Dührings sozialreformatorische Gedanken endlich gehen von der Einzelfreiheit aus; er verwirft daher jeden sozialdemokratischen oder anarchistischen Kommunismus, erblickt vielmehr in dem Institut des von ungerechten Bestandteilen gereinigten Privateigentums, der Ehe und des Metallgeldes die unerläßlichen Vorbedingungen für den Aufbau jeglicher Gesellschaft. Das Hauptproblem der sozialen Frage besteht nach Dühring in der Entproletarisierung der Massen, denen dadurch die Möglichkeit zu Besitzselbständigkeiten gegeben wird. Näheres darüber enthalten seine Schriften „Waffen, Kapital und Arbeit" und „Soziale Rettung". Aber auch in der von seinem hochbegabten Sohn Ulrich unter dessen redaktioneller Mitwirkung herausgegebenen periodischen Zeitschrift „Personalist und Emanzipator" finden sich weitere Ausführungen darüber.

Mit diesen wenigen Zeilen ist die hohe Bedeutung Eugen Dührings, des Denkers par excellence, bei weitem nicht erschöpft. Wer sich auch noch einen Begriff von seiner hier nur gestreiften heroischen Charaktergröße bilden will, den verweisen wir auf die Lektüre seiner Selbstbiographie „Sache, Leben und Feinde", des Schlüssels zu seinen sämtlichen Werken.

Prof. Dr. E. Döll.

Bei Tische.

Eine Plauderei von Theodor Kappstein.

Ein origineller Hausvater in Süddeutschland pflegte nach der Mittagsmahlzeit mit seiner Familie das überraschende Gebet zu sprechen: „Vater im Himmel, wir danken dir für diese Speise und bitten dich, laß uns hungrig von hinnen aufstehen." War er ein Rabenvater, der den Seinen nichts Gutes gönnte? Gewiß nicht. Auch an die für die Kriegsjahre in der Heimat kennzeichnende häufige Scheinernährung infolge der trostlosen Nahrungsersatzmittel, unter der wir bis zum nationalen Zusammenbruch ebenso schwer litten wie bis zur Stunde unter der Geldentwertung und dem wirtschaftlichen Ruin Deutschlands, dürfen wir bei dem Tischgebet von 1840 kaum denken. Der Sinn war: Es gibt leibliche Speise für den Magen, doch der Mensch hat auch eine Seele, die nach geistigen Gütern hungern soll. Darum sei es jedem wertvoll, daß die Stunde der Hauptmahlzeit am Mittag oder am Abend nicht aufgehe in Klagen der Hausfrau über die Ärgerlichkeiten des Marktes oder Ladens und in dem Donnerrollen des Mannes über das knappe Geld und in der Litanei der Tischrunde über die gute, alte Zeit, wo alles „so billig" war: daß wir uns vielmehr die Seele stärken und den Geist befreien!

Man kann auch über das Wetter wie über das Essen geistreich nachdenken, jedes Essen zum festlichen Mahl weihen — auf uns allein kommt es dabei an, allerdings auf jeden von uns. Ein Schalkgebet des Mittelalters besagte: „Herr, lehre uns Bescheidenheit, wenn ich mich setz' zu Tische, und hilf, daß ich zu jeder Zeit das größte Stück erwische"; dies unedle Handwerk wollen wir den Nationen in der garstigen Politik überlassen — doch danach sollte jeder daheim trachten, daß er nicht nur Essen in sich hineinschiebt, um die Maschine zu heizen, sondern daß er aus dem Schatz seines Erlebens, aus seiner Berufsumwelt und aus seiner Erfahrung ein Bild, ein fördersames Wort oder Lied, einen geistigen Bissen den Seinen vorlege. Wenn gute Reden — es müssen gewiß keine sogenannten „Toaste" sein! — sie begleiten, dann fließt auch diese Arbeit munter fort. Statt sich zu zanken, statt zu klatschen oder schwül sich anzuschweigen, kann man sich aussprechen, das Urteil klären, den Charakter stählen, das Herz lüften. Gesunde Kritik und der Mut, etwas Dummes oder Unreifes zu sagen, müssen zur Tischfreiheit gehören.

Nicht nur Menschen und Menschen verbindet das Essen, sondern auch Menschen und Kreatur: hier vollziehen wir tausendmal im ernstheiteren Sinnbild, was unser gesamtes Leben trägt: den geheimnisreichen Opferdienst, in dem das Tier sich uns zur Nahrung darbietet und die Pflanze, damit wir durch ihr Fleisch und Blut und ihre Säfte wiederum unsere Pflicht erfüllen können, von der Bismarck sagte: Indem ich diene, verzehre ich mich (oder werde verzehrt).

Aus der buntscheckigen Kulturgeschichte der Tischsitte wissen wir, daß die „Serviette", das Mundtuch, das im Zwang der letzten Jahre zum gefalteten Papier wurde, sich erst mählich durchgesetzt hat. Man legte sie auf die linke Schulter oder den linken Arm, knüpfte sie dann (zur Reinhaltung der breiten Halskrause) um den Hals, als wollte man sich rasieren lassen; die Serviette diente auch zum wärmenden Zudecken der Speisen (daher couvert für Mahl). An Fürstenhöfen überfuhr der Mundschenk vor den Gästen sämtliches Tischgerät mit einem Brotstück an langer Gabel, das er sogleich aß, um die Furcht vor einer möglichen Vergiftung zu zerstreuen. Diesen Dienst leistet das familienhafte, freundlich-gesellige Gespräch als die Seele jeder Mahlzeit: es wärmt die Speisen, wie früher die Serviette, es entlastet vom Druck der Sorge, entgiftet die Niedertracht, vereint die Kreatur. Sage mir, wie du issest, in welchen Formen und in welchem Geist, und ich will dir sagen, wer du bist...

Harun al Raschid und der Gutherzige.

Eine orientalische Legende. Von Hans Reiter.

Harun al Raschid hörte von einem Manne, namens Bender, der sich sowohl durch seinen Reichtum als auch durch seine Gutherzigkeit auszeichnete.

Er ließ ihn vor sich rufen und sprach in Gegenwart des Wesirs Dschaafar, des Barmekiden, und anderer Würdenträger freundlich mit ihm.

Bei dieser Gelegenheit sagte Bender: „Reichtum ist eine sehr schwere Last. Man kann sie sich nur durch Schenken erleichtern."

Ferner sprach er die Verse:

„Und wäre mein Herz auch allzugut:
Ich will kein andres haben!
Wer nicht weiß, wie gut das Schenken tut,
Der lasse sich begraben!"

Sodann sagte er: „Auch meine rechte Hand soll nicht wissen, wieviel sie gibt."

Er verglich auch den Reichen, der nichts schenkt, mit der Wolke, die weder Tau noch Regen spendet.

„Dem kleinsten Samenkorn der Güte", sprach er, „kann ein Palmenhain des Segens entsprießen."

Darauf erzählte er folgende Geschichte: „Wisse, o Fürst der Gläubigen, ich wohnte früher in Jemen, wo mein Vater fürstliche Besitzungen hatte.

Ich liebte ein holdseliges Mädchen in Basra, mit dem ich Briefe wechselte, sooft sich dazu Gelegenheit bot.

Jedoch zeigte die Liebliche sich meinen Bitten, mein geliebtes Weib zu werden, spröde, und so verging Jahr um Jahr für mich in Liebesleid und Traurigkeit.

Die Sprödigkeit meiner Geliebten hatte zum Teil ihren Grund darin, daß sie den Wissenschaften zu sehr geneigt war; namentlich widmete sie sich mit heißem Bemühen der Heilkunst.

Nun begab es sich, daß mein Vater schwer erkrankte.

Die Ärzte waren ratlos.

In diesen Tagen erhielt ich einen Brief von meiner Freundin, der geeignet war, mich völlig in Verzweiflung zu stürzen, denn sie gab mir darin in schroffer Weise zu verstehen, daß sie nicht ans Heiraten denke, sondern sich ganz der ärztlichen Wissenschaft widmen wolle; zunächst beabsichtige sie, sich an einem Preisausschreiben der Hochschule von Peking im fernen Lande China zu beteiligen.

Außerdem aber erhob sie gegen mich ganz ungerechtfertigte Vorwürfe — Vorwürfe, die einen andern veranlaßt hätten, sich gänzlich von ihr zurückzuziehen.

Wisse, o Fürst der Gläubigen, ich hatte schon damals eine sehr umfangreiche Bücherei.

Statt nun der Geliebten wegen ihrer schroffen Absage und der unbegründeten Vorwürfe zu zürnen, studierte ich Tag und Nacht in meinen Büchern, um Material für die Preisarbeit, an der sich meine Herzensfreundin beteiligen wollte, zu sammeln.

Dabei stieß ich auf eine verschollene Schrift des berühmten Galenus, die wie eine Offenbarung auf mich und unsern Hausarzt wirkte.

Die Krankheit meines Vaters sahen wir nun mit ganz andern Augen an, wir handelten nach den in der Abhandlung angegebenen Vorschriften — und von Stund' an genas mein Vater und erfreute sich noch 30 Jahre des Lebens.

Meine Geliebte aber, der ich das gesammelte Material, einschließlich der kostbaren Schrift des Galenus, sandte, war tief gerührt, daß ich mich ihretwegen in solche Arbeit gestürzt, obwohl sie mich nicht darum gebeten hatte, und obgleich sie mich, wie sie nun einsah, ungerechtfertigt aufs schwerste gekränkt hatte.

Sie schrieb mir, meine Güte hätte die Eisesrinde von ihrem Herzen geschmolzen, und sie wolle nun mein Weib werden. —

Und so geschah es, o Fürst der Gläubigen!

Habe ich nicht recht, wenn ich sage, daß Güte dem segensreichen Mosesstabe gleicht?" —

„Deine Geschichte ist wunderbar", entgegnete Harun al Raschid, „und verdient, mit goldenen Lettern aufgeschrieben zu werden."

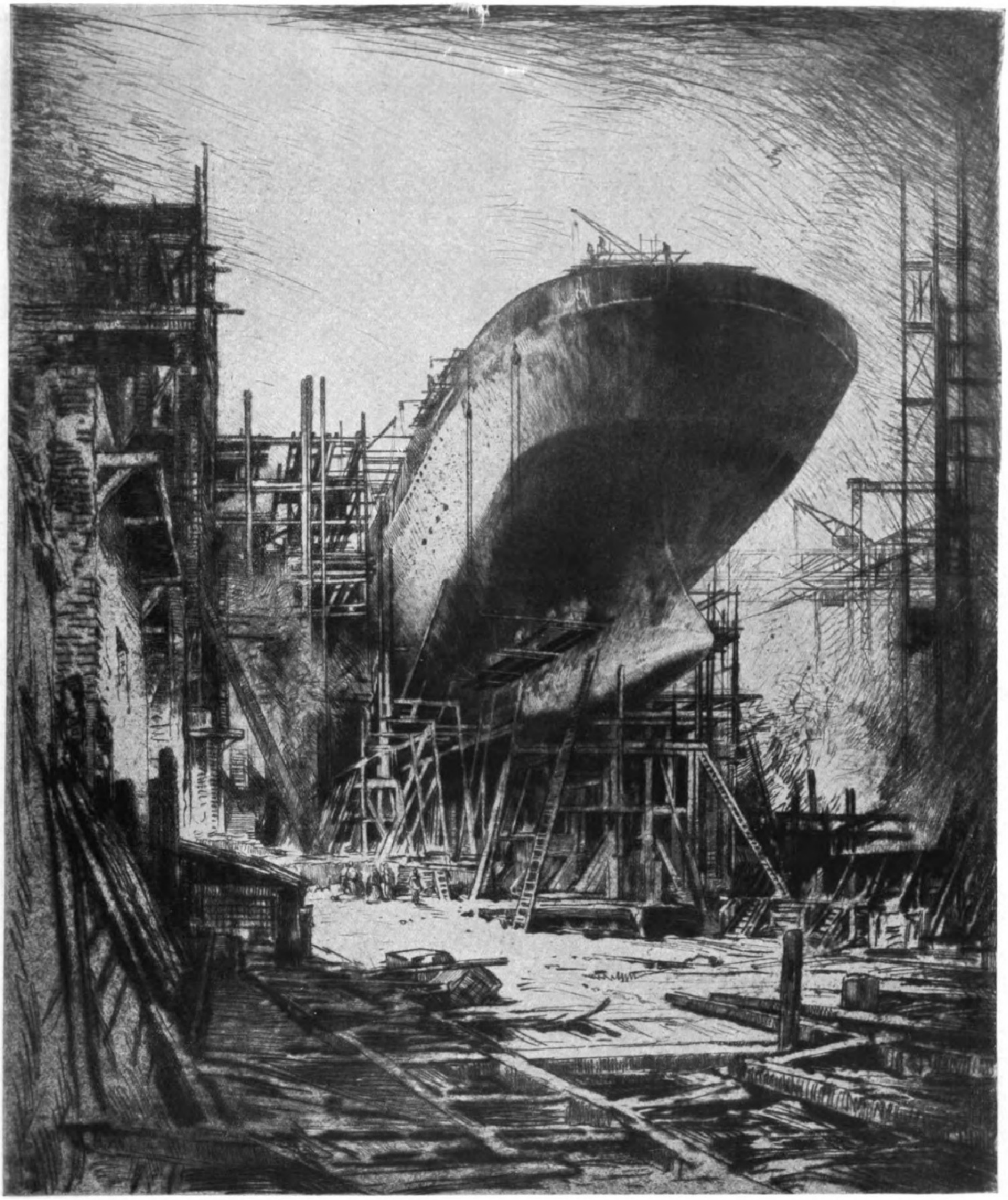
Er erteilte darauf seinem Hofschreiber entsprechenden Auftrag, ernannte Bender zu seinem Tischgenossen und spendete ihm kostbare Ehrenkleider.

Und das Weitere steht bei Gott.

Die Franse in der Mode.

(Siehe hierzu die Abbildungen auf Seite 350.)

Die Mode hat sich heuer in die Franse verliebt, die sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Künsten der Koketterie an die elegante Toilette hängt, an das Cape, die kunstgewerbliche Jacke und sogar an das Dirndltuch. Natürlich ist ein solch geschmücktes Toilettenstück sehr reizvoll, denn bekanntlich schmeichelt Fransengarnierung sehr, wie man dies an all den spanischen Mantillen stets sehen konnte. Spanien in der Mode ist heuer überhaupt ein sehr beliebtes Wort. Die Franse vor allem, nebst dem Steckkamm, spielt eine große Rolle, und man kann es gleich an unseren Bildern sehen, wie ungemein schön und schick sie kleidet. Da ist besonders das weiße Crepe-de-Chine-Kleid — die Mode der Saison ist schwerer Crepe de Chine für Nachmittagskleider eleganten Stils — mit Fransen an der Taille, Fransen am Ärmel und Fransen am Rock. Die schwarze Tüllschärpe kommt wieder der schwarzweißen Mode entgegen. Das Fransencape ist in seiner Schönheit einzig dastehend. In langen Bahnen fällt es bis zu den Knöcheln herab und zeigt voll Grazie die schönste Fransenverwendung. Fransen als Kokarde an den Hüten, Fransen als dichter Lederabschluß an Handschuhen, Fransen an Schuhlaschen, Fransen überall. Ja, selbst das Kunstgewerbe hat die Franse aufgenommen und knüpft als Abschluß so mancher Jacke und so manchen Jumpers Fransen aus Seide an. Die aus Kunstseide flatternden Fransen sind auch wirklich sehr hübsch, sie glänzen und schimmern und stellen



Stätten der Arbeit: Werft.

Nach einer Radierung von Anton Scheuritzel aus dem Zyklus „Von der Arbeit".






Von links nach rechts: Die Wiener Schauspielerin Lona Schmidt in Fransencape aus Crêpe de Chine mit schwarzer Rüsche. Weißer Lederhut mit schwarzer Krempe. Modell: E. Ungar. Hut: Blanche. — Die Wiener Filmkünstlerin Liane Haid in Fransenjacke Weiß-Gobelinblau. — Spanien in der Mode! Dirndltuch mit langen Seidenfransen. Im Haar der spanische Kamm. — Die Wiener Schauspielerin Lona Schmidt in weißem Fransenkleid aus Crêpe de Chine. Modell: E. Ungar.

Die Fransenmode. (Modesonderaufnahmen Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.)

ihre Schönheit ins beste Licht. Eine in der Mode ernst zu nehmende Angelegenheit ist das Dirndlkleid, das dieses Jahr schon — und wie erst im kommenden Sommer — das Umhängetuch, allerdings in seiner schönsten Abart, als Folie erwählte. Schwarze, rote, grüne Fransen aus Seide stellen an einem gestickten oder broschierten Stück Seidenstoff im Dreieck eigentlich das ganze Tuch dar. Eine unserer Abbildung zeigt solch ein Tuch in seiner ganzen Schönheit. Wie kleidsam diese Franseninvasion ist, das zeigt deutlich die große Liebe der Frauen und der Mode, die sich heuer damit auszuleben scheint. Claire Patek.

Mozarts Oper „Die verstellte Einfalt".

Wenn eine Oper eines Tondichters vom Range des großen Mozart anderthalb Jahrhunderte alt werden kann, um endlich auf der Bühne zu erscheinen, so kann es sich natürlich nicht um ein vollreifes Werk von Ewigkeitswert handeln. Das ist auch „La finta semplice" nicht, jene dreiaktige Buffo-Oper des zwölfjährigen Genies, die, obwohl auf Anregung Josephs II. für das Kaiserliche Theater in Wien geschrieben, nur einmal — im Jahre 1769 — im Privattheater des Erzbischofs von Salzburg von Dilettanten aufgeführt wurde, sonst noch nie auf einer öffentlichen Bühne erschien. Dem stand nun freilich in erster Linie das Textbuch Coltellinis, das selbst für eine Opera buffa zu leicht wiegt, im Wege; denn die Handlung entwickelt sich nur bis zur Hälfte des zweiten Aktes leiblich organisch: Ein Hagestolz namens Cassandro stemmt sich mit aller Gewalt gegen die eheliche Verbindung seiner Schwester Giacinta und eines Offiziers Fracasso. Dessen Schwester Rosine bringt jedoch das Kunststück zuwege, Cassandro selbst Feuer fangen zu lassen: In der Meinung, daß er einer anspruchslosen und gefügigen Frau — wenn überhaupt einer — noch am ehesten geneigt sein werde, stellt sie sich einfältig und wird schon im halben zweiten Akte als Braut in Anspruch genommen — aber nicht nur von Cassandro, sondern auch von dessen wirklich einfältigem Bruder Polidoro. Hier könnte die Harmlosigkeit eigentlich schließen, aber allerhand burleske Szenen — Duell, Verprügelung, Flucht Giacintas — ziehen das Stück auf die üblichen drei Akte. — Mozart vertiefte sich in dieses Buch mit rechtem Kindergemüte: Er sah daher in Cassandro nicht den zischenden Weiberfeind, auf den Coltellini hinauswollte, sondern einen Polterer und Gewaltmenschen. Ist im übrigen die musikalische Kontur durchaus italienisch gezeichnet, wie sich ja der damalige Wiener Stil allgemein gebärdete, so schimmert doch an allen Ecken und Enden — und nicht zuletzt aus dem ariosen Teil — ein leiser Ton deutscher Gemütstiefe heraus. Im rein Technischen konnte schon damals kaum einer dem kleinen Wundermanne noch etwas vormachen.



Von der Uraufführung der dreiaktigen Buffo-Oper „Die verstellte Einfalt" des 12jährigen Mozart am Badischen Landestheater in Karlsruhe am 2. Oktober: Szene aus dem III. Akt. (Phot. Engelbert Hohl.)

Mit der Übersetzung des Textes für die eigentliche Uraufführung des Stückes, die im Laufe der Karlsruher Herbstwoche stattfand, war Anton Rudolph, der Feuilletonleiter der „Badischen Presse", beauftragt worden. Er hat sich die Aufgabe nicht leicht gemacht: In der richtigen Erkenntnis der Mängel des Buches hat er vor allem die Entscheidung für den Schluß aufgespart, die Vorgänge auch im einzelnen der Musik Mozarts mehr angepaßt. Und diese schwierige Aufgabe scheint, nach dem ersten bloßen Hören zu urteilen, gut geglückt zu sein. Für den zu erwartenden Klavierauszug wird sich indes die Überprüfung der verstechnischen Seite des Textes empfehlen.

Die Wiedergabe des Werkes war von dem Operndirektor Fr. Cortolezis und dem Intendanten R. Volkner würdig vorbereitet. In der Rolle der Rosine wurde Marie v. Ernst allen denkbaren Anforderungen, musikalischen wie darstellerischen, restlos gerecht. Der Erfolg gehörte zu den wenigen durchschlagenden, die dem göttlichen Meister bei den Uraufführungen seiner Werke beschieden waren.

Dr. Max Unger.



Frau Therese Vogl,
Kgl. Bayr. Kammersängerin, Ehrenmitglied des Münchner Nationaltheaters, einst eine der berühmtesten Wagner-Sängerinnen, eine vorbildliche Isolde, † am 29. September im 76. Lebensjahre.



Frau Maria Conrad-Ramlo,
die hervorragende Kgl. Bayr. Hofschauspielerin, † am 1. Oktober, 71 Jahre alt, in ihrer Glanzrolle als Nora. (Hofphot. Friedr. Müller, München.)

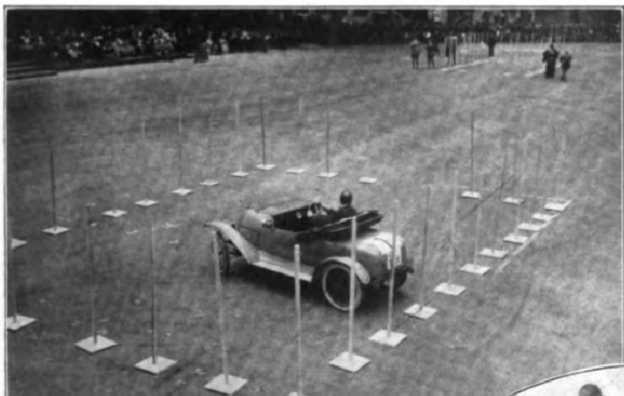


Engelbert Humperdinck,
der Komponist der Oper „Hänsel und Gretel", † am 27. September im Karolinenstift zu Neustrelitz infolge eines Schlaganfalls im Alter von 67 Jahren. (Phot. M. Diez-Dührkoop, Berlin.)





Links: Das zu Ehren des Dichters Hermann Löns, des beredten Schilderers der Heide, auf dem Wietzer Berg in der Lüneburger Heide aus Findlingen errichtete Denkmal. (Das Bronzebildnis des Dichters ist ein Werk des Bildhauers Fricke in Hannover.) Rechts: Lungenkranke Kriegerwaisen im Deutschen Kriegerkurhaus in Davos (das Kurhaus selbst links im Hintergrund).



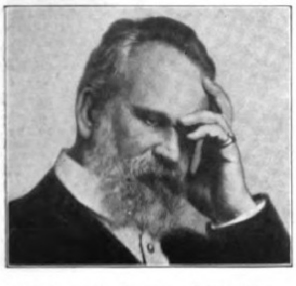
Das vom Wiesbadener Automobilklub in Verbindung mit der Kurverwaltung veranstaltete Automobilturnier: Augenblicksbild aus der Wendefahrt.



Von der vom Allgemeinen Deutschen Automobilklub veranstalteten Automobil-Prüfungsfahrt Berlin-Heidelberg: Start der kleinen Wagen in Berlin am 4. Oktober.



Der Heros der Rennzeit 1921: Freiherrn S. A. v. Oppenheims 4j. H. „Wallenstein“ mit Zimmermann im Sattel nach seinem Sieg über „Ossian“ im Gladiatoren-Rennen (140000 ℳ, 2800 m) auf der Grunewald-Rennbahn in Berlin am 3. Oktober.



Geheimrat Professor Dr. Georg Treu, namhafter Kunsthistoriker, langjähriger Direktor der Skulpturensammlung in Dresden, † am 5. Oktober auf dem Weißen Hirsch bei Dresden im 79. Lebensjahre. (Phot. Hugo Erfurth, Dresden.)



Dr. Eugen Dühring, bekannter kritischer Philosoph und volkswirtschaftlicher Schriftsteller, † am 21. September in Nowawes bei Berlin im Alter von fast 89 Jahren. (Vergleiche die Würdigung auf Seite 348.)



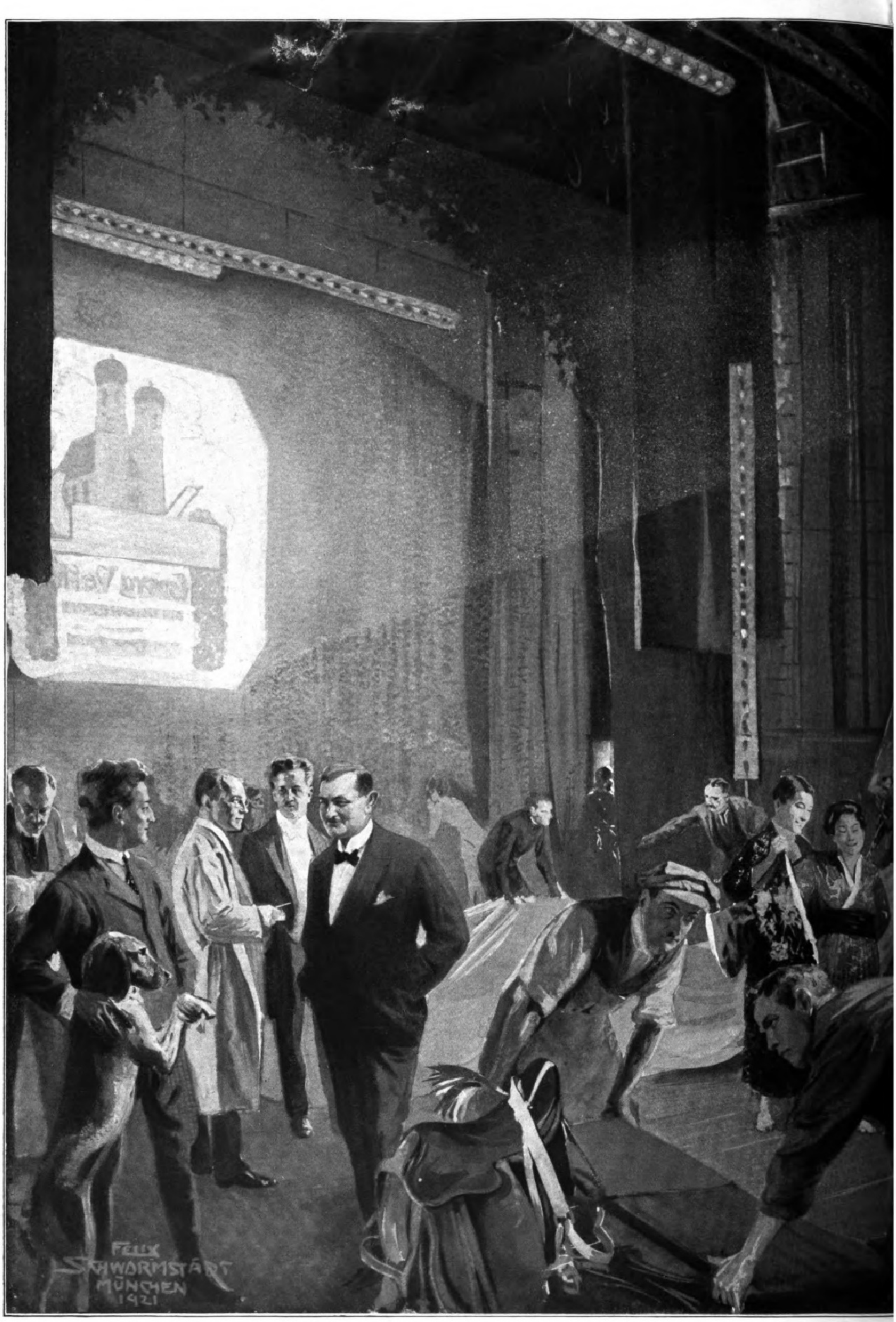
Kommerzienrat P. Mamroth, Direktor der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin, wurde von der Technischen Hochschule in Breslau zum Ehrendoktor-Ingenieur ernannt. (Phot. Dührkoop, Berlin.)



Der niedrige Wasserstand der Mosel: Festliche Veranstaltung eines Gesangvereins inmitten des klein gewordenen Flusses unweit der luxemburgischen Grenze.

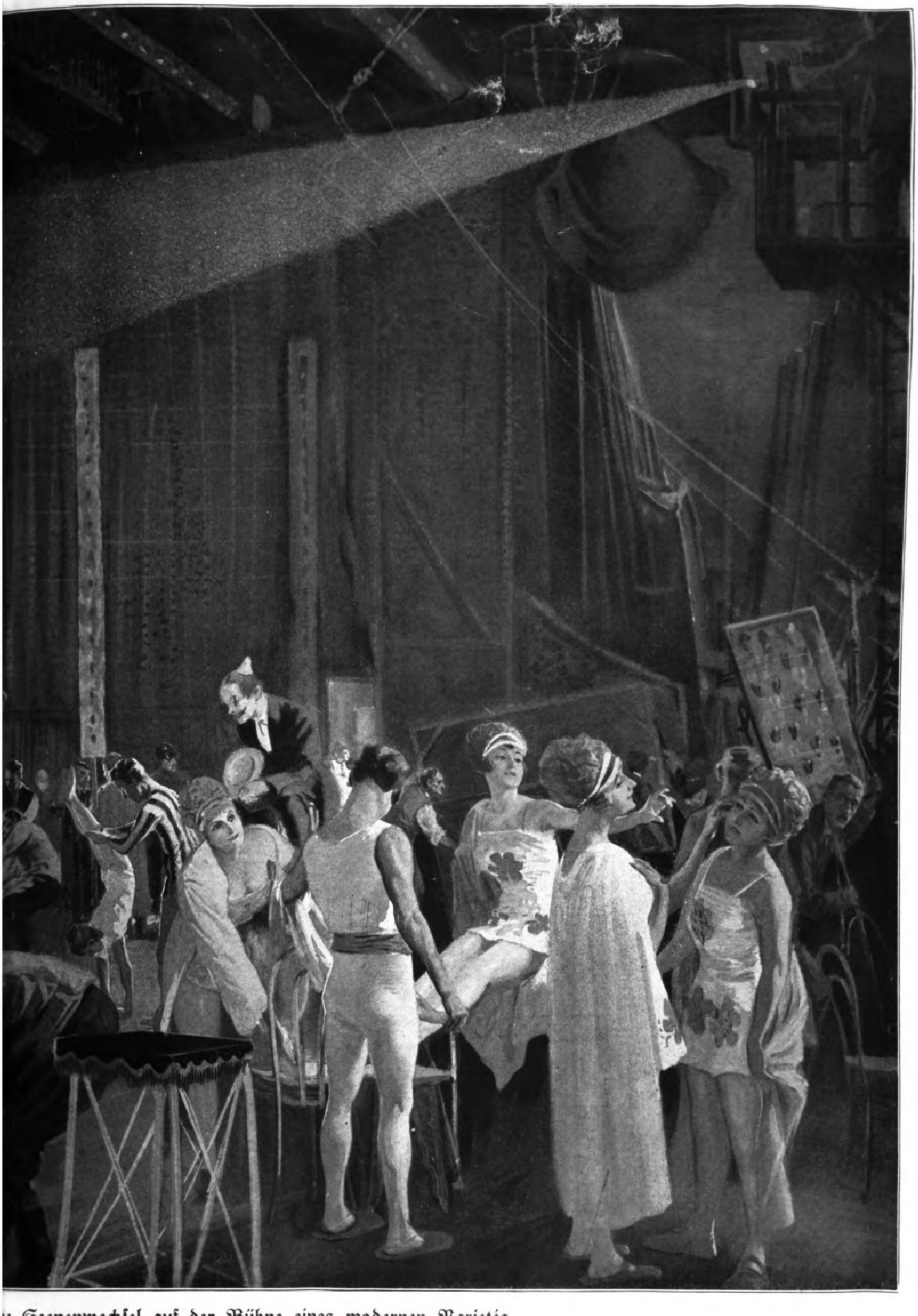


Fürstin Pauline Metternich-Sandor, eine der volkstümlichsten Gestalten Wiens, die im Reiche der Mode und der Gesellschaft jahrzehntelang unbestrittene Herrscherin war, † am 28. September in Wien im 86. Lebensjahre.



Zum 25jährigen Jubiläum des Deutschen Theaters in M

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners



n: Szenenwechsel auf der Bühne eines modernen Varietés.

er „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.

Die neue Dovre-Bahn in Norwegen.

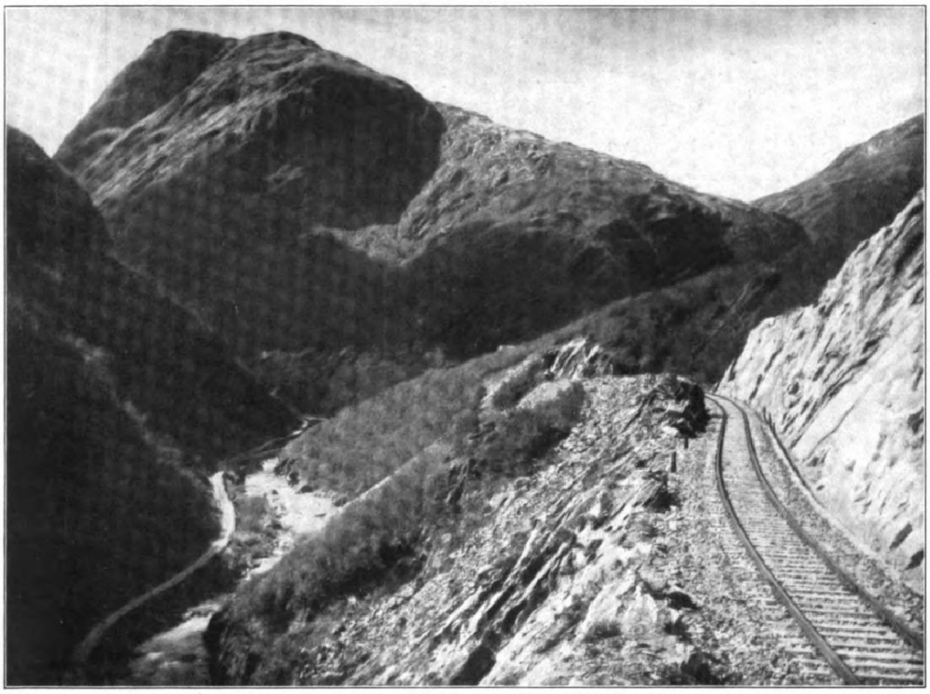
Von Dr. Adolf Jürgens, Heide.

Es scheint noch weiße Flecken auf der Karte Europas zu geben; dies Gefühl war das erste, das bei der Fahrt über die neue Dovre-Bahn wach wurde. Denn es genügt ja nicht, daß ein Topograph einmal ein Land mit dem Meßtisch aufgenommen hat; wenn der Charakter des Landes nicht in das allgemeine Bewußtsein übergegangen ist, so bleibt es eine Terra incognita. Daher war es eine richtige Entdeckungsreise, zu welcher die norwegische Staatseisenbahn 60 norwegische Journalisten eingeladen hatte, denn auch sie kannten diesen Teil ihres großen Heimatlandes mit wenigen Ausnahmen nicht. Zwei Tage vor Eröffnung der Bahn durch König Haakon fand diese erste Befahrung der neuen Linie statt, welcher auch ich mich anschließen konnte. Die neue Linie ist eine großspurige Vollbahn, die das söndenfjeldske und nordenfjeldske Norwegen verbindet und neben dieser nationalen Bedeutung zugleich schöne und fast unbekannte Gebiete dem internationalen Verkehr erschlossen hat. Sie schafft eine direkte Verbindung zwischen Kristiania über das Gudbrandsdal, das kultur- und erinnerungsreichste Tal des Landes, und Trondhjem, der alten Krönungsstadt, und bildet so ein neues Rückgrat für den Verkehr des Landes.

Von der bisherigen Endstation Dombaas im Gudbrandsdal führt die neue Bahn durch zahlreiche Tunnel in starker Steigung bald hinauf auf das eigentliche Dovrefeld, welches bisher nur von der uralten Königsstraße durchschnitten wurde, auf der ehemals die norwegischen Könige in wochenlanger Reise zur Krönung nach Trondhjem zogen. Wir sahen die alte Straße häufig von der Bahn aus, bald in schwindelnder Höhe an steilen Hängen vorbei, bald unter uns im Tal eine Furt suchend. Und bald sind wir auf dem Höjfjeld, das sich in seiner unberührten Einsamkeit dehnt bis dorthin, wo am Horizont die Schneeberge auftauchen. Hier ist das Reich des Dovre-Alten, zu dem Peer Gynt einst flüchtete, um die Weisheit der Trolle zu lernen, bevor er wieder in die Welt ging. Hierher folgten ihm bisher nur einzelne Jäger, wie die gebleichten Wildschädel zeigen, die wir bei einem Weg auf das Höjfjeld fanden. „Der Vildmarken suser" — so nennt Mikjel Fönhus, der norwegische Löns, seinen letzten Bären- und Menschenroman — das möchte man als Überschrift über eine Schilderung der ganzen Gegend setzen. Und wenn auch die neue Bahn Touristen herbeiführen wird, die Einsamkeit wird stärker sein als sie. — Schon im 11. Jahrhundert hatten die norwegischen Könige für den Schutz der Reisenden Hütten erbauen lassen: Fokstua, Hjerkin, Kongsvold und Drivstua, und auch wir genossen, wie Björnson, der hier lange weilte, die Gastfreundschaft des großen Hofes Kongsvold, wo wir nach dem reichen Smörgaas mit den berühmten alten Brotsorten uns zum Überfluß noch an Forelle und Schneehuhn — Fjellörret og Rype — gütlich taten. Bei Hjerkin plant der norwegische Staat die Anlage eines großen Volkshotels oder Volkssanatoriums, um allen Schichten der Bevölkerung die Reise zu ermöglichen. — Aber die Ebene des Höjfjeldes mit ihren gelben und roten Herbstfarben, die sich zu einem köstlichen Brokat vereinen, ein würdiges Empfangskleid für die Könige, welche hier hindurchzogen, vermag unsere Aufmerksamkeit allein nicht dauernd zu fesseln. Schon bei Fokstua sahen wir in der Ferne die ersten Gebirgsketten mit ewigem Schnee auftauchen, und immer deutlicher tritt das Bild des Sneehätta mit seinem ewigen Schneehut hervor, der nur noch 15 km entfernt ist; neben ihm die Svaa Tinderne, die auch einen Alpenkraxler reizen können, und im Osten sehen wir das Gebiet von Rondane und genießen das Panorama.

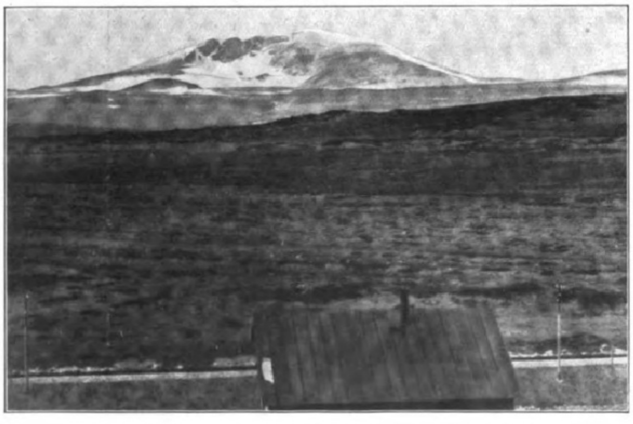


Das Drivatal mit Tunneleingang (rechts unten).



Das Drivatal.

Von den Höhen führt die Bahn dann hinab in die Täler des Tröndelagens, wo wieder die Tanne vorherrscht, und wo kleine Säter zeigen, wie mühsam der Mensch hier sein Brot findet. Durch zahlreiche Tunnel, von denen der Hestekrumtunnel eine Länge von 1424 m erreicht, geht es dann durch das wildromantische Drivatal, wo wir wieder dauernde menschliche Siedelungen sehen, nach Stören, von wo aus bereits früher eine schmalspurige Bahn nach Trondhjem führte. — Der Bau der Bahn wurde im Jahre 1908 beschlossen und im Jahre 1910 begonnen. Die Kosten waren ursprünglich auf 13 Mill. Kronen berechnet, beliefen sich aber infolge der Preissteigerung auf 45 Mill. Kronen. Über die technischen Einzelheiten wie auch die besten Verbindungen nach den westlichen Fjorden bietet die beste Übersicht das ausgezeichnete Buch des Trafikinspektors Högslund, „Dovrebanen", das in diesen Tagen erschienen ist.



Der Sneehätta (Schneehut). Im Vordergrund die neue Bahnlinie.



Vom Dovrefeld: Svonaalaegeret.

Antilopen.

Von Ewald Schild.

Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von F. Roubal.



1. Ellipsen-Wasserbock.

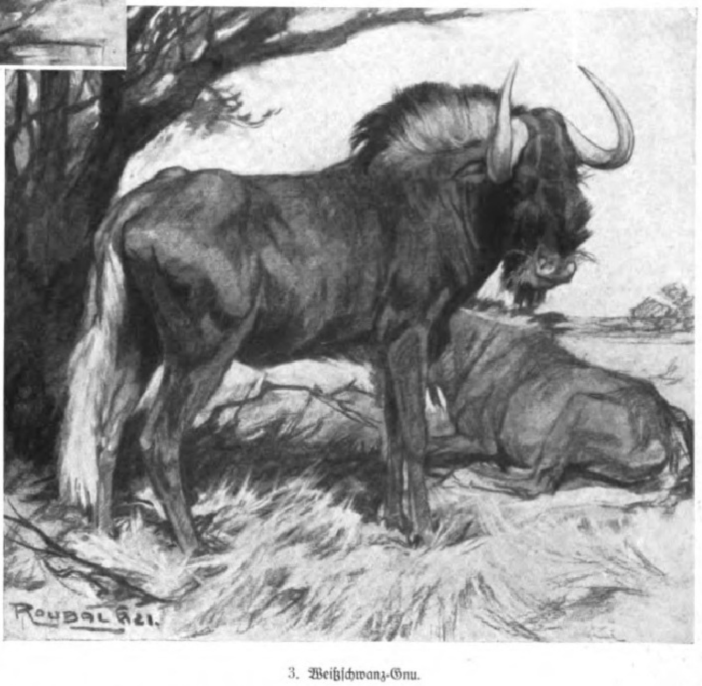


2. Gabelbock.

Wohl kaum irgendwelche andere Tierarten finden in zahlreichen Liedern und Sagen der orientalischen Völker so begeisterte Schilderungen ihrer Schönheit wie vor allem die Antilopen und Gazellen. Besonders die Gazellen, mit den Antilopen nahe verwandt, können es für sich in Anspruch nehmen, daß beinahe alles an ihrem anmutigen und zierlichen Körper mit oft überschwenglichen Worten gepriesen wird.

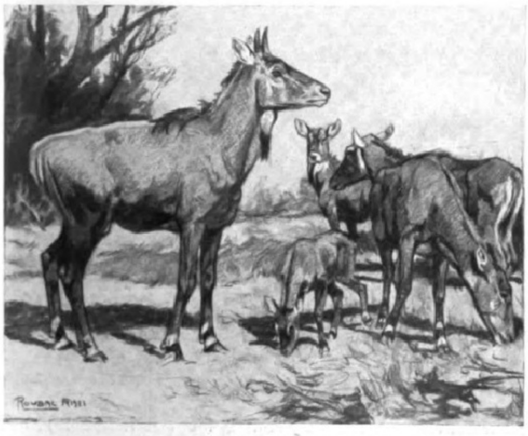
Während die Gazellen, deren es nur wenige Arten gibt, ausgesprochene Charaktertiere, der Steppe darstellen und in ihrer Größe höchstens an die unseres Rehes heranreichen, umfaßt die artenreiche Familie der Antilopen Tiere der verschiedensten Größe, die wohl in ihrer Mehrzahl auch reine Steppentiere sind, aber doch gar manche Arten aufweisen, die ihren Wohnsitz in Busch und Wald sowie in wasserreichen Gebieten aufgeschlagen haben. Daraus erklärt sich auch die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit ihrer Färbung, denn wenn auch für gewöhnlich braune und gelbe Farbtöne vorherrschen, so sind doch unter ihnen Arten zu finden, deren Färbung vom tiefen Schwarz bis zu den hellsten Tönen alle Übergänge zeigt. Recht große Unterschiede zeigen die Antilopen auch hinsichtlich ihres Gehörns. Als echte Horntiere tragen in der Regel beide Geschlechter den Kopfschmuck, und interessant ist dabei die Tatsache, daß dieser nicht, wie dies bei den Hirscharten der Fall ist, abgeworfen wird, sondern während der ganzen Lebenszeit des Tieres vorhanden bleibt und dauernd wächst. Das Antilopengehörn zeigt nun eine überaus große Mannigfaltigkeit, denn bei den einzelnen Arten ist es bald gerade, bald mehr oder minder stark gebogen, oft auch gewunden und gedreht und entweder auf seiner Oberfläche ganz glatt oder mit Ringen und Wülsten versehen. Im Nachfolgenden seien nun einige bemerkenswerte Vertreter aus der formenreichen Antilopenwelt herausgegriffen und kurz charakterisiert, da es uns zu weit führen würde, auf Einzelheiten näher einzugehen.

Abbildung 1 macht uns mit dem recht stattlichen **Ellipsen-Wasserbock** bekannt, der in Süd- und Ostafrika heimisch ist und in seinem Aussehen etwas an unsere Hirsche erinnert. Wittert das Leittier eines Rudels Gefahr, so flüchtet dieses und mit ihm das ganze Rudel, und zwar geht die Flucht regelmäßig dem Wasser zu, in das sich die geängstigte Herde hineinstürzt. Die Färbung der Tiere ist vorherrschend grau mit einem weißen Band über den hinteren Teil der Schenkel und die Halsseiten.



3. Weißschwanz-Gnu.

Der **Gabelbock** (Abbild. 2), dessen Schnelligkeit und Behendigkeit alle Beobachter übereinstimmend zu rühmen wissen, bewohnt die Prärien Nordamerikas, doch steht dieses schöne und scharfsinnige Tier nach neueren Angaben leider vor dem Aussterben, eine Tatsache, an der vor allem ein rücksichtslos betriebener Abschuß sowie eine verheerende Seuche, der die Tiere erliegen, schuld sind. Der Gabelbock unterscheidet sich von allen Verwandten dadurch, daß er ein hohles, gegabeltes Gehörn besitzt, das nicht ständig weiterwächst, sondern, wie bei den Hirschen, regelmäßig abgeworfen und neu gebildet wird.

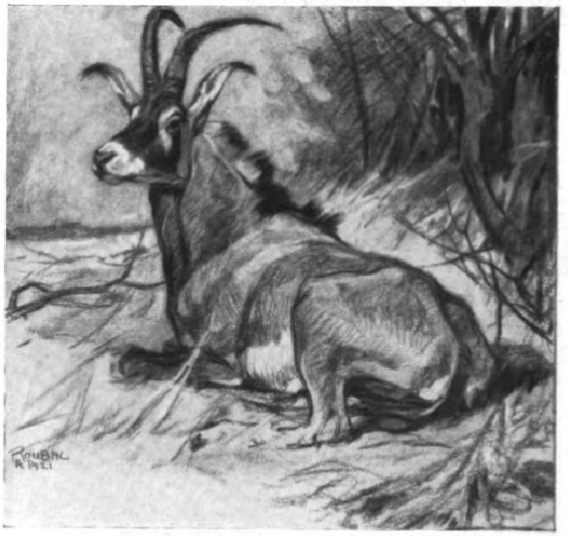


4. Nilgau-Antilope.

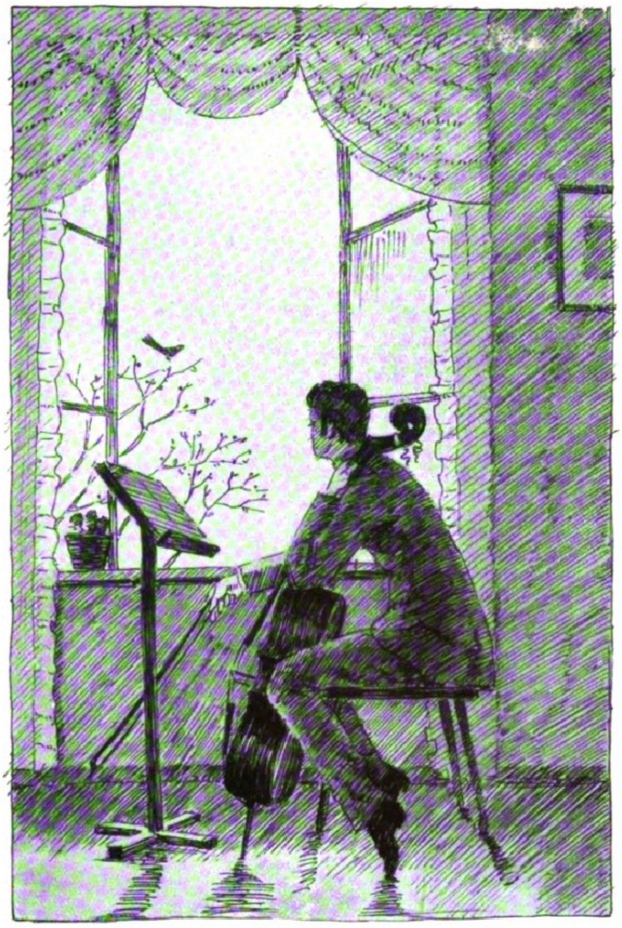
Das in Abbildung 3 gezeigte **Weißschwanz-Gnu** zählt wohl zu den auffälligsten aller Antilopen und verrät nichts von der Zierlichkeit und Anmut, die den meisten anderen Antilopenarten eigen ist. Das Weißschwanz-Gnu, das **Wildebeest** der Buren, bewohnt Südafrika und war früher auch im Kaplande heimisch, doch ist es dort ausgerottet worden, da es im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts Gegenstand eifriger Jagden war.

Wenn auch Afrika, die Urheimat der Antilopen, bei weitem den größten Artenreichtum aufweist, so sind sie doch auch in Asien heimisch. So z. B. bewohnt der **Nilgau** (Abbild. 4) die lichten Waldungen und lockeren Dschungel Mittel- und Vorderindiens. Zur Paarungszeit bestehen die männlichen Tiere miteinander oft heftige Kämpfe um den Besitz des auserwählten Weibchens und sollen auch sonst gelegentlich ihrem Verfolger mutig gegenübertreten.

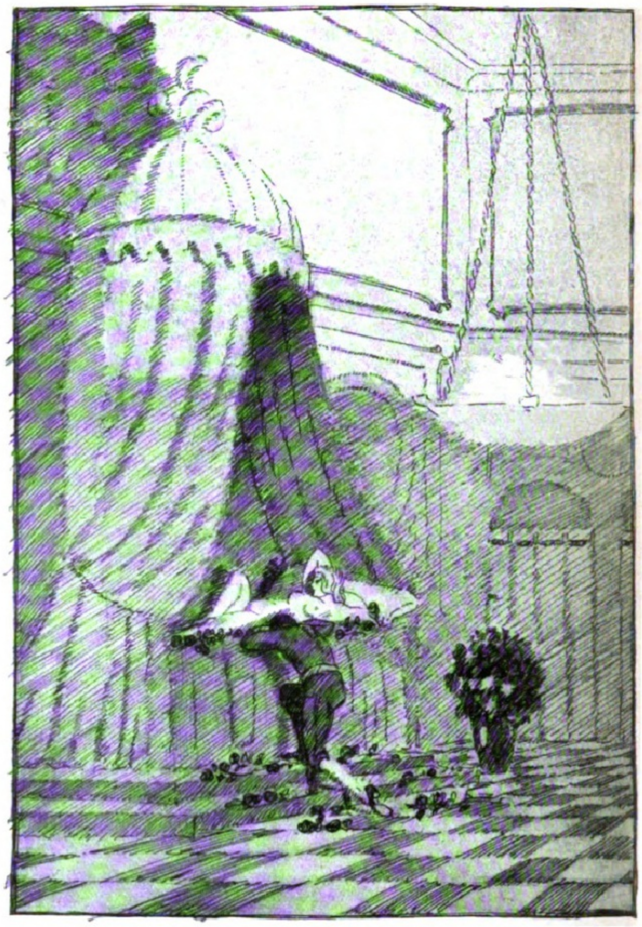
Wie schon der Name andeutet, erinnert die große **Pferde-Antilope** (Abbild. 5), ein ebenso mächtiges wie schönes Tier, in der Bildung des Kopfes und Vorderkörpers an ein Pferd. Sie bewohnt Afrika südlich der Sahara bis zum Oranjefluß, wo sie gewöhnlich in kleinen Rudeln von sechs bis zwölf Stück mit niederem Buschwerk bestandene Ebenen bevölkert. Wie die meisten großen Antilopenarten sind auch die Pferde-Antilopen nicht schwer an die Gefangenschaft zu gewöhnen und halten sich in den Zoologischen Gärten recht gut, wo sie sich zu wiederholten Malen sogar fortgepflanzt haben.



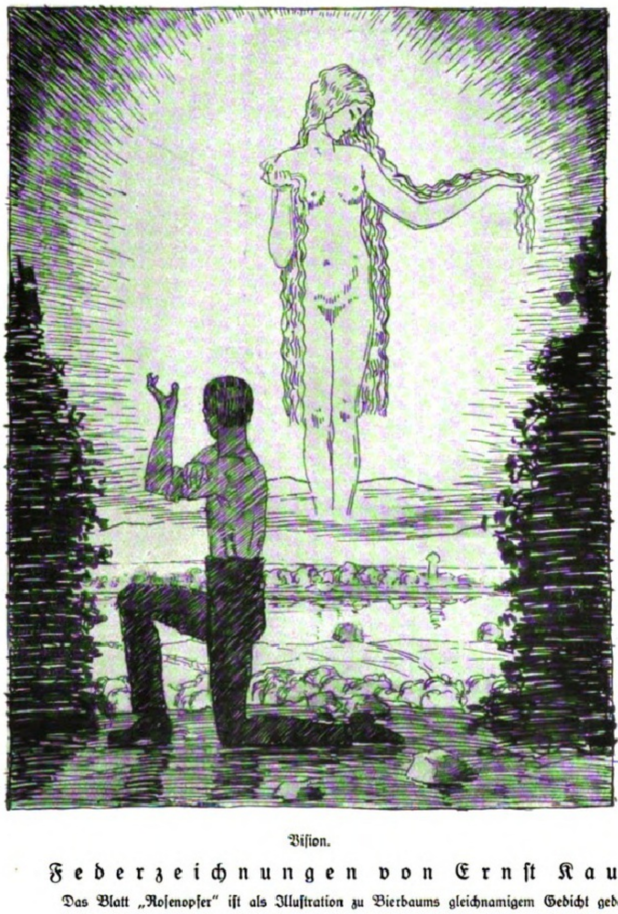
5. Pferde-Antilope.



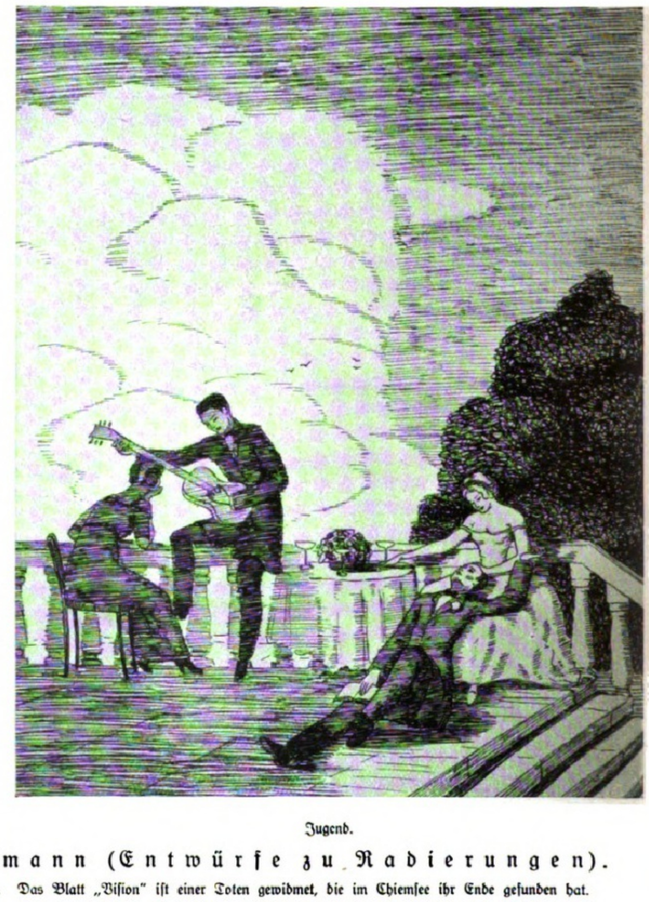
Frühlingssymphonie.



Rosenopfer.



Vision.



Jugend.

Federzeichnungen von Ernst Kaufmann (Entwürfe zu Radierungen).

Das Blatt „Rosenopfer" ist als Illustration zu Bierbaums gleichnamigem Gedicht gedacht. Das Blatt „Vision" ist einer Toten gewidmet, die im Chiemsee ihr Ende gefunden hat.



Hieronymus und Paula.

Legende von Franz Adam Beyerlein.



An einem erquicklichen Mainachmittag des Jahres 385 nach der Geburt des Herrn lustwandelte ein stattlicher aufrechter Mann zu Rom auf der Appischen Straße bei den Bädern des Caracalla. Er war barhaupt; dichte, dunkle Locken fielen ihm über Schultern und Nacken, und ein etwas hellerer Bart, in dem es rötlich widerstrahlte, wenn die Sonne ihn streifte, wallte ihm über die breite Brust hinab. Den mächtigen sehnigen Körper hatte er in ein Gewand gehüllt, dessen Kuttenform aus grober naturfarbener Wolle geschneidert und von einem hanfenen Strick über den Hüften gegürtet war, und die nackten Füße trug er von Sandalen geschützt, die mit ungegerbten rindsledernen Riemen befestigt waren. Bequem und gemächlich erging er sich inmitten des Volksgewühls, aber dennoch war sein Schreiten eher ein Stolzieren; er warf dabei die Schultern zurück, schüttelte ab und zu seine Locken, und das Blond seines Bartes flimmerte und plusterte sich im lauen Winde. Wo er vorüberkam, hefteten sich die Augen auf ihn, und er wußte es.

Waren nun die Leute, die ihm begegneten, Heiden, was man an ihren bunten Kleidern und daran merkte, daß sie ihre Blicke wieselartig munter allüberall herumspringen ließen, so erbauten sie sich wohl an seiner mannhaften Erscheinung, im übrigen aber scherten sie sich wenig darum, wer er wohl sein und was er wohl vorstellen könne. Waren es dagegen Christen, was sich durch schlichtes Weiß oder Grau der Röcke und durch demütig gesenkte Lider kundtat, so stießen sie, seiner ansichtig werdend, sogleich einander mit den Ellenbogen und flüsterten sich zu: „Sieh da, der Presbyter Hieronymus!" Und die Mütter hießen ihre Kinder: „Neige dich, Afra! Und du, kleiner Paulus, lauf hin und küss' dem hochwürdigen Herrn die Hand! Doch halt! Putz' dir die Nase vorher!" Die Mädchen und jungen Frauen aber machten schwärmerische Augelchen zu ihm hinüber, und eine raunte wohl der andern ins Ohr: „O Jakobe, gleicht er nicht aufs Haar Johannes dem Täufer?"

Immerhin befand sich zuweilen ein besonders unbegabtes und unwissendes Schaf in der Herde der Spaziergänger, ein Großvater etwa, der, um seine Enkel zu sehen, aus den Sabinerbergen zur Stadt hinabgestiegen war, und fragte: „Nun ja, Hieronymus. Es gibt viele des Namens. Was ist denn an diesem so Besonderes?" Dann erhielt er vom Schwiegersohn die Aufklärung: „So reiß nur die Augen tüchtig auf, Vater! Das ist ein gar großer, berühmter Mann! Das heilige Bibelbuch hat er ins Latein übertragen und ist der Schüler des weisen Gregor von Nazianz und eine Säule — nein, die Säule alles rechtgläubigen Christentums."

„Ah!" staunte dann der also Belehrte. „Ein außerordentlicher Mann! Ein wahres Kirchenlicht!" Im Grunde jedoch blieb er so dumm wie zuvor. Denn das Verdienst des Hieronymus floß aus gar zu verschiedenen Quellen, als daß es so mit einem Hui hätte ermessen und begriffen werden können. Es ging nämlich damals noch ein wenig drunter und drüber in der Christenheit. Der arianische Streit war noch lange nicht beigelegt, und man war sich allen Konzilien zum Trotz noch keineswegs eins, ob Gottvater und Gottsohn — höchst wichtige Fragen! — wesensgleich, wesensfremd oder wesensähnlich seien.

Aber der Großvater aus den Sabinerbergen sollte alsbald noch weit mehr Anlaß bekommen, sich zu verwundern. Kaum hatte er die Belehrung des Eidams über den lustwandelnden Presbyter empfangen, so platzten schon auf die Sekunde gleichzeitig und wie aus einem Munde sowohl die Tochter wie auch die halbwüchsige Enkelin mit der Frage los: „Was ist aber heute mit ihm? Er ist ja allein, der Hieronymus! Wo hat er denn seine drei Damen?" — „Was?!" entsetzte sich der Alte. „Ein Presbyter Damen?! Und drei auf einmal?! Das heiß' ich eine saubere Mode! Was sind denn das für merkwürdige drei Damen?!" Dann wurde ihm mit solcher Entschiedenheit erwidert: „Was für drei Damen? — Nun, wer anders denn als Marcella, Melania und Paula?!", daß er jäh verstummend und mit offenem Munde fürs erste auf weitere Wissenschaft verzichtete, obwohl er nun erst recht nichts verstand.

Was aber seine biedere ländliche Einfalt bedenklich den Kopf schütteln und erstaunt die Brauen hochziehen ließ, war in der Tat von allen flinken römischen Zungen seit langem schon zum billigsten Quark geschlagen. Allüberall tuschelte es von Mund zu Mund: „Wo hat er nur heute Marcella, Melania und Paula?", und das Befremden darüber, daß Hieronymus an diesem Mainachmittag allein spazierenging, war ganz allgemein, ja gleichsam selbstverständlich. Schließlich riß bei denen, die sich nur irgend befugt halten durften, den Presbyter anzureden, die liebe eigene Neugier oder die der Gattinnen und Töchter alle Dämme schicklicher Rücksicht über den Haufen. Sie traten an ihn heran, lobten das schöne Wetter und erkundigten sich nach seinem Befinden. Aber zuletzt versäumte nicht ein einziger noch zu fragen: „Doch wo, o heiliger Mann, halten sich heute die edlen Damen Marcella, Melania und Paula auf, die sonst dein Schatten sind?" Den ersten beschied der Presbyter im artigsten Tone: „Bei der Milvischen Brücke soll ein Weib mit Zungen reden. Das ist ein beliebter Unfug der Ketzer, und ich habe meine drei edlen Freundinnen entsandt, damit sie mir berichten, was an der Sache ist." Aber je öfter er diese Antwort erteilen mußte, desto unwirscher fiel sie aus, und als schließlich ein Schneider, der sich ihm bereits einmal in einer Ältestenversammlung durch dogmatische Querfragen lästig gemacht hatte, es auch nicht lassen konnte, nach dem Verbleib der drei Damen zu forschen, entfuhr es ihm: „Was fragst du mich, Dummkopf? Bin ich denn verheiratet mit ihnen?!"

„Nein," erwiderte der Meister der Nadel, „aber ich dachte —"

„Denke nie! Glaube!!" versetzte ihm grob Hieronymus, obschon der Satz aus einem ganz anderen Register stammte, und ließ ihn ohne Federlesen stehen.

Aber das Spazierengehen war ihm verleidet. Übelgelaunt entfädelte er sich dem Menschengewühl, das auf der belebten Straße und in der Nähe der Bäder immer erneut heranflutete, und erstieg auf einem schmalen Pfade den Aventin, zwischen dessen Weingärten er vor lästigen Begegnungen ziemlich sicher sein durfte. „Was haben sie nur ewig?!" schalt er vor sich hin. „Scheint es nicht, als sei ich auf Gedeih und Verderb mit den drei Weibern verbunden?! Ja, ist es nicht, als sei ich wirklich verheiratet mit Marcella, Melania und Paula?!!" Und vor Unmut und Verdruß schritt er so derb aus, daß Staubwolken unter seinen Sandalen aufwirbelten und er binnen kurzem die Höhe erklommen hatte.

Unweit des Dianatempels, der den Scheitel des Aventins krönte, hielt ein Weinbauer eine kleine Wirtschaft. Über dem Tor trieben ein Silen und eine Nymphe aus grauem Tuff noch ihre durchaus heidnischen Späße, unterhalb aber hatte sich der kluge Wirt den Zeichen der Zeit angepaßt und mit Rinderblut „Zur Hochzeit von Kana" auf die Mauer gepinselt. Dem Presbyter war, als habe er in der Kehle noch einen Ärger sitzen. Er beschloß, ihn mit einem Schluck Wein hinunterzuspülen, und trat an der Schenke vorüber, aus deren Küche eine Mischwolke von beizendem Holzrauch und dem Duft sich bräunenden Fetts hervorquoll, auf eine gemauerte Terrasse hinaus. Hier, den heiteren Gärten und gleißenden Palästen des Palatins gegenüber, gedachte er endlich Ruhe vor Marcella, Melania und Paula zu haben und den verfinsterten Sinn in der schönen Sonne und etwa in einem Blinken des Bechers aufhellen zu können.

Aber sei es, daß die noch nicht ganz aus der Umgebung gebannten heidnischen Mächte dem Hieronymus ein Bein stellten, sei es, daß der christliche Himmel sein leicht zum Hochmut sich auswachsendes Selbstgefühl wieder einmal ein wenig zu ducken sich entschlossen hatte, — es war ihm nicht beschieden, an dem wonnigen Platze seinen Wein in Frieden zu schlürfen.

An einem Tische unter den frisch belaubten Reben hatte sich eine Hochzeitsgesellschaft eingenistet, und wenn der Presbyter schon von vornherein zu allem, was mit Fleischeslust irgendwie von ferne verschwägert war, gründlich sauer sah, so trat ihm hier sogleich die Galle auf die Zunge und mischte sich mit dem ersten Schluck aus dem Becher, denn der Hochzeiter war ein Kleriker, und eine Priesterehe stand für Hieronymus nicht weit hinter dem Verrat des Judas in der Sündenreihe. Eben jetzt schlug der Streit darüber, ob eine solche Verbindung erlaubt oder auch nur erträglich sei, die aufgeregtesten Wogen auf dem Teiche der theologischen Disputation.

Offensichtlich hatte das Pärchen der geschlossenen Zeit nur eben noch ein paar Anstandstage zugelegt, um nun desto hurtiger zusammenzuschwirren. Es war auch gern möglich, daß sich das Fest zuerst ganz ehrbar angelassen hatte, jetzt aber glänzten die Gesichter weingerötet, und die Augen der Braut, die den hehren üppigen Wuchs der Frauen vom jenseitigen Tiberufer aufwies, begannen bereits in sanfter Verklärung zu schwimmen. Die Runde fand ein ebenso harmloses wie lärmendes Vergnügen darin, einander mit Nüssen zu bewerfen, und einige junge Vettern des Bräutigams belustigten sich damit, aus dem Stegreif immer neue Liedchen zu dichten und zu singen, die alles andere denn einen züchtigen christlichen Ehestand behandelten und von faustdicken heidnischen Anspielungen wimmelten. Erst ein herrlich gebratenes Ferkel, das vom Wirt aufgetragen und von der Gesellschaft mit Evoerufen begrüßt wurde, stopfte den munteren Sängern die heillosen Schnäbel und ließ die Neckerei in seinem appetitlichen Fett und einem allgemeinen Nagen und Schmatzen ersticken.

Hieronymus an seinem abseitigen Platze — jedoch hatte er sich keineswegs in eine Ecke gedrückt, was seiner Art von Grund aus widersprochen hätte, — sog mißmutig an seinem Becher. Allmählich indessen glätteten die laue Luft und der wundersame Ausblick auf die blühende Landschaft sein gekraustes Gemüt, und er war eben dahin gelangt, dem Wein einigermaßen Geschmack abzugewinnen und die Kraftfülle der Schöpfung, welche die breithüftige Stattlichkeit der Klerikerbraut hervorgebracht hatte, wenigstens nicht gerade zu mißbilligen, da verwandelte sich ihm der Wein auf der Zunge abermals in Galle, und zwar diesmal in solche von einer besonders bitteren Sorte, und statt einer läßlich und liebenswürdig angesäuselten jungen Frau erblickte er mit einem Male am unfernen Tisch eine schäumende scheußliche Mänade. Die fröhlichen Gäste waren nämlich seiner ansichtig geworden, und darauf hatte auch einer von ihnen, der ihm bisher den Rücken zugewandt hatte, sich umgedreht. Den Presbyter ruckte der Abscheu auf seinem Sitze zusammen. „Ha!" blies er voll Unmut in seinen Bart, „Jovinianus! Ausgeburt der Hölle!!" Der andere aber — er führte die Gegenpartei im Streit über die Klerikerehe, — lächelte nur.

Rings an der hochzeitlichen Tafel jedoch zettelte sich ein immer lustigeres Getuschel und Gekicher an, wobei sich aller Blicke auf Jovinianus sammelten und ein Verlangen an ihn zu stellen schienen. Der also Herausgeforderte stieg denn schließlich auf eine Steinbank und hob, nachdem er sich noch mit einem guten Schluck versorgt hatte, mit frohen herzlichen Worten einen Lobpreis der Ehe an. Er wolle, sagte er, wie dies jetzt bei den Gelehrten die Mode sei, recht gründlich, vom Ei, nämlich von der Erschaffung der Welt ausgehen, wo es schon am sechsten Schöpfungstage heiße, Gott der Herr habe ein Männlein und ein Fräulein geschaffen, Adam und Eva, das erste Pärlein der Welt, und habe es gesegnet: „Seid fruchtbar und mehret euch!", und damit unzweideutig zu erkennen gegeben, daß ihm die Ehe ein Wohlgefallen sei, wie denn auch ein tüchtiges Teil später der Fels der Kirche, der erste römische Bischof Sankt Petrus, die Perpetua als rechtmäßiges braves Eheweib geliebt und geachtet habe und es erst allerjüngsten Irr- und Wirrköpfen aufbehalten gewesen sei, die göttliche Einrichtung der Ehe in ihrem Wert zu mindern, indem man sie dem Kleriker untersagen wolle.

Bis hierher war er gelangt, da aber schleuderte ihm Hieronymus die nach den besten Rednerregeln zugespitzten Worte entgegen: „O Jovinianus, schamlos warst du von je. Jetzt aber überbietest du, obwohl sie eigentlich nicht zu überbieten ist, die Schamlosigkeit deiner Gesinnung, indem du einer Herde halb berauschter Säue die Perlen göttlicher Weisheit hinschüttest!"

Er hatte noch mehr auf dem Herzen. Aber vom Hochzeitstische flogen ihm unverweilt Nüsse und Nußschalen an den Kopf, Oliven, die zu dem Braten aufgetischt worden waren, gesellten sich dazu, und es fehlte auch nicht an einigen Ferkelknochen, die sogar hier und da noch ein Fetzchen Fleisch mitbrachten. Dem Presbyter wäre es in seinem roten Zorn nicht auf ein Handgemenge angekommen, und er war auch Manns genug, ein solches selbst mit einem starken Gegner nicht ohne Hoffnung auf Erfolg aufzunehmen, hier aber dünkte ihn nach einem kurzen Überschlag die Übermacht denn doch zu gewaltig und ein eiliger Rückzug geboten. Er entfloh der ungastlichen Stätte, wobei ein letzter Wurf noch das glitzernde Gebiß des Ferkels in seinen dunklen Lockenschwall verwickelte, schoß unter den sich balgenden heidnischen Tuffgebilden wie ein Bolz hindurch und trabte eilfertig den Hügelpfad nach dem Ochsenmarkt am Tiberufer hinab.

Aber verhaßter noch als Nüsse, Oliven, Ferkelknochen und Ferkelgebiß gellten ihm die Hohnrufe nach, die Jovinianus und die Seinen hinter ihm drein jubelten, und die ihn mahnten, doch auch frisch in den Glückshafen der Ehe zu greifen: er habe ja nicht weniger denn drei Schätze, — Marcella, Melania und Paula.

Er knirschte mit den Zähnen nicht anders wie die Kiesel unter seinen eiligen Sohlen. „Schon wieder! Beim Satan und seinen schwärzesten Engeln, schon wieder!! Komm' ich denn heute niemals los von den drei Weibern?!" — „Paula! Paula!!" klang ein letzter Ton der Hohnfanfaren hinter ihm drein. In ohnmächtiger Wut schüttelte er die Fäuste: „Schon wieder! Schon wieder!!" Und selbst das Echo hallte zwischen den engen Weinbergsgassen: „Paula! Paula!!"

Beim Tempel der Ceres hatte er sich notdürftig wieder beisammen. Gesenkten Hauptes wie ein tückischer Stier furchte er die zahllose Menge, die sich zu einem Spiel nach dem Circus maximus drängte. An der Brücke des Probus, über welche die Scharen der Leute vom Janiculum herüberfluteten, wurde es ihm leid, gegen den Strom anzuschwimmen, und er ließ sich von der Menschenwoge das Ufer entlang flußabwärts treiben. Gemach brachte er das Getümmel hinter sich, und als er schließlich an den riesigen Getreide- und Weinspeichern hinschritt, die in die alte Stadtmauer eingebaut waren, sah er keine lebendige Seele mehr auf dem weiten Hafengelände. Von all den Leichtern und Schuten, welche die sizilischen und afrikanischen Güter von Ostia her zur Stadt heranförderten, waren die Steuerleute und Ruderknechte nach dem Zirkus weggelaufen, und nur bisweilen kläffte ein Köter von einem verlassenen Bord herüber. Willig gab sich der Wanderer der Einsamkeit hin.

Die kleinen Wellen des Flusses planschten ganz flach ans Bollwerk, und es roch ziemlich stark nach fauligem Wasser und Teer. Dazwischen wehte von binnenwärts, wo vor der Pyramide des Cestius die Scherben der zerbrochenen Weinamphoren sich langsam zu einem Hügel zu türmen begannen, ein fader Dunst herüber. Dem Presbyter behagte es gleichwohl. Er fegte die Reste einer Käsemahlzeit, die Schiffer auf einem Pfahl gehalten haben mochten, hinunter ins Wasser und ließ sich nachdenklich nieder.

Aufs tiefste war er in seinem Stolz erschüttert. Die körperliche Niederlage hatte er längst verschmerzt, aber die Spottpfeile „Marcella, Melania und Paula" juckten ihn wie Bienenstachel in der Haut. „Was war es nur damit?" überlegte er. „Hatte er sich wirklich eine Verfehlung vorzuwerfen?" Aber nein! Er hatte das beste Gewissen, denn sein Verhältnis zu den drei Frauen war sauber wie ein neuwaschenes und frisch gebleichtes Busentuch. Und trotzdem braute sich von jenem Dreigestirn her ein anderes Wetter zusammen, weit schlimmer noch als die leicht zu widerlegende üble Nachrede: er mußte fürchten, durch es lächerlich zu werden. Die Gefahr war brennend. Eben heute hatte er die überzeugendsten Beweise dafür empfangen. Und er seufzte in brauner Melancholie: „O Marcella und Melania! O Paula! Paula!!" —

Es waren aber Marcella, Melania und Paula Damen aus allervornehmsten römischen Häusern, alle drei gesetzten Alters, von lauteren Sitten und durch einen nicht genug zu lobenden Eifer für die rechtgläubige Athanasianische Christenlehre ausgezeichnet. Als Hieronymus, nachdem er die Belehrung des Meisters Gregor von Nazianz genossen hatte, vor einigen Jahren in Rom eingetroffen war und alsbald auf den Wunsch des Bischofs Damasus die lateinische Übersetzung der Bibel zu einer gründlichen gelehrten Durchsicht vorgenommen hatte, waren sie ihm bereitwillig zur Hand gegangen, indem sie ihm etwa besonders glattes Pergament oder eine besonders klar fließende Tinte für sein Schreibrohr besorgten. Auch nahmen sie, des Schreibens selbst kundig, sogleich Abschriften seines Textes und machten sich noch außerdem viel Mühe um ihn. Sie baten um die Ehre, daß er an ihrer Tafel speise, wobei sie dann dem Koch ein oder zwei Gerichte mehr aufgaben, und sorgten, daß er in seiner Behausung gewaschene Fliesen und Tisch und Stuhl frei von Staub vorfand. Der berühmte Gast aber vergalt ihnen damit, daß er das etwas gewalttätige Feuer seiner Orthodoxie vor ihnen lodern ließ, und erreichte denn auch, daß die drei Frauen bald keine andere Meinung mehr wußten wie die seine und fester als je zuvor im Sattel der Athanasianischen Christenlehre saßen. Ja, ohne daß er es von ihnen gefordert hatte, verschworen Marcella und Melania, obwohl sie kinderlos waren, das Bett ihrer Gatten. Paula aber war seit langem Witwe und nannte eine Tochter, namens Eustochion, ihr eigen.

Nach solchem durchaus unverfänglichen Beginn verschoben sich indessen bald die Stellungen. Die drei Damen waren bereits nach einigen Monaten selbdritt der einhelligen Überzeugung geworden, daß nunmehr nicht mehr der Presbyter, sondern sie selbst den eigentlichen wahren Schatz der Rechtgläubigkeit besaßen. Sie plärrten ihm seine eigenen Glaubenssätze, von denen sich zu entfernen er gar nicht die Absicht hatte, unablässig vor und maßten sich ganz langsam eine Art Oberaufsicht seines Lebens und seiner Meinungen an. Wie die Gluckhennen ausgewachsenen jungen Hahnen gegenüber empfanden sie eine beständige Angst, daß er ihnen am Ende doch noch entschlüpfen und Dummheiten anrichten werde. Hieronymus seinerseits spürte es zwar nicht deutlich, wie ihm auf diese Weise heimlich ein Netz über den Kopf gezogen wurde, aber schließlich sträubte er sich auch nicht gegen die sanfte Überrumpelung. Denn er war von Natur dankbaren Gemüts und roch überdies nichts lieber, als wenn ihm von einem unbedingt ergebenen Hofstaat reichlich Weihrauch gestreut wurde. Erst ganz allmählich wachten Widersetzlichkeiten in ihm auf. Und zwar empfand er es zuvörderst peinlich, daß, rein äußerlich besehen, Marcella, Melania und Paula keineswegs feierlich-ansehnliche Matronen guten alten römischen Stiles waren, sondern eher das Gegenteil von Erscheinungen darstellten, mit denen man hätte Staat machen können. In diesem Betracht haperte es sogar bei ihnen gewaltig.

Marcella, die sich im Verlauf ihres Lebens zu der für ein Frauenzimmer allerdings ungebührlichen Länge von sechseinhalb Schuh emporgeklaftert hatte, war klapperdürr, so daß ihr das Gerücht anhing, sie habe früher in ihren unbedachten, unbekehrten Zeiten niemals Kastagnetten beim Tanzen nötig gehabt, welchen Dienst ihr vielmehr die eigenen Knochen geleistet hätten. Melania wiederum war im Gegensatz zu ihrer Busenfreundin Marcella um ein gut Teil zu kurz gegen das gewöhnliche Maß gediehen, hatte aber, was ihr an Länge gebrach, durch Rundlichkeit ersetzt. Unter ihrem eigentlichen Kinn beherbergte sie eine Art Kaskade von nicht weniger denn vier weiteren Kinnen, deren letztes und umfangreichstes schließlich nach unten in einen noch viel beträchtlicheren wogenden See sich ergoß. Sie bewegte sich nur ungern, und wo sie einmal sitzend oder stehend Posto gefaßt hatte, blieb sie auch haften. Paula endlich hätte nun wirklich eine ganz stattliche Person hergegeben, leider aber war sie von einer unseligen, schlechthin dämonischen Schwatzhaftigkeit besessen. Nun war zwar Hieronymus auch nicht auf den Mund gefallen, aber Paula übertraf ihn um ein vielfaches. Sie redete auf eine unendlich eintönige Weise, die recht geschickt mit dem Schnurren eines Spinnrädchens verglichen wurde, nur daß sie, diesem wiederum unähnlich, zugleich einschläfernd und aufreizend wirkte. Zu alledem besaß sie eine geheimnisvolle Fähigkeit, von einem Menschen vollkommen und ausschließlich Besitz zu ergreifen. Sie schlug das Opfer mit ihrem Blick in Bann, so daß ihm die Arme matt herabhingen und der Fuß, der schon zur Flucht sich gehoben hatte, plötzlich stockte; dann redete und „spann" sie stundenlang auf die wehrlose Beute ein. Eustochion zu guter Letzt, Paulas Tochter und untrennbares Anhängsel, war mit ihren vierzig Mädchenjahren ein unglückseliges, bedauernswertes Wurm. Ihr Vollmondgesichtchen war von einem spärlichen hellblonden Scheitel überdacht und mitten darin klebte ein Stumpfnäschen, das fast überhaupt keines mehr war. Das Körperchen aber, das noch am besten von der ganzen Person geraten war, und bei dem nur der Busen sich zu stark betonte, wurde von derb gekrümmtem Beinwerk getragen. Das Wesen der Jungfrau war grundlose Unruhe. Immerzu befanden sich ihre blaßblauen Äuglein unterwegs, immerzu hüpfte sie auf ihren Sichelstelzchen, und immerzu stieß sie grelle erstaunte Schreie aus, ganz wie ein wahnsinnig gewordener Kakadu. Zwischendurch babberte sie die von der Mutter aufgeschnappten Alltagsweisheitchen, und wenn ihr Mund einmal stillstand, lutschte sie verzuckerte Früchte.

So beschaffen waren die vier weiblichen Wesen, die dem Hieronymus seither die Jahre seines römischen Aufenthalts verschönt hatten. Und ebendiese hatten hernach, nachdem er bei seiner Ankunft einmal von ihnen mit Beschlag belegt worden war, mit allen weiblichen Künsten zu bewirken gewußt, daß er ihnen immer mehr und mehr und zuletzt mit Haut und Haaren verfiel. Und allerletzten Endes war es gar dahin gekommen, daß er ohne sie schlechthin nicht mehr denkbar erschien, daß alles Volk, wenn er einmal allein spazierenging, über solche Absonderung Maul und Nase aufriß und jeder blöde Müßiggänger, wie er es eben erlebt hatte, sich zu der Frage berechtigt glaubte, wo er denn Marcella, Melania und Paula „gelassen" habe, nicht zu vergessen, daß seine Widersacher ihm die drei Namen nachjohlten, wovon ihm jetzt noch die Ohren klangen!

Als er nun am Tiberufer auf dem Pfahl des Bollwerks hockte und zuschaute, wie allerhand Gründlinge und Weißfischchen an den Käserinden, die er ins Wasser gefegt hatte, herumzerrten und sich darum balgten, wollte ihm sein Zustand beinahe wie eine Gefangenschaft vorkommen. Er war rings von Verehrung, Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit umbaut, und täglich wuchsen die Mauern höher um ihn empor. Lächerlich, höchst lächerlich war seine Lage und — das Schlimmste begann ihm eben jetzt aufzudämmern — fast ohne eine Möglichkeit, sie zu ändern oder ihr zu entrinnen. Dumpf ergeben ließ er den Kopf hängen und blickte erst einmal auf, als flüchtige Schritte hinter ihm laut wurden. Es war aber nichts Besonderes. Ein paar Jüngferchen, die sich vor den Toren verspätet haben mochten, eilten zum Zirkus. Sie schwatzten und lachten, flatterten und tanzten. Wie ein Schwarm bunter Vögel strichen sie das Ufer entlang. Hieronymus schaute mit unbewußter Wehmut hinter ihnen her und kehrte dann wieder in seinen Gedanken seufzend zu den alten drei Freundinnen zurück.

Unterdessen gaben sich die Gründlinge im Stauwasser des Ufers die erdenklichste Mühe, der Käsebrocken Herr zu werden. Unablässig wurden die nahrhaften Rinden von den gierigen Schnauzen hin- und hergestoßen, und die größte davon, die ungefähr wie ein Schifflein gestaltet war, geriet mehr als einmal in Gefahr, geentert zu werden. Darüber bewegte sie sich allmählich in die letzten Ausläufer der Strömung hinein, und nun war es, als habe das kleine Fahrzeug mit einem Male seinen richtigen Kurs entdeckt. Es drehte langsam, aber entschlossen aus dem stehenden Gewässer ab, steuerte in den Strom hinein und fuhr vor vollen Segeln davon, bisweilen in den grauen Wellen noch einmal gelb zurückschimmernd.

Hieronymus sah dem Schauspiel im Anfang achtlos zu, plötzlich aber schien es ihm eine Bedeutung zu gewinnen. Er saß voller Gedanken. Langsam entfurchte sich seine Stirn und erhellten sich seine Augen. Schließlich stand er auf, reckte sich und schritt beschwingt davon. Hinter dem Janiculum ging just die Sonne unter und flimmerte golden in seinem Bart. Die Mädchen und Frauen wandten, wo er vorüberkam, die Köpfe nach ihm. — — —

Am Tage darauf erfuhr die Christengemeinde Roms zu ihrer Bestürzung, daß der Presbyter Hieronymus sich mit der Absicht trage, die Stadt zu verlassen und nach den gebenedeiten Orten des heiligen Landes zu pilgern. Ein Fieber packte die drei Damen. Sogar Melania setzte sich in Bewegung, und Eustochion wäre um ein Haar erstickt, als sie beides zugleich tun, nämlich an einer Rosine lutschen und ihren hohen Vogelschrei ausstoßen wollte. Aber alle Beschwörungen fruchteten nichts. Hieronymus beharrte bei seinem Entschluß. Über Ägypten gedachte er seinen Weg zu nehmen und späterhin in Palästina vorübergehend oder dauernd zu verweilen, je nachdem es sich fügen würde.

Marcella und Melania vergossen Bäche von Tränen und gebärdeten sich so aufgeregt, als stünde mit dem Weggang des Presbyters das Weltende unmittelbar bevor. Paula dagegen verhielt sich gesetzter und fragte nur unablässig mit ihrer eintönigen Eindringlichkeit allerhand Einzelheiten seines Reiseplanes aus ihm heraus, z. B. daß er vom Trajanshafen an der Tibermündung aus, und zwar an Bord des Dreiruderers „Der Salvator über den Wogen", nach Alexandria sich begeben würde. Der Jungfrau Eustochion überließ sie es, in die allgemeine Klage ihr Papageiengekreisch zu mischen, und war in diesen Tagen durchaus nur mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt.

Hieronymus betrieb seine Vorbereitungen mit solchem Eifer, daß er bereits nach Ablauf einer Woche den Staub Roms von den Füßen schütteln konnte. Von einer zahllosen Menge gesegnet und mit Blumen beworfen, ritt er auf einer hellbraunen Mauleselin, die ihm Melania aus dem Gestüt ihres Gatten gestellt hatte, in aller Herrgottsfrühe durch das Hafentor, begleitet von Marcella, die in ihrer Sänfte wie ein ägyptischer Obelisk auf- und abschwankte, und von der Herrin seines Reittieres, die in ihrer Reisekutsche trotz der Morgenkühle bereits reichlichen Schweiß vergoß. Von Paula und Eustochion war seltsamerweise nichts zu erblicken.

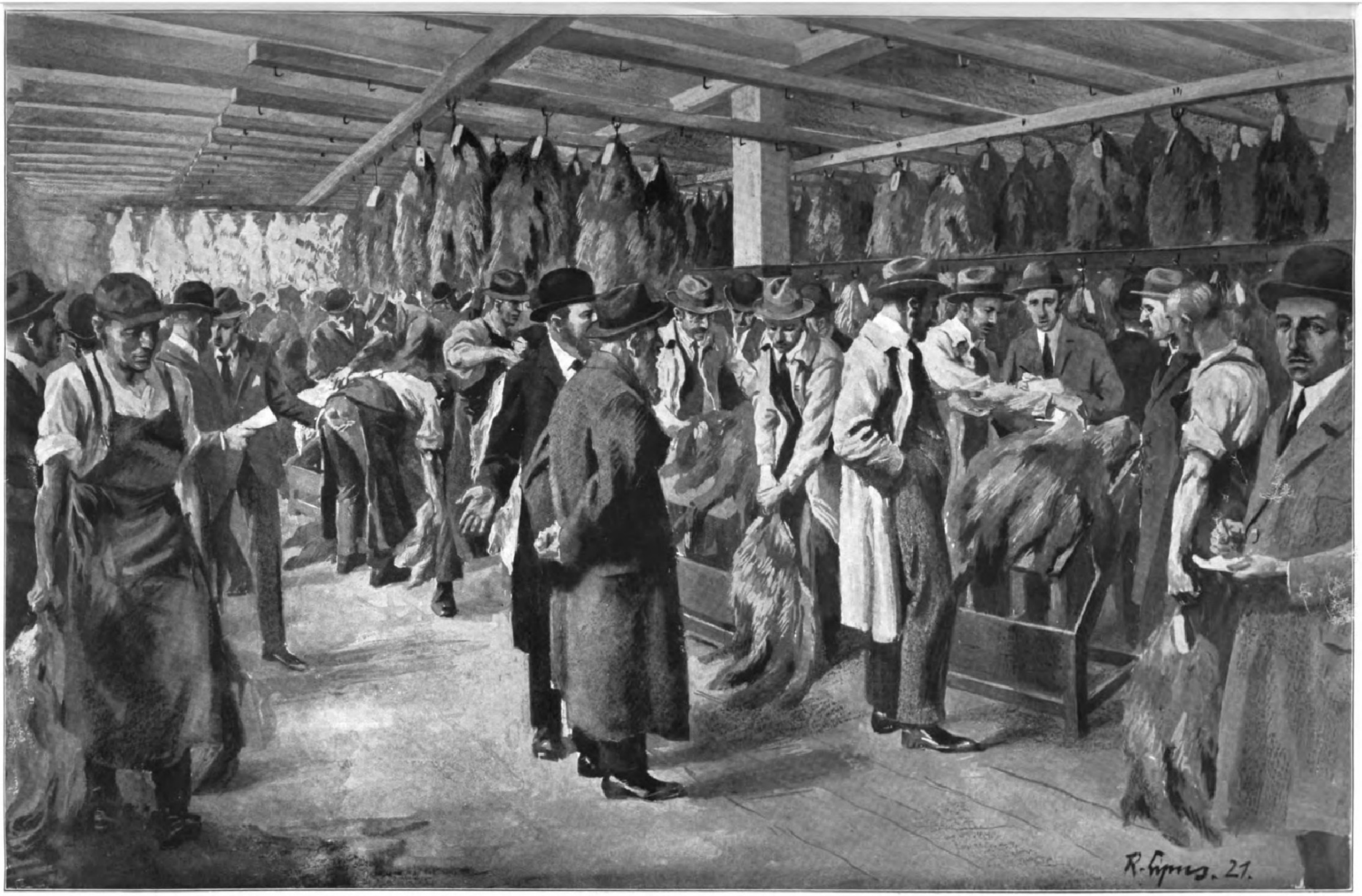
(Schluß folgt in der nächsten Nummer.)

Preisausschreiben für unsere Weihnachtsnummer „Das Kind".

Kind und Weihnachten gehören zusammen, seit die abendländische Kirche die Geburt des Heilands am Tage der Wintersonnenwende als christliches Hauptfest feiert. Dem Kinde ist daher unsere diesjährige Weihnachtsnummer gewidmet. Im Zusammenhang damit erlassen wir ein Preisausschreiben **„Das schöne Kind".** Das schönste Baby, das schönste Mädchen und der schönste Knabe sollen mit **je 1000 Mark** prämiiert werden. Die Verteilung einer Anzahl von Trostpreisen behalten wir uns vor. Die Entscheidung erfolgt in der Weise, daß wir in unserer Sondernummer „Das Kind" von jeder der drei Kategorien einige Bildnisse veröffentlichen, die von einer Kommission unter den eingegangenen Photographien ausgewählt werden. Die drei Preisträger werden dann durch den Mehrheitsbeschluß unserer Leser bestimmt, denen wir dabei noch die Aufgabe stellen, das Alter der abgebildeten zwölf Kinder zu erraten. Für die Lösung dieser Preisfrage, über die Einzelheiten bei der Veröffentlichung bekanntgegeben werden, setzen wir weitere Preise aus, und zwar **insgesamt 5000 Mark,** die sich, wie folgt, verteilen: Erster Preis 1500 Mark, Zweiter Preis 1000 Mark, Dritter Preis 500 Mark, zehn Trostpreise zu je 100 Mark und zwanzig Trostpreise zu je 50 Mark.

Wir bitten alle Leser und Freunde unseres Blattes, sich recht zahlreich an diesen Konkurrenzen zu beteiligen, und bemerken, daß die Einsendungen für den Schönheitswettbewerb bis **spätestens 10. November 1921** an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung" in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, mit der Aufschrift auf dem Umschlag „Preisausschreiben" zu senden sind. Es wird empfohlen, die Photographie mit einer Schutzpappe zu versehen, damit sie auf dem Transport keinen Schaden erleidet. Die Photographien müssen auf der Rückseite ein Kennwort – nicht den Namen des Einsenders! – tragen. Name und Adresse des Einsenders sowie Name und Alter des Kindes sind in einem verschlossenen Kuvert mit dem gleichen Kennwort beizufügen. Es wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die Altersangabe besondere Bedeutung hat, und zwar ist, falls die Photographie nicht das Kind zeigt, wie es gegenwärtig aussieht, anzugeben, wie alt es war, als die Photographie aufgenommen wurde; doch muß die Aufnahme nach dem 1. Januar 1918 hergestellt worden sein. Das Alter ist nach Jahren und Monaten anzugeben. Nur Kinder bis zu zehn Jahren sind zum Wettbewerb zugelassen. Wird die Rücksendung der Photographie gewünscht, so bitten wir, das Rückporto der Einsendung beizufügen.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".



Leipzig als Zentrale des Rauchwarenhandels: Besichtigung der im Auftrag der Sowjet-Regierung am 28. und 29. September versteigerten russischen Pelze in den Räumen der Rauchwarenlager G. m. b. H. zu Leipzig durch Kauflustige. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

Zur Versteigerung gelangten: 129759 Fehrücken, 31500 Ganzfeh, 12187 rohe Hermeline, 6980 zubereitete Hermeline, 14308 Kolinsky, 17976 weiße Iltisse, 1230 rohe Ottern und $520\frac{1}{2}$ zubereitete Ottern, 744 Luchse, $838\frac{1}{2}$ Biber, 994 Wölfe, 3674 Weißfüchse, 123 Baummarder, 117 Steinmarder, 7786 Rotfüchse, 560 russische Zobel, 19950 weiße Hasen, 10154 Breitschwänze, etwa 5488 Fehschweife und 10041 rohe Fohlen. Bis auf einen großen Teil der Zobel fanden alle Waren ihre Käufer. Das Ausland war stark vertreten. Der Erlös betrug $81\frac{1}{2}$ Mill. Mark.



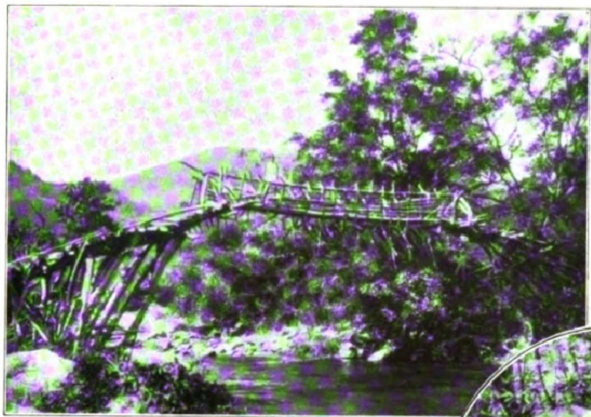
1. Totenmasken-Dämon mit Begleitern (Kágaba).



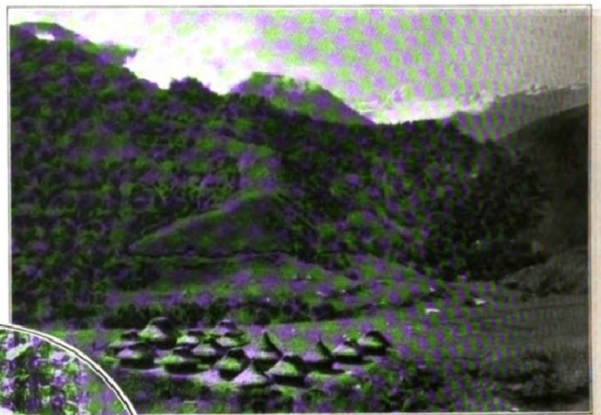
2. Tänzer am Neumondfest bei den Uitoto.



3. Sonnenmasken-Dämon nebst Begleitern (Kágaba).



4. Brücke (Kágaba).



5. Dorf Palomino (Kágaba).

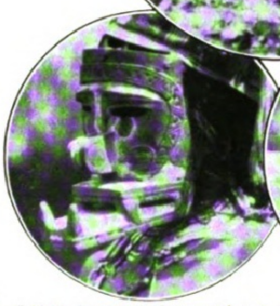


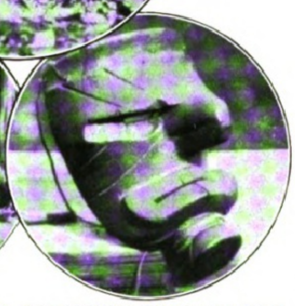
6. Karyatide: Krieger mit Schild, Speer und Stein (San Agustín).



7. Häuptlingsstab mit der Figur der Feuergöttin (Kágaba).







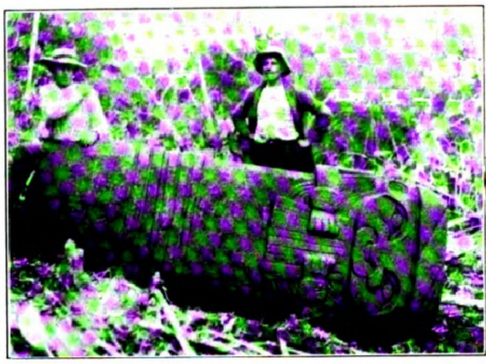
8 (links). Totenmasken-Dämon (Kágaba) 9 (oben). Weibliche Figur in einem Schrein oder Tempel (San Agustín). 10 (rechts). Der weibliche Dämon des Zaubergesanges „Großmutter Munkulú" (Kágaba).



11. Häuptlingsstab mit dem weiblichen Dämon Aluetsama (Kágaba).



12. Karyatide: Krieger mit Keule (San Agustín).



13. Weibliche Figur mit mondförmigem Nasenschmuck (San Agustín).



14. Eule mit Schlange (San Agustín).



15. Tempel (Kágaba).

Deutsche Forschungsarbeit in Kolumbien (Südamerika).

(Hierzu der Aufsatz „Ethnologische und archäologische Forschungen in Kolumbien" von Prof. Dr. K. Th. Preuß auf Seite 361.)

Ethnologische und archäologische Forschungen in Kolumbien (Südamerika).*)

Von Prof. Dr. K. Th. Preuß, Direktor am Museum für Völkerkunde in Berlin.

(Hierzu die Bildertafel auf der nebenstehenden Seite.)

Es ist heute vielfach die Meinung verbreitet, ein Kunstwerk müsse durch sich selbst zu dem Beschauer sprechen. Sage es ihm nichts, so sei es minderwertig. Das hat in gewissem Sinne seine Berechtigung, soweit die Kunst fortgeschritten ist und das verfertigende Volk uns durch unsere Kenntnis von ihm nahesteht, so daß wir eine Erklärung nicht notwendig brauchen. Ein jeder Forschungsreisende aber, der die Kunsterzeugnisse von Völkern eines uns gänzlich fremden Kulturkreises oder gar eines auf tieferer Stufe stehenden Stammes zu Gesicht bekommt, merkt allmählich, daß es zwar leicht ist, die Fremdartigkeit seines äußeren Lebens, seine Abweichungen in seiner materiellen Kultur, in seinen Gewohnheiten der Nahrungsaufnahme, des Verkehrs und der Vergnügungen in sich aufzunehmen und geistig zu überwinden, daß aber ein Schleier über die Gedankenwelt des Stammes gebreitet ist, aus der seine Kunstwerke herauswachsen. Das kommt von der engen Verbindung der Kunst, namentlich bei den sogenannten primitiven Stämmen, mit der Religion.

Versetzen wir uns jetzt in eine solche fremde Gedankenwelt einiger von mir besuchter Stämme, damit wir Gelegenheit haben, aus eigener Anschauung zu urteilen. Zunächst ersteigen wir teils auf Maultieren oder Ochsen, teils zu Fuß den steilen Nordabhang der Sierra Nevada de Santa Marta und gelangen durch die Küstenebene und prächtigen Urwald zu den in einsamen Gehöften und wenigen Dörfern lebenden Kágaba, die von etwa 900 m bis zu der über 5000 m hohen Schneekette sich ausbreiten. Schon auf der Fahrt im Segelschiff auf dem Antillenmeer waren die schimmernden Schneeberge weithin unser Wahrzeichen. Die zahlreichen kleinen Wasserläufe überschreiten wir auf Furten, bis wir im Gebiete der Kágaba auch einige für Fußgänger angelegte Brücken der Eingeborenen benutzen können (Abbild. 4), die namentlich in der Regenzeit sehr notwendig sind, um die Verbindung aufrechtzuerhalten. Nach etwa vier Tagereisen nimmt uns das Dörfchen Palomino am Fuße der Schneekette (Abbild. 5) auf, nachdem wir schon fast zwei Monate lang in zwei anderen Dörfern vergebens versucht haben, die abergläubische Scheu der Eingeborenen vor dem Fremdling zu überwinden. Wir nehmen in freundlichem Einvernehmen mit dem angesehensten Dorfbewohner, der fast als Häuptling bezeichnet werden kann, von einer der dunklen Hütten für einige Monate Besitz und bemühen uns nun in dem Halbdunkel, das wenigstens die Moskitos einigermaßen fernhält, mit den beiden Priestern des Dorfes und anderen Kennern der Stammesüberlieferungen und Gesänge in nähere Fühlung zu kommen. Das gelingt uns erst, nachdem wir durch einen glücklichen Zufall einen ausreichend die spanische Sprache beherrschenden Indianer als Dolmetscher gefunden haben, der die Leute zum Diktieren in ihrer Sprache veranlaßt, und mit dem man das Niedergeschriebene Wort für Wort übersetzen kann.

Von Tag zu Tag nimmt unser Verstehen des Lebens der Eingeborenen und alles dessen, was wir sehen, zu. Wir bemerken, daß die runden Hütten die ursprüngliche Form darstellen und die rechteckigen denen der Kolumbianer nachgeahmt sind. Auffallend mutet uns die Sitte an, daß Mann und Frau je in einer besonderen Hütte wohnen und ihre ehelichen Geschäfte in den Pflanzungen wahrnehmen. Das geschieht im Interesse der kultischen Reinheit, damit die religiösen Zeremonien besser gelingen. Der Tempel in der Mitte (Abbild. 15) heißt „Sonnenhaus" und entspricht der Auffassung, daß ihre ersten Ahnen, die die Welt einrichteten und z. B. Sonne, Mond und Morgenstern ihre Bahnen am Himmel wiesen, die Berge als Tempel besaßen, über deren Kamm die Sonne ihren Lauf nimmt. Daher befindet sich auf den Tempeln ein strahlenförmiger Aufsatz, die Sonne, und wird „es tagt" genannt. Auch die Priester werden wie die Sonne máma genannt, aber nicht, weil sie als Abkömmlinge der Sonne angesehen werden, sondern weil sie in ihrer Person die Sonne bei den Zeremonien nachahmen und diese dadurch zum Vorteil ihres Dorfes beeinflussen. Die Urahnen nämlich, denen sie die Einrichtung aller ihrer Feste zuschreiben, besiegten die Sonne und alle Naturdämonen und schlossen mit ihnen Verträge, durch die diese sich verpflichteten, auf die Menschen zu hören, wenn diese in der richtigen Weise durch Gesänge und Tänze zu ihnen „reden" würden. Die Dämonen nahmen sich auch die Gesichter ab, damit die Menschen in Gestalt der Dämonen selbst tanzen und so gewissermaßen die Kraft der Dämonen von sich aus ausüben könnten.

Wie diese Tänze vor sich gingen, können wir nun am Märzfest beobachten, zu dem ich allein als erster Weißer Zutritt erhalte. Da erscheint aus den Bergen der „Sonnenmasken-Dämon" mit seinen die Rassel schwingenden Begleitern (Abbild. 3) und der „Totenmasken-Dämon (Abbild. 1), dessen Begleiter schauerliche Töne auf den Kalebassentrompeten blasen. Ersterer soll die Geschäfte der Sonne beeinflussen, daß sie unter anderm die Regenzeit nicht früher eintreten lasse, als bis die gerodeten Stämme gut ausgetrocknet und verbrannt sind, und daß sie zu den Krankheiten in den vier Richtungen rede, um sie am Herankommen zu hindern. Der „Totenmasken-Dämon" aber soll gegen seine eigene Natur die Menschen vor Tod und Krankheiten schützen. Deshalb trägt er einen Pumakopf, das Krankheit verursachende Tier, als Maske, und eine Schlange ist auf den Wangen der Maske geschnitzt (Abbild. 8), denn gerade auch vor dem Biß giftiger Schlangen soll er die Menschen bewahren. Die Maske „Großmutter Munkulú" (Abbild. 10) hat einen runden Auswuchs an einem Mundwinkel, der „eine Art Pfeife" vorstellen und ihre Fähigkeit bezeichnen soll, durch Zaubergesänge die Gegner zu besiegen. Setzt man sie auf, so kann man das selbst besorgen. Schließlich kommen wir zu der Erkenntnis, daß der Stamm überhaupt keine Schnitzwerke hat, die nicht religiös wirken sollen, denn auch die Stäbe mit geschnitzten Figuren sind Amtsstäbe der als Häuptlinge waltenden Priester, auf denen z. B. Abbildung 7 die an der Spitze der Urahnen und Dämonen stehende Feuergöttin darstellt, die man „Mutter" nennt, und Abbildung 11 den weiblichen Dämon Aluetsama, deren Haar lang herabfällt, und deren vier Höcker auf dem Kopfe die vier Weltgegenden bedeuten, wohin die Witwen zu ihrer Beschützerin gelangen können.

Mit dieser Kenntnis der eingeborenen amerikanischen Kunst bereichert, fahren wir nun etwa 1100 km Luftlinie weit den südnördlich fließenden Riesenstrom Kolumbias, den Magdalena, hinauf und reiten bis nahe an seine Quelle, um dort, wo die Maultierpfade aufhören und mühsame Fußwanderung im Urwald und im Gebirge beginnt, eine ganz eigenartige, wohl einzig dastehende Stätte altamerikanischer Kultur zu durchforschen. Dort liegen und stehen in der Umgegend des Dorfes San Agustin auf einem nicht mehr als 700 qkm großen Gebiet, von Buschwerk und Urwald bedeckt, zahlreiche steinerne Statuen bis zu 4 m Höhe, sorgfältig gearbeitet, aber — nach unseren Begriffen — von einem barbarischen Geschmack, über deren Verfertiger nichts in den alten Berichten überliefert ist. Weder an das nahe peruanische noch an sonst ein altamerikanisches Kulturvolk ist der Stil mit Sicherheit

*) Näheres in meinem Reisebericht „Zeitschrift für Ethnologie", Jahrgang 1920/21. Ferner: „Religion und Mythologie der Uitoto", Band I, 1921, und die Reihe von Arbeiten: „Forschungsreise zu den Kágaba" im „Anthropos" 1919/20 ff.

anzuschließen. Wahrscheinlich lagen sie dort schon so, von ihren Verfertigern verlassen, zur Zeit der spanischen Eroberung, und Jahrhunderte muß man allein für die Zeit der Anfertigung rechnen. Nicht weniger als etwa 120 Statuen zählen wir, von denen gegenwärtig 40 in Gips gegossen in der Formerei der Staatlichen Museen ausgestellt sind.

Zum Teil waren sie ursprünglich halb unterirdisch zwischen gigantischen Steinplatten aufgestellt und von solchen bedeckt, wie es noch an der kleinen weiblichen Figur der Abbildung 9 zu erkennen ist. In einem Falle waren die Steinplatten so hoch und die Deckplatten so groß, daß etwa 2,5 m hohe Kriegerfiguren zu beiden Seiten des Eingangs sie trugen (Abbild. 12). Diese Karyatiden umspannen mit beiden Händen eine Keule, und über ihnen ragt ein Ungeheuerkopf mit langem Schlangenleib empor, der sich auf der Rückseite der Figur fortsetzt und in Tierköpfe endigt. Zwei Karyatiden von einem andern solchen Schrein oder Tempel tragen in der linken Hand einen seltsam geformten Schild und einen Speer, in der erhobenen Rechten einen Stein (Abbild. 6). An anderer Stelle sehen wir, frei auf dem Boden liegend, eine unten formlose weibliche Gestalt mit Kopfbinde, ausladenden Nasenflügeln, einem halbmondförmigen Ring in der Nasenscheidewand und reichem Schmuck an Halsketten und Armringen (Abbild. 13). Die Tierwelt ist z. B. durch die Figur einer Eule vertreten, die eine Schlange im Schnabel und in den Krallen trägt (Abbild. 14).

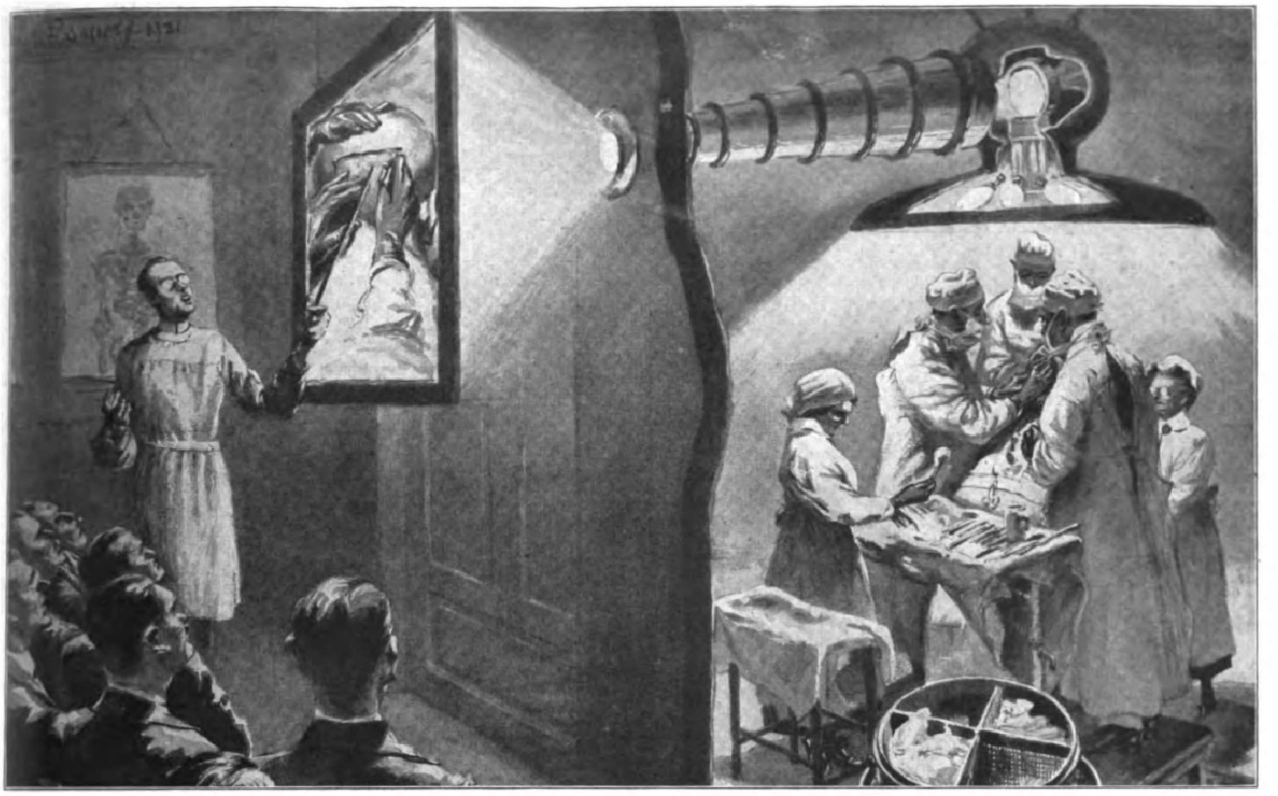
Was für eine Bedeutung haben nun diese Figuren? Sicher ist nur, daß es nicht etwa Porträtstatuen zur Erinnerung an Ahnen sind, sondern, wie wir oben gesehen haben, Gestalten von Dämonen, vornehmlich unterirdischer Natur, wie des Mondes, und vielleicht von mythischen Vorfahren, die noch heute vermittelst ihrer Nachbildung zum Wohl der Menschen wirken sollen. Werfen wir dazu noch einen Blick auf die Indianer der Tieflandströme auf der anderen Seite der Ostkordillere, wo wir in den Gesängen und Festen der Uitoto-Indianer am Orteguasa (Isa, Amazonas) die enge Verbindung zu den unter ihren Füßen lebenden Urahnen wahrnehmen und die Darstellung des Wachsens und Vergehens des Mondes, ihres Vaters, der die Welt erschaffen hat (Abbild. 2).

Aus Wissenschaft und Technik.

Neu entdeckte Nährstoffe. In der Frage der Grundstoffe der Nahrung hat sich das alte Gerüst von Eiweiß, Fett und Kohlenhydraten, geläufig bereits dem Alltagsgedanken, als nicht genügend für die Ergebnisse jüngster Forschung erwiesen. Seine Tragfähigkeit hält neueren Beobachtungen gegenüber nicht mehr stand. Die drei genannten Grundstoffe, zu denen noch anorganische Bestandteile, Salze, Wasser, kommen, bilden freilich der Quantität nach den wichtigsten Bestandteil menschlicher und tierischer Ernährung. Ihre chemische Konstitution ist bekannt; zum Teil gelingt es sogar, sie synthetisch, d. h. aufbauend aus den zugrunde liegenden chemischen Elementen, darzustellen. Neben diesen bekannten befinden sich aber auch noch bislang unbekannte Stoffe in der Nahrung. Sie sind anscheinend nur in geringer, oft sehr geringer Menge vorhanden, aber dieses kleine Quantum muß als lebenswichtig angesprochen werden; es ist für die dauernde Erhaltung der Funktionstüchtigkeit und des Lebens von absoluter Notwendigkeit. Demgemäß wurde die Existenz dieser Nährstoffe zunächst aus den Schädigungen erschlossen, die beim Wegfall gewisser Bestandteile in der Nahrung auftraten. Bei Tieren wurde diese Tatsache experimentell festgestellt. Aber auch bei Menschen finden sich ähnliche Erscheinungen, indem nach andauerndem Genuß einseitiger Nahrung schwere, tödlich verlaufende Krankheiten auftreten. Hierher gehört nach neuerlicher Auffassung die besonders in Oberitalien und Spanien verbreitete Pellagra; bei ihr scheint ausschließlicher Maisgenuß die grundlegende Ursache zu bilden. Zufügung anderer Nahrungsstoffe bewirkt auch hier Nachlassen der Krankheitszeichen. Daß in den Nahrungsmitteln, namentlich in den vegetabilischen, überhaupt Stoffe vorhanden sind, die man bisher übersehen oder vernachlässigt hat, geht aus Untersuchungen Rubners hervor, der neuerdings außer den bekannten noch zwei besondere Gruppen von Stoffen bei den Vegetabilien feststellte. Es sind das die Pentosen oder Pentosane, die in manchen Nahrungsmitteln 10 bis 12 Proz. und mehr der ganzen Trockenmasse ausmachen, und die weiteren Bestandteile der Zellmembranen. Die Zellmembranen, bestehend aus Zellulose, Pentosan, Hexosanen, Lignin usw., betragen in Kohlarten, Spinat, Salat, Blumenkohl, bis 35 Proz. der Trockenmasse. Hier ist man einem kleinen Teil bisher nicht faßbarer Nahrungsbestandteile nahegekommen. Aber die eigentlichen unbekannten Nährstoffe sind damit noch keineswegs gefaßt. Der Name, der für sie einstweilen aufgestellt wurde, „Vitamine“ (Funk) oder „Nutramine“ (Abderhalden), weist in seinem Wortbestandteil „amine“ darauf hin, daß man an einen Zusammenhang mit eiweißartigen Stoffen denkt. Die chemische Natur der Stoffe ist gänzlich unerforscht. Ihre physiologische Bedeutung steht außer Zweifel, die Wirkungsweise ist indes noch unklar. Es ist ungewiß, ob die Stoffe direkt zum Aufbau der Körperzellen notwendig sind, ob sie vielleicht giftig wirkende Stoffe der Nahrung entgiften sollen, oder ob sie zur Anregung von Organfunktionen (beispielsweise der Darmsaftabsonderung während der Verdauung) erforderlich sind. In letzterem Falle käme ihnen die Bedeutung von Reizstoffen zu, ähnlich wie sie für den Gewürzzusatz in der Nahrung festgestellt ist, nur von ungleich größerer Wichtigkeit. Grundlegend wichtig sind die Vitamine oder Nutramine auch für den wachsenden Körper; die an dieser Stelle in Nummer 3985 besprochenen Versuchsergebnisse Abderhaldens an jungen Ratten geben einen Beweis dafür. — Der Körper verlangt, hat er die Möglichkeit freier Wahl, von selbst nach jener Nahrung, die ihm nötig und förderlich ist. Dieses Verlangen künstlich zu unterbinden, ist nicht berechtigt. Vorsicht ist bei der Aufstellung und Beurteilung aller wissenschaftlichen Hypothesen geboten, die nicht mit den natürlichen Bedürfnissen und Wünschen des Körpers übereinstimmen. Das Verlangen des gesunden Organismus nach Abwechslung in der Kost, nach Mischung verschiedener Nahrungsmittel, beruht auf biologischen Notwendigkeiten: die Zufuhr der verschiedenen notwendigen Nährstoffe, auch der noch unbekannten Vitamine, muß gesichert sein.

Dr. W. Schweisheimer, München.

Geburtenrückgang und Geburtenregelung. Überblicken wir das Problem des Geburtenrückganges in der Entwicklung der modernen Kulturvölker, so müssen wir es im Zusammenhang mit der übermächtigen Bevölkerungszunahme während des vergangenen Jahrhunderts werten, nämlich als eine Abwehr des zu stark in Anspruch genommenen Volksorganismus, als eine Verteidigungsmaßnahme gegen eine überstarke Expansion. (Die gleichen Staaten des Deutschen Reiches hatten im Jahre 1816 eine Bevölkerung von 24,8 Mill., 1864 39,4 Mill., 1910 64,9 Mill.) Der Volkskörper, durch die Sterblichkeitsverhältnisse früherer Jahrhunderte nicht mehr belastet, mußte eine unerhörte Ausdehnung annehmen, bis der Geburtenrückgang das Gleichgewicht wiederhergestellt, die Regulierung der Bevölkerungsziffer wieder einigermaßen herbeigeführt hatte. Wir haben hier ein Naturgesetz im Völkerleben vor uns, das innerhalb gewisser Grenzen eine Konstanz der Bevölkerung vorsieht, eine ungehemmte Vermehrung ebenso wie eine gefahrdrohende Abnahme verhindert und nach einem ähnlichen Prinzip wie dem zwangsläufigen Gesetz der Wirtschaftsökonomie, dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, den Ausgleich in der Völkerökonomie findet. Ist dieses Gesetz nicht mehr erfüllt, dann drohen dem physischen Bestand des Volkes Gefahren nach beiden Seiten, sowohl in der Richtung des Völkertodes als auch in der entgegengesetzten der Übervölkerung. Der Untergang der alten Kulturvölker auf der einen, die durch ungehemmte Bevölkerungsvermehrung herbeigeführte Hungersnot im heutigen Indien auf der andern Seite sind die Beispiele dafür. In diesem Zusammenhang müssen wir dem Geburtenrückgang der westeuropäischen Völker den Wert eines über-



Eine amerikanische Erfindung zur Demonstrierung einer chirurgischen Operation: Verwendung von Periskop und Lichtschirm zur Übertragung einer Operation auf eine in einem Nebenraum aufgehängte transparente Wand, wo ein Dozent den Studenten die Vorgänge erläutert. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Paul Sauer.

Unser Bild zeigt eine Hinterhauptoperation. Der Kranke sitzt auf einem Operationsstuhl. Der Erfinder des Apparats, dessen Wert in der Möglichkeit einer besseren Belehrung der Medizinstudierenden liegt, ist der Amerikaner Herbert A. Silver in Cincinnati.

geordneten Faktors im Völkerleben beimessen, eines Faktors, der ausgleichend wirkt auf die Bevölkerungsbewegung. Es leuchtet aber ohne weiteres ein, um wie viel humaner und rationeller diese Art des Ausgleiches zwischen Bevölkerungszahl und Existenzmöglichkeit ist als die barbarische und unwirtschaftliche Methode früherer Zeiten, durch Erhöhung der Sterblichkeit diesen Ausgleich zu finden. Raubbau an dem weiblichen Körper auf der einen Seite, unnütze Vergeudung von Geld und Mühe auf der andern bedeutet die Massenproduktion von Kindern, die nach mehr oder weniger langer Zeit in fast gesetzmäßiger Weise dem Tode verfallen. Es ist ein Zeichen des hygienisch-kulturellen Fortschrittes unserer Zeit, der durch die Ergebnisse der experimentellen Hygiene inauguriert wurde, daß es uns heute ermöglicht ist, auf dem Wege über den Geburtenrückgang die Zahl unserer Bevölkerung konstant oder in schwacher Steigerung zu erhalten; an die Stelle der früheren Willkür, die mit einem Überschuß an Geburten und einem ebensolchen an Todesfällen rechnete, ist die menschliche Vernunft getreten, die nach Möglichkeit zu einer Rationalisierung der menschlichen Fortpflanzung führen soll. In seinem Werk „Geburtenrückgang und Geburtenregelung" (Oscar Coblentz, Berlin, 1921) hat Alfred Grotjahn, Professor der sozialen Hygiene an der Universität Berlin, diese Entwicklung an Hand eines großen Zahlenmaterials dargestellt. Der Geburtenrückgang stand vor dem Weltkriege im Mittelpunkt der bevölkerungspolitischen Diskussionen aller Länder des westeuropäischen Kulturkreises. Diese Erörterungen wurden durch das mit elementarer Gewalt hereinbrechende Kriegsereignis eine Zeitlang unterbrochen, das mit den enormen Menschenverlusten in Europa (20 Mill. durch Geburtenausfall, 15 Mill. durch Erhöhung der Sterblichkeit) ebenfalls in dieser Linie liegt und wohl durch dieselbe Ursache wie der allgemeine Geburtenrückgang letzten Endes gezeitigt wurde, durch die zunehmende Übervölkerung Europas und die dadurch vermehrte Konkurrenz im Leben der einzelnen wie der Nationen. Von solchem Gesichtspunkt betrachtet, stellt sich der Geburtenrückgang als ein übergeordnetes Ereignis in der Entwicklung der europäischen Kulturmenschheit dar, und der explosive, akute Menschenverlust durch den Weltkrieg hat in diesem Zusammenhang nur die Bedeutung einer gleichsinnig verlaufenen Episode. Zwangsläufig ist der Ausgleich auf die außergewöhnliche Bevölkerungszunahme während der letzten hundert Jahre gefolgt. Das Ziel der Bevölkerungshygiene wird es sein, den Geburtenrückgang, der als ein Kulturfaktor ersten Ranges gewertet sein will, so zu leiten, daß er die Erhaltung der Volkszahl nicht in Gefahr bringt. Das ist eine Hauptaufgabe der Bevölkerungspolitik und ein Zentralproblem der künftigen sozialen Hygiene. Sie kristallisiert sich in Grotjahns Worten: „Was für die Hygiene des 19. Jahrhunderts, die im wesentlichen der Bekämpfung der akuten Volksseuchen galt, der Choleraschrecken war, das wird für die Hygiene des 20. Jahrhunderts das Gespenst des Geburtenrückgangs werden." Gelingt es der neuzeitlichen Hygiene, auch diesem Gespenst seine Schrecken zu nehmen, durch kulturelle Ausübung einer Geburtenregelung, nicht durch die barbarischen Methoden vergangener Zeiten, dann werden wir den „Untergang des Abendlandes" nicht zu befürchten haben. Dr. G. Wolff

Was ist Hypnose? Daß Klarheit über diese Frage zum Allgemeingut werde, ist um so wichtiger, als infolge des menschlichen Verlangens nach geheimnisvoller Erkenntnis heute eine starke Zuneigung des irrenden Volkes zu den okkulten Scheinwissenschaften besteht. Diese ist begreiflich als Ersatz für verworfenen Glauben und monistische Negation und mit diesen beiden ein Zeichen des verlorenen inneren Halts. Philosophie und Naturerkenntnis müssen wieder ihre Vereinigung finden. Die folgenden Zeilen wollen nicht hierauf hinaus, sondern nur auf die Feststellung, daß das Wesen der Hypnose heute fast völlig geklärt ist und ihre Erscheinungen nicht mehr wie einst mit den „okkulten", wie dem angeblichen Spiritismus, zusammengeworfen werfen können. Nur die Ausdrucksweise der Forscher ist noch etwas verschieden. Ärzte, wie besonders Trömner, betonen, daß der hypnotische Zustand dem Schlafe verwandt sei; verwandt sei er aber auch der alltäglichen und im Experiment leicht zu steigernden Suggestion im wachen Zustande. Verworn dagegen, der Physio

loge, sagt, die Hypnose sei nicht Schlaf, eher sei sie dem Traumleben zu vergleichen, „aber Träume sind nicht Schlaf, sondern das Gegenteil davon, nämlich eine partielle Unterbrechung des Schlafes, ein partieller Wachzustand“. Traumleben und Hypnose stimmen also insoweit überein, als sie beide Halbschlaf sind, beide ein lückenhaftes und der üblichen Kritik — weil viele Hirnteile „schlafen“ — stark entzogenes Empfindungs- und Vorstellungsleben, ein so zu erklärender Zustand äußerster **Leichtgläubigkeit**. Man versteht die Hypnose am besten, wenn man mit Verworn von der Wachsuggestion ausgeht: Worte erwecken Vorstellungen und diese entsprechende Tätigkeiten; das Wort „Sie sind müde“ bewirkt Gähnen, das Wort „Ihr Arm ist steif“ Unbeweglichkeit des Armes, das Wort „Schlafen Sie“ kann Schlaf bewirken. So kann man den Menschen in jenen oft tiefen Halbschlaf versetzen, den wir Hypnose nennen, und in dem er ein ihm später meist nicht mehr erinnerliches Traumleben führt, aus dem heraus er auf Fragen redet. Man kann es — wenn man es versteht! Und der dazu erforderlichen geringen Hilfsmittel ist sich mancher Arzt und Hypnotiseur selber nur unvollständig bewußt. Einige der üblichen Hilfsmittel, wie besonders die einst von Mesmer geübte Anwendung eines Magneten, sind an sich belanglos und dienen höchstens dazu, bei von vornherein ziemlich kritiklosen Personen den Glauben an das zu erwartende Unerklärliche, somit die Leichtgläubigkeit, die Kritiklosigkeit zu steigern. Wesentlicher ist der Zwang zu einer bestimmten Art von Blick, am besten mit etwas aufwärts und nach innen gerichteten Augen; nicht minder ein ruhiger, sicherer Blick des Hypnotiseurs selbst. Jenes Aufblicken des zu Hypnotisierenden wirkt wohl nicht in erster Linie durch die damit verbundene Ermüdung, sondern ist gerade die Körperhaltung, die man im täglichen Umgang einnimmt, wenn man auf den anderen **hört**; jener Blick des Hypnotiseurs ist kein anderer als ein solcher, der auch im täglichen Gespräch Vertrauen erweckt, Kritik unterbindet. Beides erzeugt daher den Reflex einer intellektuellen Hingabe. Somit ist der hypnotische Zustand der eines über die Norm gesteigerten sich hingebenden Vertrauens, daher auch in fließendem Übergange mit gewöhnlichem Autoritätsglauben und mit der blinden Hingabe des Liebenden.

Prof. Dr. V. Franz.

Schwestersterne unserer Sonne. Der bekannte Astronom der Specola vaticana in Rom, Dr. J. G. Hagen, veröffentlicht eine interessante Zusammenstellung über die Anschauungen führender Fachmänner über die Stellung unserer Sonne im Fixsternenreiche und jene Fixsternsonnen, die wir im gewissen Sinne als Geschwister unseres Tagesgestirns auffassen müssen. Der erste Astronom, der, gerüstet mit hinreichenden Instrumenten, eine auf Grund weitgedehnter Sternabzählungen gefestigte Meinung über den fraglichen Gegenstand sich bilden konnte, war J. Herschel. Seine Ergebnisse lassen sich kurz dahin aussprechen, daß eine im größten Himmelskreise, der durch Epsilon Orionis und Alpha Crucis geht, gelegene Sternenschar die kosmischen Geschwister unserer Sonne in sich begreift. Zum Mittelkreise der Milchstraße erwies sich der Mittelkreis dieser Gestirnanordnung etwa zu 20 Grad geneigt. Später kam Gould auf Grund seiner in Cordoba angestellten sternstatistischen Arbeiten zum zweitenmal zu einem festgegründeten Ergebnis. Auch er fand einen besonderen Sterngürtel, der aber weniger ausgeprägt erschien und insbesondere in den Bildern Ophiuchos und Herkules Lücken zeigte. Die Sonne sollte mit etwa 500 anderen, zu diesem Gürtel in Beziehung stehenden Fixsternen eine Familie in Gestalt eines nach astronomischen Begriffen eigentlich kleinen, flachen Sternhaufens bilden. In diesem Sternhaufen würde die Sonne exzentrisch und über die Mittelebene erhaben gefunden werden, was daraus hervorgehe, daß der Sterngürtel nicht ein größter Himmelskreis, sondern um etwa 3 Grad von einem solchen abweichend befunden worden. Die Neigung der Sternzone zur Milchstraße ergab sich zu 18 Grad. Als neuester Vertreter wird endlich H. Shapley angeführt, der gleichfalls die Sonne exzentrisch und etwas erhaben in einem kuchenförmigen, abgeflachten Sternhaufen findet, dagegen die Neigung des Hauptgürtels der Sonnengeschwistersterne zur Milchstraßenmittellinie zu nur 12 Grad berechnet.

Max Valier.

Für die Frauenwelt.

Das Wesen der Eleganz. Das Wesen, das Eigentliche, das Charakteristische der Eleganz ist schwer zu ergründen. Man möchte fast sagen, daß Eleganz ein Fluidum ist, das den einen Menschen umgibt und dem anderen fehlt. Diejenigen, die sich vergebens bemühen, elegant zu wirken, glauben schließlich, den Schlüssel der Eleganz darin gefunden zu haben, daß sie meinen, nur sehr gut gewachsene und sehr hübsche Menschen seien in der Lage, durchaus elegant zu wirken. Bis zu einem gewissen Grade ist diese Annahme richtig, aber auch nur bis zu einem gewissen Grade, denn man sieht auch viele gut gewachsene und teuer angezogene Menschen, denen dieses gewisse Etwas, das wir mit Eleganz bezeichnen, trotz allem fehlt. Das liegt sicher daran, daß der Eleganz nicht nur die gute, modische Kleidung, sondern auch etwas gewisses Geistiges, eine gewisse Leichtigkeit und Überlegenheit zugrunde liegen muß. Und wo diese fehlen, da sieht man bei der gut angezogenen Frau und beim gut gekleideten Manne nur die Hand der Zofe und des teuren Schneiders, aber man vermißt das Eigene, das sagt: „Gewiß, ich interessiere mich für meinen Anzug, aber ich lasse mich nicht von der Mode tyrannisieren, ich schlage ihr hier und da ein Schnippchen, indem ich es gerade einmal etwas anders mache als alle anderen." Balzac hat einmal gesagt, daß die wesentliche Wirkung der Eleganz darin bestehe, den Aufwand, den sie erfordere, zu verbergen. Diese Bemerkung trifft sicher den Nagel auf den Kopf, denn es wirkt geradezu bedrückend und unangenehm, einen Menschen zu betrachten, dem man sofort ansieht, daß er Stunden und Stunden vor dem Spiegel verbracht hat, damit auch jede Falte und jeder Zipfel genau so liege, wie es die Mode vorschreibt. Töricht und krampfhaft wirken solche Leute und meilenweit entfernt von wahrer Eleganz. Der aus eigenem Geist elegante Mensch schaut nicht nach rechts und links, wie es wohl die anderen machen, er trägt seinen Pelz und hält seine Zigarette auf seine eigene Art, er wählt und trägt seinen Schmuck, wie es ihm gefällt, und in dieser souveränen Gebärde liegt eben das Geheimnis seiner Eleganz.

Oda-Marie.

Aus Kindermund.

Wir bitten unsere Leser, uns zur Veröffentlichung in unserer Sondernummer „Das Kind" originelle Äußerungen aus Kindermund zugehen zu lassen. In Betracht kommen nur anderwärts noch nicht abgedruckte Beiträge, die im Annahmefall entsprechend honoriert werden.

Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".

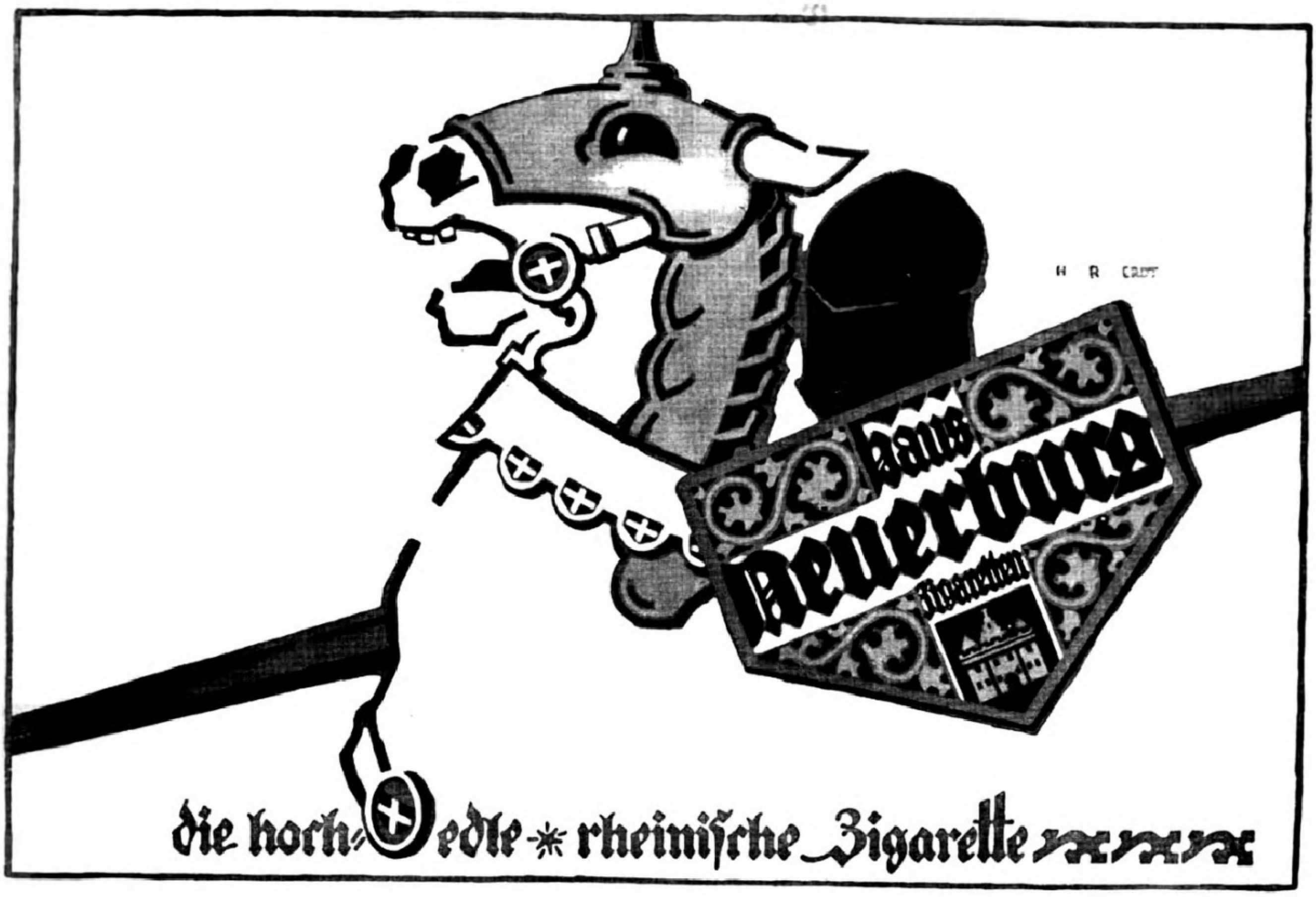
Das richtige Heiratsalter. Es ist eine bekannte, hauptsächlich in sozialen Gründen verschiedenster Richtung begründete Kulturerscheinung unserer Zeit, daß das Heiratsalter des Mannes hinaufgerückt ist. Diese sich auf fast alle Kreise der Bevölkerung erstreckende Verzögerung der Heirat bedeutet natürlich auch einen erheblichen Ausfall an Nachwuchs. Nach einer von Galton angestellten Berechnung ist unter sonst gleichen Verhältnissen die Nachkommenschaft eines Mannes, der bereits mit 22 Jahren heiratet, nach Verlauf von 100 Jahren rund zweieinhalb mal so groß, als wenn der Mann erst mit 33 Jahren geheiratet hätte. Dieses theoretisch berechnete Verhältnis gestaltet sich in Wirklichkeit noch ungünstiger, weil viele der spät heiratenden Männer sich mit einer venerischen Erkrankung anstecken und dann gar nicht mehr oder nur sehr vermindert fortpflanzungsfähig sein können. Das natürliche Heiratsalter des Mannes läßt sich, wie August Mayer in seiner Schrift „Über Fortpflanzung vom Standpunkt des Frauenarztes" ausführt, nicht genau festlegen. Für unsere Verhältnisse dürfte es etwa bei 26 bis 28 Jahren liegen. Zumal wenn die Frühheirat den Mann von unmäßigem Alkoholgenuß abhält und ihn vor ansteckenden Krankheiten und anderen Gesundheitsschäden bewahrt, muß sie als vorteilhaft nicht nur für die jungen Männer, sondern auch für die kommende Generation betrachtet werden. — Über das Heiratsalter der Frau ist zu sagen, daß Spätehen der Frauen im allgemeinen nicht so häufig sind wie Spätehen der Männer. Immerhin haben von den Bräuten, die zum erstenmal heiraten, ein Drittel bis ein Viertel das 35. Lebensjahr hinter sich. Vor dem 20. Lebensjahr heiratet überhaupt nur ein Zehntel. Gegen ein Zufrühheiraten sind gewisse Bedenken zu erheben, und zwar im Interesse der allzu jugendlichen Frau selbst. Nach Aufstellungen von Ribbing sterben von 1000 verheirateten Frauen im Alter zwischen 15 und 20 Jahren 14, von den unverheirateten nur 8, was für eine Gefährdung der zu jungen Mutter spricht. Dazu kommt als nicht zu übersehender Einwand, daß die zu junge Mutter auch den Aufgaben der Pflege und Erziehung des Kindes in körperlicher und seelischer Hinsicht jedenfalls noch nicht immer voll gewachsen ist. Geburtsschwierigkeiten können aber auch auftreten, wenn die Frau zu alt heiratet, weil hier die jugendliche Weichheit und Elastizität aller Organe schon mitunter im Abnehmen begriffen ist.

Dr. W. Schweisheimer.

Für den Büchertisch.

Memoiren. Der bekannte österreichische Staatsmann Ernst Plener, der im Kampf gegen das Tschechentum seinerzeit eine so hervorragende politische Rolle gespielt hat, ließ soeben den 2. Band seiner „Erinnerungen" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig) erscheinen. Dieser Band behandelt Pleners parlamentarische Tätigkeit von 1873 bis 1891 und damit zugleich die innere Geschichte Österreichs während dieser Zeit. Die interessantesten Abschnitte des Buches sind die, die sich mit den böhmischen Dingen beschäftigen, die Plener vom Standpunkt eines liberalen, doch durch und durch national gesinnten Deutschen betrachtet. Die Aufzeichnungen dieses weitsichtigen Staatsmannes, denen sich noch ein dritter Band anschließen wird, in dem die Keime der Zersetzung des österreichischen Staatsgefüges und die Entwicklung der politischen Ereignisse bis zum schicksalsreichen Oktober 1918 zur Darstellung gelangen sollen, zeichnen sich durch eine besondere Klarheit politischer Betrachtungsweise aus, und wer sich in die innere Geschichte des Donaukaiserreichs der letzten Jahrzehnte vertiefen will, kann aus diesem Werk manche wertvolle Aufklärung erhalten. Wie uns Pleners Buch über die Parteigeschichte Österreichs ausgezeichnet unterrichtet, so ist der unlängst veröffentlichte 2. Band der „Lebenserinnerungen Georg von Hertlings" (Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet, Kempten) ein beachtenswertes Quellenwerk zur Geschichte der deutschen Parteien, vor

(Fortsetzung auf Seite 368.)


Haus
Neuerburg
Zigaretten
die hoch-edle rheinische Zigarette


CONTINENTAL
Die bevorzugte Schreibmaschine
Fabrikat der WANDERER-WERKE A.G. Schönau b. Chemnitz


F. A. Winterstein, Leipzig, Hainstrasse 2.
Versand ohne Zwischenhandel. Angebote bereitwilligst.
Koffer- und Lederwarenfabrik. Spezialhaus für feine Lederwaren.


DAVID SÖHNE
AKTIENGESELLSCHAFT
HALLE A/S.
DAVIDS
MIGNON
KAKAO
Mignon
Mignon
KAKAO
SCHOKOLADE

(Fortsetzung von „Für den Büchertisch“ von Seite 366.)

allem des Zentrums, zwischen den achtziger Jahren und der Jahrhundertwende. Die politische Klugheit Hertlings, der taktische Scharfsinn des späteren Parlamentsstrategen, dabei, über allem schwebend, die klare, sachliche Überlegenheit des Gelehrten treten hier in ein sympathisches Licht. Freilich, ein großer Tatenmensch, wie sein großer Vorgänger es war, spricht sich in diesen Zeilen nicht aus. Dieser wird vor einem so recht lebendig, wenn man die psychologischen Studien von Karl Groos: „Bismarck im eignen Urteil“ (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf., Stuttgart und Berlin), liest. Die Aussagen und Bekenntnisse des Altreichskanzlers über seine Eigenschaften und Fähigkeiten bilden die Grundlagen dieser Untersuchungen, die uns das Bild des Reichsgründers in klaren, ungeschminkten Zügen vor Augen führen. In gewissem Sinne als ein Memoirenwerk unserer Tage kann auch das Buch des Generals Maercker: „Vom Kaiserheer zur Reichswehr“ (K. F. Koehler Verlag, Leipzig), in Anspruch genommen werden, schildert er doch in fesselnder Weise die Auflösung des alten Heeres, die Bildung der Freiwilligenformationen, die Niederwerfung der spartakistischen Aufstände, mit anderen Worten, die Rettung vorm völligen Zusammenbruch aus eigner Anschauung.

Literaturgeschichte. Zu den Neuerscheinungen, die als wertvolle Bereicherungen der Literaturgeschichte anzusehen sind, gehört zweifellos Gustav Landauers „Shakespeare“ (2 Bände; Rütten & Löning, Frankfurt a. M.). „Ich gehe an Shakespeare nicht irgend literarhistorisch heran, sondern gerade so wie an philosophische, politische, soziale Probleme unserer Zeit: um der Lebendigkeit und des innersten Kerns unseres menschlichen Lebens willen“, diese Worte des Verfassers kennzeichnen die Methode, die diesen Vorträgen zugrunde liegt, und es ist wohl die einzige richtige Methode, um Shakespeare, diesen großen Psychologen, wirklich zu verstehen. Landauer geht zwar immer auf die Quellen ein, aus denen Shakespeare den Stoff für seine Dichtung schöpfte, aber das Wesentliche bleibt ihm stets, zu zeigen, wie der Dichter sich den Stoff zu eigen macht, in die Erforschung des Seelischen einzudringen und das Verhältnis zwischen Trieb und Geist klarzulegen. Die erste deutsche Rolland-Biographie hat uns Stefan Zweig beschert (Rütten & Löning, Frank-



furt a. M.), der zweifellos am meisten dazu berufen war. Überaus fesselnd schildert der geistvolle Wiener Essayist und vortreffliche Stilkünstler den nur von einem Gedanken, die Menschheit durch Liebe und Güte emporzuführen, innigst durchdrungenen Lebensgang Romain Rollands und verbreitet sich eingehend über seine Schöpfungen, besonders den Meisterroman „Johann Christoph“ analysierend, über das literarische Werk und politische Bekenntnis des Dichters. — Die begeisterte Aufnahme, die Tagore in Deutschland gefunden hat, das Ansehen, das sein literarisches und philosophisches Schaffen bei uns heute genießt, stellen diesen indischen Dichter, der ein wahrhaft in sich Vollendeter ist, in den Mittelpunkt des Interesses und reizen einen, noch mehr über ihn zu erfahren. Zu rechter Zeit erscheint darum die sehr eingehende Studie von Emil Engelhardt „Rabindranath Tagore als Mensch, Dichter und Philosoph“ (Furche-Verlag, Berlin). Sie lehrt, wie man an Tagore herantreten muß, worin die Eigenart seines Denkens und Dichtens besteht, welche Voraussetzungen man bei ihrer Bewertung berücksichtigen muß. Wer den Weg zur Weltanschauung dieses indischen Weisen gewinnen will, dürfte an Engelhardts Buch nicht vorübergehen.

Märchenbücher. Die große Sammlung von Märchen der Weltliteratur, die der Verlag Eugen Diederichs in Jena erscheinen läßt, hat durch die „Buddhistischen Märchen“ aus dem alten Indien, ausgewählt und übersetzt von Else Lüders und mit einer Einleitung von Heinrich Lüders, eine wertvolle Bereicherung erfahren. Die alte indische Märchenwelt mit ihren Göttern und Dämonen, ihren Fabelwesen, Riesen und Tiergestalten tut sich hier vor uns auf. Ein interessantes Gegenstück zu Tausendundeiner Nacht. Unter den neuzeitlichen, der Dichterphantasie entsprossenen Märchenbüchern, die für erwachsene Leser bestimmt sind, nenne ich „Ein Märchenjahr“ von Alexandra Gräfin Schwerin (Emil Pohl, Dresden). Das Büchlein ist in Monate eingeteilt, und jeder der Monate enthält ein Erleben, das bis in die tiefsten Gründe des Gemüts reicht; sie bilden aneinandergereiht ein Erlebnisjahr der Seele. Freilich, an die feine, poesiedurchwehte Erzählungskunst eines Waldemar Bonsel und an die tiefe Beseelung der Natur, wie sie „Die Biene Maja und ihre Abenteuer“ ausströmen, reicht die Verfasserin nicht heran. Dieses von einem solchen Riesenerfolg begleitete Märchen des Verfassers der „Indienfahrt“, das alt und jung

ein Erbauungsbuch in stillen Stunden geworden ist, liegt jetzt in einer neuen Ausgabe mit 16 reizenden farbigen Steinzeichnungen von Fritz Franke vor (Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M.).

Graphische Kunst. Über den Holzschnitt gibt es eine ganze Anzahl beachtenswürdiger Monographien. Es gehört darum viel Wagemut dazu, den bewährten Publikationen eine neue hinzuzufügen. Paul Westheim hat diesen Wagemut besessen, und „Das Holzschnittbuch" (Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam), das er soeben veröffentlicht hat, zeigt, daß sich doch noch manches unbekannte Interessante über die Holzschneidekunst sagen läßt, besonders, wenn man es, wie der Verfasser es tut, vom Standpunkt der Gegenwart aus betrachtet. Westheims Monographie führt uns von den Anfängen der Holzschneidekunst bis zur jüngsten Zeit, um gerade hier, wo ein leidenschaftliches Bemühen um die Neubelebung des abgestorbenen und erstarrten Holzschnittes einsetzt, mit großer Ausführlichkeit zu verweilen. Als eine kurze, recht instruktive Einleitung in die Kunst des Radierens ist die kleine Schrift von Max J. Friedländer „Die Radierung" (Bruno Cassirer, Verlag, Berlin) bestens zu empfehlen. Einer unserer hervorragendsten Kenner graphischer Kunst plaudert hier aus reicher Erfahrung und tiefem Wissen. Der Verlag Ernst Arnold, Dresden, läßt eine Folge graphischer Bücher erscheinen. Von den beiden Bänden, die mir vorliegen, beschäftigt sich der erste, ebenfalls von Friedländer geschrieben, mit Max Liebermanns graphischer Kunst. Das vielgestaltige Radierwerk dieses impressionistischen Meisters vom frühesten bis zum spätesten Schaffen liegt hier übersichtlich geordnet und trefflich reproduziert in den besten Leistungen vor. Der zweite Band enthält Zeichnungen von Adolph Menzel, chronologisch geordnet und eingeleitet von Hans Wolf. Auch diese Publikation, in der Ausstattung jedes Lobes würdig, ist eine schätzenswerte Bereicherung der Menzel-Literatur. „Die Briefmarke als Kunstwerk" (herausgegeben vom Reichspostministerium, Berlin) behandelt ein reich illustriertes Büchlein von Max Osborn. Das Ergebnis des Wettbewerbes für Freimarkenentwürfe wird hier von dem bekannten Berliner Kunstschriftsteller eingehend besprochen, wobei letzterer gleichzeitig — und hierin liegt vor allem der Wert des Büchleins — die Frage erörtert, wie bekannte vorhandene Marken nach künstlerischen

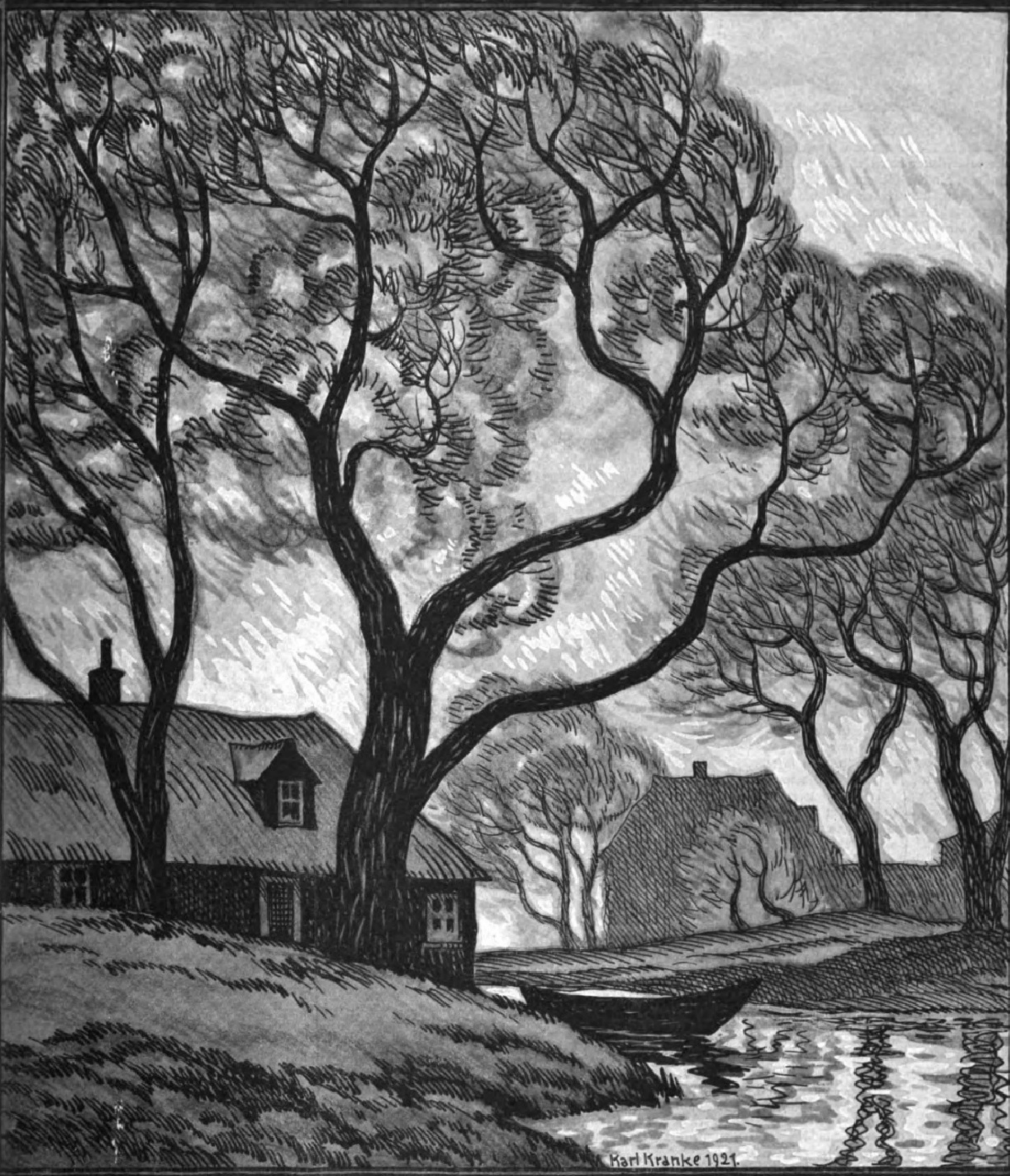
Gesichtspunkten zu beurteilen sind, und welche Richtlinien sich für die künftige künstlerische Entwicklung der Marken ergeben.

Gartenbücher. Der Garten ist der idyllische Zufluchtsort für den Stadtbewohner nach des Tages Mühe und Hast. Im Garten offenbart sich die angewandte Ästhetik der Natur. Nach welchen Gesetzen und Regeln diese Ästhetik schafft, das zeigt uns „Hampels Gartenbuch für jedermann“ (Verlag Paul Parey, Berlin), das nunmehr in fünfter, vermehrter und verbesserter Auflage vorliegt und jedem bei der Anlage von Gärten wie bei der Auswahl, Zucht und Pflege der Gartenpflanzen als sicherer Führer und Berater dienen kann. Etwas Ähnliches, nur in bescheidenerem Maßstabe, bezweckt auch Artur Glogau, Geisenheim, in seinem Ratgeber, den er „Mein Gartenbuch“ nennt (Heinrich Killinger Verlagsbuchhandlung, Leipzig und Nordhausen), das vor allem dem beginnenden Gartenliebhaber wertvolle Fingerzeige bei der Gestaltung seines Hausgartens geben will. Wie man schließlich zu einer vollen Wertung der Ästhetik des Gartens gelangt, das lehrt uns Willem van Blotens Büchlein vom „Gartengenuß“ (Eugen Diederichs Verlag, Jena) — ein starkes und kühnes Buch, das uns mit elementarer Wucht zwingt, das Altgewohnte ganz neu zu schauen, und zwar weit größer und lebendiger als vorher.

Ein Preußenkalender für das Jahr 1922 ist soeben im Konkordia-Verlag in Leipzig zum ersten Male erschienen und reiht sich den bereits bestehenden Heimatkalendern von Bayern, Schwaben, Thüringen usw. würdig an. In der Form des Abreißkalenders soll er in jährlicher Folge nach und nach eine Gesamtübersicht über den Werdegang des preußischen Staates ermöglichen, dessen kulturelle Entwicklung in Wort und Bild schildern und durch Wiedergabe von charakteristischen Landschaftsbildern sowie von historisch wichtigen oder künstlerisch bedeutsamen Architekturen jedem Preußen zeigen, was seine Heimat an landschaftlichen Schönheiten, historischen Schätzen und künstlerischen Werten bietet. Der Name seines Herausgebers, des Bibliothekars der vormals Königl. Hausbibliothek in Berlin, Dr. Bogdan Krieger, bürgt für die hervorragende Gestaltung des bildlichen und textlichen Teiles. Die Ausstattung des auf Kunstdruckpapier gedruckten Kalenders ist in jeder Hinsicht mustergültig.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 3. Generalvertreter für Spanien; El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung

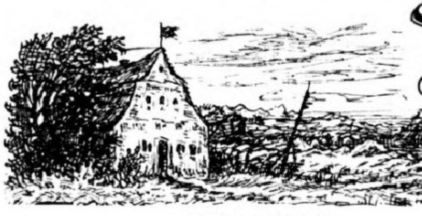


Verlag J. J. Weber Leipzig

Nr. 4060 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 157. Band

Von neuen Büchern

(Sindbad-Bücher „Drei-Masken-Verlag“, München.)



Vignette aus „Schatzinsel“.

Wer erinnert sich nicht aus seiner Jugendzeit der Bücher, die man mit heißem Bangen und klopfendem Herzen verschlang? Man vergaß darüber Schule und Essenszeit, den Raum, in dem man sich befand, die Stunden, die vorüberflogen .... Wer sehnt sich nicht nach den Seligkeiten dieses vollkommenen Erdentrücktseins zurück! Und gerade in der heutigen Zeit wäre es kostbarer denn je. Die ganze Menschheit steht noch im Kampf mit den bösen Geistern, die das Gestern entfesselt hat, ist zerwühlt und zerrissen von Sorgen, gepeinigt von den Gedanken an die Zukunft, unsicher eines jeglichen Besitzes. Niemals erschien den Menschen die Kunst des Vergessens begehrenswerter und wertvoller. Darum sind die Theater voll, denn alle Theatergänger möchten angesichts der Bühne alles vergessen, was der gestrige Tag gebracht hat und der morgige Tag bringen wird. Darum ist eine solche Nachfrage nach guten Büchern. Jedes Buch soll wie ein Zaubermantel sein, der uns über die Erde erhebt. Aber wieviel Bücher gibt es, in denen diese Wunderkraft lebt! Wir lesen und lesen und hören doch alles, was rings um uns vorgeht, bleiben erdgebunden und sorgenbeschwert. Die Phantasie des Dichters, die Weisheit des Philosophen, die Logik des Forschers mögen uns erfreuen und zerstreuen — das reine Glück des Vergessens, die Kinderseligkeit, die Loslösung von allem Irdischen und Realen bringen sie uns gar selten. Und doch gelingt manchem Buche noch heute dieses Wunder.

Im „Drei-Masken-Verlag“ in München ist eine Bücherreihe erschienen, die sich Sindbad-Bücher nennt. Es sind phantastische und abenteuerliche Romane, die sich alle die Aufgabe stellen, den Leser weit fort aus der heutigen Welt, aus der heutigen Zeit zu entführen. Sie handeln von unbekannten Fernen, von unbekannten Welten, von unbekannten Möglichkeiten. Es sind Bücher, die alle mehr oder minder aus dem Zusammenhange des Lebens herausfallen. Und weil dieses Herausfallen, wie Georg Simmel einmal scharfsinnig ausführte, die charakteristische Eigenschaft eines jeden Abenteuers ist, so ist jedes dieser Bücher wie ein Abenteuer, das wir erleben. Ein jedes dieser Bücher erzeugt gleichsam einen Rausch der Lesestunden, man liest sie, wie man Haschisch raucht. Jede Verbindung mit der Außenwelt hat aufgehört. Und wenn man das Buch zu Ende gelesen hat, hat man Mühe, sich zu erinnern, wo man ist, und vielleicht sogar, wie man heißt. So hoch über allem Irdischen haben wir geschwebt. Behandelt der Abenteurer das Unberechenbare des Lebens so, wie wir uns sonst nur dem sicher Berechenbaren gegenüber verhalten, so behandeln die Autoren dieser Sindbad-Bücher ihre Stoffe so, als wären ihre Gewebe der Phantasie den Realitäten des Lebens angemessen wie ein buntes, aber gutsitzendes Kleid. In dieser Beziehung ist **Maurice Renard's** „Blaue Gefahr“ vielleicht das größte Meisterwerk auf dem Gebiete des phantastischen Romans. Ich kenne in der ganzen Weltliteratur kein Buch von so unerhörter Spannung, von so schrankenloser Phantastik, ich möchte sagen, von so überdimensionaler Logik. Wenn man es liest, durchlebt man wahrhaftig Stunden des Rausches, des völligen Untertauchens in die Welt des Dichters. Neben ihm verblaßt die Kombinationsgabe eines Jules Verne, und selbst der beste phantastische Roman, den wir Deutschen besitzen, „Auf zwei Planeten“ von Kurt Laßwitz, erscheint allzu erdbefangen, allzusehr an unseren gewohnten Vorstellungen klebend. Renard erfindet eine unsichtbare Welt, von unsichtbaren Wesen bewohnt, die wie eine Glaskugel zwischen der Erdatmosphäre und dem Ätherraum gelagert ist. Für die Bewohner dieser Welt bedeutet die Erde den Boden des Luftozeans. Und mit einem Lufttauchboot erforschen sie die Fauna und Flora der irdischen Bezirke. Sie jagen und fangen Menschen und Tiere genau so, wie wir bei der Tiefseeforschung mit den Lebewesen des Abgrunds verfahren. Und von den Schicksalen der Menschen, die in diese — Oberwelt entführt werden, handelt das Buch. Das Unwahrscheinlichste wird mit so zwingender Wahrscheinlichkeit vorgetragen, daß wir mit Händen und Füßen uns wehren müssen, um nicht so fest an diese unsichtbare Welt glauben zu müssen, wie die Personen des Buches. Natürlich sind jedem Phantasten, und wäre er so genial wie Renard, Grenzen gesetzt. Kein Mensch kann aus seiner Denksphäre heraus. Wir können am Ende doch nur schildern, was unsere fünf Sinne begreifen können. Darüber hinaus ist jede Vorstellung unmöglich. Aber bei Renard haben wir den Eindruck, als ob wahrhaftig diese Grenze überschritten wäre. Natürlich trügt dieser Eindruck, denn auch Renard ist am Ende ein Mensch mit nur fünf Sinnen. Aber er weiß uns Wesen glaubhaft zu machen, die ganz andere Sinne haben als wir und demzufolge ein ganz anderes Weltbild genießen. Dieses reine Spannungsbuch hat Momente von dichterischer Schönheit und von psychologischer Tiefe. Und jeder, der es liest, erlebt wirklich ein Abenteuer. Während des Lesens hat jeder Zusammenhang mit der wirklichen Welt aufgehört.



Illustration von Fritz Heubner aus Maurice Renard „Die blaue Gefahr“.

Renard erzeugt die ungeheure Spannung seines Buches weniger durch die persönlichen Schicksale seiner Helden als durch die kosmischen Ereignisse, in deren Wirbel sie geraten sind. In **Claude Farrère's** „Todgeweihten“ ist die Spannung an das menschliche Schicksal der handelnden Figuren geknüpft. „Die Todgeweihten“ sind die Arbeiter, deren Hände überflüssig werden, weil die Technik mechanische Hände erfunden hat, die die Handarbeit überflüssig machen. Aus dieser Erfindung entstehen soziale Konflikte tiefstgehender Art, soziale Konflikte, die uns um so näher berühren, als ja die Erfindung, die Claude Farrère zur Basis seines Romans macht, durchaus im Bereich des Möglichen, ja des Wahrscheinlichen liegt. Die Welt wird immer maschineller. Und die Technik, die heute als Sklavin den Menschen dient, wird sich eines Tages als Tyrann gegen sie wenden. Die Maschine wird den Menschen überflüssig machen. Das ist gewiß ein Paradoxon, aber es lebt in diesem Satze eine furchtbare Explosionskraft, die wohl imstande ist, eines Tages das ganze Gefüge unserer heutigen Kultur zu sprengen. Und so wie die meisten Phantasien eines Jules Verne längst von der Wirklichkeit überholt worden sind, so kann ich mir wohl denken, daß auch der von Farrère geschilderte Konflikt zwischen Mensch und Maschine eines Tages zur Wirklichkeit werden könnte. Eine technische Utopie mit philosophischer Untermauerung ist auch **Paul G. Ehrhardt's** „Letzte Macht“, in der ein kühner Erfinder Gold künstlich erzeugt.

Sind die drei Bücher von Farrère, Renard und Ehrhardt rein utopistische Romane, deren Witz darin besteht, daß sie die Zukunft vorwegnehmen und uns in Welten versetzen, die unsere heutigen Begriffe auf den Kopf stellen, so bewegt sich das Buch von **Norbert Jacques** „Die Frau von Afrika“ auf realem Boden. Es schildert die Schicksale einer tapferen, weißen Frau, deren Mann im Kriege fällt (in welchem Kriege ist Nebensache, im dunkeln Erdteil gibt es ja jeden Augenblick Krieg). Sie führt mit einer Handvoll Schwarzer einen Rachekrieg auf eigne Faust, wird wie ein Gespenst „Mamaz Malia“, verehrt und gefürchtet und geht, wie mit einer wunderbaren Rüstung angetan, durch alle Fährnisse bis ans Ende des Krieges; dann baut sie ihr zerstörtes Blockhaus wieder auf und lebt in ihrer Einsamkeit weiter, jung, schön und stark. Wie man sieht, ein Minimum von Handlung, oder besser gesagt, gar keine Handlung. Und doch liest man das Buch mit fliegenden Pulsen, denn der Dichter läßt uns den heißen, schwülen Duft des afrikanischen Urwalds atmen, läßt uns teilnehmen am Blutrausch, der die schwarzen Scharen der Mamaz Malia erfüllt und macht den Leser genau so in diese afrikanische Walküre verliebt, wie den feindlichen Oberst, oder wie alle anderen Männer, die in ihre Nähe kommen. Es ist seltsam, wie zart die seelische Handlung in diesem von wildem Kriegslärm erfüllten Buch ist. Aber sein größter Vorzug ist doch die wundervolle Schilderung des Urwalds, die hinreißende Kraft der Bilder, die Norbert Jacques mit brennenden Farben zu malen versteht. Das Buch hat einen balladesken Charakter und seine Schönheit liegt in seiner Lyrik. Sein eigentliches Drama aber ist kaum angedeutet. Vielleicht ist es die feinste Kunst des Dichters gewesen, daß er uns dieses Drama nur erraten, nur ahnen läßt, ohne es zu schildern.

Neben diesen neuen Büchern bringen aber die Sindbad-Bände auch gute alte Werke in neuer Ausgabe. So „La peau de Chagrin“ von **Balzac** („Die tödlichen Wünsche“) und **Stevenson's** „Schatzinsel“, die wohl jeder von uns einst in seiner Jugend gelesen hat. Weil aber Stevenson ein ganz großer Dichter ist, wirkt diese Robinsonade heute genau auf uns so wie in unserer Kinderzeit. — Bücher der Spannung, Bücher des Vergessens, Bücher mit der Kraft des faustischen Zaubermantels! Man findet keine Worte, um sie der heutigen Leserwelt mit gebührendem Nachdruck zu empfehlen. Man nimmt so einen schlanken, hübschen Band in die Hand mit sauberer Schrift und schönen Bildern und ahnt nicht, daß in diesen paar hundert Seiten die Kraft verborgen liegt, uns Raum und Zeit, wohlbemerkt die heutige Zeit, vergessen zu machen. Wenn es je wundertätige Zauberbücher gegeben hat, so ist es die Reihe der Sindbad-Bücher. Und ihr Zauber ist so stark, daß niemand, und wäre er der nüchternste Realist, sich ihm entziehen kann.

Rudolf Lothar.



Schlußvignette aus „Schatzinsel“.

  Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4060. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 M (Ausland 75 M). Preis dieser Nummer 5 M 50 ₰ (Ausland 13 M 50 ₰). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 M; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 3. November 1921.

Ein Ohrenschmaus

Dr. Richard Strauss
Generalmusikdirektor

schreibt: „Das Grammophon funktionierte tadellos, war in Klang und Tonstärke sehr angenehm, so daß ich ihm wohl das Zeugnis ausstellen kann, auch einem empfindlichen Ohre einen ergötzlichen Ohrenschmaus bereitet zu haben." — »Gramonium«- und »Gramola«-Instrumente und die guten »Grammophon«-Platten sind in allen Städten zu haben. Offizielle Verkaufsstellen werden gern nachgewiesen und ausführliche Kataloge bereitwilligst kostenlos versandt. Künstleraufnahmen. Herrliche Tanzplatten. Deutsche Grammophon-Aktiengesellschaft, Berlin S. W. 68

Die Stimme seines Herrn

Ihre lieben Bücher

finden prächtige, staubsichere Unterkunft im



zusammensetzbaren

Stolzenberg

Bücherschrank, der beim Wachsen Ihrer Bücherei durch neue Abteile höchst einfach erweitert werden kann.
Fordern Sie sich Prospekt ein
von der Fabrik **Stolzenberg,** Oos i. B. Berlin SW 68

Der Wiederaufbau

unseres zusammengebrochenen Wirtschaftslebens erfordert eine strenge Sichtung der Kräfte und nur Bewerber mit gediegenen Kenntnissen werden vorwärts kommen. Angestellte des Handels und der Industrie, Arbeiter, Beamte und Lehrer sollten daher nicht versäumen, ihre Kenntnisse den jetzigen Anforderungen anzupassen, um in der scharfen Konkurrenz bestehen zu können. Das beste Mittel hierzu ist die Selbstunterrichtsmethode Rustin (Mitarbeiter: 5 Direktoren, 22 Professoren). Selbststudium ohne Lehrer und ohne Berufsstörung. Persönlicher briefl. Fernunterricht. Umfassendes technisches Fachwissen erwerben Sie schnell und leicht durch das Selbstunterrichtssystem Karnack-Hachfeld. **Für alle Berufsklassen** sind unsere Prospekte wichtig, die Sie unter Angabe von Stand oder Beruf kostenfrei erhalten. **Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam - N 7**

Kunst-Haus Dahlheim
Berlin, Potsdamer Str. 118b
Gemälde höchsten Ranges
und solche zukunftsreicher Künstler.



Kalasiris

Patente aller Kulturstaaten.

Idealer Korsett-Ersatz

mit allen Vorteilen, aber ohne die Nachteile des bestsitzenden Korsetts, macht elegante, schlanke Figur, stützt Leib und Rücken, ohne sonstwie zu beengen. Die weltbekannten, von keinerlei Nachahmung auch nur annähernd erreichten Erfolge unserer **für Gesunde wie Kranke gleich wertvollen** Erzeugnisse beruhen auf der genauen Berücksichtigung jeder einzelnen Individualität. **Spezialfassons** für Kranke, junge Frauen, Kinder und Backfische. Kalasiris-Büstenhalter, Kalasiris-Wäsche nach neuen hygienischen Grundsätzen. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Jedes echte Exemplar trägt den Stempel „*Kalasiris*". Illustrierte Broschüre und Auskunft kostenlos durch die Fabrik
Kalasiris G. m. b. H., Köln 5.



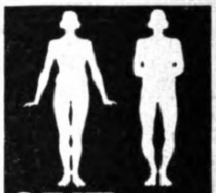
AMSTERDAM
PASSAGIER-, POST- UND FRACHTDIENST NACH
SÜD-AMERIKA
RIO DE JANEIRO . SANTOS . MONTEVIDEO
BUENOS AIRES
CUBA, MEXICO, NEW ORLEANS
HAVANA . VERA CRUZ
FRACHTDAMPFER NACH OBENGENANNTEN HAFEN,
PERNAMBUCO UND BAHIA
REGELMÄSSIGER FRACHTDIENST NACH
NEW-YORK

Alle Auskünfte über Passage und Fracht durch die Gesellschaft in Amsterdam oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen.

Witwenrente
Invaliditätsversicherung
Aussteuerversicherung
Altersversicherung

Gothaer
Lebensversicherungsbank
auf Gegenseitigkeit. Begründ. 1827
Abgeschlossene Versicherungen:
drei Milliarden Mark.
Alle Überschüsse gehören den Versicherten.

KIOS
CIGARETTEN
verdanken ihren guten Ruf den ausgezeichneten
■ Qualitäts-Eigenschaften ■



O. u. X Beine heilt
auch bei älteren Personen der
Beinkorrektions-Apparat
Ärztlich im Gebrauch!
Verlangen Sie gegen Einsendung v. 1. Mk. (Betrag wird bei Bestellung d. Apparats gutgeschrieben) unsere physiologisch anatomische Broschüre!
Wissenschaftl. orthop. Spezialhaus
„OSSALE"
Arno Hildner, Chemnitz 26b



Über 2 Millionen im Gebrauch.
Vertreter an allen grösseren Plätzen.
Günstige Zahlungsbedingungen.
Nähmaschinenfabrik Karlsruhe
vorm. **Haid & Neu, Karlsruhe** i. B.
(Älteste deutsche Nähmaschinenfabrik).

Echte Reiher



das vorn 10fache Büschel 25,- M., 20 fache 70,- „ 30 „ 150,- „ 40 „ 300,- „ 50 „ 500,- „

Echte Atama Edel-Straussenfedern

30 cm lang nur 18,— M., 35 cm lang nur 25,— M., 40 cm 45,— M., 45 cm 60,— M., 50 cm 95,— M. Echte Straußfederboas 30,— M., 60,— M., 100,— M., 300,— M. Hut-, Ball-, Vasen-, Kranzblum., Laub, Beeren, Pilze, Einzelblum. Ranken. Versand per Nachn. Preisl. fr.
Hesse, Dresden, Scheffelstr.

Den Grundstock einer Bibliothek für Architekten, Ingenieure, Baumeister, Baugewerbler, Lehrer und Schüler bautechnischer Schulen bilden die einschlägigen Bände aus
Webers Illustrierten Handbüchern.
Ausführliches Verzeichnis der einige Hundert Bände umfassenden Sammlung kostenlos vom Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Kunstfreunden

und Sammlern zur gefl. Beachtung!

Die Originalvorlagen der Illustrirten Zeitung, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen u. s. w. sind verkäuflich. / Ständige Ausstellung im Festsaale der Illustrirten Zeitung, Leipzig, Reudnitzer Str. 1—7. / Wir laden zu unverbindlichem Besuche ergebenst ein. Verlag der Illustrirten Zeitung, J. J. Weber, Leipzig.

ZUR REISE
EINE Be-Be STROP GARNITUR № 906
DER NEUE **Mk. 100.–**



Be-Be KLINGEN — Be-Be APPARATE
Be-Be FABRIKATE ÜBERALL ERHÄLTLICH
BLANK & BONHAUS — BERLIN-NEUKÖLLN

Bilder der Weltereignisse

als wirkungsvolle Schaufenster-Reklame sind für Geschäftsinhaber unentbehrlich.

Kostenlose Preisofferte nebst Probebildern gibt ab J. J. Weber, Abt. Bilderdienst, Leipzig, Reudnitzer Str. 1/7.

KALODERMA
TOILETTESEIFE — RASIERSEIFE
F. WOLFF & SOHN

Allgemeine Notizen.

Das fünfzigjährige Bestehen der Continental versammelte eine illustre Gesellschaft der Behörden, des Handels und der Industrie im großen Lichthof des Verwaltungsgebäudes zu einer erhebenden Feier. Die Technische Hochschule Hannover verlieh dem Direktor der Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Compagnie A.-G., Herrn Geheimen Kommerzienrat Siegmund Seligmann, in „Würdigung der erfolgreichen Förderung wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiete der Gummi-Industrie" die akademische Würde Doktor-Ingenieur ehrenhalber. Aufsichtsrat und Direktion der Continental beschlossen zur Erinnerung an das 50jährige Jubiläum Spenden und Firmen-Stiftungen im Gesamtbetrage von ungefähr zehn Millionen Mark. Sämtliche Angestellte, Meister, Vorarbeiter und Arbeiterinnen erhielten je nach Länge ihrer Tätigkeit bei der Continental erhebliche Zuwendungen, desgleichen sind die Pensionäre der Firma und die Witwen der im Weltkrieg gefallenen Werkangehörigen bedacht worden. Sehr beträchtliche Summen wurden auch der Pensions-, Witwen- und Waisenkasse sowie der Beamten- und Arbeiter-Unterstützungskasse der Continental zugewiesen.

In den Erzeugnissen der Bielefelder Dürkoppwerke sind über ein halbes Jahrhundert bewährte Konstruktionserfahrungen und praktische Werkmannsarbeit verkörpert. Darin liegt eine gewichtige Bürgschaft für die Gediegenheit der Dürkopp-Personenwagen, Lieferungs- und Lastwagen, die sich nicht nur im Deutschen Reich, sondern auch auf dem Weltmarkt den besten Ruf erwarben. Der Bau der ersten Dürkopp-Motorwagen gehört auch mit zu den ersten Anfängen der deutschen Motorwagen-Industrie. Seit jener Zeit war die Marke Dürkopp immer unter den Pionieren der Kraftfahrzeugtechnik zu finden; stets galt sie als Trägerin der letzten Fortschritte auf ihrem Gebiete. Ihren Freunden geben die Dürkoppwerke in einer prächtig ausgestatteten Jubiläumsschrift ein umfassendes Bild ihrer Motorwagen-Erzeugung. Die Festschrift beweist, daß wie bisher auch heute der Dürkopp-Motorwagen als Vorbild eines vollendeten Kraftfahrzeuges angesehen werden muß.

Durch die Selbstunterrichtsbriefe der Methode Rustin (Verlag von Bonneß und Hachfeld, Potsdam) haben Tausende, die für den langjährigen Besuch höherer Lehranstalten nicht die erforderlichen Mittel oder zum

Besuch von Unterrichtsanstalten infolge ihres Berufes nicht die nötige Zeit hatten, oder an Orten wohnen, an denen sich keine höheren Unterrichtsanstalten befinden, haben nicht nur eine umfassende Bildung erworben, sondern durch das Studium auch die Prüfungen bestanden. Namentlich ist die Zahl derer groß, die durch die Methode Rustin die frühere Einjährigfreiwilligenprüfung, das Abiturienten-, das Mittelschullehrer-, das Lehrerinnenexamen, die Seminaraufnahmeprüfung bestanden haben. Zum Lernen ohne Lehrer können die mit großer Sachkenntnis verfaßten Werke wärmstens empfohlen werden. Der Lehrstoff enthält nur das Maß von Kenntnissen, das für eine umfassende Bildung und zum Bestehen der Prüfungen erforderlich ist; nichts Überflüssiges, das Notwendige aber in vollem Umfange.

Bad Homburg v. d. H. Die indischen Fürstlichkeiten Maharaja von Jhind nebst großem Gefolge (24 Personen) haben nach zweimonatlichem Kuraufenthalt Ritter's Parkhotel verlassen und sich nach Indien, ihrem Wohnsitz in Sangrur Punjab begeben. Aufnahmen von den Fürstlichkeiten in ihrer Tracht sind von Photograph Voigt, Bad Homburg v. d. H. zu erhalten.

Wiesbadener Sportleben. Der „Klub von Wiesbaden, Renn- und Sportverein E. V.", hat sich als Nachfolger des Rennklubs die Aufgabe gestellt, die Wiesbadener Rennen in sportlicher und gesellschaftlicher Hinsicht zu einem Kurfaktor allerersten Ranges auszubauen und sie nach dem Vorbild Baden-Badens zu internationaler Bedeutung zu bringen. In dem neu gewonnenen Leiter, dem bekannten Herrenreiter Major von Moßner, steht dem Klub zur Durchführung seiner Aufgabe eine durchaus erfahrene Persönlichkeit von bestem Ansehen in der Sportwelt und mit den besten Beziehungen zu ihr ausgestattet, zur Verfügung. Das weitere Ziel des Vereins ist die Hebung des gesamten Sportlebens im besetzten Gebiet, Unterstützung der jugendlichen Sportbetätigung auf allen Gebieten, auch mit finanziellen Mitteln. Auch soll die nahegelegene Opelbahn in Rüsselsheim für Zwecke der Abhaltung von Autowettrennen in den Bereich des Wiesbadener Sports gezogen werden. Der Klub hat von der Stadt die Rennbahn auf fünf Jahre gepachtet und ist bei der obersten Rennbehörde vorstellig geworden, ihm von dem nächsten Jahre ab wieder neun Renntage in möglichst zeitlichem Zusammenhang mit den Rennen in Frankfurt a. M., Mannheim, Baden-Baden und München

zu bewilligen. Im Präsidium sind die Herren von Rexroth (Wiesbaden), Beigeordneter Borgmann (Wiesbaden) und Heinrich von Opel (Rüsselsheim).

Dem Peters-Union-Fahrradreifen wurde eine seltene Häufung von Erfolgen bei den Rennen auf der Grunewald-Avusbahn zuteil. In fünf Rennen waren vier Sieger, zwei Zweite, ein Dritter und ein Vierter, mit diesem vorzüglichen Pneu ausgestattet. Kein einziger Pneumatikdefekt während der scharfen Kämpfe beeinträchtigte das Vertrauen, das Fahrer und Erzeuger dem Peters-Union-Fahnradreifen entgegenbringen.

Die Nähmaschinenfabrik Karlsruhe vorm. Haid & Neu A.-G. hat im Jahre 1920 ein doppeltes Jubiläum gefeiert. Sechzig Jahre waren verflossen, seitdem die Fabrik ihre ersten Anfänge in den Werkstätten Haid & Neu in Karlsruhe genommen hat, und zwei Millionen Nähmaschinen waren seit jener Zeit aus der Fabrik in alle Welt hinausgegangen. Eine Fülle entsagungsvoller und ernster Arbeit steckt in diesem bedeutsamen Werk. Alle Erscheinungen des Entwicklungsganges des deutschen Wirtschaftslebens haben einschneidend auf das Werden und Wachsen der Fabrik gewirkt, und die Nähmaschinenfabrik Karlsruhe vorm. Haid & Neu spiegelt, wie jedes große Industriewerk, alle Abschnitte und Krisen dieser Entwicklung im Kleinen wider. Besonders auch die schweren Erschütterungen der Gegenwart, die den Abschluß einer ganzen Epoche der Weltgeschichte bedeuten, drücken sich überzeugend in den statistischen Ziffern der Fabrik und in den ganzen Verhältnissen der Fabrikation und des Absatzgebietes aus. Die mit peinlichster Sorgfalt hergestellten „Excella"-Nähmaschinen der Nähmaschinenfabrik Karlsruhe genießen den besten Ruf und können mit gutem Gewissen zur Anschaffung empfohlen werden.

Faludi's Briefmarken-Album hat der angesehenen Briefmarkenhandlung von S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3 zahlreiche Anerkennungen auch aus dem Auslande eingetragen. Das Album enthält eine außerordentlich große Anzahl von selten gewordenen Briefmarken aller Länder; wohl eine der interessantesten und lehrreichsten Zusammenstellungen seltener Postwertzeichen.

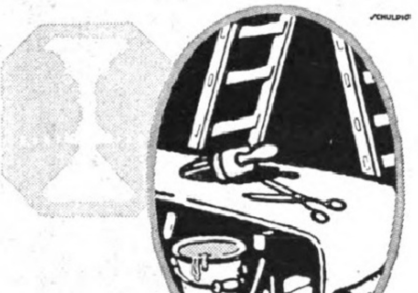
Eine schöne, haltbare Haartracht zuwege zu bringen, ist vielen Damen trotz aller Mühe nicht möglich, weil ihr Haar einen zu reichlichen Fettgehalt hat. In solchen Fällen überrascht das ärztlich und von Damenfriseuren bestens empfohlene Pallabona durch seine Wirkung. In

geringer Menge trocken in das Haar gestreut und ausgebürstet, beseitigt Pallabona alles überschüssige Fett und macht die Kopfhaut gleichzeitig rein und weiß. Das Haar wird weich und voll, die Frisur gelingt mühelos und erfreut durch ihre Haltbarkeit. Wir empfehlen unseren Leserinnen einen Versuch mit Pallabona, der sicherlich befriedigen wird. Bei Damenfriseuren, in Parfümerien und Drogerien ist Pallabona stets auf Lager.

Der Knaben schönstes Spiel ist der Stabil-Baukasten der Fabrik technischer Lehrmittel Walther & Co. in Berlin SO. 36, Grünauerstraße 21. Der Stabil-Baukasten enthält tausend Modelle, lehrt spielend die Grundlagen der Technik und weckt Talente. Von Knaben erfundene neue Modelle werden prämiiert und unter Namhaftmachung ihrer Erfinder veröffentlicht. Der Stabil-Baukasten ist in allen besseren Spielwaren- und optischen Geschäften zu haben. Werbeschriften sendet genannte Firma auf Verlangen jedermann **kostenlos**.

Korpulenten sei ein seit Jahren erprobtes Mittel empfohlen. Es sind dies Dr. Hoffbauers Tabletten aus der **Elefanten-Apotheke** in **Berlin** SW. 212, Leipzigerstr. 74, die keineswegs irgendwelche dem Herzen schädliche Schilddrüsen enthalten oder gar ein **drastisch** wirkendes Abführmittel, sondern lediglich ein besonders gereinigtes und daher jedem Organismus bekömmliches Seealgen-Extrakt. Ausführliche Broschüre über bisherige Erfolge sendet kostenlos auf Verlangen die genannte Apotheke.

Die Reise des Eri-Riesenrads auf der Landstraße von Göppingen nach Berlin (siehe die nebenanschließende Abbildung) hat in allen Kreisen der Bevölkerung lebhaftes Interesse erregt. Viele Tausende von Lösungen der von der Eri-Gesellschaft in Göppingen ausgeschriebenen Preisaufgabe sind eingegangen. Wie schon kurz mitgeteilt, erreichte das Eri-Riesenrad am 5. Septbr., also zur vorgeschriebenen Zeit, sein Ziel. Es durchlief im ganzen 1084,5828 km, also in den 20 Tagen täglich durchschnittlich 54,22914 km. Den ersten Preis erhielt die Lösung von 54,23 km, da diese Zahl bis auf 0,00086 km der wirklichen Zahl am nächsten kommt. Der Transport des Rades, das einen Durchmesser von 2,80 m, eine Breite von 1 m, einen Umfang von etwa 9 m und ein Gewicht von 3½ Zentnern hatte, war eine außergewöhnliche sportliche Leistung, umsomehr, als für den Transport nicht 20, sondern nur 17 Tage gebraucht wurden, weil sich Mazeppa drei Tage in Leipzig aufhielt. Hieraus errechnet sich eine Tagesleistung von etwa 60 km.











Eri-Riesenrad, das der Weltrekordläufer Mazeppa auf Grund einer Wette vom Eri-Haus in Göppingen auf der Landstraße nach Berlin rollte.

Das Teegeschirr der Marquise. Es ist das Jahr 1757. Antoinette Poisson, die schöne und kluge Frau von Pompadour ist eben erwacht und träumt und denkt mit geschlossenen Augen in den Morgen. Noch immer hat ihr die Porzellanfabrik von Sèvres, die sie ins Leben gerufen, um ihren Tee aus schönen, porzellanenen Schalen trinken zu können, kein passendes Geschenk für den Kurfürsten von Köln geschickt. Es soll ein recht, recht schönes, kostbares Teegeschirr sein. Da tritt Frau Hausset, ihre Kammerfrau, an ihr Lager mit dem duftenden, anregenden Trank, der „bisweilen auch mit andern Kräutern vermischet, von den Frauenzimmern zur Gesundheit getrunken wird". Und beim Anblick des goldfarbenen Tees in himmelblauer, beblumter Schale weiß sie, daß diese nebst Platte, Zuckertopf und Teekanne die einzig würdige Gabe für den Kurfürsten ist. Kostbar genug; hat sie doch vor zwei Jahren selbst 480 Pfund dafür bezahlen müssen. — Sicher hat der Beschenkte auch gleich den nötigen Tee dazu erhalten, denn damals war auch er „etwas Vornehmes, davon man Fürsten und Großen Geschenke zu machen pflegte". Es war mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, sich die köstlichen Blätter von jenem Strauch des Ostens zu verschaffen. Heute kann man in allen besseren Geschäften der Nahrungsmittelbranche die seit mehr als dreißig Jahren unter „Marke Teekanne" rühmlichst bekannten und geschätzten Tee-Spezialmischungen preiswert kaufen, die allen Anforderungen des Kenners, die er an das idealste aller Getränke stellt, genügen.

Minderwertige Nachahmungen des seit Jahrhunderten beliebten „Steinhäger" werden seit einiger Zeit auf den Markt gebracht. Der **echte**, durch seine anregende Wirkung und die ihm innewohnenden bekömmlichen Eigenschaften weltberühmt gewordene „Steinhäger" der Firma H. W. Schlichte, Steinhagen, wird jetzt nur noch unter der Bezeichnung „Schlichte" verkauft, und ist dadurch leicht von Nachahmungen zu unterscheiden, was sicher von allen Freunden dieses beliebten Getränkes begrüßt werden wird. Man achte auf den Krug mit dem Etikett „Original-Schlichte 1766".





UNION ZEISS



Schrank „Virchow"

ZEISS

Union-Bücherschrank

aus einzelnen Abteilen
gleichzeitig
Instrumentenschrank für Ärzte
Katalog 377 portofrei

Heinrich Zeiss
(Unionzeiss) Frankfurt a. M.



WEISSBROD
FLÜGEL ★ PIANOS

Hof-Pianofortefabrik R. WEISSBROD Eisenberg-Thür.

Cirine DRP 132216

flüssiges **Bohner-wachs**



Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell. Stahlspäne u. Terpentinöl entfallen. Fast überall erhältlich.

Fabriken: CIRINE-WERKE BÖHME & LORENZ, CHEMNITZ und EGER-Böhmen.
Verl. Sie grat. u. fr. d. Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum od. Parkett sachgemäß?"

Lavendel-Orangen

Kölnisches Wasser von besonderer Feinheit.



„Erfrischend u. nervenstärkend."
Vielfach ärztlich empfohlen. Als Geschenk sehr beliebt.

Jünger & Gebhardt · Berlin S. 14

Zu haben in allen Geschäften, die Creme Elcaya führen!

Sächs. Landes-Lotterie

Im günstigsten Falle Mark:

1000000 (In Österreich und Ungarn verboten).

Prämien:

1 zu **500000**
5 zu je **100000**

Hauptgewinne:

500000
300000
200000
100000
2 je **75000**
usw.

Ziehung 1. Klasse 7. u. 8. Dezember

Klassen-Lose:

1/10	1/5	1/2	1/1
10.—,	20.—,	50.—,	100.— M.

Voll-Lose
(für alle fünf Klassen gültig:)

1/10	1/5	1/2	1/1
50.—,	100.—,	250.—,	500.— M.

(Postgeld u. Liste entsprech. mehr)
empfiehlt und versendet

Alexander Hessel
Sächs. Staatslotterie-Einnahme.
Dresden 1, Weissegasse 1.
Postscheckkonto Dresden 2854.

LANGNESE KEKS



BEWÄHRT und BEGEHRT

A. H. LANGNESE Ww. & CO. m. b. H.
HAMBURG 20

Gütermann's
Nähseide



Die Versicherungsgesellschaft

Thuringia
in Erfurt.

Unfall- u. Haftpflicht-Versicherung.

Vertreter in den meisten Orten.



Leichte Arbeit

ist es, mit der „Avanti"-Spitzmaschine Blei-, Kopier- oder Farbstifte anzuspitzen. Sobald die Spitze fertig, hört das Messer auf zu schneiden. Kein Abbrechen der Spitzen.
Elegant und solid. Prospekt E gratis.

Emil Grantzow, Dresden 16.

D. R. Patent. Prosp. gratis



Federleicht

Rückenhalter Partout
ist nach ärztl. Grundsätzen der zweckmäßigste. Zahlr. Anerk.
HEINRICH LOEWY,
gegr. 1859, Berlin, Dorotheenstr. 77

Bücher,
von denen man spricht.
Verlangen Sie kostenlose Prospekte von
Verlag Aurora, Kurt Martin
Weinböhla b. Dresden.

Detektiv Hauschild Wachtmeister a. D. der politischen Polizei.
Berlin W 8, Friedrichstr. 183. Tel.: Zentrum 9691.
Beobachtungen. / Ermittlungen. / Erledigung aller Vertrauensangelegenheiten. / Refer. aus ersten Kreisen. / In- und Ausland.

ALTBERÜHMTE ERZEUGNISSE

Gaedke
HAMBURG

KAKAO SCHOKOLADE KEKS

Die Erlösung!



Comptator
Addiermaschine
Hans Sabielny
Dresden-Li. 24.

1821 **Felsche** 1921

Kakao * Schokolade * Pralinen

Die Hoheit der Qualität



Herzog v. Burgund

Union Gebr. Liemann Leipzig

Bohlig Keks

für Feinschmecker

Aus blütenweissem Mehl und allerfeinsten Zutaten hergestellt. Preiswerteste Qualitäten.

R. BOHLIG·KEKSFABRIK·BAD LIEBENSTEIN S.M.

Bowlen und Pünsche. Das Buch von der notwendigen und der wohlbekömmlichen Feuchtigkeit. Ein Rezeptbüchlein von allerlei herzstärkenden Getränken mit einigen Stücklein in Poesie und Prosa, so für durstige Seelen ergötzlich zu lesen sind. Dritte Auflage, neu durchgesehen von Major a. D. H. G. HANCKWITZ, Zeichnungen von Architekt und Maler MAXIMILIAN LUDWIG LUTZ, Berlin-München. Zweifarbig gedruckt. Gebunden 25 Mark. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

NEU! Agfa NEU!

Licht-Filter

für Aufnahmen und Dunkelkammer-Beleuchtung

a) **Gelbfilter** für Agfa-Chromo-, Chromo-Isolar-, Chromo-Isorapid- und Panchromatische Agfa-Platten.

b) **Farbenfilter zu Agfa-Farbenplatten** für Aufnahmen in natürlichen Farben.

c) **Dreifarbenfilter für Panchrom. Agfa-Platten** zur indirekten Farbenphotographie (Subtraktives Verfahren).

d) **Schutzfilter für Dunkelkammerbeleuchtung**

Ausführliche Prospekte kostenlos. — Bezug durch Photohändler.

Agfa Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, **Berlin S.O. 36.**

J. A. Henckels

Zwillingswerk, Solingen

Fabrik feinster Stahlwaren

mit der bekannten Zwillingsmarke — Volle Gewähr für jedes Stück

Hauptniederlage: Berlin W. 66, Leipziger Straße 117/118.

Eigene Verkaufs-Niederlagen: Cöln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I.

Rosa centifolia

der Duft der dunkelroten Rose in wunderbarster Natürlichkeit

Originalflasche im Karton Mk 35.– u. Mk. 60.–
Probeflasche im Karton Mk 21.–



J. F. Schwarzlose Söhne BERLIN

Detailverkauf: Markgrafenstrasse 26 * Fabrik: Dreysestrasse 5

Parfüm, Seife, Puder, Haarwasser, Hautcreme usw. erhältl. in allen einschlägigen Geschäften

Parfümierte Karten von „Rosa centifolia" und unseren anderen Spezial-Parfüms stehen gratis u. franko zur Verfügung



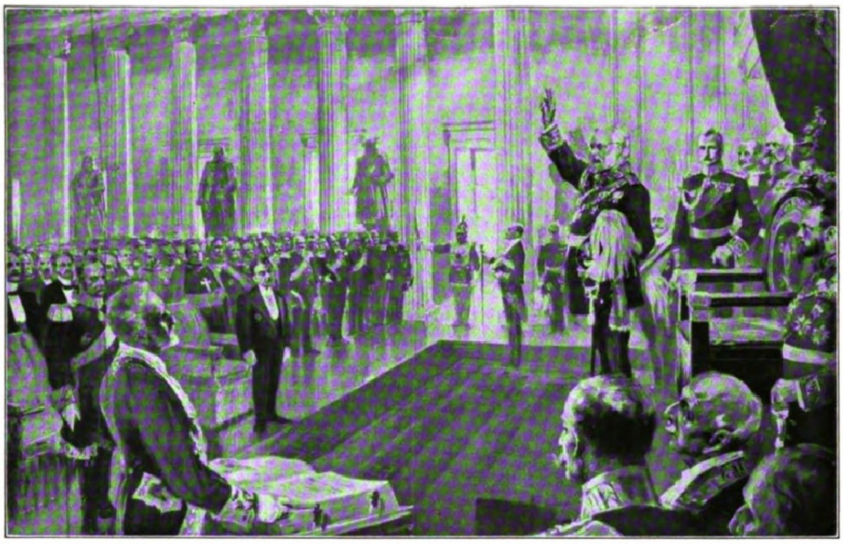
Preisgekrönter Entwurf von Hugo Sittel, Düsseldorf-Gerresheim.

Illustrirte Zeitung



Der November. Nach einem Gemälde von Joachim von Sandrart (1606—1688).

Das 1643 entstandene Gemälde befindet sich in der Gemäldegalerie zu Schleißheim bei München. (Phot. Fr. van der Emissen, Darmstadt.)



Die Eidesleistung des Prinzregenten Ludwig auf die Verfassung im Thronsaal der Kgl. Residenz zu München am 21. Dezember 1912. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ vom 2. Januar 1913.



Prinz Ludwig und Prinzessin Marie Therese als junges Ehepaar mit ihrer ältesten Tochter Prinzessin Adelgunde.



König Ludwig mit seinem jüngsten Enkel Grafen Kaspar v. Preysing. (Phot. Elvira, München.)



Die Feier der Thronbesteigung König Ludwigs III. in München: Der große Empfang bei dem König und der Königin im Ballsaal der Residenz am Abend des 12. November 1913. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ vom 20. November 1913.

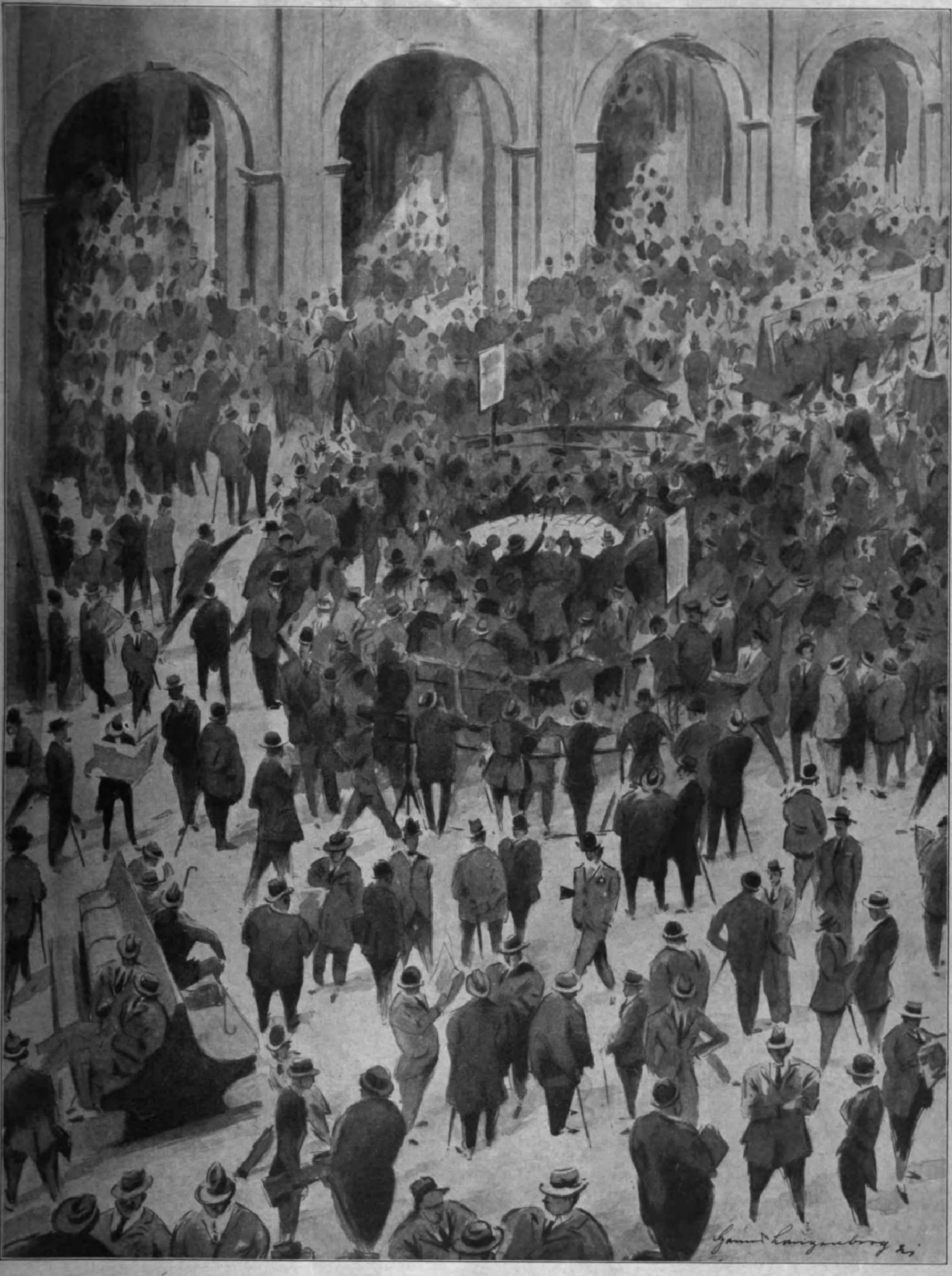


Prinzregent Ludwig und seine Gemahlin halten bei der Eröffnung der 11. Internationalen Kunstausstellung im Glaspalast zu München am 1. Juni 1913 Cercle ab. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ vom 19. Juni 1913.



Letzte Aufnahme des Königs Ludwig auf seiner Besitzung in Sarvar (Ungarn), wo er im 77. Lebensjahre gestorben ist.

Zum Hinscheiden des ehemaligen Königs Ludwig III. von Bayern am 18. Oktober.



Im Zeichen der Valutaspekulation: Der Devisenring in der Hamburger Börse.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.

Das Unrecht an Oberschlesien. / Von Legationsrat Frhrn. v. Rheinbaben, M. d. R.

„Die Abtretung Oberschlesiens an Polen ist auch nicht im Interesse der übrigen Staaten Europas und der Welt, denn sie schafft zweifellos neue Elemente von Zwist und Gegnerschaft. Die Fortnahme Oberschlesiens würde Deutschland eine niemals heilende Wunde schlagen, und die Wiedergewinnung des verlorenen Landes würde von der ersten Stunde des Verlustes an der glühende Wunsch eines jeden Deutschen sein. Das würde den Frieden Europas und der Welt schwer gefährden. Es liegt im eigensten Interesse der alliierten und assoziierten Mächte, Oberschlesien bei Deutschland zu belassen, denn Verpflichtungen aus dem Weltkriege kann Deutschland höchstens mit, niemals aber ohne Oberschlesien erfüllen."

Diese Sätze finden sich in den Gegenvorschlägen der Regierung Scheidemann auf die ersten Versailler Friedensbedingungen vom 29. Mai 1919. Die große Erregung, die damals durch das ganze deutsche Volk ging, als man ihm im Rahmen des Gewaltfriedens mit einem Federstrich fast ganz Oberschlesien nehmen wollte, hat in der Antwort auf die Gegenvorschläge wenigstens die Gewährung der Abstimmung in Oberschlesien zur Folge gehabt. So sicher war das ganze deutsche Volk seiner gerechten und guten Sache, daß niemand daran zweifelte, daß diese kommende Abstimmung einen überwältigenden deutschen Sieg erbringen und damit wenigstens die größte Sorge eines möglichen Verlustes Oberschlesiens hinfällig machen würde. An diesem Glauben ist bis zur jetzt vorliegenden Entscheidung das deutsche Volk auch niemals irre geworden und sah ihn durch das Abstimmungsergebnis vom 20. März 1921, in dem drei Fünftel der abgegebenen Stimmen für Deutschland schlugen, bestärkt. Aber ebenso wie seit dem verhängnisvollen Frühling 1919 sich immer klarer herausstellte, daß die Gegner auch in der Auslegung des Versailler Vertrages bei jeder nur möglichen Gelegenheit ihre Kriegsziele, d. h. die weitere Schwächung, ja die Zertrümmerung Deutschlands, fortsetzten, so wurde auch in der Behandlung der wichtigsten, der oberschlesischen Frage, ganz besonders Unrecht auf Unrecht gehäuft.

Das erste ungeheure Unrecht bestand ja schon darin, daß über den künftigen Besitz Oberschlesiens überhaupt abgestimmt werden mußte. Der Friede von Versailles beruht bekanntlich auf dem Notenwechsel, der dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 vorherging. Diesem liegen die „vierzehn Punkte Wilsons" zugrunde, und dort heißt es ausdrücklich, daß nur „Gebiete mit unbestreitbar polnischer Bevölkerung" Teile des neuen Polenstaates bilden sollten. Oberschlesien war aber niemals „unbestreitbar polnisch", sondern nach den eigenen Worten des englischen Ministerpräsidenten schon ein Teil des Deutschen Reiches, als die Normandie noch von England besetzt war. Eine gemeine Lüge, ein plumper Betrug war es, als damals im Winter 1918/19 in Paris polnisch-französische Ratgeber die Zahl der polnisch sprechenden (wasserpolnischen Dialekt), aber rein deutsch fühlenden Oberschlesier als Polen bezeichneten und dadurch zu beweisen suchten, daß auch Oberschlesien zu dem an Polen abzutretenden Gebiete gehöre!

Das zweite große Unrecht oder eigentlich eine ungeheure Kette von Rechtsbrüchen ist durch die beiden Namen Le Rond — Korfanty bezeichnet. Das arme Oberschlesien erlebte wahrlich nicht die beim Einzug des französischen Generals prophezeite Ära der Gerechtigkeit und der Freiheit, sondern unterlag der brutalsten und rücksichtslosesten Vergewaltigung seitens der französisch-kongreßpolnischen Verbrüderung. Mit Schaudern wird die Welt in ruhigeren Zeiten von all den Untaten Kenntnis nehmen, die dort an der wehrlosen deutschen Bevölkerung begangen worden sind. Daneben tobten die Aufstände, die deutsches Blut und Gut zerschlugen, und schließlich kam die Vorbereitung der Abstimmung und diese selbst. Nicht nur, daß die rein deutschen oberschlesischen Kreise Neiße, Grottkau und Falkenberg nicht mitabstimmen durften, daß ferner all denen, die 1904 und später nach Oberschlesien kamen, das Wahlrecht genommen wurde, sondern die Abstimmung selbst stand in weiten Gebieten Oberschlesiens unter offenem französisch-polnischen Terror und war nie und nimmer „unbeeinflußt". Ohne Übertreibung kann man sagen, daß, wenn ganz Oberschlesien unbeeinflußt und ohne absichtliche Fernhaltung weiter Schichten der Bevölkerung abgestimmt hätte, die deutsche Mehrheit noch um mehrere hunderttausend Stimmen größer gewesen wäre!

Der dritte, letzte und größte Rechtsbruch liegt in der auf das Gutachten des Völkerbundsrates gestützten endgültigen Entscheidung des Obersten Rates, die nicht nur große fast reindeutsche Städte von Deutschland abtrennt, sondern daneben auch wirtschaftliche und industrielle in jahrhundertelanger Arbeit aufgebaute Anlagen mit unermeßlichen Werten über und unter der Erde der polnischen Mißregierung überantwortet. Niemand kann bezweifeln, daß bei einer nur ganz geringen polnischen Abstimmungsmehrheit schon längst das ganze Abstimmungsgebiet Polen zugesprochen worden wäre. Niemand, der nur einigermaßen die Verhältnisse in Oberschlesien kennt, wird es auch ableugnen können, daß die oberschlesische Bevölkerung selbst — auch die für Polen stimmten — niemals den Gedanken gehabt hat, daß in dem Industriegebiet, das man mit vollem Recht mit einer einzigen großen Werkstatt mit ineinanderlaufenden Maschinen, Rädern und Transmissionen verglichen hat, eine politische Grenzlinie gezogen werden könnte. Aber selbst wenn die brutale Ausnutzung des Sieges so weit ging, dem mit allen Kräften erfüllenden, arbeitenden und wiederaufbauenden deutschen Volke in dieser nach dem Friedensvertrage letzten Möglichkeit noch weitere Gebiete fortzunehmen, so durfte dies doch nie und nimmer so erfolgen, wie es erfolgt ist. Sind doch im eigentlichen Industriebezirk, der nun zerschnitten wird und zum größeren Teile an Polen fällt, 56000 Stimmen mehr für Deutschland als für Polen abgegeben worden. Umsonst waren die eingehendsten und sachverständigsten Gutachten über die Unzerteilbarkeit des oberschlesischen Industriebezirks, umsonst vernünftigere Stimmen sogar im Lager unserer Kriegsgegner, umsonst auch das Pathos und das Wort vom fair play seitens des ewig schwankenden britischen Ministerpräsidenten. Gerade dieses Wort klingt uns heute wie bitterer Hohn und als ein ebensolcher Betrug wie die traurige Komödie des sogenannten Völkerbundsrates in Genf. Wiederum hat die auf das beste und größte Heer der Welt gestützte französische Machtpolik gesiegt, und wenn der englische Völkerbundsdelegierte selbst bekennen mußte, daß er mit Schaudern an die Teilung des oberschlesischen Industriebezirks denke, so nützen auch alle Beschwichtigungsphrasen nichts, die dem deutschen Volke vielleicht noch von außen kommen, und die besonders auf den Nutzen des zu schließenden Wirtschaftsabkommens zwischen Deutschland und Polen hinweisen. Wie der sozialdemokratische Ministerpräsident Scheidemann im Frühjahr 1919 warnend voraussagte, so wird und muß es kommen: Unfriede, Chaos und neuer Krieg. . . . Ungeheuerliches Unrecht ist geschehen, und nie und nimmer darf das deutsche Volk müde werden in dem Willen, es „wiedergutzumachen", d. h., die getroffene Wahnsinnsentscheidung umzustoßen!

Im Sommer 1917 sagte der damals neuernannte Staatssekretär v. Kühlmann in seiner ersten Rede, man dürfe Politik nicht nur gestützt auf Macht treiben, sondern müsse auch stets an das Recht denken. So richtig ein solcher Ausspruch damals, zur Zeit unseres wohl letzten Höhepunktes während des Krieges, war, so richtig ist es aber auch heute, zu sagen: Das deutsche Volk hat in weiten Kreisen heute allzusehr vergessen, daß Politik nicht nur gestützt auf das Recht getrieben werden kann, sondern daß dazu auch Macht notwendig ist. Die Waffen hat man uns zerschlagen, aber geblieben ist die Macht, die ein tüchtiges und arbeitsames Volk hat, wenn es sich in großen politischen Fragen zusammenschließt, und wenn es die Frucht seiner geistigen und körperlichen Arbeit einsetzt in das große Ringen der Völker um Selbstbehauptung und um Wiederaufbau nach Zerrüttung der gesamten Weltwirtschaft durch den Krieg. Möchte das deutsche Volk auch diesen Schlag, den feindliches Unrecht ihm zufügte, nicht kleinmütig oder erst recht nicht gleichgültig aufnehmen, sondern wenigstens in der großen, nationalen Frage „Oberschlesien" einmütig nebeneinander und füreinander stehen und die ersten Folgerungen ziehen für die Zukunft! Für Deutschland und Oberschlesien gilt jetzt und für immer die Umkehrung des Wortes, das nach der Niederlage von 1871 der französische Nationalheld Gambetta von Elsaß-Lothringen sprach. Dort heißt es: „Immer daran denken, aber nicht davon sprechen!" — Und zwar deshalb nicht, weil es für Frankreich galt, einen reinen Eroberungskrieg vorzubereiten, um das überwiegend deutsche Elsaß-Lothringen bei erster Gelegenheit zurückzuerobern. Hier, im Falle Oberschlesien, heißt es, unbestreitbar deutsches Land, das feindliche Habsucht und feindlicher Vernichtungswillen dem deutschen Volke in offener brutaler Beugung des Rechts nehmen, bei erster Gelegenheit wieder zu Deutschland zu bringen. Und deshalb müssen wir uns für Oberschlesien als Wahlspruch setzen: „Immer daran denken und immer davon sprechen!"

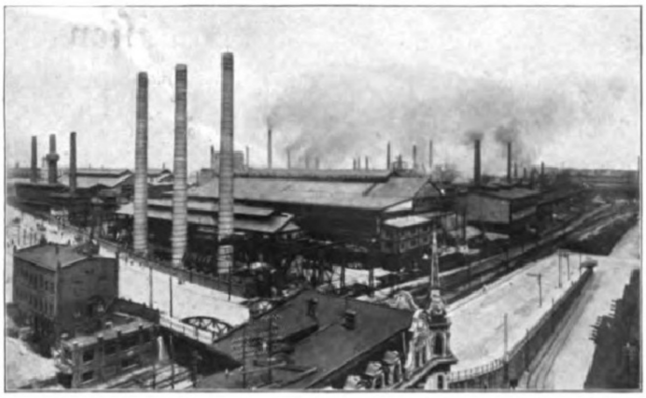


Die neue Grenze Oberschlesiens nach der Entscheidung des Völkerbundsrates in Genf.

Was Deutschland in Oberschlesien verliert.

Auf der Bodenfläche des gesamten Abstimmungsgebietes werden nach den Angaben des Statistischen Reichsamtes rund 1950000 Bewohner gezählt. Davon werden rund 965000 Einwohner polnisch (49 Proz.). Bei der Volksabstimmung am 20. März 1921 haben dagegen für Polen nur rund 40 Proz. gestimmt. Von 61 Steinkohlengruben fallen 49½ an Polen, während nur 11½ Deutschland verbleiben. Von den vier preußischen staatlichen Kohlengruben werden die drei wichtigsten polnisch. Von der gesamten Kohlenförderung Oberschlesiens fallen an Polen rund 77,5 Proz., während bei Deutschland nur rund 22,5 Proz. verbleiben. Bisher bezog Deutschland aus Oberschlesien monatlich 1100000 Tonnen Steinkohlen; es bleiben in Zukunft, prozentual gerechnet, nur 370000 Tonnen, so daß monatlich 730000 Tonnen aus dem abgetretenen Gebiet oder aus anderen Ländern eingeführt werden müssen. Von dem gesamten Kohlenvorkommen, das rund 60 Milliarden Tonnen beträgt, verbleiben uns etwa 5,5 Milliarden Tonnen oder noch nicht 10 Proz. Die oberschlesische Koksindustrie bleibt nur zur Hälfte deutsch. Sie ist zudem im wesentlichen von dem abgetretenen Gebiet abhängig, da die zur Verkokung geeigneten Kohlensorten in diesem Gebiet liegen. Von vier oberschlesischen Brikettfabriken werden drei polnisch. Sämtliche Eisenerzgruben fallen an Polen. Von den 37 Hochöfen Oberschlesiens bleiben nur 15 Hochöfen auf drei Hochöfenwerken deutsch. Von der Jahresproduktion an Roheisen (1920 in Höhe von 566000 Tonnen) behalten wir eine Produktionsmöglichkeit von etwa 170000 Tonnen, verlieren also rund 400000 Tonnen Roheisen. Von 18 Stahl- und Walzwerken werden 9 polnisch, darunter die Bismarckhütte und die Königs- und Laurahütte. Von 26 Eisen- und Stahlgießereien bleiben 10 deutsch, von 16 in Betrieb befindlichen Zink- und Bleierzgruben bleiben nur 4 deutsch. Von der Zinkförderung behalten wir nur 14 Proz. Da Oberschlesien 80 Proz. der gesamten deutschen Zinkerzförderung aufbrachte, verliert Deutschland 64 Proz. der gesamten Zinkerzförderung. Von der oberschlesischen Bleierzförderung bleiben uns etwa 23 Proz. Sämtliche Zink- und Bleihütten gehen an Polen über.









Zum Verlust des oberschlesischen Industriegebiets, das nach der gegen die Bestimmung des Versailler Friedensvertrags verstoßenden Entscheidung des Völkerbundes an Polen fällt.

Oben links: Massenkundgebung gegen den Machtspruch des Feindbundes auf dem Lustgarten in Berlin. Oben rechts: Blick auf Königshütte. Unten links: Der Marktplatz in Tarnowitz. Unten rechts: Das Stadttheater in der rein deutschen Stadt Kattowitz.



Der große Bauerntag der nationalen Bauernschaft Österreichs auf dem Freiheitsplatz in Graz am 2. Oktober. (Phot. Sorger & Flock, Graz.)

Der Bauerntag war von mehr als 12000 Bauern aus allen österreichischen Ländern besucht. Es wurde neuerlich die Forderung nach ehestem Zusammenschluß aller deutschen Stämme zu einem großen Reiche erhoben, das Festhalten an altem deutschen Volksbrauch betont und nach begeisterten Ansprachen der Vertreter aus den einzelnen Staaten die grüne Fahne des steirischen Bauernbundes enthüllt. Die Kundgebung war durch einen Trachtenfestzug eingeleitet worden, dessen Aufmarsch über eine Stunde währte und Bilder aus dem Leben des alpenländischen Bauerntums in seiner ganzen Urwüchsigkeit zeigte.



Hanns Heinz Ewers,
der bekannte Dichter phantastischer Geschichten, begeht am 3. November seinen 50. Geburtstag. (Siehe die Würdigung auf Seite 408.)



Prof. August Gaul,
der bedeutendste deutsche Tierbildner (vgl. die illustrierte Würdigung in Nr. 3966), † in Berlin im 52. Lebensjahre. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



Prof. Dr. Otto v. Gierke,
Geh. Justizrat, der berühmte Lehrer des Deutschen Privat- und Staatsrechts an der Berliner Universität, † am 10. Oktober im 81. Lebensjahre.



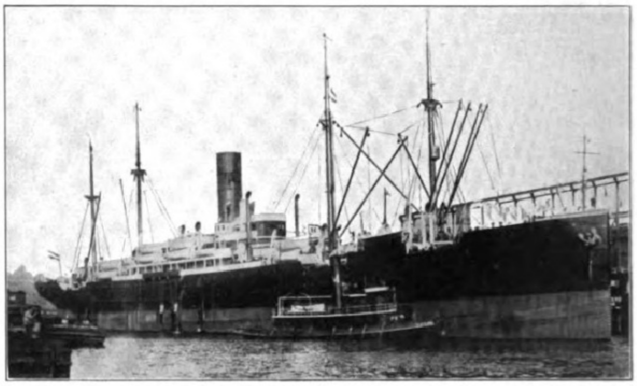
Gustav Ritter v. Philipp,
Geh. Kommerzienrat, Generaldirektor der Fritz Schulz jun. A.-G. in Leipzig, beging kürzlich sein 40jähriges Geschäftsjubiläum.



Kommerzienrat Max Elb,
der bekannte Dresdner Industrielle, Seniorchef der Max Elb G. m. b. H., feierte am 29. Oktober seinen 70. Geburtstag. (Phot. Martin Herzfeld, Dresden.)



Das Eisenbahnunglück in Bamberg in der Nacht vom 12. zum 13. Oktober: Blick auf die Trümmerstätte. Bei dem Unglück wurden 4 Personen getötet, 16 verletzt. (Phot. Carl Bauer, Bamberg.)



Der erste deutsche Passagierdampfer, der nach sieben Jahren im Hafen von Neuyork eingelaufen ist: Die „Bayern" von der Hamburg-Amerika-Linie nach ihrer Ankunft am 1. Oktober.



Sun Yat-sen, der erste Präsident der südchinesischen Republik, und seine Gemahlin, die an amerikanischen Hochschulen studiert hat.



Die Konferenz über Westungarn in Venedig. Auf dem Präsidentenplatz: Der italienische Außenminister della Torretta, links von ihm Schober, Kanzler von Österreich, neben diesem Castagnetto, bevollmächtigter Minister, italienischer Botschafter in Budapest. Rechts vom Präsidenten ungarischer Ministerpräsident Graf Bethlen, links von diesem ungarischer Minister des Äußern Graf Bánffy und Graf Nemes, ungarischer Botschafter in Rom. — Von der Konferenz wurde ein Abkommen getroffen, demzufolge Ungarn sich verpflichtet, Westungarn mit Ausnahme von Oedenburg und Umgebung an Österreich zu übergeben. In Oedenburg und Umgebung soll eine Volksabstimmung stattfinden.



Landarbeiter-Auktion in Boston (Nordamerika): Ein Auktionsobjekt! Preis: Täglich 2 Dollar, freie Kost und Logis.



Im Lager von Samara vor der elenden Hütte einer Flüchtlingsfamilie.



Die amerikanische Hilfe; Untersuchung von Kindern in einem zum Hospital eingerichteten Eisenbahnwagen bei Kasan.



Das Hungerelend in der armseligen Hütte eines Flüchtlingsehepaars in Samara.

Von der russischen Hungerkatastrophe.

Eine Ausstellung Berliner Romantik in der Preußischen Staatsbibliothek.

Von Dr. Joachim Kirchner.



E. T. A. Hoffmann: Kolorierter Kupferstich „Nußknacker und Mausekönig" aus Hoffmanns „Kindermärchen".



Handzeichnung von Clemens Brentano.

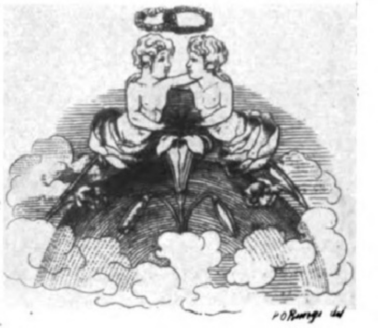


Kaspar Braun: Titelblatt zu Clemens Brentanos Märchen „Gockel, Hinkel, Gakeleia".

Wenn die Generalverwaltung der Preußischen Staatsbibliothek beschloß, den Bibliophilen zur Feier ihrer diesjährigen Tagung in Berlin Bücher und Handschriften aus dem Kreise der Berliner Romantiker zu zeigen, so hat sie mit diesem Ausstellungsprogramm ohne Frage einen glücklichen Griff getan. Sie war in der Lage, die Bücherfreunde hier mit einem Spezialgebiet ihrer Sammlungen bekannt zu machen, das dank den wertvollen Hinterlassenschaften Varnhagens, Grimms und Meusebachs ganz besonders reichhaltig ausgestattet ist. Ein fast lückenloser Überblick über die wichtigsten, z. T. sehr seltenen Druckschriften jener Zeit ist ermöglicht, und darüber hinaus ist eine Menge interessanter Zeitdokumente ausgestellt. Dem fein kultivierten Geiste jenes Zeitalters, der in rund vier Jahrzehnten eine schier unübersehbare Fülle schöpferischer Ideen hervorbrachte, fühlen wir uns verbunden, und nicht ohne Wehmut müssen wir Epigonen gestehen, daß wir trotz unserer ewig wachen Sehnsucht nach geistigem Neuland im Vergleich zu jenem begnadeten Reichtum bettelarm sind. Um 1800 war man hinsichtlich der Ausstattung bescheidener, die Qualität der Bücher haftete nicht an Äußerlichkeiten. Alles drängte nach einem inneren Neuaufbau, nach der Synthese eines alles umfassenden Zeitstils, der nach dem Willen Friedrich Schlegels „Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen" sollte. Und Berlin war damals der Ausgangspunkt dieser Literaturrevolution, dasselbe Berlin, das bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die Hochburg des Rationalismus gewesen war. Hier wurden von Tieck, Wackenroder und Bernhardi die ersten entscheidenden literarischen Kämpfe gegen den Aufklärungsgeist der Nicolaischen Clique ausgefochten, die Pamphlete — teilweise mit amüsanten Karikaturen ausgestattet — flogen hinüber und herüber. Entscheidend für den Sieg der Romantiker war das Eingreifen der Brüder Schlegel, Friedrichs, des geistreichen Fragmentisten und Programmführers der jungen Bewegung, und August Wilhelms, der mit seinen in Berlin gehaltenen „Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst" die ästhetische Doktrin der Romantik in feste Formen goß.

Was nun in den ersten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts an Literatur aus dem Kreise der Romantiker folgt, erscheint fast unerschöpflich an geistigen, dichterischen und ethischen Werten. Der neue Geist setzt sich durch, zieht alle starken Persönlichkeiten in seinen Bann, und Berlin heißt der Sammelplatz dieser Geistigkeit! Von hier aus erfolgte der Anstoß zur Wiedergeburt des tief gesunkenen Vaterlandes, hier hielt Fichte im Wintersemester 1807/08 seine Reden an die deutsche Nation. Hier lebte und starb, uns allen unvergeßlich, der edelste Deutsche, Heinrich v. Kleist, hier schrieb Chamisso seinen Peter Schlemihl, für den wiederum ein Berliner, der junge Adolf Menzel, sehr geistvolle Illustrationen verfertigte. An der neu gegründeten Berliner Universität wirkten Schleiermacher und Hegel als Philosophen der neuen Geistesrichtung, hier lehrten Karl Lachmann, von der Hagen und später auch die Brüder Grimm, die Schöpfer der germanischen Philologie.

Als besondere Kuriositäten der Romantikerzeit stellt die Staatsbibliothek erstmalig Scherenschnitte Varnhagens aus, die den bekannten Rungeschen Scherenschnitten und den Silhouetten der Adele Schopenhauer an Feinheit und Geist nichts nachgeben. Ferner werden erstmalig verschiedene groteske Zeichnungen von Clemens Brentano gezeigt, die der Brentanokenner als wertvolle Ergänzung des in Stift Neuburg bei Heidelberg vorhandenen Materials freudig aufnehmen wird.



Philipp Otto Runge: Vignette aus Ludwig Tiecks „Minneliedern".



Scherenschnitt von Varnhagen von Ense.



Philipp Otto Runge: Einband zu Beckers Taschenbuch für 1811.



Handzeichnung von Clemens Brentano.



Cruikshank: Hans im Glück, Stich aus „German popular stories". (Übertragung von Grimms Märchen.)

Joseph Hegenbarth. Von Dr. Egbert Delpy.



Liebestod. Radierung.

Aus der Schar der jüngeren Dresdner Talente, die das Schwarz-Weiß als künstlerisches Ausdrucksmittel bevorzugen, beginnt sich die Gestalt Joseph Hegenbarths von Jahr zu Jahr prägnanter und kraftvoller abzusondern. Zwei Merkmale heben ihn immer deutlicher heraus aus dem Gros der Mitstrebenden. Das ist einmal ein weit über den Durchschnitt hinausgehendes Temperament, dessen ungestüme Flammen heiß durch alle Manifestationen Hegenbarths züngeln. Dann seine sehr bemerkenswerte Ablehnung der expressionistischen Modeformeln, deren naturfernen Abstraktionen er eine eigene, dämonisch gesteigerte Wirklichkeit mit elementarer Wucht entgegenstemmt. Wer heutzutage so viel Reichtum und Willen in sich hat, daß er sich mächtigen Konventionen nicht beugt, sondern kraftvoll und unberührt seine eigenen Stilgesetze formuliert, den darf man getrost zu denen rechnen, die das auch in den Künsten herrschende Chaos überdauern und kommenden Zeiten einer klaren Kunsteinsicht die Wege vorbereiten werden.

Hegenbarth ist Deutschböhme. Er wurde am 15. Juni 1884 in Böhmisch-Kamnitz geboren. Eingeborener Trieb zum zeichnerischen Fabulieren wurde in den Schuljahren zunächst vergewaltigt, brach dann später um so leidenschaftlicher wieder aus. Mit 21 Jahren beginnt das Studium in Dresden unter Leitung des Vetters Prof. E. Hegenbarth, wird dann fortgesetzt in den Malsälen Bantzers und Zwintschers und beschlossen im Atelier Kuehls. Die ungestüme Freude an der Linie bringt allerhand Konflikte mit dem mehr aufs Malerische gerichteten Lehrer, bis Kuehl dem selbstsicher Aufstrebenden zuletzt endlich volle Freiheit läßt. Der Krieg wirft Hegenbarth nach Prag. Von dort kehrt er bei Friedensschluß ungesäumt nach Dresden zurück. Seine Arbeiten erzwingen sich immer allgemeinere Beachtung. Man sieht sie in den Sezessionen zu Berlin, München, Wien, regelmäßig in der Dresdner Künstlervereinigung. Schon werden Sonderausstellungen Hegenbarthscher Blätter veranstaltet, und führende Verleger wittern den kommenden Mann, geben Aufträge, bringen geschlossene Zyklen des Künstlers heraus. Bei J. J. Weber, Leipzig, erscheinen Strindberg-Phantasien, im Insel-Verlag illustrative Federzeichnungen zu „Wintermärchen“ und Wieland.



Der schöne Brunnen. Radierung.



Der Vater.



Scheiterhaufen.

Aus der Mappe „Strindberg-Phantasien“. Neun Radierungen von Joseph Hegenbarth. (Verlag J. J. Weber, Leipzig.)

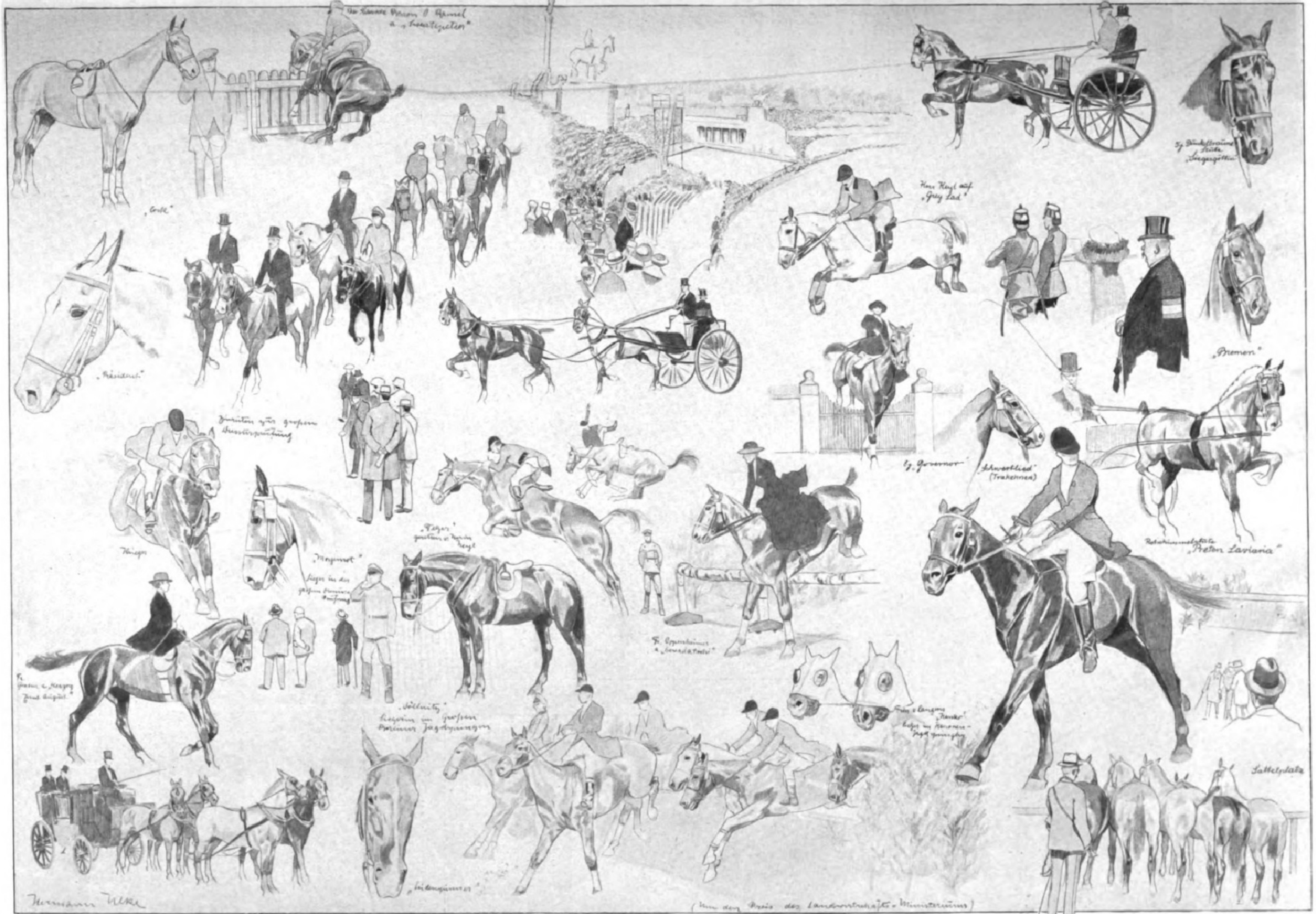
Das Geheimnis dieses stürmisch ansteigenden Erfolgs liegt zweifellos in der Kraft begründet, mit der sich Hegenbarths Persönlichkeit in seinen graphischen Blättern manifestiert. Man fühlt sofort: hier redet ein Heißblütiger, einer, in dem es siedet und gärt, der bedrängt wird von der anstürmenden Fülle innerer Gesichte, in denen Linien, Konturen gewaltsam wirbeln, zucken, sich drehen, aber schließlich immer doch zu einem großen, monumentalen Rhythmus, zu einem schlagenden Abbild rasenden, entfesselten, konzentrierten, dämonisch gesteigerten Lebens sich zusammenfinden. Man mag über die krause Linienwirrnis mancher Hegenbarth-Radierung zunächst verblüfft sein. Je länger man hinsieht, um so deutlicher empfindet man die leidenschaftliche Gewalt und die fabelhafte Sicherheit der Hand, die diese stürmischen Zeichen hinwarf. Und um so freudiger erkennt man die große innere Gesetzmäßigkeit, den absoluten Willen zur Form in dieser scheinbaren Willkür, diesem Sturm hingefegter Linien an. Man spürt Wahlverwandtschaft siedenden Bluts mit Goya, Delacroix, Daumier und ist sehr froh, den jungen Deutschen dennoch ganz auf eigenen Füßen zu sehen, wenn er gleich ihnen seine Formensprache steigert zu Pathos, Wildheit und Phantastik. Er ist nervöser, in gewissem Sinne auch zarter, transzendentaler als jene, hat innigere Beziehungen zur Geisterwelt. Bei ihm vermögen sich daher Naturalismus und Romantik weit inniger und leidenschaftlicher zu verschmelzen. Gerade aus diesem heißen Ineinanderfließen zweier Welten aber resultieren Hegenbarths stürmischste und persönlichste Wirkungen. Es zaubert jene gesteigerte Welt der Leidenschaften und Wunder auf, die uns in seinen Radierungen, Lithographien, Federzeichnungen immer wieder in Bann schlägt, und die speziell in den Strindberg-Phantasien eigenwilligsten und kühnsten Ausdruck gefunden hat.



Raubmord. Radierung.



Trinker. Radierung



Augenblicksbilder vom Reit- und Fahrturnier im Deutschen Stadion zu Berlin-Grunewald. Nach Zeichnungen für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Hermann Ulle.

Die Wollmode.

Modesonderaufnahmen Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.
(Siehe hierzu den Aufsatz auf Seite 407.)



Jumper in englischer Form mit Taschen in Sand und Korallenrot.
Modell: Else Tischler, Wien.



Die bekannte Wiener Operettensoubrette Louise Kartousch mit der Tänzerin der Oper Annie Horvath. Schwarzes Wollstrickkleid mit durchgezogenen handgearbeiteten weißen Bändchen. Gobelinblauer Pyjama mit schwefelgelben Bordüren, aus Kunstseide gehäkelt. Modell: Else Tischler, Wien.



Die Filmschauspielerin Liane Haid in hellila Jumper mit dunkellila Kragen. Jumper, anstatt Bluse getragen, in Blusenform. Modell: Ilse Moor.



Capemantel für Sportzwecke, aus Wolle gestrickt, getragen von dem Filmstar Liane Haid.
Modell: Ilse Moor.





Die Tänzerin Annie Horvath vom Wiener Opernballett in modernem Sportwollkleid, weiß-korallenfarben in breiten Streifen. Modell: Else Tischler, Wien.



Schlußbild des II. Teiles (Hochgebirge) der magischen Trilogie „Der Spiegelmensch" von Franz Werfel nach der Uraufführung im Alten Theater zu Leipzig (Inszenierung: Schauspieldirektor Dr. Alwin Kronacher). (Phot. E. Genthe, Leipzig.)
Links: Thamal (Lutz Altschul), rechts: Spiegelmensch (Ewald Schindler).

Oben: Von der Uraufführung des chinesischen Spiels „Der lasterhafte Herr Tschu" von Julius Berstl im Berliner Lessing-Theater: Szene aus dem III. Akt. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)
Von links nach rechts: Frl. Bergner, Conrad Veidt, Alexander Granach (in der Titelrolle).



Szene aus dem mythischen Gedicht „Kain" von Anton Wildgans in der Aufführung des Landestheaters in Coburg.
(Phot. W. Adler, Coburg.)
Links: Abel (Adolf Ziegler), rechts: Kain (Robert Hager).



Hieronymus und Paula.

Legende von Franz Adam Beyerlein.



(Schluß.)

Als die Sonne zu stechen begann, verlief sich gemach das freiwillige Gefolge des Zuges und zerstreute sich in die Kneipen an der Landstraße, wo es den Tag als ein geschenktes Fest vergnügt zu Ende feierte. Die Reisenden aber strebten tapfer voran. Melania jedoch wurde schließlich blaurot im Gesicht von der Hitze, schnappte nach Luft wie ein Karpfen auf dem Trockenen und behauptete, dem Tode nahe zu sein. Man rastete ihr zu Liebe während der heißesten Mittagsstunden und gelangte erst bei hereinbrechendem Abend, weit später als vorgesehen, an den Hafen. Dort war schon alles zur Abfahrt bereit. „Der Salvator über den Wogen" brauchte nur noch seinen Passagier an Bord zu nehmen und konnte dann die Leinen loswerfen.

Hieronymus beschloß, den Abschied kurz zu gestalten; er dankte den beiden Frauen geziemend und segnete sie, trug ihnen auch noch Grüße für Paula und das Kind Eustochion auf und schritt eben über die schmale Planke auf das Schiff hinüber, da schrillte von der kleinen Hütte her, die auf dem Hinterdeck aufgebaut war, ein Kakaduschrei, Eustochion flatterte nach vorn, und würdigen Schrittes folgte ihr Paula, die Arme weit zum Empfang des Presbyters ausgebreitet. Wie solches Marcella ersah, hieß sie den Kapitän, der eben den Ruderern zurufen wollte, mit hastigen Worten noch ein weniges verziehen; sie gedenke, nur eben etwas Nachtwäsche aus ihrer Sänfte zu holen, und werde dann mitfahren, er möge fordern, was er wolle. Melania aber, die sich die notwendige Fixigkeit nicht zutraute und irgendwie zurückgelassen zu werden fürchtete, wand die rundlichen Arme krampfhaft fest um die knochigen Hüften der Freundin und hielt sie vermöge ihres Gewichtes unabwendbar am Ort. Da befahl der Kapitän gelassen einem Matrosen, die Planke einzuziehen, und ließ die Ruderer angehen. Langsam löste sich „Der Salvator über den Wogen" vom Ufer.

Zur Salzsäule erstarrt, stand der Presbyter auf dem Vorderdeck, während Paula emsig auf ihn einspann und Eustochion ihn mit irren Ausrufen umwippte und Datteln kaute, deren Kerne sie ins Wasser spuckte. Plötzlich aber kehrten sich beide in einem gemeinsamen Drange von ihm ab und liefen nach dem Steuer, um hell jauchzend und mit aller Macht den zurückbleibenden Freundinnen zuzuwinken. Der Kapitän, ein gedrungener Mann mit einer gebogenen Nase und fast schwarz gebrannter Hautfarbe, erachtete jetzt den Augenblick für gekommen, in dem er seinen Gast begrüßen müßte. „Willkommen, o heiliger Mann," sagte er, „möchte deine Anwesenheit meinem elenden Kahn die himmlische Gnade einer glücklichen raschen Reise eintragen!" Zu seiner Verwunderung erhielt er aber keinerlei Dank für seine feierliche Ansprache. Da wollte er den offenbar vom Trennungsschmerz Ergriffenen unterhaltsam aufheitern und plauderte: „O heiliger Mann, wenn wir nach Karthago kommen, wo wir Fracht laden werden, erinnere dich der beiden edlen Damen, die dich zu meinem Schiff geleiteten! Dort haben die Phönizier, trotz ihres Heidentums erfahrene Seeleute, wie man ihnen einräumen muß, Merkmale angebracht, nach denen man sich beim Ansteuern richten soll. Auf einer Klippe weit im Meere befindet sich eine kreisrunde, schwarz geteerte Scheibe und weit dahinter am Ufer ein hoher Pfahl. Wenden aber muß man, sobald der Pfahl hinter der Mitte der Scheibe steht. Nun siehe! Gleichen nicht deine Begleiterinnen jenem Seezeichen vom Hafen von Karthago?"

Hieronymus blickte aus seiner Versteinerung auf und nickte schwermütig. Der Kapitän hatte in der Tat recht. Marcella mit ihren hocherhobenen Händen — es blieb unklar, ob sie jammernd, bittend oder drohend emporgestreckt waren — sah einem Pfahl zum Verwechseln ähnlich und nicht minder einer Scheibe Melania, welche die Hüften der Freundin noch immer umfangen hielt, vielleicht verzweifelnd, vielleicht aber auch in der Befürchtung, jene könnte sich etwa noch ins Meer stürzen und dem „Salvator über den Wogen" nachschwimmen. Indessen allgemach vermischte sich das seltsame Seezeichen mit dem Mastengewirr des Hafens, und ferner und ferner rückte im Abendscheine die Küste. Da schritt der Presbyter mit einer Gebärde, die selbst Paula und Eustochion fürs erste fortscheuchte, nach dem Hinterdeck und verstaute sein dürftiges, frommes Gepäck in seiner engen Koje.

Eustochion unternahm zum ersten Male eine Seefahrt. Es war ihr alles neu, und ihr Gaukeln und Zwitschern hatten kein Ende. Dazu verzehrte sie wohl zwei Pfund Datteln und sprudelte lächelnd und kreischend die Kerne in die gischtenden Wellen, die seitwärts an die Planken prallten und das Schiff leis erzittern machten. Es stand nämlich eine mäßige Dünung von Nordwesten her. Nach einer Weile schlich die Jungfrau merkwürdig still an den Kapitän heran und erkundigte sich auf eine ängstliche Weise piepend, ob man nicht bald angelangt sein werde. Im gleichen Augenblick aber färbte sich ihre Nasenspitze weiß, sie taumelte zur Bordwand und sandte den Kernen nunmehr auch die Datteln in das Wellengrab nach. Paula mußte die Tochter stützen und in der Deckhütte lagern.

Die ganze Reise über blieb das Kind Eustochion bösartig von der Seekrankheit geplagt und duldete nicht, daß sich die Mutter auf eine nennenswerte Zeit von ihm trennte. Hieronymus aber erspähte den Vorteil und weigerte sich aus Gründen der Schicklichkeit standhaft, dem Mädchenbett der Leidenden zu nahen. Immerhin vermochte ihm Paula in einigen Atempausen, wenn die Jungfrau schlummerte, Gesellschaft zu leisten und ihm zuzuspinnen, daß sie sich Wechselbriefe auf Alexandria und Jerusalem habe ausstellen lassen und bei ihm Mutterstelle zu bekleiden gedenke, solange es ihm gefallen werde, sie nicht fortzuschicken. Dem Presbyter zappelte es auf der Zunge: „Nun denn, so stürze dich sogleich über Bord, Weib!" Aber die Spinnerin hatte ihn bereits wieder mit ihrem Blick gebannt, und er blieb stumm, senkte das Haupt, und seine Arme hingen matt herab.

Dennoch gebot er über beträchtliche freie Zeit und freundete sich in diesen Mußestunden mit Disco, dem Kapitän des „Salvators über den Wogen", an. Zwar schien ihm das Christentum des Seebären etwas verunreinigt durch allerhand heidnischen Bodensatz, der lebhaft nach Melkart-Herkules und Astart-Diana schmeckte, außerdem spukten noch eine Menge gespenstische Seemärchen darin herum, aber das kräftige Salzluft atmende Wesen des Mannes dünkte ihn nach der faden Süßlichkeit Roms aller Rechtgläubigkeit zum Trotz eine heilsame Erquickung. Eines Tages, als der Presbyter wieder einmal von Paula heimgesucht worden war, legte ihm Disco die Hand auf die Schulter und begann treuherzig: „O heiliger Mann, wirst du es ertragen, dir von mir unwissendem alten Esel eine Geschichte erzählen zu lassen, die noch dazu nicht in den heiligen Büchern geschrieben steht?"

„Rede!" versetzte Hieronymus.

„Nun also. Bei uns ungelehrtem Seevolk ist es eine alte Sage, daß einst vor grauen Zeiten auf dem Vorgebirge Peloron oder auch auf der Insel Capreä im neapolitanischen Golf schöne singende Jungfern gesessen haben, welche die Schiffer mit ihren Liedern an sich lockten und in dem verzwickten Fahrwasser zum Scheitern brachten. Dann aber fraßen sie die Mannschaft mit Stumpf und Stiel auf, wovon zuletzt eine richtige Knochenklippe um sie herum erwuchs. Das war nun eine nahrhafte Sache für die Mädchen, bis einmal ein griechischer Kapitän namens Odysseus des Weges kam. Dem hatte man die Fährlichkeit berichtet, und er hatte demzufolge seinen Matrosen die Ohren mit Wachs verstopft, selbst aber hatte er sich an den Mast binden lassen, die Ohren offen. Er nun freilich wollte liebend gern den Jungfern einen Besuch abstatten, aber seine Mannschaft hat ihn ausgelacht, so daß das Schiff vorübergesegelt ist und die Jungfern sich vor Wut ersäuft haben."

„Die Geschichte ist mir nicht ganz unbekannt, o Disco", antwortete der Presbyter. „Was meinst du aber damit?"

„Nun also. Verstopft man sein Ohr vor einem süßen Gesang, so kann man es auch vor einem Krächzen mit Wachs verschließen."

Hieronymus schwieg eine Weile. Dann hob er den Mund zum Ohr des Kapitäns und flüsterte: „Ich hab' es längst versucht, o Disco. Aber es hilft nichts."

„Ja dann!" machte der Seemann und verließ das Thema.

In Alexandria erwies es sich, daß Paula, wennschon selbst ein rechter Ballast, doch ein nützliches Gut in ihrem Gepäck mit sich führte. Von den vielen Dienern ihres reichen Hauses hatte sie nur einen einzigen mitkommen geheißen, einen Verschnittenen namens Adonis, der zwar aller Schönheit Gegensatz war, indem er, säbelbeinig und mit einem dicken Kopfe behaftet, dem Kinde Eustochion entfernt ähnelte und sogar gleich ihr Zuckerwerk jeder anderen Speise vorzog, der aber seiner Herrin und namentlich ihrer Tochter in unwandelbarer Ergebenheit anhing. Von Geburt ein Ägypter, verstand er sich vortrefflich auf das Feilschen und Handeln mit dem verschmitzten Hafengesindel. Es gelang ihm, für ein billiges Geld eine Veranstaltung zusammenzubringen, die wohlgeeignet erschien, die kleine Gesellschaft, falls sie nicht unterwegs von den Beduinen aufgehoben wurde, leidlich bequem nach Palästina zu befördern. Für Paula und Eustochion wurden Reitkamele angekauft, während Hieronymus und Adonis auf arabischen Pferden sich tummeln sollten. Dazu gesellten sich noch die nötigen Tragtiere für das Gepäck und den Mundvorrat mit ihren Treibern.

Natürlich versäumte der Presbyter nicht, sich dem Bischof und den namhaftesten Gliedern der alexandrinischen Christengemeinde pflichtschuldig vorzustellen. Aber mochte er nun nicht auf der Höhe seiner Predigtleistungen sein, oder mochten die Alexandriner den Römern seinen Ruhm mißgönnen, gleichviel, man machte kein großes Wesen um den Fremdling und verhehlte seine kräftige Enttäuschung nicht im geringsten. Verdrießlich drängte Hieronymus zu einem schnellen Aufbruch, und mit einem letzten Versuch, die lästigen Begleiterinnen abzustreifen, ordnete er in Abänderung eines vorherigen Entschlusses an, nicht sogleich den geraden Weg in der Nähe der Küste nach Palästina zu nehmen, sondern zuvor in Oberägypten die Klostergründungen des Pachomius heimzusuchen. Die Straßen dorthin waren von Räubern umschwärmt, und mehr als ein Reisender hatte sein Ziel niemals erreicht. Er hoffte, diese bedrohlichen Aussichten würden die beiden Frauen zum Bleiben veranlassen. Aber weit gefehlt! Mit einer an sich rührenden Festigkeit erklärte Paula, ihm auch in den Tod folgen zu wollen.

Sie und Eustochion wurden also nicht ohne Mühe auf die Höcker ihrer Kamele emporgehißt. Als die Tiere sich schwerfällig erhoben, stieß das Kind Eustochion gelle Schreie aus, die wie Trompetentöne schnitten; immerhin richtete es sich bald auf seinem Gipfel wohnlich ein. Paula dagegen verharrte in ewiger Angst auf ihrem Hochsitz und hörte sogar bisweilen zu schwatzen und zu spinnen auf. Hieronymus aber bestieg seinen Araber und saß stattlich genug im Sattel. Er erklärte, die Vorhut bilden zu wollen, um etwaige Gefahren rechtzeitig auszuspähen, rannte seinem Hengst die Fersen in die Flanken und sprengte dem Zuge weit voraus. Den Nachtrab bildete der Eunuch Adonis. Er hockte krumm auf einem alten zahmen Klepper und schalt mit seinem Quäkstimmchen die Treiber. Vor sich hatte er einen Mantelsack hängen, dessen beide Enden kugelförmig mit dürren gezuckerten Früchten ausgefüllt waren.

Wider alles Befürchten gelangten die Reisenden unangefochten nach Tabennisi am Ostufer des Nils, wo sich die frommen Siedelungen des Pachomius befanden. Indessen auch hier zeigte man sich keineswegs entzückt über den abendländischen Besuch. Man war sich in den Klöstern der eigenen Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit so durchaus bewußt, daß es der Bestätigung oder Anerkennung eines Dritten gar nicht erst bedurfte. Ja, im ländlichen Tabennisi geschah es Hieronymus zum ersten Male, daß er um seiner Gefährtinnen willen mit einem unsauberen Verdacht besudelt wurde, der selbst den klatschlüsternen, freilich auch gewitzteren Großstädtern von Alexandria niemals aufgestoßen war. Man empfahl ihm dringend, das schändliche Bild seines wollüstigen Lasterlebens den frommen Augen der Ägypter ehestens zu entziehen, und sogar von Tätlichkeiten blieb er nicht verschont. Als er, ohne sich eines Angriffs zu versehen, an dem Gartengatter eines Frauenklosters vorüberging, wurde er von den zeternden Nonnen längs der Umfriedigung wie von einer kläffenden Hundemeute verfolgt und mit faulen Melonen beworfen. Er stutzte einen Augenblick angesichts des schnatternden schmälenden Haufens, der wütend innerhalb des Zaunes tobte und ihn dennoch nicht übersteigen durfte, und blickte die kreischenden Nonnen eine Weile mit großen, seltsam aufleuchtenden Augen an. Dann wandte er sich um so eiliger.

Einer alsbaldigen Umkehr stand nichts im Wege. Um den bösen Mäulern alles Futter aus den Zähnen zu rücken, hieß er zwei Barken mieten, in deren schönerer er die beiden Frauen und den Verschnittenen unterbrachte, indessen er selbst in dem minder ansehnlichen Fahrzeug bei den Treibern und Tieren fürliebnahm. Köstliche Tage brachen nun, während die Schifflein gemächlich den Fluß abwärts glitten, für ihn an. Obwohl er keineswegs verabsäumte, auch auf dem Boote seine täglichen Kasteiungen vorzunehmen, erübrigte er doch noch wunderbare Stunden, in deren erzwungenem Müßiggang er auf dem Deck lag, allerlei leckere Fische für die Mahlzeiten fing und mit ihren Gräten und Köpfen die Krokodile in die weit offenen Rachen zu treffen suchte. Von fernher vernahm er bisweilen Eustochions Papageienschreie, die zwischen den palmengesäumten Ufern gar nicht mehr fremdartig klangen, und wenn die Nacht sehr still war, hörte er ganz selten einmal ein einförmiges Summen, — Paula spann.

Als die Barken im Binnenhafen von Pelusium endgültig festmachten, war es ihm, als erwache er aus einem Traum. „Nein," sprach er vor sich hin, indem er sich die Augen rieb, „der große Pan ist nicht tot." Aber erschreckend verschloß er sich vor dem Rückfall ins Heidentum und bürdete sich zur Strafe Bußübungen auf, als deren härteste und zugleich entsühnendste ihm die gemeinsame Wüstenreise nach Palästina vorschwebte. Gleichwohl war eine Wandlung in ihm vorgegangen. Nicht mehr verdrossen und in verbitterter Ohnmacht wie zuvor blickte er gerade diesem Übel ins Antlitz, sondern mit einer heimlich-fröhlichen Gelassenheit.

Wie schon auf dem Vorstoß nach Oberägypten ritt er, solange sich die Karawane unterwegs befand, als Kundschafter voraus. Sobald jedoch die Pferde zur Rast

angepflöckt waren und die Kamele sich niedergehockt hatten, blieb er Paula und dem Kind Eustochion ausgeliefert. Mit nie veränderter, wahrhaft christlicher Geduld ertrug er das eintönige Gesumm der Mutter und die blödsinnigen Schreie der Tochter, und es geschah wohl zum Lohne seiner Langmut, daß er erfuhr, wie in der Weltordnung, in der sogar Flöhe und Läuse ihr Triebrädchen drehen, auch Paulas unselige Redseligkeit einen Zweck erfüllte.

Eines Tages zeigte sich nämlich in der Ferne der Wüste eine Reiterschar, welche die kundigen Treiber sofort als Beduinen erkannten. Die Reisenden waren weder fähig noch willens, einem räuberischen Angriff Widerstand zu leisten und erharrten je nach ihrer Wesensart mit verschiedenem Gebaren das Kommende. Paula und Eustochion waren beide verstummt, jedoch lutschte das Kind noch krampfhaft an einer gedörrten Pflaume, Adonis rutschte in glatter Ohnmacht aus dem Sattel, die Treiber heulten über den bevorstehenden Verlust ihrer Tiere, wenn nicht gar des eigenen Lebens, und einzig Hieronymus bewahrte seine Würde: innerlich und äußerlich bereitete er sich auf den glorreichen Tod eines Märtyrers vor. Inzwischen löste sich von der berittenen Gruppe ein einzelner Mann ab und pirschte sich vorsichtig näher. Als er keinen Hinterhalt mehr zu befürchten hatte, sprengte er mit geschwungener buntbewimpelter Lanze heran und erwies sich als ein grauhaariger Scheich von hohem Wuchs und mit klaren herrschgewohnten Augen. Verwundert musterte er die kleine Gesellschaft und ihr geringes Gepäck und ließ unschlüssig und prüfend seine Blicke von einem zum andern wandern. Als er aber dabei Eustochion ins Auge faßte, kehrte der Mutter die entwichene Besinnung zurück. Mit einem schrillen Schrei, denen der Tochter bis aufs I-Tüpfelchen ähnlich, warf sie sich vor das Kind, zückte einen Dolch und setzte seine Spitze mit einer heroischen Gebärde der Jungfrau auf den Busen, indem sie ausrief, lieber wolle sie ihrem Kind selbst den Tod geben, als daß seine Mädchenehre von einem ungläubigen Heidenhund angetastet würde. Das Kind Eustochion piepste ängstlich dazu, wie ein Spatz, dem das Schädelchen eingedrückt werden soll, und gab erbleichend den ratzekahl abgenagten Pflaumenkern von sich. Der Beduinenscheich aber schüttelte mit einem hoheitsvollen Lächeln verneinend den Kopf. Da faßte sich Paula einen Mut, trat dicht an ihn heran und begann, indem sie ihren Tierbändigerblick mit aller Macht auf ihn spielen ließ, in einer eindringlichen Predigt ihn über das Abscheuliche seines Räuberdaseins aufzuklären. Und der wilde Räuberhauptmann schrumpfte, obgleich er ihre Worte gar nicht verstehen konnte, zusehends auf seinem milchweißen Roß zusammen, verdrehte die Augen, trocknete den Schweiß von der Stirn und warf schließlich mit einem jähen Ruck seinen Gaul herum, um in rasendem Galopp in die Wüste hinein zu fliehen. Wenige Zeit später waren die Beduinen am Horizont zwischen den Sanddünen untergetaucht.

Ein andermal begab es sich, daß die Kraft des Presbyters am Ende war. Er vermochte beim besten Willen nicht mehr der Paula zuzuhören, die ihn, den wütendsten Hasser aller Arianischen Ketzerei, am abendlichen Lagerfeuer zum abertausendsten Male von der einzigen und unbedingten Richtigkeit der Athanasianischen göttlichen Wesenseinheit überzeugen wollte, und entrann unter dem Vorwande, ein stilles Gebet gelobt zu haben, in die schweigsame Wüste. Adonis blieb zurück, lächelte zu den Weisheiten der Herrin sein bewußtloses, aber zustimmendes Lächeln und griff immer abwechselnd mit Eustochion in den Sack voll getrockneter Früchte.

Hieronymus entfernte sich ganz benommen eine Strecke weit. Als er schließlich über eine Bodenwelle stolperte, kauerte er sich nieder und blickte aufatmend nach dem hell beschienenen Rastplatz zurück. Da spürte er ein lebendiges Etwas in seiner Nähe vorüberstreifen und erkannte zu seinem Entsetzen einen mächtigen Löwen, der offenbar das Lager zu beschleichen gedachte. Klopfenden Herzens verfolgte er die Maßnahmen des Tieres, das sich, nicht unähnlich dem räuberischen Beduinenscheich, mit aller Vorsicht betrug. Der Presbyter konnte es gegen die Helligkeit des Feuers genau beobachten. Den gewaltigen Kopf witternd vorgestreckt und mit der Zunge sich schon im voraus wollüstig die Lippen leckend, kroch es dem orthodoxen Redeschnurren näher und näher. Indessen, sobald es so weit vorgerückt war, daß es, wäre es eine vernünftige Kreatur gewesen, Paulas Predigt etwa wortwörtlich hätte verstehen können, ließ seine Angriffslust ersichtlich nach, und schließlich verweilte es unbeweglich am Fleck, indem ihm die Ohren und der Schweif herabhingen und eine gewisse Erschlaffung seine gespannten Sprungmuskeln befallen zu haben schien. Allerletzten Endes trottete es gesenkten Hauptes und mit eingekniffenem Schwanz zurück, und als es auf seiner eiligen Flucht mit der feuchten Nase gerade an Hieronymus anstieß, kuschte es sich sogleich zu dem erschreckten Manne nieder und schmiegte sich zitternd an ihn, unverwandt nach dem Feuer zurückspähend, in dessen Scheine Paula ihren rechtgläubigen Faden spann und Eustochion und Adonis aus dem Mantelsack Dörrpflaumen schmausten.

Der Presbyter fühlte sich alsbald, nachdem er einmal den ersten Schrecken überwunden hatte, dem Löwen aufs innigste verbunden. Alle Angst war plötzlich weggewischt aus seiner Brust. Er ahnte verwandte Empfindungen in dem Tier, dessen Herz er ängstlich pochen hörte, und war glücklich, einen Leidensgefährten zur Seite zu haben. Bebend vor Frost hockten die beiden Geschöpfe in der kalten, klaren Sternennacht beisammen und wärmten sich gegenseitig. Endlich erhob sich Hieronymus, um zum Feuer zurückzukehren. Mit klammen Fingern streichelte er dem Löwen zärtlich zum Abschied die Mähne, aber siehe: das Tier drängte sich an sein Knie, maunzte bittend und folgte ihm auf dem Fuße.

Kaum war die majestätische Bestie in den Bereich der Flamme getreten, so flohen Eustochion und Adonis mit schrillem Kreischen in die Dunkelheit hinaus, der Verschnittene nicht, ohne noch den Obstsack aufgerafft zu haben. Aber unweit verwickelten sie sich mit ihren Säbelbeinchen ineinander, stürzten und bildeten einen verwirrten Knäuel, da sich Eustochion vor Eifer fast überkugelte. Ein Regen von Dörrfrüchten ergoß sich aus der geöffneten Sackmündung über sie. Paula dagegen war von der jähen Bestürzung unbeweglich an ihren Platz gebannt. Nur ihre Lippen muschelten immerzu weiter, aber die geängstete Seele vermochte den Silben keinen klingenden Ton mitzugeben. Der Löwe betrachtete sie mit scheuer Neugier aus nächster Nähe und probierte es noch einmal mit einem Zähnefletschen und Knurren. Bald aber verkroch er sich zitternd hinter die Kutte des Presbyters, indem er mit jämmerlicher Miene nach Paula zurücklugte.

Da ging der Matrone ein Lichtlein auf, daß hier in der wilden Wüstensteppe ein Wunder der Rechtgläubigkeit sich ereignet habe. Denn geschwind verknüpfte sie das Geschehnis mit dem Thema, in dem sie so jäh unterbrochen worden war, bewies, daß sie nur als gut Athanasianische Christen von dem Rachen des Löwen verschont geblieben seien, während das Tier Arianer ohne Zweifel mit Haut und Haaren verschlungen haben würde, und plätscherte auf diese Art bald wieder in ihrem gewohnten Fahrwasser. Die Jungfrau Eustochion hüpfte nun auch herzu, stieß viele kleine hohe Schreie aus, ehe sie sich getraute, den Löwen, den sie Leo nannte, anzurühren, und wollte ihn mit Backpflaumen füttern. Das Tier ließ sich denn auch widerwillig die Früchte ins Maul stopfen, und Eustochion jubelte gerade: „Jetzt hat er ein Dutzend gegessen!“, da öffnete es gähnend den Rachen und spie alle zwölf Zwetschken wieder aus. Einzig mit Adonis wollte sich der Löwe nicht vertragen lernen. Er zog die Lippen hoch, sobald der Verschnittene ihm nahekam, und bei günstiger Gelegenheit hieb er ihm unversehens die Pranken in das dicke Hinterteil, so daß Adonis weinend zu Paula floh. „Pfui, Leo!“ schalt Eustochion. „Garstiges Tierchen!“ Aber Leo leckte sich die Tatzen und schielte lüstern nach dem Eunuchen. Als er jedoch Paulas Augen auf sich fühlte, erlosch alle Mordgier in den seinen, und er duckte sich brummend.

Der seltene Zuwachs der Karawane, die fortan mit einem Löwen ihres Weges zog, verfehlte nicht in allen Dörfern und Flecken ein großes Aufsehen zu erregen. Das Gerücht lief den Reisenden weit voraus, und sooft sie sich einer Ortschaft näherten, strömte ihnen alles Volk entgegen. Die Männer verließen ihre Werkstätten und ihre Äcker und die Weiber ihre Kochtöpfe und Webstühle und folgten den Kindern und Nichtstuern, die schon zuvor aufgebrochen waren, in hellen Haufen nach. Die schlichten Menschen konnten in der Verwandlung eines so grausamen Untieres in ein friedfertiges gehorsames Geschöpf nur ein Wunder erblicken, und Hieronymus sah sich allenthalben mit fast göttlichen Ehren empfangen. Er ritt zwischen wedelnden Palmen und grünen Zweigen hindurch, und bunte Teppiche wurden vor die Hufe seines Hengstes hingebreitet, während der Löwe mit etwas mürrischem Stolz hinterdrein schritt und den Jubel, wie es auch der Wahrheit entsprach, nicht zum kleinsten Teile auf sich bezog. Paula hatte herrliche selige Tage, und das Kind Eustochion zwitscherte auf seinem hohen Sattel in übergroßer Freude und lutschte verzückt Feigen, Rosinen und Pflaumen um die Wette. Adonis allein machte auf seinem Klepper eine schlechte Figur. Eustochion hatte ihm wegen allzu heftiger Naschhaftigkeit den Obstsack entzogen, und Leo würdigte ihn immer wieder einer launischen Feindseligkeit, indem er zuweilen ganz grundlos nach ihm schnappte und gähnte.

Es war ein richtiger Triumphzug, und auch ein wenig Jahrmarkt mengte sich dazwischen. Nun konnte auch Hieronymus sein orthodoxes Licht beim Austausch der Begrüßungen und in Gastpredigten leuchten lassen, und Paula stellte ihr umfängliches Stümpfchen nicht gerade unter den Scheffel. Jedenfalls war die Christenheit Palästinas noch nie bisher vor so viel strenger Rechtgläubigkeit erschauert wie jetzt, da des Hieronymus Redegewitter auch die schüchternsten ketzerischen Sämlinge unbarmherzig niederhagelte und der unablässig plätschernde Landregen der Überzeugungstreue Paulas auch die letzten Spuren davon wegschwemmte.

Bethlehem war vom Presbyter als der vorläufige Endpunkt der Reise bezeichnet worden. Das kleine Städtchen hatte dereinst seinem gebenedeiten Sohne, dem teuren Salvator, eine gar schnöde Miene gewiesen. Diesmal aber, dem Hieronymus gegenüber, der sich allerdings rühmen durfte, die unverfälschte Lehrmeinung ebenjenes verschmähten Landsmannes zu verwalten, wollte es sich nicht beschämen lassen. Groß und klein wallte ihm in feierlichem Zug entgegen und geleitete ihn zu der bescheidenen Hütte, über der in der hochheiligen Nacht der Stern gestrahlt und das Wunder der Fleischwerdung Gottes sich vollzogen hatte. Hier nun freilich warf den Hieronymus die Weihe des Ortes dermaßen zu Boden, daß er ganz zermürbt und zerknirscht in die Knie sank und nichts wußte als das eine: „Herr, ich bin ein arger Sünder von oben bis unten und in die Länge und Breite und weiß gar nichts und abermals gar nichts und zum dritten Male gar nichts und dürfte einzig nach Deinem göttlichen Erbarmen!“ Sogar Paula verstummte an dieser Stätte, und die Jungfrau Eustochion gab nur ein ganz kleines ergriffenes Schreichen von sich, während ihr die Hand mit einer Dörrbirne halbwegs erlahmte.

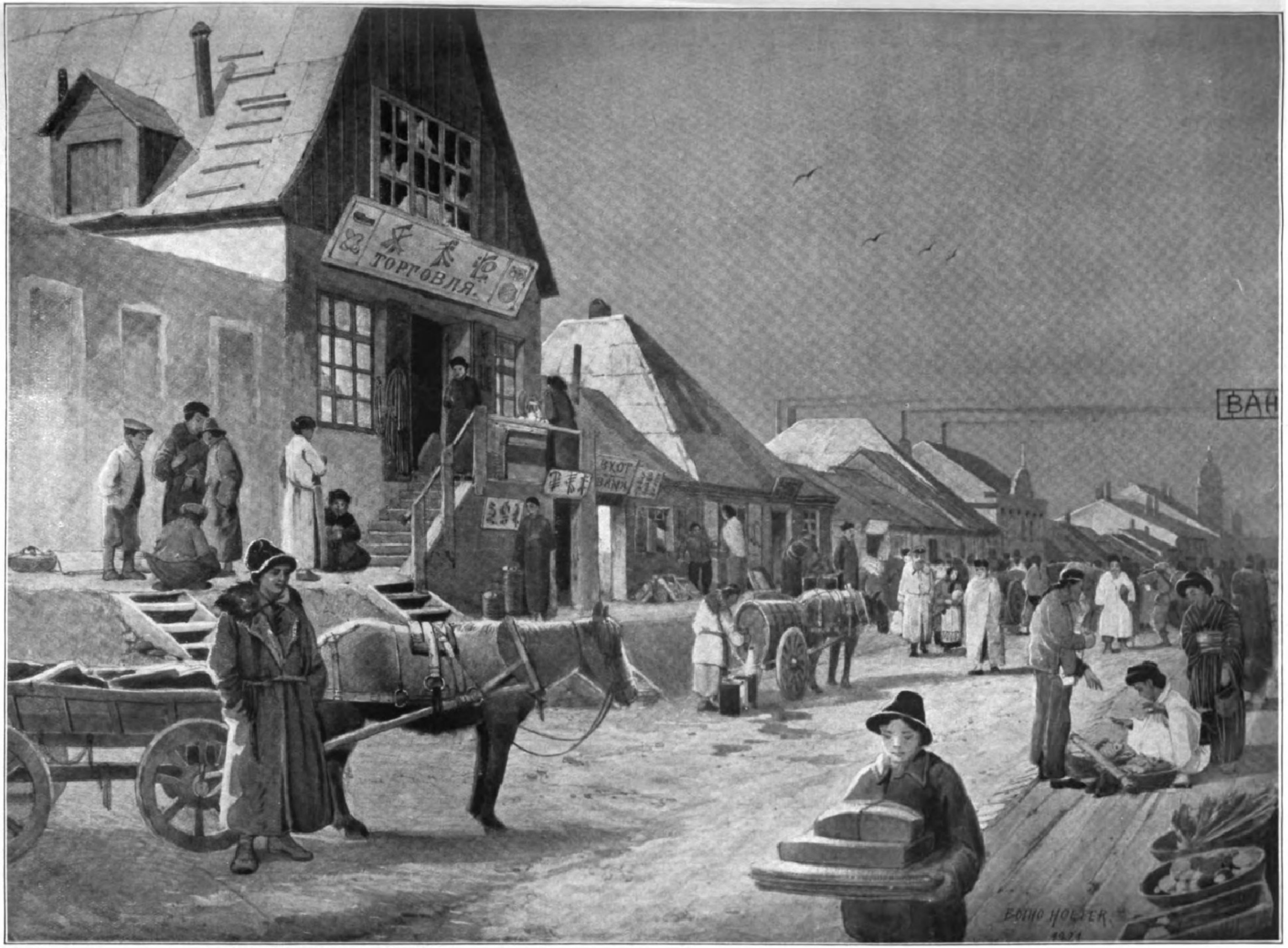
Indessen die wohltätige Einkehr und Selbsterkenntnis der Reisenden währten nicht länger als der Schlaf einer schönen gottergebenen Nacht, und am jungen Morgen blähte sich schon wieder der alte orthodoxe Hochmut. Zugleich schnurrte auch das Zungenrädchen der Paula, und Eustochion verunzierte den ehrwürdigen Boden, den der Salvator mit seinen Füßen geheiligt hatte, mit törichtem Hüpfen und Dattelkernen. Hieronymus aber rüstete sich zu einer besonderen Handlung. Seine Brauen runzelten sich vor Wichtigkeit und Bedeutung, aber darunter leuchteten seine Augen fast heiter. Er berief durch einen Boten die Ältesten der Stadt, und als sie erschienen waren, hieß er Paula und Eustochion neben sich treten und eröffnete der aufhorchenden Versammlung in einer erbaulichen Rede, er wolle dafür Sorge tragen, daß auf der heiligsten Stätte der Erde künftig auch die reinste Rechtgläubigkeit Herrscherin sei. Darum habe er sich entschlossen, in Bethlehem ein Mannskloster zu gründen, in das er sich selber einschließen wolle, und ein zweites Kloster für Frauen, in dem Paula und Eustochion sich vor der argen Welt bergen sollten. Und hier wie dort solle die unnachsichtliche Ausbildung und Verfechtung der reinen Athanasianischen Christenlehre Ziel und Zweck sein.

Die beiden Frauen hatten sich die Zukunft wohl ein wenig anders gemalt, aber einem so frommen erhabenen Entschlusse mußten sie sich fügen, und so hieß es denn für sie, von dem Freund ihrer Seelen für dieses Leben scheiden. Es gab ein tränen- und wortreiches Voneinandergehen. Noch einmal legte Paula summend und spinnend dem Presbyter ans Herz, um keinen Preis von einer ketzerischen Irrlehre sich einfangen zu lassen, wozu er bei seinem feurigen und Veränderungen leider nicht abholden Temperament möglicherweise doch neigen könnte, noch einmal kreischte das Kind Eustochion seinen Papageienschrei, der freilich diesmal in einem plötzlichen Schluchzen erstickte, — dann türmten sich Klostermauern zwischen Männlein und Weiblein auf, und nur der Eunuch Adonis pendelte als eine Art Postillon noch ein paar Wochen lang zwischen den Einsiedeleien hin und her, bis er eines Tages spurlos verschwand. Um dieselbe Zeit bezeigte der Löwe des Hieronymus, der sich als getreues Gefolgstier seines Herrn sogar mit einer ehrbaren pflanzlichen Mönchskost begnügte und nur ganz selten außerhalb des Klosters herumstöberte, eine ebenso grimmige wie gründliche Verachtung gegen die Reisschüssel, die ihm allmittäglich vorgesetzt wurde.

Hieronymus lebte noch eine stattliche Reihe von Jahren und bewährte sich als mannhafter Streiter für die junge christliche Orthodoxie. Nacheinander half er mehrere Ketzerschulen mit Stumpf und Stiel ausrotten, und nicht zuletzt brachte er den alten römischen Widersacher Jovinianus unter seine Ferse. Um ein Haar wäre er wegen seiner allzu starren Rechtgläubigkeit zu guter Letzt noch selber zum Ketzer gestempelt worden. Das aber ersparte ihm der Tod. Er starb als betagter Greis und wurde alsbald um seiner Verdienste um das Bibelwerk willen den Heiligen zugezählt.

Paula und das Kind Eustochion gingen viele Jahre vor ihm zur ewigen Seligkeit ein. Vielleicht schlug ihnen das bethlehemitische Klima nicht an, wahrscheinlicher aber ist, daß die Mutter an einer Unterbindung ihres rechtgläubigen Predigtdranges dahinsiechte und die verwaiste Tochter ihr dann folgte. Die Nonnen des Klosters nämlich, die frohen Eifers voll mit den beiden Römerinnen zugleich eingetreten waren, hatten nach wenigen Wochen gemeinsamen Lebens die beiden Gründerinnen zu überzeugen gewußt, daß es ein doppeltes Verdienst bedeute, im Kloster gewissermaßen abermals ein Kloster zu beziehen, in dem Mutter und Tochter für sich allein über das richtige Athanasianische Christentum nachdenken und ihrer ausgesuchten Frömmigkeit sich widmen könnten, ohne von fremden Personen hierbei gestört zu werden. Sie hatten ihnen also im Garten einen Turm aufgeredet, in dem für die noch übrigen Jahre ihres Lebens zu verweilen, Paula und Eustochion nach einigem Zögern auch gelobten. Aus diesem Turm heraus vernahmen fortan die klugen Nonnen in wohltätiger Ferne Paulas frommes Geschnurr und Eustochions Vogelschreie und lustwandelten erleichtert dazu. Paula fand man eines Morgens, ohne vorhergehende Krankheit, entseelt in ihrer Zelle, noch im Tod mit einem herb entschlossenen Zug um die Lippen, als wolle sie einen Arianer in die Hölle hinunterdisputieren. Das Kind Eustochion piepte und flatterte danach noch eine Weile wie ein kranker Spatz im Käfig und bettete schließlich sein flachsenes Köpfchen neben die Mutter auf den Pfühl. Zwischen den Zähnen hielt es noch eine gedörrte Zwetschke.

Über Paulas Grab wölbte sich nach Jahren eine wunderbare Silberpappel, deren Laub mit sanftem Flüstern dem Ohr köstlich schmeichelte, und in deren Schatten es sich demzufolge wonnevoll ausruhen ließ. Dies geschah zum Zeugnis, daß wenigstens der Wille der Paula ein guter und ehrlicher gewesen war, wie ja auch eine gelinde Plauderhaftigkeit, wenn sie nur nicht mißleitet und über Gebühr getrieben wird, eine liebliche Gabe Gottes ist. Aus dem Grabe der Jungfrau Eustochion aber wuchs ein Kürbis hervor, dessen Früchten eine ungewöhnliche Süßigkeit nachgerühmt wurde. Ein einziger Schnitz davon soll hingereicht haben, ein ganzes Gericht gewöhnlicher Kürbisse schmackhaft zu süßen.



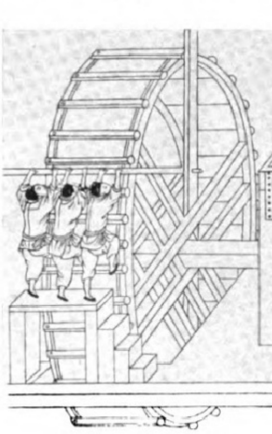
Aus dem fernen Osten: Die Chinesenstraße (Kitaiskaja) in Wladiwostok, der Hafen- und Hauptstadt des russisch-sibirischen Küstengebiets. Nach einer Zeichnung von Botho Hoefer.

Botho Hoefer, während des Weltkriegs einer unserer regsten Zeichner auf dem östlichen Kriegsschauplatz, geriet im Juni 1915 in russische Gefangenschaft, danach in Sibirien in japanische und war bis zu seiner im Herbst 1920 erfolgten Heimkehr angestellter Maler des japanischen Generalstabs. Als solcher malte er drei große Schlachtenbilder von der bolschewistisch-japanischen Front für die Kriegsakademie in Tokio und eine große sibirische Landschaft für den Mikado, die im kaiserlichen Palast in Tokio hängt.

Tretmühlen. / Von F. M. Feldhaus.

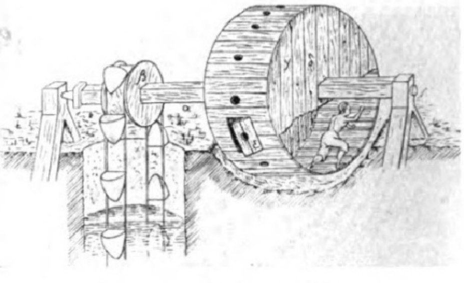
Die Sorge um die Verwendung großer Sklavenmassen im Altertum ließ keinen Raum für die Anwendung kraftsparender Maschinen. Wollte man einen schweren Stein aufrichten, eine Pyramide erbauen, dann brauchte man nur Sklaven, Seile und ein paar Rundhölzer. Denn man schaffte die Steinlast zuerst einen künstlichen Hügel hinauf, den man zu diesem Zweck aufgeschichtet hatte, und dann kippte man den Stein vom Hügel herab, so daß er senkrecht stand. Auch die Pyramiden wurden mit Hilfe schräger Erdanschüttungen gebaut. War eine Steinlage fertig, dann erhöhte man den schrägen Weg, bis man schließlich eine Erdanschüttung hatte, die bis zur Spitze der Pyramide führte. Nach der Fertigstellung schaufelte man die Erde beiseite.

Aus Griechenland und Rom haben wir die ersten Nachrichten von Kraftmaschinen des Altertums. Der Techniker Philon aus Byzanz beschrieb ums Jahr 230 v. Chr. die hier abgebildete Trettrommel, die ein Wasserschöpfwerk anzutreiben hat. Und aus der römischen Kaiserzeit kennen wir einige Denkmäler von großen Bauten, auf denen gewaltige Treträder zum Heben von Steinen durch Flaschenzüge zu sehen sind.

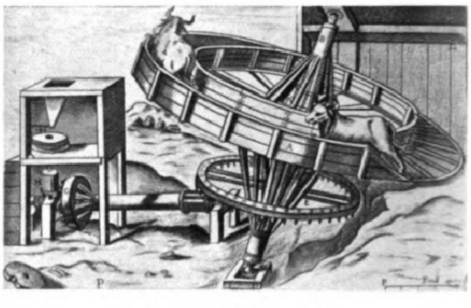


Tretrad in China, um 1725.

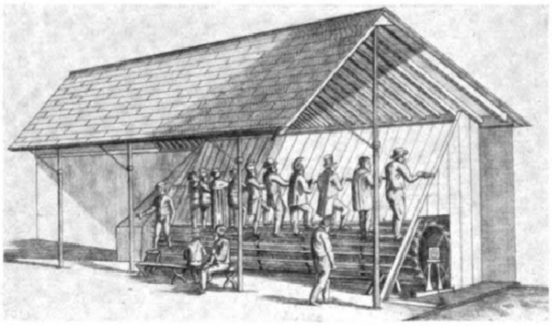
Im Mittelalter, das keine Sklaven mehr zur Verfügung hatte, das aber auch in seinen Bauten bescheidener war als das Altertum, hören wir häufiger von Treträdern. Meist werden sie zum Betrieb von Mühlen verwendet, wenn kein Wasser vorhanden ist, und Gregor von Tours sagt ums Jahr 580, es sei ein verächtliches Mannsgewerbe, im Tretrad zu gehen. Während eines dürren Sommers in Straßburg mußte man 1392 verschiedene Tretmühlen bauen, um das Getreide mahlen zu können. Über der Galluspforte des Basler Münsters ist ein großes, rundes Fenster mit 26 Sprossen außen als Tretrad ausgebildet. Links klimmen die Menschen darauf empor. Oben auf der Höhe des Rades sitzt der Mensch stolz im Thron, und rechts wird er vom Rad erbarmungslos in die Tiefe gerissen. Es ist dies eine seltene Darstellung des Tretrades als „Lebensrad". — Die ältesten erhaltenen Treträder findet man wohl in den beiden riesigen Kranen, die noch zu Lüneburg und zu Trier aus den Jahren 1330 und 1405 erhalten sind. Die Räder haben über vier Meter Durchmesser, und sie wickeln auf ihrer Achse das Seil auf, an dem die zu hebende Last des Kranes hängt. Zwei noch größere Trommeln von 6,5 m Durchmesser liegen im Krantor zu Danzig; sie stammen aus dem Jahre 1444. Als sich nach Einführung des Schießpulvers der Geschützbau langsam entwickelte, wurden die Geschützrohre mit Hilfe von Treträdern innen nachgebohrt, damit eine glatte Seele entstehe. Und mit der Entwicklung des Maschinenwesens im Bergbau finden sich dort — wohl zuerst in Sachsen ums Jahr 1550 — verschiedene Arten von Treträdern. Hier verwendete man auch wohl zuerst Tiere, die zunächst mit den Vorderfüßen auf dem Tretrad gingen. In Italien waren ums Jahr 1600 schräg liegende Tretscheiben im Gebrauch, auf denen zwei Rinder eine erhebliche Kraft anheben konnten. Die kleineren, heute noch auf dem Lande vereinzelt vorkommenden Treträder, in denen Hunde laufen, scheinen im 18. Jahrhundert in Frankreich bei den Messerschmieden zum Antrieb der Blasbälge aufgekommen zu sein. Das älteste Tiertretrad ist das des Eichhörnchens, von dem eine französische Malerei aus dem Jahr 1480 bekannt ist.



Trettrommel aus dem Jahre 230 v. Chr.



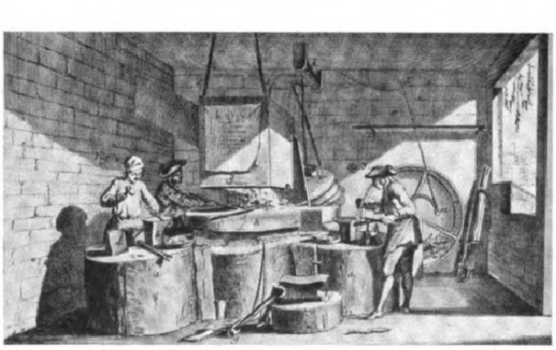
Schrägrad aus der Zeit um 1600.



Eine der frühesten Tretmühlen im Arbeitshaus.



Tretrad einer Gießerei und Kanonenbohrerei, um 1570.

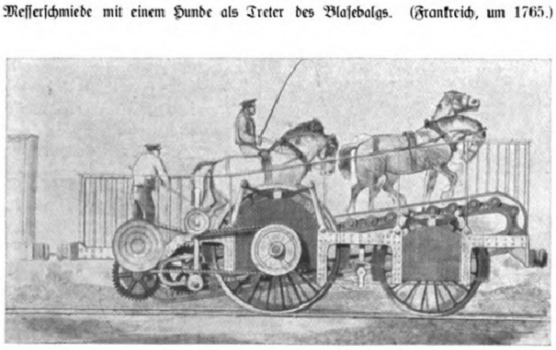


Messerschmiede mit einem Hunde als Treter des Blasebalgs. (Frankreich, um 1765.)

Auffallend ist es, daß das Tretrad in Besserungsanstalten und Gefängnissen nicht schon Jahrhunderte alt ist. Die älteste sichere Nachricht von einer solchen Maschine, in der die Sträflinge gehen mußten, stammt erst vom Jahre 1743 aus dem Mainzer Gefängnis, und erst vor hundert Jahren wurde es in England gebräuchlich, Gefangene in die Tretmühle zu schicken, um Wasser pumpen zu lassen.

In China sind ganz kleine Treträder, an denen schräg ansteigende Wasserschöpfwerke hängen, sehr alt. Unser großes Tretrad lernten die Chinesen erst durch die Jesuiten kennen.

Im vergangenen Jahrhundert verloren die Treträder ihre Bedeutung, weil die erforderlichen Kräfte billiger von der Dampfmaschine als von Menschen zu haben waren. Nur vereinzelte Erfinder hielten störrisch noch am Alten fest, so ein Phantast, der im Jahre 1850 die damals neuen Dampflokomotiven durch eine Pferdelokomotive ersetzen wollte. Auf ihr war eine schräg ansteigende Tretbahn angebracht, auf der Pferde ziehend treten mußten.



Pferdelokomotive aus dem Jahre 1850.



Chinesisches Schöpfrad.

Vögel, die nicht fliegen können.



Der Kaiserpinguin, dessen Flügel zu Flossen wurden.

Mit dem Begriffe „Vogel" ist der des Fliegens so eng verknüpft, daß wir kaum noch jener Formen gedenken, bei denen besondere Umstände, wechselnde Lebensverhältnisse, eine Rück- und Umbildung der Flügel und des zum Steuern dienenden Schwanzes bewirkten und sie wieder flugunfähig erscheinen ließen. So hat der allbekannte Vogel Strauß, jener zwei Meter große afrikanische Riese, statt der Schwingen schlaffe, gekräuselte Federn und ähnliche in seinem Schwanze. Auch der größte Vogel aller Zeiten hatte das Fliegen wiederaufgegeben, der vier Meter erreichende madagassische Riesenstrauß, den Geoffroy Saint-Hilaire als Aepyornis maximus, als größten Hochvogel, bezeichnete. Erst in geschichtlicher Zeit, vielleicht gar erst vor wenigen Jahrhunderten, ist dieses Vogelungeheuer ausgestorben, von dessen gigantischen Formen die elefantenstarken, im Flußsand aufgefundenen Knochen und die gewaltigen Eier Kunde geben, deren jedes etwa sieben Straußeneier oder 185 Hühnereier faßt. Dabei zählt das volle Gelege, wie es scheint, 15 bis 20 Stück, die rund drei Zentner wogen. Welchen Umständen die Vernichtung des in unzugänglichem Torfmoor lebenden Kolosses zuzuschreiben ist, wird wohl immer ein Geheimnis bleiben.

Dagegen wurde mangelndes Flugvermögen seinem nur wenig kleineren Verwandten, dem Moa, zum Verderben. Er lebte auf Neuseeland, jenem Paradies der Vögel, und führte dort, da Raubwild gänzlich fehlte, ein sorgenloses Dasein, bis wilde Samoaner auf der bisher so glücklichen Doppelinsel landeten und sie zu ihrer neuen Heimat sich erwählten. Ihren Nachstellungen konnten die flugunfähigen Riesenvögel nicht entgehen, sie endeten buchstäblich im Magen dieser Wilden. Noch heute preisen die Heldenlieder der Maori die Kämpfe, die ihre Vorfahren mit diesem Vogelungetüme zu bestehen hatten. Kein Europäer hat den Riesen mehr erblickt, der mit seinem mehr als drei Meter hohen Wuchse dem wissenschaftlichen Namen Dinornis, d. i. „furchtbarer Vogel", alle Ehre macht.



Die Dronte, ein ausgestorbener flugunfähiger Vogel. Nach einem Gemälde des niederländischen Malers Roeland Savery (1576—1639).

Ein Zwerg, jedoch den großen Bruder überlebend, ist der Kiwi oder Schnepfenstrauß, wie man ihn seines langen Schnabels wegen nennt, an dessen Spitze merkwürdigerweise erst die Nasenlöcher liegen. Ein wahrer Vogelkobold, wenn er in seinem haarigen Federkleid im Dämmerlicht des Urwalddickichts gespenstig hin und her huscht, um nach Insektenlarven oder Würmern im Morast zu bohren. Wie lange noch, dann teilt auch er das Schicksal so vieler Vögel, die nicht fliegen können, denn die Maori wissen wohl, wie gut er schmeckt, und jagen ihn deshalb bei Fackelschein mit ihren Hunden. Lange blieb dieser drollige, hühnergroße Knirps dem Europäer unbekannt. Erst der Schmuck der Häuptlinge, sein Federbalg, führte auf die Spur des nächtlichen Geschöpfes, das 1852 zum ersten Male nach London kam, wo es im Regentpark großes Aufsehen erregte. Die Folge war, daß der englische Sportsmann nun Hunderte dieser merkwürdigen Vogelwesen sinnlos mordete, nur um Trophäen heimzubringen. Und da auch wilde Hunde, Katzen und Schweine den Eiern — und der Kiwi legt nur eins oder zwei — nachstellen, so wird wohl bald der Letzte seines Stammes enden und damit ein Vogel aussterben, der seinesgleichen nicht mehr auf Erden hat. Ein kiwiartiges Leben führen auch die Maorihühner, rasch laufende Sumpfvögel, von denen die putergroße Kurzflügelralle mit ihren kleinen, zum Flug untauglichen Schwingen am bemerkenswertesten ist. Sie zählt zu den größten Seltenheiten, da bisher nur wenige erbeutet wurden.



Der ausgestorbene Riesenalk mit seinem kostbaren Ei. (Original in der Naturalien-Sammlung zu Stuttgart.)

Eine flügellose, langschnäbelige Ralle war auch das vielumstrittene Rothuhn, von dem noch alte



Der fast uhugroße Eulenpapagei (Neuseeland), der Riese unter den Papageien, im Vergleich mit dem kaum zaunköniggroßen Spechtpapagei (Neuguinea).

Reisebeschreibungen erzählen. Der rotbraune, hühnergroße Vogel soll auf Madagaskar und den östlich davon gelegenen Maskareneninseln, Mauritius und Réunion (Bourbon), gelebt haben. Man erzählte, es sei nur nötig, ein rotes Tuch ihm hinzuhalten, um den vortrefflich schmeckenden Vogel zu erlegen. Er folge willig dieser Lockung und lasse sich mit Händen greifen, worauf die anderen herbeieilten, um den Gefangenen zu befreien, dabei jedoch sein Schicksal teilten. Kein Wunder, wenn nach solchen Fabeleien die ganze Existenz des Tieres angezweifelt wurde! Da fand der österreichische Zoologe Georg Ritter v. Frauenfeld „in der Privatbibliothek Seiner Majestät des verstorbenen Kaisers Franz“ eine Abbildung des so fraglich gewordenen Vogels, der, wie es scheint, um die Wende des 16. Jahrhunderts mit noch einem seltsamen Tier, der Dronte, in den Park des tierliebenden Kaisers Rudolf II. kam und als merkwürdiger Vogel im Bilde wenigstens der Nachwelt überliefert wurde.

Auch die Dronte, wie der plumpe Taubenvogel in den meisten Sprachen heißt, fiel ihrer Flugunfähigkeit zum Opfer, noch keine hundert Jahre nach ihrer Entdeckung. Als 1598 der holländische Admiral van Neck nach Mauritius verschlagen wurde, fand er dort ganze Scharen dieser unmäßig fetten Vögel, die zwar mit ihren fürchterlichen Schnäbeln grimmig dreinschauten, jedoch so hilflos waren, daß nur ein Asyl wie ihre meerumspülte Heimat solche grotesken Formen hervorbringen und erhalten konnte. Ganze Schiffsladungen dieser etwa truthahngroßen Vögel wurden in der Folge ausgeführt, denn alle Indienfahrer sahen die so günstig liegende Insel als wichtige Station an, um der eintönigen Schiffskost mit billigem Fleisch aufzuhelfen. Infolgedessen lichteten sich rasch die Reihen dieser wunderlichen Vögel, deren Vermehrung bei nur einem Ei an sich schon recht gering war. Zum letztenmal erwähnte sie ein englisches Schiffstagebuch vom Jahre 1681. Zwölf Jahre später war die Dronte ausgerottet und selbst die Kunde von diesem Taubenmonstrum bald verschollen, da die Insel wiederholt ihre Besitzer wechselte und von den Holländern auf die Franzosen und von diesen auf die Engländer überging. Der vielbelachte Vogeltolpatsch war jedoch öfter lebend in Holland gezeigt und wegen seiner drolligen Gestalt von Malern abgebildet worden. Man weiß so, daß die Dronte mausgrau war, einen braunen Fleck vorn an der Brust, gelblichen Schwanz und ebenso gefärbte Flügel hatte, die freilich nur noch kleine Zieranhängsel bildeten, wie auch der Schwanz mit seinen aufgerichteten krausen Federn mehr einem Staubbesen als einem Steuer glich.



Das ausgestorbene flügellose Rothuhn (Madagaskar).

Bei all den bisher aufgezählten Vögeln waren die Flügel verkümmert, ja, bis zur Unkenntlichkeit rückgebildet, vermutlich weil die Vorfahren des Fliegens sich je länger, je mehr entwöhnten, indem sie, von keinem Feind bedrängt, auf dem Erdboden blieben, der ihnen reichlich Nahrung bot. In anderen Fällen wieder paßten sich die Flügel dem Wasserleben an, so bei dem Riesenalk, bei dem sie zu muskelstarken Rudern wurden. Er war der größte und zugleich der interessanteste der Alken, jener Meeresvögel, die in unermeßlichen Scharen die nordischen Vogelberge bevölkerten, der einzige flugunfähige Vogel unserer Fauna, doch ein gewandter Schwimmer und Taucher, dem so leicht kein Fisch entging. Nur um zu brüten, besuchte er die Inseln und Küsten beider Ufer des Nordatlantischen Ozeans. Dort lief der gänsegroße Vogel aufrecht wie ein Mensch mit kurzen Schritten hin und her oder saß in langen Reihen gravitätisch am Gestade, wie eine Ratsversammlung in schwarzem Frack und weißer Weste, dazu die hellen, brillenartig wirkenden Flecken vor den Augen, die ihm den weiteren Namen „Brillenalk“ eintrugen. Diese Geselligkeit und Vorliebe für bestimmte Brutplätze begünstigten seine Ausrottung, die mit dem Jahre 1534 in Nordamerika begann. Die Schiffer trieben die auf dem Lande so unbeholfenen Watschelvögel herdenweise in große, mit Steindämmen umhegte Plätze, um sie zu Tausenden dort zu erschlagen. Das Ende des Riesenalks war aber erst gekommen, als man ihn seiner Federn wegen mordete. So endete der letzte Vogel dort um 1840. Nur wenig länger hielt er sich in unserem Norden, wo 1844 auf der Insel Eldey, nahe bei Island, die beiden letzten erbeutet und für 180 Mark verkauft wurden. Heute aber hegen nur noch wenige Museen einen ausgestopften Riesenalk als große Kost-

barkeit. Der letzte Balg, der in den Handel kam, erzielte einen Preis von 10000 Mark, und das Ei, das die Größe eines Schwaneneies hatte und auf grünlichgrauem Grunde braune und schwärzliche Tupfen zeigt, wurde 1897 um 5700 Mark versteigert.

Die Umbildung der Flügel zu Schwimmorganen, die bei dem Riesenalk im Norden einzigartig dasteht, ist bei den vorwiegend im Südpolargebiet lebenden Pinguinen Regel. Bei dem größten, dem über ein Meter langen Kaiserpinguin, gleicht dieses Ruder eher einer Robbenflosse als einem Vogelflügel. Es ist mit schuppenartigen Federchen bedeckt, während der Schwanz zu einem kleinen Borstenbesen wurde und ein förmlich haarartiger, wasserundurchlässiger Pelz den plumpen Körper kleidet. Ein wahres Vogelparadoxon, das ganz den Eindruck macht, als wolle es zu einer Robbe werden! Kein anderer Vogel tut es ihm denn auch im Meere gleich, wenn er mit elegantem Bogen in die Tiefe taucht und, mit den Flossen rudernd, die Füße nur zum Steuern brauchend, pfeilschnell mit blitzartigen Wendungen dahinschießt, wie ein Delphin aufschnellend, um rasch Luft zu schöpfen. Auch den Pinguin und seine etwa 20 Arten jagt man des Tranes und des Balges wegen.

War bisher Flugunfähigkeit durch Rück- und Umbildung der Flügel ohne weiteres verständlich, so ist das bei dem Eulenpapagei nicht mehr so leicht der Fall. Dieser merkwürdigste aller Papageien, der die Größe eines Uhus und durch die starren Federn des Gesichtes tatsächlich etwas Eulenartiges hat, besitzt nämlich noch ziemlich lange Flügel. Er macht von ihnen aber kaum einmal Gebrauch. Sie dienen ihm vielmehr als Fallschirm, wenn er sich wirklich einmal mit Krallen, Schwanz und Schnabel auf einen Baum emporgearbeitet und den nächst niederen nun erreichen möchte. Sonst baut er auf die Schnelligkeit der Füße, um in seine unter Wurzeln oder überhängendem Fels gelegene Höhle zu flüchten. In den entlegenen Alpentälern von Neuseeland lebt er, von keinem Feind bedroht, in Waldgebieten ohne Unterholz von Beeren, zarten Pflanzenschossen und Insekten. Bei so günstigen Verhältnissen konnten auch Vögel mit schwachen Flügeln ihr Leben fristen, doch wurden die nicht mehr gebrauchten Flügelmuskeln immer schwächer. Und heute fehlt sogar der Kamm des Brustbeins, an dem bei guten Fliegern die starken Muskeln ansetzen. Die Eingeborenen jagen den „Kakapo“, mit dessen olivengrünen, gelb und bräunlich gewellten Federn sie sich schmücken, des zarten Fleisches wegen mit ihren Hunden. Auf der Nordinsel ist er schon ausgerottet, doch wird er sich in den von Menschen kaum betretenen Hochgebirgen der Südinsel wohl noch lange halten.

Wie die Natur in tausendjährigen Mühen die Kunst des Fliegens schuf, indem sie Hautschuppen der Urinsekten zu Libellen- und Falterflügeln, Flatterhäute zu Flügeln und Reptilschuppen zu Vogelfedern werden ließ, so bildete sie das Flugvermögen auch wieder zurück, wenn veränderte Lebensweise mit ihrem Kampf ums Dasein dies vorteilhaft erscheinen ließ. Das Nützlichkeitsprinzip spielt somit bei der Um- und Rückbildung eine große Rolle, wie schon das Beispiel der Pinguine lehrt. Das Aufgeben des Flugvermögens wird den Vögeln aber dann verhängnisvoll, wenn Naturgewalten oder Verfolgungen katastrophenartig einsetzen. Solchen Veränderungen können sich die Vögel nicht mehr anpassen, nicht mehr ihr altes Privileg, das Flugvermögen, im mühsamen Anstieg wiedererreichen, sie werden aus dem Buche der Schöpfung gestrichen als Vögel, die nicht fliegen können.

Dr. Bergner.

Aus Wissenschaft und Technik.

Die Lebensvorgänge beim Winterschlaf der Tiere.

Bekanntlich kommt in fast allen Tiergruppen neben dem täglichen Schlaf ein sogenannter Winterschlaf vor. Diese letztere Einrichtung der Natur hat den Physiologen mancherlei, zum großen Teil noch jetzt unerforschte Rätsel aufgegeben. Aber auch jeder gebildete Laie wird schon einmal darüber nachgedacht haben, wie es zu erklären ist, daß manche Tiere es fertigbringen, ohne Nahrungszufuhr mehrere Monate im Winterquartier zu leben. Wie spielt sich der Lebensvorgang bei einem Lebewesen mit vollständigem Winterschlaf ab? Es dürfte klar sein, daß irgendein Verbrauch an Nährstoffen und Sauerstoff auch während des festesten Winterschlafes stattfinden muß, damit das Leben im Organismus nicht aufhört. Das betreffende Tier muß also verdauen und atmen. Als Nahrung kommt die während des Sommerlebens aufgespeicherte Fettreserve in Frage, die langsam im Innern des Tierkörpers abgebaut wird. Nun wäre wohl kein Organismus in der Lage, so viel Fett zu „hamstern“, daß ein Leben von der Intensität des Sommers monatelang gefristet werden könnte. Und in der Tat weiß man, daß die Atmung ganz erheblich eingeschränkt und so schwach wird, daß sie nicht mehr wahrgenommen werden kann. Außerdem verlangsamt sich der Puls erheblich, und die Körpertemperatur sinkt so herab, daß sie oft nur wenig höher ist als die der Umgebung. Der Körper tiefschlafender Tiere fühlt sich kalt an. Die Nervenreaktion ist unter Umständen sehr herabgemindert, so daß selbst starke Verwundungen und elektrische Schläge die Lethargie nicht zu beheben vermögen. Der im Winterschlaf befindliche Tierkörper dürfte demnach einer idealen Maschine zu vergleichen sein, deren Leistungsfähigkeit nach Bedarf auf ein Minimum der Kräfte heruntergeschraubt werden kann. Der aufgespeicherte Fettvorrat reicht gerade zur Fristung des Lebens aus. Sämtliche festschlafenden Tiere kommen im Frühjahr abgemagert und heißhungrig wieder an den Tag. Eine künstliche Verlängerung des Winterschlafs müßte also theoretisch den Tod des Versuchstieres zur Folge haben. Das ist aber merkwürdigerweise nicht notwendig der Fall. So hat man Frösche, Salamander und Schlangen dreieinhalb Jahre ohne Unterbrechung durch Einwirkung von Kälte im Winterschlaf gehalten. Als sie der Wärme ausgesetzt wurden, erwachten sie sehr schnell zu neuem Leben. Solch ein Versuch ist bei warmblütigen Tieren nicht möglich, da sie sich durch künstliche Kälte nicht in den Winterschlaf versetzen lassen. Das ist bei den genannten Kaltblütern aber erreichbar. Die physiologischen Vorgänge müssen z. B. bei einem Salamander ganz anderer Natur sein als bei einem im Winter schlafenden Säugetier. Es ist ja auch bekannt, daß Schlangen und Frösche erstaunlich lange im wachen Zustand zu hungern vermögen. Wir hatten vorhin gesagt, die Atmung dürfe bei allen schlafenden Tieren nicht dauernd unterbrochen werden. Nun gibt es aber Tiere, die sich ziemlich tief unter Wasser in den Schlamm eingraben, um zu überwintern. Das bekannteste Beispiel dürfte der Frosch sein. Dieses Amphibium atmet durch Lungen. Wie erträgt es den Abschluß von der Atmosphäre? Sicherlich wird die Funktion der Lungen gänzlich ausgeschaltet. Das Tier atmet nur noch durch die Haut. Es entnimmt den notwendigen Sauerstoff dem umgebenden Wasser mit Hilfe der Haut. Diese Hautatmung ist auch schon im Sommer neben der Lungenatmung in Tätigkeit.

Auch bei Fischen kann die Atmung während des Winterschlafes sehr eingeschränkt werden. So verkriechen sich die Aale winters ziemlich tief in den Schlamm. Die Feuchtigkeit ihrer Umgebung muß ihnen demnach die Minimalmenge ihres Atmungsbedarfes liefern. Die durch Lungen atmende Weinbergschnecke verschließt ihre Gehäuse im Herbst mit einem luftdichten Deckel. Wahrscheinlich pumpt sie sich die Lungen vor dem Einkapseln voll Luft. Und diese verhältnismäßig winzige Menge muß für den Atmungsbedarf mehrerer Monate genügen. Unter den Gliederfüßlern, den Insekten, ist der Winterschlaf weiter verbreitet, als allgemein angenommen wird. So gibt es z. B. eine große Menge von Käfern, die in ihren Verstecken mehrere Monate ohne irgendwelche Nahrung aushalten. Auch ein so zartes Gebilde wie ein Tagschmetterling kann an irgendeiner geschützten Stelle ungeschädigt den Winter überdauern. Schlafende Tagpfauenaugen u. a. kann man im Winter an Bodenfenstern auffinden. Besonders überraschend ist die Widerstandsfähigkeit von gewissen Laufkäfern gegen Kälte. Überwinternde Insekten speichern in ähnlicher Weise Fettvorrat auf wie z. B. der Bär, das Murmeltier usw. Bei Frühjahrsanbruch ist der Insektenorganismus meist so geschwächt, daß vor der Begattung ein Ernährungsfraß einsetzen muß. Doch auch hier gibt es Ausnahmen. Es wurden Rüsselkäfer beobachtet, die ohne Frühjahrsfraß sich begatteten. Man könnte annehmen, daß der Winterschlaf ohne schädliche Folgen für das Versuchstier durch künstliche Wärme und ausreichende ständige Ernährung ferngehalten werden dürfte. Der Organismus ist aber so an den Winterschlaf angepaßt, daß eine Schädigung fast stets eintritt. Gewisse Tierarten dürften den Winterschlaf ebenso notwendig brauchen wie wir den täglichen Schlaf. Priv.-Doz. Dr. H. v. Lengerken, Berlin.

Bevölkerungsfragen bei Naturvölkern. Die koloniale Tätigkeit, die enge Beziehungen zwischen Naturstämmen und zivilisierten Völkern herstellte, hat die Wissenschaft in vieler Beziehung befruchtet und gefördert. Biologische Grundlagen der Bevölkerungsprobleme erfuhren durch sie schon wertvolle Beleuchtung. Auch die deutsche Kolonialforschung, die durch den Krieg im Jahre 1914 in jäher Weise unterbrochen wurde, hat aus den letzten Jahren vor dem Krieg wertvolle Arbeiten gerettet; ihre Ergebnisse werden langsam bekannt. So berichtet Külz in der Zeitschrift für Bevölkerungspolitik neuerdings über die Eigenarten des Bevölkerungsaufbaues bei den Naturmenschen im Vergleich zu den Kulturstaaten. Es war ihm zusammen mit Professor Leber die Leitung einer medizinisch-demographischen Expedition nach den deutschen Südseekolonien übertragen gewesen; von dort und den afrikanischen Beobachtungen rühren die angestellten Ermittlungen her. Die statistische Technik hatte mit besonderen Schwierigkeiten zu rechnen, da der Naturmensch sein Lebensalter nicht kennt. Auf subjektive Angaben ist daher nicht zu rechnen, sondern lediglich auf objektive Feststellungen (Begrenzung des Säuglingsalters durch den Zeitpunkt des Gehenlernens, Reifeeintritt der Frau durch Abhaltung von Festlichkeiten bzw. Anlegung von äußeren Abzeichen oder Ketten nach der ersten Menstruation usw.). — Das Zahlenverhältnis der Geschlechter bei der Geburt überwiegt zugunsten der Knaben wie überall auf der Erde, doch sind die Verhältnisse im einzelnen sehr verschieden. In Afrika (Ostafrika) kommen auf 100 Mädchen nur 102 Knabengeburten, auf den Südseeinseln dagegen 120, 130 und mehr Knabengeburten. In den Kulturländern beträgt das Verhältnis der Lebendgeburten durchschnittlich 100 Mädchen und 106 Knaben. Bei Bastardierungen von Samoanern mit Europäern war ein starkes Überwiegen des weiblichen Geschlechts bei der Geburt und in der Kindheit zu beobachten. — Seuchenhafte Erkrankungen führen zuweilen bei Naturvölkern eine erschreckende Sterblichkeit herbei. Eine 1911 nach Samoa verschleppte Masernepidemie ergab eine Sterblichkeitsziffer von fast 20 Proz. der Erkrankten und Verminderung der ganzen Volkszahl um 3 Proz. Auch eine Ruhrepidemie, die durch eine Schiffsbesatzung eingeschleppt wurde, richtete große Verheerungen an. — Überall herrscht die Frühehe; für ihre Zulässigkeit ist lediglich das Auftreten der ersten Menstruation maßgebend. Die Gestaltung der Ehe ist von der Frauenzahl abhängig. Bei afrikanischen Stämmen mit Frauenüberschuß besteht Vielehe des Mannes, in dem Sinne, daß zuerst ein junges Paar monogam verbunden ist, daß aber während der Schwangerschaft und Stillzeit (bis zu drei Jahren) der zu schonenden Frau der Mann sich eine neue Frau „kauft". So werden alle Frauen des Stammes der Fortpflanzungstätigkeit zugeführt. Dr. W. Schweisheimer.

Das ungewöhnliche Wetter seit einem Jahre, so muß das Thema lauten und darf sich nicht bloß auf den letzten Sommer beschränken. Allerdings waren die Wärmeverhältnisse in diesen zwölf Monaten nicht einheitlich zu hoch, wohl aber die Niederschläge meist zu gering und der Sonnenschein sehr groß. Der Oktober und November 1920 blieben um 1 bis 2 Grad hinter dem Durchschnitt zurück, und der Oktober hatte schon 10 und der November gar 15 bis 24 Tage mit Frost, ja, der Dezember brachte um die Mitte selbst im Rheinlande strenge Kälte; dann aber setzte mildes Wetter ein. Der Januar 1921 wurde sogar so warm — um 5 bis 7 Grad über Normal — daß in Berlin und Leipzig seit 1796 kein Januar ihm gleichkam. Er leitete eine ganz ungewöhnliche, bis Mitte Oktober anhaltende Wärmeperiode ein, die nur im Juni durch kühles und regnerisches Wetter unterbrochen wurde. Sowohl die Hitze (39 Grad im Schatten) als auch die Zahl der heißen Tage ist in diesem Ausmaße nur sehr selten erlebt worden. Aber auch die Trockenheit seit Oktober 1920 ist fast beispiellos. Im Oktober und November 1920 sowie im Februar, März und Juli 1921 sind vielfach nur wenige Millimeter, stellenweise kaum einige Tropfen Regen gefallen! Nur der Januar brachte allgemein einen Überschuß, der für die Bodenfeuchte sehr willkommen war, während im Sommer Gewitterregen hier und da die Monatssumme bis zur normalen Höhe und selbst darüber anschwellen ließen. Indessen blieb die Gesamtmenge des Niederschlages vom Oktober 1920 bis September 1921 allgemein hinter dem vieljährigen Durchschnitt zurück, und zwar am meisten, nämlich um die volle Hälfte, im linksrheinischen Gebiet; die anschließenden Landesteile und Niederbayern hatten nur wenig mehr; am nassesten war Brandenburg, das aber auch nicht den Normalwert erreichte. Ursache des ungewöhnlichen Wetters waren die Gebiete hohen Luftdrucks, die in fast ununterbrochener Folge im Westen oder Osten oder über Deutschland lagen; besonders häufig war die Ost- und Nordostlage, bei der trockene Ostwinde herrschten, doch waren auch warme Südost- und Südwinde nicht selten. Hochdruckwetter heißt: geringe Bewölkung, viel Sonnenschein und Wärme, vereinzelte Wärmegewitter, wenig Niederschläge. Warum aber so oft hoher Luftdruck









vorhanden war, ist uns noch verborgen; um das zu erkennen, brauchen wir Nachrichten aus den Tropen, den Wärmespeisern der Erde, und von den Vorgängen auf der Sonne, unserer Zentralheizung. Prof. Dr. C. Kaßner.

Zu Senefelders 150. Geburtstag am 6. November. Unter den vervielfältigenden Künsten ist die Lithographie oder der Steindruck die jüngste. Alois Senefelder, geboren am 6. November 1771 in Prag, machte seine ersten Versuche mit der Steinätzung 1796, einem Verfahren, eine Vorzeichnung mit Farbstoff auf eine Schieferplatte zu bringen und den freigebliebenen Grund ringsum mit Säure wegzuätzen. Die endgültige Form, der chemische Steindruck, entstand dann 1797, und bald entwickelte sich die bis heute beibehaltene chemische Methode, die Tief- und Hochätzen ausschaltete und allein durch Auftragen von Fettkreide (oder Tusche) den Stein für Druckerschwärze empfänglich machte. In seinem damaligen Berufe als Theaterschriftsteller suchte er durch ein verbilligteres Verfahren den teuern Notenkupferstich zu ersetzen, was ihn unmittelbar zur Erfindung des Steindrucks führte. Seine Mittellosigkeit verhinderte ihn, seine neue Kunst sogleich zu vervollkommnen; so sah er sich gezwungen, mit Teilhabern zu arbeiten, mit deren finanzieller Beihilfe er in München eine Steindruckerei errichtete, später eine solche bei dem Musikverleger André in Offenbach; zuletzt verwertete er seine Erfindung in einer Wiener Kattundruckerei. Im Jahre 1809 erhielt er die Inspektorstelle der Steindruckerei der Steuer-Vermessungs-Kommission in München, wo es ihm auch gelang, den Druck farbiger Blätter („Mosaikdruck") zu erfinden. Die Verwertung der Lithographie hatte jetzt ihren Siegeszug durch Deutschland und in das Ausland begonnen, und allerorts wurden lithographische Anstalten gegründet. Sein 1818 veröffentlichtes Lehrbuch, auch ins Englische und Französische übersetzt, trug wesentlich zum Verständnis des technischen Verfahrens bei. Als früheste seiner lithographierten Arbeiten kann die Vignette aus dem Werkchen „Der Brand von Neu-Ötting" angesehen werden (1797). Die zum 150. Geburtstag des Künstlers in München veranstaltete „Jubiläums-Ausstellung" zeigt 50 lithographische Inkunabeln (aus der Zeit vor 1821). Bekanntlich erlangte die Lithographie unter der Hand Adolf Menzels eine hohe Bedeutung, dessen „Armee Friedrichs des Großen" allein 436 lithographierte Tafeln enthält. Senefelder starb am 26. Februar 1834 in München, das ihm 1877 ein Denkmal errichtete; Berlin folgte mit einem solchen 1892. Sch.

Silber als Mittel zur Sterilisation des Trinkwassers. Wasser, das durch Kupferröhren fließt oder in kupfernen Behältern war, besitzt gewisse antiseptische Eigenschaften. Das gleiche konnte P. Sarl für das metallische Silber nachweisen. Wird eine Glasflasche bis zum Rande mit Wasser gefüllt und ein Silberdraht beliebiger Stärke eingetaucht, so besitzt nach längstens 14 Tagen nicht nur das Wasser, sondern auch die Glaswand hochgradige antiseptische Eigenschaften, die auch nach dem Auskochen oder Austrocknen des Behälters nicht verlorengehen. Wasser, das zu desinfizieren ist, wird nun in eine auf diese Weise vorbehandelte Flasche eingefüllt und abermals ein Silberdraht bis zum Flaschenhalse eingetaucht. Nach acht Stunden ist das Wasser frei von allen krankheitserregenden Keimen. Bemerkenswert ist, daß der Geschmack des Wassers durch diese Behandlung in keiner Weise leidet. Ewald Schild, Wien.

Für die Frauenwelt.

Die kunstgewerbliche Wollmode. Erst war es ja nur ein Versuch einiger Damen, die nichts zu tun hatten und sich einen Beruf suchten; sie begannen Jacken zu stricken und zu häkeln, versuchten später Jumper und Kleider, und nun haben wir in Wien eine regelrechte kunstgewerbliche Industrie, die sich mit der Mode eng befreundete. Die kunstgewerbliche Strick- und Wollarbeit ist tatsächlich entzückend. Neben den kunstvollst mit einer anderen Farbe durchgemusterten Seidenjacken, die mit großem Kragen bedacht sind, werden allerliebste kleidsame Blusen gearbeitet, die vollkommen jede andere Bluse aus Seide und Batist verdrängt haben. Will man eine etwas festere Bluse haben, so läßt man sich ein solches Stück aus Kunstseide in der Modefarbe „Flieder" machen und nuanciert dazu einen dunkellila Kragen und Manschetten in aparter Form, mit Zartlila durchgearbeitet; will man eine ganz leichte Bluse, dann wird sie vollkommen durchsichtig und weitmaschig aus hellfarbener dünner Wolle dekolletiert und mit kurzen Ärmeln versehen gemacht. Diese neuen Blusen, die man auch in tiefen Kimonoformen macht, trägt man alle oberhalb des Rockes, sie kleiden viel besser als jede andere Bluse, da sie die Taille, der neuesten Mode nach, verlängern und nicht abschneiden. Die graziösen, miederlosen Gestalten — endlich hat man die schweren Mieder aus dem Modekodex gestrichen — bewegen sich in so einer anschmiegenden, kunstgewerblichen Bluse viel graziöser als in einer anderen Bluse, denn die künstlerische Flottheit des Schnittes ist unleugbar ein Vorteil für die Gestalt. Man sieht dies auch bei den kunstgewerblichen Capes und den Kleidern, es liegt eine gewisse Verve und ein Schick darin, die sie wohl der Mode ähnlich machen, aber dennoch tragen sie eine persönliche Note in sich. Für die nächste Zeit und vielleicht sogar für immer ist diesem Modezweig ein großes Feld erobert. Die Jacken und Jumper sind gehäkelt, die Kleider und festeren Modelle gestrickt, oft aber findet sich beide Arbeit an einem Stück vereint. Die Farbenfreudigkeit ist groß! Alle hellen Farben, wie Flieder, Schwefelgelb, Jadegrün, Erdbeer, Cerise, Kornblumenblau, Bronce, dann Weiß mit Gobelin, Weiß mit Gelb, Erdbeer mit Weiß, und zwar ist die zweite Farbe in verstreuten Karos oder Längsbordüren zur reizvollsten Geltung gebracht. Natürlich versucht man auch Capes und Mäntel aus Wolle zu arbeiten, nebst Hüten und Kappen hauptsächlich für Sportzwecke, die durch ihren Schick ganz reizend wirken. Für Pyjamas hat man ebenfalls Wollmodelle geschaffen, die sehr schick aussehen. Die Kleider werden mit starken Gold- und Metalleffekten versehen, die Ajourarbeit in Gold sieht reizend zu den starken Farben aus. Man hat dieses Jahr auch für den Sport eine Art Kostümkleid in Wolle gemacht, das noch hübscher als jede Jacke wirkt. Helle und dunkle Streifen in breit geben diesem neuen Sportkleidungsstück, das denselben Schal und Kappe dazu assortiert hat, ein reizendes flottes Aussehen. Die Wollmode ist ein Hauptbestandteil in dem Toilettenbestand der Frauen geworden. Claire Patek.

Frauenberuf und Schönheit. Daß der Beruf, den eine Frau ausübt, ihrer Schönheit nicht feindlich ist, sie nicht zu beeinträchtigen braucht, zu dieser An-

sicht ist man nun allgemein gelangt, und zwar belehrt durch den Augenschein, durch die Tatsachen. Vor zehn und mehr Jahren, als fast alle jungen Mädchen anfingen, sich einen Beruf zu suchen oder wenigstens sich die Kenntnisse zur Ausübung eines solchen anzueignen — auch solche, die es „nicht nötig" hatten — da wurden sie von allen wohlmeinenden Verwandten davor gewarnt, und auch viele besorgte Eltern schauten ängstlich auf den Ausgang des Experimentes. Man fürchtete, daß der Beruf im Handumdrehen diesen Mädchen alles Weiche und Weibliche nehmen, sie zu Mannweibern machen und obendrein noch blutarm und bleichsüchtig werden lassen würde. Nichts von alledem trat ein, wenigstens nicht da, wo neben dem Beruf noch Tanz und Sport und eine vernünftige Körperpflege getrieben wurde. Nur wo sich ein weibliches Wesen ganz fanatisch dem Beruf in die Arme warf, mit Gewalt alles Weibliche abstreifte und das Äußere schier absichtlich vernachlässigte, da konnte man alle die gefürchteten Übel wahrnehmen. Im übrigen aber sah man von Jahr zu Jahr mehr, daß der Beruf fast ein Förderer der weiblichen Schönheit zu nennen war. Zunächst verschwand allmählich aus dem Familienkreise das berüchtigte verbitterte und vergrämte Geschöpf der „Alten Jungfer". Das „Berufsmädchen", das an seine Stelle trat, wußte nichts mehr von der Unselbständigkeit und Bedrücktheit, die jener oft eigen waren. In dem wundervollen Gefühl der Unabhängigkeit von mehr oder minder liebenswürdigen Verwandten lag für das Berufsmädchen immer wieder ein Gefühl der Erfrischung und Beruhigung, und dieses Bewußtsein seiner Selbständigkeit prägte sich mehr und mehr in seiner Haltung aus; es wurde ein selbstbewußter, frischer Mensch. Wille und Intelligenz, die durch die Anforderungen des mit Pflichtbewußtsein ausgeübten Berufes ständig in Schwingung gehalten wurden, entwickelten sich mehr und mehr und gaben dem Antlitz den Ausdruck geistiger Vertiefung. So ist das beruflich tätige und dabei schöne und gesunde Mädchen allmählich zu einer Erscheinung geworden, über die sich kein Mensch mehr wundert, und damit hat die Frauenwelt in ihrer Entwicklung einen großen Schritt vorwärts getan, einen Schritt, den kein Mensch zu bedauern braucht, da die Frau dabei Frau geblieben ist und die Gesetze ihrer Natur nicht unterdrücken will, sondern das, was ihr größter Zauber dennoch ist, das Weibliche, dabei mit Bewußtsein pflegt und pflegen will. Oda-Marie.

Moderne Brieföffner. Das Textilkunstgewerbe hat sich in letzter Zeit auch auf die zierlichen Brieföffner erstreckt; man findet auf dem Damenschreibtisch sehr hübsche Neuheiten dieser Art: An den üblichen weißen Beinklingen hängen trobbelartige Ornamente, aus Seidenfäden kunstvoll gewirkt; häufig sind große und kleine bunte Glasperlen dazwischengearbeitet. Dies amüsante Gehänge zeigt oft ganz seltsame Farbenzusammenstellungen; manch merkwürdig geformte Perle ist dazwischengefügt. Sehr beliebt sind Seidentrobbeln, in deren Fäden Perlmutterstücke, runde und eckige Korallen, geschliffene Amethyste und andere Halbedelsteine hineingewirkt sind; indessen scheinen feine Schnüre aus blitzenden Perlen, streifenweise ein- oder mehrfarbig geordnet, am beliebtesten zu sein, man sieht sie am häufigsten. Quasten aus Seidenchenille werden ebenfalls vielfach am Griff der elfenbeinernen Brieföffner angebracht, man sieht sie in ganz matten Tönen altrosa, flachsblau, fliederfarben, resedagrün, altgold und cremegelb. Hier herrschen die altmodischen Farben vor, wie bei dem Briefpapier; die harten, lauten Farben, die für dekorative Zwecke so gern verwendet werden, scheinen bei dieser Art Kleinkunstgewerbe keinen Anklang zu finden. E. L.

Literatur und Kunst.

Hanns Heinz Ewers begeht am 3. November seinen 50. Geburtstag. Wer ihn kennt, den Ewigfrischen, seine Beweglichkeit, sein von tropischer Sonne und den Winden aller Meere gebräuntes Gesicht, schätzt ihn um zehn Jahre jünger. Spätes Altern und Langlebigkeit sind ihm als Erbteil in die Wiege gelegt, ebenso wie, von väterlicher Seite, der Seefahrerdrang alter Hansegeschlechter und, von der Mutter her, die lebensfrohe Heiterkeit der Leute vom Niederrhein. So steht der Dichter erst im Mittag seiner Lebensbahn, und wir dürfen noch auf reiche Gaben aus dem unerschöpflichen Born seiner Phantasie hoffen. — Er begann mit Tierfabeln und Märchen (richtigen Märchen für wilde Buben und Mädchen!), und von allerlei Getier und Fabelwesen, vor allem von der Bestie im Menschen, handeln auch seine späteren Werke. Mit dem „Grauen" und den „Besessenen" tastet er sich in das Reich des Unbewußten, Unterbewußten, des Ungeklärten und Unerklärlichen. Dieses Forschen nach den letzten, ewigen Geheimnissen des Lebens, seine Bejahung des Wunderbaren und Elementaren in der Natur kennzeichnen ihn als Gottsucher, als religiösen Dichter! Dies tritt vollends zutage in seinem ersten Roman „Der Zauberlehrling", der von schweren inneren Kämpfen zeugt, und in dem der Dichter sein Glaubensbekenntnis ablegt: der kleine Zauberlehrling Mensch, der sich anmaßt, Gott zu spielen, wird selbst ein Spielball der beschworenen Geister und muß entsetzt flüchten ... Wunder tun kann nur der alte Meister. — In der Symbolik dem „Zauberlehrling" nahe verwandt, aber geschlossener, disziplinierter in der Darstellung der äußeren Handlung (und daher von größerem Radius in der Wirkung) ist die

(Fortsetzung siehe S. 410.)



Rosige Wangen!

Ein hübsch Gesicht mit ros'gen Wangen
Das muss ein eig'ner Zauber sein
Zu diesem können Sie gelangen
Durch »Rose Pon Pon« ganz allein
Beacht' den Namen, kauf das Rechte,
Nur Marke »Reichert« ist das echte.

Reicherts »Rose Pon Pon«

Natürliches Wangenrot / Pro Flasche 6 Mark

Ueberall erhältlich

W. Reichert G. m. b. H., Berlin-Pankow.





Hohenberger Luxus-Porzellane,

feinste handgemalte, technisch und künstlerisch vollendete Schöpfungen der Porzellankunst.

Prunkvasen, Aufsätze, Schalen, Dosen, Teller *und stilvolle Vitrinen dazu.*

*

Man verlange die Druckschrift über Hohenberger Luxusporzellane

von der

C. M. Hutschenreuther
Porzellanfabrik Aktien-Gesellschaft
Abtlg. Dresden in Dresden-Striesen.

Die Welt, bisher vom Zauberer bewegt, war dieses Treibens endlich satt. Froschkönig rot und stark übernimmt die Regierung an seiner statt. Der Zauberer ist mit Recht erstaunt.

Im Märchen siegt der Zauberer beinah' in jedem Fall, der Zauberer der Wirklichkeit, das ist und bleibt Erdal

Putzt die Schuhe, pflegt das Leder!





Wideburg & Sohn
Thüringer Rassehunde-Zuchtanstalt und Grosshandlung
Eisenberg 21 in Thüringen.
Alle Rassen Schutz-, Wach-, Salon- und Jagdhunde.
Versand zu jeder Jahreszeit unter weitgehender Garantie und kulantesten Bedingungen. Für Preisliste 1,50 M. einsenden. Anfragen Rückporto beifügen.

Chr. Tauber
Photo-Haus Wiesbaden L. 1.



Beste und billigste Bezugsquelle für solide photographische Apparate in einfacher bis feinster Ausführung und sämtliche Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 1 kostenlos. Direkter Versand nach allen Weltteilen.

(Fortsetzung von „Literatur und Kunst“ auf Seite 408.)

„Alraune“, worin wieder der Gottversucher unterliegt, worin das Böse, Widernatürliche, gesetzlos Geschaffene von dem strengen Gesetz der Natur, von dem Guten, von Gott gestürzt wird. — Der dritte Roman, „Vampir“ betitelt, in der äußeren Handlung, der Geschichte einer Krankheit, wieder rein symbolisch aufzufassen — nämlich als Versinnbildlichung des Krieges, bringt des Dichters nationales Bekenntnis: sein idealer Glaube an ein übernationales Kulturvolk, den Zusammenschluß aller Geistigen, wie im „Zauberlehrling“ erträumt, stirbt in qualvollem, visionärem Erleben des Krieges, in der Erkenntnis seines Deutschtums. — Es versteht sich, daß ein Dichter von so ausgeprägter Eigenart und so starker Eigenheit sich nicht flüchtigen Lesern offenbart. Wer ihn wirklich kennenlernen und liebgewinnen will, der muß sich ihm, wie jedem Dichter, ohne irgendwelche Vorurteile nähern. Und wer an seiner Liebenswürdigkeit zweifelt, der lese „Meine Mutter, die Hex“ (in dem soeben erschienenen Buche „Nachtmahr“), worin deutlich zu sehen ist, wie sich dem Dichter alles zum Märchen wandelt.

Hans Krüger-Welf.

Architektur. Der für unser Vaterland unglückliche Ausgang des Krieges hat es mit sich gebracht, daß wir die Architektur, die sich 1914 in einer großen Abklärungsbewegung befand, einer neuen Nachprüfung unterziehen müssen. Wir müssen, wie auf wirtschaftlichem Gebiet, von neuem wieder Anknüpfungspunkte suchen, mit anderen Worten, an einen neuen Aufbau herantreten. Mögen nun die Erscheinungsformen der Architektur in den verschiedenen Zeitströmungen sich noch so sehr wandeln, es bleiben doch gewisse Grundbedingungen übrig, die man als feststehendes, unverrückbares Fundament betrachten kann. Worin diese einfachen unzerstörbaren Werte bestehen, auf die sich die Architektur der nächsten Zukunft vor allem wird besinnen müssen, das wollen die „Grundlagen der Baukunst“ von Fritz Schumacher (Verlag Georg Callwey, München) darlegen. Sie sind vor allem für diejenigen bestimmt, die in der Baukunst noch keinen sichern Boden gefunden haben, also für die angehenden Architekten. Von Fritz Schumacher ist im gleichen Verlage auch ein sehr instruktives Werk über das „Wesen des neuzeitlichen Backsteinbaus“ erschienen. Ausgehend von einer ästhetischen Betrachtung über das Wesen der Kunstsprache des Back-

steinbaus, der sich besonders in Norddeutschland einer wachsenden Beliebtheit erfreut, tritt der Verfasser dann in die Werkstatt des Schaffenden ein, um, von zahlreichen Abbildungen unterstützt, eingehend die bautechnischen Probleme zu erläutern und dem Praktiker Ratschläge und Hinweise zu geben. Da wir uns in der Architektur künftig sehr der Sparsamkeit zu befleißigen haben werden, ist das im Auftrag des Reichsverbands zur Förderung sparsamer Bauwerke herausgegebene Büchlein von Alfons Anker „Naturbauweisen“ (Deutsche Landbuchhandlung, Berlin) sehr zu empfehlen. In diesem Zusammenhang sei ferner auf eine Veröffentlichung des Deutschen Bundes Heimatschutz „Altbewährte heimatliche Bauweisen“ von Dr.-Ing. Werner Lindner im gleichen Verlage, die gewissermaßen als Ergänzung zu obiger Schrift dient, hingewiesen. Das Problem des Wolkenkratzers ist in letzter Zeit, namentlich gelegentlich des Leipziger Meßturmprojektes, auch in Deutschland eifrig diskutiert worden. Darum gewinnt das vor längerer Zeit geschriebene Werk von Otto Rappold: „Der Bau der Wolkenkratzer“ (Druck und Verlag von R. Oldenbourg, München und Berlin), das seine Entstehung einer amerikanischen Studienreise des Verfassers verdankt, erneut aktuelles Interesse. Das gleiche gilt von einem vor kurzem in demselben Verlag erschienenen Büchlein „Die amerikanischen Turmbauten“ von Karl Fritz Stöhr. Der Verfasser, der ebenfalls aus gründlicher, jenseits des Ozeans gewonnener Sachkenntnis schöpft, beschäftigt sich mehr mit den Gründen der Entstehung des Hochhausbaues, seiner Finanzierung und Rentabilität, aber er geht ebenfalls auf die Konstruktion ein und schildert an einem besondern Beispiel den Bau eines 20stöckigen Bureauhauses der Nationalhandelsbank in Chicago, dessen Entstehung durch Abbildungen wirksam veranschaulicht wird. Als ein Gruß aus einer fernen Blütezeit der Architektur, deren Schönheit weit den amerikanischen Riesenbauten überlegen bleibt, mögen die Steinzeichnungen von Konrad Eliat „Im friderizianischen Potsdam“ (Furche-Verlag, Berlin) dienen, die Otto Ernst Hesse mit einen Einführungstext versehen hat.

Theater. Eine nette Sammlung unter dem Titel „Theater und Kultur“, die Richard Smekal unter Mitwirkung von Hermann Bahr und Hugo Hofmannsthal herausgibt, beginnt in der Wiener Literarischen Anstalt (Wila) zu erscheinen. Die Sammlung will die schöpferische Lebensgrundlage der Wiener Bühne zeigen und

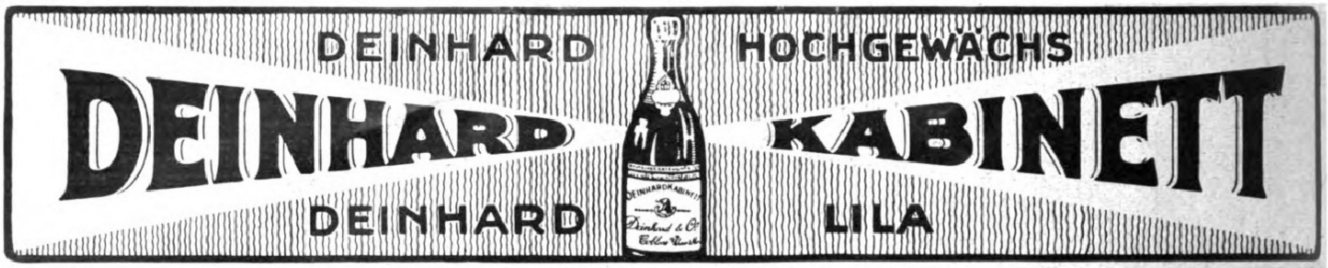
durch wechselseitige Erhellung von theater- und kulturhistorischen Problemen das Bild einer bewegten Vergangenheit entrollen. Das 1. Bändchen ist von Hermann Bahr und dem „Burgtheater" gewidmet, jener Stätte, wo die Wiener Theaterkultur am sichtbarsten in die Erscheinung trat. Band 2 enthält „Ferdinand Raimunds Lebensdokumente", d. h. verschiedene Aufzeichnungen von Zeitgenossen über den Dichter und Schauspieler. „Rund um die Zauberflöte" nennt sich ein Bändchen von Max Pirker, der die mystischen Grundlagen der Zauberflöte untersucht, ihre Nachwirkung bis in die Märchennovellen E. T. A. Hoffmanns nachweist und schließlich den Mythos in seiner dichterischen Wandlung aus Hofmannsthals Dichtung herausschält. Erwin Rieger betritt in seiner Studie „Offenbach und seine Wiener Schule" das Gebiet der heiteren musikalischen Muse, um die weitläufige Herrschaft derselben zu schildern. Eine Art Fortsetzung von Laubes Theatermemoiren ist Helene Bettelheim-Gabillons Buch „Im Zeichen des alten Burgtheaters" (Wiener Literarische Anstalt). Wehmütige, vom Zauber des alten Hauses auf dem Michaelerplatz überhauchte Stimmungsbilder aus dem alten Burgtheater wechseln hier mit munteren, die feine satirische Feder der Verfasserin kennzeichnenden Scherzbildern aus dem neuen Haus. Siegfried Jacobsohns „Jahr der Bühne" ist seit seinem ersten Erscheinen ein unentbehrliches Nachschlagewerk geworden, um sich über die Leistungen des Theaters zu orientieren. Auch der 9. Band, der die Spielzeit 1919/20 behandelt, bringt wiederum die Vorzüge seiner Vorgänger und offenbart in jeder Kritik das scharfe Urteil eines Mannes, der Spreu vom Weizen wohl zu unterscheiden weiß.

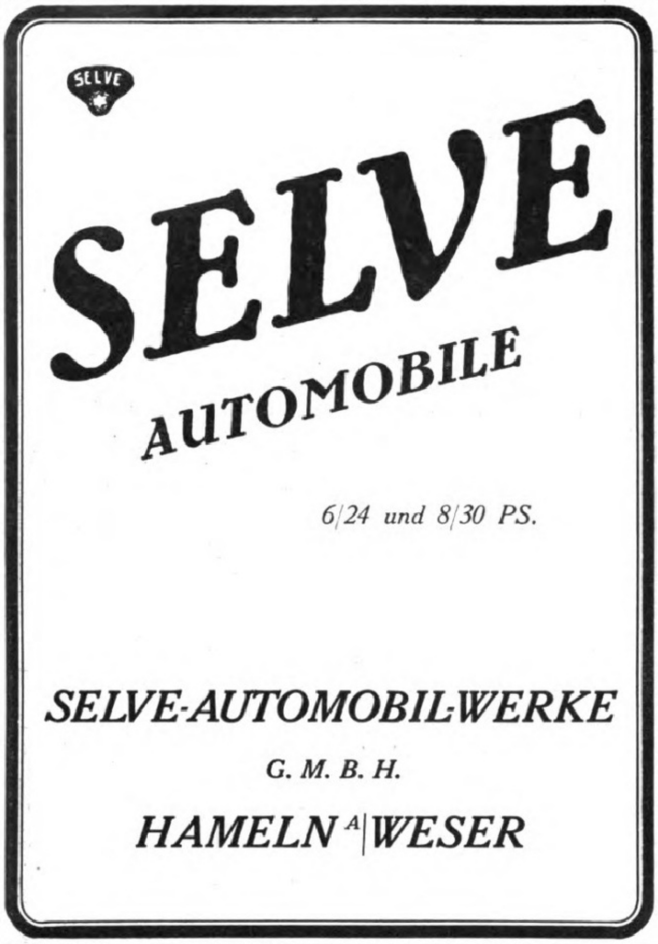
Kinderbücher. Die neuen Weihnachtsgaben für die Kinderwelt aus dem Bücherreiche beginnen bereits zu erscheinen. Da ist eins, das sich betitelt: „Was Onkel Hans erzählt" (Heinrich Hiob Verlag, Berlin-Lankwitz). Der Verfasser, Hans Heinz Landsberg, gibt hier eine Reihe eigener Phantasiemärchen zum besten, die von köstlichem Frohsinn durchflutet sind. W. Hannismann und A. Stiller haben mit Feder und Pinsel das Ihrige zur Illustrierung der Geschehnisse beigetragen. Die alte biblische Legende von den drei Königen aus dem Morgenland hat Rudolf Koch zu einer „Geschichte vom Weihnachtsstern" (Verlag von E. A. Seemann, Leipzig) umgestaltet und mit reizvollen Schwarzweißbildern ausgeschmückt. In Wilhelm-Busch-Manier mit etwas
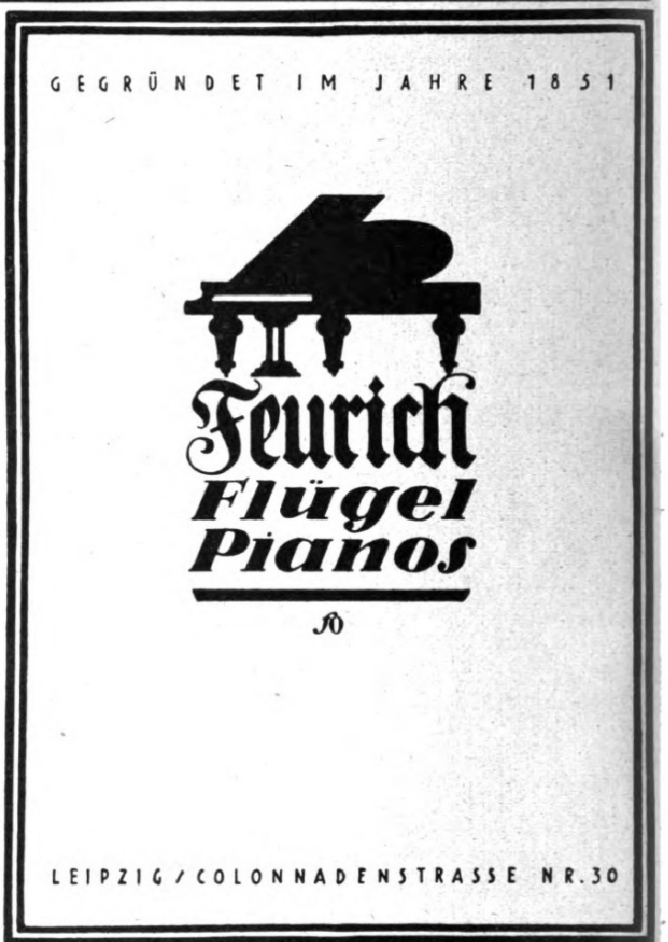
expressionistischem Einschlag sind die komischen Bildergeschichten von **Robert Richter** „Piedelwanst“ und „Padubanz“ (beide erschienen in der Verlagsanstalt Hermann Klemm, A.-G., Berlin-Grunewald). Der Humor, der hier sowohl in den farbigen Zeichnungen als auch in den Knüttelversen entfaltet wird, übt nicht nur auf Kinder, sondern auch auf Erwachsene einen Lachreiz aus. Endlich sei auf eine von **Frida Schanz** zusammengestellte Anthologie „Das Kind“ (Verlag von J. Zillessen, Berlin) hingewiesen. Die Herausgeberin gibt in diesem mit Bildern deutscher Künstler geschmückten Bändchen eine Sammlung des Schönsten vom Kinde und für das Kind aus der deutschen Literatur, eine Anthologie, die sich jede junge Mutter anschaffen sollte, weil sie — man darf wohl sagen — das Wundersamste an Kinderlyrik enthält.

Naturwissenschaftliche Nachschlagewerke. Bei der großen Differenzierung und Arbeitsteilung im Reiche der angewandten Naturwissenschaften ist es heute dem Fachgelehrten und dem nach Allgemeinbildung Strebenden bei der Menge der Neuerscheinungen auf allen Gebieten nicht möglich, nur einigermaßen den Gesamtüberblick zu behalten. Diesem Mangel steuern zwei größere Nachschlagewerke: das unter Mitwirkung von Fachmännern vom Herderschen Verlag, Freiburg i. Br., herausgegebene „**Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften**“, dessen neuester 31. Band, 1919—1920, wiederum durch reichen Inhalt aus einer großen Anzahl von Fachgebieten, wie Technik, Berg- und Hüttenwesen, Forst- und Landwirtschaft, Erdkunde, Astronomie, Medizin — das Eigenheim als Volkswohnung, moderne Liebhaberphotographie — usw., den weitesten Ansprüchen gerecht wird; und **Friedrich Dannemanns** „**Naturwissenschaften**“, von denen der erste Band in 2. Auflage vorliegt (Verlag Wilh. Engelmann, Leipzig), ein gediegenes Werk, das als Rahmen für Ostwalds „Klassiker der exakten Wissenschaften“ gelten kann, eine Geschichte der Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange von den ersten Anfängen bis in die neueste Zeit.

Bemerkung der Schriftleitung. Zu dem in Nr. 4058 veröffentlichten Szenenbilde aus Herbert Eulenbergs Schauspiel „Alles um Geld“ wird uns mitgeteilt, daß die Inszenierung in den Händen von Direktor Paul Hendels vom Steglitzer Schloßpark-Theater lag. Die Bühnenbilder entwarf Eduard Suhr.


DEINHARD HOCHGEWÄCHS
DEINHARD KABINETT
DEINHARD LILA


SELVE
SELVE
AUTOMOBILE
6/24 und 8/30 PS.
SELVE-AUTOMOBIL-WERKE
G. M. B. H.
HAMELN A/WESER


GEGRÜNDET IM JAHRE 1851
Feurich
Flügel
Pianos
LEIPZIG / COLONNADENSTRASSE NR. 30


Salit das Einreibemittel
Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen. In Apotheken Flaschen zu 35 und 70 Gramm.


Farben-Fabriken
Berger & Wirth
Leipzig
Telegramm-Adresse: Bergerwirt Leipzig
* Fernsprecher: No. 108, 408 und 658. *
Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam.
Farben-Lieferanten der Leipziger Illustrirten Zeitung.
Berger & Wirth Leipzig





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Anzeigenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 1. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung

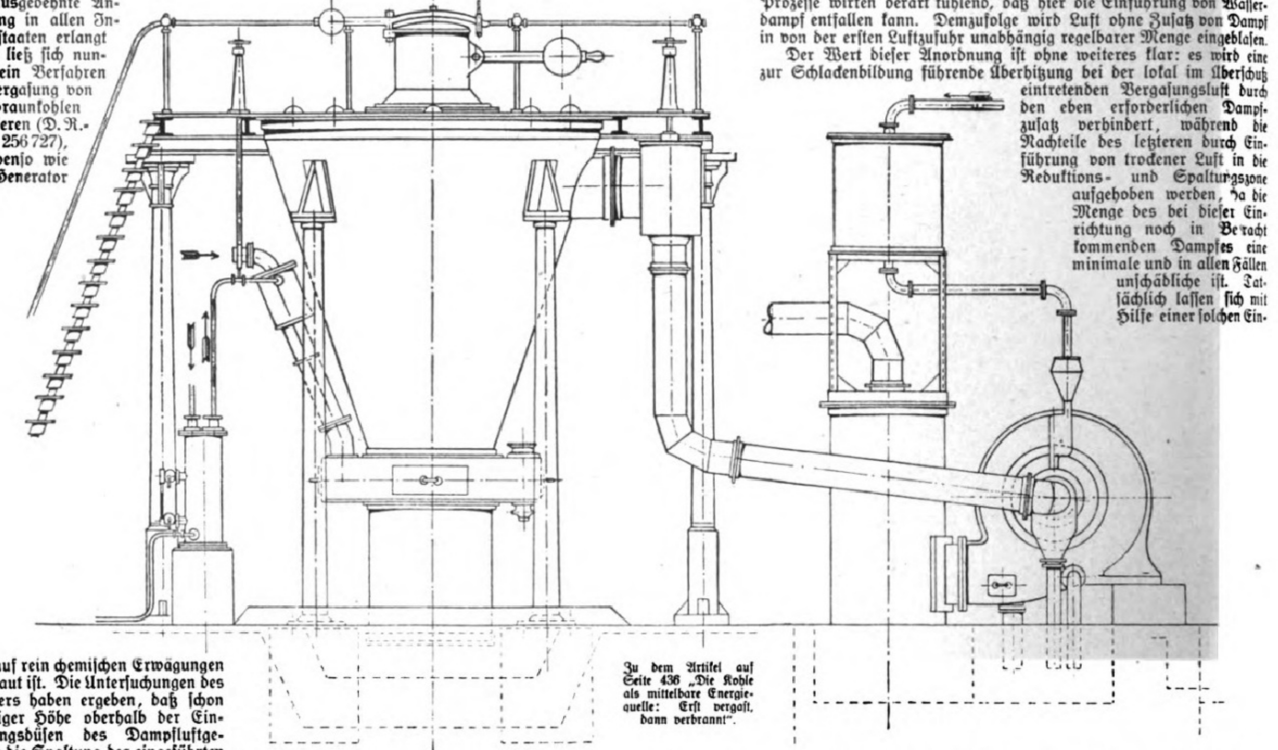
Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4061. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 ℳ (Ausland 75 ℳ). Preis dieser Nummer 5 ℳ 50 ₰ (Ausland 13 ℳ 50 ₰). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 ℳ; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 17. November 1921.

Neue Wege der Kohlenvergasung unter besonderer Berücksichtigung minderwertiger Brennstoffe.

Die Vergasung minderwertiger stark wasserhaltiger Kohlen, wie insbesondere der mitteldeutschen, sächsischen und rheinischen Rohbraunkohlen, hat bis vor kurzem große Schwierigkeiten bereitet. Generaldirektor Dipl.-Ing. Heller, dessen Generatoren schon seit vielen Jahren eine ausgedehnte Anwendung in allen Industriestaaten erlangt haben, ließ sich nunmehr ein Verfahren zur Vergasung von Rohbraunkohlen patentieren (D. R.-P. Nr. 256 727), das ebenso wie sein Generator selbst auf rein chemischen Erwägungen aufgebaut ist. Die Untersuchungen des Erfinders haben ergeben, daß schon in einiger Höhe oberhalb der Einströmungsdüsen des Dampfluftgemisches die Spaltung des eingeführten Wasserdampfes in Wasserstoff und Sauerstoff und auch die Reduktion des in der unteren Windeinströmungszone entstehenden Kohlendioxydes zu Kohlenoxyd erfolgt. Da diese beiden Prozesse stark endotherm (wärmebindend) sind, kann man in jener Zone des Vergasers, wo dieselben bereits sicher auftreten, auch bei Brennstoffen, die zur Schlackenbildung neigen, trockene Luft einführen, weil die hierdurch bewirkte lokale Wärmetönung durch die beiden vorerwähnten endothermen Prozesse — der Wasserdampfspaltung und der Kohlendioxydspaltung — kompensiert wird. Diese endothermen Prozesse wirken derart kühlend, daß hier die Einführung von Wasserdampf entfallen kann. Demzufolge wird Luft ohne Zusatz von Dampf in von der ersten Luftzufuhr unabhängig regelbarer Menge eingeblasen.

Der Wert dieser Anordnung ist ohne weiteres klar: es wird eine zur Schlackenbildung führende Überhitzung bei der lokal im Überschuß eintretenden Vergasungsluft durch den eben erforderlichen Dampfzusatz verhindert, während die Nachteile des letzteren durch Einführung von trockener Luft in die Reduktions- und Spaltungszone aufgehoben werden, da die Menge des bei dieser Einrichtung noch in Betracht kommenden Dampfes eine minimale und in allen Fällen unschädliche ist. Tatsächlich lassen sich mit Hilfe einer solchen Einrichtung auch ganz minderwertige, sehr nasse Brennstoffe, die überdies zur Schlackenbildung neigen, mit größtem Vorteil zu einem energiereichen Gase auswerten, wie die zahlreichen nach diesem System bereits ausgeführten großen Anlagen zeigen



Zu dem Artikel auf Seite 436 „Die Kohle als mittelbare Energiequelle: Erst vergast, dann verbrannt“.



PÖGE
Generatoren zur Kupplung mit
Wasserturbinen für Kraftzentralen.
Erbauung kompletter Elektrizitätswerke.
PÖGE
ELEKTRICITÄTS-AKTIENGESELLSCHAFT · CHEMNITZ

Bayerische Landesgewerbeanstalt

Nürnberg

Zweigstellen:
Augsburg, Bayreuth, Hof, Landshut, Regensburg und Würzburg.

Mechanisch technische Abteilung.
Begutachtungen, Materialprüfungsamt, gewerblicher Rechtsschutz (Patent- und Musterschutzanmeldungen).

Elektrotechnische Abteilung.
Prüfamt 4 der Phys. techn. Reichsanstalt, elektrisches Laboratorium, Beratungen, Begutachtungen.

Chemisch technische Abteilung.
Chemisches Laboratorium, Papier- und Garnprüfungsamt, Carbidprüfstelle, gerichtliche Chemie, Keramik.

Versuchsanstalt für Bierbrauerei.

Zeichenbüro.
Gewerbliche und kunstgewerbliche Entwürfe.



Zweigstelle:
Landwirtschaftliche Bauberatungsstelle in München.

Büro für Statik.
Amtliche Stelle für die Prüfung von Plänen und Berechnungen.

Institut für Bayerische Wirtschaftsforschung.

Wissenschaftliche Betriebsführung.
Praktische Einführung der wissenschaftlichen Betriebsführung in Industrie und Gewerbe.

Bibliothek und Vorbildersammlung.
Lesesäle, 200 technische und kunstgewerbliche Fachblätter, 30000 Bände, 12000 kunstgeschichtliche und kunstgewerbliche Diapositive.

Handwerker- und Kunsthandwerkerkurse.
Kunstgewerbliche Mustersammlung.
Bayerische Landesgewerbezeitung.
Maschinenvermittlungsamt.

Für Gutachten und Untersuchungen werden innerhalb Bayern mässige Gebühren, ausserhalb Bayern die Selbstkosten berechnet.

Elektrische Wärmespeicher

Ges. m. b. H. München Türkenstr. 70

E. W. G. M.

Zimmeröfen **Backöfen** Trockenanlagen

Verwertung von Nacht- und Abfallstrom

☞ **Konstruktion und Verfahren für N. Amerika und Canada verkäuflich** ☜

Von Fachphotographen wie Amateuren

seit fast 30 Jahren gleichermassen geschätzt:

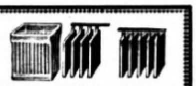


Für Aufnahmen jeder Art, insbesondere für Sportaufnahmen vorzüglich geeignet. Liefert ausgezeichnet klare und brillante Negative. Auch bei langer Entwicklung kein Gelbschleier. Stets gleichmässige beste Qualität. Hervorragende Haltbarkeit

16seitig illustr. **„Agfa"-Preisliste** kostenlos

Bezug durch Photohändler

Agfa Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO. 36



Station. Akkumulatoren
Formierte und fertiggelötete Plattensätze.
Akkumulatorenfabrik
Alfred Luscher,
Dresden-A., Grüne Str. 18/20.

Carl Kästner, Act.-Ges., Leipzig.
Spezialfabrik für
Panzerschränke
aller Art. – Gegr. 1846.



Tresor- und Schliessfächer-Anlagen, Stahlkammern, Archiv-Anlagen, neuester, unübertroffener Konstruktion.

Webers Illustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenlos.
Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.

Wasserwirbelbremsen

Bauart Junkers

einfach, unverwüstlich, beliebiger Drehsinn, für alle Leistungen und Drehzahlen liefert

Prof. H. Junkers Versuchsanstalt
Aachen, Königstraße 29.

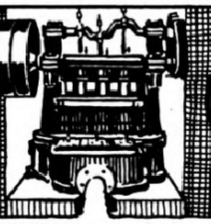
Hochspannungs- u. Ortsnetzbau
Beleuchtungs- u. Kraftanlagen
für Landwirtschaft, Gewerbe u. Industrie.

Umfangreiche Hochspannungsanlagen bereits ausgeführt und in Arbeit.

Billige Preise. Grosse Materialvorräte.

Gebrüder Peters, Ingolstadt
Elektrotechnische Unternehmungen. Gegr. 1903. Fernspr. 124.

J. E. Naeher Chemnitz



Pumpenfabrik Beckerstraße

Allgemeine Notizen.

Die Gebr. Körting Aktiengesellschaft, Hannover-Linden beging in diesen Tagen den 50. Jahrestag ihres Bestehens. Am 1. November 1871 gründete der Ingenieur Ernst Körting mit seinem Bruder, dem Kaufmann Berthold Körting, die Firma Gebr. Körting in Hannover. Ernst Körting betätigte sein hervorragend erfinderisches und konstruktives Talent in erster Linie auf dem Gebiet der Strahlapparate. Durch diese Apparate erlangte die Firma schon frühzeitig einen internationalen Ruf. In den verflossenen fünfzig Jahren hat sie über eine Million Strahlapparate abgeliefert, darunter allein über 200 000 Dampfkesselinjektoren, eine große Anzahl Ölfeuerungen, Luftbefeuchtungen, Kondensatoren usw. Die Firma errichtete sehr bald auch eine eigene Gießerei und stellte in dieser hauptsächlich Kessel und Heizkörper für Zentralheizungen her, nahm dann auch die Lieferung und Installation von Zentralheizungen selbst auf. In diesem Fabrikationszweig steht die Firma seit Jahrzehnten an der Spitze aller europäischen Werke; betrug doch im Jahre 1913 ihr Umsatz an Heizungen 26 000 000 Goldmark. In letzter Zeit ist sie insbesondere durch Herstellung von Fernheizwerken größten Umfangs hervorgetreten. Als Motorenlieferantin ist sie auf dem ganzen Erdball rühmlichst bekannt. Der jetzige Vorstand der Gebr. Körting Aktienges. besteht aus Generaldirektor Dr. Ing. h. c. Würth, Direktor Dr. Ing. Fusch und Direktor Dr. Ing. Kux. Das Verhältnis von Angestellten und Arbeitern zur Leitung war zu allen Zeiten von der Erkenntnis der Interessengemeinschaft getragen. Sowohl unter Arbeitern, wie unter Angestellten findet sich eine ungewöhnlich hohe Zahl von Jubilaren. Im Besitz der Aktiengesellschaft befindet sich die Arbeiterkolonie Körtingsdorf bei Linden.

Ausländisches Lob der deutschen Ärzte. Der Supervisor des städtischen Sanitätsdepartements von New York, Mr. Col. Edward C. Gibbs, hat jetzt seinen Landsleuten öffentlich über die Ergebnisse seiner Europareise berichtet, die er zum Zwecke des Studiums des deutschen Sanitätswesens unternommen hatte. Hierbei ist er unter anderm von dem Vorsitzenden der Berliner Deputation für Gesundheitswesen, Stadtmedizinalrat Geheimrat Dr. Rabnow, empfangen worden. Dr. Gibbs äußert sich folgendermaßen: „Die deutschen Ärzte sind die Hüter Europas. Sie wahren nicht nur den ausgezeichneten sanitären Zustand ihres eigenen Landes, sondern sorgen auch dafür, daß aus

anderen Ländern keine Seuchen über Deutschland nach den Vereinigten Staaten eingeschleppt werden können. Von Deutschland haben wir absolut keine Einschleppung zu befürchten. Die staatlichen und städtischen Sanitätsbeamten bewahren den sanitären Ruf Deutschlands in glänzender Weise. Sie sorgen dafür, daß das deutsche Volk reines Wasser zu trinken bekommt und alle sanitären Vorbeugungsmaßregeln sind so vollkommen, wie sie Menschenhände nur schaffen können. Die Ärzte Deutschlands zeigten mir gegenüber die größte Bereitwilligkeit, mit uns zusammen zu arbeiten, um jede mögliche Einschleppung von Krankheiten und Seuchen zu verhüten. Und sie werden diese segensreiche Tätigkeit unentwegt fortsetzen."

Neue Saturnforschungen. Der amerikanische Astronom W. H. Pickering (Harvard) in Jamaika hat festgestellt, daß der Ring des Saturn in seinem äußeren Rande höchstens wenige Kilometer dick sei, nach der Mitte zu auf etwa 1600 Kilometer anschwelle und im inneren Rande eine Dicke von 65 Kilometer hat.

Die Messung der Luftfeuchtigkeit ist von allergrößter Wichtigkeit im Energie-Haushalt und zur Erlangung hochwertiger Erzeugnisse. Für Pulverfabriken, Hütten- und Mineralwerke, Generatorenanlagen, Holztrocknereien, Papierfabriken, Spinnereien, Webereien und Färbereien, Tabak- und Zigarrenlager, Nahrungs-, Futtermittel- und Trocknungsindustrien, Schlachthäuser, Kühl-, Feuchtigkeits- und Lüftungsanlagen, Brauereien und Mälzereien, Korn- und Mehlspeicher, Lagerhäuser, Gewächshäuser usw. ist sie geradezu Gesetz. Am geeignetsten dazu sind die Original-Lambrecht-Fernhygrometer System Lambrecht-Dr. Wever. Ein sehr wesentlicher Vorteil besteht darin, daß die Lambrechtschen Instrumente auch am Kontrollort selbst die Feuchtigkeit ohne weitere Rechnung abzulesen gestatten. Für Messungen in unzugänglichen Räumen können die Lambrechtschen Fernhygrometer so eingerichtet werden, daß nur der hygrometrische Teil in den zu überwachenden Raum hineinragt. Im übrigen bitten wir die bezügliche Anzeige auf Seite 459 der vorliegenden Nummer nachlesen zu wollen.

Die Frankfurter Messen des Jahres 1922 werden in den Wochen vom 2. bis zum 8. April und vom 24. bis zum 30. September abgehalten werden.

Der Deutsche Wissenschaftliche Verein in Buenos Aires (Calle Moreno 1059) wird demnächst unter dem Titel „Phönix" eine jeden zweiten Monat erscheinende Zeitschrift

herausgeben, die der Pflege deutschen Geisteslebens gewidmet ist. Der Verein, dessen Bestrebungen im Interesse der Wissenschaft und der Auslandskenntnis in der ganzen deutschsprechenden Welt Anerkennung gefunden haben, beabsichtigt seine Zeitschrift vor allem in den Dienst des geistigen Austausches zwischen Deutschland und Südamerika zu stellen.

Bremen—Südamerika. Der Norddeutsche Lloyd in Bremen hat seine zweite Frachtdampferlinie mit eigenen Dampfern nach Südamerika eröffnet. Als erster Dampfer ging der 8400 To. fassende Frachtdampfer „Westfalen“ über Hamburg nach Rio de Janeiro und Buenos Aires ab, als zweiter folgte am 18. Oktober der Lloyddampfer „Holstein“. Am 3. November eröffnete der wieder in den Besitz des Norddeutschen Lloyd übergegangene frühere Reichspostdampfer „Seydlitz“ die neue Passagierlinie von Bremen über spanische Häfen nach Rio de Janeiro und Buenos Aires. Der Dampfer „Seydlitz“ befördert Passagiere erster, zweiter und dritter Klasse nach den genannten südamerikanischen Häfen und nahm außerdem Ladung nach Buenos Aires.

Das spanisch-amerikanische Athenäum. Nach den der deutschen Öffentlichkeit bereits bekannten Vorarbeiten ist in Berlin nunmehr die Gründung des spanisch-amerikanischen Athenäums erfolgt. Das Athenäum, das in seiner von mehr als 200 Interessenten besuchten Gründungsversammlung als Präsidenten den argentinischen Konsul Candioti, als Vizepräsidenten Marques de Benedito und als Generalsekretär Asenso wählte, hat den Zweck, die Kenntnis über Geschichte, Literatur, Wissenschaft und Kunst der iberischen Halbinsel und Lateinamerikas zu erweitern sowie überhaupt die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und diesen zukunftsreichen Ländern zu vertiefen. Von den geplanten Veranstaltungen wird als erste ein Vortrag des argentinischen Politikers Dr. Oyhanarte stattfinden.

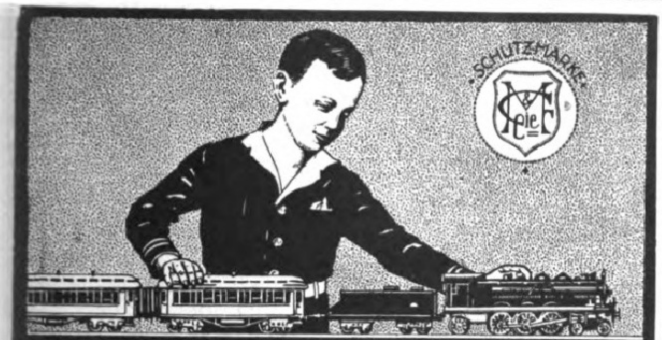
Der größte vorgeschichtliche Fund, der in Schleswig-Holstein seit der berühmten Nydamer Ausgrabung von 1863 gemacht worden ist, wurde in einem kleinen Moor von Hirschsprung-Koppel auf Alsen zutage gefördert. Zu Hunderten lagen hier Speerstangen aus der Völkerwanderungszeit; ferner wurde eine große Anzahl eiserner Speerspitzen gehoben, ebenso Spitzen aus Knochen und verschiedene Holzgeräte. Die Funde werden desto reichhaltiger und wertvoller, je weiter man gräbt. So kamen mehrere Holzschilde zum Vorschein sowie Teile eines größeren Bootes, dessen Bauart mit dem des Nydamer Schiffes verwandt ist.

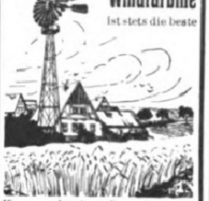
Ausstellungs-Briefmarken aus Anlaß der Deutschen Gewerbeschau München 1922 herauszugeben hat sich das Reichspostministerium entschlossen. Während im Ausland, vor allem in Amerika, schon bei großen Ausstellungen besondere Briefmarken erschienen sind, ist dieser Beschluß des Reichspostministeriums, der der umfassenden wirtschaftlichen und kulturellen Bedeutung der deutschen Gewerbeschau Rechnung trägt, für Deutschland eine Neuheit. Die Briefmarken der Deutschen Gewerbeschau, über deren künstlerische Ausführung die Verhandlungen noch schweben, werden insbesondere in Sammlerkreisen starke Beachtung und Nachfrage finden.

Ein neuer Goerz-Katalog. Die Optische Anstalt C. P. Goerz A.-G., Berlin-Friedenau 9, hat einen neuen, sehr gut gedruckten und reich mit Abbildungen ausgestatteten Katalog über ihre photographischen Erzeugnisse herausgegeben. Als Neuheiten fallen besonders die beiden Roll-Kameras „Tengor“ 6×9 und 6½×11 cm auf, leichte und gefällige Rollfilm-Apparate, die die bekannte Goerz'sche Qualitätsarbeit mit einem mäßigen Preise vereinigen und sicherlich großen Anklang bei den Amateurphotographen finden werden. Außer den übrigen bekannten und den neuen Goerz-Kameras enthält der Katalog auch die für den Amateur in Betracht kommenden Goerz-Objektive, wie Dogmar, Dagor und Hypar sowie sonstige für die Photographie erforderlichen Zubehörteile und Artikel, so daß er jedem Amateur als zuverlässiger Führer willkommen sein wird.

Die unterhaltendsten und lehrreichsten Spiele für Knaben sind die an Vielseitigkeit unbegrenzten Märklin-Metallbaukasten. Märklin-Modelle können von jedem Knaben ohne Fertigkeit und ohne Vorkenntnisse gebaut werden. Ideale Ergänzungen zu den Märklin-Metallbaukasten sind die Märklin-Betriebsmotoren, Uhrwerk-, Dampf- und Elektromotoren, wie überhaupt alle Metallspielwaren von Gebr. Märklin & Cie. in Göppingen (Württemberg). Alle besseren Geschäfte dieser Art führen die Märklin-Spielwaren. Kataloge senden genannte Fabrikanten auf Verlangen kostenlos.

Eine gute, vollwertige Kindernahrung muß haltbar und immer gleichmäßig sein, darf keine unverdauliche Stärke enthalten und der Zubereitung keine Schwierigkeiten bieten, sie muß ausgiebig und billig, nahrhaft und wohlschmeckend sein. Alle diese Bedingungen erfüllt „Kufeke“, das sowohl für Gesunde als auch für kranke Kinder eine ausgezeichnete, von Ärzten viel empfohlene Nahrung ist.

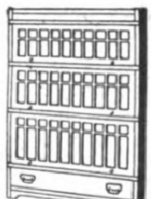




















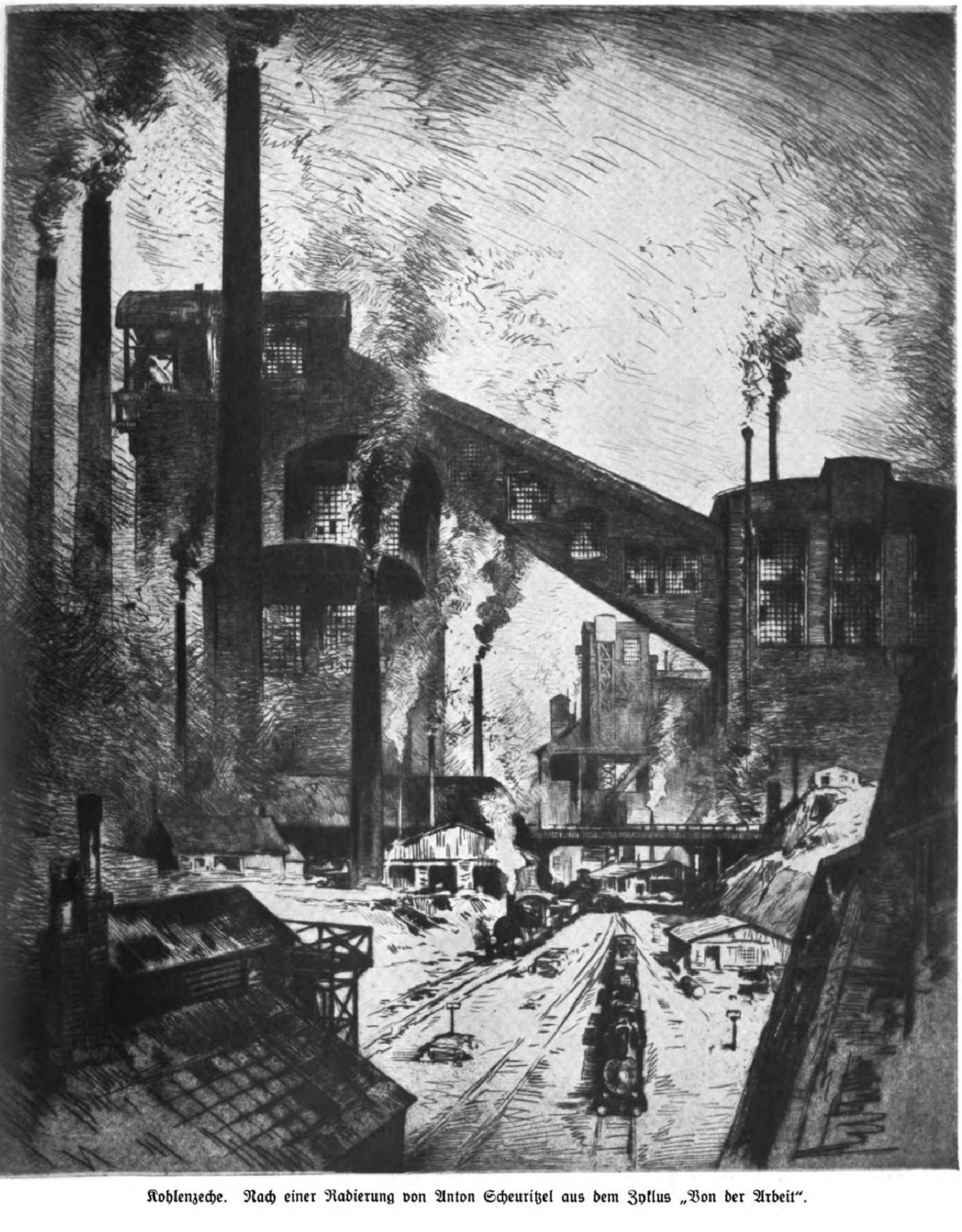
Der Sprengstoff der Zukunft.

Seitdem der Freiburger Mönch Berthold Schwarz das Schießpulver erfunden hat sind zwar viele und außerordentlich wertvolle Verbesserungen an den Sprengstoffen vorgenommen worden, die schließlich zu dem modernen, hochbrisanten, rauchlosen Pulver führten. Alle diese Sprengstoffe erfordern aber das alte Prinzip, feste Sprengstoffe in der Pulverfabrik so zu mischen, daß der Kohlenstoffträger mit dem Sauerstoffträger unter Explosions-Erscheinungen reagieren kann, sobald eine Zündung eintritt. Solche Entzündung tritt aber häufig unbeabsichtigt ein, und in den großen Sprengstofflagern entstehen dann nicht nur große Schäden an Material, sondern vor allen Dingen auch an Menschenleben. Diese Gefahr vermeidet der Flüssigluft-Sprengstoff, denn bei Transport und Lagerung stellt er noch keinen Sprengstoff dar, sondern seine beiden, getrennt für sich vollkommen ungefährlichen Komponenten werden erst an Ort und Stelle durch Tränken des Kohlenstoffträgers mit dem Sauerstoffträger gemischt. Dieser Sprengstoff hat im Laufe der letzten Jahre stetig an Bedeutung gewonnen. Während des Krieges ist er nur in Deutschland verwandt worden, da dem Auslande genügende Mengen von Salpeter aus Chile zur Verfügung standen. Neuerdings hat das Ausland jedoch auch die mit der Sprengluft verbundenen großen Vorteile vor den festen Sprengstoffen eingesehen, und die Anwendung des Sprengluft-Verfahrens macht in Europa sowohl, wie in den Ueberseeländern von Monat zu Monat wesentliche Fortschritte. Ueberall da, wo nicht sogenannte Sicherheitssprengstoffe für die Durchführung von Sprengungen vorgesehen sind, also vor allem in allen nicht schlagwettergefährlichen Gruben, in Steinbrüchen, bei Bahn-, Straßen- und Wasserbauten (Sprengen von Tunnels und ähnlichem), sowie zu Stubbenrodungen wird der flüssige Sauerstoff in Verbindung mit einem kohlenstoffhaltigen Körper zweckmäßig verwendet. In politisch unruhigen Gegenden kommt als Vorteil der Anwendung des Sprengluftverfahrens hinzu, daß es nicht, wie bei allen handfertigen Sprengstoffen, möglich ist, zu Sabotagezwecken größere Mengen heimlich zu sammeln. Von dem Kohlenstoffträger kann man sich geringe Mengen wohl allmählich sammeln, was heimlich geschehen kann, flüssige Luft kann aber niemals heimlich fabriziert werden, der Staat hat infolgedessen eine ständige Kontrolle darüber, wer im Besitze von Sprengstoffen ist. — Für die große Wirtschaftlichkeit des Sprengluftverfahrens spricht der Umstand, daß die Kosten für das Sprengen mit flüssigem Sauerstoff etwa ½ bis ⅓ der Kosten betragen, die für das Sprengen mit handfesten Sprengstoffen in Ansatz gebracht werden müssen.





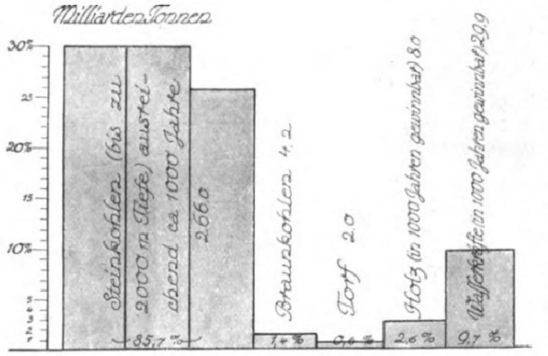
Illustrirte Zeitung



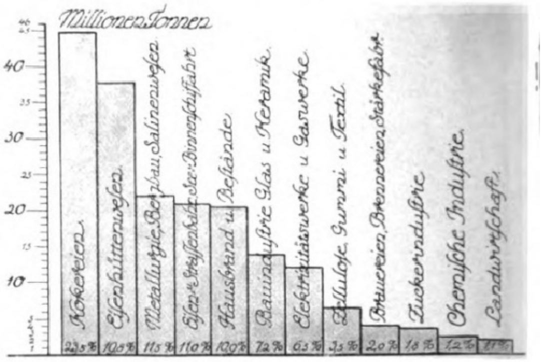
Kohlenzeche. Nach einer Radierung von Anton Scheuritzel aus dem Zyklus „Von der Arbeit“.

Wege und Ziele der deutschen Energiewirtschaft.

Von Ober- und Geh. Regierungsrat Max Geitel, Berlin-Wilmersdorf.



Die vermutlichen Energievorräte Deutschlands. (Sämtliche Energiemengen sind auf Steinkohle umgerechnet.)



Kohlenverbrauch der einzelnen Verbrauchergruppen im Deutschen Reich im Jahre 1913. (Steinkohle und Braunkohle — letztere auf Steinkohle umgerechnet.)

Deutschland ist von jeher, seitdem es in die Reihe der führenden Industriestaaten eingetreten war, wegen seiner wirtschaftspolitischen Lage und wegen seines im Verhältnis zu dem schnell anwachsenden Energieverbrauch geringen Reichtums an natürlichen Energiequellen stets auf eine sparsame Energiewirtschaft angewiesen gewesen. Die deutsche Technik hat, dank ihrer wissenschaftlichen Vertiefung, wie auf zahlreichen anderen Gebieten, so auch in der Energiewirtschaft stets Vorbildliches geleistet. Unter den die Energiewirtschaft aller Völker der Erde in neue Bahnen lenkenden Errungenschaften deutscher technischer Wissenschaftlichkeit seien nur Werner Siemens' dynamoelektrisches Prinzip, Intzes Talsperrenbauten und Diesels Ölmotor genannt. Und so findet das Gebot der Stunde, das gebieterisch das Zusammenfassen aller unserer Kräfte, der körperlichen wie der geistigen, fordert, die deutsche Energiewirtschaft nicht unvorbereitet.

Die wichtige Frage nach der Größe der der deutschen Energiewirtschaft zur Verfügung stehenden Energiemengen, in Kohle, Torf, Holz, Mineralölen, Wasser, Elektrizität, Wind, Ebbe und Flut, Sonnenwärme und sonstigen zukünftigen Energiearten, läßt sich aus naheliegenden Gründen nicht mit Bestimmtheit beantworten. Nach einer im Anfang des laufenden Jahres im Reichsschatzamt bearbeiteten Aufstellung betragen die nutzbaren Energievorräte Deutschlands in Steinkohle, Braunkohle, Torf und Wasserkraft, umgerechnet auf den äquivalenten nutzbaren Energiewert von Steinkohle, insgesamt 319,84 Milliarden t Steinkohle. Hiervon entfallen auf Steinkohle (bis 2000 m Teufe) 305 Milliarden = 95,3 Proz., auf Braunkohle 4,2 Milliarden = 1,3 Proz., auf Torf 0,34 Milliarden = 0,1 Proz., auf Wasserkraft 10,3 Milliarden = 3,3 Proz. Nach einer anderen, obenstehend schematisch wiedergegebenen Aufstellung betragen die deutschen Energievorräte, nach Abzug der Verluste in Oberschlesien, in Steinkohle 266 Milliarden t = 85,7 Proz., in Braunkohle 4,2 Milliarden = 1,4 Proz., in Torf 2,0 Milliarden = 0,6 Proz., in Holz 8,0 Milliarden = 2,6 Proz., in Wasserkraft 29,9 Milliarden = 9,7 Proz.

Der Verbrauch an Energie nahm in dem Maße zu, wie sich Deutschland aus einem Agrarstaat in einen Industriestaat verwandelte und der Übergang vom Handwerk zur Fabrik, von der Handarbeit zur Maschinenarbeit sich vollzog. Beispielsweise stieg in der Maschinenindustrie die Zahl der benutzten Dampfmaschinen-Pferdekräfte in den Jahren 1895 bis 1907 von 184821 auf 1215512, d. i. um 557,7 Proz.; in der Metallverarbeitung stieg diese Zahl um 211,8 Proz., im Bergbau, Hütten- und Salinenwesen um 134,5 Proz. In den Jahren 1891 bis 1913 erhöhte sich in Deutschland der Kohlenverbrauch für Kraftzwecke von 26 auf 66 Mill. t. Bezeichnend für die Stellung, die wir in der Dampfkraftwirtschaft der Erde einnehmen, ist, daß ein Sechstel der auf 60 Millionen geschätzten Gesamt-Dampfpferdekräfte der Erde auf Deutschland entfällt. Das vorstehend an wenigen Zahlen nachgewiesene bisherige Steigen des deutschen Energiebedarfes wird infolge der durch den Weltkrieg verursachten Verteuerung der menschlichen und tierischen Muskelkraft auch in Zukunft, wenn auch nicht in dem bisherigen Maße, sich fortsetzen.

Die Ziele, die auf Grund der bisherigen Erfahrungen angestrebt werden müssen, sind folgende: 1. Einheitliche Regelung der Energiewirtschaft; 2. Vollkommenere Ausnutzung der vorhandenen Energiemengen durch weiteren Ausbau der Kraftverteilung, durch Erhöhung des Wirkungsgrades und durch Hebung der Sparsamkeit; 3. Erschließung neuer Energiequellen.

Das erste Ziel ist gegenüber den Verhältnissen der Vorkriegszeit, die im wesentlichen nur eine privatwirtschaftliche, der Einheitlichkeit entbehrende Energiewirtschaft kannte, durch das am 13. März 1919 durch die Nationalversammlung verabschiedete Gesetz über die Sozialisierung um ein vielfaches nähergerückt. § 1 dieses Gesetzes befugt das Reich, im Wege der Gesetzgebung gegen angemessene Entschädigung für eine Vergesellschaftung geeignete Unternehmungen, insbesondere solche zur Gewinnung von Bodenschätzen und zur Ausnutzung von Naturkräften, in Gemeinwirtschaft überzuführen. Gemäß § 2 können die Aufgaben der durch Reichsgesetz geregelten Gemeinwirtschaft dem Reiche, den Gliedstaaten, Gemeinden und Gemeindeverbänden oder wirtschaftlichen Selbstverwaltungskörpern übertragen werden. Letztere werden vom Reiche beaufsichtigt. § 4 bestimmt, daß in Ausübung der in § 2 vorgesehenen Befugnis durch besonderes Reichsgesetz die Ausnutzung von Steinkohlen, Braunkohlen, Preßkohlen und Koks, Wasserkräften und sonstigen natürlichen Energiequellen und von der aus ihnen stammenden Energie nach gemeinwirtschaftlichen Gesichtspunkten geregelt wird.



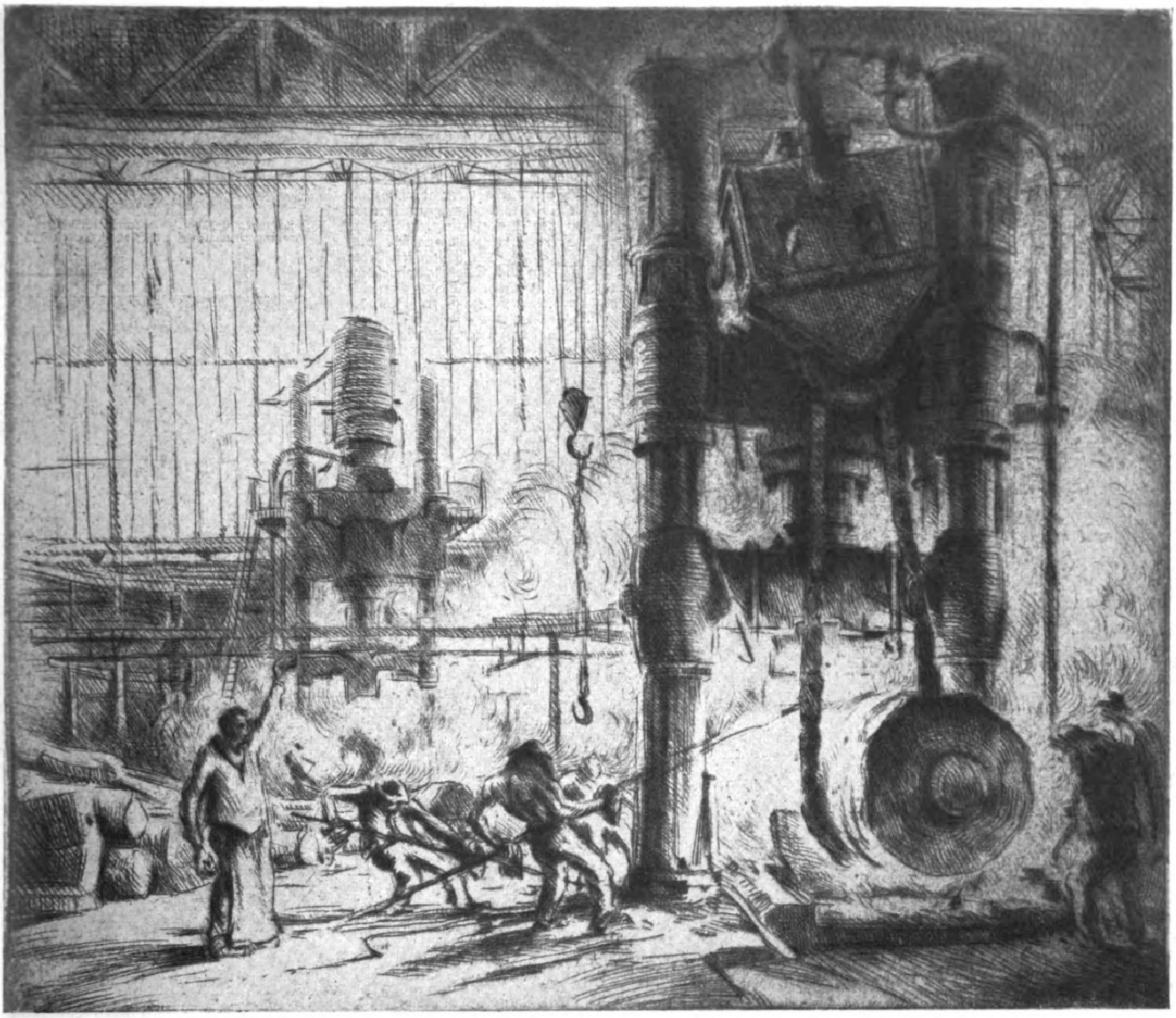
21 Gleise Waggon an Waggon von Ruhrort bis Paris.
Die wirtschaftlichen Folgen des Friedensvertrags von Versailles.

Die große Bedeutung, die die auf die Energiewirtschaft bezüglichen Bestimmungen des Sozialisierungsgesetzes für Deutschlands wirtschaftliche Zukunft besitzen, beruht darin, daß sie der deutschen Energiewirtschaft diejenigen Vorteile gewährleisten, die dieser infolge ihrer Zersplitterung bisher versagt geblieben sind, als deren wichtigste die folgenden zu nennen sind: die den großen Kraftanlagen eigene höhere Wirtschaftlichkeit, der Ausgleich der Belastungen der einzelnen Kraftanlagen, das Hand-in-Hand-Arbeiten der verschiedenen Energiearten, z. B. der Dampfkraft und der Wasserkraft unter Vermittlung des elektrischen Stromes, die Erschließung und Heranziehung bisher unbenutzter entlegener Wasserkräfte und minderwertiger Energien. Vorbedingung für die Erreichung dieser durch die Vereinheitlichung angestrebten Ziele ist, daß die zur Verfügung stehenden Energieformen und Energiemengen mit tunlichster Genauigkeit festgestellt werden.

Die weiteren neben der Vereinheitlichung anzustrebenden Ziele: vollkommenere Ausnutzung der vorhandenen Energiemengen und Erschließung neuer Kraftquellen, sind von Deutschlands Technik und Industrie bisher mit einem derart verheißungsvollen Erfolge angestrebt, daß wir in dieser Beziehung der Zukunft vertrauensvoll entgegensehen können. Die Arbeit von Staat, Technik und Industrie kann aber das gemeinsame Endziel, die tunlichste Hinausschiebung des Versiegens unserer fossilen Energiequellen, nur dann erreichen, wenn bei den Verbrauchern der Energie im Haushalt, im Gewerbe, im Verkehr, im täglichen Leben das Verständnis für deren Wert dauernd lebendig erhalten wird.

Das planmäßig ausgebaute, den Austausch unserer geistigen und körperlichen Güter vermittelnde Netz unserer Verkehrsmittel bildet gleichsam die Kanäle des Blutumlaufs unseres Wirtschaftskörpers. Die einheitliche Energiewirtschaft mit ihren das Land überspannenden Kraftleitungen hat die dankbare Aufgabe, unserem Wirtschaftskörper die Muskelstränge zu liefern, deren er im Kampfe um Deutschlands Zukunft bedarf.





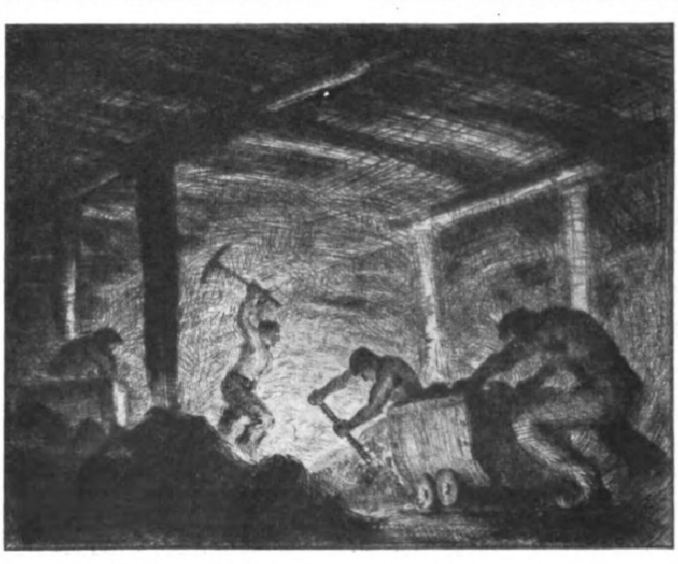
Preßwerk. Nach einer Radierung von Hermann Kupferschmid. (Verlag der Galerie Moos in Karlsruhe i. B.)

Die Kohle als unmittelbare Energiequelle. / Von Hans Dominik.

Eine neue Kulturepoche der Menschheit beginnt von dem Zeitpunkte an, da sie es lernte, die in den Brennstoffen schlummernde Energie in mechanische Arbeit zu verwandeln und sich dienstbar zu machen. Man kann die Energie der Kohle gewinnen, wenn man ein teilweise mit Wasser gefülltes geschlossenes Gefäß über ein Feuer stellt. Dann bildet sich Wasserdampf. Seine Moleküle prallen dabei in regellosen Stößen gegen die Kesselwandungen und erzeugen jene Erscheinung, die wir äußerlich als Dampfdruck wahrnehmen. Vor etwa 150 Jahren war man so weit gekommen, daß man in größeren Kesseln, die zum Teil noch aus Blei, ja sogar aus Holz bestanden, wenigstens Dampfdrucke von einer Atmosphäre zu erzeugen vermochte, und von diesem Moment an beginnt die Geschichte der Dampfmaschine.

Die theoretischen Arbeiten des großen Franzosen Carnot lehrten um die Wende des 18. Jahrhunderts, daß der Wirkungsgrad jeder Wärmekraftmaschine durch das Temperaturintervall des in die Maschine eintretenden und des aus ihr abziehenden heißen Gases oder Dampfes bedingt ist. Die praktische Folgerung aus dieser theoretischen Erkenntnis war die ständige Erhöhung der Frischdampftemperaturen und das heißt natürlich auch der Frischdampfspannungen, der Kesseldrucke. Vom alten Niederdruck kam man über die heute längst überholten Mitteldrucke von 3 bis 5 Atmosphären zu den modernen Hochdruckkessel- und Maschinenanlagen mit 15 bis 20 Atmosphären. Doch ist man dabei nicht stehengeblieben. Es sind bereits Kessel und Maschinen in Betrieb, die mit einer Frischdampfspannung von 60 Atmosphären und einer dementsprechenden Frischdampftemperatur von 460 Grad Celsius arbeiten. Wenn wir uns erinnern, daß bei 500 Grad die matte Rotglut beginnt, dann ist wohl klar, was diese Leistung zu bedeuten hat.

Neben der Erhöhung der Kesseldampfspannungen ging die Forderung nach erhöhter Wirtschaftlichkeit einher. Die Wärme des Kohlenfeuers sollte dem Kesselwasser möglichst vollkommen zugeführt werden. Zu dem Zwecke mußten Wasser und Feuer mit der denkbar größten Berührungsfläche zusammenkommen. Der ehemalige einfache Kofferkessel verwandelte sich im Laufe der Jahrzehnte in den komplizierten Röhrenkessel unserer Tage. In Hunderten von Sieberohren durchziehen die heißen Flammengase die Wassermengen, oder in Hunderten von Wasserrohren hängt das Kesselwasser in der Höllenglut der Kesselfeuerung. So entstanden die modernen Kesselanlagen, die bis zu 65 Proz. der Kohlenenergie in nutzbare Dampfspannung verwandeln.



Kohlengewinnung: „Vor Ort.“ Nach einer Radierung von Bruno Bielefeld.

Schließlich die Feuerung selbst. Es gab eine Zeit, da die richtige Bedienung eines Kesselfeuers eine Kunst war, aber eine Kunst, die gewaltige körperliche Kraft erforderte. Heute leben wir im Zeitalter der automatischen Feuerungen. In gleichmäßigem Strome fällt die Kohle aus den Bunkern im Dache durch Schüttrohre auf die Kettenroste, wandert mit diesen durch die ganze Länge der Feuerung und verbrennt dabei in der gewollten Weise. Aus dem Heizer wurde ein Kesselwärter, der nur noch den regelrechten Gang der automatischen Feuerung zu überwachen hat und in modernen Anlagen den Gang

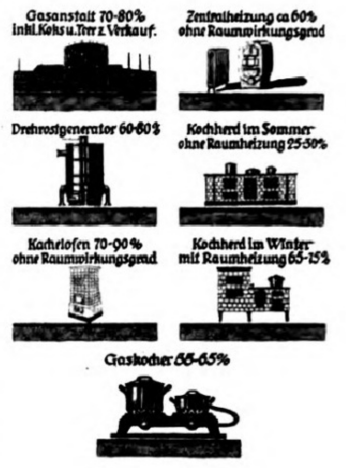


Wirkungsgrade von Kraftmaschinen.

der Dampferzeugung nicht mehr an Druckmessern (Manometern), sondern an Thermometern ablieſt.

Aus den Kesseln strömt der Dampf zu den Maschinen. Im Zylinder der Dampfmaschine schiebt er den Kolben etwa über den zehnten Teil der ganzen Länge des Kolbenweges mit vollem Druck vor sich hin. Dann sperren die Steuerungsorgane bereits den Zutritt des Frischdampfes ab. Aber der im Zylinder befindliche Dampf arbeitet dank seiner Expansionsfähigkeit weiter. Unter ständiger Temperaturerniedrigung dehnt er sich aus, verliert seine Spannung und leistet dabei Schubarbeit auf den Kolben. In den modernen Expansionsmaschinen verteilt sich diese Ausdehnung über mehrere Zylinder, damit das Temperaturgefälle in dem einzelnen Zylinder nicht zu groß wird und die Bildung von Kondenswasser unterbleibt. Im letzten, dem Niederdruckzylinder, ist der Dampfdruck bereits bis unter den natürlichen Druck der Atmosphäre gesunken und die Temperatur bis auf einige 60 Grad abgefallen. Der soweit seines Arbeitsvermögens beraubte Dampf wird dann im Kondensator in Wasserform niedergeschlagen, und schon fassen die Speisepumpen das Kondensat und drücken es in den Kessel zurück.

Seit der Jahrhundertwende ist neben die Kolbendampfmaschine die Dampfturbine getreten und hat sie auf vielen Gebieten verdrängt. Bei der Dampfturbine tritt der Dampf aus den Düsen eines feststehenden Leitapparates in Strahlenform aus und erlangt dabei Geschwindigkeiten bis zu 500 m in der Sekunde. Die Dampfstrahlen treffen auf die Schaufeln eines Schaufelrades, geben einen Teil ihrer Arbeit an dies Rad ab, werden in einem zweiten, feststehenden Leitapparat umgelenkt, treffen das nächste Schaufelrad und so weiter, bis auch hier der Dampf schließlich expandiert, abgekühlt und seines Arbeitsvermögens beraubt, in den Kondensator tritt und zu Wasser niedergeschlagen wird. Hinsichtlich der Wirtschaftlichkeit stehen Turbine und Kolbendampfmaschine ziemlich gleich. Nur aus Betriebsgründen gibt man der einen oder anderen Art an dieser oder jener Stelle den Vorzug. Der Wirkungsgrad der besten Dampfmaschinen und Turbinen beträgt etwa 45 Proz. Aber dieser Wirkungsgrad muß mit demjenigen der Kesselanlage multipliziert werden, um den Gesamteffekt zu bekommen. So resultiert aus einer Kesselanlage mit 60 Proz. und einer Maschine mit 40 Proz. ein Gesamtwirkungsgrad von 24 Proz., der das Höchste des zur Zeit mit Dampfanlagen Erreichbaren darstellen dürfte. Seit den Tagen von James Watt hat sich der Wirkungsgrad versechzigfacht, aber auch heute sind wir der idealen Maschine mit 100 Proz. Wirtschaftlichkeit noch ziemlich fern.

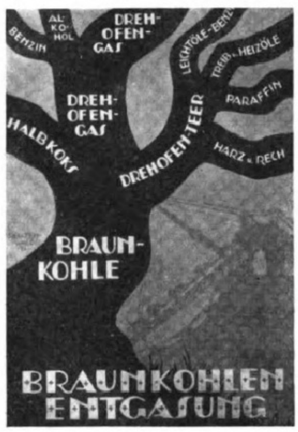


Verschiedene Wirkungsgrade.

Die Kohle als mittelbare Energiequelle. / Von Privatdozent Dr. Hans Schrader.

Schon seit langer Zeit hat man die mannigfachen Vorteile erkannt, die die Feuerung mit Gasen vor der mit festen Brennstoffen bietet, und dementsprechend Wege gesucht, die Kohle auf geeignete Weise zunächst in brennbare Gase überzuführen, um diese dann als Heizmaterial zu verwerten.

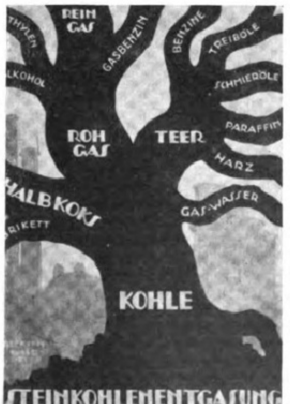
Die erste Verwendung von Gas zu Brennzwecken datiert von Anfang des vorigen Jahrhunderts; damals begann man die bei der trockenen Destillation der Steinkohlen entweichenden Gase zur Straßenbeleuchtung von Städten zu verwenden. Nach jener Methode stellen noch heute unsere Gasanstalten einen großen Teil ihres Gases, das sogenannte Leuchtgas her, während andererseits in neuerer Zeit in deutschen Industriegegenden auch Koksofengas in großem Maßstabe zur Gasversorgung der Städte dient. Als Kohle verwenden die Gasanstalten Gas- bzw. Gasflammkohlen, die viel Gas abgeben, die Koksöfen dagegen, um einen möglichst guten harten Koks zu erzielen, backende Fettkohlen.



Der sogenannte Hütten- oder Zechenkoks dient bekanntlich dazu, das Eisen aus seinen Erzen, im wesentlichen Verbindungen mit Sauerstoff, zu erschmelzen, wobei die Kohle den Sauerstoff aufnimmt und in Kohlenoxyd übergeht, das mit den Gichtgasen entweicht. Früher ließ man diese Gase frei abbrennen; jetzt werden sie zum Heizen verwandt und sind für die Hüttenwerke und für die Elektrizitätsversorgung weiter Kreise ein wichtiger Kraft- und Brennstoff.

Von dem Vorgang der Gichtgasbildung aus kam man Mitte vorigen Jahrhunderts zur Erfindung des Gaserzeugers. Die Entwicklung des Generatorbaues, insbesondere die Erfindung des Drehrostes und der mechanischen Aschenaustragung, hat dazu geführt, daß man nicht nur Koks oder gute Kohlen, sondern mit Vorteil gerade billige aschereiche Kohlen vergasen kann, so daß die Vergasung, obwohl ihre Durchführung einen gewissen Wärmeverbrauch bedingt, trotzdem eine vorteilhafte Veredelungsmethode der festen Brennstoffe darstellt. Von den Braunkohlen lassen sich nur die stückigen Sorten ohne weiteres vergasen. Die feinkörnigen müssen zuvor brikettiert werden, da sonst der Durchgang der Gase durch die Beschickung nur schlecht und ungleichmäßig erfolgt. Deutsche Rohbraunkohlen sind außerdem vielfach zu wasserhaltig, um ohne weiteres verwandt werden zu können. Das gleiche gilt für den Torf. Im Gegensatz zu den Generatoren verwenden Gasanstalten und besonders Kokereien aschearme Kohlen, da sich bei der Verkokung die Asche im Koks noch anreichert.

Bei der Generatorgaserzeugung werden 30 Proz. des Heizwertes des Kohlenstoffs frei, das Gas verläßt daher hocherhitzt den Gaserzeuger. Um Wärmeverluste zu vermeiden, leitet man es entweder heiß in die in der Nähe aufgestellten Öfen, oder man mäßigt die hohe Temperatur des Vorganges, die Schlackenbildung und Wärmeverluste verursacht, indem man mit der Luft zugleich Wasserdampf einbläst. Bei 1000 Grad und höher wird nämlich Kohlenstoff durch Wasserdampf unter Wärmeverbrauch oxydiert, wobei sich Kohlenoxyd und Wasserstoff bilden. Dieser Wassergasprozeß stellt sich den beiden anderen Teilvorgängen im Gaserzeuger, nämlich erstens der Entgasung, die bei der Erhitzung der Kohlen im oberen Teil der Beschickung stattfindet, und zweitens der Vergasung in der Glutzone durch den Sauerstoff der Luft, als dritter gasbildender Prozeß zur Seite. Das aus dem Spiel aller drei Vorgänge entstehende Generatorgas, je nach Kohle- und Dampfzusatz verschieden, ist die gebräuchlichste Gasart für technische Heizzwecke.



Das reine Wassergas, ein besonders heizkräftiges Gas, erzielt man, indem man die Glutschicht des gewöhnlich mit Koks beschickten Generators stark durch Einblasen von Luft überhitzt und dann nach Abstellen der Luft Wasserdampf für sich hindurchbläst, wobei sich, wie oben beschrieben, ein Gemisch von gleichen Teilen Kohlenoxyd und Wasserstoff bildet. Ist nach einigen Minuten die Temperatur infolge des Wärmeverbrauchs der Reaktion zu weit gesunken, so beginnt das Heißblasen von neuem. Von Bedeutung ist das Wassergas unter anderm für die Gasanstalten als Zusatz zum Leuchtgas, ferner überall da, wo die Temperatur des gewöhnlichen Generatorgases nicht ausreicht.

Weitere Entwicklungsstufen des Wassergases stellen das Doppelgas und das Trigas dar, die aus einer Mischung von gewöhnlichem Wassergas und Leuchtgas bestehen. Diese Mischung wird gewonnen, indem man das beim Heißblasen erzeugte Generatorgas aus dem unteren Teil des Generators nach außen ableitet und nur das durch darauffolgendes Dampfeinblasen entstehende Wassergas durch die obersten Kohlenschichten führt, wobei es sich mit deren Entgasungsprodukten (es werden gasreiche Kohlen verwendet) mischt. Die Doppelgase besitzen einen höheren Heizwert als reines Wassergas und können sogar für sich allein als Koch- und Leuchtgas für Städteversorgung dienen.

Die Gewinnung der Nebenprodukte trägt in den Kokereien und Gasanstalten zur Wirtschaftlichkeit der Betriebe erheblich bei. Die Art und Mannigfaltigkeit der als Nebenprodukte gewonnenen Stoffe zeigen die beigegebenen Stammbäume. Diese Stoffe bilden die Grundlage unserer organisch-chemischen Großindustrie. Bei teerreichen Arten der Braunkohlen, den sogenannten Schwelkohlen, ist die Teergewinnung sogar Hauptzweck der Destillation. Der Stammbaum der Braunkohlenverzehrung gibt über die verschiedenen Produkte der Braunkohlenschwelerei Auskunft. Das Paraffin wird zur Kerzenherstellung benutzt. Teeröle, insbesondere Braunkohlen- und Urteeröle, sind ein vorzügliches Treibmittel für Dieselmotoren.

Die Gewinnung der Nebenprodukte ist auch in der Technik der Generatoren ermöglicht worden. Durch Einblasen von reichlichen Mengen Wasserdampf lassen sich bedeutende Mengen Ammoniak aus den Kohlen gewinnen. Im Krieg erlangte die Teergewinnung für uns infolge des Mangels an allen Ölen eine besondere Bedeutung. Bei der Erhitzung der Kohlen entweicht bereits bei Temperaturen bis 500 Grad der gesamte Teer. Dieser bei möglichst niedriger Temperatur dargestellte Teer wird Urteer genannt. Er stellt im wesentlichen ein Gemisch von einer Art Erdöl mit Phenolen dar. In der Hitze der Koksöfen und Gasretorten (etwa 1000 Grad) wird der zunächst aus der Kohle entstehende Urteer zum großen Teil zerstört, zum andern in den aromatischen Steinkohlenteer umgewandelt. Aus den Gaserzeugern jedoch entweicht ein viel weniger zersetzter Teer, und durch besondere Vorrichtungen kann ein dem Urteer nahestehendes Produkt gewonnen werden.

Immerhin genügt die Qualität der im Generator erzeugten Urteere infolge schwer vermeidbarer teilweiser Überhitzung nicht allen Anforderungen. Man ist deshalb im Begriff, dazu überzugehen, die Kohlen zunächst in großen, von außen geheizten Drehöfen zu entgasen, wobei sich aus Gas- und Gasflammkohlen vorzüglicher Urteer in Mengen von etwa 8 bis 12 Proz. und ein sehr heizkräftiges Schwelgas gewinnen lassen. Urteer und Urgas sind reich an Stoffen, die in Zukunft der Industrie als Rohstoffe werden dienen können, und die Chemie hat bereits begonnen, diese neuen Gebiete zu erschließen. Den Schwelrückstand, Halbkoks genannt, wird man, insbesondere bei aschereichen Brennstoffen, mit Vorteil Generatoren zuführen, da er sich zur Vergasung ausgezeichnet eignet. Auf diesem Wege, Trennung der beiden Stufen Entgasung—Vergasung, wird sicherlich die günstigste Ausnutzung eines großen Teiles unserer festen Brennstoffe liegen. Bei aschearmen Kohlen wird der Halbkoks, da er sich leicht pulvern läßt und bei höherem Erhitzen noch reichliche Mengen Wasserstoff abgibt, ein vorzügliches Rohmaterial für die Kohlenstaubfeuerung liefern, die in Amerika bereits weitere Verbreitung gefunden hat und auch bei uns allmählich Eingang findet.





Aus einem modernen Gaswerk: Vertikal-Koksofen. Nach einem Gemälde von Otto Amtsberg.

Das Gas in Haushalt, Gewerbe und Industrie.

Von Dr. rer. pol Rudolf Wiehler.



Toilettentisch mit transportabler Gaslampe.



Sterilisator mit Gasheizung im Behandlungszimmer eines Zahnarztes.

Die gewaltige Bedeutung, die das Gas als eine der wichtigsten Energiequellen in der Volkswirtschaft hat, zeigt sich am deutlichsten in der Tatsache, daß nach dem letzten Jahresbericht des Reichskohlenverbandes rund elf Prozent des gesamten deutschen Steinkohlenverbrauchs auf die Gaserzeugung entfielen. Nur ein einziger einheitlicher Verbraucher, die Eisenbahn, weist einen noch größeren Anteil am Gesamtverbrauch auf. Die restlose Ausnutzung der in der Kohle ruhenden Energie bei der Entgasung steigert die volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Zahlen ungemein.

Die vielen Nebenerzeugnisse, die bei der Vergasung der Steinkohle entstehen, enthalten gleichfalls große Energiemengen und sind darum von besonderer Bedeutung. Mehr als die Hälfte des Kohlengewichts wird bei der Entgasung als Koks, der zum Verkauf gelangt, frei. Auf jede Tonne in die Öfen eingesetzter Kohle werden ferner etwa 50 kg Teer, 2 kg reines Ammoniak und bei den mit Benzolgewinnungsanlagen ausgerüsteten Gasanstalten 5,5 kg Benzol gewonnen. Das in den Gaswerken erzeugte Ammoniak hat trotz des Haberschen Verfahrens der Gewinnung von Ammoniak aus der Luft nach wie vor die größte Bedeutung für unsere Volkswirtschaft, denn je größer der Überschuß über den Eigenbedarf unserer Landwirtschaft ist, um so größere Mengen werden für die Ausfuhr frei.

Der gewaltige Umfang unserer Gasindustrie zeigt sich uns auf Schritt und Tritt. Ob wir die Riesengasbehälter der großen Gaswerke, die weitverzweigten Leitungsnetze der Großstädte, die Verwendung des Gases in Haushalt, Gewerbe und Industrie betrachten, überall sehen wir, wie das Gas eine der wichtigsten Energiequellen unserer Volkswirtschaft darstellt. Welche Bedeutung insbesondere auch die Überlandversorgung mit Gas auf weite Entfernungen, d. h. die Übertragung großer Energiemengen durch Fernleitung, hat, ist immer noch verhältnismäßig wenig bekannt. Dabei aber wurde schon 1918 ein Zehntel der gesamten Gaslieferung von den Kokereien durch Fernleitungen übernommen. Naturgemäß strahlt die Gasfernversorgung besonders von den Industriebezirken aus. So versorgt die Kokerei der August-Thyssen-Hütte in Hamborn neben vielen kleinen Gemeinden die Städte Barmen, Mülheim-Ruhr, Oberhausen und Wesel. Auch viele andere Zechen, wie „Graf Schwerin" in Castrop, „Lothringen" in Gerthe, „Radbod" in Hamm, im Saargebiet, in Schlesien, führen das Koksofengas durch Fernleitungen den Verbrauchern zu. Allein die „Gaszentrale Niederschlesien" hat durch umfangreiche Neuanlagen einen Überschuß von 10 Mill. cbm zu niedrigsten Preisen zur Verfügung, der in zweckentsprechender Verwendung für Gewerbe und Industrie der gesamten deutschen Volkswirtschaft große Dienste leisten kann und wird.

Überall finden wir jetzt in der Verwendung des Gases in Haushalt, Gewerbe und Industrie technische Fortschritte: Der stehende Auerbrenner macht dem hängenden Gasglühlicht Platz, das, abgesehen von der größeren Wirtschaftlichkeit, der geschmackvollen Ausgestaltung der Beleuchtungskörper größere Freiheit gewährt. Ob wir die einfache Lampe, den schlichten Wandarm oder den prächtigen Kronleuchter betrachten, die geschmackvolle Form wird selbstverständlich und bietet dem überlasteten Auge des modernen Verkehrsmenschen die so notwendige Ruhe. Anheimelnd glüht der neuzeitliche Gaskamin im dämmernden Herbstabend, und das tausendfältige Farbenspiel der wärmenden Flamme spiegelt sich in buntem Durcheinander in Fenstern und Türen, Gläsern und Nischen. Jetzt erscheint der Gasofen nicht mehr mit Verzierungen überladen als unangenehmer Staubfänger, sondern wird ein Glied der geschmackvollen Einrichtung des modernen Haushalts. In Räumen, die nur vorübergehend benutzt werden, ist die Gasheizung von besonders großem Vorteil, denn der Gasofen erwärmt das Zimmer in sehr kurzer Zeit, während der Kohlenofen erst nach mehreren Stunden die richtige Zimmerwärme erzeugt.



Wohnzimmerecke mit Gaskamin.

Auch in der Küche erscheint das Gas als Freund des Menschen, der ihn von den Sorgen des Kohlenfeuers, von Ruß und Anheizen, von Ärger und Verdruß befreit. Schon der einfachste Gaskocher weist diese Vorteile auf. Bei dem modernen Gasherd sind sie durch die Berücksichtigung langjähriger Erfahrungen vervielfacht. Besondere Konstruktionen des Kleinstellers werden den Anforderungen der sparsamen Hausfrau gerecht und geben die Möglichkeit, bei geringstem Gasverbrauch die größte Nutzwirkung zu erzielen. — Die Schwierigkeiten, die sich zwischen Vermieter und Mieter oder den Mietern untereinander bei der Berechnung der Zentralheizungskosten ergeben, haben heute schon zur Stilllegung mancher Anlage geführt. Hier bieten Zentralheizung und Warmwasserversorgung mit Gas innerhalb der Einzelwohnung nicht zu unterschätzende Vorteile. Denn jeder Mieter wirtschaftet sparsamer, wenn die Zentralheizungskosten zu seinen eigenen Lasten gehen. Daß schließlich auch der Gasbadeofen große Vorteile aufweist, bedarf kaum der Erwähnung. Denn hier werden nicht nur die Nachteile der Kohlenfeuerung, Rauch- und Rußbelästigung, vermieden, sondern hinzu kommt die Bequemlichkeit des schnellen Anheizens, der gleichmäßigen Wassererwärmung usw. Gerade die unbeständige und langsame Entwicklung der Wärme des Kohlenfeuers war ja bislang die größte Sorge der Hausfrau. Auch die Gasplätte hat technische Wandlungen durchgemacht, die in erster Linie darauf hinzielen, eine gleichmäßige Plätthitze zu erreichen. In dieser Hinsicht stellt die Verwendung eines Glühkörpers in dem Plätteisen einen großen technischen Fortschritt dar. Er wird durch einen Schlauch mit der Zuleitung verbunden, so daß ein ständiger Gasstrom den Glühkörper fortdauernd und gleichmäßig erhitzt. Die Hausfrau ist jetzt in der Lage, ohne Unterbrechung die ganze Wäsche zu plätten, und spart dadurch Zeit, Geld — und die Hälfte des Gases, das sie sonst verbraucht hätte.

Auch im Gewerbe: in der Schlächterei, Tischlerei, Bäckerei, Wäscherei, überall treffen wir das Gas als Gehilfen des Menschen an, sei es, daß der Schlächter seine Wurstkessel und Räucherkammern gleichmäßig mit Gas heizt, sei es, daß in der Plätterei mit Gas gebügelt wird, oder daß der Bäcker die Vorteile der gleichmäßigen Hitze im Gasbackofen ausnutzt und der Klempner oder Schlosser das Gasfeuer zum Härten und Schmelzen seiner Erzeugnisse verwendet. Die leichte Einstellbarkeit der Gasflamme, die schnelle Betriebsbereitschaft, die Abwesenheit von Schwefel verschaffen dem Gasfeuer rasch wachsenden Eingang in Gewerbe und Industrie. Mühelos werden Temperaturen bis zu 1500 Grad erreicht. Sie werden zum Glühen und Härten feinerer Werkzeuge verwendet, dienen zur Herstellung von Gewinde- und Lochbohrern, Stanzen, Fräsern, Matrizen, Federn, Maschinenteilen usw. In der Schlosserei finden wir den Gas-Schmelzofen in gleicher Weise zum Schmelzen von Blei, Weißmetall, Kupfer und Messing, wie er in der keramischen Industrie zum Schmelzen von Glasuren, Flüssen und Emaille dient. In den großen Buch- und Zeitungsdruckereien finden wir lange Reihen von Setzmaschinen, in denen das Blei für die Typen durch Gas schmelzflüssig gehalten wird. Die Industrie weist gleichfalls zahllose Beispiele der Gasverwendung auf. Von den Panzerplatten und Geschossen der großen Kriegsschiffe bis zum kleinsten Bestandteil zahlloser Waffen — alles wird mit Gas gehärtet, und selbst das Glas der Glühbirne, der Nebenbuhlerin des Gaslichtes, wird in großen und kleinen Fabriken im Gasfeuer geschmolzen und geformt.

Überblicken wir die mannigfaltige Verwendung des Gases und ihre volkswirtschaftlichen Vorteile, dann nimmt es nicht wunder, daß die Erzeugung der deutschen Gaswerke seit den sechziger Jahren und selbst in den Kriegsjahren trotz der erschwerten Kohlenversorgung dauernd gestiegen ist. Die Gesamterzeugung der deutschen Gaswerke ist in den letzten 30 Jahren des vorigen Jahrhunderts um 700 Proz. und seit der Jahrhundertwende bis zum Kriege um weitere 130 Proz., ja sogar während des Krieges noch um 16 Proz. gestiegen. Das Jahr 1919 brachte zwar eine absolute Verminderung der deutschen Gaserzeugung mit sich, aber der Friedensvertrag hat in diesem Jahre 10 Proz. der deutschen Gaswerke von der Heimat losgerissen. Seitdem geht es wieder rastlos vorwärts, und der Aufstieg wird um so rascher sein, je eher es gelingt, die Hindernisse in der Kohlenversorgung der Gaswerke zu beheben, denen sie in Wirkung des Friedensvertrages noch unterliegen. Sind aber diese Schwierigkeiten erst einmal überwunden, dann wird das Gas um so mehr zu den wichtigsten Energiequellen der deutschen Volkswirtschaft zählen!



Elektrizität im Haushalt und Gewerbe.

Von Dr. P. Martell.



Elektrische Plätte.

Während das vorige Jahrhundert im wesentlichen als das Zeitalter des Dampfes anzusprechen ist, steht das 20. Jahrhundert, die Gegenwart, ganz im Banne der Elekrizität. Immer wieder enthüllt der nie rastende Erfindergeist aus jener geheimnisvollen Naturkraft, die wir Elektrizität nennen, neue überraschende Offenbarungen, die in ihrer Monumentalität die Technik zur bedeutendsten Trägerin des menschlichen Fortschritts gemacht haben. Kaum ein Gebiet, wo die Elektrizität nicht als Kulturfaktur machtvoll und entscheidend eingegriffen hat.

Auch in den Haushalt, das persönlichste Gebiet menschlicher Kultur, ist die Elektrizität siegreich und bahnbrechend eingedrungen, hat hier insbesondere die Begriffe der Vereinfachung und Reinlichkeit bis zur Vollendung geführt. Heute, wie auch für alle Zukunft, wird das erstrebte Ideal jeder modernen Hausfrau die „elektrische Küche“ sein, welche die Hausarbeit technisch auf ein Mindestmaß herabsetzt. Die Industrie hat für diesen Zweck einen besonders geeigneten Haushaltungsmotor geschaffen, der durch ein entsprechendes Rädervorgelege die im Haushalt notwendige niedrige Tourenzahl leistet. Der Motor ist beweglich und kann auf jedem beliebigen Tisch von einem Stecker aus durch eine Leitungsschnur bequem in Betrieb gesetzt werden. So kann man in der einfachsten Weise alle Haushaltungsmaschinen, wie Brotschneide- und Aufschnittmaschinen, Kaffeemühlen, Messerputzmaschinen, Fruchtpressen, Fleisch- und Gemüsehackmaschinen, Bohnenschneider usw. elektrisch betreiben. Selbstverständlich kann auch jede andere Haushaltmaschine, wie die Buttermaschine oder die Eismaschine, dem elektrischen Antrieb nutzbar gemacht werden. In allen diesen Fällen sehen wir die Elektrizität als nützliche Antriebskraft; von nicht geringerer Bedeutung ist die Elektrizität als Heizkraft.

In erster Linie erregen hier die elektrischen Kochapparate unsere Aufmerksamkeit, die das Entzücken einer jeden Hausfrau bilden. Gerade in letzter Zeit ist die elektrische Kochplatte verbessert und hierdurch im hohen Grade wirtschaftlich gestaltet worden. Der alte mit Kohlen gefeuerte Küchenherd vermag mit dem elektrischen Kochherd nicht ernsthaft in Wettbewerb zu treten. Mit dem alten Kohlenherd ist unvermeidlich immer etwas Schmutz durch das Rußen der Flamme verbunden. Auch der Gasherd erreicht den elektrischen Kochherd nicht, denn letzterer ist fast ohne jede Feuersgefahr, frei von Geruch bei größter Sauberkeit. Die bei dem elektrischen Kochherd hinfällig werdende Feuersgefahr spielt in Familien mit Kindern keine unbedeutende Rolle. Auch die jederzeit sofortige Betriebsbereitschaft des elektrischen Kochherdes bietet der Hausfrau eine große Annehmlichkeit. Wertvolle Dienste leistet des weiteren die elektrische Wärmeplatte zum Warmhalten der Speisen. Diese Wärmeplatte in eleganter Nickelausführung kann auf der Mittagstafel untergebracht werden, wo in der Regel aus der Lichtleitung des elektrischen Kronleuchters bequem der Strom zu entnehmen ist. Insbesondere kann auf diese Weise das Eßgeschirr ständig angewärmt gehalten werden.

Mit die meiste Verbreitung hat bis jetzt das elektrische Bügeleisen gefunden; entscheidend dürfte die hier gegebene, nicht zu übertreffende Reinlichkeit sein. Von Vorteil ist, daß bei allen elektrisch beheizten Kochapparaten auch nach Ausschaltung des Stromes die Abkühlung des Glühkörpers nur sehr langsam vor sich geht, so daß die Speisen außerordentlich lange warm bleiben. Besonders in Großbetrieben, wie Hotelküchen, Beamtenkasinos oder Fabrikküchen, hat die elektrische Küche überall schnell Eingang gefunden.

Aber nicht nur in der Küche ist die Elektrizität für die Hausfrau eine treue, nützliche Helferin geworden, auch sonst findet die Dame des Hauses in der Elektrizität eine hilfreiche Dienerin. Vielen ist bei der Morgentoilette die elektrische Brennschere längst unentbehrlich; ähnliches zeigt sich bei der Haarwäsche, wo der elektrische Haartrockner vorzügliche Dienste leistet. Trotz allem können wir die Beobachtung machen, daß die Elektrizität in dem Haushalt bei weitem noch nicht jene Verbreitung gefunden hat, die bei den mannigfachen Vorzügen geboten erscheint. Während viele Hausfrauen die Vorzüge des elektrischen Staubsaugers bei der Wohnungsreinigung sich seit langem nutzbar machen, ist der Wirkungskreis des elektrischen Bohners noch verhältnismäßig beschränkt, obgleich gerade diese körperlich anstrengende Arbeit nach einer maschinellen Ablösung drängt. Dem Hausherrn bietet sich in dem elektrischen Zigarrenanzünder ein sehr nützlicher Apparat, der einen kaum nennenswerten Stromverbrauch beansprucht. Die elektrische rauchverzehrende Lampe leistet gesundheitlich vortreffliche Dienste.



Elektrische Parkettbürste.

Im Reiche der Waschküche hat sich die Elektrizität längst ebenfalls unentbehrlich gemacht. Wasch- und Wringmaschine einschließlich Wäscherolle, alles hält der Elektrokleinmotor vorzüglich im Gange, die menschliche Arbeitskraft bis zu einem Mindestmaß ausschaltend. Von dem motorischen Antrieb der Nähmaschine macht die Hausfrau noch viel zu wenig Gebrauch. Wohin wir im Haushalt sehen, überall erweist sich die Elektrizität als Trägerin des kulturellen Fortschritts, segensreich für die Gesamtheit wirkend.

Nicht anders ist es im Kleingewerbe, das durch die Erfindung des Elektromotors auf eine völlig neue technische Grundlage gestellt wurde. Der Elektromotor ist heute des Handwerks bester Geselle; er bohrt, dreht, sägt, schneidet, hobelt, fräst, stanzt, poliert, schleift, biegt, kurz, kaum eine technische Tätigkeit, die nicht mit Hilfe der Elektrizität ausführbar wäre. Die Vorteile des Elektromotors gegenüber der Dampfmaschine oder dem Gasmotor sind mannigfach. Die Bedienung des Elektromotors ist die denkbar einfachste. Ein ständiges Beschicken des Feuerherds mit Kohlen, wie bei der Dampfmaschine, fällt fort; auch der Sorge um den richtigen Wasserstand beim Dampfkessel ist man enthoben. Eine Explosionsgefahr wie beim Dampfkessel besteht nicht. Der Raumbedarf ist beim Elektromotor gering; die Notwendigkeit von Rohrleitungen und Schornstein besteht nicht. Die Arbeitsweise des Elektromotors ist verhältnismäßig ruhig, auch macht sich kein lästiger Geruch bemerkbar, ebenso ist kaum eine Feuersgefahr gegeben.



Elektrisch betriebener Fleischwolf.

Die Anwendungsmöglichkeiten des Elektromotors im Kleingewerbe sind tausendfach. Aus der Fülle der Betriebsmöglichkeiten sei hier nur einiges herausgegriffen. In neuzeitlich eingerichteten Bäckereien finden wir heute elektrisch angetriebene Teigknetmaschinen, elektrisch betriebene Mehlmischmaschinen, Siebmaschinen, Mohnmühlen, Streuselmaschinen und Schneeschlagmaschinen. Selbstverständlich werden auch die Backöfen elektrisch geheizt. An solchen Öfen läßt sich die Wärme aufs genaueste regulieren. Desgleichen werden die Reibmaschinen für Semmeln, Vanille, Mandeln, die Obstschälmaschinen, die Frucht- und Saftpressen und sämtliche Rührwerke durch Elektrizität in Betrieb gesetzt. Gerade in Nahrungsmittelbetrieben, wo die Reinlichkeit der erste Leitsatz sein sollte, ist der Elektromotor, als die sauberste Maschine, die gegebene Antriebskraft. Das gilt auch von der Fleischerei, wo der elektrische Betrieb noch viel zu wenig Eingang gefunden hat. Hier wieder sind es die Fleischschneide- und Fleischhackmaschinen, der Fleischwolf und die Fleischmengemaschine, die der schwerfälligen, zeitraubenden Handarbeit entzogen werden, und die durch den Elektromotor maschinell zur höchsten Leistungsfähigkeit gebracht werden. Besonders in der Fleischerei spielt in den Arbeitsräumen frische Luft eine wichtige Rolle, nicht nur wegen der Gesellen, sondern auch wegen des leichten Verderbens der Waren. Hier greift der elektrische Ventilator hilfreich ein und sorgt für die unerläßliche frische Luft. Nicht minder wichtig ist die Eiskühlmaschine, die ebenfalls durch den Elektromotor bedient wird.



Elektrisch geheizter Backofen.

Heute ist der Elektromotor in jeder kleingewerblichen Werkstatt zum Bahnbrecher des technischen Fortschritts geworden. In kleineren Schlossereien gibt es heute kaum noch eine Werkzeugmaschine, von der Drehbank bis zur Schleifmaschine, die nicht ihren elektrischen Antrieb hat. In den Tischlereien sehen wir alle Sägen, Bohrmaschinen und Hobelmaschinen elektrisch laufen, in den Gerbereien werden die Bottiche zur Bereitung starker Gerbbrühen, die Maschinen zum Entfleischen, Glätten der Häute und Felle elektrisch bedient. Ähnlich sehen wir in den Zurichtereien der Lederfabriken die zarten Glacéhandschuhe mit dem elektrischen Bügeleisen bearbeitet. Um die Größenfläche einer Lederhaut zu berechnen, läßt man diese durch eine elektrische Meßmaschine laufen, und in einer Sekunde erscheint an einer Scheibe der Flächengehalt, sowohl nach dem metrischen System als auch in Quadratfuß. In den Schuhfabriken arbeiten die Steppmaschinen und Nähmaschinen elektrisch. Die Schäfte erhalten durch elektrisch geheizte Bolzen jenen hübschen Glanz, wie er neuem Schuhwerk eigentümlich ist. Mittels elektrischer Putzmaschinen werden die Sohlen abgeschliffen, um dann gefärbt zu werden. In den Konfektionswerkstätten arbeitet der Zuschneider mit der Motorschere, die, je nach Art und Stärke des Stoffes, ein Vielfaches mit einem Male zuschneidet. In den Hotels wird dem Hausdiener die Stiefelreinigung für die Gäste durch eine elektrische Stiefelputzmaschine wesentlich erleichtert. Und so könnten wir noch unzählige Beispiele geben, wie die Elektrizität sich in den mannigfachsten Formen im Kleingewerbe überall nützlich und unentbehrlich macht, der Menschheit zur Wohltat werdend.



Elektrischer Lastwagen mit Kran.

Torfwirtschaft. / Von Prof. Dr. G. Keppeler, Leiter der Versuchsanstalt für technische Moorverwertung an der Technischen Hochschule in Hannover.

Die Not der Zeit zwingt uns, alle heimischen Rohstoffquellen zu erschließen und weitgehend auszunutzen. Eine Quelle, die vorwiegend Brennstoff, aber auch andere Rohstoffe bietet, sind die Moore. Der Aufschluß der Moore läßt sich im Vergleich mit der Einrichtung neuer Steinkohlen- und Braunkohlengruben sehr viel einfacher durchführen. Der Brennstoff liegt zutage, die Entwässerung ist keine Wasserhebung, sondern eine Wasserlösung, die maschinellen Einrichtungen sind einfach. Fern von großen Industriezentren sind die Lebensbedingungen für Arbeiter günstiger und geben auch die Aussicht, sich anzusiedeln. Auch verkehrstechnisch ist die Lage der Moore günstig. Ein breiter Gürtel von Mooren folgt der Nordsee- und über Schleswig-Holstein hinweg der Ostseeküste. Ebenso sind im Süden am Fuße der Alpen die Moore reichlich verbreitet. Sie liegen überall weitläufig verteilt, infolgedessen kann aus vielen einzelnen Betrieben die nächste Nachbarschaft leicht versorgt werden. Dadurch können unsere Verkehrswege für andere wichtige Güter freigehalten werden.

Der Gewinnung des Torfes muß eine Entwässerung der Moore vorausgehen, die bei Niederungsmooren erschwert ist, aber bei den Hochmooren leicht durchgeführt werden kann. Der Torf wird beim sogenannten „Handstich“ unmittelbar in ziegelförmigen Stücken, „Soden“, abgebaut. Ist der abgebaute Torf weitgehend zersetzt, so ist dieser Stichtorf als recht gutes Feuerungsmittel zu betrachten. Vielfach aber enthält der Torf noch sehr viel mäßig zersetzte Pflanzenreste. In diesen Fällen ist es wichtig, ihn durch Zerreißen, Mischen und Kneten in eine Form überzuführen, die beim Trocknen stärker schwindet und dadurch dichter wird. Es gibt eine Reihe von Verfahren für diesen Zweck. Bei den maschinellen Einrichtungen sind diese Verdichtungseinrichtungen mehr oder weniger überall eingeführt. Die Verdichtung ist für die Verwendung sehr wichtig. Während 1 Raummeter nur etwa 250 kg von gutem Stichtorf faßt, gehen von dem verdichteten sog. Maschinentorf ungefähr 350 kg, lose eingeschüttet, auf 1 Raummeter. Diese Verdichtung ist für alle Teile der Verwendung (bei der Lagerung, beim Verladen, beim Versand, Abladen und vor allen Dingen in der Feuerung) sehr wichtig, was sich schon daraus ergibt, daß beim Maschinentorf im Raummeter 1225000 Wärmeeinheiten, beim Stichtorf nur 855000 Wärmeeinheiten aufgespeichert sind. Man hat seit langer Zeit versucht, durch Brikettierung eine noch weitergehende Verdichtung zu erreichen und zugleich die Form der einzelnen Stücke gleichmäßiger und günstiger zu gestalten. Technisch ist dies Problem auch längst gelöst, und es ist vielleicht von Interesse, gerade hier darauf hinzuweisen, daß die Presse, die heute in Tausenden von Exemplaren der Brikettierung der Braunkohle dient, schon Mitte der fünziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vom bayrischen Postrat Exter konstruiert wurde, um Torf mit Erfolg zu brikettieren, lange ehe dieses Verfahren in der Braunkohlenindustrie aufgegriffen wurde. Aber der wirtschaftliche Erfolg ist bis jetzt ausgeblieben, da die Gestehungskosten des Torfes größer sind als die der Rohbraunkohle. Das Problem der Torfbrikettierung ist aber erneut in Angriff genommen und wird zur Zeit versuchsweise durchgeführt.

Die Hauptschwierigkeit für die Torfgewinnung ist der große Wassergehalt des Rohtorfes, der 85 bis 95 Proz. des Rohtorfes ausmacht. Es müssen also rund 500 kg verarbeitet und bewegt werden, um zu 50 kg vollkommen trockenen Torfes zu kommen. Das Trocknen dieser Massen erfordert Riesenflächen, und die klimatischen Bedingungen schränken die Zeit, in der eine Trocknung möglich ist, auf 80 bis 100 Tage ein. Es ist deshalb ein altes Problem, durch künstliche Maßnahmen die großen Wassermassen zu entfernen, und es gibt kaum eine technische Möglichkeit, die nicht auf diesem Gebiet versucht worden wäre. In dem Maße, wie die naturwissenschaftliche Erkenntnis vorwärts schritt, sind immer wieder neue Vorschläge für die Lösung des Problems der künstlichen Entwässerung von Rohtorf gemacht worden; bis heute hat sich in der Praxis kein Verfahren bewährt. Wenn auch der Mißerfolg vieler Vorläufer skeptisch stimmt, so darf nicht verkannt werden, daß die Lösung des Problems der künstlichen Trocknung des Torfes von der größten Bedeutung wäre. Solange aber solche Verfahren nicht geschaffen sind, so lange ist es wichtig, die Verfahren der Torfgewinnung mit Feldtrocknung in der Leistungsfähigkeit zu heben und zu verbilligen. Dies kann in erster Linie durch eine weitgehende Mechanisierung der Betriebe geschehen, und gerade auf diesem Gebiete wird eifrig gearbeitet.



Wildes und urbar gemachtes Moor (zur Charakteristik ihrer landschaftlichen Verschiedenheit).

Die Bedeutung des Torfes als Brennstoff wird viel verkannt. Die niedrige Entzündungstemperatur, der geringe Aschegehalt, die Reinheit der Flamme sind Vorzüge, die kaum ein anderer Brennstoff mit ihm gemeinsam hat. Vor allem wird auch meist sein Heizwert unterschätzt. Schon lange vor dem Kriege hat man in der Überlandzentrale im Auricher Wiesmoor Torf in großen Mengen verbrannt und mit der so erzeugten elektrischen Energie weite Gebiete von der holländischen Grenze bis nach Bremen versorgt. Das Problem, die Energie des etwas voluminösen Torfes zu versenden, wurde dadurch glänzend gelöst, daß man mitten im Moor die elektrische Energie erzeugte.

Die Vergasung des Torfes läßt sich leicht vollziehen und ist dort, wo der Torf genügend billig zur Verfügung steht, von Erfolg begleitet. Die Entgasung des Torfes liefert, wenn sie von gutem aschearmen Hochmoortorf ausgeht, eine vorzügliche reine Torfkohle, die der Holzkohle gleichwertig, wenn nicht überlegen ist. Die Bedeutung dieser Tatsache für die Schonung unserer Wälder ist wohl ohne weiteres erkennbar. Von großer volkswirtschaftlicher Bedeutung ist noch die Tatsache, daß in vielen unserer Hochmoore der eigentliche gut zersetzte Brenntorf überlagert ist von Schichten, die nur wenig veränderte Pflanzenmassen (Moos) enthalten. Diese Massen besitzen hohe Aufsaugfähigkeit und dienen als Torfstreu für die Aufnahme der Auswurfstoffe unserer Nutztiere und die Überführung derselben in einen wirkungsvollen Dünger oder als Torfmull, teils für ähnliche Zwecke wie die Streu, teils für Isolierzwecke, für die Konservierung von Früchten usw.

Es ist ganz unmöglich, alle die vielseitigen wissenschaftlichen, technischen und wirtschaftlichen Probleme, die die Verwertung der Moore bietet, hier auch nur kurz anzudeuten. Aber die Tatsache, daß über 2 Millionen ha im Deutschen Reiche mit Mooren bedeckt sind, die nur schwer der landwirtschaftlichen Kultur zugänglich sind, bei ihrem Abbau aber große Mengen Brennstoff und neues fruchtbares Land lie,ern können, zeigt eindringlich die volkswirtschaftliche Bedeutung der Torfwirtschaft und mahnt uns, energisch dem Zustand zuzustreben, der einst, allerdings damals in anderer Bedeutung, von einem Moorkolonisator in die Worte zusammengefaßt wurde:

„Gesegnet ist das Land, das sein Moor zu Asche hat verbrannt!“

Die Windkraft und ihre Ausnutzung. / Von Dr.-Ing. G. Liebe, Dresden.

Kohle sparen, Kohle ersetzen; diese Fragen gehen heute wie ein roter Faden durch die technische Literatur. So groß die Bedeutung, so schwer ihre befriedigende Lösung. Gelänge die Lösung, so wäre unser Wirtschaftselend vorüber. Der Wind scheint berufen, an seinem Teil mit dazu beizutragen.

Wind und Wasser sind verwandte Naturkinder, sie stellen die durch die Sonnenwärme verursachte Atmung der Erdhaut dar. Während nun Ausbau und Nutzung der geeigneten Wasserkräfte auch im großen Maßstabe im Vergleich mit Kohlenkraft lohnen und somit ein gewisser Abschluß der technischen Entwicklung erreicht ist, ist doch dem volkswirtschaftlichen Erfolge immerhin eine Grenze gezogen, weil die gesamten Wasserkräfte Deutschlands nur einen Bruchteil seines derzeitigen Energiebedarfs zu decken vermögen. Umgekehrt der Wind. Seine durchschnittliche Stärke könnte den gesamten Kraft- und auch Wärmebedarf überreichlich decken, indessen warten die Großkraftanlagen für Wind noch auf Verwirklichung. Die bewegte Luft ist ein dünner, leichter Stoff. Ihre Geschwindigkeit ist im Verhältnis nicht groß genug, um auf begrenzte Räume große Energiemengen zu werfen. Riesenhafte Arme müßte eine Windmaschine, wie sie auch gebaut sei, ausstrecken, wollte sie so viel Kraft einfangen, um sich den Namen Großkraftmaschine zu verdienen.

Bedeutung besitzen bis jetzt nur die Einzelanlagen für Windkraftausnutzung in kleinem Maßstabe. Hier sind in den letzten Jahrzehnten die Amerikaner vorangegangen, welche kleine Windturbinen in Massen verwendeten und sich mehr und mehr auf Massenherstellung einrichteten.

In Deutschland ist diese Entwicklung bedächtiger vor sich gegangen, aber die Kriegsfolgen haben ihr einen merkbaren Anstoß gegeben, besonders weil die Kohle mehr im Preise gestiegen ist als die Windturbine, und weil sie zudem noch mit einer hohen Steuer belegt worden ist. Entsprechend der Launenhaftigkeit des Windes, erstreckt sich die Anwendung der Windturbine auf solche Gebiete, bei denen es sich um Stapelarbeiten und Speichermöglichkeit handelt, und soweit die Arbeitsverrichtung nicht notwendig zu periodisch festgelegten Zeiten erfolgen muß. Die Gutswirtschaft empfindet die Unbeständigkeit nicht erheblich, weil sie sich mit ihren Arbeiten, dem Futterschneiden, Holzsägen usw., nach dem Vorhandensein ausreichenden Windes einrichten kann. Die Mahlmühle ist das älteste Anwendungsgebiet. Die Wasserpumpanlage für Gärtnereien, Gehöfte, Hotels, kleine Ortschaften hilft sich mit ihrem Wasserbehälter über die windschwache Zeit, die erfahrungsgemäß nicht länger als zwei bis drei Tage anhält, hinweg. Die windelektrische Anlage mit der Sammelbatterie findet mehr und mehr Verbreitung. Und nicht zuletzt werden die Entwässerungsanlagen für Küstenländereien ganz überwiegend durch Windkraft betrieben.

Primitive Bauart, kostenloser Betriebsstoff, einfachster, selbsttätiger Betrieb ohne irgendwelche Wartung, das sind die Stärken der Windkraftanlagen, die sie zumal in heutiger Zeit zur Verwendung auf dem platten Lande für besonders geeignet erscheinen lassen.

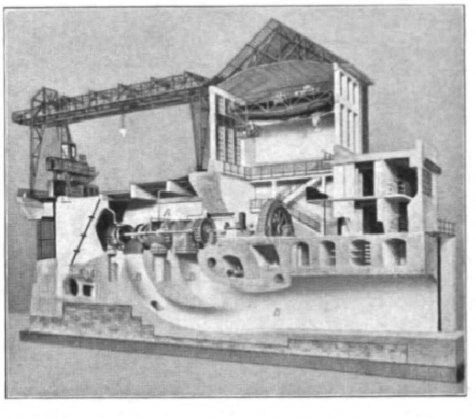
Das Ziel muß bleiben, die Windkraft nicht nur in kleinen Einzelanlagen auf dem platten Lande zu verwerten, sondern auch Kraftwerke für größere Leistungen zu errichten, um in wirklich fühlbarer Weise zur Kohlenersparnis beizutragen. Um die Dimensionen der Windmaschinen aber innerhalb praktisch möglicher Grenzen zu halten, müssen bevorzugte Windgegenden aufgesucht werden. Das sind die Küsten, die Inseln und in hervorragendem Maße die Kämme und Bergspitzen der Gebirge. Die zehn- bis zwanzigfache Leistung kann beispielsweise im Riesengebirge das gleiche Windrad nach den Messungen der meteorologischen Institute hervorbringen wie in der Tiefebene. An der Verwirklichung einer Gebirgswindanlage für große Leistung wird gearbeitet, für die als Vorläufer eine Versuchsanlage kleineren Ausmaßes demnächst im Gebirge zur Errichtung kommen wird.



Windturbinenanlage auf Borkum. Nach einer Zeichnung von Benno Liebscher.

Die weiße Kohle. / Von Geh. Oberbaurat Dr.=Ing. R. Schmick, München.

Soweit die Geschichte zurückreicht, waren die Menschen bestrebt, die Wasserkräfte — die weiße Kohle — auszunutzen. Die Babylonier, die Phönizier, die Ägypter, die Chinesen und andere Völker verwendeten bereits Schöpfräder, kleine Wasserkraftmaschinen, die, durch den Strom des Flusses angetrieben, Wasser meist zu Bewässerungszwecken auf die Felder hoben. In Deutschland liegen vom Ende des 4. Jahrhunderts beglaubigte Nachrichten über Wassermühlen vor. In dem 11. und 12. Jahrhundert waren sie schon vielfach verbreitet. Die erste Wasserkraftmaschine war das unterschlächtige Wasserrad, bei dem das in den Fluß gehängte Rad von der Strömung des Wassers angetrieben wurde. Das oberschlächtige Wasserrad stellte demgegenüber bereits einen wesentlichen Fortschritt dar. Bei ihm wird das Wasser oben auf das Rad geleitet und bewegt es durch sein auf das Rad fallendes Gewicht. Mit diesen Wasserrädern aber ließen sich nur kleine Kräfte gewinnen. Erst die etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts für den praktischen Gebrauch ausgestaltete Turbine gestattete den Ausbau mittlerer und größerer Wasserkräfte.



Schnitt durch ein Turbinenhaus mit offener Wasserzuführung und Abführung durch Betonsaugrohr. (A. Die sogenannte Turbinenkammer, deren untere Begrenzung der Turbinenboden bildet, auf dem sich die Turbine befindet. B. Der Ablaufschacht unterhalb der Turbine, auch Saugrohr genannt.)

Das Wasser wird den Turbinen entweder durch ein Druckrohr oder durch einen offenen Kanal zugeführt, geht durch sie hindurch und mündet durch ein Saugrohr, das zum Ausnutzen des gesamten Gefälles dient, in das Unterwasser. Die Größe der Turbinen ist mit den stets wachsenden Ansprüchen gestiegen; sie werden bereits bis auf 24000 P. S. ausgebaut.

Das Gefälle eines Flusses ist im Gebirge am größten, im Flachland am kleinsten. Es nimmt also von oben nach unten ab. Die Wassermenge eines Flusses ist umgekehrt im Oberlauf kleiner und im Unterlauf größer. Die Wasserkraft kann daher im Oberlauf bei großem Gefälle und kleiner Wassermenge ebenso groß sein wie im Unterlauf bei kleinem Gefälle und großer Wassermenge. Jenachdem eine Wasserkraft ein großes, mittleres oder kleines Gefälle ausnutzt, bezeichnet man sie als Hochdruckkraft, Mitteldruckkraft oder Niederdruckkraft. Hochdruckkräfte finden sich daher meist im Gebirge, Niederdruckkräfte in der Ebene.

Das im Bau befindliche Walchenseewerk mit einem Gefälle von 200 m ist eines der bekanntesten Beispiele eines Hochdruckwerkes in Deutschland.



Blick auf die Bobertalsperre bei Mauer in Schlesien. (Staubecken mit Sperrmauer; an deren Fuß das Turbinenhaus.)

Von Niederdruckwerken sei genannt die große Kraftanlage an der mittleren Isar von München abwärts bis nach Moosburg, bei der an einem Werkkanal durch vier hintereinanderliegende Kraftstufen im ganzen etwa 80000 P. S. erzeugt werden können.

Außer den Hochdruck- und Niederdruckwerken unterscheidet man noch Spitzenwerke, die imstande sind, vorübergehend für einige Stunden weit über den Durchschnitt hinausgehende Leistungen abzugeben. Sie sind nur dann möglich, wenn oberhalb des Kraftwerkes ein See oder ein künstlicher Stauspeicher vorhanden ist, aus dem zeitweise größere Wassermengen entnommen werden können. Unterhalb des Kraftwerkes muß dann ein Gegenbecken vorhanden sein, das die zeitweise in großem Maße zufließenden Wassermengen wieder ausgleicht, um sie den an dem Flusse unterhalb liegenden Triebwerken wieder gleichmäßig zuzuführen. Bei dem Walchenseewerk liegt oberhalb des Kraftwerkes der Walchensee, unterhalb der Kochelsee. Da der Walchensee zeitweise erheblich größere Wassermengen abgeben kann, der Kochelsee sie aber wieder ausgleicht, so ist das Walchenseewerk gleichzeitig ein ganz hervorragendes Spitzenwerk, wie es in Deutschland einzig dasteht. Es ist imstande, vorübergehend die sechsfache Kraft der mittleren Leistung zu erzeugen.



Schematische Darstellung einer Hochdruckanlage: Das Walchenseewerk. Nach einer Zeichnung von J. Ruep.

Das Bild veranschaulicht die Kraftausnutzung eines Flusses mit geringer Wasserführung und hohem Gefälle im Gebirge. Das Flußwasser wird mittels Kanals, Stollens und Flußkorrektion einem hoch liegenden See zugeführt, der als Speicherbecken für vermehrte Wasserabgabe in trockener Zeit und in Stunden großen Kraftbedarfes dient. Vom See gelangt das Wasser in einem Druckstollen zu einem Wasserschloß am Steilabfall des Berges und stürzt von diesem in eisernen Druckrohren in einer Gefällsstufe zu den Turbinen des Krafthauses hinab. Vom Krafthaus führt ein kurzer Unterwasserkanal in den anschließenden natürlichen See. Der um 200 m tiefer gelegene See gleicht die Wassermengen ab, die im erweiterten und vertieften, teilweise korrigierten Flußlauf (Seeabfluß) und im weiteren Verlauf in einem Kanal wieder dem Mutterfluß zugeführt werden.

Die Bäche und Flüsse, und zwar sowohl die aus den Alpen kommenden als auch die Niederungsflüsse, führen in den einzelnen Jahreszeiten sehr schwankende Wassermengen. Eine Wasserkraft aber ist um so wertvoller, je gleichmäßiger sie das ganze Jahr hindurch ist. Ein Mittel, die schwankende Wassermenge ganz oder teilweise auszugleichen, sind Wasserspeicher. Hierzu dienen alle in dem Oberlauf eines Flusses etwa vorhandenen Seen (natürliche Wasserspeicher) oder Talsperrenanlagen, wobei ein Tal durch eine Mauer oder einen Damm abgeschlossen wird, um hinter dieser Sperre Wasser anzusammeln (künstliche Wasserspeicher). Von den Seen, die als natürliche Wasserspeicher ausgenutzt werden, sei wieder der Walchensee genannt. Größere Talsperrenanlagen in Deutschland sind die Urfttalsperre, die zahlreichen Sperrenanlagen im Ruhrgebiet, die Sperren im oberen Laufe der Oder, zu denen die Bobertalsperre gehört, und die seither größte deutsche Talsperre, die Edertalsperre südlich von Cassel. Ihr Fassungsraum beträgt rund 200 Mill. cbm Wasser. Unterhalb der Sperrmauer ist hier zum Ausnutzen der Kraft ein Krafthaus angeordnet.

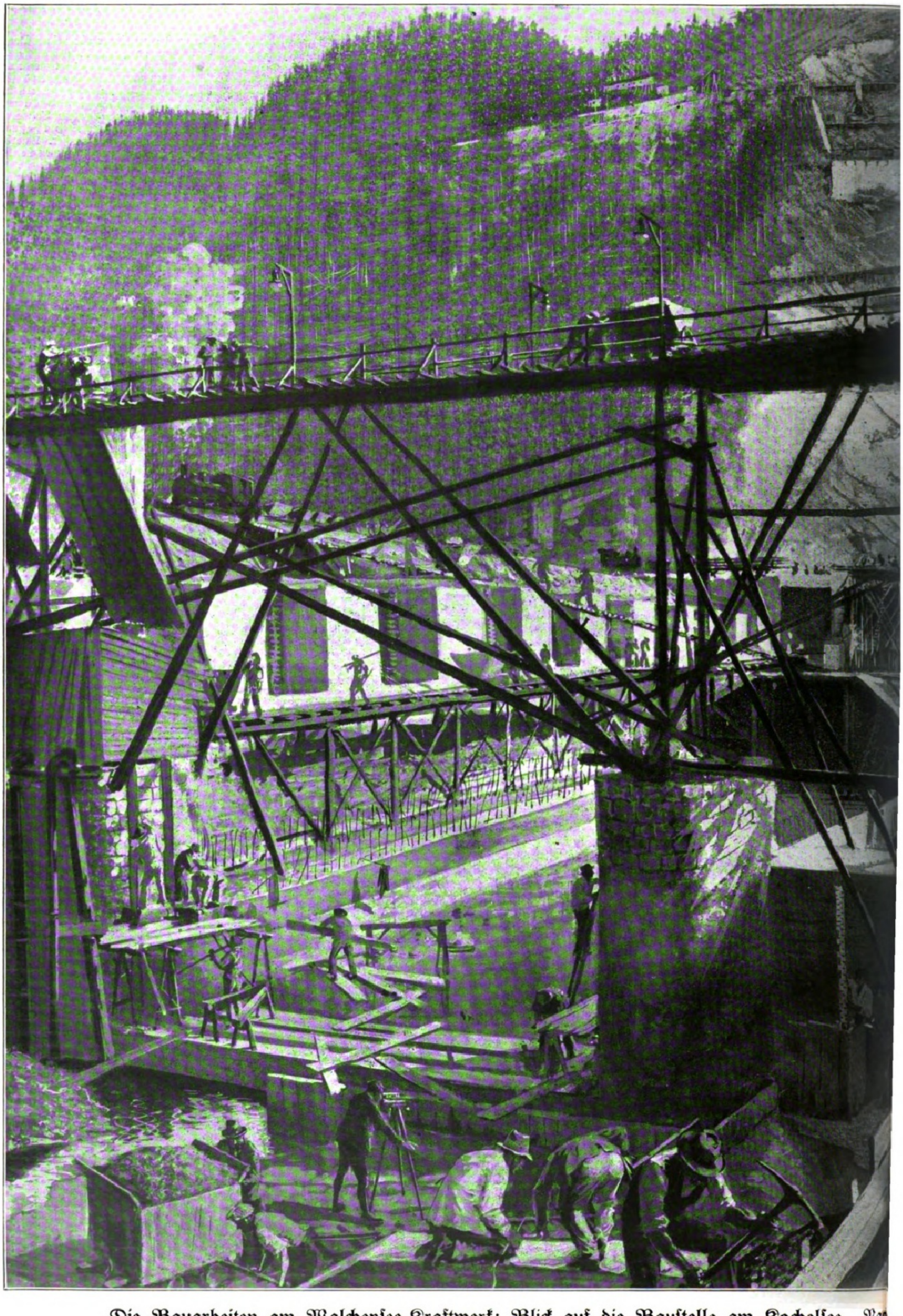
Sperren dienen außer zur Kraftgewinnung zum Einschränken der Hochwassergefahr, zum Erhöhen des Wasserstandes in den Flüssen und damit zum Verbessern der Schiffahrt, teilweise auch zur Wasserversorgung der anliegenden Gemeinden.

In den Entwürfen für die großen Wasserstraßen, den Rhein-Neckar-Kanal und den Main-Donau-Kanal, ist vorgesehen, die in den einzelnen Gefällstufen zu gewinnenden Wasserkräfte in großem Maßstabe auszunutzen. So sollen an dem Neckarkanal zwischen Mannheim und Plochingen 80000 P. S. an Wasserkräften anfallen, an dem Main-Donau-Kanal etwa 200000 P. S., worüber jedoch die endgültigen Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Die Verzinsung der Baukosten dieser verkehrspolitisch so ungemein wichtigen Wasserstraßen soll in der Hauptsache aufgebracht werden aus dem Verkauf der Wasserkräfte, ein überzeugendes Beispiel dafür, von welcher Wichtigkeit sie für die gesamte Volkswohlfahrt sind. Bei dem großen wirtschaftlichen Wert der Wasserkräfte ist es für jedes Land von erheblicher Bedeutung, wie viele von ihnen ausgenutzt werden können. Nach den neuesten amtlichen Veröffentlichungen kann angenommen werden, daß in Deutschland etwa 6 Millionen P. S. mittlere Jahresleistung vorhanden sind, wobei einerseits zum Teil auch die weniger wirtschaftlichen Kräfte inbegriffen sind, aber andererseits auf die in den Schiffahrtskanälen und bei dem Ausbau von Flüssen zu gewinnenden Kräfte keine Rücksicht genommen ist. Die erwähnte Zahl von 6 Millionen P. S wird daher zweifellos zu erreichen sein, kann vielleicht noch übertroffen werden.

Bei den heutigen Preisen würden durch den Ausbau der Wasserkräfte in Deutschland jährlich etwa 15 Milliarden Mark an Kohlen eingespart werden können, ein auch bei unserem heutigen Geldstand ungeheurer Wert, der gegenwärtig noch zum größten Teil in unseren Flüssen unausgenutzt zu Tal fließt.

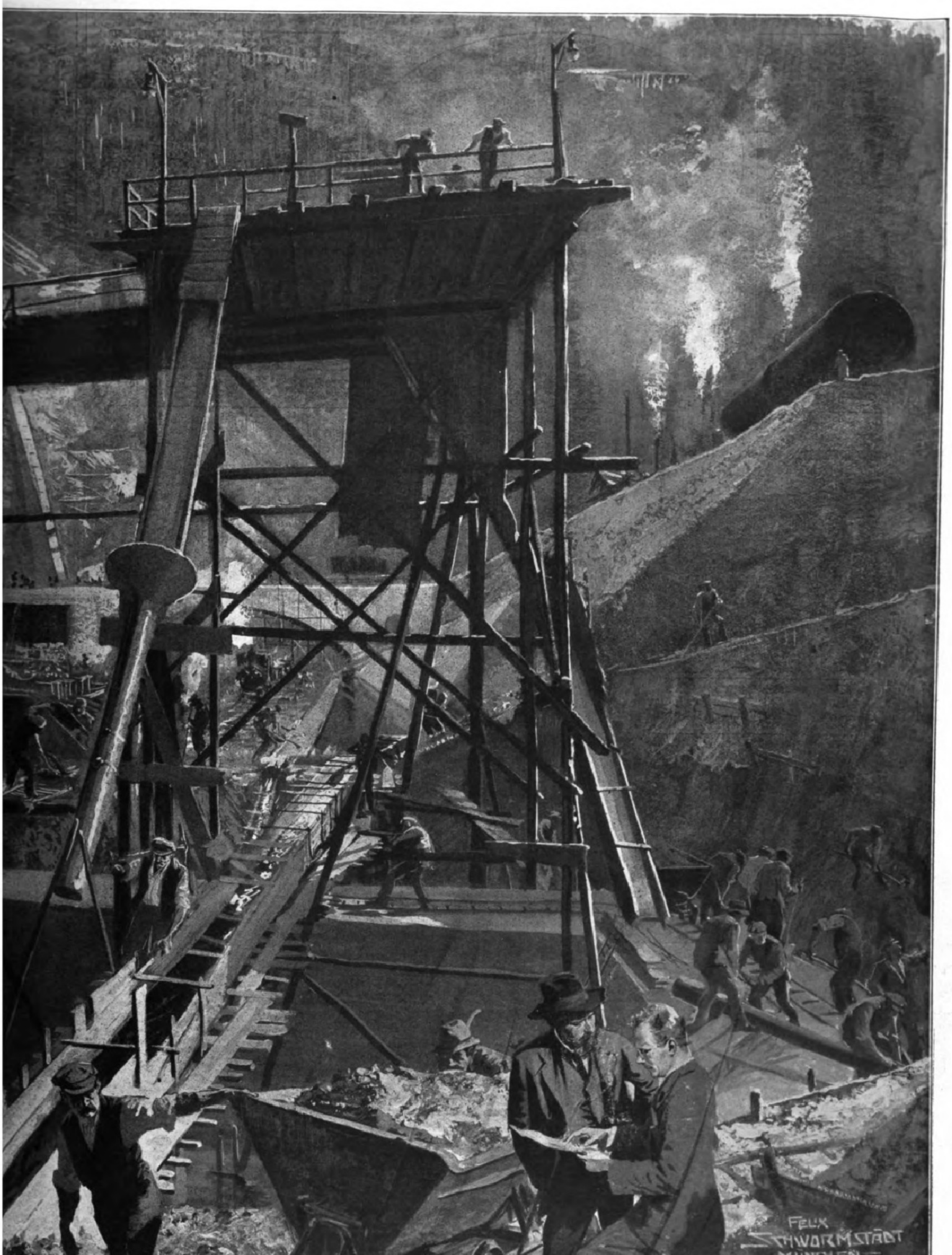
In sämtlichen Ländern Europas, vor allem aber auch in Nordamerika, ist der Wert der Wasserkräfte in den letzten Jahren allgemein anerkannt worden. In Europa sind in der Schweiz, in Norwegen und Schweden, vor allen Dingen aber in Frankreich in letzter Zeit große Wasserkraftanlagen geschaffen worden. Weitere sind geplant und sollen demnächst begonnen werden. Auch in Deutschland ist man in größerem Umfang dem Ausbau von Wasserkräften nähergetreten, als dies vor dem Kriege zu unserem Schaden der Fall war. In Baden wurde der erste Ausbau des Murgwerkes vollendet mit einer mittleren Jahresleistung von 7780 P. S.; es soll durch einen zweiten Ausbau durch Staubecken ergänzt werden, um seine Leistungsfähigkeit erheblich zu steigern. Das Walchenseewerk mit einer mittleren Leistung von 25000 P. S. und einer Höchstleistung von etwa 160000 P. S., die mittlere Isar mit einer Leistung von 80000 P. S. sind im Bau, außerdem aber noch eine ganze Anzahl anderer Werke, teilweise mit erheblichen Leistungen. Entwürfe für Wasserkraftanlagen in ganz Deutschland werden bearbeitet. Wir dürfen hoffen, daß der große volkswirtschaftliche Wert des von Berg zu Tal rinnenden Wassers auch bei uns in Deutschland in Zukunft in höherem Maße ausgenutzt wird als seither, zum Vorteil unserer gesamten Volkswirtschaft.

(Fortsetzung der Beiträge über Energiewirtschaft siehe Seite 451.)



Die Bauarbeiten am Walchensee-Kraftwerk: Blick auf die Baustelle am Kochelsee. Na

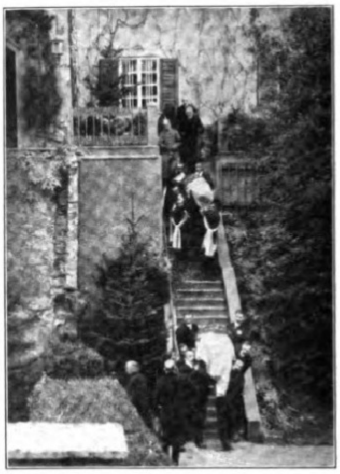
In der Höhe das im Bau befindliche Wasserschloß, von dem sechs Rohrleitungen in das am



…er Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Felix Schwormstädt.
…gene Turbinenhaus herabführen werden, dessen quadratische Fundamente im Bilde links sichtbar sind.







Die Aufbahrung des Königs in der Kapelle seiner Burg in Sarvar (Ungarn).

Links: Arbeits- und Sterbezimmer des Königs in Sarvar (Ungarn).

Rechts: Die Überführung der beiden Särge des bayrischen Königspaares von Schloß Wildenwart nach Prien. Hinter den Särgen Prinz Franz von Bayern.



Die Fürstlichkeiten im Trauerzuge. An der Spitze Kronprinz Rupprecht von Bayern (×).



Der Sarg mit der Leiche des Königs wird von Reichswehrsoldaten auf den Leichenwagen gehoben.



Die Gebirgsschützenkompagnie Lenggries-Wackersberg mit Hackebeil und Gewehren im Trauerzug.



Die studentischen Korporationen beim Vorbeizug vor der Ludwigskirche in München, wohin die Särge vom Hauptbahnhof aus gebracht wurden.



Der Erzbischof von Bamberg Dr. v. Hauck (×) und die „Gugelmänner" (Mönche) mit Wappenschildern und Kerzen.



Die Reichswehr im Trauerzug.



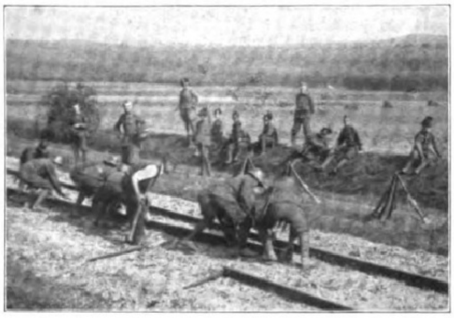
Die Überführung der Särge in die Frauenkirche. (Phot. Oswald Heiderich, München.)

Von der Beisetzung des ehemaligen Königs Ludwig III. von Bayern und der am 3. Februar 1919 verstorbenen Königin Marie Therese in München am 5. November.



Von der Beisetzung des bayrischen Königspaares am 5. November: Die Trauerfeier in der Frauenkirche zu München; auf dem Katafalk die Särge des Königs Ludwig III. und der Königin Marie Therese; unter dem Baldachin Kardinal-Erzbischof Dr. v. Faulhaber. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Felix Schwormstädt.

Im Gestühl in der ersten Reihe: Kronprinzessin Antonie und Kronprinz Rupprecht von Bayern, Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern, in der zweiten: König Friedrich August von Sachsen, König Ferdinand von Bulgarien und Prinz Eitel Friedrich von Preußen.







Vom Karlisten-putsch in Ungarn.

(Fotoriport, Budapest.)

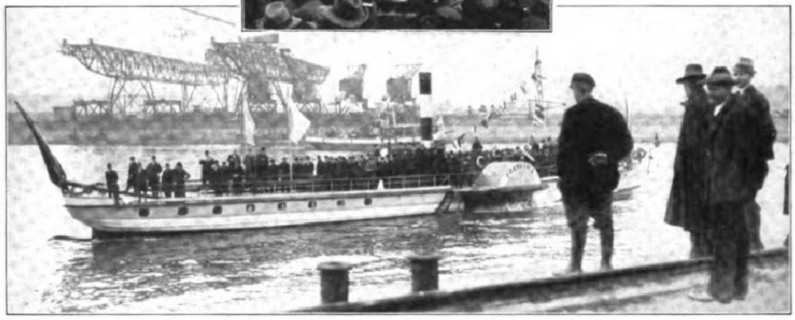
Links: Zerstörung der Eisenbahnlinie durch Regierungstruppen.

Mitte: Der ungarische Reichsverweser Admiral v. Horthy und seine Begleitung bei der Beisetzung der Opfer des Bruderkampfes.

Rechts: Gefangen genommene Ostenburggendarmen.



Prof. Dr. Wilhelm Erb, Wirkl. Geh. Rat, der Altmeister der deutschen Nervenheilkunde, † am 29. Oktober in Heidelberg im 81. Lebensjahre.



Die Eröffnung des neuen Mainhafens in Aschaffenburg, eines wichtigen Gliedes der künftigen Großschiffahrtsstraße Rhein-Main-Donau, am 3. November: Der Dampfer mit den Regierungsvertretern und Gästen passiert die gewaltigen Krananlagen.



Professor Oskar Montelius, vorm. schwedischer Reichsantiquar, einer der bedeutendsten Archäologen, † in Stockholm im 79. Lebensjahre.



Dr.-Ing. h. c. Albert Würth, Generaldirektor der weltbekannten Firma Gebr. Körting A.-G. in Hannover-Linden, die am 1. November ihr 50jähriges Bestehen feierte.



Prof. Dr. Andreas Heusler, berühmter Jurist an der Universität Basel. Ritter des Ordens pour le mérite, † am 2. November, 87 Jahre alt. (Phot. Teichmann, Basel.)



Frau Stadtschulrat Minna Cauer, die bekannte Vorkämpferin für Frauenrechte, feierte am 1. November in Berlin ihren 80. Geburtstag.



Die Eröffnungssitzung des spanisch-amerikanischen Athenäums in der Berliner Universität am 27. Oktober. In der vorderen Reihe von links nach rechts: Alberto M. Candioti, argentinischer Konsul in Berlin; Präsident des Atheneo Horacio B. Oyhanarte; Soler y Guardiola, spanischer Gesandter; Dr. Becker, preußischer Kultusminister; Dr. Luis B. Molina, Gesandter Argentiniens; Couceiro da Costa, Gesandter Portugals; Professor Dr. Laupp, argentinischer Gesandter in München.



Marie v. Olfers, die Seniorin der Berliner Malerinnen und Schriftstellerinnen, vollendete am 27. Oktober ihr 95. Lebensjahr.



Die Wunderquelle von Schallerbach in Oberösterreich: Beim Baden in der 37 Grad Celsius warmen, stark schwefelhaltigen Quelle, die, aus einer Tiefe von 500 m kommend, täglich $5^{1}/_{2}$ Mill. l Wasser liefert.



Aus Sowjet-Rußland: Die ehemals Reichen verkaufen auf dem Markt ihre Habe. Links eine Prinzessin, die sich von ihrem persönlichen Eigentum trennen muß, um ihr Leben zu fristen.

ARME MADONNA

Novelle von Curt Reinhard Dietz

Am 27. Januar.

Es ist seltsam, daß manchmal eine Sekunde genügen kann, um einem ganzen Tage seinen Inhalt zu geben; daß ein einziger Augenblick einem die Stimmung für den Rest des Tages zu schenken vermag. Und doch ist es so. Mein Freund Peter Driesch, der Bildhauer, behauptet sogar, daß nicht ein Augenblick, sondern der Blick eines Auges bestimmend für sein ganzes Leben gewesen sei. Das Auge gehörte allerdings seiner späteren Frau . . .

Ich bin heute seltsam erregt.

Noch bin ich mir nicht ganz klar darüber, ob das eigentlich die Ursache ist. Ich glaube: ja. Denn als ich plötzlich heute mittag zwischen all den frohen Menschen dieses stille, bleiche Madonnenantlitz gewahrte und ihre dunklen, großen Augen auf mir ruhen fühlte — in diesem Moment begann es.

Ich sage schon wieder so unbestimmt: begann es. Ja, was denn überhaupt? Wenn mir jemand sagen würde, ich sei verliebt in das kleine Mädel mit dem blassen, ovalen Gesichtchen und den schweren braunen Flechten — dann würde ich ihn auslachen. Ich und verliebt . . .! Ich glaube, ich bin seit der Zeit meiner Tanzstunde nicht mehr verliebt gewesen, wenn auch alle meine Freunde das Gegenteil behaupten. Und doch frage ich mich schon während des ganzen Abends, ob ich Inge Kallmorgen liebe.

Ihren Namen habe ich vom Portier im Arosa-Kulm erfahren; sie wohnt im Sanatorium „Haus in der Sonne".

Sie kommt jeden Nachmittag zum Teekonzert. Abends erscheint sie nie.

Ich werde morgen wieder hingehen — — —

* * *

Am 28. Januar.

Ich führe mein Tagebuch nicht, um Begebenheiten festzuhalten oder um mir Erinnerungen zu schaffen. Eigentlich wollte ich darin nur Betrachtungen anstellen und über Dinge mit mir selber reden, über die ich mit anderen nicht reden mag. Ich habe nun drei solcher Bücher zu Ende geschrieben.

Das erste beginnt: „Merkwürdig, daß mir die Zigarette auf der Straße, wenn ich meine blaue Schülermütze aufhabe, viel besser schmeckt als die, die ich auf meinem Zimmer rauche. Ob es wohl daher kommt, daß die eine verboten und die andere erlaubt ist?"

Das zweite fängt an: „Warum nur verliert ein Mädel, wenn ich es einmal geküßt, jeden Reiz für mich — — —?"

Es ist schon lange, daß ich diese Zeilen schrieb.

Das dritte Buch ist das letzte. Der erste Satz darin lautet: „Es ist seltsam, daß eine Frau mir immer erst dann begehrenswert erscheint, wenn ich weiß, daß sie einem anderen gehört."

Es ist in Budapest niedergeschrieben, kurz bevor ich das Duell mit dem Grafen Tibor Allbráczy hatte — — —

Immer nur Gedanken, die ich nicht aussprechen mochte! Und doch haben sich zwischen diese viel bunte Bilder aus meinem Leben und von meinen Reisen, von meinem Schaffen und Erleben hineingefunden. Warum sollte ich da auch jetzt nicht von Inge erzählen? Wenn meine Freunde hörten, daß ich von ihr einfach als von „Inge" rede, hätte ich keine ruhige Minute mehr.

Heute mittag sah ich sie wieder. Ich weiß jetzt genau, was mich an ihr fesselt; ich habe es von der ersten Minute an gesehen, ohne daß es mir zu Bewußtsein gekommen ist. Es ist jener ihr bleiches Gesicht so seltsam verschönernde Zug eines schweren Leidens, gemischt mit einem Ausdruck von heißem, begehrendem Verlangen nach dem Leben, jenem jauchzenden, stürmenden Leben, das ihrer nicht werden kann. Es ist seltsam bei den Frauen: Je geringer ihre Kraft ist, um so stärker ist ihre Sehnsucht.

Ich möchte sie malen. Ich glaubte zuerst, daß ich sie als Madonna malen möchte. Aber je mehr ich ihre Züge studiere, um so mehr komme ich wieder davon ab. Ich möchte sie malen mit entblößten Schultern und um die kleinen Brüste einen ganz dünnen Schleier, der die Farbe ihrer elfenbeinweißen Haut nicht zu verhüllen vermag. Das schwere dunkle Haar müßte in langen Wellen über die rechte Schulter fallen, und ihre schmale, von feinen blauen Adern durchzogene Hand müßte wie liebkosend darin ruhen. So möchte ich sie malen.

Unsere Blicke trafen sich heute ein paarmal. Mir schien es, als wenn sie die meinen immer wieder suche, und als wenn ein jähes Leuchten dann in ihren großen, dunklen Augen aufflamme. Ihre Augen sind mehr als schön; sie haben das seltsam unstete, flirrende Leuchten der Augen von Schwerkranken. Ich habe ein unsagbares Mitleid mit ihr. Sie ist so jung; alles in ihr sehnt sich nach dem Leben, nach dem Schönen in der Welt und nach der Erfüllung ihrer Sehnsucht. Ich weiß das, ohne daß es mir ein Mensch gesagt hat.

Ich glaube, ich kenne auch ihre Sehnsucht . . .

* * *

Am 29. Januar.

Ich werde Inge Kallmorgen malen!

Ich werde sie malen, wie ich es mir ausgedacht. Mit den leuchtenden fiebrigen Augen und dem Zug von Verlangen und Sehnsucht um den Mund. Die braunen Flechten will ich malen mit der schlanken, weißen Hand . . . und den Schal über den bebenden kleinen Brüsten.

Ich werde das Bild, wenn es fertig ist, „Komm!" nennen. — — —

Sie hat es mir versprochen, daß ich sie malen darf. Ihre Stimme ist wie das Schwingen einer Glocke so voll und ruhig. Ich glaube, ich liebe ihre Stimme, seitdem ich sie gehört.

Morgen wird sie zu mir kommen. Ich werde vorher mein kleines, vor wenigen Tagen erst provisorisch eingerichtetes Atelier mit Blumen schmücken. Rote Nelken werde ich holen. Oder ob ich hier Tuberosen bekomme? Zur nächsten Sitzung werde ich von Zürich Tuberosen kommen lassen; die werde ich ihr schenken. Ob ich sie malen soll mit einer Tuberose im Haar . . .?

Ihre Hände sind weiß wie der Schnee auf dem Furkapaß, wenn der Mond darüber hinspielt. Feine blaue Adern ziehen sich hindurch. Sie trägt am Ringfinger der Linken einen ganz schmalen Goldreif mit einem blutroten Rubin. Es sieht aus, als quölle aus einer winzigen Wunde an ihrer weißen Hand ein Tropfen dunkelroten Blutes, so schmal sind die Fassung und der Reif. Er ist wie ein Tropfen Herzblut.

Ich habe immer nach diesem Tropfen Herzblut sehen müssen.

* * *

Am 30. Januar.

Damit, daß man das Leid eines anderen fühlt und seine Schmerzen empfindet, ist nichts getan. Mitleid haben ist schön — mehr aber noch ist: mitleiden.

Kann man aus Mitleid lieben — — —?

Es ist Nacht. Bergnacht. Ich bin seit Stunden durch die Wälder gelaufen zum Prätschli und von dort nach Maran. Und wieder zurück. Bitterkalt war es. Ich habe die Kälte nicht gespürt. Ich bin hastig gegangen und habe nicht das endlose leuchtende Meer der Sterne am tiefblauen Himmel gesehen und nicht die stummen mondbeglänzten Bergriesen, die sich scharf und kantig vom Horizont abhoben. Und habe nicht das geheimnisvolle Rauschen der Berge gehört. Nichts — nichts — —

Ich höre nur immer wieder einen erstickten Aufschrei, einen jubelnden, seligen Aufschrei einer Stimme, die wie eine Glocke klingt und schwingt:

„Du — — —!"

Und ich sehe nur immer wieder zwei leuchtende, seltsam große, glänzende Augen und fühle zwei Arme sich um meinen Hals schlingen und den verlangenden Kuß heißer, dürstender Lippen. Lippen, die nach Frauenglück dürsten . . . Und fühle noch immer die Wärme ihres Körpers und das Zittern und Schauern ihres heißen Leibes — — —

Sie trug eine weiße Rose im Gürtel ihres schweren schwarzen Samtkleides, als sie zu mir kam.

Als sie ging, nahm sie eine der blutroten Nelken aus der hohen Vase auf meinem Arbeitstisch und steckte sie in den Ausschnitt ihres Kleides.

Ich weiß nun, daß sie mich liebt mit der ganzen Kraft ihrer reinen, herrlichen Seele. Und ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß auch ich sie liebe, als ich ihren heißen, hastenden Atem, der so herrlich duftete, einsog und sie erschauern fühlte unter meinen Küssen. Und dann bin ich hinausgestürmt in die Winternacht, um die Zweifel niederzukämpfen, die kamen wie falsche, lauernde Bestien, und bin — ihnen erlegen. Verblutet. Einen weiten, endlos weiten Weg lang über knirschenden, singenden Schnee habe ich mich selber geschmäht und verdammt. Ja, geschmäht und verdammt. Ich hätte weinen mögen, wenn ich Tränen gehabt. Weinen ohne Tränen ist schmerzlicher als Schluchzen und reißt die Seele weh und wund. Tränen befreien und lindern.

Dort, wo der Höhenweg in die Straße einmündet, habe ich innegehalten in meinem Flüchten vor mir selbst, um tief Atem zu schöpfen. Mir war zumute, als müsse mir die Brust zerspringen, so eng, so schwer war sie mir. Hoch über mir im fahlen Mondlicht lag verschneit und versteckt das Kirchli. In der unendlichen Weiße das winzige, dunkle Kirchli von Arosa. Ich hatte es einmal gemalt, im Sommer, mit den Wiesenhängen voller duftender Krokusblüten. Dabei hatte ich mir die Gräber beschaut und die Male, die man denen gesetzt, die den Frieden und die Erlösung hier oben gefunden. Fast lauter junge Menschen — Jünglinge, junge Frauen . . . Warum ich nur gerade jetzt daran denken mußte — — —?

„Inge . . .!"

Ich fühlte, wie es mich faßte, ein Frösteln, ein Schauern — und wie es mir dann heiß emporquoll in die Augen. Inge — —

Und da plötzlich war es vorbei mit der Enge auf der Brust und mit dem Würgen, das mir in der Kehle gesessen, seit ich mich selbst hatte betrügen wollen. Irgend etwas Großes, irgendein wundersames, mächtiges Gefühl stieg in mir empor. Mir war es, als wachse mir ein unendlich starker Wille, wie ein Schatten gigantisch hinauswächst in die Nacht.

Götter sind reich und glücklich darum, weil sie geben können, was reich und glücklich macht.

Ich möchte darin den Göttern gleich sein: Ich möchte geben, was reich und glücklich macht!

Ich will ihr geben, was sie reich und glücklich macht — — —

Ich glaube, man kann einen Menschen aus Mitleid lieben.

* * *

Am 31. Januar.

Sie war heute wieder bei mir.

Als die letzten Sonnenstrahlen über das Schießhorn hinglitten, kam sie und brachte mir einen Strauß dunkelroter Rosen. Sie schien mir heute schöner als sonst, ihre Wangen waren leicht gerötet, aber es war das brennende, fiebrige Rot der Kranken.

Ich ließ sie, so wie gestern, ihre Schultern entblößen und ihre schweren Flechten lösen und legte ihr den dünnen, durchsichtigen Seidenschal über den kleinen bebenden Brüsten zusammen. Als ich ihre feine Hand mit dem Rubin faßte, um sie in das dunkle Haar zu legen, konnte ich fühlen, daß sie eine seltene Kraft besitzt. Ihre Lippen sind voll und weich, und ihre Zähne, ihre winzigen, weißen Zähnchen, sind scharf und fest.

Ich habe ihr noch einmal alles gegeben, was ich geben konnte: heiße, jauchzende Liebe — die doch nur heißes, schluchzendes Mitleid war.

Sie kann, was tausend andere nicht können: sie glaubt an ihr Glück.

Es ist besser, an sein Glück zu glauben, als zu wissen, daß man glücklich ist.

Ich fühle mich so reich, so glücklich: Inge Kallmorgen glaubt an ihr Glück — durch mich . . .!

* * *

Am 1. Februar.

Ich hatte Inge versprochen, sie heute abzuholen zu einem kleinen Spaziergang. Weit darf sie ja nicht gehen. In der nächsten Woche wollen wir zusammen mit Peter Driesch, dem Bildhauer, und seiner Frau eine Schlittenfahrt nach Langwies machen. Inge lebt ordentlich auf in diesen Tagen; es ist gut, daß sie nicht weiß wie krank sie ist.

Als ich sie heute mittag zu unserem Spaziergang abholen wollte, ließ sie sich entschuldigen, ohne einen Grund anzugeben. Ich fragte die Zofe, ob das gnädige Fräulein krank sei — — Nein, es ginge ihr ganz gut . . . Das Mädchen erwiderte das schnell und ohne zu überlegen; und trotzdem schien es mir, als wenn sie nur schwer eine Unwahrheit sage — als wenn sie mir gerne etwas anvertrauen möchte, was sie beunruhige. Ich zögerte einen Augenblick zu gehen, aber sie schwieg.

Im ersten Moment war ich beunruhigt. Aber was hätte ihr sein können, wenn sie nicht krank war?

Ich habe früher immer gemeint, eine Frau sei am schönsten, wenn sie — beleidigt oder in ihrer Liebe verletzt — nahe dem Weinen ist: Wenn die Nasenflügel beben und sich blähen . . . wenn die Augen so groß und weh blicken und die Lider sich leise röten . . . wenn die Zähne sich zitternd in die Unterlippe graben — — — Ich glaube, daß eine Frau, die sich schämt, noch schöner ist. Eine Frau, die sich schämt, weil sie ihr Heiligstes offenbart hat . . .

Ich bin jetzt ganz beruhigt. Morgen wird sie zu mir kommen, oder ein paar Zeilen von ihr werden mich zu ihr rufen. Es war vielleicht ganz gut so, denn im ersten Augenblick unseres Zusammentreffens wird es mir immer schwer, mich in meine Rolle zu finden. Ihre großen fieberglänzenden Augen und der Leidenszug in ihrem bleichen Gesicht haben jetzt eine ganz andere Wirkung auf mich: sie tun mir weh. Und die roten, brennenden Fieberflecken auf ihren Wangen lassen mich erschrecken.

Ist es frivol von mir, wenn ich sagte: „Meine Rolle" —? Es klingt so unsagbar gemein und roh . . . Aber ich kann nicht anders sagen! Wir sind ja alle Schauspieler im Leben — nur ist meine Rolle entsetzlich . . .!

* * *

Am 2. Februar.

Es gibt Menschen, die rufen viel zu früh schon: „Zu spät!" und lassen den Mut grundlos sinken; es gibt aber auch solche, die rechnen noch immer, wenn sie sich längst schon — verrechnet haben.

Ich habe mich verrechnet.

Liebe ist die Krone des Lebens. Ich hatte eine Krone verschenken wollen und habe einen Dornenkranz verschenkt.

Ich habe der Madonna einen blutigen Dornenkranz aufs Haupt und in die braunen Flechten gedrückt.

Heute abend bin ich wieder wie vor drei Tagen über die Berge gelaufen durch den Schneesturm. Zwischen den verschneiten Tannen stöhnte der Föhn ein grauenvolles Klagelied, der Himmel lag öd und von zerrissenen Wolken bespült über den Firnen. Überall klang mir das Heulen des Windes entgegen wie ein entsetzliches Röcheln, die weiten Schneefelder und der graue, müde Himmel darüber schienen mir wie ein endloses Leichentuch.

Wie das Bahrtuch, das jetzt Inge Kallmorgens schlanken Leib verhüllt. Der war so jung, so heiß ...

Und nun ist alles aus.

Als heute früh die kleine Wiener Zofe mit Inges Brief kam und ich ihre verweinten Augen sah, war ich schon betroffen. Sie sagte, sie solle warten, bis ich den Brief gelesen. Mit zitternden Händen riß ich den Umschlag auf und las:

Ottmar!

Du hast mir ein großes, unendlich großes Glück geschenkt mit Deiner Liebe. Ich habe nie vor Dir einen Mann geliebt und habe nie geglaubt, daß mich ein Mann lieben würde. Du hast mir alles gegeben mit der Erfüllung meiner größten, heißesten Sehnsucht. Ich habe Dich unendlich lieb. Ich liebe Dich mit der ganzen Kraft meiner armen Seele. Und nur weil ich Dich liebe, wie kein anderer Mensch Dich lieben kann, gehe ich in den Tod. Ich darf Dich nicht an mich ketten. Ich bin krank. Daß ich kränker bin, als ich es selbst geahnt, weiß ich seit gestern. Ich fragte den Arzt bestimmt und entschieden, wie es um mich stehe. Ich mußte Klarheit haben, weil ich liebe. Er sprach mir von mancherlei und machte mir auch Hoffnungen. Als ich die Tür des Sprechzimmers ins Schloß zog, hörte ich ihn zu seinem Assistenten sagen: »Armes Ding — sollte ich ihr alle Hoffnung nehmen? Länger als bis zum Sommer lebt sie nicht mehr.« — — Ich war so voller Mut gekommen — aber nun griff es mir doch wie mit einer eisig kalten Hand zum Herzen. Ottmar, wenn der Schnee von den Bergen steigt und am Hange zum Kirchli hinauf der Krokus blüht, ist alles zu Ende!

Und nun —? Ich kann nicht leben ohne Dich, ohne Deine Liebe. Und darf Dich nicht halten, Du bist zu groß, zu edel. Du sollst glücklich sein. Tausend Lebende kannst Du glücklich machen — ich bitte Dich, vergiß die eine Tote.

Du hast meinem Leben seinen Inhalt gegeben. Ich danke Dir aus heißem, übervollem Herzen. Du wirst überwinden, was ich nicht überwinden konnte. Ich sterbe mit Deinem Namen auf den Lippen, Du sollst mein letzter Gedanke sein. Ich gehe mit der herrlichen Gewißheit in den Tod, daß ich geliebt werde.

Deine glückliche Inge."

— —

Dann habe ich sie zum letzten Male gesehen. In dem kleinen Salon ihres Appartements lag sie zwischen zwei hohen brennenden Kerzen aufgebahrt. Man hatte die Vorhänge des kleinen Raumes geschlossen, eine wohltuende, müde Dämmerung lag über allem. Das ganze Lager war von weißen Rosen übersät. Der Chefarzt des Sanatoriums hatte das angeordnet. Ich bin ihm in meinem Innersten so dankbar dafür! — —

Ich habe Inge Kallmorgen auf die eiskalte, hohe Stirn geküßt — — —

Es hat mich kein Grauen dabei erfaßt.

Nie in meinem Leben bin ich so geliebt worden, niemals in aller Zukunft wohl wird ein Weib mich so lieben, daß sie um meiner Ruhe, um meines Glückes willen in den Tod geht; daß sie das Herrlichste, Köstlichste, was ein Mensch besitzt — das Leben — von sich wirft, weil sie mich liebt.

Darum habe ich Inge im Tode noch geküßt ...

Auf dem Schreibtisch in der Ecke des Salons lag auf einem Seidentuch ein zierlich gearbeiteter Dolch aus blauem Damaszener Stahl. Über seine schmale Klinge zogen sich zwei feine, dünne Streifen roten Blutes.

Da hob ich leise das schwere seidene Tuch, das ihren Körper verhüllte. Aus einer winzigen Wunde über dem Herzen quoll ein Tropfen dunkelroten Blutes. Ein Tropfen Herzblut. Wie der blutrote Rubin an ihrer weißen Hand.

Ich habe immer nach diesem Tropfen Herzblut sehen müssen — — —

— —

Übermorgen wird man Inge zu Grabe tragen. Über den endlosen weißen Schnee hinauf zum Kirchli wird man sie tragen zu den vielen ungezählten anderen, denen die leuchtende Bergsonne oder der rasende Föhn das letzte Geleit gegeben aus dieser Welt, die sie so geliebt. Und harte Erde und weicher, weißer Schnee wird ihren armen kleinen Körper decken. Und den Tropfen Herzblut — — —

Ich werde ganz in der Ferne stehen auf einem der verschneiten Hügel und zuschauen, wie man einen Kranz aus weißen Tuberosen auf ihr Grab legen wird. Mittendrin wird eine blutrote Nelke sein.

Der letzte Gruß eines Unbekannten. Mein letzter Gruß an Inge.

Dann werde ich Arosa verlassen. Ich gehe nach Hause zurück, um ein Madonnenbildnis zu malen mit einem seltsamen Leidenszug um den feingeschwungenen Mund und mit großen, fieberleuchtenden Augen in dem bleichen Antlitz. Ein Madonnenbildnis für das Aroser Kirchli ...

Mein Tagebuch hat noch mehr als siebzig Seiten. Das würde reichen, bis in Arosa der Schnee auf den Bergen immer höher steigt und auf den Maraner Wiesen der Krokus blüht und duftet; bis droben beim Kirchli Efeu und Immergrün wieder leuchten und ihre Ranken um verwitterte Grabmale schlingen; bis man auf ein noch frisches Grab wieder einen Kranz von weißen Tuberosen legen wird. Mittendrin wird eine blutrote Nelke sein — — —

Ich werde keine Zeile mehr in dieses Buch schreiben. Erst, wenn das Madonnenbild im Aroser Kirchli hängt, will ich es noch anfügen, denn es gehört zu meinen sieben Tagen in Arosa. Dann will ich das Buch in das geheime Schiebfach meines Diplomaten legen zu meinen beiden größten Heiligtümern: zu dem letzten Briefe meines Vaters und zu der silbergrauen Locke meiner armen Mutter — — — —

Für die Frauenwelt.

Das Brautkleid und die Mode. Früher einmal gab es keine Mode zu berücksichtigen, wenn es hieß, sich bräutlich zu schmücken. Ganz anders ist die Sache nun geworden, in der Zeit der Spitzenmode, die geradezu dazu ausersehen ist, die Brauttoilette zu verschönern. Vor allem ist es also die echte Spitze: Chantilly und Brüsseler, die in ihrer wundervollen Schönheit, ganz duftig und ohne sie zu zerschneiden, arrangiert wird. Nicht mehr nur glatt über das Köpfchen wird der Schleier gespannt, sondern zu hohen spanischen Arrangements wird eine wunderschöne Spitze zusammengenommen, so wie es z. B. das Bild der reizenden Operettensoubrette Olga Bartos-Trau (Seite 449) zeigt. Da wurde z. B. eine breite spanische Mantille aus Chantillyspitzen über ein Brüsseler Tüllkleid zu einem spanischen Arrangement mit Myrtenkranz so reizvoll und modern zusammengenommen, daß man die starre Seide von ehemals wahrlich nicht vermißt. Der Kranz allein hält das ganze Arrangement fest. Der Duft und die Grazie der Erscheinung sind der Erfolg der Spitzenzusammenstellung. Das Brautbild, das Frau Ida Rußka, die schicke Wiener Operettensängerin, darstellt, zeigt wieder die haardünne feine Brüsseler Spitze in schönster Verwendung. Hier ist ein Holländer Häubchen zu sehen, zu beiden Seiten die natürliche Wellung der Spitze, die in einer Schleppe ohne Unterlage endet. Neben den echten Spitzen, die allein, ohne Seidenbeigabe, eine Toilette für die anmutigste Braut darstellen können, kommt die moderne Cirésspitze in Betracht. Diese reizende Spitze hat im Gegensatz zur echten Spitze die Verbindung von weicher Seide, nicht zu ihrem Nachteil, in einem andern Modell vereint. Über das kurze Brautkleid — die Spitzenkleider ohne Seide sind länger, sie gewinnen durch Verlängerung — fällt diese feine Spitze, die auch mit dem Brüsseler Schleier die Schleppe verbreitern hilft. Der Myrtenkranz ist nicht im Haar, sondern auf der Schleppe als Motiv verwendet, und das Köpfchen zieren Doppelperlenschnüre. Der Aberglaube, daß Bräute keine Perlen tragen sollen, ist von der Mode vollkommen ignoriert und verwischt worden. Man beugt sich den Modegesetzen so sicher, daß man dabei jeden Aberglauben vergißt. Auch dieses entzückende Kopfarrangement behauptet sich neben den wieder der Höhe zustrebenden Kopfputzen, die nach keiner Schablone, sondern immer nur nach Geschmack gemacht werden, und dies so schick wie möglich. Früher war Einfachheit die Losung der Brauttoilette, jetzt ist es der Schick, der auch hier das erste Wort führt, denn die Braut will an ihrem Ehrentag ja alle Gäste entzücken. ... Spitzen sind die große Mode, die duftig und graziös die Figur umfließen sollen und trotz ihrer Kostbarkeit nicht aufdringlich wirken. — Spitzen schmeicheln und geben Anmut, Spitzen haben Linie, die durch einen anderen Stoff niemals hervorgebracht werden könnte.

C. P.

Die Frisur und die persönliche Note. Bei der Frisur darf von der jede Saison wechselnden Mode eigentlich immer nur jene Frau etwas profitieren, die es mit ihrem Aussehen verantworten kann. Ihre Individualität muß es gestatten, sich ein Band ins Haar zu winden oder sich einen spanischen Kamm aufzustecken. Griechisch oder Empire, hohe Frisur oder Lockenkopf, all dies ist sehr reizend und anmutsvoll, wenn die richtige Frau die richtige Frisur wählt. Die Mode darf also nur insoweit mitsprechen, als die Linie, die sie lanciert, mit dem Gesichtchen und der Kopfform der Frau zusammenstimmt. Die Frisur, die man sich zurechtgeformt hat, soll man eigentlich in der Grundform nicht wechseln, sie darf nur nicht immer genau und schablonenhaft durch Jahre hindurch gleich gemacht werden. Kleine Löckchen dürfen manchmal verbreitern oder erhöhen, niemals aber soll ein klassisches Profil versuchen, durch eine neckische Frisur sich der Mode anzupassen, niemals ein Spitzbubengesicht sich auf tragische Scheitel verlegen. Einige Beispiele von Harmonie zwischen Gesichtsausdruck und Frisur zeigen wir bei unseren Bildern (Seite 449). Die mondäne Grazie der Wiener Schauspielerin Lona Schmidt verträgt z. B. den Lockenkopf, das duftige Lockengeriesel, das durch das breite Band wohl gehalten, aber nicht gebändigt erscheint, ausgezeichnet. Immer noch kommt ein anderes Löckchen vorwitzig herausgeringelt, immer wieder erhöht ein Löckchen natürlich und ungekünstelt die Frisur, die mit der Profillinie reizend übereinstimmt. Die süße Anmut Maria Mayens vom Wiener Burgtheater wird durch die hohe Frisur gehoben, ein Lockentuff durch einen Kamm gestützt und seitlich das Haar tief hereingezogen. Ohne Schopf in natürlichem Fall das Haar zur Stirn frisiert. Das süße Gesichtchen des jungen blonden Mädchens, unser drittes Bild, ist durch den griechischen Knoten verschönt. Da ist alles Natur und ungekünstelt. Das Haar in breiter Welle übers Ohr geführt und der wegstehende Knoten tief im Nacken gesteckt, fest und einfach. Die Stirn bedeckt Haar, das ebenfalls ungekünstelt arrangiert ist. Das sind die hübschesten Frisuren, die ohne Friseur zusammenkommen, ohne einen zweiten Geschmack! Der eigene Instinkt muß beim Arrangement einer Frisur leiten, Grazie und Duft, nicht Kunst und Unnatur darf sie darstellen, Löckchen dorthin, wohin sie passen. Die passende Note hierzu muß sich auch im Gesicht vorfinden. Niemals aber darf ein fremder Zug durch eine Frisur in die Persönlichkeit der Frau gebracht werden. Wenn diese kleine Abhandlung von den Frauen mit Verständnis gelesen wird, dann können keine Mißverständnisse gröbster Art zustande kommen — zwischen Frau und Frisur!

Claire Patek.

Bühnenschau. / Von Dr. Karl Blanck.

Die neue Winterspielzeit auf den deutschen Bühnen gibt Veranlassung zu hochgespannten Erwartungen. Nachdem die verschiedenen, mehr oder minder gewagten Modeexperimente des jetzigen Theaters sich zum großen Teil erschöpft haben, scheint nunmehr der Weg zu einem wirklich neuen Stil der Bühnendichtung und Darstellung frei zu werden. Das Theater an sich hat durch den Expressionismus manches gelernt, und es fragt sich nur, wieweit die künstlerischen Leiter unserer Bühnen sich weiterhin auch auf eine kongeniale Dichtung der Zeit werden stützen können. Inzwischen greifen zumal die kleineren Bühnen im Reiche vielfach auf die Tradition des stimmungsvollen Naturalismus der Vorkriegszeit zurück, den sie gleichsam in neuem Gewande zu verkörpern suchen.

Der Theaterfremdheit heutiger Welterlösungsdramatik sucht Franz Werfel mit seiner magischen Trilogie „Der Spiegelmensch" entgegenzutreten, die in Leipzig und Stuttgart gleichzeitig zur Uraufführung kam (Abbildung siehe Nr. 4060, Seite 398). Franz Werfel ist einer der ernstesten Dichter der jungen Generation. Seine lyrischen Werke, besonders die frühen Sammlungen „Der Weltfreund" und „Wir sind", haben Form und Tiefe, und auch das Bühnenwerk des Prager Dichters besitzt den großen hymnischen Schwung der Sprache und der Gedanken und den inneren Ernst des echten Kunstwerkes. Die Dichtung stellt sich bewußt neben die großen Bekenntniswerke der Weltliteratur und versucht zugleich in der Technik den ganzen Reichtum theatralischer Möglichkeiten auszuschöpfen. Trotzdem fällt sie letzten Endes in den gleichen mystisch-quietistischen Grundzug der Zeitdichtung zurück, den sie in satirischen Ausfällen zu bekämpfen sucht. Ihr Inhalt sind Schuld und Schicksal des Menschen, der, seinem eigenen niederen Ich unterworfen, über sich und andere Unheil bringt, bis er schließlich in demütiger Zerknirschung und erhabenem Verzicht sein besseres Selbst befreit.

Gerhart Hauptmann hat der Bühne ein älteres Werk geschenkt, das er über ein Jahrzehnt vor der Öffentlichkeit verborgen hatte, den „Peter Brauer", der im Berliner Lustspielhaus zur Uraufführung kam, die Tragikomödie eines verkommenen Malers, der auf sein vermeintliches Künstlertum pocht und in dem Augenblick entscheidend versagt, als ihm die Gelegenheit gegeben wird, ein wirkliches Kunstwerk zu schaffen und damit die aufgeblasenen Phrasen wahrzumachen, mit denen er sich und seine Umgebung betäubt hat. Kläglich offenbart sich seine Unzulänglichkeit; er ist ausgepumpt durch jahrzehntelange Klischeemalerei, oder er hat niemals etwas gekonnt und sein Leben lang nur mit verlogenen Gesten geprahlt. Aber wenn er auch für seine Umgebung jetzt endgültig abgetan ist, so wird er nach diesem einen großen Reinfall sich doch wieder weiter durchs Leben hindurchschwindeln. Ähnlich wie „Gabriel Schillings Flucht" gleichsam das Schicksal Johannes Vockeraths aus den „Einsamen Menschen" wieder aufnahm, hat also Gerhart Hauptmann hier auf bestimmte Motive aus dem „Michael Kramer" und dem „Kollegen Crampton" zurückgegriffen, um bei aller Schärfe der Charakteristik die ganze Fülle seiner Liebe auch über die Verlorenen und Entarteten auszuschütten. Darüber hinaus gibt er in „Peter Brauer" auch ein Stück Zeitgeschichte der Vorkriegszeit im kleinsten Ausschnitt.

Am Weimarer Nationaltheater errang ein Werk Hans Pfitzners bei der Erstaufführung einen großen Erfolg. Es handelt sich um die musikalische Behandlung der schönen deutschen Sage vom „Armen Heinrich", die wir aus Hartmann von Aues Dichtung kennen, und die Gerhart Hauptmann dramatisiert hat. Auch das Legendenspiel „Der Tänzer unserer lieben Frau" von J. Weinreich mit der Musik von Bruno Stürmer, das im Münchner Residenztheater zur Erstaufführung gelangte, ist der Gedankenwelt des Mittelalters entnommen; ähnlich wie in Gottfried Kellers „Tanzlegendchen" die kleine Musa, erringt sich hier ein frommer Gaukler die ewige Seligkeit durch den Tanz vor dem Mutter-Gottes-Bild.



Der hohe Knoten mit dem modernen Kamm (Maria Mayen vom Wiener Burgtheater). Phot. Franz Setzer, Wien, durch Claire Patek.



Das Band im Haar (die Schauspielerin Lona Schmidt von den Wiener Kammerspielen). Phot. Edith Barakovich, Wien, durch Claire Patek.



Der griechische Knoten. Modesonderaufnahme für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.

Moderne Frisuren. (Siehe den Aufsatz auf der nebenstehenden Seite.)



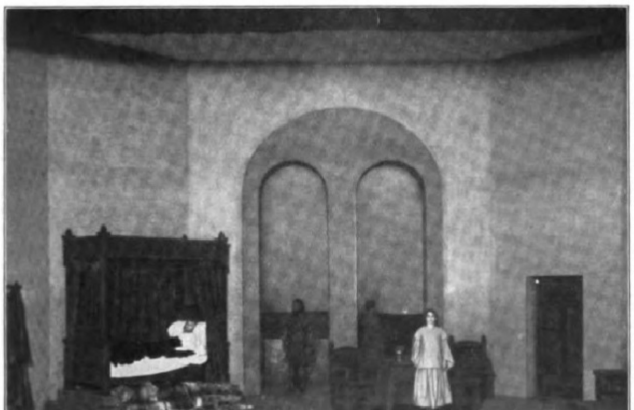
Das moderne Brautkleid. Der Chantillyschleier ist in spanischem Stil arrangiert. Getragen von der Wiener Operettensoubrette Olga Bartos-Trau. Modell: D. Rosenfeld, Wien. Modesonderaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.



Von der Uraufführung der Tragikomödie „Peter Brauer“ von Gerhart Hauptmann im Berliner Lustspielhaus am 1. November: Szene aus dem III. Akt; der Meister (Jacob Tiedtke) und seine Familie lassen sich photographieren (als Photograph Schmolke Paul Biensfeldt). (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Das moderne Brautkleid. Der hochgesteckte Schleier ist aus echten Brüsseler Spitzen. Getragen von der Wiener Operettensängerin Ida Rußka. Modell: D. Rosenfeld, Wien. Modesonderaufnahme Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.



Hans Pfitzners Musikdrama „Der arme Heinrich“ im Deutschen Nationaltheater zu Weimar: Letzte Szene des I. Aktes. (Einrichtung: Oberspielleiter Eugen Mehler.) Links: Heinrich, ein deutscher Ritter (Theodor Strack); rechts: Agnes (Mali Trummer). (Phot. Eckner, Weimar.)



Szene aus dem Legendenspiel „Der Tänzer unserer lieben Frau“, das in der Bearbeitung von J. Weinreich am 8. Oktober im Münchner Residenztheater zur Uraufführung gelangte. Der Tänzer Bruder Simplizius (Kurt Stieler), Maria (Frl. Klischat). (Phot. Atelier Osborne, München.)



Schau- und Preisfrisieren im Großen Saal des Zoologischen Gartens in Leipzig am 24. Oktober.
Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.



(Fortsetzung der Beiträge über Energiewirtschaft von Seite 441.)

Rationelle Wärmewirtschaft in Haushalt und Industrie.

Von Oberbaurat Ludwig.

Das Wort „Wärmewirtschaft", vor dem Kriege kaum gekannt, ist heute Allgemeingut geworden. Was früher nebensächlich war, ist heute vordringlich geworden. In Anbetracht der Wichtigkeit bemühen sich heute Staat, Industrie und Private unablässig, das Interesse hierfür in den weitesten Kreisen der Energieverbraucher wachzurufen.

Zur Verbesserung unserer Brennstoffwirtschaft dürfte es heute in der Hauptsache drei Wege geben: Der erste und natürlichste Weg wäre eine Erhöhung der Förderung. Der zweite und beschwerlichste Weg wäre eine vollkommene Umstellung der gegenwärtigen Energiewirtschaft nach technisch-einwandfreien Gesichtspunkten und eine ideale Ausnutzung der Kohle. Der dritte und am leichtesten gangbare Weg führt zu einer sparsamen Bewirtschaftung und einem Ersatz der Kohle durch andere Brennstoffe.

Wir haben in Deutschland im Jahre 1920 schätzungsweise 19 Mill. t Kohlen im Hausbrand verbraucht (einschließlich Kleingewerbe und Landwirtschaft). Hochgerechnet dürften davon vielleicht 40 Proz. ausgenutzt worden sein. Es ist aber heute ein Wirkungsgrad von 70 bis 90 Proz. beim Kachel- und eisernen Ofen, von 70 Proz. bei der Zentralheizung erzielbar, und wenn es nur gelingt, einen durchschnittlichen Wirkungsgrad von 60 Proz. zu erreichen, was durchaus im Bereiche des Möglichen liegt, so bedeutet dies für das Deutsche Reich schon eine Ersparnis von 6 bis 7 Mill. t fürs Jahr. Der Eingeweihte muß oft staunen, wie Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit dieses kostbare schwarze Gut verschwenden lassen. Schon beim Bau der Schornsteine werden Fehler gemacht, so daß Überlastung, zu geringe Höhe, undichte Stellen und infolgedessen schlechter Zug an der Tagesordnung sind. Bei der Feuerungsanlage selbst verhindern falsche Bedienung, unreinlicher Rost, schlecht schließende Türen, Falschluft u. a. m. meist eine restlose Verbrennung der Heizstoffe. Verwendung von Zentralheizungen am richtigen Orte, weitgehende Verwendung der in letzter Zeit mehr und mehr gebräuchlich werdenden Durchheizöfen, bei denen durch Abgase des Herdes das danebenliegende Zimmer mitgeheizt werden kann, geben weitere Möglichkeiten von Brennstoffersparnissen. Werden ferner noch die einfachen Regeln zur Erzielung eines guten Raumwirkungsgrades beobachtet (Doppelfenster, möglichst wenig Verkleidungen bei den Heizkörpern, keine Vorhänge, die die Heizkörper bedecken usw.), dann muß und wird es gelingen, das bisher fast unerschwingliche Kohlenkonto im Haushalte auf ein erträgliches Maß herunterzudrücken. Es darf mit Genugtuung festgestellt werden, daß schon vieles durch das unablässige Arbeiten der Kohlenwirtschaftsstellen, der Ortsheizämter und Fachverbände erreicht worden ist; vieles gilt es aber hier noch zu schaffen.

Bei der Industrie, hauptächlich soweit sie für den Export arbeitet, spielt das Kohlenkonto immer noch nicht eine so große Rolle, daß sich hieraus allein schon bei den Kohlenverbrauchern ein Zwang zur sparsamen Brennstoffwirtschaft ergeben müßte. Es kann aber für die deutsche Energiewirtschaft nicht gleichgültig sein, ob im Jahre 20 bis 30 Mill. t Kohlen nutzlos verbraucht werden oder nicht (und diese Mengen ließen sich bei einer rationellen Wärmewirtschaft in der Industrie ersparen). Die Wirkungsgrade von reinen Dampfkraftmaschinen sind an und für sich schon gering, auch moderne Dampfturbinen werden kaum mehr als 20 Proz. der in der Kohle zugeführten Wärmemenge auszunutzen vermögen. Aber auch diese geringe Ausnutzung wird heute in vielen Betrieben noch nicht erreicht. Ein Grund hierfür liegt nun allerdings auch in den durch Krieg und Revolution geschaffenen Verhältnissen. So müssen heute, um dieselben Leistungen zu erzielen wie im Frieden, mehr Arbeitsmaschinen, mehr Arbeitskräfte und mehr Betriebsmittel aufgewendet werden. Auf der anderen Seite wurden auch früher schon und werden heute noch in verstärktem Maße Kohlen durch unsachgemäße Bedienung, durch nachlässige Überwachung usw. verschwendet. Und doch ließe sich durch Aufwendung geringer Mittel, die sicher in keinem Verhältnis stünden zu den gemachten Ersparnissen (sorgfältige Betriebsführung, Kontrolleinrichtungen und Messungen), Großes erreichen. Ein Teil der Schuld an der Kohlenverschwendung ist allerdings auch auf den Zwang zurückzuführen, eine für die betreffende Rostart ungeeignete Kohlensorte zu verfeuern, doch steht zu hoffen, daß auch hierin die schlimmsten Zeiten überwunden sind. Schon eine sorgfältige Überwachung der Kesselanlage, die statt mit 20 Proz. Verlusten häufig schon mit 40 bis 50 Proz. Verlusten arbeiten, dürfte einen besseren Wirkungsgrad ermöglichen; bei Verwendung von minderwertigen Kohlen auf Rosten, die für hochwertige Kohle gebaut sind, werden Unterwindfeuerung, Vergrößerung des Rostes Besserung erbringen. Prüfung des Zuges im Schornstein und Überwachung der Zusammensetzung der Abgase sind ebenfalls für gutes Arbeiten einer Anlage erforderlich. Daß auch die Bedienung einer Dampfanlage nur durch geschultes Personal erfolgen soll, ist glücklicherweise immer mehr erkannt worden und hat schon vielenorts zu einer gesonderten Heizerschulung geführt (Lehrheizer, Heizerkurse). Es gibt heute noch sehr viele Anlagen, die nur mit Sattdampf arbeiten, obwohl gerade die Trocknung und Überhitzung des Dampfes vor seiner Verwendung eines der besten Mittel ist, die Leistungsfähigkeit einer Dampfmaschinenanlage zu erhöhen. Und nicht nur bei der Krafterzeugung, auch bei der Kraftverwendung können Ersparnisse gemacht werden, vor allem durch die Vermeidung von Leerläufen, die oft bis zu 50 Proz. der gesamten Maschinenleistung verzehren.

Die außerordentlich geringen Ausnutzungsmöglichkeiten, wie sie die reine Dampfkrafterzeugung besitzt, hat schon seit langem Dampfmaschinenkonstrukteure und Dampfmaschinenbesitzer veranlaßt, eine bessere Ausnutzung der Energie des Dampfes zu ermöglichen. Dies wird erreicht, wenn der gesamte Dampf in der Maschine bis auf das nötige Maß entspannt und so zur Kraftleistung vollständig ausgenutzt und hierauf in die Heizung geleitet wird, wo die noch enthaltenen bedeutenden Wärmemengen zur Beheizung der Arbeits- und Trockenräume usw. nutzbar gemacht werden können. Durch sinngemäße Verbindung von Kraft- und Heizbetrieb, die nicht immer im selben Gebäude und selben Betrieb stattfinden muß, sondern auch auf weiter entfernte Baulichkeiten und andere Betriebe ausgedehnt werden kann, gelingt es, die in der Kohle enthaltene Wärme bis zu 75 Proz. auszunützen. Welche Ersparnismöglichkeiten sich hierdurch

Was man mit 1 kg Kohle (zu 7000 Wärmeeinheiten pro Kilogramm) herstellen kann.

	0,127 kg leichtes Porzellan	oder	6 Pakete Malzkaffee (zu 500-g-Paket)
oder	0,3 kg schweres Porzellan		
„	0,7 kg Flaschenglas	„	1 kg Schokolade
„	2 qdm Fensterglas	„	6 Liter Bier
„	6 Ziegelsteine	„	6 kg Mehl
„	4 kg Stückkalk	„	20 kg Eis
„	2 kg Portlandzement	„	0,7 Liter Spiritus
„	6 kg Romanzement	„	0,63 kg Gummi
„	2,5 kg Kupfer	„	2,5 m Cretonne
„	0,04 kg Aluminium	„	1,4 kg Papier
„	1 kg Roheisen	„	90 Schachteln Zündhölzer
„	2 kg Stahl (aus Eisen)	„	0,2 kg Karbid
„	1 kg Zucker	„	0,4 kg Leder
„	0,3 kg Preßhefe	„	0,3 kg Leim

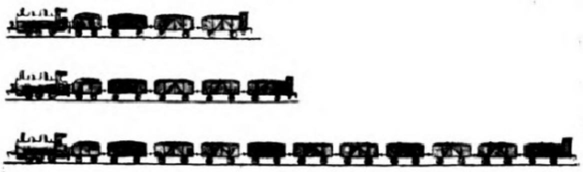
eröffnen, kann entnommen werden, wenn man bedenkt, daß die deutsche Industrie im Jahre 1913 (ohne Hüttenwerke, Kokereien, Bauindustrie, Gas, Keramik) etwa 22 Mill. t Kohlen allein zur Erzeugung ihrer Wärme hat aufwenden müssen. Diese Kohlenmenge hätte zum größten Teil durch Ausnutzung von Abdampf und Zwischendampf erspart werden können.

Zentralheizung und ihre Bedeutung für die Energiewirtschaft.

Von A. Großmann.

GLEICHE HEIZWERTE:

3 Waggon: Steinkohle;
4 Waggon: Braunkohle-Brikett
10 Waggon: Rohbraunkohle;



Wenn die Zentralheizung auch bei oberflächlicher Betrachtung mit dem landläufigen Begriff der Energie anscheinend keine Berührungspunkte hat, so stellt sich doch alsbald das Gegenteil heraus, sobald man den Begriff Energie im technisch-wissenschaftlichen Sinne erfaßt. Wissenschaftlich betrachtet, bedeutet Energie nicht nur das, was man sich unter ihr im alltäglichen Leben vorstellt, nämlich Kraft und Arbeitsentfaltung, die in wahrnehmbarer Form als Bewegung, elektrischer Strom u. dgl. in die Erscheinung tritt, sondern vor allen Dingen auch jene Form der verborgenen, latenten Energie, die als chemische Eigenschaft vielen Körpern innewohnt. Als Hauptvertreter solcher Energiespeicher ist aber die Kohle anzusehen, deren verborgene Kraft sich in der Entwicklung der Wärmeenergie bei ihrer Verbrennung äußert. Gewaltige Mengen dieser Energie werden erzeugt, um die Voraussetzungen für unser tägliches Leben zu schaffen. Aber nicht nur fast sämtliche Gegenstände, die wir benötigen, erfordern für ihre Herstellung einen gewissen Aufwand an Kohle, sondern wir brauchen die Kohle und ihre direkte Energieäußerung, die Wärme, auch selbst. Was uns in unseren Klimabreiten die Sonne im Winter vorenthält, muß durch die Kohlenwärme ersetzt werden. Jetzt sehen wir auch ein, daß die Heizung unserer Wohn- und Arbeitsstätten und mit ihr die jüngste, erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch unsere vorgeschrittene Technik vervollkommnete Form der Zentralheizung einen recht bedeutenden Faktor für die Energiewirtschaft darstellt.

Verbrauchen alle anderen an der Energiewirtschaft beteiligten Betriebe ihre Energie zu irgendeiner Produktion, so scheint es, daß die Zentralheizung für ihren Energieverbrauch keinen greifbaren Gegenwert bietet. Wenn wir jedoch bedenken, daß das Ziel jeder Produktion letzten Endes in der Hebung des Kulturzustandes eines Volkes zu erblicken ist, daß also die Produktion eigentlich nur Mittel zum Zweck ist, so muß der Wert der Heizung, ganz besonders in jenen Fällen, in denen die Zentralheizung zur Anwendung gelangt, volle Anerkennung finden. Denn gerade dadurch, daß in großen Geschäftshäusern und sonstigen Arbeitsräumen eine ausreichende Beheizung während des Winters möglich wird, wird die Produktion in stärkstem Maße gefördert.

Auch die ausreichende Beheizung der Wohnstätten wirkt in gleichem Sinne, da sie für Gesundheit und Arbeitskraft von außerordentlicher Bedeutung ist.

Wir gelangen also zu der Betrachtungsweise, daß die Zentralheizung nicht wie andere Energiebetriebe direkt im Dienste der Produktion steht, sondern daß sie es denen, die die Produktion schaffen, ermöglicht, produktiv zu sein. In diesem Sinne arbeitet sie wohl unter allen energieverbrauchenden Betrieben nach dem einfachsten Prinzip. Sie verbraucht Wärmeenergie und liefert gleichzeitig Wärme als Endprodukt. In ihrer jahrzehntelangen modernen Entwicklung hat die Zentralheizung nicht nur möglichst

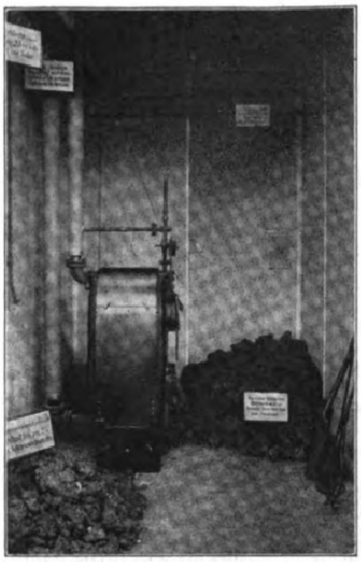
zufriedenstellende Leistungen, sondern auch höchste Wirtschaftlichkeit angestrebt und auch erreicht. Kein industrieller Energiebetrieb, der von der Wärme irgendwie Gebrauch macht, kann so wirtschaftlich sein wie sie, da nach einem Naturgesetz bei jeder Energieentwicklung stets das Bestreben nach möglichst vollkommener Umwandlung in Wärme vorhanden ist. Hier aber wird direkt Wärme verlangt. Infolgedessen gelingt es auch durch die Zentralheizung, über 70 Proz. der in der Kohle aufgespeicherten Energie direkt für den Verbrauchszweck nutzbar zu machen, während bei der Erzeugung von mechanischer Arbeit und Elektrizität aus Wärme selten mehr als etwa der siebente Teil der Kohlenenergie ausgenutzt wird. Mit diesem Wirkungsgrad sind naturgemäß auch sämtliche Erzeugnisse belastet, welche einer dieser beiden Energieformen ihr Werden verdanken.



Die Entwicklung der Zentralheizung, deren erste Anfänge bei uns bis in das Zeitalter der Römerherrschaft in germanischen Gauen zurückzuverfolgen sind, nahm gleichzeitig mit der Entwicklung unserer Industrie ihren letzten und ausschlaggebenden Aufschwung. In der gleichen Weise wie alle anderen menschlichen Werkzeuge und Hilfsmittel schritt sie an Hand der von der Industrie gegebenen Vorbedingungen von den einfachen lokalen Feuerungsvorrichtungen zum technisch und wissenschaftlich durchgebildeten Mechanismus vor. Erwies sie sich in ihren drei Hauptformen, als Warmwasser-, Niederdruckdampf- und Luftheizung, in der modernen Entwicklung der letzten Jahrzehnte als unbedingt erforderlich für die Beheizung großer Einheiten, wie moderner Geschäftshäuser und Fabrikgebäude, Hotels, Kirchen, Theater, Krankenhäuser und öffentlicher Gebäude, so bürgerte sie sich doch auch für Wohnhäuser mittlerer Größe allmählich ein und errang sich sogar wegen ihrer einfachen und zeitsparenden Bedienung in ihrer vollendeten Ausbildung für Eigenheime bis zum kleinsten Umfang eine ganz besondere Beliebtheit.

Wenn wir von der Energiewirtschaft der Wärme sprechen, so dürfen wir nicht deren neueste Bestrebungen außer acht lassen. Nach dem Kriege hat eine bedeutende Intensivierung in der Ausnutzung der chemischen Produkte eingesetzt, welche uns die Kohle liefern kann. Mehr und mehr wird man in Zukunft dazu gelangen, keine Kohle mehr direkt zu verbrennen, sondern alle ihre kostbaren Destillationsprodukte zu gewinnen. Bei diesem Prozeß, der stets eine Verkokung der Kohle zur Folge hat, werden große Mengen Koks als Abfallprodukt erzeugt. Als jährlicher Abnehmer vieler Millionen Zentner Koks tritt die Zentralheizung diesen modernen Bestrebungen fördernd zur Seite. Ihre spezielle Eignung für Koks steht mit den Forderungen der Energiewirtschaft in vollstem Einklang. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie es nicht verstanden hat, sich auch den von der Torf- und Braunkohlenwirtschaft gelieferten Brennstoffen durch Sonderausbildung der Kessel erfolgreich anzupassen.

Zum Schluß sei noch eines Kapitels gedacht, dem bereits heute eine große, in Zukunft aber vielleicht eine überragende Bedeutung für die gesamte Industrie beschieden ist, nämlich der Abwärmeverwertung. Außer zur Bereitung warmen Wassers zu gewerblichen und hygienischen Zwecken, wie z. B. in Wäschereien und Badeanstalten, stehen ungeheure Energiemengen in der Abwärme sämtlicher wärmeverbrauchenden industriellen Anlagen zur Verfügung. Heute steht die Technik auf dem Standpunkt, daß sie diese ungehobenen Schätze verwerten kann und verwerten muß. Hier tritt als einziges, aber vollkommenstes Hilfsmittel die Zentralheizung auf den Plan. Sie ermöglicht es, insbesondere in ihrer



Schlechte Zentralheizungsanlage.

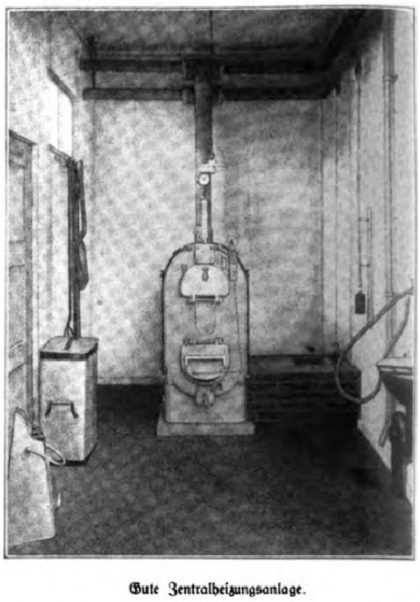
maschinentechnisch hochentwickelten Form als Fernheizung, selbst für zerstreute und große Komplexe von Gebäuden während der ganzen Dauer der kalten Jahreszeit diese Wärmemengen nahezu restlos zu Heizzwecken auszunutzen.

Nach diesem Ausblick in die Zukunft kann gesagt werden, daß die zentrale Raumbeheizung für die Wärmeenergiewirtschaft nicht nur heute bereits eine große Bedeutung besitzt, sonders ganz besonders auch für kommende Zeiten einen ausschlaggebenden Faktor zu bilden berufen ist.

Das Problem der minderwertigen Brennstoffe.

Von Dr. Albert Neuburger, Berlin.

Die Not der Zeit zwingt, auch auf minderwertige Brennstoffe zurückzugreifen, deren Ausnutzung früher entweder überhaupt nicht in Frage kam oder nur aus besonderen Gründen, jedoch ohne das Vorliegen einer allgemein-wirtschaftlichen Notwendigkeit versucht wurde. Unter „minderwertigen“ Brennstoffen sind dabei solche zu verstehen, die entweder einen sehr geringen Gehalt an Wärmewerten aufweisen, so daß sich ihre Gewinnung und Verfeuerung nicht lohnt, oder solche, die wegen ihrer Form wenig geeignet sind, als Brennmaterial Verwendung zu finden. Zu der ersteren Klasse gehört z. B. der Torf, der wegen seines hohen Wassergehalts auch im lufttrockenen Zustande nur in der Nähe seines Gewinnungsortes verwertet werden konnte, da die 20 bis 25 Prozent der in ihm enthaltenen Feuchtigkeit jeden Transport auf weitere Strecken allzusehr verteuern würden. Es gehört dazu des weiteren der Müll, der zwar eine ganze Anzahl brennbarer Bestandteile enthält, dessen Heizwert aber gleichfalls äußerst gering ist. Zur zweiten Klasse zählen vor allem die pulverigen und feinkörnigen Brennstoffe, wie Sägespäne, Kohlengrus, und dann gewisse Schweröle und Rückstände, wie z. B. das Masut, ein Rückstand von der Destillation des rohen Erdöls. Diese Stoffe besitzen zwar eine oft sehr erhebliche Zahl von Wärmeeinheiten, sind also an und für sich hochwertig, doch lassen sie sich wegen ihrer physikalischen Beschaffenheit auf den gewöhnlichen Feuerungen nicht oder nur unter sehr großen Schwierigkeiten verbrennen.



Gute Zentralheizungsanlage.

Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, auch das Problem der minderwertigen Brennstoffe eingehender zu bearbeiten. Wenn es auch heute noch nicht als restlos

(Fortsetzung siehe Seite 456.)









Farbige Kunstblätter der Illustrirten Zeitung. Prächtiger Zimmerschmuck. Als Weihnachtsgeschenk bestgeeignet.
Das Verzeichnis der etwa 250 Blätter umfassenden Sammlung wird auf Verlangen kostenlos zugesandt.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig 26, Reudnitzer Strasse 1—7.



(Fortsetzung von Seite 456.)

Anfänge noch nicht hinausgekommen, zum mindesten liegt irgendeine praktische Verwendung und Verwertung noch im weiten Felde. Der Gedanke selbst ist durchaus nicht neu; aus phantastischen Stadien ist er allmählich zu brauchbarer Gestaltung übergeführt worden; dabei liegen die ersten praktischen Versuche, bei denen man mit einfachsten Mitteln vorgehen mußte, immerhin schon etliche Jahrhunderte zurück. Was hier sehnsüchtiger Wille früherer Zeiten war, scheint sich vielleicht und allmählich einmal zu positiven Ergebnissen verdichten zu können. Es wäre ja nur logisch, wenn die Urquelle all unseres Daseins, eben die Sonne, uns dazu verhelfen könnte, daß wir uns völlig von der Kohle lösen und der Energie ihrer Strahlung, von der das Leben dieser Erde abhängt, schließlich einmal alles verdanken, was wir an Kraft in irgendeinem Sinne benötigen.

Alle diese Mittel und Wege weisen in eine Zukunft, die dunkler, als es wohl jemals der Fall ist, vor unserm Volke liegt; der Wille, diese Mittel neuer Energiegewinnung zu finden und diese neuen Wege bis zum letzten Ende aller Möglichkeiten zu gehen, kann mit dazu beitragen, daß wir diese Zukunft ertragen!

Flüssige Luft als Energiequelle.

Von Dr. R. Lepsius.

Als es Carl v. Linde gelungen war, die Luft zu verflüssigen, machte er deren Energie dadurch für eine ganze Reihe von anderen Anwendungsgebieten nutzbar, und heute kommt die flüssige Luft bereits für die verschiedensten Zwecke zum Teil praktisch in Betracht, zum Teil ist sie gerade im Begriff, für weitere Gebiete brauchbar zu werden. Flüssige Luft wird heute in großen Mengen nach verschiedenen Systemen fabriziert, die im Prinzip alle ähnlich dem Lindeschen Verfahren sind und so arbeiten, daß sie die Luft komprimieren, die dadurch entstandene Kompressionswärme durch Kühlung fortnehmen und durch nochmalige Expansion Kälte hervorrufen. Eine Reihe von Zusatzmaschinen, wie Vorkühler, Luftreiniger u. dgl., vervollständigt die Apparatur. Flüssige Luft kann heute in jeder größeren Stadt in beliebiger Menge bezogen werden, und ihre Handhabung bietet keinerlei Schwierigkeiten. Man kann sie transportieren und umgießen, also genau so wie der Milchmann mit der





Milch damit umgeben. Nur die Aufbewahrungsgefäße unterscheiden sich etwas von denen anderer Flüssigkeiten, und zwar bestehen sie aus doppelter Wandung. Der Zwischenraum zwischen den beiden Wandungen ist luftleer gepumpt, um zu verhindern, daß äußere Wärme die etwa minus 180 Grad kalte flüssige Luft vorzeitig erwärmt und dadurch zum Verdampfen bringt.

Die Kälte der flüssigen Luft, die bisher ihrer Anwendung mitunter im Wege stand, wird neuerdings auch zur praktischen Verwendung herangezogen. Fast alle Naturvorgänge nehmen mit sinkender Temperatur ab, und zwar verlangsamen sie sich für je zehn Grad Celsius Temperaturerniedrigung um ziemlich genau die Hälfte. Auch das Leben gehorcht dieser allgemeinen Regel, wenn auch nicht so zahlenmäßig genau. Neuerdings ist es gelungen, lebende Tierchen wochen- und monatelang ohne irgendwelche Nahrung und auch ohne neue Sauerstoffzufuhr in enspreсhenden Kühlschränken bei der Temperatur der flüssigen Luft aufzubewahren und sie nach dieser Zeit wieder zu neuem Leben zu erwecken. In diesem Falle ist die flüssige Luft gewissermaßen nicht Lebensenergiequelle, sondern Lebensakkumulator. Auch menschliches Leben ist in dieser Beziehung bereits untersucht worden, und es ist gelungen, menschliches Gewebe für chirurgische Zwecke Tage und selbst Wochen aufzubewahren. Auch zu Heilzwecken wird die flüssige Luft neuerdings verwandt, wenn es sich darum handelt, den Einfluß besonderer Kälte auf die menschliche Haut zu erzielen.

Die Kälte der flüssigen Luft wird neuerdings auch zu anderen Zwecken verwandt, und zwar sind Versuche im Gange, die künstlichen Regen durch Ausgießen von flüssiger Luft vom Flugzeug aus hervorrufen sollen. In Kanada sind solche Versuche bereits mit Erfolg ausgeführt worden; bei uns leiden sie zur Zeit darunter, daß unser Flugwesen, wenn auch keineswegs technisch, so doch in seiner Anwendung sehr darniederliegt.

Die Industrie der flüssigen Luft hat es weiter ermöglicht, die darin enthaltenen Gase, in erster Linie Sauerstoff und Stickstoff, voneinanderzutrennen. Während des Krieges ist auf dieser Basis die schnell zu großer Bedeutung herangewachsene Stickstoffindustrie entstanden, die uns von der Einfuhr des Chilesalpeters unabhängig macht. Da der Stickstoff bei einer niedrigeren Temperatur siedet als der Sauerstoff, kann man ihn aus flüssiger Luft absieden lassen. Dadurch ist die flüssige Luft

eine Energiequelle größter Bedeutung für unsere gesamte Düngerwirtschaft geworden, woran auf die Dauer auch das vor kurzem in Oppau erfolgte beklagenswerte Explosionsunglück nichts ändern wird; denn auch falls der dort explodierte Ammonsalpeter durch Harnstoffe ersetzt werden sollte, wird für seine Herstellung das Ammoniakverfahren von Haber und Bosch immer die Grundlage bleiben.

Bei dem erwähnten Absiedenlassen des Stickstoffes bleibt der Sauerstoff zurück. Diese Methode, mit Hilfe der Luftverflüssigung Sauerstoff herzustellen, ist heute die billigste Methode, und die flüssige Luft ist mithin die Energiequelle geworden, die alle Industrien, die Sauerstoff benötigen, verwenden. Der Sauerstoff wird — in Stahlflaschen auf 150 Atmosphären komprimiert — in großen Mengen in der Metallindustrie zum autogenen Schweißen und Schneiden verwandt, und zwar von der größten Maschinenfabrik und der größten Werft bis herab zum kleinsten Schlosser. Neuerdings fehlt es auch nicht an Versuchen, die darauf hinzielen, im Hochofenbetrieb die eingeblasene Luft durch Sauerstoff zu ersetzen, wobei auch hierdurch die flüssige Luft wiederum als neue Energiequelle in Frage käme.

Ein anderes Anwendungsgebiet für flüssigen Sauerstoff sind die Rettungsapparate im Grubenbetriebe, bei deren Anwendung die Rettungsmannschaft mit kleinen, hochkomprimierten Sauerstoff enthaltenden Stahlflaschen ausgerüstet ist. Wurde hierzu bisher gasförmiger Sauerstoff verwendet, so hat man während des Krieges gelernt, flüssige Luft unmittelbar — mit mehr oder weniger Gehalt an Stickstoff — zur Atmung zu verwenden, und diese Atmungsapparate sind in Anwendung sowohl im Grubenbetriebe als auch hauptsächlich für Höhenflüge, wenn es gilt, dem Flieger auch in Höhen über 6000 m den Sauerstoffmangel der dortigen dünnen Luftschichten auszugleichen. Für den Flieger kommt dabei auch wesentlich in Betracht, daß der flüssige Sauerstoff in dünnwandigen und daher sehr leichten Gefäßen mitgenommen werden kann, während gasförmiger Sauerstoff, wie man ihn früher zu Höhenflügen benutzte, in dickwandigen Stahlflaschen mitgenommen werden muß; diese schweren Stahlflaschen bedingen eine wesentliche Energiebelastung seiner verfügbaren Brennstoffe, und die Anwendung der flüssigen Luft bringt daher eine Ersparnis an Brennstoffenergie, kommt also unmittelbar als Energiequelle in Betracht.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

In großem Maßstabe ist die flüssige Luft auf einem anderen Gebiete verwandt worden, und zwar auf dem der Sprengstoffe. Jeder Sprengstoff beruht in seiner Wirkung darauf, daß ein Sauerstoffträger explosionsartig mit einem Kohlenstoffträger reagiert. Beim Schwarzpulver war Salpeter stets dieser Sauerstoffträger, bei moderneren Pulvern ist er es mittelbar, indem die aus dem Salpeter hergestellte Salpetersäure die verschiedensten Kohlenstoffträger, wie Baumwolle, Glyzerin u. dgl., nitriert und dadurch zu einem Sprengstoff macht. Die flüssige Luft, als Sprengstoff verwandt, bildet ihrerseits unmittelbar den Sauerstoffträger, und als Kohlenträger kommen brennbare Substanzen, wie Holz, Ruß u. dgl., in Betracht. Da dieser Sprengstoff mit wesentlicher Kostenersparnis gegenüber den alten festen Sprengstoffen in seiner Anwendung verbunden ist, so wendet sich der Bergbau in steigendem Maße diesem neuen Sprengstoff zu.

Neue Aufgaben der Technik, die schon energisch in Bearbeitung genommen sind, bezwecken, überall da, wo bisher gasförmiger Sauerstoff durch kostspielige Kompression auf hohen Druck komprimiert werden mußte, flüssigen Sauerstoff unmittelbar zur Anwendung zu bringen. So zielt ein Problem dahin, flüssigen Sauerstoff in genau berechneter Menge in Stahlflaschen einzuspritzen, in denen er dann, entsprechend seiner Erwärmung, automatisch unter Druck kommt. Dabei spart man mithin die bisher aufgewandte Energie, den bisher aus flüssiger Luft gewonnenen Sauerstoff noch besonders zu komprimieren. Ein anderes Verfahren zielt dahin, flüssigen Sauerstoff durch Wärmezuführung unter Druck kommen zu lassen, einen Druck, der für seine Meistverwendungsart zum autogenen Schweißen und Schneiden bereits ausreicht, so daß man dadurch neben den Kompressionskosten auch noch die teuren Stahlflaschen sparen würde.

Aus vorstehenden Ausführungen möge ersehen werden, daß von einer „Energiequelle" auch dann gesprochen werden muß, wenn diese Energiequelle nicht unmittelbar als „Quelle" in die Erscheinung tritt, sondern sich darauf beschränkt, teure Energiequellen überflüssig zu machen, denn bei der Übertragung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie auf Technik und Wirtschaft bilden die Kosten der jeweiligen Gradmesser für Energieverluste bei der Umformung von einer Energie in die andere den ausschlaggebenden Gesichtspunkt.

Hausbrand- und Koch-Ersparnisse.

Die „Oranier"-Dauerbrandöfen amerikanischen Systems (mit Füllschacht) der Frank'schen Eisenwerke, G. m. b. H., Adolfshütte-Niederscheld (Dillkreis) sind nach fachmännischem Gutachten die bequemste, im Gebrauch billigste Heizungsart. Bei entsprechender Bedienung brennen diese Öfen die ganze Heizperiode hindurch Tag und Nacht ununterbrochen. Die Regulierung der Öfen ist äußerst einfach und sicher. Es ist ohne weiteres möglich, mit „Oranier"-Öfen die Raumwärme so zu temperieren, als es jeweils dem eigenen Wohlbehagen entspricht. Zudem ist ein „Oranier"-Ofen im Gegensatz zur Zentralheizung der beste Ventilator für die Zimmerluft. Die Anschaffungskosten sind wesentlich billiger als die anderer Beheizungsarten. Mit dem Sparheizer „Oranier" — angeschlossen an einen „Oranier"-Ofen — spart man außerdem etwa 40 bis 60 v. H. Brennstoff. An Brennstoff sind alle Sorten verwendbar: Anthrazit, Steinkohle, Holz, Torf, Braunkohle, Koks. Die in Fachkreisen aufsehenerregende reichhaltige Auswahl neuer, von Künstlerhand entworfener Modelle bietet für jeden Geschmack etwas passendes. Ein „Oranier"-Ofen, besonders in emaillierter und vernickelter Ausführung, ist ein prächtiger Zimmerschmuck; wer einen „Oranier"-Dauerbrandofen im Gebrauch hat, wird ihn sicher nicht mehr missen wollen. — Die Frank'schen Eisenwerke fabrizieren auch die gleicher Beliebtheit wie deren „Oranier"-Öfen sich erfreuenden Dampfkochtöpfe, Original Umbach, mit luftdicht schließendem Deckel, Sicherheitsventil, Ablaßhahn und Stellbügel mit Schraube. Das System der Umbach'schen Dampfkochtöpfe gründet sich darauf, die Kochkraft des heißen Dampfes auszunutzen, die bei sämtlichen übrigen Kochtöpfen bekanntlich verloren geht. Durch Ausnutzung der Heizkraft des Dampfes werden die Speisen in der Hälfte der sonst nötigen Zeit oder noch rascher unter bedeutender Kohlen- oder Heizgas-Ersparnis zum Kochen gebracht. Mit diesem Vorzug der Umbachtöpfe ist eine weitere, sehr beachtenswerte Annehmlichkeit verbunden: Die Konstruktion der Kochtöpfe verhindert das Entweichen des Aromas der Speisen, sodaß die Gerichte weit schmackhafter und kräftiger auf den Tisch gelangen als in gewöhnlichen Töpfen gekocht. Durch den raschen Kochvorgang werden viele Stunden der Arbeit erspart, sodaß die Hausfrau mehr Zeit zur Muße oder zu anderen Verrichtungen erübrigt. Der besonders in den Sommermonaten peinliche und auch nicht gesunde Küchenaufenthalt, der vielen Hausfrauen das Kochen verleibet, ist bei Umbach-Töpfen wesentlich angenehmer und wird beträchtlich abgekürzt; selbst getrocknete Gemüse und Hülsenfrüchte sind, nachdem das Wasser zum Sieden gebracht wurde, in 30 bis 40 Minuten, grüne Gemüse, Braten, Rindfleisch, Geflügel in 15 bis 40 Minuten zubereitet. Jedem Topf wird eine Gebrauchsanweisung beigegeben. Wir empfehlen, von den Frank'schen Eisenwerken ungesäumt die bezüglichen, eingehend unterrichtenden, reich illustrierten und kostenlosen Prospekte einzufordern. E. M.



Sonniges und schneesicheres Sportgelände bietet

Die Schweiz im Winter

Ueber 50 Sportplätze in 1000—2000 m Höhe ü. M.

Hotels für alle Ansprüche von Fr. 8.— an. / Visum M. 56.—. / Direkte Wagen 1.—3. Klasse Basel und Zürich. / Verlangen Sie Hotelführer und Winterprogramme.

Auskunft

durch die Amtliche Auskunftsstelle der Schweizerischen Bundesbahnen, Berlin N.W. 7, Unter den Linden 57/58 sowie durch die Schweizerische Verkehrszentrale, Zürich und alle Reiseagenturen.

GARDONE-RIVIERA

Die Perle des Gardasee. Idealster Aufenthalt für Herbst, Winter u. Frühling.

Gleichmäßig mildes Klima. Intensive Sonnenbestrahlung. Tropische Vegetation. Seebäder. Segel-, Ruder- u. Fischereisport. Lawn-Tennis. Golf links. Lohnende Ausflüge zu Land u. See.

Kur-Kasino Saison: 1. September bis 1. Juni **Cercle privé**

Internationales Kurleben. Künstler-Konzerte. Regatten (Jachten, Motorboote). Flugmeetings (Hydroplane). Automobilrennen. Tanzreunion.

GRAND HOTEL

Direkt am See n. Landungsplatz. Das grösste u. eleganteste Hotel des Gardasees. Jeder moderne Komfort. Eigene Strandpromenade mit Seebadeanstalt. Grosser Park (30 000 m²). Saison: 1. September bis 1. Juni.

HOTEL ROMA

Vornehmes deutsches Haus. Jeder moderne Komfort. Herrliche Aussicht auf den See. Grosser Garten. Volle Pension von Lire 35.— aufwärts. Ganzjährig geöffnet.



AMSTERDAM

PASSAGIER-, POST- UND FRACHTDIENST NACH

SUD-AMERIKA

RIO DE JANEIRO · SANTOS MONTEVIDEO BUENOS AIRES

CUBA, MEXICO, NEW ORLEANS

HAVANA · VERA CRUZ

FRACHTDAMPFER NACH OBENGENANNTEN HÄFEN, PERNAMBUCO UND BAHIA

REGELMÄSSIGER FRACHTDIENST NACH

NEW-YORK

Alle Auskünfte über Passage und Fracht durch die Gesellschaft in Amsterdam oder die in den meisten Großstädten befindlichen Vertretungen.



BERLIN W Kurfürstendamm 33 a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.

Pension Kurfürsten-Eck

40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. **Gute Verpflegung.** Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. **Fernspr.: Steinplatz 9142.**

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke **Tannenfeld**

bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Warda · Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke

Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Diätet. Kuren** Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. —Prospekte frei.—

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's

Das ganze Jahr geöffnet. **Sanatorium Am Goldberg** Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Friedrichshafen am Bodensee.

→ **Kurgartenhotel.** ←

Haus ersten Ranges mit allen Einrichtungen der modernen Hoteltechnik. Direkt am See gelegen. Pensionsvereinbarung von Mk. 65.— aufwärts. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurhaus Dr. Rohrbach

Cassel-Wilhelmshöhe

(früh. Sanat. Dr. Wiederhold)

Anst. für Physik.-Diaet. Heilmeth., Psychotherapie, Radium-Bestrahlung, bes. bei Basedow, Trinkkuren a. Art. Orig. Zanderinst. f. schwed. Heilgymn. u. Massage. Prospekte frei.

Dr. Petersons Sanatorium

Brambach. Höhenluftkurort, 576 m. **Radiumkuren, Radium-Schrothkuren.** Vollbetrieb ab 1. März. Prospekte.

BRIEFMARKEN Vorzugspreisliste gratis. **Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 8**

Dr. Hoffbauer's ges. gesch.

Yohimbin-Tabletten

Anregend! Kräftigend!

Reinstes Yohimbin ohne jeden Zusatz

Original-Packung: 25 50 100 200 Stück: 15.— 29.50 58.— 115.— Mk. Literatur diskret und gratis.

Elefanten-Apotheke, Berlin 212, Leipzigerstr. 74 (Dönhoffplatz).

Sanatorium Lindenbrunn bei Coppenbrügge

in Hann., Kreis Hameln, in herrl. Wald- u. Gebirgslage, 4 natürl. Schwefelquellen. Prosp. frei. **Dr. Netter.**

KIOS

CIGARETTEN

verdanken ihren guten Ruf den ausgezeichneten ■ Qualitäts-Eigenschaften ■

Kunst-Haus Dahlheim

Berlin, Potsdamer Str. 118b

Gemälde höchsten Ranges

und solche zukunftsreicher Künstler.

Cirine DRP 132216 flüssiges **Bohnerwachs**



Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell. Stahlspäne u. Terpentinöl entfallen. Fast überall erhältlich.

Fabriken: CIRINE-WERKE BÖHME & LORENZ, CHEMNITZ und EGER-Böhmen. Verl. Sie grat. u. fr. d. Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum od. Parkett sachgemäß?"

Webers Illustrierte Handbücher

Verzeichnis kostenlos

Verlag J. J. Weber, Leipzig 26

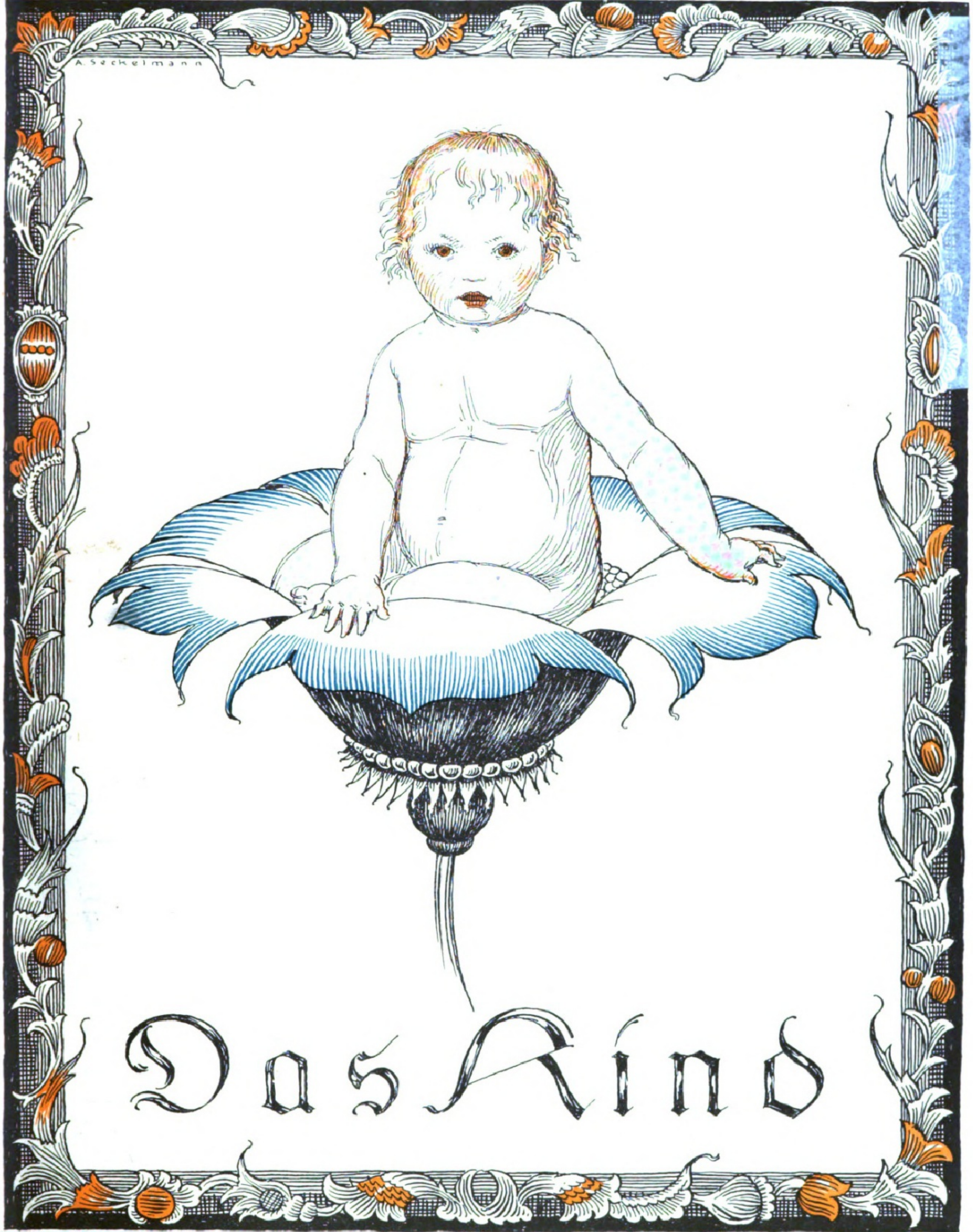


Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Direkt nur an Wiederverkäufer.

Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württbg.).

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér 8.
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



WEIHNACHTS-NUMMER 1921

Nr. 4062
157. Band

Verlag von J. J. Weber in Leipzig.

Einzelpreis 7 Mark
(Vierteljährlich 30 Mark)



Kupferberg Gold

Einmal im Jahre – in den Weihnachts-Feiertagen

wird auch der sonst stets Sparsame ein Glas Sekt verantworten. Es ist kein Leichtsinn, sich am hehrsten aller deutschen Feste an gutem deutschen Wein zu freuen. In veredelter Form als Kupferberg-Sekt kommt seine feine Art und Güte am besten zum Ausdruck.

Seit siebzig Jahren wird „Kupferberg Gold" in unveränderter Weise hergestellt. Ein besonderes Verfahren völlig rein-natürlicher Bereitungsweise leistet jederzeit Gewähr für stets gleichmässige hervorragende Güte und denkbar beste Bekömmlichkeit. In langjährigem Flaschenlager wird „Kupferberg Gold" zu höchster Reife entwickelt und gerade auf Grund dieser Eigenschaft von Kennern im In- und Auslande besonders geschätzt.

„Sekt-Weisheiten", zahlreiche Plaudereien über den Werdegang des köstlichen Nasses von der Traube bis zur Tafel, geschmückt mit zweiunddreissig Künstlerzeichnungen von A. M. Cay, enthält unser Album „Das neue Kupferberg-Gold-Buch" (50 Seiten Kunstdruck-Papier). Ein Ratgeber für Feinschmecker! – Versand kostenlos, gegen Mk. 2.– in Marken für Porto und Verpackung.

Chr. Adt Kupferberg & Co., Mainz.
Gegründet 1850.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art, ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzerstraße 1–7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. – Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

 Nummer 4062. 157. Band Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.

Nr. 4062. 157. Band.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest

1. Dezember 1921.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Täge. Preis vierteljährlich 30 Mk. (Ausland 75 Mk.). Preis dieser Nummer 7 Mk. (Ausland 13 Mk. 50 Pfg.).

Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 Mk.; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben.

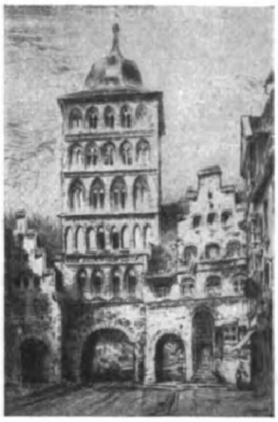
Weihnachts-Nummer



Nr. 290
Straßburger Münster
26 : 16.6 cm

Das deutsche Städtebild.

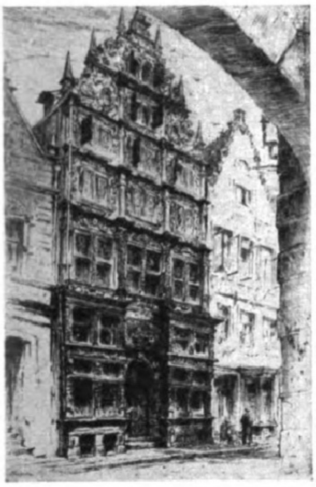
Paul Geißler und sein graphisches Werk.



Nr. 217
Lübeck, Das Burgtor
27,5 : 18,1 cm

Historische Bauwerke, malerische Plätze, alte, stille Gäßchen — wer hätte sie nicht in liebevoller Erinnerung, der unser liebes Vaterland, sei es als junger, hoffnungsvoller Wanderbursch oder als gereifter Mann durchstreift hat? Der Münchener Maler Paul Geißler, der schon früh den Pinsel mit der Radiernadel vertauschte, hat alle diese Sehenswürdigkeiten auf seinen radierten Platten festgehalten. Durch alle Gaue unseres lieben Vaterlandes ist er gewandert, überall hat er mit Künstlerauge das Wahre, Schöne, Gute festgehalten und jedem, der sein graphisches Werk durchblättert, wird die Erinnerung an die Heimat, an die Jugendzeit, an frohe, köstliche Reisetage, Ausspannung von der Arbeit wach werden. Einige hundert Platten — nur wer die vielseitige Technik der Radierung zu beurteilen vermag, kann empfinden, welch ein gigantisches Lebenswerk hier vor uns liegt. Ein Großstadtmotiv wie den Hamburger Jungfernstieg weiß Geißler ebenso malerisch zu behandeln wie die romantischen Winkel einer süddeutschen Kleinstadt. Wem möchte da nicht der Wunsch kommen, einige dieser köstlichen graphischen Blätter zu besitzen, die als Originalarbeiten eines anerkannten Meisters künstlerisch bedeutend über den besten photographischen Aufnahmen stehen, trotzdem aber infolge des Preises jedem Kunstfreunde zugänglich sind? In jeder gutgeleiteten Kunsthandlung sind sie erhältlich; wenn eine solche nicht am Orte, weist der Verlag die nächste Bezugsquelle nach. Ein vollständig illustrierter Katalog zu dem für heutige Verhältnisse sehr niedrigen Preise von Mk. 12,50 gibt Auskunft über sämtliche bis jetzt erschienene Blätter. Eine gebundene Luxusausgabe mit einer vom Künstler gezeichneten Originalradierung ist zum Preise von Mk. 50,— erhältlich. Unterzeichneter Verlag erteilt auf Wunsch jede weitere Auskunft.

Ludwig Möller Kunstverlag (Inh. Wilhelm Möller und Ludwig Resch), Lübeck.



Nr. 138
Bremen, Das Essighaus
28 : 18,4 cm



Nr. 15. Alte Mainbrücke in Frankfurt III. Fassung, 15,7 : 22 cm



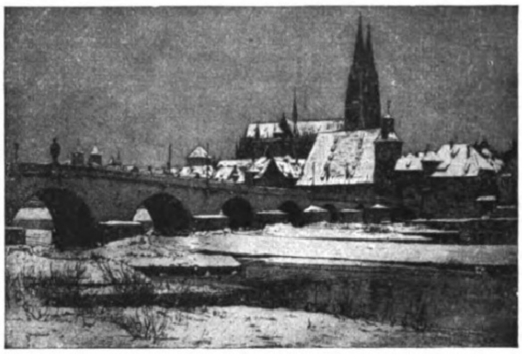
Nr. 163
Nürnberg, Bratwurstglöcklein
II. Fassung 27,7 : 19 cm



Nr. 233. Erfurt: „Am Venedig" 15,7 : 24 cm



Nr. 185
Hildesheim, Fachwerkbau in der Osterstraße 25 : 18,6 cm



Nr. 43. Regensburg. 32,8 : 49,7 cm



Nr. 204
Hamburg, Unter den Arkaden
27 : 18 cm

Allgemeine Notizen.

Alle Ereignisse der Kinderjahre in einem würdigen Buche einzutragen ist eine köstliche und dankbare Aufgabe aller Eltern und Erzieher. Ein solches Buch ist das aus dem Verlag Behrend und Boldt, Rostock in neuer Auflage als Geschenkbuch zum Preis von 40 Mark dauerhaft in Halbleinen, zum Preis von 54 Mark in Halblederband gebunden. Das Buch heißt „Unser Kind". Marie Magdalene Behrens hat ihm als Buchschmuck entzückende Kinderszenen beigegeben. Von sinnigen Gedichten unserer besten Dichter umrahmt, sehen die einzelnen Blätter einfachen Eintragungen entgegen, die auch die schlichteste Mutter vornehmen kann und die doch in ihrem Zusammenhang ein vollständiges Bild von der körperlichen und seelischen Entwicklung des Kindes geben. Nichts ist vergessen.

Der Schutz der Kinder gegen Rachitis im ersten Lebensjahr ist, wie Dr. Kurt Huldschinsky vom Oskar-Helene-Heim (Krüppelheim) in Berlin-Dahlem in seiner neuen Schrift „Die Ultraviolett-Therapie der Rachitis" nachweist, eine der wichtigsten Wohlfahrtsaufgaben der Industrie. Die Kinder der Minderbemittelten und unserer arbeitenden Bevölkerung mit ihren oft traurigen Wohnungsverhältnissen sind in starkem Maße der Rachitis ausgesetzt. Hier soll vor allem die Wohlfahrtspflicht aller gut rentierenden Betriebe der Industrie einsetzen. Die erfolgreiche Behandlung der Rachitis ermöglicht nach Dr. Huldschinsky die Ultraviolettbestrahlung durch die Quecksilberquarzlampe, System Hanau (Künstliche Höhensonne), über die der Sollux-Verlag in Hanau, Postfach 422, auf Verlangen gern eingehend kostenlose Auskunft gibt. Die Rachitis als Volksseuche auszurotten ist eine zwingende Notwendigkeit für unsere Zukunft.

Der Rosenthal-Weihnachtsteller 1921 (Abbildung auf S. 509 der vorliegenden Nummer) versetzt stimmungsvoll in weihevolle Gebirgseinsamkeit und dürfte wie seine Vorgänger als Weihnachtsgeschenk jedermann hochwillkommen sein. Sofortige Bestellung, gegebenenfalls direkt bei der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal u. Co., A.-G., Kunstabteilung, in Selb i. Bayern ist freilich notwendig, da die Rosenthal-Weihnachtsteller bekanntlich in nur beschränkter Anzahl zu haben sind. Preis dieses Weihnachtstellers 69 Mk.

Nun kommt die Zeit, da man nicht mehr in der hellen Sonne die Schönheit der Natur genießt, sondern sich zu-

rückzuziehen beginnt in die Behaglichkeit des traulich erwärmten Heims. Man empfängt aus schönen Händen den Tee und verplaudert manche Stunde im intimen Milieu. Es kommt die Zeit, da die elektrischen Bogenlampen auf lang aufgereihte Wagen und Autos vor festlichen Sälen strahlen, da im hellen Glanze schöne Frauen ihren Geschmack und ihre Eleganz bewundern lassen. Man versammelt sich um gemeinsame Interessen, man konzentriert sich wieder! Die elegante Dame sucht ihre persönliche Wirkung zu erhöhen. Sie schreitet einher in einem Umkreis pikanten Duftes, jeden, der in ihrer Nähe weilt, schließt sie in diesen Duft ein und schließt ihn zugleich von der Umwelt aus. Sie schafft mit diesem Duft eine kleine Welt, in der ein jeder zu Gast ist und darin Nüchternheit und Alltag vergißt. Und sie ist ehrgeizig. Sie weiß, daß alle die Düfte der Blumen des Sommers auch ohne sie zu genießen sind, wenn ihre Trägerinnen in Blüte stehen. Darum soll ihr Duft allein für sie da sein. Und sie hat ihn gefunden. Faszinierend und berauschend, einen Duft, der ihrer Person die bezauberndste Wirkung gibt, einen Duft, den man nie mehr vergißt: Nr. 4711 Tosca, das Parfüm der Gegenwart.

Der Not mit den Rasiermessern und Rasiermesserklingen, für die das bisher übliche Abziehen auf dem Streichriemen bei weitem nicht genügt, hat der Erfinder des Magnet-Elektro-Ölsteins Herr Otto Hunger in Elsterberg (Sachsen) abgeholfen. Als Neuheit bringt der Erfinder den Apparat „3:1" (Drei in Einem), der drei Gegenstände in einem Stück enthält: den vorzüglichen Magnet-Elektro-Ölstein, den Viktoria-Leder-Streichriemen und einen äußerst praktischen Klingenhalter. Alle stumpfen Klingen und Messer werden damit wieder haarscharf; die einmaligen Anschaffungskosten von nur 35 Mark machen sich besonders unter den heutigen Teuerungsverhältnissen alsbald reichlichst bezahlt. Nähere Angaben über den Magnet-Elektro-Ölstein gibt der Erfinder in seiner Anzeige, die wir auf Seite 485 der vorliegenden Nummer nachzulesen bitten. Ein vorzügliches, praktisches Weihnachtsgeschenk für Herren!

Zu Weihnachtsgeschenken eignet sich in hervorragender Weise auch photographischer Bedarf. Die allgemein bekannten „Agfa"-Artikel erfreuen sich des allerbesten Rufes; zudem bieten die in jeder Photohandlung kostenlos erhältlichen 16seitigen illustrierten Preislisten der herstellenden Firma: Actiengesellschaft für Anilin-Fabrikation in Berlin SO. 36 eine überaus bequeme Übersicht, die Aus-

wahl den zur Verfügung stehenden Mitteln entsprechend zu treffen. Mit Ausnahme von Papieren liefert die „Agfa“ sämtliche photographischen Verbrauchsartikel. Wer mit Sicherheit auf dankbare Gesichter rechnen will, vergesse die „Agfa“-Artikel nicht beim Einkauf von Weihnachtsgeschenken.
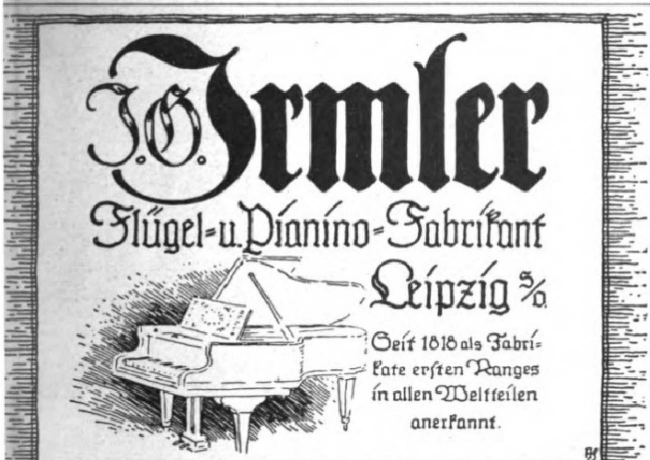
„Toto“, der kleine Totalisator, und „Toto Tip“ nennen sich zwei höchst unterhaltende vornehme Spiele, die die Firma Hermann Kanitz in Charlottenburg 4, Fritsche-Straße 43 mit durchschlagendem Erfolg eingeführt hat. Näheres wolle aus der bezüglichen Anzeige auf Seite 481 der vorliegenden Nummer ersehen werden.

Eine prähistorische Ansiedlung bei Rom. Auf einem Hügel in der Nähe des Monte Mario im Weichbild von Rom sind bei Straßenarbeiten Überreste eines Dorfes aus prähistorischer Zeit entdeckt worden. Es handelt sich, wie die Funde ergeben, um ein Dorf aus der ersten Eisenzeit, vielleicht aus der Bronzezeit. Die Funde sind für die Erforschung der Zeit der Urbewohner des römischen Gebietes von großer Bedeutung.

Vorgeschichtliche Funde auf der Steinsburg. Die von dem Vorgeschichtsforscher Prof. Dr. Alfred Goetze im Sommer auf der Steinsburg bei Römhild (Kreis Hildburghausen) wieder aufgenommenen Forschungsarbeiten haben bemerkenswerte Ergebnisse gezeitigt. Dr. Goetze hat wertvolle Aufschlüsse über die bauliche Entwicklung der Befestigungsanlagen erhalten. Es zeigte sich, daß die Hauptbefestigungslinie der Steinsburg in der späten Hallstattzeit (6. bis 7. Jahrhundert v. Chr.) erbaut und einige Jahrhunderte später erneuert wurde. In den Wohnungsanlagen, die sich, wie an den meisten Wallstrecken, direkt an die Innenfassade der Mauer anschließen, zwei scharf getrennte Kulturschichten übereinander, die durch charakteristische Funde zeitlich bestimmt werden konnten. In den beiden Schichten fand man schöne und für die Zeitbestimmung wichtige Gegenstände; unter anderm in der älteren eine schön patinierte große Bronzenadel mit ziseliertem Kopf und Hals, eine eiserne Fibel der letzten Hallstattzeit, eine blaue Glasperle, viel keramische Reste, unter anderm von einem schön kannelierten Gefäß, und eine Menge Tierknochen.

Neubauten für die Leipziger Frühjahrsmesse. Wie wir erfahren, beabsichtigt die im Zentralverband der deutschen elektrotechnischen Industrie zusammengeschlossene Elektrizitäts-Industrie auf dem Gelände der Technischen Messe in Leipzig eine neue große Halle zu errichten. Der Ver-















ein Deutscher Werkzeugmaschinenfabrikanten hat bereits für die Frühjahrsmesse 1922 einen erheblich größeren Raumbedarf angemeldet; es wird deshalb mit Hilfe eines vom Verein zur Verfügung gestellten Baudarlehns das System der Betonhalle durch einen Neubau ergänzt. Außerdem wird versucht werden, dem Verein eine weitere bereits vorhandene Halle zur Verfügung zu stellen.

Die Bergprüfungsfahrt des Automobilklubs München brachte dem Diplom-Ingenieur Erker-München auf 12/36 PS. Sechszylinder Stoewer in der Klasse V (Wagen über 10 PS.) den ersten Preis. Der für die erzielte beste Zeit mit dem ersten Preis bedachte 12/36 PS. Stoewer-Sechszylinder hat diesen Erfolg in Konkurrenz mit Fahrzeugen von fast der doppelten Motorenstärke, unter anderm 25/60 PS., errungen, ein Beweis für seine hohe Leistungsfähigkeit. Der betreffende Stoewer-Sechszylinder ist noch dazu ein normaler Serien-Wagen und bereits seit längerer Zeit im Gebrauch. Als eine Neuerung, die sich bestens bewährte und die Leistungsfähigkeit des Stoewer-Sechszylinder-Wagens ins rechte Licht setzt, war bei dieser Fahrt vorgesehen, daß kein Fahrtteilnehmer vor Beginn der Prüfung wußte, wo sich die Prüfungsstrecke befand und ob es sich um eine Flach- oder um eine Bergfahrt handle.

Schweizer Wintersportnachrichten. Im Dezember werden in Davos die Schatzalpbahnen in Betrieb genommen; ebenso die Skihütte in Parsenn. Der 28. und 29. Januar bringen die nationalen und internationalen Eislaufen der J.S.C.D., ferner die klassischen Bobsleighwettbewerbe, die sich bis tief in den Februar hineinziehen. Das große Ski-Rennen der Schweiz findet am 3., 4. und 5. Februar in Davos statt. Ende Februar werden die großen Pferderennen auf dem Eise des Davoser Sees abgehalten, die rund 25 000 Franken an Preisen bringen. — **Wiedereröffnung von Bergbahnen.** Die schwere Krise der schweizerischen Bergbahnen seit Beginn des Weltkrieges beginnt erfreulicherweise abzuflauen. Von der Steigerung des Verkehrs profitieren auch sie. So ist geplant, die Brienz-Rothorn-Bahn, die einen der wundervollsten Aussichtspunkte am Brienzersee dem großen Reisepublikum erschließt, im nächsten Jahre wieder in Betrieb zu nehmen. Auch die Gießbachbahn soll nächstes Jahr wieder eröffnet werden. — Die eidgenössischen Behörden beabsichtigen, das Paßvisum für Angehörige solcher Staaten, die Gegenrecht gewähren, zu beseitigen.






Die führende Marke
ST. BARBARA A.G. UHYST
St.-BARBARA A.G.
SANCT BARBARA
AKT.-GES. UHYST
LIQUEUR GELB


Maiglöckchen
Rose
Flieder
Veilchen
Heliotrop
u. a.
ILLUSION
DRALLE

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.



Preisgekrönter Entwurf von Karl Sigrist, Stuttgart.



Die Gratulantin. *Nach einer farbigen Radierung von Hela Peters-Ebbecke.*

Nikodemus

Von Ludwig Finckh



Ja, nun müssen wir auch unsere Eselin verkaufen, die Lisett, unseren silbergrauen Schimmel. Sie geht uns vom Herzen weg. Aber unsere Großen sind fort in der weiten Schule und die zwei Kleinen noch nicht so hoch nachgewachsen, um sie zu besorgen. Wenn man Tiere nicht selber betreut, werden sie vernachlässigt und gehen zugrunde. Auch unsere Geiß hat schon daranglauben müssen.

So steht es also im Blatt: „Eine 17jährige Eselstute, Zug- und Reittier, in gute Hände zu verkaufen." Aber wer hat gute Hände? Es kam schon einer, er habe die besten Hände; er wolle den Esel verwursteln, zu Salami.

Wer dieses kreuzbrave Tier kennt, muß ihm gewogen sein. Wenn es aus dem Stall herauskommt, legt es sich zuerst auf den Boden, mit allen Zeichen des Glücks, wälzt sich ein paarmal auf dem Rücken und strampelt mit den Beinen. Das ist sein Bad. In seiner Heimat, in der Wüste, gibt es nur Sand zum Baden. Da wacht die Erinnerung, die seit dem Uresel in ihm schlummert, wieder auf, sobald es aus der Tür ins Freie tritt, und es muß baden, im Staube.

Wir haben junge Ziegen neben ihm aufgezogen. Ziegen haben keinerlei Pferdeblut in sich wie der Esel. Aber sie klettern wie die Gemsen, sind naseweis und stiegen oft auf den Rücken des Esels, um von dort aus zum Stallfenster hinauszusehen auf die Straße. Und sie begannen, sooft die Lisett sich auf die Knie niederließ, ebenfalls sich zu wälzen und zu strampeln, als ob sie sandgeborene Wüstentiere wären.

Oft habe ich sie miteinander geweidet, den Esel und die Ziege, draußen am Rain oder am Hag. Während der Esel langsam und methodisch Gras und Klee abrupfte, schnaikte die Hattel hierhin und dorthin, nur die Spitzen der Blätter, junge Triebe, lauter Leckerbissen. Gerne fraßen beide Akazien- und Nußlaub, und die Ziege kam, sobald man den Kopf wandte, über die Rosenstöcke und Obstbäume. Ich habe viel Lehrgeld zahlen müssen. Wenn aber der Kamerad nicht dabei war, fraß sie keinen Bissen und schrie jämmerlich nach ihm.

Daß Esel und Pferde Vettern sind, ließ sich mühelos feststellen. Vettern sind neidisch aufeinander, sie haben um das gleiche Futter zu kämpfen, und diese um den spärlichen Pflanzenwuchs der Wüste. Wenn ein Pferd auf der Landstraße dem Esel begegnet, so stutzt es, stellt die Ohren, scheut, und wenn der Kutscher nicht aufpaßt, so jagt es ihm davon, von einem unterbewußten, jähen Schreck gepackt.

Unser Esel zog seine sechs, acht Zentner den Berg hinauf. Er lief mit beladenem Wagen — vier Kinder — ohne auszuschnaufen, drei Viertelstunden wie der Wind bis nach Iznang. Konrad ritt im Trab nach Horn in die Lateinstunde, und er hatte ihm auch einen kurzen Galopp beigebracht. Dann reckte sich der Bub steif im Sattel hoch, spreizte die Beine, machte ein unverschämtes Gesicht und ritt auf seinem wilden Renner alles, was sich ihm entgegenstellte, aus dem Weg. Wir nannten ihn nur den Generalfeldmarschall.

So gehörte der Esel ganz zur Familie. Im Frühjahr und Herbst half er Mist, Kartoffeln, Kohlen und Obst fahren, im Sommer Heu und Streu, und wir wissen nicht, wie das nun ohne ihn werden soll. Nur einmal waren wir ihm böse. Ich hatte drei junge Gänschen gekauft, drei Wochen alt, und sie wuchsen in unserem Grasgarten goldgelb herauf. Wir liebten sie unheimlich; denn Gänse sind so klug wie schön, so drollig wie verkannt. Einmal schnitt ich Brennesseln ab mit der Sichel. Ich war vertieft in die heikle Arbeit und trug zudem keine Strümpfe. Die Gänschen folgten mir auf Schritt und Tritt, und der Esel weidete in der Nähe. Es fiel mir auch nicht auf, daß er langsam zu uns herankam. Mit einem Male schnaubte er, ich sah auf, eine teuflische Lust funkelte in seinen Augen, und ehe ich noch zuspringen konnte, hatte er drei Schritte vorgemacht und — huit, huit — mit den Vorderhufen gezielt; da lagen zwei Gänschen blutend am Boden. Ich hieb ihm meine Faust ins Gesicht, nahm das dritte auf den Arm und konnte den anderen nur noch die zuckenden Köpfchen abhauen.

Was hatte die Lisett getan? Ganz bewußt gemordet. Und ich erfuhr, daß sie schon immer einen Haß auf alles Junge, Neugeborene gehabt hatte; die frischgeworfenen Zicklein mußten vor ihr gerettet werden, die jungen Hunde suchte sie zu zerstampfen; und es war klar: das war die Eifersucht. Sie selbst hatte nie Junge gehabt, war nie Mutter gewesen, war in Ehren alte Jungfer geworden, und nun konnte sie, säuerlich und verbittert, die Kinder anderer nicht leiden. So wurde sie Mörderin.

Es wurde ihr verziehen, und das übriggebliebene Gänschen bekam Ersatz. Und wir zogen die drei Gelben zu schneeweißen, zutraulichen Riesentieren herauf, die im Weiher pfluderten und mit angeborener Anmut Reigen aufführten. Nikodemus, so hieß das älteste, knapperte mit dem Schnabel am Arm meiner Frau herum, wenn wir am Tisch in der Apfelstube saßen, bis es einen Brocken bekam. Im Sommer haben wir nämlich drei Zimmer mehr als im Winter; das eine ist unter einer Platane, das andere unter Birken, das dritte unter einem Apfelbaum.

Die Nachgeschwister, Sabine und Henriette, vertrauten sich blind der Führung von Nikodemus an.

Ich glaube, ich werde noch mit Kielfedern schreiben. Es geht achtsamer, geruhsamer, bedächtiger und gleitet doch beschwingt übers Papier. Ich kann dann immer am Schluß verzeichnen: „Mit Nikodemus geschrieben. Sabine zu danken."

Oft saß dieses Jahr auch das Hannele auf dem Esel und streichelte ihn. Es sah dann wie ein leibhaftiges Engelkindlein aus. Fehlte nur noch der Goldschein um den Kopf.

Wie lange ist 's her, daß man selber so herumsprang und mit den Kameraden spielte? Keine drei Tage, meine ich oft. Ich träume noch davon und bin wieder ganz klein, ohne Kampf und Sorgen; wir fassen uns am Rockzipfel, einer ist der Lupus und muß sich verstecken, und wir ziehen mit dem schönen Lied um das Weinberghäuschen herum:

„Alles ist vergängelich,
Der Kuhschwanz, der ist längelich.
Lupus!"

Da springt der Wolf aus seinem Versteck und packt einen von uns. — Oder man spielt mit den Schwestern Fangis und zählt vorher ab: „Arole, barole, bantöffele, gugusle, ususle, dususle!" —

Nun liegt das Hannepuhz im Bett unter seinem Gugguhs, dem Schnakenschleier, und brüllt noch einmal mit dröhnender Stimme: „Vater, noch bete mit mir!" — Wenn alles, was wir können, durchgebetet ist, verlangt 's noch das „bucklichte Männlein", zu dem jeden Abend ein neuer Vers gemacht werden muß, oder gar das „Hirtenbüble". Da muß ich dann mit zwei Stimmen sprechen, einer jungen weinenden und einer alten tröstenden. Der Ratsherr begegnet dem Buben.

„Büeble, worom greinest so?"
„„Ha, lache wurd i et.""
„Hot d'r d'r Wolf dei Schäfle g'stohla?"
„„Ha, geba han i 'm 's et.""
„Ist er mit 'm übers Brückle g'sprunga?"
„„Ha, unta dure et.""
„Büeble, sei et so grob, i bin a Rotsherr!"
„„Ond wenn du glei a Rotsherr bischt, na rot, was in mei'm Säckle ischt.""
„Schätz wohl, dei Druibrötle?"
„„Jo, Dredle, meine Häedschich!"" —

Dann liegt das Hannele selig da und will nur noch ein Zwilling sein, nämlich zu zweit im Bett liegen, beim Brigittle oder mit seinem Bärle. Und dann schläft es ein. Sandmännlein träufelt, und Englein weben. Und es sammelt Kraft zu neuen Taten und Sprüchen, vor denen man sich in acht nehmen muß. Denn es ist schon fast drei Jahre alt. Und es hat neulich zur Mutter am Morgentisch gesagt:

„Mutter, da sind Teetröpfle."
„„Das sind Kaffetröpfle.""
„Ich hab mir's gleich dacht, daß der g'scheite Vater Kaffe valeert hat."
„„Aber, Hannepuhz!""
„Ich hab ja g'sagt: der g'scheite Vater!" —

Das kann noch gut werden, bis es zwölf Jahre alt geworden ist.

Bub oder Mädel?

Von Paul Georg Münch

Nein, nicht, was Sie denken! Die Buben und Mädel sind schon auf der Welt, es ist nichts mehr daran zu ändern, daß die einen dem starken, die anderen dem schönen Geschlecht angehören. Die achtzig kleinen Menschenkinder sind bereits acht Jahre alt. Vierzig Buben gehen in meine Klasse, und vierzig Mädel kamen eines Tages, als ihr Klassenlehrer erkrankt war, zu meinen Jungen zu Besuch.

Nach der ersten Stunde sagte ich meinen Buben, daß ich fortan nur noch Mädel um mich haben wolle. Die wären viel, viel braver als die Jungen. Da kam ich aber bei meinen Bürschlein schön an!

„Ach, die Mädchen, die!" sagte einer mit der verächtlichsten Miene des Weiberfeindes. „Mit Mädchen ist gar nichts, die lingern ja gleich, wenn man sie knufft!"

Ich nahm das zarte Geschlecht in Schutz: Es wäre doch nicht gerade Bestimmung der Mädel, geknufft zu werden.

Ein Mädchen unterstützte mich: „Die Jungen sind überhaupt immer so frech! Ich möchte kein Junge sein!"

Diese bestimmte Erklärung machte die kleinen Geister mobil und löste ein drolliges Zwiegespräch aus, das sich weniger durch logisches Gedankenspinnen als durch laute Entrüstung auszeichnete.

Ein Junge sagte: „Und ich möchte kein Mädchen sein! Die Mädchen tun sich erst groß, und nachher getrauen sie sich nicht einmal alleine in den Keller, weil mer Ratten ham."

„Die Jungen können nicht einmal singen, die grölen bloß!"

„Und tanzen können sie auch nicht", pflichtete ihr eine Klassenschwester bei. „Da treten einen die Tapse bloß auf die Füße!"

„Ha! Die Mädchen können beim Fußballspiel nicht einmal ein Tor halten!"

„Und die Mädchen sind alle wasserscheu!" erklärte einer unter dem verständnisvollen Lächeln seiner Klassenbrüder. Da wurde er aber von einem Mädel heimgeschickt: Ihr Bruder mache bloß Katzenwäsche, und wenn er in die Wanne steigen solle, heule er: „Wenn ich aber nun ertrinke?"

„Ich möchte auch kein Mädchen sein", erklärte ein kleiner Pachter Feldkümmel. „Die Mädchen müssen Knickse machen, wenn die Tanten kommen." Dabei verzog er das Gesicht zu einer säuerlichen Miene und machte einen Knicks wie ein junger Bär.

Ein Mädel mit Pagenfrisur meldete sich zu Worte.

„Mit Jungen ist gar nichts, die können sich die Haare gar nicht einmal anders machen!" Damit hatte sie einen ganz starken Trumpf ausgespielt. Die Mädel bestätigten mit strahlenden Augen, daß das ganz entschieden ein guter Grund sei, Mädchen zu bleiben. Wer eine bunte Haarschleife hatte, zupfte stolz an ihr herum.

„Ätsch!" machte einer. „Wir brauchen mittags nicht mit aufzuwaschen wie die Mädchen." Der Einwand verwunderte mich. Ich sagte: „Das ist doch schön, wenn man in der Küche mit herumklappern darf?"

„Ja, aber man kriegt allemal Ohrfeigen, wenn man eine Schnauze abbricht."

In streng vertraulichem Tone tuschelte mir ein Mädchen zu:

„Herr Münch, die Jungen können gar nichts für sich behalten. Unser Artur hat allen Leuten etwas von meiner Mutter ihrem Zopf erzählt, was ich schon lange wußte ..."

Nachdem mir durch diese Aussprache die Frage: „Bub oder Mädel?" hinreichend geklärt schien, schritten wir zur Abstimmung. Ich fragte zunächst die Knaben:

„Wer von euch möchte denn ein Mädchen werden?"

Kein einziger. Ich glaube, sie nahmen es mir sogar ein klein wenig übel, daß ich überhaupt so etwas fragen konnte! Nun stellte ich die Gewissensfrage an die Mädel:

„Und wer von euch möchte ein Junge werden?"

Schüchtern kamen sieben Hände hoch. Unter dem leis spöttischen Gelächter der angehenden Frauenrechtlerinnen unter den Klassenschwestern ließen vier die Arme wieder sinken. Drei aber blieben standhaft. Sie fragte ich nach dem Warum.

Die erste erklärte: „Da zupft's nicht so, wenn die Mutter kämmt und man hat einen Fitz drinne."

Die zweite: „Da kann man einmal machen, was man will. Denn die Mutter sagt: »Nach dem Vater seinem Dickkopp geht doch alles.«"

Und die dritte jubelte: „Da kann man dann gleich heiraten! Da braucht man nicht zu warten, bis einer kommt!"

Klein-Else hatte eine große Schwester.

Der Vogel des Friedens.

Von Max Hayek.

Der Vogel des Friedens flog von Land zu Land. Aber vergeblich suchte er ein Plätzchen, um auszuruhen; sahen ihn die Menschen irgendwo, so verscheuchten sie ihn, den schönen, sanftäugigen Vogel des Friedens.

Ich ging heute, am stillen Mittag, durch den Park. Und da sah ich ihn am Rande einer Wiege sitzen, ausruhend. In der Wiege lag ein Säugling, und der lächelte im Schlaf. Die liebe Sonne spielte mit einigen zarten Strahlen über sein seliges Gesichtchen, und der Widerschein der rosenfarbigen Flügel des Vogels leuchtete von seinen runden Wangen.

Er hatte also doch noch ein Plätzchen in der Welt gefunden, der schöne, sanftäugige Vogel des Friedens!

Es war freilich nicht auf dem Dache eines Palastes — es war nur am Rande einer Wiege, darin ein Kindlein schlief.

Das Kindheitserlebnis.

Von Dr. Heinrich Stadelmann, Dresden

Die ersten seelischen Eindrücke, die ein Mensch empfängt, werden zum Ausgangspunkt für die Verwertung weiterer Ereignisse. Im Verkehr zieht man deshalb mit Recht bei der Beurteilung eines Menschen dessen Kinderstube in Betracht, wo die Erlebnisse ihm den Grund für seine späteren Handlungsweisen vorbereitet haben. Der erwachsene Mensch weiß oft nicht, warum er in einem bestimmten Fall in besonderer Weise gehandelt hat; eine Aufrollung der Erfahrung würde ihn bis in seine Kinderjahre zurückführen. Warum ist oftmals ein Mensch von „sonnigem Gemüt"? Warum bringt ein anderer seine Lebenstage in Mißmut zu? Die Grundstimmung des Seelenlebens ist nicht allein die Folge der angeborenen Veranlagung; sie wird mitbestimmt durch die Kindheitserlebnisse. Es kommt viel darauf an, ob und wie das Interesse an Schönem, an Nützlichem in der Kindheit geweckt wurde; welche Erlebnisse das Kind aus der gesellschaftlichen Stellung der Eltern zog oder aus dem gegenseitigen Verhältnis der Eltern; was man dem Kind an Unterhaltungs- und Beschäftigungsstoff gewährte oder vorenthielt; was das Kind sah und hörte, worüber ihm seine kindliche Erfahrung nicht Aufschluß geben konnte usw. Die im Elternhaus erworbene Erfahrung des Kindes geht zum größten Teil von der Erziehung aus. Hat die Erziehung auf die Neigungen und Strebungen des Kindes Rücksicht genommen, und war sie überhaupt von einem Willen geleitet, der von einem Verständnis für die Kindesseele ausging, dann werden die Kindheitserlebnisse der Erziehung die weitere Ausgestaltung der Lebensführung günstig beeinflussen. Hat aber die Erziehung nur mit Verboten gearbeitet und nur im Vorschrifterteilen ihren Hauptwert erblickt, dann mag wohl manches derart durch Erziehungserlebnisse seelisch mißhandelte Kind für späterhin mit bedientenhaftem Gehorsam ausgestattet oder als Duckmäuser angetroffen werden; feige, unfreie oder unaufrichtige Menschen werden erzogen durch autoritative Verbot- und Geboterziehung, wenn das Kind dabei nicht Gelegenheit hat, seine eigenen Antriebe irgendwie durch unbeobachtete Seitenläufe oder dergleichen ausleben zu lassen. Das Kindheitserlebnis der Verboterziehung gibt für Jahre hinaus seelische Hemmungen, die manche Menschen schwer von sich abschütteln können. Dadurch werden Menschen unfähig, rasch Entschlüsse zu fassen; werden von ihren eigenen Zielen abgeschreckt, als ob das Erziehungsverbot davor stünde mit dem drohenden „Du darfst nicht!" Solchen Menschen ist infolge erzieblicher Kindheitserlebnisse das Fortkommen im Beruf oder dergleichen erschwert. Woher soll die Kraft zur Lebensleistung kommen, wenn das Eigene im Kind erschlagen war? Ein Kind, das durch Mißerziehung daran gewöhnt wurde, in Unterwürfigkeit vor die Eltern zu treten, wird im späteren Leben oft aus falsch angebrachter Demütigkeit heraus handeln. Trübe Erlebnisse der Kindheit legen sich schwer vor die geistige Welt des erwachsenen Menschen und erzeugen pessimistische Lebensstimmung oder machen den Menschen allzu ernst. Freude, Zutunlichkeit, Liebe, Entgegenkommen, Verstehen im Elternhaus machen aus dem Kind einen Erwachsenen, dem alle Dinge zum Besten dienen können. Sogenannte Charakterfehler sind oft Folge von Kindheitserlebnissen. Bösartige Menschen sind beispielsweise nicht immer von Geburt aus zu Bösem neigende Menschen Ein sensibel seelisch veranlagtes Kind hat vielleicht durch ungerechtfertigt erteilte Strafe eine Kränkung erfahren, und das Kind darf sich nicht entsprechend in seinem Sinn darüber äußern. Dieses in der Seele zurückgestoßene Erlebnis verschlupft sich und bewirkt in der Folge eine Lebensstimmung der Verärgerung; das immer noch nicht zu seiner Geltung gekommene Erlebnis sucht sich auf allerlei Weise Auslauf zu verschaffen und erzeugt derart einen „bösartigen" Menschen, der sich an den Menschen überhaupt rächen will, weil man ungerechtfertigt sein Ich nicht zur Geltung kommen ließ. Beim Zurückverfolgen einer Mannestat stößt man oft an ein Kindheitserlebnis an. Vielfach sind es auch Erlebnisse erotischer Art, die das Kind noch nicht in seine Erfahrung einreihen kann, und die deshalb gleichsam eine Sonderexistenz im Seelenleben führen, aber von ihrem souveränen Standort aus das Seelenleben beherrschen. Ein Mann, dem in der Kindheit die Liebe und Zuneigung seiner Mutter die erotische Sphäre berührt hat, mag sich anderen Frauen nicht nähern, da ihm das Kindheitserlebnis eine Hemmung dafür gesetzt hat; er wird schüchtern den Frauen gegenüber, hält sich von ihnen zurück oder wird zum Frauenhasser. In besonderen Fällen wird das Kindheitserlebnis zum Ausgang für eine seelische Gestörtheit, ein Verbrechen, eine künstlerische Tat. Die Kenntnis der Wirkung von Kindheitserlebnissen müßte deshalb jedem Pädagogen, Richter, Arzt, müßte insbesondere den Eltern — und den Jugendlichen selbst geläufig sein.

Das einzige Kind.

Von Kinderarzt Dr. Eugen Neter, Mannheim.

Das „einzige" Kind kann als eine moderne Erscheinung bezeichnet werden. Es gab wohl früher auch einzige Kinder; ihre Zahl hat sich aber in den letzten zwei Jahrzehnten so außerordentlich vermehrt, daß bereits von einem Einkindersystem gesprochen werden muß. Die Bezeichnung „System" schließt den Begriff des Absichtlichen in sich und läßt erkennen, daß wir es hier in weitem Umfang mit einem von den Eltern gewollten Zustand zu tun haben. Die derzeitigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten, insbesondere die Wohnungsnot, werden dieser Beschränkung der Kinderzahl noch weiteren Vorschub leisten.

Das „einzige" Kind zeigt — Ausnahmen zugegeben — eine Reihe von Charaktereigentümlichkeiten, die sich erklären lassen durch die eigenartigen Lebensbedingungen, unter denen das „Einzige" aufwächst im Gegensatz zu den Kindern, die Geschwister haben. Nicht jedes „Einzige" zeigt all die jetzt zu besprechenden Eigenschaften; aber man wird diese Eigenarten doch meist beim „einzigen" Kinde finden, wenigstens dort, wo das „Einzige" anderen Leuten gehört.

Die Mißgriffe, welche bei der Erziehung einziger Kinder häufig gemacht werden, wurzeln in letzter Linie alle in dem einen großen Fehler, daß am „Einzigen" zuviel erzogen wird. Das immerwährende Überwachen, Mahnen, Warnen und Erziehen am „Einzigen" wird treffend charakterisiert durch die Antwort, die ein solches einziges Kind einmal gab auf die Frage, wie es heiße: „Papa ruft mich »Fritz!«, und Mutti nennt mich »Fritz, laß das!«" Die richtige Erziehung des einzigen Kindes wird dadurch gefährdet, daß die ganze mütterliche (und väterliche) Sorgfalt, Liebe und Ängstlichkeit sich auf das „Sorgen(Angst)-kind" konzentriert. Das ist natürlich nur dadurch möglich, daß die Aufmerksamkeit und Arbeit der Mutter sich nicht auf mehrere Kinder zu verteilen braucht. Manch wertvolle Eigenschaft, die nur durch weitgehendes selbständiges Gewährenlassen sich entwickeln kann, kommt beim Einzigen nicht recht zur Entwicklung: Mut, Wille, Ausdauer und Selbständigkeit (trotz aller Frühreife der „Einzigen").

Eine nicht zu unterschätzende Gefahr bringt oft die Erziehung des einzigen Kindes: die Gefahr einer zu raschen geistigen Entwicklung des Kindes. Der viel zu häufige Umgang des „Einzigen" mit Erwachsenen anstatt mit Kindern (z. B. mit Geschwistern) bedeutet für das Kind eine zu starke Inanspruchnahme seines Geistes und seiner Nerven. Es kann deshalb nicht überraschen, wenn unter den „nervösen" Kindern so viele „Einzige" sind. In den Sprechstunden der Ärzte bilden die „Einzigen" die fleißigsten Besucher; nicht deshalb, weil das „Angstkind" wegen jeder Kleinigkeit zum Arzt gebracht wird, sondern, weil die einzigen Kinder durch die etwas verzärtelnde, verweichlichende Erziehung und durch ihre ganze Lebensweise oft nicht recht widerstandsfähig sind.

Das einzige Kind gilt als verwöhnt, verzogen. Mörike sagt treffend:

„Ich bin meiner Mutter einzig Kind, und weil die andern ausblieben sind,
Was weiß ich wieviel, die sechs oder sieben, ist eben alles an mir hängen blieben;
Ich hab' müssen die Liebe, die Treue, die Güte, für ein ganz halb Dutzend allein aufessen.
Ich will's mein Lebtag nicht vergessen. Es hätt' mir aber noch wohl mögen frommen,
Hätt' ich nur auch Schläg' für sechse bekommen."

Der Egoismus einziger Kinder ist hauptsächlich auf das Fehlen der Miterziehung durch Geschwister zurückzuführen. Den Ausfall dieser Miterziehung halte ich für die bedeutungsvollste Gefahr, die dem „Einzigen" droht. Ich habe dies in meiner Schrift „Das einzige Kind" ausführlich dargelegt und dabei zu zeigen versucht, wie diese Gefahr in gewissem Maße gemildert werden kann.

Wie erziehe ich ein „einziges" Kind? Zuvor eine herzliche Bitte: Mögen die Eltern, die glauben, ihrem „Einzigen" einen Liebesdienst zu erweisen dadurch, daß sie ihm Geschwister versagen, mögen diese Eltern sich dahin belehren lassen, daß die fürsorgliche Liebe in diesem Falle dem Liebling weit mehr schadet als nützt. Man denke auch in die weitere Zukunft, wo die Eltern nicht mehr leben und das „Einzige" allein in der Welt steht; Geschwister werden dann bitter schmerzlich von ihm vermißt.

Die beste Erziehung beim einzigen Kinde ist die, möglichst wenig zu erziehen. Das erscheint selbstverständlich und einfach und ist doch so herzlich schwer. Unbedingt notwendig ist, daß das Kind so oft wie nur irgend möglich mit anderen Kindern zusammenspielt. Außerordentlich wertvoll ist hierbei der Kindergarten, den ich bei der Erziehung einziger Kinder nicht entbehren möchte, trotz all der Bedenken, die ängstliche Eltern abhalten, ihr „Einziges" in den Kindergarten zu schicken. — Zum Schluß ein lehrreiches Beispiel, wie man ein „Einziges" nicht erziehen soll: Man lese Clara Viebigs Roman „Einer Mutter Sohn".







Schularbeiten. Nach Zeichnungen von Professor Hans Soltmann.

Das fragende Kind. Von Otto Scheibner, Leipzig.

Das Kind im Fragealter — welch herzerfreuendes Bild! Wie reizvoll, den eingeborenen Fragetrieb in seiner naturgesetzlichen Entwicklung zu beobachten! Gleich dem Keimen und Grünen im Frühling bricht er aus dem dämmernden Bewußtsein hervor, zage und scheu erst, dann in drängendem Ungestüm.

Die Seelenkundigen hören schon aus dem lebhaften Rufen und Zeigen, mit dem der Jährling sein eifriges Erkunden der Umwelt begleitet — „Da! Da?" — ein unverkennbares Fragen heraus und deuten es als das Verlangen nach den Namen der entdeckten Dinge. Sicher ist jedenfalls, daß dann die erste Welle der ganz offenbaren Fragen vornehmlich auf Wörter ausgeht. Alles, was das junge Wesen erspäht und erlauscht und ergreift, will es sogleich auch benannt wissen. Wie bedeutsam! Fragend erwirbt so der kleine Weltbürger einen ersten Wortschatz für seinen geistigen Umgang mit Menschen und Dingen, und der Erzieher versäume darum nicht, in dieser Hochflut der Namensfragen besonders fleißig mit seinem Kinde zu reden. Und wirft es seine Fangarme nach Wörtern noch in recht ungelenker Sprache aus — „Was 'n Tier?", „'n mal sagen!", „Was 'n das heißt?" — so darf an dieser „Altersmundart" nicht ewig herumschulmeistert werden. Es würde sonst der zutrauliche Frager befangen und seine unbändige Lust zum Fragen ertötet werden.

Ein wenig hin — und die bunten Fragen mit „Was?" und „Wie?" und „Wer?", bald auch mit „Woher?" und „Wohin?" gewinnen den Vorrang, während die Zeitfragen noch auffällig lange auf sich warten lassen. Es ist jetzt sachliche Wißbegier, die zum unermüdlichen Fragen nötigt. Was immer nun vor Auge und Ohr tritt, wird mit den neugierigsten Sachfragen umspielt. Dem Erzieher aber sind sie offene Fensterchen, durch die er hineinschauen darf in das so wundersame Weben der kindlichen Seele.

Nicht lange danach, so häufen sich im natürlichen Entfaltungszuge die Fragen nach Herstellung und Herkunft der Dinge. Das Kind sucht nunmehr hinter die Erscheinungen zu kommen. Unaufhörlich sprudelt es: „Wer hat 'n das gemacht?" Es ist die Zeit, in der das Blaue vom Himmel herunter gefragt wird. Nun sei der Erzieher bedacht, nicht voreilig und übereifrig dem Wissensdurstigen Auskunft zu geben. Vermag der Frager die Antwort selbst zu finden, so rege er ihn an zu eigenem Suchen und Entdecken. „Sieh mal nach!" — „Faß doch mal an!"



Frühlingsreigen. Nach einem Gemälde von Hans Thoma. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg.)

Und in dem farbigen Mancherlei der nach und nach erworbenen Frageweisen wachen dann um die Wende des vierten Jahres — manchmal früher, manchmal später — auch die höchsten Fragen auf, die menschlicher Erkenntnistrieb an Sein und Werden stellt: die Fragen „Warum?" und „Wozu?" Mit tastenden Versuchen hebt der kindliche Geist an, auf seine Art zu philosophieren, und ratlos steht der Erzieher oft vor Kinderfragen, die zehn Weise nicht beantworten können. Da schlagen auch schon die Fragen nach Religiösem, nach dem Geheimnis der Menschwerdung und nach Dingen, die das empfindliche Gemüt des Kindes noch nicht berühren sollen, die verlangenden Augen auf. Unbekümmerte Aufklärerei kann mit grober Hand hier nur Unheil stiften. Das Kind lebt in einer Welt der Wundersamkeiten, der Märchen und Bilder, und so ist es keine unredliche Verschleierung der Wahrheit, wenn Unfaßbares in dichterischem Kleide zu einem ersten Verstehen gebracht wird.

Nicht alle Fragen des Kindes jedoch erstehen, wie ihre Form es vortäuscht, aus ernstem Antwortbegehr, aus echtem Wissensdrange. Nicht selten treibt das Kind in seinem Fragen ein munteres Spiel. Es fragt nur, um zu fragen, und fügt spielerisch und neckisch Frage auf Frage zu langen Ketten. Warum sollte der Erzieher mißvergnügt und grämlich solch freudiges Fragegeplauder unterbinden! Nur daß sich nicht leere Fragespielerei als schlechte Gewohnheit in höheres Alter verschleppe!

Fragen sind geistige Eigenbewegungen. Darum zeigt ausbleibendes und dürftiges Frageleben einen matten und armen Geist an. Schwachsinnige fragen wenig und verharren lange auf den unteren Stufen der kindlichen Frageentwicklung. Doch kann auch schüchterne Fragescheu, stilles Insichsein, mangelnde Lust am Sprechen die aufkeimenden Fragegedanken zurückhalten. Dann gilt es, die kindliche Fragetätigkeit herauszulocken und zu beleben. Denn an seinen Fragen rankt sich der kindliche Geist empor. Mit klugem Bedacht leitet darum auch die neue Schule den natürlichen Fragedrang aus der Kinderstube herüber in den Unterricht, veredelt den Wildwuchs zu einer gepflegten Fragekunst, gewährt ein freies Fragerecht und freut sich am Bilde des fragenden Schülers.

Die kleine Dore und der liebe Gott. Skizze von Josephine Siebe.

Die kleine Dore hatte zu dem lieben Gott sehr viel Vertrauen, grenzenlos war ihr Begriff von seiner Macht. Allabendlich schüttete sie ihre winzigen Sorgen und Kümmernisse vor dem lieben Gott aus wie ein Körbchen voll Wiesenblumen. Selbst der Lieblingspuppe zerbrochener Arm, der neuen Schürze etwas ungeheuerliches Loch wurden im Gebet des Ewigen Obhut anvertraut, und zutraulich hing die kleine Dore jeden Abend ihrer Rede noch das Sätzlein an: „Nu also, gute Nacht, lieber Gott!"

Aber Gott war weltenweit und unsichtbar, und die Mutter war nahe; der liebe Gott redete eine der kleinen Dore noch unverständliche Sprache, die Mutter sprach viel und laut, und da kam es manchmal vor, daß der liebe Gott vor der mütterlichen Macht etwas weichen mußte. Wie es so kommt, der liebe Gott bekam es eben einmal zu spüren, daß man es nicht ungestraft regnen lassen darf, wenn große Frühjahrswäsche ist.

Es war aber auch ganz ungehörig. Im Garten blähte sich die Wäsche stolz ob ihrer Weiße, und die Frauen im Hause redeten vom Abnehmen, da fiel es einer dunklen Wolke ein, die über dem Garten dahinzog, eine recht unwirsche Wetterwolke zu werden.



Kind mit Ball. Nach einem Gemälde von Professor L. v. Zumbusch. (Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)

Sturm jagte, Regen strömte, die Stützen sanken zu Boden, die weiße Pracht schleifte naß über den Rasen, ehe noch helfende Hände genug da waren, um alles im Hause zu bergen.

Die kleine Dore stand an der offenen Haustür, sie vernahm der Mutter lauten Ärger. Da hob sie ihr Fingerlein und schalt: „Na warte nur, lieber Gott, pfui, schäme dich, machst ja alles naß."

Die Mutter hörte das Schelten, sie sah die kleine Richterin strafend an und mahnte: „Aber, Dore, so etwas sagt man nicht zum lieben Gott."

Doch die kleine Dore war nun einmal böse, sie trotzte. „Bist böse, lieber Gott, schäm' dich. Na warte nur."

Es war der Tonfall des mütterlichen Scheltens, aber diese, eine dummliche Frau, meinte in diesem Augenblick, sie müßte erziehen, und legte erregte Schwere in Worte und Stimme, als sie der Kleinen ihr Reden verbot.

Da sank auf diese der Begriff Gott wie eine Last nieder, sie fing zu weinen an, bitterlich, voll Angst und verkroch sich in einem Winkel.

Draußen hellte der Himmel sich auf, Sonnenglanz schimmerte wieder über dem Grün, und nach einer Stunde wohl fand die Mutter die kleine Dore im feuchten Grase sitzen; sie sang mit hellem Zwitscherstimmlein ihre Lieder.

„Aber, Dore, was machst du da?"

Dore wehrte mit der Hand ernsthaft ab und flüsterte zwischen den Worten des Liedes: „Ich sing' doch dem lieben Gott vor, er soll sich freuen." Heilige Andacht lag auf dem Gesichtchen.

„Dummerle." Die Mutter lachte überlaut in den Singsang hinein, sagte gedankenlos: „Ach, der liebe Gott hört das ja nicht." Dann hob sie das Kind auf, mahnte: „Spring dich warm" und ging in das Haus hinein. Und von innen tönte ihre lachende Stimme, tönte ihre Erzählung von dem Singen zu der kleinen Dore hinaus.

Zwischen den lieben Gott und die kleine Dore hatte der Mutter Hand eine Wolke geschoben. Die Kleine merkte seit diesem Tage manchmal, daß die Erwachsenen über sie und ihren lieben Gott lachten.

Und Gott wurde nicht böse! Wunderlich war das.

Die Menschen um die kleine Dore hatten alle sehr viele Eß- und Behaglichkeitsgedanken, und sie merkten über ihre Sorge um Butter- und Fleischpreise nicht, wie leise, leise dem kleinen Seelchen sein lieber Gott entglitt. Er wandelte sich nicht, wuchs nicht, umfaßte nicht mehr und mehr das All, er entglitt dem Kinde, und eines Tages stand die kleine Dore frühreif, kritisch und unfroh vor der verschlossenen Pforte ihres goldenen Kinderhimmels. Nur flache Breite neben sich und keine Höhe mehr, keinen gestirnten Himmel, zu dem sie aufblicken konnte.



Der kleine Künstler. Nach einem Gemälde von Professor G. Igler.



Kinderstube. Nach einem Gemälde von Fritz v. Uhde in der Kunsthalle in Hamburg. (Mit Genehmigung von Franz Hanfstaengl, München.)

Die Kinderstube.

Von Nelly Wolffheim.

Es ist eine besondere Kunst, im Kinderzimmer Hygiene, Schönheit und die für die Erziehung wünschenswerten Gesichtspunkte in Einklang zu bringen, doch mit einigem guten Willen wird es wohl gelingen, hier den rechten Weg einzuschlagen. Vor allem gelte der Grundsatz: Ein besonderes Kinderzimmer ist wichtiger als eine „gute Stube". Unter dieser Devise wird man auch in der Zeit der Wohnungsnot manchem Kinde zu seinem Recht verhelfen können. Wo aber keine Möglichkeit besteht, dem Kinde ein eigenes Reich zu schaffen, sollte man sich durch eine im Wohnzimmer aufgestellte Spielecke helfen. Ein Wandschirm oder besser ein vom Tischler angefertigtes Spielhäuschen — möglichst mit Fenster — grenzt den Spielwinkel von der Außenwelt ab und täuscht Abgeschlossenheit vor. Das Kind ist hier allein und genießt in mancher Hinsicht die Vorteile, die das eigene Stübchen ihm gewährt: es ist Herr im Hause, fühlt sich nicht beobachtet und kann schalten und walten — und auch anordnen — wie es selbst es will. Kurz, sein Eigenleben findet Entwicklungsmöglichkeiten. Diese dem Kinde zu schaffen, ist eine der Hauptaufgaben des Kinderzimmers. Die schönste Einrichtung allein macht dem Kinde sein Zimmer noch nicht zu einem Heim; erst wenn wir die eigene Stube dem Kinde zum Erziehungsmittel werden lassen, nützen wir sie recht.

Was das Kind in seinem Zimmer sieht, und wie es darin zu sein gewöhnt wird, wirkt auf das spätere Leben nach; so kann man nicht nur im bildlichen Sinne von der Bedeutung der Kinderstube sprechen. Ein Beispiel: Es ist nicht gleichgültig, wie man dem Kinde sein Essen reicht; der gutgedeckte Tisch, vielleicht mit Blumen geschmückt, die ja überhaupt nicht im Kinderzimmer fehlen sollten, hat erzieherischen Wert. Hübsche, dem kindlichen Verständnis angepaßte Bilder erfreuen das Kind; sie beleben die Wände, die hell bekleidet, am besten mit abwaschbarem Anstrich versehen sein sollten. Alle Möbel seien leicht zu reinigen; man vermeide also Schnitzereien an denselben. Staubfänger jeder Art, so auch Polstermöbel, große Teppiche und Stoffgardinen, gehören nicht in die Kinderstube. Der Spielschrank muß durch Türen vor dem Einstauben geschützt sein (also keine offenen Regale!); zu den unteren Fächern sollten die Kinder selbständig herangelassen werden, damit sie frei wählen und auch eigenhändig forträumen können.



Das Bilderbuch. Nach einem Gemälde von Professor Walter Firle.

Die Sonnenseite ist eine Vorbedingung für eine gesunde Entwicklung des Kindes; große Fenster, möglichst mit Luftklappen versehen, sind von Bedeutung. Zimmer über ungeheizten Durchgängen sind des kalten Fußbodens wegen zu vermeiden.

Erziehung . . .

Von Käthe Kunze.

Klein-Anni war auf einer Lüge ertappt worden. Auf einer „Notlüge" eigentlich. Sie hatte — aus Furcht vor Schlägen — behauptet: Feldmann, der Dackel, habe die neue, goldgeränderte Tasse zerbrochen, während Mama vom Nebenzimmer aus gerade hatte sehen können, wie Anni selbst sie vom Tische gestoßen hatte.

Mama war außer sich.

Nicht nur, weil die Tasse nun in dem neuen Kaffeeservice fehlte; das war ja furchtbar ärgerlich, gewiß; aber die Hauptsache blieb doch, daß das Kind gelogen hatte.

Ihr Kind, das sie doch wirklich gut erzog, und dem sie immer wieder Wahrheitsliebe gepredigt hatte!

Sie zürnte und schalt heftig, und Klein-Anni vergoß bittere Reuetränen.

In diesem Augenblick kam eine Freundin Mamas zu Besuch.

Das Kind mit seinem verweinten Gesichtchen drückte sich scheu in die Erkernische.

Mama aber fand bald ihre gute Laune wieder, plauderte dies und das und zeigte endlich der Freundin ihren neuen Hut.

Der war wirklich „todschick" und wurde eingehend vor dem Spiegel aufprobiert.

Die Freundin fand ihn „himmlisch" und „einfach süß" und fragte am Ende nach dem Preise.

„Hundertfünfundachtzig Mark", sagte Mama mit stolzem Lächeln.

Und dann setzte sie schnell hinzu: „Meinem Manne darf ich das natürlich nicht sagen; dem habe ich hundert Mark als Preis angegeben . . . Gott ja, eine kleine Notlüge . . . ich hätte ihn ja sonst nicht kaufen dürfen, und er kleidete mich doch gerade so sehr gut!" . . .

Die Freundin begriff vollkommen. —

In der Erkernische aber saß das Kind und blickte mit brennenden Augen ganz starr auf Mama hin. — — —

Die Erforschung der Kindesseele. Von Rudolf Schulze, Leipzig.




Die wissenschaftliche Erforschung der Kindesseele: Die Wirkung von heiteren und ernsten Erzählungen.

„Zwa Kinder hat er, und a Schuaster is er a“, so murmelte der biedere Steiermärker Schuhmacher, nachdem er sein Brot geteilt mit dem von ihm gefangenen Russen, dessen Handwerk er am „Dam“ (Daumen) erkannt, und von dem er soeben erfahren, daß er zwei Kinder hat wie er selbst. Welch köstliches Gemisch von Heiterkeit und freudiger Zustimmung zu dem Liebeswerk bei den Leipziger Schulmädchen (s. Abbild.), die diese Erzählung hören, und die ich in dem Augenblicke, in dem sie „kapieren“, photographieren lasse, heimlich, daß sie nichts davon bemerken. Und welcher Gegensatz dazu bei dem ernsten Motiv (s. Abbild.), entnommen aus Rudolf Herzogs „Thielemann“, der Geschichte von dem armen deutschen Soldaten, den der General auffindet auf dem Schlachtfelde mit schrecklich zerschmettertem Kopfe, und den er mitten im Kugelregen betten läßt in die fremde Erde: „Und der Thielemann träumt, in Kalk gebettet, von der Heimat, der Heimat, die auch er nun gerettet.“ Diese innige Trauer über das in schwerer Zeit gebrachte Opfer, verbunden mit dem tröstlichen Traum von einer schöneren Zukunft! Warum können wir gar nicht wieder loskommen von diesen Bildern? Weil bei den Kindern, den dreizehnjährigen, das Antlitz, das seelenvolle Auge, ja, die ganze Pantomimik noch ein unverfälschter Spiegel der Seele ist, der uns das reiche Gefühlsleben offenbart, bei diesen Kindern, bei denen aller Ausdruck, auch die Sprache, noch nicht — wie bei dem berühmten Diplomaten — ein Mittel ist, seine Gedanken zu verbergen.

Ist es nun eine Profanierung der kindlichen Gefühle, wenn wir uns dieses photographischen Kunstgriffes bedienen, um solche Bilder, die das Leben in flüchtigem Wechsel uns bietet, auf der Platte festzuhalten nicht nur zu dauerndem Genusse, sondern auch, um durch Vergleich von Hunderten solcher Aufnahmen wissenschaftliche Aufschlüsse über die Kindesseele zu gewinnen? Ist es eine Profanierung, die kindliche Seele auf den Seziertisch des Psychologen zu legen, mit photographischer Kamera, mit Gedächtnisapparat, mit Tausendstelsekundenuhr, mit allen Hebeln und Schrauben der modernen Forschung an das Kind heranzugehen, um über die in ihm schlummernden Fähigkeiten, über die Entwicklung der menschlichen Seele etwas mehr zu erfahren, als die oberflächliche Beobachtung des Tages ergibt? Es sind gewiß nicht die schlechtesten unter den Erziehern, die sich besorgt diese Frage vorlegen: aus Ehrfurcht vor dem Kinde, dem Vertreter der kommenden Generation, von der wir hoffen, daß in ihr etwas Neues, etwas Besseres heranreift. Aber sollte nicht eben gerade diese Ehrfurcht verlangen, daß wir uns aller Hilfsmittel der Wissenschaft bedienen müssen, um hineinzuleuchten in das Dunkel dieses neuen Werdens, um sorgfältig alle Fähigkeiten, alle Entwicklungsmöglichkeiten zu erkunden, um neue pädagogische Wege zu finden, diesem Neuen die rechten Entwicklungsmöglichkeiten zu schaffen?



Kinderhochzeit.

Mit aller Vorsicht, das ist selbstverständlich, wollen solche Experimente ausgeführt sein, wenn möglich nach dem „unwissentlichen“ Verfahren wie in unserem Beispiel. Der experimentierende Kinderpsychologe wird nie vergessen, daß Kinder keine Versuchskaninchen sind. Der Vater aber, der Lehrer, der etwa in ähnlicher Weise bei guter Gelegenheit einmal die photographische Platte benutzt zur Analyse des kindlichen Gefühlslebens, der wird dieselbe Erfahrung machen wie ich bei meinen Versuchen: Er wird erstaunt sein über diesen Reichtum des kindlichen Fühlens, der innersten Regungen eines zwar noch Unentwickelten, in dem aber alle Entwicklungsmöglichkeiten reich vorgebildet sind. Es schlummert viel mehr in den Kindern, als wir ahnen; Kinder sind nicht so „dumm“, wie der Erwachsene in seiner Überheblichkeit zumeist sich einbildet. Das Experimentieren mit der Kindesseele, in rechter Weise ausgeführt, wird die Achtung vor dem Kinde nicht zerstören, sondern heben.

Aus Kindermund.

Harry ist zwei Jahre alt und soll für ein Brautpaar Blumen streuen. In der Kirche steht er staunend und wendet keinen Blick von der Decke. Als nun der Pastor geendet hat, ruft er laut: „Wo ist denn nun der liebe Gott?“

Hänschen, ein kleiner Sachse, fragt seinen älteren Bruder voll Neugierde: „Du, was macht denn der Pastor?“ Der erwidert kurz angebunden: „Pred'gen.“ Darauf Hänschen: „Wer ißt denn dann die Brötchen?“

„Vater, der Hund hat mir gebeißt.“ — „Mich gebissen, mein Sohn.“ — „Vater, dir auch?“

Klein-Erna hatte in der Kirche einen Hochzeitszug gesehen. „War's schön?“ wurde sie zu Hause von der Mutter gefragt. — „Ganz wunderschön, Mutti! Aber denkt doch! Neben jeder feinen Dame ging ein Kellner.“

„Guten Tag, Urselchen. Wie geht's Eurer kleinen Marianne? Kann sie schon laufen?“ — „Nein, laufen noch nich. Aber Beine hat se.“

Die Mutter der vierjährigen Irmgard hat Schnupfen und enthält sich deshalb des Gutenachtkusses sowie aller sonstigen Zärtlichkeiten. — In dieser Zeit ereignet es sich, daß Irmgard wegen Ungehorsams eine Strafrede bekommt, die mit den Worten schließt: „Wenn du so bleibst, kann dich die Mutti gar nicht mehr liebhaben.“ Darauf Irmgard: „Liebhaben kannst du mich ja sowieso nicht, du hast doch den Schnupfen.“

Ein kleines Mädchen, das in Sommerkonzerten mit glühendem Interesse dem Dirigenten zusieht, sagt zur Mutter bei der Frage nach einem Geburtstagswunsch: „Ach, schenkt mir doch solchen Stock, wo die Musik rauskommt.“

Wir gehen im Sommer täglich zum Baden mit den Kindern. Einmal entdecken wir, daß wir das Badehöschen für den dreijährigen Gerd vergessen haben, und dieser weigert sich entschieden, so zu baden. Wir denken, er geniert sich vor den anwesenden kleinen Mädchen, und reden ihm nochmal gut zu. Worauf er sich ganz entsetzt wehrt: „Nein, so kann ich nicht baden, ohne Badehosen friert's mich doch so!“

Mein Vetter, der etwas fromm angehaucht ist, sitzt an einem schönen Frühlings-Sonntagmorgen mit seinem vierjährigen Töchterchen auf der Veranda seines in einem Garten gelegenen Hauses. Als ein kleiner gefiederter Sänger sich niederläßt, um sein Lied erschallen zu lassen, sagt mein Vetter zu seiner Kleinen: „Hörst du, Magda, das Vögelchen singt »Lobe den Herrn«“, worauf die Kleine prompt antwortet: „Singt's aber ganz falsch.“



Ein modernes Wunderkind: Das achtjährige Schachphänomen Samuel Rzeschewski beim Simultanspiel in Berlin gegen 22 Gegner im Jahre 1920. (Zu dem Aufsatz „Das Wunderkind“ auf Seite 504.)

Mit dem Vater geht der Bub an der Post vorbei, und der Vater studiert die Wetteraussichten für den kommenden Tag. Bub: „Du, Vater, schreibt der liebe Gott es immer selbst an, ob es morgen regnen wird?“

Mein Freund ist Lehrer und hat seinen Kindern die Weihnachtsgeschichte erzählt. Er läßt dem kleinen Rudi das Erzählte nach seiner Auffassung wiederholen: „Maria und Josepf wollten losreisen, und da hat Maria tüchtig Stullen eingepackt und was zu trinken, und sich ordentlich warm angezogen. Und abends kamen sie in 'n Lazarett. Maria und Josepf waren ganz kaputt und wollten in einem Gasthof schlafen. Da sagte der Gastwirt: »Ist alles all voll, kann keiner mehr rein.« Da gingen sie in den Stall und legten sich schlafen. — Vorher hatten sie einen Brief gekriegt, sie sollten einen kleinen Jungen kriegen, und über Nacht sagte Maria zu Josepf: »Josepf, knipp's doch mal das Licht an, ich glaube wir haben einen kleinen Jungen.« Und das war Jesus.“



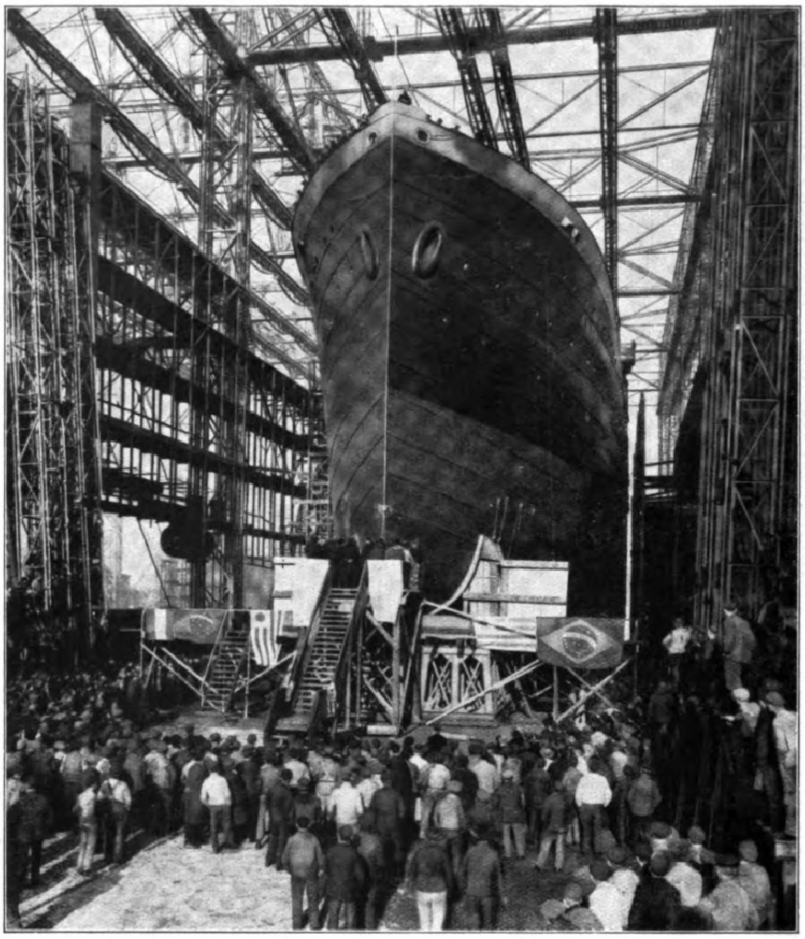
Weihnachtsarbeiten in einem Kindergarten. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von Felix Schwormstädt.



Geheimrat Prof. Dr. Walther Nernst,
der hervorragende Vertreter der physikalischen Chemie an der Universität Berlin, erhielt den Nobelpreis für Chemie für 1921.



Anatole France,
französischer Romandichter von Weltruf, einer der feinsten Formkünstler, erhielt den Nobelpreis für Literatur für 1921.



Der Stapellauf des Schnelldampfers „Antonio Delfino", der für Rechnung der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft bei der Vulkan-Werft in Hamburg gebaut wird.
Es handelt sich um einen Doppelschraubenschnelldampfer mit Ölfeuerung in einer Größe von etwa 14000 Brutto-Registertonnen und einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 14 Seemeilen in der Stunde, der am 16. März 1922 in den Schnelldampferdienst Hamburg—Rio de Janeiro, Santos, Montevideo und Buenos Aires eingestellt werden soll.



Kommerzienrat Flor. Kupferberg,
Mitinhaber und Leiter der weltbekannten Sektkellerei Chr. Adt. Kupferberg & Co. in Mainz, † am 6. November, 62 Jahre alt.



Professor Eugen Bracht,
bekannter Landschaftsmaler heroischen Stils, † am 15. November in seinem Wohnsitz Darmstadt im 80. Lebensjahre.



Dr. jur. Felix Ludwig Calonder,
schweizerischer Bundesrat, wurde vom Völkerbundsrat zum Vorsitzenden der Wirtschaftskommission für Oberschlesien ernannt.



Prof. Dr. Anton Bettelheim,
namhafter Literarhistoriker und Meister der biographischen Darstellung in Wien, beging am 18. November seinen 70. Geburtstag.



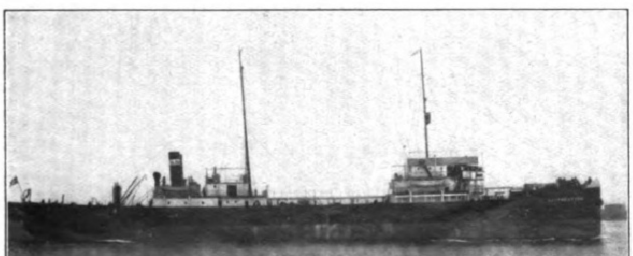
Dr. Richard Strauß,
der geniale Komponist, der nach 18 Jahren wieder Amerika besuchte, wird auf der Treppe der City Hall in Neuyork am 31. Oktober vom Bürgermeister Hylan bewillkommnet.



Vom spanisch-marokkanischen Kriege: Das Schlachten eines Friedenskalbes zum Zeichen der Unterwerfung eines Kabylenstammes, der mit den Spaniern Frieden geschlossen hat.



Maxim Gorki,
der berühmte russische Dichter, während seines Aufenthalts in Berlin, wo er über die Hilfsaktion für die hungernde russische Bevölkerung verhandelte.



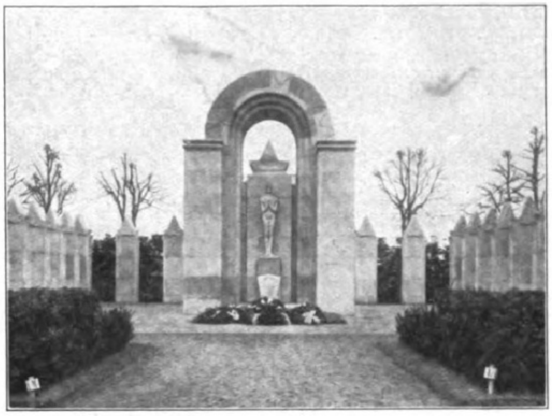
Das auf der Fried. Krupp Akt.-Ges. Germaniawerft in Kiel erbaute Motortankschiff „Ostpreußen" der Aktiengesellschaft Hugo Stinnes, Hamburg, dessen Rumpf aus zwei Innenkörpern von U-Kreuzern besteht, die auf Grund des Friedensvertrags ihrem ursprünglichen Zweck nicht mehr zugeführt werden konnten.



Die Wertschätzung der deutschen Industrie im Ausland: Eine der kürzlich von der A. Borsig G. m. b. H. in Berlin-Tegel an die Dänische Staats-Eisenbahn zur Ablieferung gebrachten Schnellzuglokomotiven auf der Versuchsfahrt vor einem 500 t schweren Zuge.



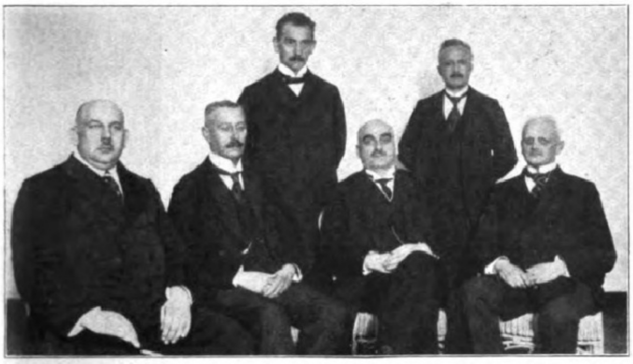
Das Siegfrieddenkmal auf dem Ehrenfriedhof in Duisburg zu Ehren der Gefallenen, ein Werk des Bildhauers Prof. Hubert Netzer in Düsseldorf.



Das jüngst auf dem Ehrenfriedhof in Dessau errichtete Denkmal für die Gefallenen von Professor Albinmüller, Darmstadt.
(Phot. Otto Wedekind, Dessau.)



Ehrentafel in Eiche von Bildhauer Nick in Berlin-Schmargendorf für die im Weltkrieg Gefallenen der Landsmannschaft Palaio-Silesia in Berlin.



Das neue preußische Ministerium. Von links nach rechts, sitzend: Dr. Boelitz (Unterricht), Dr. v. Richter (Finanzen), Ministerpräsident Braun, Dr. Wendorff (Landwirtschaft); stehend: Siering (Handel), Severing (Inneres).



Von der Vermählung des Herzogs Nikolaus von Oldenburg, des einzigen Sohnes des vormaligen Großherzogs Friedrich August von Oldenburg (links), mit der Prinzessin Helene zu Waldeck und Pyrmont auf Schloß Arolsen: Die Hochzeitsgesellschaft. (Hofphot. C. Achenbach, Cassel.)



Die Enthüllungsfeier des Denkmals für den Erschließer des Dolomitentales Joh. Bapt. Purger in St. Ulrich in Gröden. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Ludwig Moroder in St. Ulrich.



Die Madenburg unweit Landau in der Rheinpfalz, eine der ältesten und größten deutschen Burgruinen, die von dem Pfälzer Touristenverein „Naturfreunde" angekauft wurde.



Vom Explosionsunglück in der Ölfabrik von Ph. L. Fauth in Dotzheim bei Wiesbaden: Feuerwehrleute auf der Suche nach den unter den Trümmern liegenden Opfern.



Ein von Fischern in der Elbe bei Hamburg gefangener Schwertwal beim Verladen im Hamburger Hafen. Der Wal hat eine Länge von 5 bis 6 m und ein Gewicht von etwa 40 Zentnern.

Das Wunderkind.

Von Oberstudiendirektor Dr. August Graf v. Pestalozza.

Die geschichtlich beglaubigten Berichte von Wunderkindern setzen mit der Zeit ein, da das gelehrte Buchwissen die Kultur beherrschte. Der berühmte arabische Philosoph Avicenna konnte mit 10 Jahren den ganzen Koran aufsagen. Die Neapolitanerin Martha Marchina verfaßte schon in zarter Kindheit griechische und lateinische Sinngedichte, Jacobo Marchisetto wußte, 13 Jahre alt, über den ganzen Aristoteles Bescheid, Tasso, der Dichter des „Befreiten Jerusalem", sprach schon im 7. Monat italienisch. Ampère verriet seine mathematische Begabung, als er 13 Jahre alt war, Cardano hatte, 8 Jahre alt, bereits Offenbarungen, der 10jährige Pascal ersann eine akustische Theorie, 15 Jahre alt schrieb er eine Abhandlung über die Kegelschnitte, Haller soll, 4 Jahre alt, ergreifende Predigten gehalten haben im Alter von 5 Jahren war er von unbezähmbarer Lesewut besessen. Voltaire lernte als 3jähriges Kind mühelos die längsten Gedichte auswendig, verfaßte, 12 Jahre alt, ein Gedicht, auf Grund dessen er in dem schöngeistigen Salon der berüchtigten Ninon de Lenclos Zutritt fand. Besonders musikalische Begabungen offenbaren sich frühzeitig. Johann Amadeus Naumann komponierte im Alter von 8 Jahren, das musikalische Wunderkind William Crotch, geboren 1775 in Norwich, gab, $2^1/_4$ Jahre alt, Klavierkonzerte. Mozart sucht, erst 3 Jahre alt, Terzen auf seinem Klavier und schrieb ein Jahr darauf seine ersten Kompositionen.



Der kleine Händel. Nach einem Gemälde von M. J. Dicksee. (Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg.)

Aber die kühnste Phantasie des Märchenschreibers überbieten die verbürgten Berichte über die zwei berühmtesten Wunderkinder Heineken und Baratier. Christian Heinrich Heineken, der „Knabe von Lübeck" genannt, wurde am 6. Februar 1721 als Sohn des berühmten Gelehrten Heineccius geboren. 10 Monate alt, sprach er vorgesagte Wörter nach, im 2. Lebensjahre kannte er den Hauptinhalt des Pentateuchs, im 3. Lebensjahre trieb er allgemeine Weltgeschichte, sprach lateinisch und französisch; 5 Jahre, alt sank er ins Grab wie eine verwelkte Blume. Eine Dissertation von Martini (1730) und zahlreiche Schriften beschäftigten sich mit diesem Naturwunder. Jean Philippe Baratier, am 17. Januar 1721 in Schwabach geboren, konnte im Alter von 4 Jahren französische und lateinische Bücher lesen, schrieb, 16 Jahre alt, sein „Itinéraire de Benjamin Tudède", lehrte als 17jähriger Magister an der Universität Halle und starb, 20 Jahre alt, nachdem er mit stoischer Ruhe seinem Lebensende entgegengesehen hatte.

Offenbart sich in diesen beiden die unheimlich dämonische Kraft eines rätselhaften Naturwaltens, so sehen wir mit heiterem Blick auf die freundlichere Märchenwelt von Wunderkindern wie Dürer, Raffael, Goethe, Victor Hugo u. a. Goethe berichtet selbst in „Dichtung und Wahrheit" von dem frühen Erwachen seiner geistigen, sittlichen und religiösen Veranlagungen; Victor Hugo erwarb sich, 15jährig, eine „lobende Erwähnung" von seiten der Französischen Akademie.

Die Zahl der bekannten Wunderkinder ist damit noch lange nicht erschöpft. Ich nenne kurz noch Lenau, Pico della Mirandola, Melanchthon, Reuchlin, David Lazzaretti, Grotius, Aloisius von Gonzaga, Händel und neuerdings das Schachphänomen Samuel Rzeschewski, der bereits in seinem 5. Lebensjahre öffentliche Schachvorstellungen gab.

Wie stellt sich nun die **Psychologie** zu solchen Wundererscheinungen? Wie hat sich die **Erziehung** zu gestalten, wenn solche frühreife Entwicklungen an Kindern beobachtet werden?

Zwecks Feststellung des psychologischen Begriffes des Wunderkindes ist es zunächst notwendig, sich das Wesen der sogenannten **Frühreife** klarzumachen. Frühreif nennen wir ein Kind, das eine seine jeweilige Altersstufe überragende Entwicklungsform seines Denkens, Fühlens oder Wollens bekundet. Frühreife kann ganz einseitig im Wollen oder Fühlen, nicht bloß im Vorstellungsleben sich äußern; besonders der Frühreife des Wollens oder Fühlens schenken Eltern und Erzieher oft nicht die genügende Aufmerksamkeit. Auch ist es von grundlegender Wichtigkeit, ob die beobachtete Frühreife des Vorstellungs-, des Gefühls- oder des Willenslebens unter der Einwirkung der **Umwelt** hervorgerufen wurde oder ihre Quelle in der Seele des Kindes, vielleicht auch in beiden hat. Bei Enttäuschungen über hoffnungsreiche, aber später plötzlich versagende Kinder wird man den unerwartet

eingetretenen Stillstand häufig auf eine Änderung in der Umwelt des Kindes oder auf überhastende Erziehungsweise zurückführen müssen. Wie die Altklugheit ist auch die Superklugheit, namentlich aber die Blasiertheit meist nur eine Folge des Niederschlages von Gesprächen, die in der Familie geführt werden. Daß Altklugheit und Blasiertheit auch die ersten Erscheinungen einer bedauerlichen Seelenerkrankung (Psychose) sein können, also ihre Quelle in der Veranlagung haben, soll nicht bestritten werden. Die größte Gefahr für die sittliche Erziehung wie für die geistige Entwicklung des Kindes besteht darin, daß man bei derartigen Äußerungen der Altklugheit oder Blasiertheit dem Kinde durch staunende Blicke oder bewundernde Redensarten eine übermäßig hohe Meinung von sich selbst beibringt.

Eine frühzeitig hervortretende Anlage ist kein Anlaß, von einem Wunderkinde zu sprechen, besonders dort, wo eine Vielseitigkeit raschen Auffassungsvermögens und auffallender Betätigungen sich zeigt. Die Phantasie der Kinder verknüpft unbewußt sich scheinbar widersprechende Vorstellungen und zaubert so seine viel angestaunten Aussprüche hervor, die durchaus nicht die Erzeugnisse reiflichen, verstandesmäßigen Nachdenkens sind.

Es ist nicht angängig, Wunderkinder und **Genies** von vornherein auf **eine** Stufe zu stellen. Heineken, Baratier, Crotch waren Wunderkinder im gewöhnlichen Sinne des Wortes; keine dieser drei Berühmtheiten brachte es zu einer ausgereiften Leistung; sie waren weiter nichts als psychische Abnormitäten. Alle diese Wunderkinder sind entweder früh gestorben, oder ihre geistige Weiterentwicklung blieb ruckhaft stehen. Erscheinungen geistiger Frühreife, wie wir sie bei Mozart, Goethe usw. beobachten, entwickelten sich dagegen normal weiter bis zur Höhe genialen Schaffens. Nur dürfen wir den Begriff „normal" hier nicht im Maßstabe der sonstigen kindesgemäßen Entwicklung verstehen. Genies haben „die Norm ihrer Entwicklung in ihrer eigenen Natur", deshalb verläuft ihre Weiterentwicklung bis zur höchsten Reife gesetzmäßig, d. h. normal, allerdings in einem schnelleren Tempo. Die erziehliche Behandlung der genialen Wunderkinder, wie ich sie im Gegensatz zu den pathologischen Wunderkindern nennen möchte, erfordert von seiten der Erzieher Gewissenhaftigkeit, Umsicht, Betreuung, Hingabe, Rücksichtnahme, ja vielleicht auch Opfer der eigenen Persönlichkeit von seiten der Eltern wie der Lehrer, insbesondere aber Schonung, viel, recht viel Schlaf, sorgsame Diät, mäßigen Sport.

Eine entscheidende Diagnose zu stellen, in welchen Fällen man von einem genialen Wunderkinde zu sprechen habe, ist unmöglich. Dazu kommt noch, daß die Frühreife sich durchaus nicht immer in einseitiger Weise kundgibt. Man hat vielmehr zwischen **speziell Übernormalen** und **allgemein Übernormalen** streng zu scheiden. Im ersteren Fall liegt hervorragende Begabung in Musik **oder** Malerei **oder** Mathematik usw. vor; im letzteren Falle spricht man gewöhnlich von allgemeiner geistiger Gewecktheit. Es sind die klugen Köpfe, die Verstandesmenschen, die synthetischen Naturen, die sich durch rasche Auffassungsgabe und sicheres Urteil auszeichnen. Die Erfahrung lehrt, daß musikalische und mathematische

Unser Preisausschreiben.

Das für die vorliegende Nummer erlassene Preisausschreiben zur Erlangung schöner Kinderbilder hat eine überraschend zahlreiche Beteiligung gefunden. Aus dem großen Verbreitungsgebiet der „Illustrirten Zeitung" in aller Herren Ländern sind uns Bewerbungen um die ausgeschriebenen Preise zugegangen, und die Aufgabe der Preisrichter, aus der fast unübersehbaren Fülle der Einsendungen die „schönsten Kinder" herauszufinden, war nicht leicht. Das Ergebnis dieser außerordentlich umfangreichen Arbeit zeigen die auf den Seiten 489, 491 und 493 wiedergegebenen drei Bildertableaus. Für das Preisrichterkollegium hatten ihre Mitarbeit freundlichst zur Verfügung gestellt: Fräulein Josephine Siebe in Leipzig, die bekannte Jugendschriftstellerin, Frau Phyllis Weber in Leipzig, Herr Privatdozent Dr. A. Frank, Oberarzt an der Universitätskinderklinik in Leipzig, Herr Oberstudiendirektor Dr. Johannes Prüfer, Vorsitzender der „Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung" in Leipzig, Herr Kunstmaler Alfred Seckelmann in Leipzig, Herr Kunstmaler Hans Soltmann, Professor an der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig, sowie für die Schriftleitung der Herausgeber der Nummer, Herr Hermann Schinke.

Die getroffene Wahl wird möglicherweise nicht die ungeteilte Zustimmung aller Beteiligten finden. Mancher Vater und manche Mutter wird vielleicht sagen, daß ihre Lieblinge den abgebildeten Kindern an Schönheit nicht nachstehen. Ihnen sei schon im voraus erwidert, daß es leider nicht möglich gewesen ist, **alle schönen Kinder abzubilden**, daß die zur engeren Wahl gestellten Kinder aber nicht leer ausgehen werden, sondern einen Trostpreis in Gestalt einer eigens für diesen Zweck zu schaffenden Original-Künstlerlithographie erhalten werden. Wir bitten auch zu bedenken, daß nicht alles, was liebende Elternaugen mit Recht entzückt, die Photographie wiedergibt, zumal nicht in technischer Hinsicht so ungünstige Aufnahmen, wie sie nicht wenig eingesandt worden sind. Wäre es möglich gewesen, die Kinder selbst zu sehen, so wäre in manchen Fällen die Wahl wahrscheinlich anders ausgefallen.

Wir bitten unsere Leser nun, uns von jedem der drei Tableaus ein Kind zu bezeichnen, das sie für das schönste Baby, das schönste Mädchen und den schönsten Knaben halten. Von dem ausgesetzten Gesamtpreis von 3000 Mark erhält in jeder der drei Kategorien dasjenige Kind, dem die meisten Stimmen zufallen, einen Preis von 1000 Mark. Für die übrigen abgebildeten Kinder sind weitere Preise in Form von Büchern vorgesehen. Weiter erhalten die in die engere Wahl gelangten Kinder, wie schon bemerkt, ein wertvolles Kunstblatt als Erinnerungsgabe.

Gleichzeitig stellen wir unseren Lesern

eine neue Preisaufgabe,

nämlich das Alter der auf den drei Kindertableaus abgebildeten 31 Kinder in einer Gesamtzahl nach Monaten zu erraten. Für die Angabe der richtigen Zahl, die auf Grund der Unterlagen der Eltern der Kinder von dem verantwortlichen Redakteur errechnet und streng geheim gehalten wird, **sind an Preisen insgesamt 5000 Mark ausgesetzt**, und zwar erstens 1500 Mark, zweitens 1000 Mark, drittens 500 Mark, ferner zehnmal 100 Mark und zwanzigmal 50 Mark. Der erste Preis fällt demjenigen zu, der die Gesamtsumme des Alters der abgebildeten Kinder, **nach Monaten berechnet**, genau errät, oder dem, dessen Schätzung der richtigen Zahl am nächsten kommt. In gleicher Weise erfolgt die Verteilung der übrigen Preise. Bei übereinstimmenden Lösungen werden die drei erstgenannten Preise eventuell zusammengelegt. Die Zuteilung der Preise von 100 Mark abwärts geschieht bei gleichen Lösungen eventuell durch das Los.

Die Teilnahme an diesem Preisausschreiben erfolgt in der Weise, daß die Bewerber eine Postkarte etwa folgenden Inhalts an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, richten: „Ich stimme für Baby Nr. ?, Knabe Nr. ? und Mädchen Nr. ?. Das Gesamtalter der abgebildeten 31 Kinder schätze ich auf ? Monate." Name und Adresse bitten wir nicht zu vergessen. Letzter Einsendungstermin der Lösung ist der 31. Januar 1922. Die Veröffentlichung des Ergebnisses erfolgt voraussichtlich im Laufe des Februar 1922.

Verlag und Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung".





Begabung (Mozart, Gauß) sich schon in sehr früher Kindheit verrät. Recht schwer hält es, solchen einseitigen Begabungen durch unser Schulsystem gerecht zu werden. Doch soll man sich auch hier vor schneller Beurteilung hüten. Nachahmungstrieb, äußere eindrucksvolle Vorgänge, Bewußtsein geistiger Kraft regen zuweilen das Interesse des Kindes in so hohem Grade an, daß es seine gesamte Willenskraft aufbietet, um sich nach einer bestimmten Richtung hin zu betätigen. Wo es aber an natürlicher Veranlagung fehlt, pflegt das von außen herangebrachte Interesse meist rasch zu erkalten oder doch nicht jene Höchstleistungen auszulösen, die dem Genie allein möglich sind.

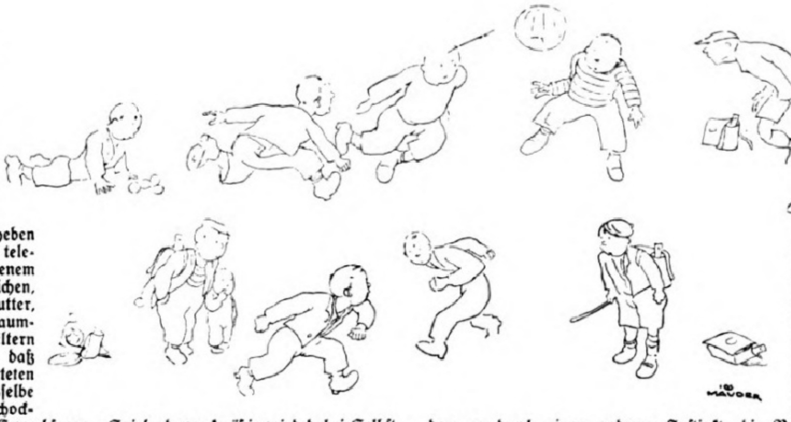


Kindliche Furchterscheinungen.

Von Kurt Walther Dix, Meißen a. d. E.

Der Furchtaffekt ist eine Gemütsbewegung, die sowohl durch ihr frühes als auch durch ihr plötzliches und heftiges Auftreten die Eltern beunruhigt. Der Seelenforscher sieht im Furchtaffekt nichts Einfaches. Er spricht von Furchtzuständen. Es zeigt sich, daß fortschreitende Verstandesentwicklung Furchtzustände einerseits hindert, beseitigt, andererseits sie aber beim älteren Kinde auslöst. Wie alle seelischen Vorgänge, steigen auch die Furchtzustände vom Unbewußten zum Bewußten auf. Plötzliche, unerwartete Reize lassen schon vom zweiten Tage an den Säugling und mehr oder weniger durchs ganze Leben hindurch jeden Erwachsenen in ganz bestimmter Art körperlich, ohne jeden bewußten seelischen Vorgang reagieren. Mit krampfhaftem Zusammenfahren des ganzen Körpers, Zucken der Glieder, Blinzeln der Augen usw. antwortet der Reflexapparat. Das ist der **Schock**. Wenn er sich zur nächsthöheren Stufe, zum **Schreck**, erhebt, ist schwer festzustellen. Schreck entwickelt sich durch Hinzutreten seelischer Zustände. Ausgelöst wird der Schreck durchs Plötzliche, Unerwartete, wobei das Ungewohnte oder der Kontrast mit früher Wahrgenommenem entscheidet. Die körperlichen Äußerungen des einfachsten Schreckes ähneln denen des Schocks. Beim

höher entwickelten stellen sich besondere Begleiterscheinungen ein: Schreckstarre mit folgendem Armschlagen und Aufschreien, das sich meist in Weinen auflöst. All dies sehen wir noch am Erwachsenen. Das weibliche Geschlecht neigt leichter dazu als das männliche, das schon in der Kindheit anfängt, diese Bewegungen zu beherrschen, jenes Schreien als „unmännlich“ zu unterdrücken. Dies Armheben und Schreien sind biologisch und teleologisch gedeutet worden. In jenem sieht man den Rest des ursprünglichen, ängstlichen Anklammerns an die Mutter, des versuchten Hochziehens auf Baumäste, dieses sei der Hilferuf an Eltern und Genossen. Merkwürdig ist, daß schon der Säugling den erwarteten Schock spielend genießt, und dasselbe sehen wir in den beliebten Schockspielen der Kinder und selbst der Erwachsenen. Spielend zweckmäßig wird dabei Selbstbeherrschung geübt und die Lähmungserscheinung überwunden. Als dritte Form des Furchtaffekts nenne ich die **Angst**. Sie braucht nicht mit Schreck verbunden zu sein. Grundsätzlich geht er voraus, kann aber auch, wie in jenem Schockspiel, ängstlich erwartet werden. Der Angstzustand steigert sich außerordentlich leicht, vom leisen Unbehagen bis zum fassungslosen Entsetzen. Angst kann sich vom vorübergehenden Affekt schon im Kleinkindalter zur anhaltenden Stimmung, z. B. zur Sorge, umbilden. Anlässe zur Angst liegen sowohl in der kindlichen Eigenart als auch in der Natur der Erlebnisse. Die begleitenden Angstzustände lassen sich gruppieren zu erworbenen und solchen, wo wir ererbte Beziehungen vermuten. Angeborene Furcht vor Gewitter, Finsternis, fremden Tieren und Schwarz gibt es nicht. Ererbt sind nur die sichtbaren körperlichen



Begleiterscheinungen der Angst. Auf erblich seelische Anlage ist schließlich nur zurückzuführen „die Angst vor dem Ungewohnten, dem Unheimlichen“. Dies hob zuerst **Karl Groos** hervor, und auf Grund zahlreicher Beobachtungen mit anderen Psychologen müssen wir es bestätigen. Ob es aber ererbte Beziehungen zu einzelnen, besonderen Anlässen gibt, beantwortet Karl Groos mit Recht dahin, daß er ererbte Beziehungen der Angst zur Stärke, Größe, Plötzlichkeit und ganz besonders zur „Annäherung des Ungewohnten“ annimmt. Diese Furcht vor dem Unheimlichen, Ungewohnten beruht auf einer instinktiven zweckmäßigen Grundlage. Sie ist ein Abwehraffekt, der der Selbsterhaltung des Kindes dient. Instinktiv hält er es von dem Neuen ab, zu dem es durch einen anderen Instinkt, die Neugier, hingetrieben wird. So wird drohende Gefahr ausgeglichen. Die Furchtzustände sind unbedingt erzieherisch zu regeln. Zunächst sollte man sie möglichst verhüten, ohne die Kinder zu verweichlichen. Bei ihrem unvermeidlichen Auftreten suche man den Ablauf in normalen Grenzen zu erhalten. Wo krankhafte Übertriebenheit herrscht, heile man sie durch Affektgymnastik und gebe durch Furchtlosigkeit das rechte Vorbild. Zweifellos ist Furcht als Erziehungsmittel verwendbar, aber nur in der Hand des weitschauenden Erziehers. Daß bei krankem Nervensystem Furchtzustände zu schweren Störungen führen können, sei zum Schluß erwähnt. Man hole sich zur erzieherischen Behandlung der Furchtzustände den Rat des Fachmannes, Pädagogen oder Psychologen, wie man ja auch bei Hemmungen in der leiblichen Entwicklung den Rat des Fachmannes, des Arztes, sucht.

Kinderlügen oder nur falsche Kinderaussagen?

Von Oberstudiendirektor Dr. Johannes Prüfer.

Die moderne Kinderpsychologie hat manches, was früher als Kinderfehler bezeichnet wurde, in ein milderes Licht gerückt und gezeigt, daß es sich oft nur um natürliche Entwicklungserscheinungen handelt, wo der Erzieher der alten Schule bereits kindliche Unarten oder gar Vergehen sieht. Besonders in bezug auf die sogenannte Kinderlüge müssen viele Eltern und Erzieher umlernen.

Nicht jedes Abweichen des Kindes von der Wahrheit kann ohne weiteres als Lüge bezeichnet werden. Nur die bewußte Fälschung ist eine Lüge. In vielen Fällen — besonders bei jüngeren Kindern — fehlt dieses Bewußtsein aber vollkommen. Das Kind hat oft gar nicht die Absicht, zu täuschen. Es spricht meist nur aus, was es an Vorstellungen, Meinungen und Gefühlen augenblicklich in seiner Seele trägt. Daß dieser Seeleninhalt nicht immer mit den realen Tatsachen, also mit der Wahrheit, übereinstimmt, liegt daran, daß die kindliche Seele noch nicht voll entwickelt ist und daher sehr oft noch nicht exakt funktioniert, was sie ja leider selbst bei Erwachsenen nicht immer tut. Die Eltern sollten daher schärfer unterscheiden zwischen eigentlichen Kinderlügen und bloßen falschen Kinderaussagen. Bei der Kinderlüge hat der kleine Sünder die richtige Vorstellung in seiner Seele, aus irgendeinem Grunde (meist Furcht vor Strafe) spricht er aber das Gegenteil von dem aus, was in seiner Seele ist. Die Fälschung vollzieht sich also absichtlich, mit Überlegung, in seinem Bewußtsein. In den anderen, und zwar häufigeren Fällen verläuft der Vorgang viel harmloser. Da deckt sich der tatsächliche Seeleninhalt des Kindes mit seinen Worten. Die Fälschung hat sich im Unbewußten vollzogen. Dafür kann das Kind noch nicht verantwortlich gemacht, dafür darf es nicht bestraft werden. Hier kann nur vorbeugende Erzieherarbeit helfen, wie ich an anderer Stelle (in meinem Schriftchen: „Die Kinderlüge, ihr Wesen, ihre Behandlung und Verhütung", Verlag B. G. Teubner, Leipzig) ausführlich dargelegt habe.

Versuchen wir an einigen Beispielen, falsche Kinderaussagen psychologisch zu verstehen! — In dem Tagebuche einer Mutter las ich einmal folgendes: „Ich ging mit Ursel spazieren (das Kind war damals ungefähr vier Jahre alt); ehe wir im Stadtpark anlangten, hatte ich viel von den dort sich befindenden Schwänen mit ihr gesprochen, und wir waren beide sehr neugierig, ob wir sie zu sehen bekommen würden. Der Teich war aber noch mit einer dünnen Eisschicht bedeckt, und keine Schwäne draußen. Wir unterhielten uns nun längere Zeit darüber, ob sie wohl in dem kleinen Schwanenhäuschen im Wasser steckten, und wie es in dem Häuschen wohl aussehe. Dann, während wir den Weg zur elektrischen Bahn antraten, kamen andere Gespräche auf. In der Bahn fragte ich Ursel: »Was wirst du nun dem Vater erzählen?« Sie antwortete prompt: »Daß wir Schwäne gesehen haben.« Ich: »Was haben wir gesehen?« Ursel: »Viel Schwäne.«" — Wie war das Mädchen zu dieser Aussage gekommen? Eine absichtliche Täuschung des Vaters war ausgeschlossen, da ja die Mutter dabei gewesen war. Es läßt sich nur so erklären: Die Kleine hatte sich in ihrer Phantasie so viel mit den Schwänen beschäftigt, daß sie nachträglich gar nicht mehr unterscheiden konnte, ob sie die Schwäne wirklich gesehen hatte, oder ob sie nur in ihrer Einbildung existierten. Schein und Sein vermögen die Kinder noch nicht immer scharf zu trennen. So werden nicht selten ihre Wünsche und Hoffnungen zu Vorstellungen, die sie dann selbst für Nachbildungen tatsächlich gesehener Dinge halten, wie jenes Mädchen, von dem Jean Paul in seiner „Levana" berichtet, das — sonst sehr wahrheitsliebend — ihm öfter ausführlich von Erscheinungen des Christkindchens erzählt und dabei genau angegeben habe, wie es ausgesehen, was es gesagt, was es getan habe usw. — Nicht selten spielen in solchen Fällen auch Träume des Kindes eine Rolle, wie aus folgendem Beispiel ersichtlich ist, das ich einmal in einer Lehrerzeitung fand: „Als ich am 22. November, dem Montag nach dem Totensonntage, das Klassenzimmer der 8 b betrete, rufen einige Schülerinnen: »Fräulein Z., Lotte G. weint. Ihre kleine Schwester ist gestorben.« Ich rufe Lotte G. vor. Ihr Gesicht ist gerötet, einige Tränen tropfen noch über ihre Wangen. »Deine kleine Schwester ist gestorben?« — »Ja!« — »Ach, das ist traurig, das tut mir sehr leid. Wie alt war sie denn?« — »Fünf Jahre.« — »Wie hieß sie?« — »Herthel.« — »Hertha?« — »Ja.« — »Was hat ihr denn gefehlt?« — »Sie hatte die Ruhr. Gestern nachmittag ist sie gestorben, und übermorgen wird sie begraben. Jetzt liegt sie zu Hause im Sarge.« Die Klasse lauscht atemlos. »Im Sarge? Wie sieht sie denn da aus?« Lotte G. scheu und feierlich: »Ganz weiß.«" — Wie sich später herausstellte, hatte die Kleine dies alles nur geträumt, ein Beweis dafür, wie leicht in Kinderseelen die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit sich verwischen kann. Das erschütterndste Beispiel solch kindlicher Phantasielügen, das ich kenne, erzählt Gottfried Keller im „Grünen Heinrich".

„Musterschüler" und „verkannte Genies".

Von Paul Georg Münch.

Es ist immer das alte Lied: Sitzen sieben am Stammtisch beisammen, und das Gespräch kommt auf das Thema „Musterschüler", so suchen sechs von ihnen nachzuweisen, wie kläglich die Musterschüler im späteren Leben versagen, und wie Klassenletzte sich als verkannte Genies entpuppen. Der eine schildert, wie lächerlich ungeschickt ein ehemaliger Musterschüler sich in seinem Betrieb anstellt, der andere erzählt von Musterschülern, die moralisch Bankrott machten. Der dritte holt aus der Vergangenheit Beweise, daß große Männer in ihrer Schulzeit völlig verkannt blieben; er führt Justus Liebig an, Alexander v. Humboldt, den jungen Schiller, der auf der Karlsschule zuweilen recht schlecht abschnitt. Der vierte weiß ein Dutzend überragender Zeitgenossen aufzuzählen, zu denen die Schule „Ungenügend!" und das Leben ein

(Fortsetzung siehe Seite 510.)

Neue aparte Rosenthal Porzellane.



Dame mit Muff (Lo Hesse) von C. Holzer-Defanti.

Die Neuerfindung des europäischen Porzellans durch Böttger in Dresden vollzog sich in der denkbar glücklichsten Zeit. Die schmiegsame Glätte, die Leichtigkeit und der feminin-graziöse Charakter des Porzellans kamen in hervorragender Weise der damals herrschenden Geschmacksrichtung des Rokokostils entgegen, so daß in kurzem das neue Material das bevorzugte Lieblingskind und der beinahe typische Ausdruck der damaligen Zeit wurde.

Auch unsere heutige Zeit hat in manchen Zügen Ähnlichkeit mit der Lebensauffassung des Rokoko, und es ist deshalb kein Wunder, daß wir auch heute wieder neues Verständnis und eine neue Blüte dieses edlen Kunstzweiges erleben. Mit ein Hauptverdienst an der künstlerischen Hebung der im vorigen Jahrhundert stark verflachten Porzellankunst tragen einige Privatfabriken, vor allem die Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., die mit vorbildlicher Energie die verlorenen Traditionen wieder aufnahm und den Ansprüchen unserer Zeit entsprechend umbildete. In engem Zusammenwirken mit ersten Künstlern und Wissenschaftlern der Gegenwart schuf sie aus einem Material von technisch hervorragender Qualität eine geradezu erstaunliche Fülle von Köstlichkeiten in Porzellan, die die Bewunderung jedes Kenners erwecken. An erster Stelle stehen hierbei die sogenannten neuen Rosenthalplastiken, die elegante Figuren und Gruppen von Tänzern und Tänzerinnen mondänen und erotischen Charakters darstellen. **Weitere hervorragende Neuheiten sind die** sogenannten Rosenthal-Rot-Porzellane in Form von Schalen, Vasen, Dosen usw., die auf eigenartig mattrotem Grund ein prachtvolles japanisches Drachenmuster in Gold zeigen. Auf ähnliche exotische Einflüsse gehen auch die Porzellandekore Indra und Rhododendron zurück. Ein bewundernswerter Reichtum an ornamentalen Gedanken tritt in den verschiedenen Rosari-Porzellanen in Erscheinung, deren Sammelwert durch ihre begrenzte Ausgabe noch gesteigert wird. Reiche Abwechslung zeigen die vielfachen Tierplastiken, unter denen besonders eine Serie von Rassehunden und außerordentlich lebensvoll modellierten Vögeln hervorzuheben ist. Aparte Neuheiten sind ferner die Rosenthal'schen Tafeldekorationen in Form von Figuren, Leuchtern, Vögeln, Platztellern usw. Das Gleiche gilt von den zahlreichen Mokka- und Sammeltassen in vielseitigster und reichster Handbemalung. Weltruf genießen die Rosenthal'schen Tafel-, Kaffee- und Frühstücksservice, die mit ihren fein geschwungenen Formen und auserlesenen Dekorierungen jeder Tafel zum Schmucke gereichen. Weitere Prunkstücke sind die vielgestaltigen Porzellan-**Tischlampen, die in** aparten Formen- und Farbenzusammenstimmungen **zwischen Fuß und** Schirm geliefert werden. Eine besonders reizvolle **Gabe zum Weihnachtsfest** stellt auch in diesem Jahre wieder der neue **Weihnachtsteller** dar, der mit seinem stimmungsvollen Motiv sicher **auch diesmal zahlreiche** Liebhaber finden wird. Ein Gesamtüberblick **über das Schaffen** dieser berühmten Porzellanfabrik, wie er z. B. in **dem Zentralmusterlager** der Firma in Berlin W. 9, Bellevuestraße **10 möglich** ist, vermittelt ein bewundernswertes Bild von der Tatkraft und dem künstlerischen und technischen Hochstand unserer heutigen **Porzellanindustrie.**



Rosari-Tischlampe.



Weihnachtsteller 1921.
Motiv: Weihnachten im Gebirge. Entwurf Jupp Wiertz.



Vase mit Dekor Rosenthal-Rot.



Rosari-Vase.



Kaffee- und Theeservice Form „Josefine".

(Fortsetzung von Seite 508.)

Jahr darauf „Vorzüglich!“ sagte, unter ihnen Gerhart Hauptmann und unser Leipziger Hanns Johst. Der fünfte stellt den bissigen Satz auf: Personae gratae der Schule entwickeln sich immer zu inferiorer Gesellschaft. Der sechste zieht Folgerungen: Die ganze Schulmeisterei kann einem gestohlen bleiben — der Selfmademan siegt! Erst der siebente wagt leise den Einwand, daß die überwiegende Mehrzahl genialer Köpfe schon in der Jugend von sich reden machte; er nennt nur Lessing, Napoleon, Goethe. Es gibt dann ein heißes Widereinander der Meinungen, aber man redet aneinander vorbei. Man sucht „Schule“ und „Erfolg im Leben“ auf eine Formel zu bringen, aber das mußte bisher vergeblich sein, denn die alte Schule machte mit allzuviel Zufallstreffern ihr Glück.

Was sagt die moderne Schule, die Arbeitsschule, die Erlebnisschule, die Tatschule zu alledem? In der Schule von heute gibt es weder „verkannte Genies“ noch „Musterschüler“! Worin bestand das Wesen des Musterschülers? Er zeichnete sich zunächst durch gleichmäßige Musterleistungen in allen Fächern aus. Das Ziel der Schule von heute ist nicht mehr harmonische Bildung in dem Sinne, daß hervorragende Sonderveranlagung ungenützt bleibt, derweilen der Schüler auf anderem Gebiete in Treibhauskultur genommen wird, sondern jeder soll dahin gebracht werden, daß er seine natürlichen Anlagen ausbeuten, seine gesunden Neigungen nützen lerne! Wir wollen nicht mehr Musterschwätzer, Alleseinbißchenwisser und Alleseinbißchenkönner erziehen, sondern Einsbesserwisser und Einsbesserkönner, also Menschen, die im Leben zu gebrauchen sind, weil sie etwas besser wissen, besser können als ihr Nebenmann. Auch die alte Schule hatte in ihrem Programm die Forderung, dem jungen Menschen müsse das Rüstzeug für den Kampf ums Dasein angelegt werden. Wenn es sich aber dann darum handelte, dieses Rüstzeug jedem Kinde nach Maß zu arbeiten, versagte die alte Schule. Da die Arbeitsschule nur noch Maßarbeit macht, kann es weder alles wissende Musterschüler noch verkannte Genies geben!

Der Musterschüler zeichnete sich ferner durch sein mustergültig lammfrommes Betragen aus. Wir Lehrer von heute haben unsere helle Freude an einem gewissen Übermut der Jugend, soweit er Überschuß gesunder Kraft bedeutet. Wir dämpfen diesen Übermut nicht, sondern spannen ihn in Arbeit ein, die dem Kinde Freude macht, weil sie in der Zielrichtung seiner Neigung liegt. Die Arbeitsschule, die sich ihren Lehrplan vom Leben diktieren läßt, sucht jedem das Arbeitsfeld, wo freudiger Übermut ihn spornt, im kleinsten Punkte die größte Kraft zu sammeln. Deshalb kann es in der modernen Schule keine verkannten Genies geben, die sich durch den Mangel an Selbstzucht interessant machen.

Der Stolz des Musterschülers waren seine glänzenden Zeugnisse. Wir wollen das Zeugniswesen neu gestalten und den Schülern statt nichtssagender Ziffern kurze Gutachten geben, die ihnen zeigen, auf welchem Gebiete ihre Begabung über dem Durchschnitt liegt. Nach dem alten Ziffernsystem schnitt das gelehrigste Kind, der bravste Durchschnittscharakter am besten ab. Das besinnliche Kind, das feingemach seine Eindrücke überdachte und deshalb immer hintennach war, bekam etwas im Fleiß aufgebrannt. Trutzig-eigenwilligen Charakteren ging es leicht an die Sittennote, und, das war das Seltsamste, Betätigungsdrang wurde unter der Spalte „Aufmerksamkeit“ bewertet. Die Schule von heute erkennt es als ihre oberste Pflicht, dem heranreifenden Menschen durch ein individuelles Gutachten zum Wertgefühl für seine gesunde Eigenart zu verhelfen. Solche Beurteilungen können außerordentlich förderlich sein, wenn sie nicht im Negativen, im Nörgeln, im Schulmeistern steckenbleiben, sondern den Schüler auf Freude und Mut stimmen. Er muß fühlen: so leicht macht dir dies oder das keiner nach — darum lustig ans Werk und zähe beim Leisten geblieben! Und eine Rangordnung wäre natürlich in der Arbeitsschule, wo jeder sein Bestes gibt, völlig sinnlos. Wenn aber eine Rangordnung sein müßte, würde nicht das geistig arme Kind untenan stehen, sondern das unverträgliche, zänkische, sich nicht in den Geist der kleinen Arbeitsgemeinschaft fügende. Sind erst einmal Rangordnung und Zifferzeugnissystem endgültig abgeschafft, ist der Begriff des Musterschülers auch für das Laienpublikum erledigt. Es wird in Zukunft keine Musterschüler mehr geben, wohl aber wird jeder Schüler auf irgendeinem Gebiete Mustergültiges leisten, und sei dieses Gebiet noch so eng umzirkt.

Die Strafe in der Erziehung.

Von Dr. Anton Koch.

Kann man in der Erziehung grundsätzlich ohne Strafen auskommen? — Nein! — Warum nicht? — Weil die Strafen seelische Hemmungen schaffen. — Braucht denn das Kind unbedingt seelische Hemmungen? — Ja! Denn ohne seelische Hemmungen, d. h. ohne die Möglichkeit, Widerstände einzuschalten zwischen seinen Gefühlen einerseits und seinen Handlungen andererseits, gelangt der Mensch nicht zur Herrschaft über seine Triebe und Neigungen, die unaufhörlich aus den Tiefen des Unbewußten heraufdrängen. Es gibt nichts Schrecklicheres und Gefährlicheres als einen hemmungslosen Menschen, der sich jeder plötzlichen Eingebung, jedem Wunsch, jeder seelischen Erregung hingibt. Durch Strafen hilft der Erzieher dem Kinde, stark zu werden gegenüber den dunklen und niederen Antrieben seiner Seele. Die Erinnerung an den körperlichen oder seelischen Schmerz, den eine Strafe hinterlassen hat, kann das Kind abhalten, Ähnliches zu wiederholen, um so allmählich über sein dumpfes Triebleben hinauszuwachsen und all sein Tun und Handeln mehr und mehr von höheren, von sittlichen Gesichtspunkten bestimmen zu lassen.

In der Pädagogik unterscheidet man künstliche und natürliche Strafen. Die künstlichen Strafen sind die häufigeren, z. B. Schläge, Einsperren, Zanken usw. Die natürlichen Strafen sind weniger bekannt. Darum ein Beispiel zur Veranschaulichung! Ein Bruder hat die Puppe seiner Schwester zerbrochen. Weinend berichtet die Schwester dem heimkehrenden Vater die Freveltat. Was soll der Vater tun? Wenn er den Buben verprügelt und der untröstlichen Tochter eine neue Puppe kauft (was das Übliche ist), so verhängt er über den Schuldigen eine künstliche Strafe und nimmt selbst die natürliche auf sich. Das ist verkehrt. Er handelt klüger, wenn er den kleinen Sünder zwingt, die natürliche Strafe auf sich zu nehmen, d. h. also, wenn er verlangt, daß der Bruder aus seiner Sparbüchse der Schwester die zerbrochene Puppe ersetzt.

Der bekannte englische Philosoph und Pädagog Herbert Spencer tritt mit großer Wärme für die Anwendung der natürlichen Strafen ein.

Freilich kann man in der Erziehung nicht nur mit natürlichen Strafen auskommen. Man muß sich zuweilen — besonders bei kleineren Kindern — auch der künstlichen bedienen. Selbst Schläge können einmal notwendig werden. Es gibt Leute, die das bezweifeln. Aber das sind nur pädagogische Theoretiker. Wer wirklich schon Kinder erzogen hat, der weiß, welcher Segen von einem zur rechten Zeit erteilten tüchtigen Klaps ausgehen kann; und wer trotzdem noch eine theoretische Begründung dafür sucht, der lese nach, was einer unserer modernsten Pädagogen, was Richard Kabisch darüber schreibt in seinem feinsinnigen Erziehungsbuch „Das neue Geschlecht“.

Vom kindlichen Eigensinn und Trotz.

Von J. B. Witkowski-Dukas, Heidelberg.

Bubi will sein Püppchen haben. Mit liebem Lächeln und ausgestreckten Ärmchen bat er darum, aber niemand beachtete ihn. Nun beginnt er zu murren, er weint, schreit und wirft sich zu Boden. Erschreckt springt die Mutter hinzu und reicht ihm das Verlangte. Das ist ein alltäglicher Vorgang — es ist die Geburt des kindlichen Eigensinnes.

(Fortsetzung siehe Seite 512.)


50,000 M
an Preisen für die glücklichsten Löser der folgenden Preisaufgabe:
Rätsel:
Mein Erst' gehört zu Krug und Maß,
Mein Zweit' erhöht beim Witz den Spaß,
Mein Ganzes ist ein köstlich Naß! –
Dieses Rätsel wurde mit
„Henkell Trocken"
nach der Feststellung des geschäftsführenden Rechtsanwalts Notar Dr. Auffenberg in Frankfurt a. M.
von 149,983 Personen
bedingungsgemäß gelöst.
Am nächsten der richtigen Zahl riet Herr Professor Adolf Säger, Karlsruhe mit „149 988"
dem hiernach der erste Preis von 20000 M zufiel.
Der richtigen Zahl am Zweitnächsten kamen Frau Amtsgerichtsrat Dr. Brenske, Belzig mit „149 990" und Herr H. Gammersbach in Köln a.Rh. mit „149 976"
zwischen die hiernach der zweite und dritte Preis von zusammen 15000 M mit je 7500 M geteilt wird.
Die 250 Trostpreise, bestehend aus je 1 Flasche Henkell Trocken wurden zuerkannt den Lösern der Zahlen „149 973", „149 995", „149 996", „149 998", 8 Einsendern von „149 999", sowie 238 Einsendern von „150 000", die aus 975 Einsendern dieser Zahl ausgelost wurden.
Für die von mir geratene Zahl 149988 des Henkell Trocken-Rätsels den ersten Preis mit M 20000 (zwanzigtausend) erhalten zu haben bescheinigt
Karlsruhe, im Okt. 1921 Professor Adolf Säger
Betzig/Mark im Okt. 1921 Frau Amtsgerichtsrat Dr. Brenske
Köln a./Rh. im Okt. 1921
Allen denen, die durch Beteiligung, vielfach auch durch witzige Verse und künstlerische Zeichnungen ihr Interesse an unserem Ausschreiben kundgaben, danken wir auf diesem Wege.
Henkell & Co.
Biebrich-Wiesbaden
Gegründet 1832
BERNHARD

(Fortsetzung von Seite 510.)

Das Denken des jungen Kindes ist Erwartung, daß das, was geschah, sich wiederholen werde. Hat Bubi die Erfahrung gemacht, daß Toben mehr hilft als sanftes Bitten, so wird er nach dieser Erfahrung handeln. Darum müssen wir als Regel festhalten: Alles, was dem Kinde gewährt werden kann, das gewähre man ihm mit freundlicher Miene beim ersten Auftauchen des Wunsches; was man ihm aber versagen muß, das versage man ernst und bestimmt, damit es am Ton und am Gesichtsausdruck erkenne, daß eine Schranke aufgerichtet ist. Was ihm versagt wurde, das soll es unter keinen Umständen erreichen können. Gütig, aber unerschütterlich muß Elterngebot über dem Kinde stehen.

Die Zornesausbrüche des Kindes sollen nicht gewaltsam gehemmt werden, wenn sie keinen Schaden bringen; es läßt selbst von ihnen ab, wenn es mehrmals erfahren hat, daß damit nichts zu erreichen ist. Auch Trotz darf nichts erreichen. Trotz ist vom Eigensinn zu unterscheiden. Eigensinn pocht auf seine Kraft, Trotz möchte sich zur Wehr setzen gegen fremden Willen, er widerstrebt und ist oft Schmerz über eigene Schwäche. Wir sehen Kinder trotzig werden, nachdem sie erkannt haben, daß sie ihren Willen nicht zur Geltung bringen können. Die eigentlichen Trotzjahre begleiten der Übergang vom Erstlingsalter zum Alter der vollen Sprachbeherrschung. Gleichwi[e] beim Eintritt in das Jugendalter das erwachende Persönlichkeitsbewußtsein den jungen Menschen erregt und gegen Fesseln empört, die er vorher nicht als solche empfunden hatte, so erwachen auch im jungen Kinde, das sein Ich empfindet, neue Selbstgefühle. Solange es selbst wenig dachte, freute es sich, daß andere es dahin und dorthin lenkten. Jetzt „will es alleine“, es mag nicht, daß andere für es bestimmen oder tun, was es aus eigener Kraft tun oder wollen kann. Befehlen wir ihm, was es eben im Begrif[f] war, aus eigenem Antrieb zu tun, so nehmen wir ihm alle Freude. Sein eigenes Wollen möchte es darstellen, sein eigenes kleines Selbst will in die Erscheinung treten. Das ist das berechtigte Empfinden, das zur Abwehrstellung und zum bösen Trot[z] wird, wenn das Kind sich gereizt glaubt.

Sein Selbstgefühl soll geschont werden. Beeinflussung und freundliche Bitte treten soviel als möglich an die Stelle des Befehls. Muß dem Kinde etwas geboten werden, so geschieht es in einer Art, die auf seine leichte Reizbarkeit Rücksicht nimmt. Man

begründet ihm den Befehl und zeigt ihm Achtung und Wohlwollen. Man läßt ihm die Freiheit der Wahl in vielen Dingen und vermindert damit die Gelegenheiten, bei welchen es seinen Willen gegen den des Erwachsenen spannen kann. In einer ruhigen Stunde veranlaßt man es zur Aussprache seiner Kümmernisse. Mancher unerklärliche Trotz wird dabei überraschende Aufklärung finden, und manches trotzige Kind läßt sich durch eine herzliche, achtungsvolle Belehrung vom Trotz heilen.

Eine besondere Abart des Trotzes ist die plötzliche Unlust, von der Kinder oft befallen werden. Über diese Stimmungen muß man ihnen hinweghelfen. In seinem fünften Erziehungsbrief beschreibt Dr. Prüfer, wie er sein trotziges, verstimmtes Kind durch scherzhafte Jagd auf einen imaginären Trotzkopf zum frohen Mittun und zur Überwindung aller Unlust brachte. Auch ein kurzer Wettlauf oder ein lustiger Ringkampf, auf den die Kinder immer gern eingehen, bringt frische Stimmung und kräftigeren Herzschlag und damit Beseitigungen von Hemmungen, die ebensooft körperlicher wie geistiger Natur sind. Das finsterste Gesichtchen aber hellt sich auf, wenn das Kind Vater oder Mutter helfen darf, und ein schönes Kinderlied läßt allen Hader vergessen.

Abhärtung des Kindes.

Von Dr. W. Schweisheimer, München.

Was bezweckt Abhärtung? Der ganze Körper des Kindes, namentlich die Haut, soll so geübt werden, daß bei eintretenden Veränderungen in Temperatur und Feuchtigkeit die natürlichen Schutzmittel rasch in Tätigkeit treten können. Vor allem sollen die Blutgefäße der Haut es lernen, sich rasch zusammenzuziehen und wieder auszudehnen, wie es gerade nötig ist. Auf diese Weise gelingt es, örtliche Unterkühlungen zu vermeiden, die zur Herabsetzung der Widerstandsfähigkeit des Körpers gegenüber gleichzeitigen anderen Schädigungen (z. B. Ansiedelung von Krankheitskeimen) führen können.

Das Bestreben, Kinder frühzeitig abzuhärten, geht also von einem sehr richtigen Gesichtspunkt aus. Jedoch muß man bei Kindern bedenken, daß hier ein zwar junger, daher elastischer und anpassungsfähiger Organismus vorliegt, daß man ihn aber nicht

künstlich unter Bedingungen bringen darf, die nicht geeignet für ihn sind. Vorübergehende oder dauernde Schädigung ist sonst die Folge.

Es ist gar kein Zweifel, daß mit unvernünftiger Anwendung der Kaltwasserabhärtung bei Kindern schon viel Schaden angerichtet worden ist. Eine Zeitlang war es gewissermaßen Mode, die Kinder dadurch abzuhärten, daß man sie abends oder morgens in eine Wanne mit leitungskaltem Wasser oder unter eine kalte Dusche brachte; das Streben war darauf gerichtet, allmählich die Zeit dieses kalten Bades immer mehr zu verlängern. Als Folgeerscheinung trat aber keine gesundheitliche Förderung ein, sondern Blutarmut, häufige Katarrhe und recht beträchtliche Nervosität. Zum Glück ist man von derartigen Gewaltkuren jetzt abgekommen.

Zur vernunftgemäßen Abhärtung wird man die Luft benutzen. Die Kinder gehören von Jugend auf möglichst viel ins Freie, bei jedem Wetter, bei Regen und Wind so gut wie bei mildem Wetter und Sonnenschein. Das Kind, das ängstlich vor jedem Windhauch behütet und beim kleinsten Regen gleich im Zimmer gehalten wird, ist Erkältungskrankheiten viel mehr ausgesetzt als das Kind, das sich an wechselnde Witterung gewöhnt hat und daher abgehärtet ist. Nur selten wird die Witterung das Kind ans Haus bannen müssen, nämlich dann, wenn wirklich durchnässender Regen herrscht oder einmal eisiger Wind das Atmen erschwert. Eine selbstverständliche Voraussetzung ist dabei aber geeignete Kleidung. Ein Kind macht sich ja für gewöhnlich so viel Bewegung, daß es schneller warm wird als ein Erwachsener. Doch kühlt es auch rascher wieder ab, und darum muß es bei kaltem Wetter warm angezogen sein. Sinnlos ist eine Abhärtungsmethode, die ihren Stolz darein setzt, die Kinder mit Halbstrümpfen und sommerlicher Kleidung noch gehen zu lassen, wenn sie infolge der Kälte zitternd und schaudernd herumlaufen. Immer die Kinder ins Freie, aber immer in genügend warmer, im Sommer genügend leichter Kleidung!

Von manchen werden Luftbäder für kleine Kinder sehr empfohlen, und bei vernünftiger Anwendung sind sie in der Tat imstande, Gutes zu leisten. Die Kinder werden abends vor dem Schlafengehen kurze Zeit ganz entkleidet, was ihnen nicht nur unbändigen Spaß bereitet, sondern auch als Vorbereitung für tiefen Schlaf von Vorteil ist. Nur gesunde Kinder dürfen Luftbäder nehmen, und höchstens fünf bis

zehn Minuten, sonst wird die Abkühlung zu stark. Im Winter muß das Zimmer natürlich erwärmt sein.

Zur Abhärtung der Lungen wie des ganzen Körpers ist das **Schlafen bei offenem Fenster** da, wo wirklich frische Luft hereinkommt, sehr zu empfehlen. Der ständige Ersatz der verbrauchten Luft durch sauerstoffreichere ist für die Atmungsorgane gut; auch der Schlaf wird dadurch vertieft. Für Menschen, die von Jugend auf gewohnt sind, bei offenem Fenster zu schlafen, ist das Schlafen bei geschlossenem Fenster kaum erträglich, sogar im Winter. Säuglinge und kleine Kinder sollten aber in der kalten Jahreszeit stets bei geschlossenem Fenster schlafen. Manche kleinen Kinder schlafen von frühester Jugend an im ungeheizten Raum und befinden sich wohl dabei. Andere vertragen das jedoch nicht, zumal sich Kinder sehr häufig im Laufe der Nacht aufdecken. Im allgemeinen sollten Säuglinge in erwärmtem Raum schlafen.

Wirklichen Erfolg wird man bei der ganzen Abhärtungsfrage nur mit völligem Eingehen auf die Eigenart jedes einzelnen Kindes haben. Wie es falsch ist, weil das Nachbarkind mit neun Monaten schon laufen kann, das nun auch von dem eigenen zu erwarten, so ist es auch falsch, dem Kind den Mantel zu versagen, weil ein anderes ohne Mantel bei kaltem Wetter herumläuft. Nicht nach Vorschriften, nicht nach einem falsch verstandenen „Ehrgeiz" darf man handeln wollen, sondern nur nach dem, was dem einzelnen Kind gut ist — und das erkennt man lediglich an dem Einfluß auf sein Allgemeinbefinden.

Kindliche Abneigung gegen bestimmte Speisen.

Von Dr. N. M. Nathan, Hamburg.

Die Abneigung der Kinder gegen bestimmte Speisen kann die verschiedensten Ursachen und Gründe haben. Viele Fälle kindlicher Abneigung nicht nur gegen Speisen, sondern auch gegen einzelne Früchte und Obstarten sind auf Vererbung zurückzuführen. Sie werden als solche auch am ehesten von allen Eltern erkannt, denen die Erinnerung an die eigene Kinderzeit die rechte Erklärung gibt, wenn ihr Liebling

Abneigung oder auch Vorliebe für die eine oder andere Speise bekundet. Solche Fälle vererbter Abneigung verlieren sich meistens mit den Jahren von selbst, wie wohl alle Eltern aus eigener Erfahrung bestätigen können, und man wird daher gegebenenfalls auch guttun, der Entwicklung des Kindes ruhig zu vertrauen. Übrigens vererbt sich die Abneigung gegen Speisen ebensowenig gleichmäßig wie körperliche und seelische Eigenschaften — und dieselbe Speise, die in dem einen Kinde einen unüberwindlichen Widerwillen auslöst, wird von einem anderen Kinde desselben Elternpaares vielleicht besonders bevorzugt.

Häufig findet die Abneigung des Kindes gegen eine Speise auch ihre einfache Erklärung in dem Nachahmungstriebe der Kinder, die ja bei Tisch besonders scharf beobachten. Vernünftige Eltern, die sich nicht selbst in der Erziehung ihrer Kinder Schwierigkeiten bereiten wollen, werden daher nie ihrer Abneigung gegen eine Speise Ausdruck geben, weder durch Worte noch dadurch, daß sie diese überhaupt nicht genießen; wollen sie, daß ihr Kind das, was sie ihm zu essen geben, auch zu sich nimmt, so müssen sie so viel Einsicht und Selbstbeherrschung aufbringen, daß sie ihm mit gutem Beispiel vorangehen, auch wenn ihnen selbst eine Speise nicht mundet. Sonst tun sie besser, sie überhaupt nicht auf den Tisch zu bringen.

In den überaus meisten Fällen wird man allerdings die Ursache in der Speise oder in der besonderen Natur des Kindes suchen müssen. Manchmal ist sie leicht erkennbar; als das häufigste Beispiel erwähne ich den Fall des Übergangs von der natürlichen Nahrung zur künstlichen, der fast nie ohne Widerstreben von seiten des Kindes und daher auch am besten nicht plötzlich, sondern allmählich vollzogen wird.

In den Kriegsjahren weigerte sich einmal ein Junge von 4—5 Jahren, Haferflockensuppe zu essen. Die Ursache war bald gefunden: die Hülsen der Getreidekörner waren nur unvollkommen bei der Herstellung der Flocken entfernt worden; als an den folgenden Tagen die Suppe gesiebt wurde, wurde sie von dem kleinen Mann mit Appetit gegessen. Mein eigener Junge aß eine Zeitlang keine Kirschen, weil ihm die Kerne zu hinderlich waren, und ähnlich verschmähte mein Töchterchen den Genuß von Heidelbeeren, weil sie die Kerne nicht genießen mochte, während sie den reinen

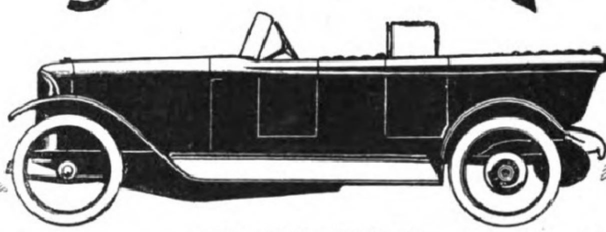
Fruchtsaft recht gern zu sich nahm. In diesen Fällen waren die Ursachen der Abneigung leicht erkennbar; ihnen allen war gemeinsam eine gewisse Unbequemlichkeit, auf die die Kinder bei dem Genuß der Haferflocken, der Kirschen, der Heidelbeeren stießen, und die sie nicht zu überwinden verstanden. Schwieriger zu erkennen sind die Ursachen, wenn das Aussehen, der Geruch oder der Geschmack der Speisen in dem Kinde das Gefühl des Widerwillens erwecken; manchmal mag es auch vorkommen, daß ein Kind anläßlich einer augenblicklichen Unpäßlichkeit eine Speise verschmäht und — dem Kinde völlig unbewußt — aus der augenblicklichen Unlust zum Essen eine Abneigung gegen die Speise entsteht.

Alle diese Fälle werden nur dann mit Leichtigkeit zu beseitigen und zu heilen sein — ich gebrauche den Ausdruck „heilen" mit Absicht — wenn man ihre Ursachen mit Sicherheit festgestellt hat. Da dies aber nicht immer der Fall sein wird, so seien hier noch einige allgemeine Gesichtspunkte angefügt. Zunächst vermeide man nach Möglichkeit jeden Zwang. Jedes Kind ist nun einmal eine Individualität — und ich halte es für möglich, daß der Abneigung des Kindes gegen eine Speise das natürliche Empfinden zugrunde liegt, daß sie dem kindlichen Organismus nicht zuträglich ist.

Unübertrefflich heilsam hingegen ist, wie in aller Erziehung, das Beispiel, das Eltern und Geschwister geben. Manchmal führt auch die zeitweilige Entfernung einer Speise aus dem Gesichtskreis des Kindes zum Ziele; es hat dann bei ihrem Wiedererscheinen die Erinnerung an die frühere Abneigung verloren und nimmt sie jetzt ohne irgendwelche Anzeichen von Widerwillen zu sich. Hierbei kann eine gewisse Suggestion unter Umständen gute Dienste leisten, wenn man dem Kinde die Speise vorher ankündigt, ihren Wohlgeschmack rühmt und sie gar gelegentlich eines Familienfestes oder eines Feiertages auf den Tisch bringt. Ferner wirken geringe Veränderungen an der Speise oft Wunder: mein Junge mochte bei Fleischspeisen nie das Fett am Fleisch essen; als ich ihm aber das Fett auf eine Scheibe Brot strich, aß er diese mit Wohlbehagen. — Und so wird es einer ruhigen und mit Vorbedacht handelnden Erziehung vielfach gelingen, die Abneigung des Kindes gegen einzelne Speisen zu überwinden.

STOEWER

STOEWER-WERKE AKTIENGESELLSCHAFT VORMALS GEBRÜDER STOEWER STETTIN



PERSONEN-UND LASTKRAFTWAGEN ALLER ART FLUGMOTOREN MOTORPFLÜGE

HEINZ NEEMANN

Die neuen Stoewer-D-Typen! 8/24 PS als 4-Zylinder 12/36 PS und 19/55 PS als 6-Zylinder **Die modernen 6-Zylinder!**

Unerreicht in Konstruktion, Ausführung und Leistung!

Eigene Verkaufs-Filialen in Berlin, Hamburg und Stettin. Vertretungen an fast allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.



Die brennende Frage des Weihnachtsgeschenkes wird am besten durch eine

SINGER

gelöst. Sie ist die zeitgemäße praktische Gabe für Lebenszeit

SINGER CO. NÄHMASCHINEN ACT. GES.

SINGER NÄHMASCHINEN SINGER — SINGER LÄDEN ÜBERALL

Seit vielen Jahren anerkannt als

bestes Aufnahmematerial

für **Wintersport** und **Winter-Landschaften:** die farbenempfindlichen und lichthoffreien:



Hochempfindlich!

Bei Benutzung der

Agfa-Belichtungs-Tabelle

einwandfreie Resultate gewährleistet!

Fordern Sie die 16-seitige illustr. **Agfa-Preisliste** kostenlos vom Photohändler.

Agfa Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, **Berlin S.O. 36.**

Lehrbuch der prakt. Photographie. Sechste, völlig neu bearb. Aufl. Mit 141 Abbild. u. 8 teils farb. Taf. 9 Mk. Verlag von J. J. Weber in Leipzig 26.

HERZ



Neuzeitliche Formen in altbewährter Qualität

Bilder der Weltereignisse

als wirkungsvolle Schaufenster-Reklame sind für Geschäftsinhaber unentbehrlich.

Kostenlose Preisofferte nebst Probebildern gibt ab J. J. Weber, Abt. Bilderdienst, Leipzig, Reudnitzer Str. 1/7.

Syntin Seife



ZUR HAUTPFLEGE

GEORGE HEYER & CO, HAMBURG 4

Witwenrente — Invaliditätsversicherung — Altersversicherung — Versicherung

Gothaer

Lebensversicherungsbank

auf Gegenseitigkeit. Begründ. 1827

Abgeschlossene Versicherungen:

drei Milliarden Mark.

Alle Überschüsse gehören den Versicherten.



Trinkt Sinalco Alkoholfrei

Gesetzlich geschützt **Ru-sapa** Goldene Medaille

Gesichts-Sauerstoff-Packung die natürliche Schönheitspflege

Von ärztlichen Autoritäten empfohlen

Gibt dem Teint neue Lebenskraft, müde, welke Züge festigen sich — schafft jugendfrisches Aussehen

1 Karton komplett, 12-15 Gesichtsbehandlungen Mark 60.—

• Ru-sapa Massage Creme Tube Mk. 10.— •

Verlangen Sie in Friseurgeschäften Ru-sapa-Präparate, wenn nicht erhältlich, direkt bei der Firma

Rubner & Hess, Nürnberg II

Alleinhersteller Königstr. 72

„Weihnachten im Gebirge"

Berchtesgaden

Das Kaiserin Auguste Viktoria-Kurhaus und Grand Hotel

Berchtesgadens vornehmste und schönstgelegene Gaststätte, schönster **Winteraufenthalt.** Brief- und Telegramm-Adresse: **„Kurhaus Berchtesgaden"**; Telephon 6 und 279. Illustrierte Werbeschrift „Winter in Berchtesgaden" durch die **Direktion.**

Deutsches Bäderbuch in Originalleinenband Mark 15.— Verlagsbuchhdlg. von J. J. Weber, Leipzig 26, Reudnitzer Str. 1—7.

Bioson

Eiweiss * Eisen * Lecithin

blutbildend
durch **Eisenzusatz** 0,24 %

nervenstärkend
durch **Lecithin** (phosphor) **gehalt** 1,27 %

ernährend
durch **hochgradigen Eiweissreichtum** ca. 70 %

Es enthält den unveränderten Eiweisskörper von frischer Milch und aus Eigelb gewonnenes Lecithin sowie organisch gebundenes Eisen.



Bioson

von mehr als 1500 Aerzten erprobt u. begutachtet, wird seit bald 20 Jahren mit grossem Erfolge als **Kräftigungs- und Stärkungsmittel** genommen von

Kindern in der Entwicklung und bei Skrofulose und englischer Krankheit, Kranken, auch bei fieberhaften Krankheiten, Rekonvaleszenten, Blutarmen u. Bleichsüchtigen, Nervösen, geistig u. körperlich Abgespannten.

BIOSON ist zu haben in Apotheken und Drogerien.

Literatur übersendet auf Wunsch das

Biosonwerk in Gelnhausen.



SCHNELL VERGRÖSSERBAR
ERHÄLTLICH IN GRÖSSEREN MÖBELGESCHÄFTEN

H.FRITSCHE+Co
JNH: JOSEF SEILER
LIEGNITZ

KIOS

CIGARETTEN
verdanken ihren guten Ruf den ausgezeichneten
■ Qualitäts-Eigenschaften ■

August Stösslein, Werkstätten f. Friedhofskunst, **Dresden-A. 21**



Nr. 418. Grabmal auf einem Friedhofe in Dresden.
Entwurf gesetzlich geschützt.

Künstlerische **Grabdenkmäler** in einfacher u. reicher Gestaltung. **Kriegerehrungen, Mausoleen usw.** Lieferung [illegible] Beste Empfehlungen.

LEITZ

PRISMEN-FERNROHRE
FÜR SEE u. GEBIRGE
REISE u. SPORT
THEATER u. JAGD



Zu beziehen von allen grösseren optischen Handlungen.
E. LEITZ WETZLAR
OPTISCHE WERKE
Man verlange: Sonderliste Fernrohre 223



Penkala

Gold-Füllfederhalter
sowie der immer gespitzte
Penkala Füllbleistift
in guter alter Qualität in allen besseren Schreibwarenhandlungen zu haben.

SELVE
SELVE
ALTENA (WESTF.)
MOTOR
6 8 30 40 P.S.

Sächs. Landes-Lotterie
Im günstigsten Falle Mark:
1000000
Prämien:
1 zu **500000**
5 zu je **100000**
Hauptgewinne:
500000
300000
200000
100000
2 je **75000**
usw.
(In Österreich und Ungarn verboten).

Ziehung 1. Klasse 7. u. 8. Dezember

Klassen-Lose:

1/10	1/5	1/2	1/1
10.—,	20.—,	50.—,	100.— M.

Voll-Lose
(für alle fünf Klassen gültig:)

1/10	1/5	1/2	1/1
50.—,	100.—,	250.—,	500.— M.

(Postgeld u. Liste entsprech. mehr)
empfiehlt und versendet
Alexander Hessel
Sächs. Staatslotterie-Einnahme.
Dresden 1, Weissegasse 1.
Postscheckkonto Dresden 2854.

Wer einen frohen Abend genießen will, mache nicht den Fehler, durch Auswahl einer kleinen, billigen Sektmarke sparen zu wollen. Das rächt sich nicht nur im Geschmack selbst, sondern auch in den Folgen .... Alte, eingeführte Marken, wie „Kupferberg Gold" und „Kupferberg Riesling", sind stets verläßlich. Wenn sie auch etwas mehr kosten als andere, so leisten sie dafür bestimmte Gewähr für fröhliche Sektlaune und einen klaren Kopf am nächsten Morgen.

+ Magerkeit +

Schöne volle Körperformen durch unsere **Oriental. Kraftpillen**, ein vorzügliches Stärkungsmittel für **magere** und **schwache**, jedoch gesunde Personen. Preisgekrönt mit **goldenen** Medaillen und Ehrendiplom. In kurzer Zeit große Gewichtszunahme, garantiert unschädlich. Ärztlich empfohlen. Streng reell. Viele Dankschreiben. Dose 100 Stück 8 Mk. Postanweisung oder Nachnahme.
Chem. Fabrik D. Franz Steiner & Co., G. m. b. H., **Berlin W.** 30/148, Eisenacher Str. 16.

Eroscin
das bekannte
Nerventonicum
gegen [illegible] vorzeitige Schwäche.
50 Tabl. M 25.—.
Glänzend begutachtet und bewährt.
Dr. E. Komoll
Berlin SO. 26,
Mariannenstrasse 31.

Metallbetten
Stahlmatr., Kinderbetten dir. an Priv., Katal. 100 frei.
Eisenmöbelfabrik Suhl (Thür.).



„Ganz unter uns gesagt."

In unserem Verlage erschien:

Die Sprache des Körpers.

In 721 Bildern dargestellt von Dr. Karl Michel.

208 Seiten Lexikonoktav. Auf Kunstdruckpapier gedruckt. In steifem Umschlag M. 20.—.

„Der unendliche Reichtum von Bewegungen und Stellungen, die der Künstler zur plastischen Verkörperung der darzustellenden Gemütsvorgänge verwendet, oder die als malende, beschreibende, verstärkende Begleiterscheinungen sich als Gestensprache zum gesprochenen Wort hinzugesellen, sind hier nach äußeren und inneren Gesichtspunkten gruppiert und bieten in der Form eines anschaulichen Bilderatlas nicht nur dem Darsteller, sondern auch jeglichem Redner lehrreiches Material zur eigenen Nachprüfung und weiteren Anregung".

Dr. Gustav Manz,
in „Tägliche Rundschau", Berlin.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26.

Kunstfreunden und Sammlern
zur gefl. Beachtung.

Die Originalvorlagen der Illustrirten Zeitung, Gemälde, Aquarelle, Zeichnungen usw. sind verkäuflich. — Ständige Ausstellung im Festsaale der Illustrirten Zeitung. Wir bitten Anfragen zu richten an den Verlag der Illustrirten Zeitung, J. J. Weber, Leipzig.

TETRA
Tetra
hygien. Windeln etc.
In allen besseren einschlägigen Geschäften erhältlich.
Fabrik nur en gros. **Tetra A.G.** CHEMNITZ, Telephon 1609.

Bei
Korpulenz Fettleibigkeit
verlangen Sie ausführliche Broschüre über bisherige Erfolge über
Dr. Hoffbauer's Tabletten
Keine Schilddrüsenkur
Kein Abführmittel
Elefanten-Apotheke,
Berlin SW. 212, Leipziger Str. 74
(Dönhoffplatz.)





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Redaktion verantwortlich Hermann Schinke, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc tér 1
Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Inseraten-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber in Leipzig.

Nr. 4063 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark) 157. Band

 Nummer 4063. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 M (Ausland 75 M). Preis dieser Nummer 5 M 50 ₰ (Ausland 13 M 50 ₰).

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 M; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben.

Nr. 4063. 157. Band. **Weihnachts-Anzeiger.** 15. Dezember 1921.



Literatur, Unterricht und Sammelwesen.

Der Wiederaufbau

unseres zusammengebrochenen Wirtschaftslebens erfordert eine strenge Sichtung der Kräfte und nur Bewerber mit gediegenen Kenntnissen werden vorwärts kommen. Angestellte des Handels und der Industrie, Arbeiter, Beamte und Lehrer sollten daher nicht versäumen, ihre Kenntnisse den jetzigen Anforderungen anzupassen, um in der scharfen Konkurrenz bestehen zu können. Das beste Mittel hierzu ist die Selbstunterrichtsmethode Rustin (Mitarbeiter: 5 Direktoren, 22 Professoren). Selbststudium ohne Lehrer und ohne Berufsstörung. Persönlicher briefl. Fernunterricht. Umfassendes technisches Fachwissen erwerben Sie schnell und leicht durch das Selbstunterrichtssystem Karnack-Hachfeld. **Für alle Berufsklassen** sind unsere Prospekte wichtig, die Sie unter Angabe von Stand oder Beruf kostenfrei erhalten. **Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam - N 7**

Neu-Erscheinung

„Die schwarze Harfe“

Dichtungen von Ludwig Richard Bernscht. Vornehm gebunden 20 Mk. Wie die Kritik schreibt: .... Wundervoll sind die Impassionen, die Rilke gedichtet haben könnte, diese in grenzenloser Süssigkeit, in fast buddhistischer Traumseligkeit und Abgestorbenheit dahinwelkenden Wortgebilde. ... Diese schwarze Harfe wird von einem Harfner gemeistert, dessen Sprachgewalt fast unheimlich wirkt. **Energetos-Ritte-Verlag u. Versand, Berlin W 62, Kleiststr. 23.**

Webers Jllustrierte Handbücher.
Verzeichnis kostenfrei von J. J. Weber in Leipzig 26.

A. Marcus & E. Webers Verlag in Bonn.

Die sexuelle Untreue der Frau.
Von Univ.-Prof. Dr. med. **E. Heinrich Kisch.**
2 Bände. Ladenpreis brosch. Mk. 33.—, geb. Mk. 43.—.

Daraus einzeln:

I. Teil: **Die Ehebrecherin.** Eine sozial-medizinische Studie. Dritte, vermehrte Auflage, 7.—12. Tausend. Ladenpreis brosch. Mk. 20.—, geb. Mk. 25.—.

II. Teil: **Das freie und das feile Weib.** Eine soziologische Betrachtung. Zweite Auflage. Ladenpreis brosch. Mk. 20.—, geb. Mk. 25.—.

Zwei Bücher von Dr. **S. Placzek,** Nervenarzt in Berlin:

Das Geschlechtsleben der Hysterischen.
Eine medizinische, soziologische und forensische Studie.
Ladenpreis brosch. Mk. 30.—, geb. Mk. 36.—.

Freundschaft und Sexualität.
Fünfte, veränderte Auflage. 10.—13. Tausend.
Ladenpreis brosch. Mk. 12.—, geb. Mk. 19.—.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg Pädagogium Landschulheim

6klassige Realschule, Ziel: Verbandprüfung (früher Einjährigen Prüfung) und Schlußprüfung, Reife für Obersekunda. Bestempfohlenes Internat. — Werbeschrift frei. — Fernruf: Lähn 4.

Weltbekannte Galerie „Moderner Bilder“
Bilder und Postkarten nach Gemälden von Wennerberg, Heilemann, Kirchner usw.
sind die feinsten, pikantesten Darstellungen,
Musterkollektion 30 Bilder 180 Mark.
Verlangen Sie den illustr. Prospekt in jedem einschläg. Geschäft oder beim
Kunstverlag Max Herzberg, Berlin SW 68, Neuenburgerstr. 37

Ein seelisches Fördernis

durch die P. P. Liebeschen **Handschrift-Analysen** wurde von Ärzten, Künstlern, Ingenieuren usw. begutachtet. Gutachten zur Verfügung. Der Verfasser von „Seelen-Aristokraten“ u. a. Werke gibt auch **brieflich** nur intime künstlerische Ausarbeitungen. **24 Jahre Berater.** Prospekt. Psychographologe P. P. Liebe, München, Amt 12, West.

Schicksalsdeutung

Senden Sie Ihren Namen u. Geburtsdatum ein, Sie erhalten dafür Ihren Lebensführer, welcher Ihnen Ratgeber in allen Lebenslagen ist: Beruf, Erfolg, Glück, Gesundheit, Liebes- u. Eheleben! Genaueste, astrolog. Ausarbeitung. Von unschätzbarem Wert für Ihr ganzes, ferneres Leben.
Preis M. 10.—, Nachn. M. 1.55.
Astrolog. Büro H. Bruhns, Berlin-Schöneberg A. 108.



Penkala
Gold-Füllfederhalter
sowie der immer gespitzte
Penkala Füllbleistift
in guter alter Qualität in allen besseren Schreibwarenhandlungen zu haben.

Wir kaufen Brehms Tierleben — Konvers.-Lexika — Weltgesch. — Kürschners Litterar. — theolog. und med. Encyklopäd. und grössere Werke — alte Drucke, Klassiker, Liebhaber-Ausgaben usw. — Angebote mit Band-Jahrzahl und Preis an KRÜGER & CO., LEIPZIG, Liebigstraße Nr. 9a. — Antiquar. — Katalog gratis.

Briefmarken. Das schönste Weihnachtsgeschenk.

Kapitalanlage von internationalem Wert.
Die Serie vollkommener Kunstwerke (Landschaften):
Bosnien 1906, 1 h—5 Kr., 16 Werte, ungebr., kompl. M. 63.-.
Von historischem Werte ist:
Räte-Ungarn 1919, Sozialistenporträts, kompl., 5 Werte, a Brief M. 30.—. / **Deutsch-Oesterreich 1919/20,** 9 Hellerwerte, geschn., ungebraucht, M. 3.—. / **Liechtenstein 1920,** 20 Werte, gezähnt, ungebraucht, M. 7.—. **Oesterr. Feldpost I** 1. Rumänien, 20 u. 80 Bani (Katalog M. 6.—) M. 3.—. / Porto extra. / Auswahlen ohne Kaufzwang.
Felix Fliess, Leipzig 5, Amtliche Staats-Lotterie-Einnahme
Postscheck-Konto: Leipzig 53790.
Versand auch in's Ausland. Korrespondenz auch in fremden Sprachen.



Briefmarken

200 versch. Umsturzmarken	135.—	35 versch. Ungarn-Kriegsausgaben	15.—
20 versch. französische Kolonien	7.25	40 versch. Abstimmungsgebiete	25.—
400 versch. Kriegsmarken	360.—	500 versch. Kriegsmarken	480.—

1 Kriegsmarkensammlung in 2 Bänden Katalogwert 13500.— für 9650.—
1 Kriegsmarkensammlung in 1 Band . Katalogwert 7250.— für 5000.—
Max Herbst, Markenh., Hamburg Z.
Jllustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld und Alben** kostenlos.

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der **Deutschen Briefmarken-Zeitung.**
F. Junghanss, Leipzig 13, Postschließfach 6.

Briefmarken-Auswahl



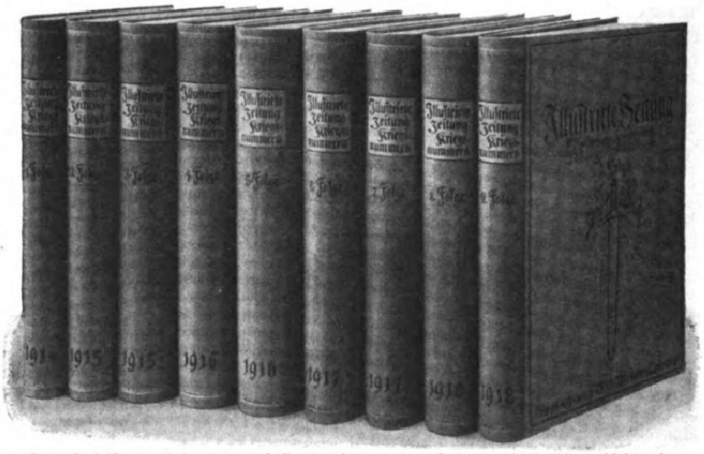
ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto. **Höchste Bezahlung für Ankauf. S. Faludi,** Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

Briefmarken-Preisliste gratis. Spez.: Alt-Deutschland und Alt-Europa. Erl. v. Fehllist. **Friedr. E. Müller, München, Müllerstr. 3.**

Die Kriegsnummern der Illustrirten Zeitung
sind eine unübertroffene Chronik des Weltkrieges.

Tausende von Bildern nach Originalen zahlreicher hervorragender Künstler, die ihre Eindrücke im Felde gesammelt haben, geben die vergangenen großen Ereignisse getreu und in anschaulicher Lebendigkeit wieder. Keine Chronik kann sich an der Fülle künstlerischer Beiträge, die nach eigenen Eindrücken gestaltet sind, mit der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ messen. Tausende von Abbildungen nach photographischen Aufnahmen ergänzen diese künstlerischen Darstellungen. In der Wiedergabe wechseln klare Autotypien mit vorzüglichen Tief- und Offsetdrucken und prächtigen vielfarbigen Abbildungen. Viele Hunderte von Aufsätzen aus der Feder bedeutender Schriftsteller, Gelehrter, Militärs usw. unterrichten über alle Fragen, die uns während des Krieges bewegt haben. Besonders wichtigen Gebieten wurden mehrfach umfangreiche **Sondernummern** gewidmet. — Die Kriegsnummern der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ in neun Bänden sind ein überaus wichtiges, wertvolles Quellenmaterial für die Geschichte des Weltkrieges. Ihr Studium ermöglicht es, das, was wir in den vergangenen Jahren erlebt und wie wir alles im Strudel der Ereignisse stehend aufgefaßt haben, in unmittelbarer Frische wieder aufleben zu lassen.



Jeder Band ist 41 cm hoch und 32 cm breit; alle zusammen 52 cm stark. Gewicht sämtlicher 9 Bände 68 kg.

„Kein Volk besitzt ein ähnlich groß angelegtes und literarisch vertieftes Unternehmen.“ München-Augsburger Abendzeitung, München.

Der Vorrat dieses bedeutenden Erinnerungswerkes ist verhältnismäßig nur noch gering.
Ein Neudruck ist infolge der außerordentlich hohen Herstellungskosten ausgeschlossen.

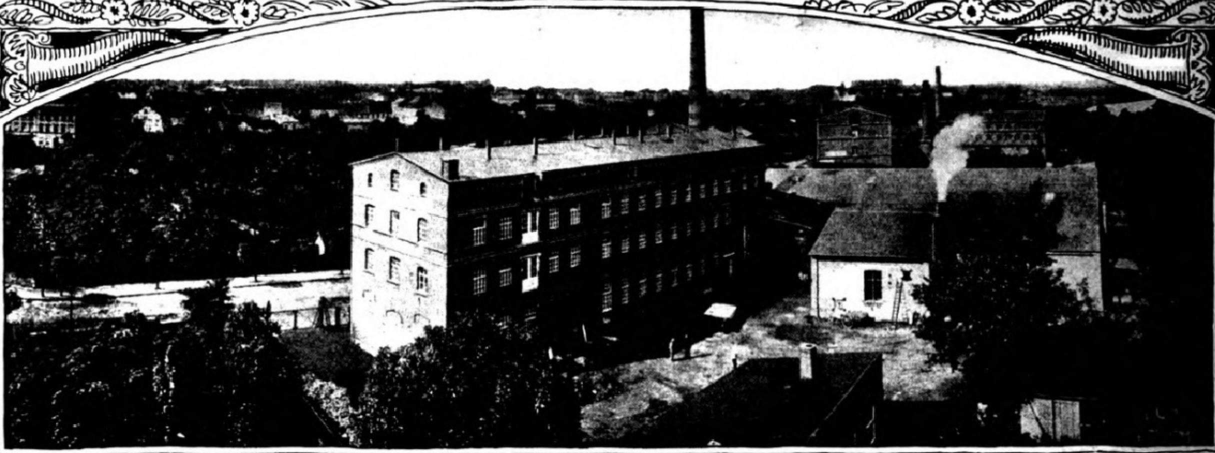
Vorstehende neun Folgen kosten in Deutschland 1800 Mark, im Auslande 3000 Mark.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen, wo keine am Orte, wende man sich an die

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig.



Drei Pioniere der Excedolgesellschaft
„Excedol"-Jolacta als „Milchvermehrung" für stillende Mütter
„Excedol" gegen „Gallen- und Nierensteinleiden" sowie Koliken
„Excedol"-Corliber gegen „Arteriosklerose"
Sämtliche „Excedol"-Präparate sind aus giftfreien Pflanzen-Extrakten hergestellt
Bei Gallen- und Nierensteinleiden kann „Excedol" die Operation verhüten.
Milch-vermehrung Excedol-Jolacta für stillende Mütter
„Excedol" Gesellschaft f. Herstlg. pharm. Präparate m. b. H. Berlin W. 57, Bülowstr. 66
Spezificum Excedol bei Gallen- u. Nierenstein
„Excedol" Gesellsch. f. Herstlg. pharm. Präparate m. b. H Berlin W. 57, Bülowstr. 66
Frei von Jod
Spezificum Excedol-Corliber bei Arteriosklerose
„Excedol" Gesellschaft f. Herstlg. pharm. Präparate m. b. H. Berlin W. 57, Bülowstr. 66
Frei von Jod
Dankschreiben „stillender Mütter" vorhanden.
Charlottenburg, den 10. November 1921.
Ich bestätige Ihnen gern, daß ich in wiederholten Fällen Gelegenheit hatte, die sehr günstige Wirkung Ihres Excedol-Jolacta zu beobachten. Bei verschiedenen Wöchnerinnen in meiner Praxis, die nicht imstande waren, ihre Kinder zu nähren, habe ich Excedol-Jolacta angewandt mit dem Erfolge, daß die Milch-Absonderung bedeutend stärker einsetzte. Von den mir für diesen Zweck angebotenen Mitteln habe ich Excedol-Jolacta als das wirkungsvollste erkannt und kann es nur allen Frauen, die ihr Kindchen selbst nähren wollen, auf das wärmste empfehlen.
Frau Louise Axt, Hebamme, Kantstraße 80.
Beweis der schnellen Wirkung des „Excedol".
Firma Excedol G. m. b. H., Berlin.
Wir sandten Ihnen 7 Flaschen Ihres Präparats zurück, da wir zunächst mit einer Flasche einen Versuch machen wollten, offen gestanden waren wir, da so vieles nicht geholfen hat, mißtrauisch. Da jedoch schon bei dem Gebrauch der ersten Flasche „Excedol" Besserung eintrat, bitten wir uns umgehend die 7 Flaschen per Post zuzusenden.
Hannover, den 12. 10. 21. Herschelstraße 6.
Hochachtend Großhandels-Gesellschaft Gebr. Jaeger.
Dankschreiben eines Patienten bei Arteriosklerose.
Berlin-Wilmersdorf, Prager Straße 17, 25. 1. 1921.
Gerne bestätige ich Ihnen, daß das mir von Ihnen empfohlene „Excedol" in zwei Fällen ausgezeichnete Dienste geleistet hat. Nachdem ich mit „Excedol" vor vielen Jahren restlos mein altes hartnäckiges Gallensteinleiden beseitigte, empfahlen Sie mir vor 3 Jahren, nachdem ich vorher einen Schlaganfall gehabt hatte, das „Excedol"-Corliber zur Beseitigung meiner starken Arterienverkalkung. Infolge dieser Arterienverkalkung war es mir seit ca. 10 Jahren nicht möglich, auf der linken Seite zu liegen, auch setzte das Herz alle Augenblicke aus. Heute ist nun der Zeitpunkt von über 2 Jahren seit Beendigung dieser Kur vergangen, ich kann in aller Ruhe auf der linken Seite schlafen, mein Herz setzte gar nicht mehr aus, ich kann bei meinen 58 Jahren jede körperliche Anstrengung leisten, ohne daß ich mein Herz spüre. Jedenfalls kann ich „Excedol"-Corliber für jede Art Verkalkung und Steinbildung des Körpers nicht warm genug empfehlen.
Hochachtungsvoll Otto Steffen.
Engel-Apotheke, Leipzig, Markt 12
Humboldt-Apotheke, Versandapotheke,
Schweizer-Apotheke, Versandapotheke,
in Berlin erhältlich:
Zions-Apotheke
Augusta-Apotheke
Wittenberg-Apotheke
Königin-Louise-Apotheke
Apotheke zum König Salomo
Apotheke am Hermannplatz (Neukölln)
Adler-Apotheke am Weddingplatz
Apotheke „zum eisernen Kreuz"
Apotheke zum weißen Schwan
Louisenstädtische Apotheke
Wittelsbach-Apotheke
Askanische Apotheke
Elisabeth-Apotheke
Johanniter-Apotheke
Nordwest-Apotheke
Kreuzberg-Apotheke
Adler-Apotheke (Spandau)
Kommandanten-Apotheke
Fürst-Bismarck-Apotheke
Friedrich-Wilhelmstädt. Apotheke
Apotheke am Schlesischen Bahnhof
Auguste-Viktoria-Apotheke
Gustav-Adolph-Apotheke
Germania-Apotheke
Elefanten-Apotheke
Sonnen-Apotheke
Für den Großhandel: Berlin „Hegeda", „Reichelt-Barkowski", „Barenthin", Albert Mendel; Brandenburg a. Havel, Hansa-Apotheke; Breslau V, Kronen-Apotheke; Frankfurt a. Main, Engel-Apotheke. Hannover und Provinz — Generaldepot Chemische Fabrik Ahlten, Hannover, Finkenstraße 3
Excedol-Co., New York * Philippinen * Cuba * Portorico * Canada * Mexico * Hawaien-Island
Wegen weiterer Depots erbitten Anfragen bei der Excedolgesellschaft m. b. H.
Excedol Gesellschaft für Herstellung pharmazeutischer Präparate
Bülowstr. 66 Berlin W 57 Fernsprecher Lützow 8947



Minimax-Werke 1908

Minimax

ist der erste chemische Handfeuerlöscher rein deutschen Ursprungs, der von seinem Heimatland aus den Siegeslauf über die ganze Kulturwelt antrat.

Schutz-Marke

Das Minimax-Unternehmen

ist gegründet im Jahre 1902 in Berlin. Drei Jahre später wurde die Herstellung der Minimax-Löscher in eigene Räume nach Neu-Ruppin verlegt. Die Entwickelung der Stammfabrik innerhalb des folgenden Jahrzehnts wird verdeutlicht durch die Gegenüberstellung der Werksansichten von 1908 und 1918. Die umfangreichen Anlagen mit ihrer Tagesleistung von rd. 600 Minimaxlöschern können der unaufhörlich steigenden Nachfrage nicht mehr gerecht werden: Wir eröffnen deshalb Anfang 1922 ein zweites neuzeitlich eingerichtetes Werk in Reinickendorf bei Berlin.

Eigene Geschäftsstellen bzw. Generalvertretungen befinden sich in

Berlin W 8, Unter den Linden 2
Ansbach, Karolinenstr. 19
Augsburg, Bahnhofstr. $12^{1}/_{2}$
Braunschweig, Tel. 2696
Breslau, Kaiser-Wilhelmstr. 11
Bremen, Hornerstr. 49
Chemnitz, Tel. 8801

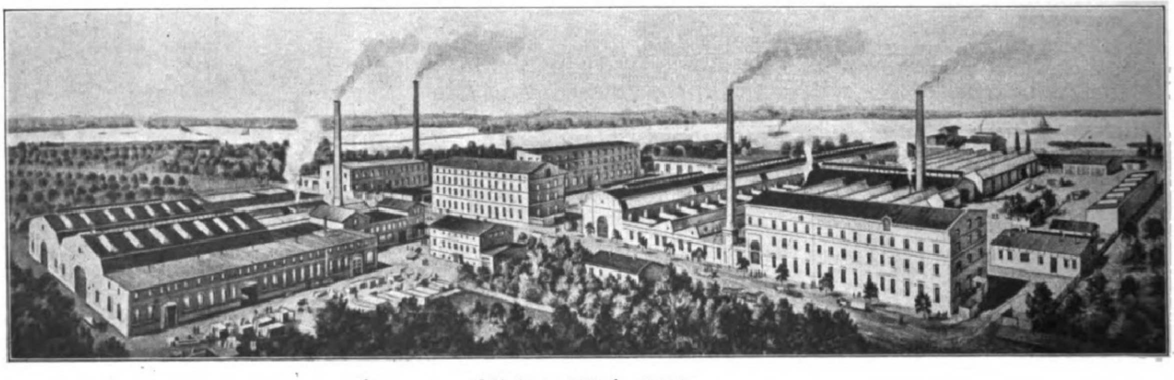
Danzig, Langgarten 21
Dresden, Tel. 35485
Erfurt, Hot. Reichshof (Lad.)
Frankfurt a. M., Kaiserstr. 7
Freiburg in Baden, Schloßbergstrasse 11
Hamburg, Ferdinandstr. 12

Hannover, Tel. Süd 5677
Hof, Bayern, Marienstr. 20
Karlsruhe i. B., Marienstr. 86
Köln, Breite Str. 118—120
Königsberg i. Pr., Junkerstr. 13—14
Leipzig, Hotel Stadt Rom (Lad.) Tel. 35564

Lübeck, Tel. 1520
Magdeburg, Tel. 3268
München, Hans-Sachs-Str. 9
Nürnberg, Praterstr. 7
Stettin, Augustastr. 14
Stuttgart, Militärstr. 22
Ulm a. D., Am Karlsplatz

Ferner:

Amsterdam — Budapest — Wien — Prag — Warschau — Zürich — Kopenhagen — Stockholm — Barcelona — Helsingfors — Riga — Valparaiso — Lima — Mexiko — San Salvador — Havanna — Shanghai — Jammu — Soerabaja.



Minimax-Werke 1918

Suggestion. Von G. J.

Kennen Sie meine kleine Frau? Wie, die kennen Sie nicht? Sie ist ein kleines, zierliches, dunkeläugiges Persönchen, die immer recht hat. Was gibts da zu lächeln? Faktisch, — immer recht hat sie. Und das wunderbarste ist, wie sie das immer begründet! Aber noch viel wunderbarer ist das, was sie umgibt, — überall, wenn sie herbeischwebt, leicht, zierlich, kommt es einem entgegen; man atmet es mit vollen Lungen und fühlt, ach, sie — sie —! Als ich sie kennen lernte, das kam so: Ich stand vor Theaterbeginn im Gang vor den Logen und sah zu, wie sich aus unförmigen, vermummelten Gestalten die entzückendsten Schmetterlinge herausschälten. Da kam zwischen allerhand faden und alltäglichen Blumendüften zum ersten Male jene Wolke so unendlich reizvollen und pikanten Duftes auf mich zu, von dem ich seither nicht mehr loskam. — Ich sah sie nur noch von hinten. Unter einem langen kupferfarbenen Umhang raschelte und bewegte es sich von Jette und Perlen. In glänzenden Reihen flirrten und tanzten sie auf schwarzer Seide um ihr zierliches Knie, und auf ihrem weißen Oberarm verdeckten und enthüllten sie in steter Bewegung, als sie dann an mir vorüberschritt und mir einen ihrer Glutblicke zuwarf und wieder, — ach mein Gott, mich in ihre betäubende Wolke hüllte. Und denken Sie sich, wie ich meine Augen aufriß, als ich meine Platznummer neben ihr erkannte. In der Tat: sie saß neben mir! Ich habe nicht allzuviel von den Erzählungen des guten Hoffmann begriffen, denn aus ihrem Ausschnitt nahm der warme, schwüle Hauch ihres berückenden Parfüms alle meine Sinne gefangen. — Und nun ist sie meine Frau. Und überall um sie weht mich „Tosca“ an. „Tosca“, der bezaubernde Duft, der je geschaffen! Was sagen Sie nun? —“ „Von morgen an steht auf dem Toilettetisch meiner Frau auch „Tosca“.

Allgemeine Notizen.

Die Besucherzahl der Universitäten war im Sommersemester 1920 im Gegensatz zu dem vorhergegangenen Wintersemester nicht unerheblich gesunken. Im Wintersemester 1920/21 ist dagegen wieder eine geringe Steigerung der Zahl der Studierenden eingetreten Mit Ausnahme von Königsberg waren im Wintersemester 1920/21 immatrikuliert 84 837 Studenten gegen 84 142 im Sommersemester. Davon entfallen auf Berlin etwa 12500 Stu-

dierende. Über 5000 Studenten haben ferner Leipzig, München, Breslau und Bonn. Über 4000 hat Köln, über 3000 Münster, Frankfurt, Würzburg, Halle, Hamburg, Göttingen, Freiburg i. B., über 2000 Studierende haben Tübingen, Heidelberg, Marburg, Jena, und zwischen 1000 und 2000 Kiel, Erlangen, Greifswald und Rostock.

An der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin ist der Direktor der Landwirtschaftlichen Hochschule Hohenheim und ordentliche Professor der Wirtschaftslehre des Landbaues daselbst, Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Aereboe, mit Wirkung vom 1. April 1922 zum ordentlichen Professor für Betriebslehre ernannt worden.

Auslandskunde an der Hamburgischen Universität. Die Hamburgische Universität, der bei ihrer Gründung die besondere Pflege der Auslandsstudien zur gesetzlichen Aufgabe gemacht wurde, und die über eine große Reihe von Auslandsinstituten verfügt, hat ein besonderes Verzeichnis der auslandskundlichen Vorlesungen und Übungen herausgegeben, die im Wintersemester 1921/22 im Rahmen ihres Lehrplans sowie in dem auch für Nichtstudenten bestimmten allgemeinen Vorlesungswesen der Universität stattfinden. Es sind 140 Vorlesungen, Praktika und Kurse angekündigt, die auf dem Gebiete der allgemeinen Auslandskunde die Geographie und Völkerkunde, Geschichte und Politik, Wirtschaftswissenschaft, Landwirtschaft, Rechtswissenschaft, Medizin und Mission betreffen. Die „Regionale Auslandskunde" umfaßt Sprache, Landeskunde, Geschichte und Politik usw. der einzelnen Kulturkreise. Einzelvorlesungen über das Grenz- und Auslandsdeutschtum sowie aus dem Gebiet der Auslandspraxis sind vorgesehen. Folgende moderne Sprachen und Verkehrsmundarten werden praktisch und wissenschaftlich gelehrt: Spanisch, Katalonisch, Portugiesisch, Italienisch, Französisch, Englisch, Schwedisch, Niederländisch, Russisch, Polnisch, Bulgarisch, Suaheli, Somali, Galla, Amharisch, Tigriña, Aethiopisch, Arabisch, Persisch, Osmanisch-Türkisch, Syrisch, Chinesisch, Siamesisch, Japanisch, Melanesisch, Papua, Malaiisch, Javanisch.

Ein Forschungsinstitut für Agrar- und Siedlungswesen ist aus Mitteln des Reichs und Preußens in Anlehnung an die Berliner Universität unter Leitung des Professors Sering begründet worden. Das Institut hat die Aufgabe übernommen, höhere Beamte für die landwirtschaftliche Verwaltung und für das Siedlungswesen auszubilden. Im Wintersemester 1921/22 werden außer vom Direktor Vorlesungen und Übungen gehalten werden von: Geh.









Kino-Spielwaren
vorzügl. Neuheit
Alleinverk. Hugo Schott, München,
Marienplatz 17.





KIOS
CIGARETTEN
verdanken ihren guten Ruf den
ausgezeichneten
■ Qualitäts-Eigenschaften ■





Oberregierungsrat Dr. Krause, Geh. Regierungsrat Dr. Blaß, Privatdozent Dr. Brinkmann, Dr. Keup, Dr. Mendelsson. Volkswirten mit landwirtschaftlichen und juristischen Kenntnissen soll Gelegenheit zum Erwerb eines Diploms gegeben werden, das durch Ablegung einer Prüfung nach dreijährigem Studium erlangt werden kann. Die Übernahme in den öffentlichen Dienst setzt außerdem landwirtschaftliche Praxis voraus.

Eine Forschungsstätte für Rassebiologie. Das schwedische Parlament hat 60000 Kronen zur Gründung einer Forschungsstätte für Rassebiologie bewilligt, deren Leitung Prof. Lundborg in Upsala übertragen wurde. Die schwedische Anstalt soll eine bereits an der Universität Upsala bestehende medizinisch-genealogische Abteilung aufnehmen. Die Aufgabe der Anstalt ist, die Erblichkeit krankhafter Anlagen (Geistes- und Nervenkrankheiten, Tuberkulose und Krebs), die Mißbildungen usw. zu studieren und aufzuklären. Weiterhin soll sich eine anthropologische, besonders kriminal-anthropologische Abteilung angliedern, die sich mit der Bedeutung von Konstitution und Erblichkeit bei Verbrechern beschäftigen soll. Endlich wird auch eine experimentell-biologische und pathologische Abteilung geplant, und ferner eine ständige Ausstellung von erbkundlichen Schaustücken (Ahnentafeln, Rassetypen und ihre Kreuzungen).

Kirchliche Kunst auf der Deutschen Gewerbeschau. In der unter Prof. Berndls Leitung zusammengestellten umfassenden Ausstellung für kirchliche Kunst und in dem Kultbau von Prof. Peter Behrens ist Künstlern Gelegenheit gegeben, ihr Können auf diesem Gebiet zu zeigen. Es ist sehr erwünscht, daß auch neue Glasbilder und farbige Mosaiken zur Ausstellung gesandt werden, wozu nachdrücklich die Unterstützung von Kirchengemeinden und Stiftern angerufen werden muß. Diese würden durch Auftragserteilung solcher Aufgaben im jetzigen Zeitpunkt nicht nur Künstler in ihrer Arbeit fördern, sondern auch Gelegenheit haben, zu außerordentlich billigen Preisen gute Entwürfe zu erhalten, falls diese Arbeiten nach ihrer Fertigstellung zuerst auf der Ausstellung in München gezeigt werden dürfen. Die Vermittlung übernimmt die Geschäftsstelle des Deutschen Werkbundes, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36a I.

Der amerikanische Kongreß und das deutsche Eigentum. Dem Präsidenten Harding, den Mitgliedern seines Kabinetts und jedem einzelnen Kongreßabgeordneten in Washington ist von den New Yorker Anwälten des Deutsch-Amerikanischen Wirtschaftsverbandes eine umfangreiche

Denkschrift überreicht worden, in welcher unter Zugrundelegung der völkerrechtlichen Gesichtspunkte, die der Amerikaner A. W. Lafferty in seiner auch in Deutschland viel beachteten Schrift „Should America Return Private German Property?“ geltend gemacht hat, die Forderung gestellt wird, das von der amerikanischen Regierung beschlagnahmte deutsche Eigentum den rechtmäßigen Besitzern wieder zurückzugeben. Der Antrag ist auf Grund von Vollmachten erfolgt, welche eine Reihe geschädigter deutscher Firmen den Anwälten des Verbandes seinerzeit erteilt hat, und stellt somit den ersten unmittelbaren Schritt gegenüber der Regierung und den gesetzgebenden Körperschaften der Vereinigten Staaten dar, der zur individuellen Freigabe des Eigentums in Übereinstimmung mit den Bestimmungen des amerikanischen Gesetzes über den Handel mit dem Feinde unternommen worden ist. Eine deutsche Übersetzung dieser Eingabe ist in Vorbereitung. Diejenigen Firmen und Privatpersonen, die sich an dieser Aktion nunmehr zu beteiligen wünschen, können entsprechende Vollmachten von der Geschäftsstelle des genannten Verbandes, Berlin NW. 7, Neue Wilhelmstraße 12/14, zugestellt erhalten.

Zur telegraphischen Bestellung von Hotelzimmern äußert sich der Internationale Hotelbesitzer-Verein in Düsseldorf wie folgt: Zu den unangenehmsten Vorkommnissen im Hotelbetrieb gehören die Fälle, in denen Gäste die von ihnen meist telegraphisch bestellten und vom Hotel bereitgehaltenen Zimmer nicht beziehen. Die Hotelleitung sieht sich dann gezwungen, den Gast für den von ihm verursachten Schaden haftbar zu machen und in oft langwierigem Briefwechsel und möglicherweise sogar gerichtlicher Austragung ihr Recht zu suchen. Die Leichtfertigkeit, mit der im Reiseverkehr Zimmer bestellt und dann nicht bezogen werden, hat dazu geführt, daß die Hotelbesitzer in Zukunft solche schriftlichen und telegraphischen Bestellungen, die nicht den vollen Namen und die genaue Adresse des Gastes angeben, nicht mehr berücksichtigen werden.

Das Wintersportprogramm von Schierke am Brocken ist unlängst erschienen und von dem Gemeindevorstand, Abt. Kurverwaltung, in Schierke (Oberharz) kostenlos erhältlich. Das erste große Winterfest findet in der zweiten Woche des Januar, das zweite in der zweiten Woche des Februar statt.

Schweizer Sport- und Verkehrsnachrichten. Die zentralschweizerischen Skirennen werden vom Sport-













klub Engelberg am 29. Januar 1922 in Engelberg veranstaltet. Vorher findet am 8. Januar eine Sprungübung für die Mitglieder am Sandrain statt. Als Termin für das berühmte Jochpaß-Abfahrtsrennen mit Sprungkonkurrenz um den Wanderbecher ist der 12. Februar festgesetzt worden. — **Erweiterung der Pferderennen in St. Moritz.** Der Kurverein in St. Moritz hat beschlossen, die Pferderennen auf dem Eise des St. Moritzer Sees 1922 auf drei Tage auszudehnen. Als Termine sind Sonntag, der 29. Januar, Donnerstag, der 2. und Sonntag, der 5. Februar bestimmt worden. Die Preissumme ist gegen 1921 fast verdoppelt worden; sie beträgt 40000 Franken, das sind bei dem heutigen Stande der Markwährung rund 1½ Millionen Mark. — Die **Bergbahn Lauterbrunnen—Mürren** wurde für den Wintersportbetrieb am 1. Dezember eröffnet. Mürren hat auch ein reichhaltiges Sportprogramm ausgearbeitet, in dem Eishockeyturniere und Eislaufkonkurrenzen die Hauptrolle spielen. — Das Zollamt St. Moritz bleibt auch in der kommenden Wintersaison geöffnet, und zwar bis zum 28. Februar 1922. Die Zollabfertigung für die Einreise wie für die Ausreise bedeutet für alle ausländischen Wintersportgäste des Ober-Engadins eine ungemeine Verkehrserleichterung.

Die deutschen Halali-Hüte der Halali-Compagnie m. b. H. in Frankfurt a. M. 29, Moselstraße 4 haben sich in den fünfzehn Jahren ihrer Einführung den Beifall aller Herren- und Damenkreise des In- und Auslandes erobert. Der in fast allen Kulturstaaten gesetzlich geschützte Halali-Hut zeichnet sich durch unübertrefflichen Schmelz des langhaarigen Filzes aus, ist überraschend leicht und wird in außergewöhnlichem Formen- und Farbenreichtum hergestellt. Für Damen ist der einzig stilgerechte Straßen-, Promenade- und Sporthut der Damen-Halali „Hertha“. Erhältlich sind die Halali-Hüte in allen gutgeleiteten Hutgeschäften; erforderlichenfalls weist auf Anfrage genannte Halali-Comp. die nächste Bezugsquelle nach.

Der neue „Arto“-Steinbaukasten von den in der Spielwarenbranche rühmlichst bekannten Bing-Werken, Nürnberg ist von prinzipieller Bedeutung: Es ist hier durch den freitragenden Bogen dem spielenden Kinde die Möglichkeit gegeben, Bogen-Konstruktionen von verschiedenen Spannweiten selbst auszuführen, demgemäß also Bauwerke wie in der Wirklichkeit zu gestalten. Die aus einer besonderen Masse hergestellten Bausteine sind nahezu

unzerbrechlich, nicht abfärbend und abwaschbar. Sie kommen in ihren Farben den kindlichen Bedürfnissen nach Farbenfreude entgegen und sind dabei dem architektonischen Zweck angepaßt. Die mannigfaltigen Farben der Steine sind durch ein System geordnet, so daß sich die Steine durch die verhältnisgemäße Gestaltung mühelos aneinander und übereinander fügen lassen. Die Zusammenstellung der „Arto"-Bing-Steinbaukasten gestattet es, auch schon bei jüngeren Kindern mit einem kleinen Sortiment zu beginnen und den „Arto"-Bing-Steinbaukasten mit dem Heranwachsen des Kindes durch Zusatzkästen laufend zu ergänzen, so daß dem spielenden Kinde immer neue Anregung geboten, Geschick und Wissen gefördert wird, daß das Kind gewissermaßen spielend vorbereitet wird auf die schöpferische Arbeit des kommenden Berufslebens. Es ist also ein ideales Weihnachtsgeschenk, das in allen besseren Spielwarengeschäften erhältlich ist.

Sind Lungenleiden heilbar? Mit dieser wichtigen Frage beschäftigt sich eine volkstümliche Broschüre des Chefarztes der Finsen-Kuranstalt, Dr. med. H. Guttmann. Es bieten sich in dieser Broschüre ganz neue Ausblicke zur Bekämpfung derartiger Leiden. Um es nun jedem Lungen-, Hals- und Kehlkopfkranken zu ermöglichen, sich dieses interessante Büchlein mit Abbildungen zu beschaffen, wird dasselbe vollständig umsonst und portofrei an derartige Kranke abgegeben. Kranke, welche hiervon Gebrauch machen wollen, brauchen nur eine Postkarte mit genauer Adresse an die Firma Puhlmann u. Co., Berlin 300, Müggelstraße 25, zu schreiben. Das Buch wird dann jedem Besteller sofort kostenlos zugesandt.

Eine gute, vollwertige Kindernahrung muß haltbar, immer gleichmäßig sein und darf keine unverdauliche Stärke enthalten; sie muß ausgiebig, billig, nahrhaft und wohlschmeckend sein. Alle diese Bedingungen erfüllt „**Kufeke**", das sowohl für Gesunde, als auch für kranke Kinder eine ausgezeichnete, von Ärzten viel empfohlene Nahrung ist.

Die Gebühren für Briefsendungen aus Rußland nach dem Ausland, also auch nach Deutschland, sind dahin geändert worden, daß z. B. ein einfacher Brief 1000 Rubel, eine Postkarte 400 Rubel und eine Drucksache bis 50 gr 200 Rubel kostet. Diese Sätze stellen das Zehntausendfache der Gebührensätze der Vorkriegszeit dar. Eine Mitteilung der russischen Postverwaltung darüber, wie die erhöhten Gebührenbeträge in Freimarken dargestellt und auf den Briefsendungen verrechnet werden, liegt nicht vor.







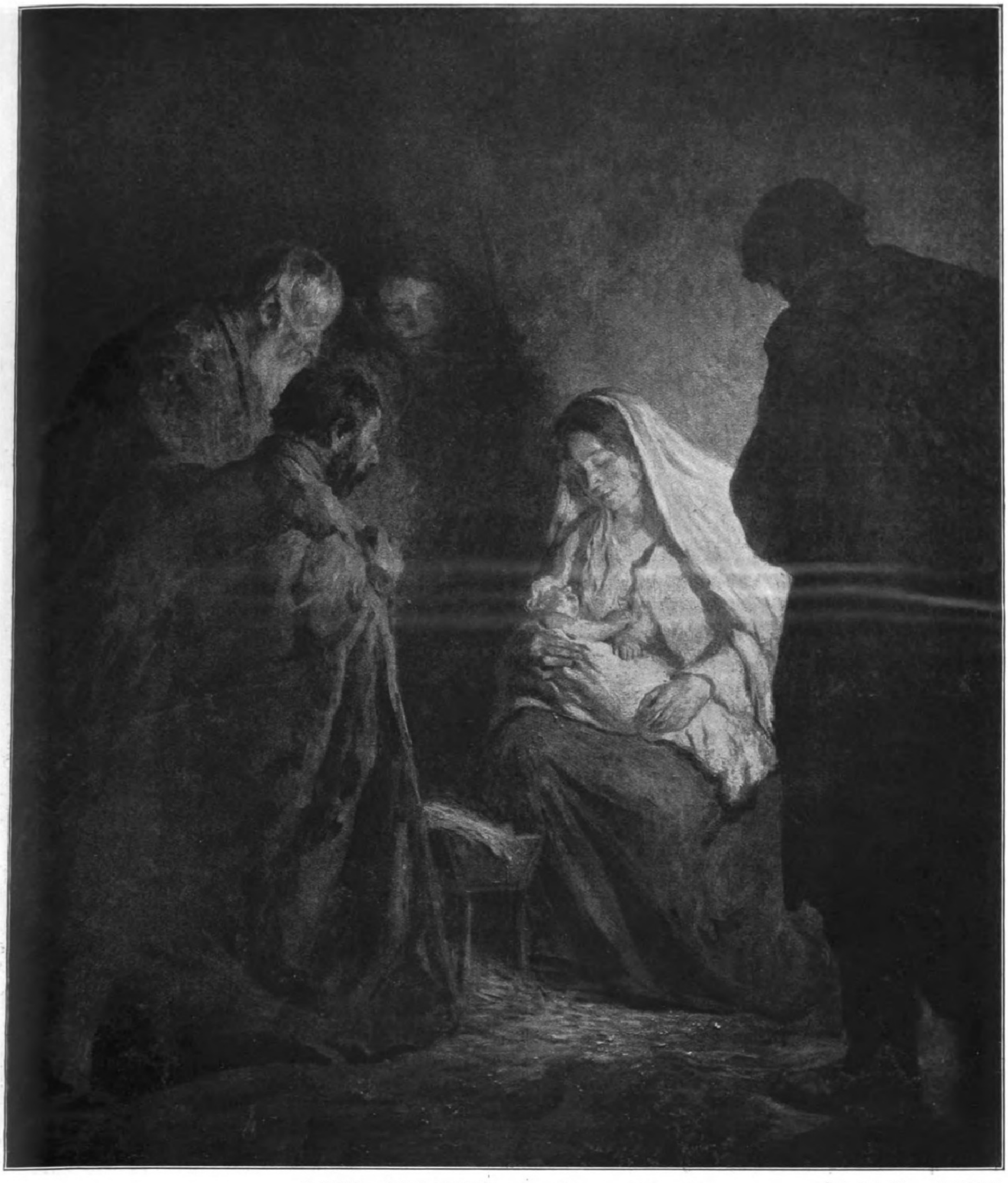



Zu Weihnachten
ein Kistchen "4711"
ist ein Geschenk, das liebenswürdige Art und feinen Geschmack verrät. Es ist eine Freude, in "№4711" eine so praktische und stets willkommene Gabe gefunden zu haben, die so recht unter den Weihnachtsbaum paßt.
Destilliert seit 1792 aus den erlesensten und köstlichsten Rohstoffen nach altem, ureigenem Original-Rezept.
Beim Kauf achte man genau auf die ges. gesch. "№4711" (Blau-Gold-Etikette).
KÖLNISCH WASSER
№4711.
GLOCKENGASSE №4711
№4711. Kölnisch Wasser


Paradies Betten
Verkaufs Stellen
Chemnitz
Dresden
Leipzig
Berlin
Hamburg
Hannover
Verkaufs Stellen
Düsseldorf
Köln a/Rh
Stuttgart
München
Elberfeld
Frankfurt/M
Eigene Fabriken in Frankenberg und Dessau liefern die Bettgestelle in Metall und Holz, vollständige Schlafzimmer - Einrichtungen und modernste Kleinmöbel.
Bitte verlangen Sie illustrierte Preisliste Gruppe J
Eigene Webereien liefern die Trikots und Satins, eigene Woll- und Baumwollkrempeleien die Einlagen und Füllungen für Decken, Kissen und Polster.
Paradiesbettenfabrik
M. Steiner & Sohn A.G. Frankenberg i. Sachsen


R. Seckelmann
KLOSS u. FOERSTER
FREYBURG a/U.
CABINET u. ROTKÄPPCHEN
SEKTE.

Illustrirte Zeitung



Christi Geburt. Nach einem Gemälde von A. Boruth.

(Mit Genehmigung der Ungarischen Kunstverlags-Aktien-Gesellschaft Könyves Kálmán in Budapest.)



Im Winterkleid.



Winterabend.



Eisblumen im Bach.



Neuschnee.

Weihnachtsstimmungen in Bergwald und Wiesengrund.

Nach photographischen Aufnahmen von August Rupp, Saarbrücken.

Die alte Hexe. Ein Märchen von Marie Holzer.

In einem Felsen, hoch, hoch oben, dort, wo kein Sonnenstrahl die weißen Gletscher zu erweichen vermag, wo sie für die Liebkosung der Sommerglut, für die Zärtlichkeit des Sonnenkusses nur ein glanzhell unverändert Lächeln haben, ist eine Höhle, eine dunkle, weite Höhle, in der Tag und Nacht ein rotes Feuer lodert. Hell züngeln die Flammen zum Himmel wie Siegessäulen in schwarzer Nacht; ruhig strahlend, funkeln sie im Tageslicht und schenken der weißen Schneeregion einen goldenen Schimmer. Und das Feuer wird geschürt und unterhalten von der alten, zahnlosen Hexe und dem grinsenden Teufel. Daneben spielt harmlos und heiter ein blonder Knabe, den der Teufel in wilder Lust einmal von einer seiner Wanderungen heimgebracht, und für den selbst die Hexe ein verzerrtes Lächeln und eine groteske Liebkosung hat. Tag und Nacht formen sie krause Figuren, die in der Esse des Feuers stahlhart gebrannt werden. Mischen sie aus ihren Farbentöpfen die buntesten Massen zusammen, und ihr Lächeln ist grausam und ihre Augen hart, wenn wieder solch eine Figur gelungen, wenn sie ohne Sprung und Fehle fertig auf dem Tische steht. Die Hexe mischt und schafft an, der Teufel trägt herzu.

„Gib mir noch ein bißchen gelben Neid, der der himmelblauen Güte erst den richtigen Ton gibt, auch ein wenig Schadenfreude geben wir dazu, das leiht ihr das Relief. Und dem Streben dort, dem hehren, misch' ein großes Maß von Eitelkeit dazu, so groß, daß die Menschen nur die Außenseite sehen und nicht die Triebkraft. Das Verkennen der Begleiter dieses Mannes werde, bis er müde und verzweifelt die stolzen Flügel senkt. Gib diesem Geistigen eine Portion Habsucht und diesem Kleinlichen einen Hauch Poesie. Gib dieser Häßlichen ein sehnend Herz und diesem Krüppel eine durstige Seele. Misch' die Farben bunter durcheinander, rüttle sie, erfinde neue, setze andere hinzu. Je vielfarbiger das Bild, je greller, desto schärfer die Differenzierung, desto endloser das Leid, desto tiefer das Nichtverstandensein. Spül' den Pinsel nicht aus, von allem, allem soll jeder etwas haben, die ganze bunte Skala leg' ihnen ins Herz. Dicht neben die Wärme Haß, eng neben Güte Kleinlichkeit. Stell' neben das Temperament die Wandelbarkeit, vor die Liebe die Eifersucht, vor die Treue den Hang zur Quälerei, vor die Großmut die Kälte. Gib dem Geist als Begleiter die Schamlosigkeit, der Inbrunst die Schwäche, dem großen Wort die kleine Tat. Schür' das Feuer, trage Kohlen herbei. Hart wie der Fels soll jede der Figuren sein, und kein Hauch von Verstehen einer andern Welt soll sie erleuchten. Jeder ist in seiner festgerammt, in seinem Denken, seinem Fühlen, und was jenseits davon liegt, lebt nicht für ihn. Überschüttet er mit Haß, vergiftet er durch Hohn, versucht er zu vernichten. Seine Worte schleudern Blitze, aber seine Hände rollen Kieselsteine. Beutle die Karten fester durcheinander, wirf sie hin und her, lege die oberste nach unten, die unterste hinauf, den Kopf zum Fuß, die Füße hoch empor. Teufel, flinker! Teufel, rascher! Wo bleibt deine Geschicklichkeit, wo deine Teufelslust, wo dein Hohn, wo deine Fratze? Teufel, Teufel, schau mir nicht auf den Jungen, schau auf deine Arbeit, mach' sie gut, mach' sie teuflisch. Die Menschen schufen das Recht, den Gedanken der Gerechtigkeit, die Träumer, die Idealisten, die Eitlen. Laß mich lachen, Teufel, gib der Gewalt das Recht, gib ihr das Recht, der Gerechtigkeit zu spotten, gib ihr die Kraft, sie hohnlachend zu mißbrauchen — doch halt — die Menschen wollen betrogen sein, spann' das Banner der Freiheit darüber, entfalte die Flagge der Menschlichkeit, laß Fahnen wehen, rote, helle, leuchtende Fahnen, und dahinter grinse die Gewalt. Zeig', daß du ein Regisseur bist, daß du des Lebens Wege meisterst, daß du für diese Drehbühne die buntesten Dekorationen bereit hältst. Teufel, streng' dein Hirn an, schärfe deinen Geist, mach' dein Lachen rotglühend, wenn du der Teufel bleiben willst, der es versteht, den Marionetten brunten den Strick zurechtzuschneiden nach seinem Sinn. Schau, wie der Haß leuchtet, wie der Neid glattgeschliffen ist, wie die Habsucht alles zernagt, wie sie die Hände nach allen Gütern ausstreckt, wahllos, skrupellos. Hol' größere Töpfe, weitere, tiefere, auf daß wir mehr, immer mehr hineinzugeben vermögen. Heute führen wir das große Wort, wir, Teufel! Der alte Gott scheint müde zu sein und schläft, und wir herrschen, nach unserer Fiedel tanzen sie alle, alle. Wir brauen ihre Seele, wir schärfen ihren Geist, wir formen ihr Herz, wir gestalten ihr Denken, die Hexe und der Teufel. Und kein Schlaf stört unsere Arbeit, keine Müdigkeit lähmt sie, kein Gefühl hemmt sie. Wir regieren, du und ich, zu jeder Stunde, laß uns zeigen, was wir können, Teufel!"

Die Hexe braut und sagt ihre Sprüche, der Teufel schürt und mischt. Und daneben steht der kleine Knabe und schaut.

„Großmutter," sagt er endlich leise, „laß mich mit den Figuren spielen."

„Rühr' sie nicht an!" schreit die Hexe.

„Bitte, ich langweile mich."

„Nein, das ist nichts für dich, das sind böse Menschen. Rühr' sie nicht an."

„Warum? Schau, viele, viele Kinder sind dort brunten, und alle spielen sie mit bunten Dingen."

„Doch sind die Dinge anders, besser."

„Dann mach' auch schönere", sagte der Knabe.

„Das kann ich nicht."

„Versuch 's!"

Da lächelte die Hexe, die einmal eine Frau war, und denkt und sinnt und formt mit nachdenklichen Händen eine große blanke Sichel, so hell ist sie wie der Mond, so blendend weiß wie der Schnee der Firnen, so glänzend wie der Tau und so süß wie eine Wasserlilie. Dann reicht sie sie dem Knaben.

„Wie schön, wie wunderschön, Großmutter. Wie heißt dies Spielzeug?" jubelt er.

„Liebe", sagt die Hexe.

Da schmiegt sich der kleine Junge an die alte Frau und sagt: „Ich hab' dich lieb."

Sie senkt die Augen, ihre Hände zittern, und dann sagt sie: „Geh, Teufel, misch' in jedes Herz ein wenig von dem Zeug, weißt du, der kleinen Kinder unten wegen."

Der Teufel lacht und holt seinen großen Bottich herbei. Neue Figuren kamen in den Ofen, atemlos wurde gearbeitet.

Doch abends legt der Teufel seinen Schürhaken nieder. „Ich mag nicht mehr. Weißt du denn nicht, alte Hexe, daß die Liebe alles ausgleicht, daß sie alles versöhnt, daß sie Brücken schlägt über Wildbäche, daß sie Abgründe füllt, Berge abträgt, Meere trocknet? Hexe, was tust du? Weißt du denn nicht, daß all deine frühere Arbeit sinnlos war?"

Doch die alte Hexe streichelte dem kleinen Jungen den Scheitel und sagte: „Vielleicht — vielleicht auch nicht; jetzt bin ich müde. Geh, weck' den alten Gott."



Wintermärchen. Nach einem Gemälde von Heinrich Vogeler.

Eine Blüte im Wittenberger Schnee. Von Max Jungnickel.

Man schrieb in Wittenberg das Jahr 1534.

Draußen war's Winter mit kaltem Schneelicht.

Luther saß in seiner Studierstube, vor lauter Akten und Bücherbergen, und wühlte sich, schreibend und blätternd, wie ein Bergmann in einen tiefen Schacht hinein.

Um seine Beine herum kroch ein kleines Mädchen, das mochte wohl so an die fünf Jahre sein.

Es war langzöpfig, hatte große, lachende Augen und hieß Magdalena.

Luther lächelte, schob die dicken Akten zur Seite und sann vor sich hin. Er fühlte ein leises, zärtliches Glockenspiel in seinem Herzen. Draußen rüttelte der Schneesturm.

Luther griff zum Federkiel, und er bildete Verszeile auf Verszeile.

Und jede Zeile kam ihm vor, als wäre sie eine Säule zu einem Kirchlein. Und er schrieb und schrieb.

Manchmal lauschte er, nach unten, zu seinen Füßen. Und da haschte er den Liebreiz aus den Augen seiner Magdalena. Und der Kinderliebreiz wurde zum bunten Fenster im Kirchlein.

Das kleine Mädchen war eben dabei, Luthers Schuhriemen aufzulösen.

Jetzt war sie fertig und warf den einen Schuh an die Lutherlaute, die in der Ecke, wie ein lustiger Fant, im Dunkeln stand. Die Laute klirrte und tönte. Lenichen jubelte und jauchzte und lachte.

Luther nahm das Lachen, das helle, klingende Kinderlachen, und baute einen strahlenden Altar daraus für sein Kirchlein.

Und nun sang die kleine Luthertochter; ein ungeschicktes Kindersingen. Und das Kindersingen flog in das Lied, das der Doktor baute, und wurde zur läutenden Glocke darin. Luther war fertig, und er strahlte und griff seine kleine Tochter, setzte sie auf seinen Schoß und las, den blonden Kinderkopf an seine Brust gelehnt:

„Vom Himmel hoch da kom ich her,
ich bring euch gute newe mehr,
der guten mehr bring ich so viel,
davon ich singen und sagen wil! — —"

Draußen schneite es immer mehr.

Der Kalender wartete sehnsüchtig auf das Christkind, das mit grüngoldenen Flügeln durch die Winterwolken fliegen sollte.

Und Luther las singend und lächelnd immer mehr.

Und die Bittschriften, die hoch und dick in der Fensternische lagen, lauschten.

Und ihm war, als habe er auf seinem Schoße, warm in die Arme gedrückt, einen Engel eingefangen.

Das Bilderbuch.

Von Elisabeth Dauthendey.

Das Zimmer war voll feiner blauer Duftwolken.

Hans Mark blickte den zarten Rauchringen nach, die er kunstvoll zur Höhe steigen ließ.

Eine kleine Weile amüsierte ihn das Spiel.

Dann trat er mißmutig zu den Fenstern hin, vor denen der Regen in trostloser Beharrlichkeit herunterströmte.

Die Uhr schlug sieben.

Noch eine Stunde, bevor er die Freunde im Klub treffen konnte.

Er war nervös.

Welcher Mensch, der etwas auf sich hält, ist es heute nicht?

Aber außer dieser Luxusnervosität quälte ihn eine andere bittere noch mehr, weil sie die wirklichere war.

Sein großes Unternehmen blühte und stand auf der Höhe. Es brachte ihm all den materiellen Überfluß, dessen er bedurfte, um zufrieden zu sein.

Aber. Ja, dieses Aber.

Wie hing man doch heutzutage von ganz anderen Dingen als seiner eigenen Tüchtigkeit ab!

Nein, nicht daran denken! Man wird doch wohl eine Stunde ohne Sorgen und Grübeln hinbringen können!

Blättern wir ein wenig im Bilderbuch. Und er schlug es auf.

Da fielen kaleidoskopisch hundert Farben zusammen und wollten ein Bild werden.

Hier eine spielende Frauenhand.

Da ein Leuchten aus sehnsüchtigen Augen.

Eine Stimme im Dunkeln.

Der Rhythmus eines Schrittes, der wie seidene Fäden den Willen bindet. Ein heißes Wort.

Ein seltsam flüsterndes Lächeln. — Alles fällt durcheinander und will zum Bilde werden. Der Mann atmet schwer und lauscht in dies Chaos. Da fällt eine Linie mitten ins Licht.

Sie nimmt Gestalt an und lebt.

Er sieht näher hin und erkennt.

Wo war es doch?

Ach ja! Er dehnt sich behaglich in seinem Sessel.

In W. war es gewesen.

Sie hatten sich im Zuge getroffen. Er, satt und angenehm angeregt von dem Abschiedsessen irgendeines feudalen Vereinskongresses. Sie, erregt und hungrig von dem hochzeitlichen Abschiedsfest einer befreundeten Frau. So an- und aufgeregt beide allein in dem Abteil, kamen sie schneller als sonst wohl möglich in ein intimes Gespräch, das er ein wenig gewagt an unsicheren Grenzlinien entlangführte. Er blieb dabei in seinem Fahrwasser, während man es ihr anmerkte, daß sie, halb widerwillig und nur von einer augenblicklichen Stimmung aus dem Geleise gebracht, ihm auf diese Fährte folgte.

Aber gerade das reizte ihn an der Sache.

Ein Mädchen, dem man die gute Familie sofort ansah, voll zarter Weiblichkeit, das im stillen Zustande der Seele über das leiseste frivole Wort errötet und erschrocken wäre, folgte ihm in der Haltlosigkeit einer Erregung, deren tiefste Quellen ihr in ihrer Reinheit selbst gänzlich unverständlich blieben, wie hypnotisiert auf den Zickzackwegen seiner Wortspiele, Andeutungen und verschleierten Fragen wohl nur mit halbem Verstehen, aber doch mit dem schmerzhaften Nachzittern unheilvoll aufgewühlter Neugier in den Nerven.

So daß er schon bald sich Herr ihres schwankenden Willens werden fühlte.

Der Zug hielt in W.

„Kennen Sie W.?" fragte er.

„Nein!"

„Nun, wollen wir uns hier ein paar schöne Stunden machen? Ich kenne es wie meine Tasche und führe Sie umher. W. muß man kennen!"

Sie seufzte nur als Antwort. Aber in diesem Ton lag alle Sehnsucht ihrer Sinne und alle Sprödigkeit ihrer eigentlichen Art.

Da sprang er aus dem Wagen. Hielt ihr die Hand hin, und wie im Traum nahm sie diese Hand und stieg aus.

Es war einer jener Sommertage, wo das Leben vor lauter Leben sich nicht zu lassen weiß. Es sprühte und glühte von Licht und Farben. Es knisterte förmlich von Daseinsspannung in der Luft.

Am liebsten hätte er dies schöne, nach Leben lechzende junge Weib in seine Arme genommen.

Aber er fühlte, daß sie wie im Traum neben ihm ging.

Ein unvorsichtiger Ton, und sie erwachte jäh zu sich selbst und entkam ihm. Er wußte, daß er hier nicht ans Körperliche rühren durfte; hier mußte er auf dem Umwege des Geistes zu seinem anderen Wunsche gelangen. —

So führte er sie von Schönheit zu Schönheit Durch das geheimnisvolle Schweigen des Parkes zu dem rosenumwebten Dichterhause, durch weite, lockende Kastanienalleen zum idyllischen Schloß. Er führte sie durch die Winkel der Straßen, die beredt waren von dem tiefen Leben einer großen Zeit.

Und sie erwachte zu ihrem eigenen Wesen. Und wie ein feiner Rausch ging es nun von ihr aus. Sie sah und nahm auf und gab her, wie nur ein reicher Geist aufzunehmen und hinzugeben versteht.

Das war das Weib, das er gesucht und zu finden aufgegeben hatte. Aber sie ging da an seinem Arm. Eine Fremde. Und erlaubte ihm Vertrautheiten, die ihm das Blut zum Herzen jagten und ihn zugleich gegen sie empörten.

Als er spät abends sie zum Zuge brachte und sich von ihr verabschiedete, standen Tränen in ihren Augen.

Er lächelte.

Auch er hätte eigentlich Tränen im Herzen haben sollen. Aber er hatte kein Herz. Wäre er ein Ehrenmann gewesen —

Hans Mark sprang auf. Stieß den Sessel bei Seite. Er sah um sich in die Leere seines Lebens.

Das verwünschte Bilderbuch. Diese Seite mußte herausgerissen werden. Wenn es nur gegangen wäre. Gerade an dieser Seite immer wieder fiel es auseinander, wenn er einmal Muße hatte, darin zu blättern.

Es schlug acht. Er mußte in seinen Klub. Wo eine neue Leere auf ihn wartete.



Im Maschinensaal: Herstellung von Holzfiguren und Reifen.



Im Malsaal.



Zusammensetzen von Spielsachen und erzgebirgischen Leuchtern nach volkskundlichen Motiven.

Aus den Staatlichen Spielwarenfachschulen in Grünhainichen und Seiffen in Sachsen.

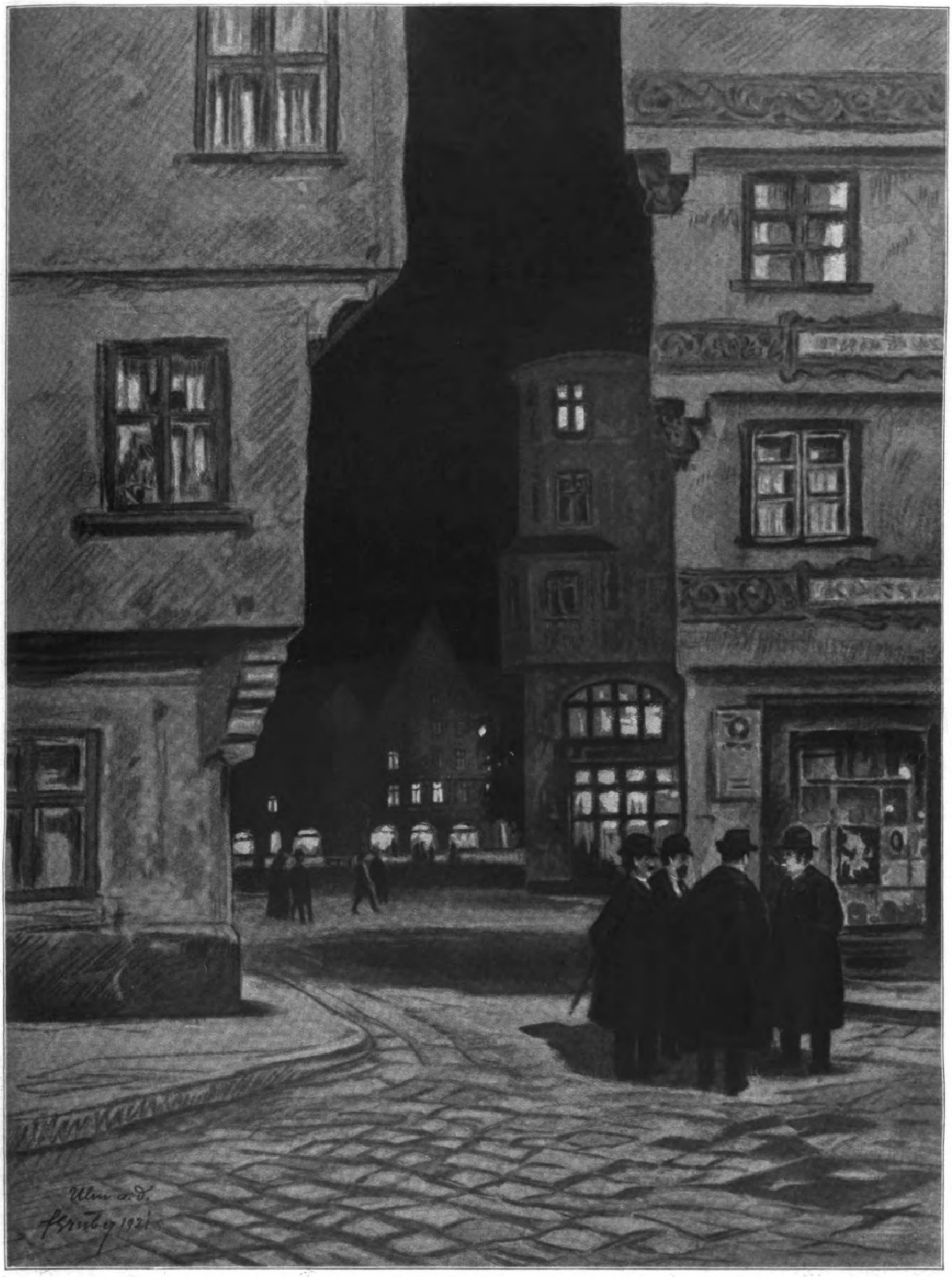
Die Fachschulen in Grünhainichen und Seiffen haben nicht nur die Aufgabe, den Nachwuchs für die erzgebirgische Spielwarenindustrie heranzubilden, sondern sollen auch der Industrie selbst als Geschmacksbildner und Wegweiser dienen.



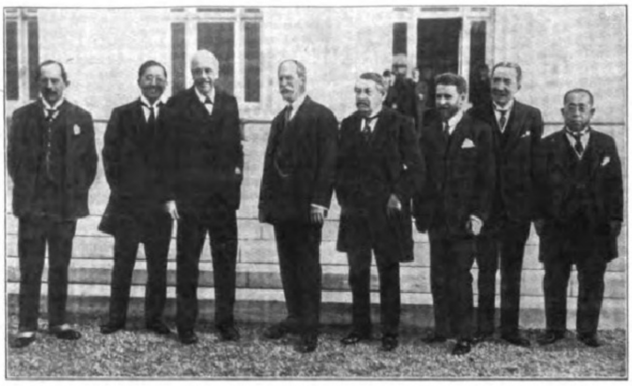
Neue Puppen von Albert Schlopsnies. (Ausführung: M. Steiff in Giengen a. Brenz.)



Neue Puppen von Albert Schlopsnies. (Ausführung: M. Steiff in Giengen a. Brenz)



Abendstimmung in Ulm an der Donau. Nach einer Zeichnung von Franz Gruber-Wien.



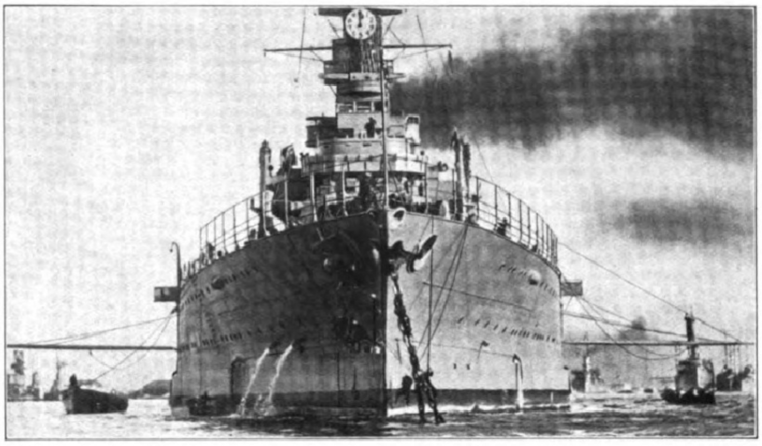
Die Abrüstungskonferenz in Washington.
Von links nach rechts: H. A. van Karnebeek, Niederlande; Dr. Sze, China; Balfour, England; Staatssekretär Hughes, Amerika; Briand, Frankreich; Senator Schanzer, Italien; Baron de Cartier, Belgien; Prinz Tokugawa, Japan.



Die Eröffnung der Deutschen Gemäldeausstellung in Madrid in Gegenwart des Königs Alfons von Spanien (×) und des Spanischen Kabinetts. Links vom König der spanische Kommissar in Marokko, General Berenguer, und Ministerpräsident Maura.



Prof. Dr. Herm. Amandus Schwarz,
Geh. Reg.-Rat, berühmter Mathematiker an der Universität Berlin, † am 30. November im 79. Lebensjahre.



Der neue amerikanische Überdreadnought „California", der das Flaggschiff der amerikanischen Flotte sein wird. Er hat eine Wasserverdrängung von 32 300 Tonnen und zwölf 14zöllige Geschütze.



Prof. Dr. Max Verworn,
Geh. Med.-Rat, bedeutender Physiologe an der Universität Bonn, † am 23. November im Alter von 58 Jahren.



Felix Philippi,
bekannter Dramatiker und Erzähler, † am 24. November in Berlin, 70 Jahre alt. (Phot. A. Binder, Berlin.)



Bischof Dr. Korum
in Trier, einer der bekanntesten deutschen Bischöfe, † am 4. Dezember im 81. Lebensjahre.



Vom Ersten Deutschen Schülertag in Hannover: Generalfeldmarschall v. Hindenburg in seiner Loge. Neben ihm seine Tochter, Frau v. Brockhusen; hinter ihm sein Sohn Oskar.



Gustav Schröer,
ein neuer volkstümlicher Erzähler von ausgeprägter Eigenart. (Siehe die Würdigung auf Seite 560.)



Dr. Schnee,
der frühere Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, wurde zum deutschen Generalkonsul in Neuyork ernannt.



Das auf dem Luisenplatz in Berlin für den Altmeister der deutschen Chemie, Emil Fischer, am 25. November eingeweihte Denkmal, ein Werk des bekannten Berliner Bildhauers Prof. Fritz Klimsch.



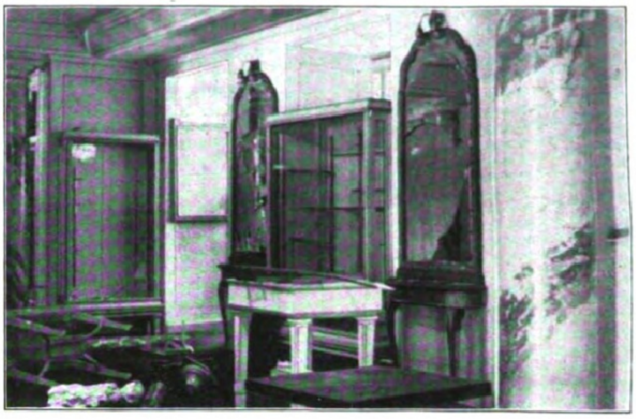
Der jüngst im Lietzenseepark am Kaiserdamm in Berlin aufgestellte „Bogenschütze" von Professor Hugo Lederer.



Die Eröffnung der Auswanderer-Ausstellung in Stuttgart.
1. Konsul Wanner, 2. Staatspräsident Dr. Hieber, 3. Oberbürgermeister Lautenschlager, 4. Staatssekretär a. D. v. Hintze.



Die Verwüstungen im Kaffeehaus Sacher.



Der zerstörte Ausstellungssaal im Hotel Bristol.

Von den Teuerungskrawallen in Wien am 1. Dezember.



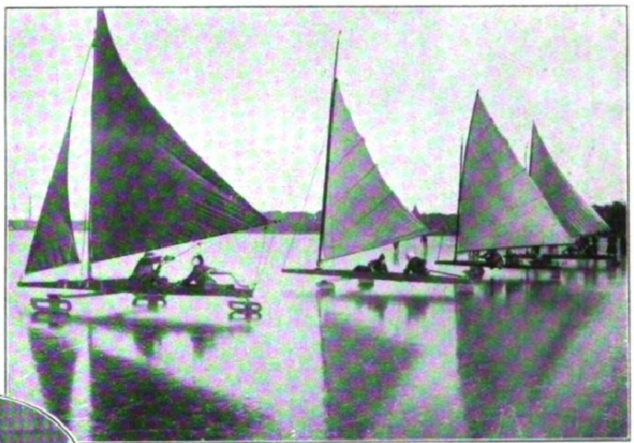
Im Faltboot von Bozen nach Rom: Emmerich Rath, der durch seine früheren Siege in Gepäckmärschen bekannte Sportsmann, nach der Ankunft in Rom. Er legte die 483 km lange Strecke in 65 Stunden zurück.



Vom Eis-Schnellaufen auf dem Halensee bei Berlin, veranstaltet vom Berliner Schlittschuhklub am 4. Dezember: Wettlauf zwischen Grund (links) und Molander (rechts). Grund blieb Sieger.



Ein seltenes Winter-Stimmungsbild: Auf der Parforcejagd vom Schnee überrascht.



Der Start der Segelschlitten bei der diesjährigen Ersten Eissegelregatta auf dem Wannsee.



Jockey Olejnik, der erfolgreichste Flachrennjockey, der in 237 Ritten 68 Siege landen konnte.



Hr. v. Pelzer, der erfolgreichste Herrenreiter, 37 Siege bei 124 Ritten.



Jockey Martin Oertel, der erfolgreichste Hindernis-Jockey (mit 32 Siegesritten).



Hr. v. Keller, der mit 34 Siegen bei 99 Ritten der Zweite unter den Herrenreitern wurde.



Jockey O. Schmidt, der mit 67 Siegen bei 274 Ritten den zweiten Platz unter den Flachrennjockeys belegte.

Die Bilanz des Sportjahres 1921.

Rauchgeräte aus Porzellan.



1. Vorlage für die Bemalung von Pfeifenköpfen. Bleistiftskizze von J. G. Schadow, 1800. (Bibliothek der Berliner Porzellan-Manufaktur.)



2. Vorlage für die Bemalung von Pfeifenköpfen. Bleistiftskizze von J. G. Schadow, 1800. (Bibliothek der Berliner Porzellan-Manufaktur.)

Unter den vielen geschmackvollen Nichtigkeiten, den sogenannten „Galanterien", ohne die wir die heiter tändelnde Rokokowelt uns heute nicht mehr vorstellen können, stehen Pfeifenkopf und Tabatiere an erster Stelle. Man muß die „Alte Jungfer" von Balzac gelesen haben oder den Brief Friedrichs des Großen vom 20. November 1762 an Frau v. Camas oder Göckings köstlichen Hymnus „An meine Tabaksdose", um ihre Bedeutung als unentbehrliche Requisiten des „galanten Herrn" und der „galanten Dame" richtig einschätzen zu können. Und die Gewohnheit des 18. Jahrhunderts, alle erdenklichen Schmuck- und Gebrauchsgeräte aus Porzellan zu bilden, hat auch diesen Gegenständen zu künstlerischen Formen und Verzierungen verholfen. Das alte Modellbuch der Manufaktur Friedrichs des Großen verzeichnet zahlreiche Lösungen des beliebten Themas, zu denen sich andere Rauchgeräte verschiedenster Art gesellen. Indes, eine außerordentlich große Zerbrechlichkeit haftet dem feinen Material des Porzellans an, und dieser Umstand macht es leicht erklärlich, daß von diesen liebenswürdigen Werken der Kleinkunst sich verhältnismäßig wenige Beispiele erhalten haben, die in Museen und privaten Sammlungen heute als kostbare Reliquien aus jener zierlichen Zeit gehütet werden.



3. „Jungfernbein" als Pfeifenstopfer. Berlin, um 1765. (Sammlung Lüders, Berlin-Grunewald.)

Ein interessantes Hauptstück aus der Frühzeit der Berliner Manufaktur ist der prächtige „Knasterkasten" des Berliner Kunstgewerbe-Museums, dessen von einem Spaliermuster umgebene Kartuschen mit purpurnen Watteau-Figuren bemalt sind (Abbild. 14). Auffallend gering ist besonders die Zahl der Tabatieren, die sich mit Sicherheit als Erzeugnisse der Berliner Manufaktur bestimmen lassen. Wir zeigen die schönste von ihnen aus der Sammlung Foerster-Berlin, die mit Reiterschlachten und Lagerszenen bemalt ist und auf dem Innern des Deckels das farbige Hüftbild des Großen Königs nach dem Gemälde von Charles Amédée Philippe van Loo trägt (Abbild. 4 u. 5). Häufiger treffen wir Pfeifenköpfe aus altem Berliner Porzellan. Der „Schwaanen-Hals" (Abbild. 6) der Sammlung Lüders und der von F. E. Meyer modellierte Pfeifenkopf „Türkisch Mannsgesicht" und sein Gegenstück „mit Frauenzimmer Gesichte" (Abbild. 7 u. 9) vertreten die Rokokoperiode. Sie lehnen sich ebenso wie der neckische „Dobacks-Stopfer, ein Frauenzimmer-Fuß mit Schuh" (Abbild. 3) eng an Meißner Vorbilder an. Die politische Geschichte des 19. Jahrhunderts könnte man unschwer mit Pfeifenköpfen illustrieren, die die Bildnisse fürstlicher und sonst berühmter Persönlichkeiten tragen. Ungezählte Modelle hierfür hat am Anfang des Jahrhunderts der Bildhauer Leonhard Posch modelliert, von dem auch die vielbeliebten „Luisenköpfe" (Abbild. 12) stammen. Vergebens aber habe ich seit Jahren nur einen jener Pfeifenköpfe aufzutreiben versucht, deren Bemalung auf die reizvollen Zeichnungen zurückgeht, die der Bildhauer Gottfried Schadow der Berliner Manufaktur für diesen Zweck geliefert hat: Volkstümliche Köpfe und Darstellungen in ganzer Figur von Matrosen und Soldaten, Bauern und Bürgern, humorvoll beobachtete Typen des Berliner Packhofs, die sich in nachdenklicher Stimmung dem Vergnügen des Pfeifenrauchens hingeben (Abbild. 1 u. 2).

In neuerer Zeit ist der porzellanene Pfeifenkopf mehr und mehr aus der Mode gekommen, obwohl das Pfeifenrauchen im Kriege und unter den Nachwirkungen des Krieges sich wieder sehr eingebürgert hat. Auch der Tabakskasten aus Porzellan ist selten geworden (Abbild. 10). Aber die zierlich bemalte Zigarettendose (Abbild. 8) erfreut sich einer wachsenden Beliebtheit und behauptet mit ihrem künstlerischen Schmuck den Vorrang vor den geschmackvollsten Zigarettenpackungen. L.



4. Tabatiere mit Bildnis Friedrichs des Großen nach Charles Amédée Philippe van Loo auf dem Innern des Deckels. Berlin, um 1765. (Sammlung C. F. Foerster, Berlin.)



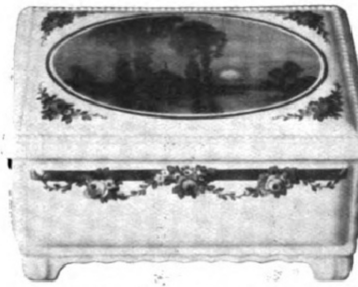
5. Tabatiere mit der Darstellung einer Reiterschlacht nach Rugendas auf dem Äußern des Deckels. Die Innenseite des Deckels zeigt das Bildnis Friedrichs des Großen (Abbild. 4).



6. Pfeifenkopf. „Schwaanen-Hals" Um 1770. (Sammlung Lüders, Berlin-Grunewald.)



7. „Türkin" als Pfeifenkopf. Berlin, 1765. (Sammlung Dr. v. Dallwitz, Berlin.)



8. Moderne Zigarettendose. Berlin, 1921.



9. „Türke" als Pfeifenkopf. Berlin, 1765. (Sammlung Dr. v. Dallwitz, Berlin.)



10. Moderner Tabakskasten. Berlin, 1920.



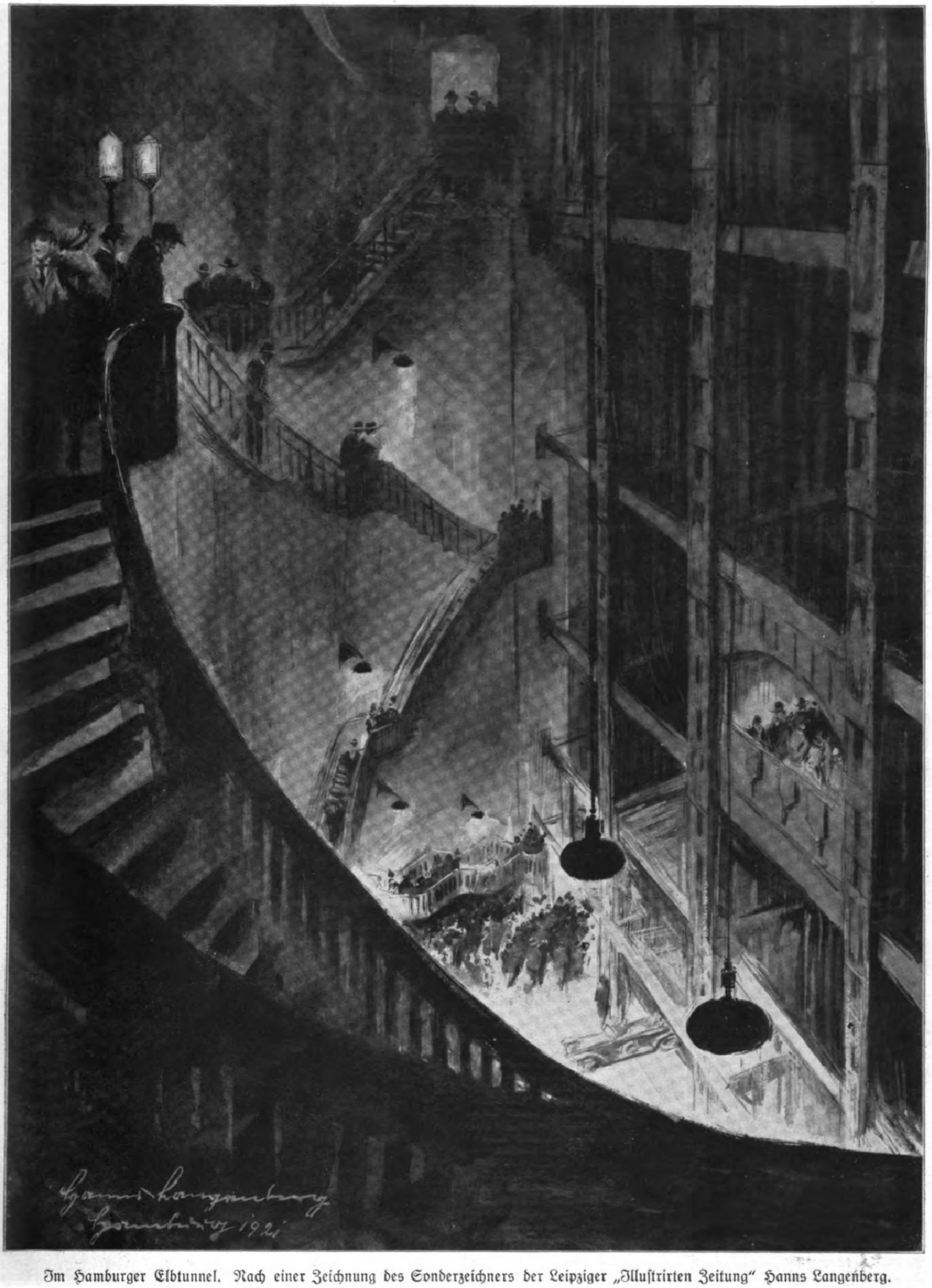
11. Bemalter Pfeifenkopf.



12 u. 13. Pfeifenköpfe mit Reliefbildnissen der Königin Luise (12) und König Friedrich Wilhelms III. Berlin, um 1800. (Hohenzollern-Museum, Berlin.)



14. Knasterkasten. Berlin, um 1765. (Kunstgewerbe-Museum, Berlin.)



Im Hamburger Elbtunnel. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Hanns Langenberg.

Der 20 m unter dem Spiegel der Elbe gelegene Tunnel verbindet den Stadtteil St. Pauli mit dem gegenüberliegenden südlichen Ufer der Norderelbe (Steinwärder) mit der größen Freihafenanlage. An den beiden Endpunkten des Tunnels befinden sich große Ein- und Ausfuhrschächte, von denen einer im Bilde dargestellt ist; die Überwindung des Höhenunterschiedes zwischen Tunnel und Straße erfolgt in der Hauptsache durch Fahrstühle. Für den Personenverkehr stehen auch Treppenanlagen zur Verfügung.

Die Werkstatt des Künstlers. / Von Dr. Valerian Tornius.



Adriaen van Ostade (1620—1685): Der Maler in seiner Werkstatt. (Amsterdam, Rijksmuseum.) (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



Jan Vermeer (1632—1675): Der Künstler in seinem Atelier. (Wien, Galerie Czernin.) (Phot. Franz Hanfstaengl, München.)

Das Bedürfnis, sich selbst darzustellen, ist wohl in jedem bildenden Künstler vorhanden. Häufig verbirgt sich hinter solcher Selbstporträtierung ein ernster Erkenntniswille — das Bestreben, seine Wesensart künstlerisch zu erfassen —, vielfach aber auch nur Eitelkeit. Jedenfalls gibt das Selbstporträt mehr Aufschlüsse über die Fähigkeiten und Eigenschaften eines Künstlers als jedes andere Bild, weil der Schaffende sich hier selbst zum Objekt seiner Darstellung macht.

Ebenso nah steht dem Künstler seine unmittelbare Umwelt: das Atelier. Von der hier waltenden Stimmung, von den malerischen Anregungen und Einwirkungen, die von den Wänden, dem Mobiliar, der Beleuchtung und den vielfältigen Erlebnissen dieses Raumes ausströmen, wird das Schaffen aufs stärkste beeinflußt. Wie es manche Dichter gibt, die nur in ihrer gewohnten Klause, wo jedes Buch, jeder Gegenstand etwas Anheimelndes für sie hat, poetische Inspirationen empfangen und Gestaltungskraft finden, so ist der Maler als ausgeprägter Augen- und Stimmungsmensch noch mehr mit seiner Werkstätte verwachsen.

Die Niederländer, die auf die liebevolle Ausmalung des Innenraumes von jeher eine besondere Aufmerksamkeit und Sorgfalt verwandt haben, sind als vortreffliche Atelierschilderer an erster Stelle zu nennen. Man könnte schon aus diesen verschiedenartigen Malerheimen allein auf die Bildermotive und die Malweise ihrer Schöpfer schließen. Betrachtet man z. B. Ostades Atelier, so fühlt man sich in eine jener Spelunken versetzt, die er gern zum Schauplatz seiner Bauernraufereien und -zechgelage wählte. Der Pferdeschädel an der Wand, die mannigfaltigen Retorten und Gefäße verleihen dem Raum jedoch wiederum einen alchimistisch kuriositätenhaften Charakter. Wie anders wirkt dagegen Jan Vermeers Atelier! Es ist der Augenblick festgehalten, da der Künstler ein schüchternes Mädchen als Fama malt. Hell, vom Licht übergossen, steht es da, während er im Vordergrunde, den Rücken dem Beschauer zugewandt, sich in die Arbeit vertieft. Der zurückgeschlagene Vorhang läßt das Ganze als ein — Bild im Bilde erscheinen. Gleich bei der ersten Betrachtung spürt man des Künstlers Absicht, dem Publikum etwas von seinen Ateliergeheimnissen erzählen zu wollen. Aus dieser Absicht resultiert die effektvolle Komposition, die dieses Werk zu einem der schönsten des Meisters macht. Man spürt aber auch an dem gesamten Milieu den Maler, der in der vornehmen Gesellschaft zu Hause ist und gern sich von dort seine Gestalten und Motive holt. Alle holländischen Gesellschaftsmaler wie Vermeer, Terborch, Hoogh, Steen, Metsu mußten recht weitläufige Atelierräume besitzen, kam es doch häufig genug vor, daß sie Gruppen von zehn und mehr Personen porträtierten. In der bescheidenen Klause eines Ostade hätten sie nicht Platz gefunden. Eine solche in der Malerwerkstatt versammelte musizierende Gesellschaft zeigt uns Joos van Craesbeeck. Auch die Künstler, die Schüler hatten, waren auf geräumige Ateliers angewiesen. Wie eine derartige Unterrichtsstunde im 17. Jahrhundert verlief, schildert uns ein Gemälde von Johann Heiß. Zieht man einen Vergleich zwischen damals und heute, so dürfte sich kaum ein bemerkenswerter Unterschied ergeben. Das obligate Modell und die im Kreise herumsitzenden aktzeichnenden Schüler sind nach wie vor die unumgänglichen Ingredienzien solcher der Eigenliebe ihrer Meister schmeichelnden Atelierdarstellungen. In eine ganz andere Atelieratmosphäre führt uns Friedrich Moosbruggers Künstlerstudio in Rom. Hier wird jener Bohemienton angeschlagen, der die heitere Seite des Künstlerlebens zur Geltung bringt. Da wirbelt alles bunt durcheinander: gebackene Austern und Chiantiflaschen, Musik und Hundegekläff; da sitzt man in lustiger Kumpanei, malt und singt und raucht die Pfeife und läßt sich das Haar schneiden. Ferner wären noch jene Ateliers erwähnenswert, die wie Museumskabinette oder wie Stilleben großen Stils anmuten. Sie waren im 18. Jahrhundert besonders beliebt. Da prangt an den Wänden Bild neben Bild, in Winkeln und auf Tischen gleißen Gipsabgüsse und Marmorfiguren, Urnen thronen auf Piedestalen, und am Boden, in Kisten und auf Truhen präsentieren sich die Ergebnisse des Sammlerfleißes. Justus Juncker hat mehrere solcher Atelierbilder hinterlassen. Schließlich seien auch jene Schaubuden und Prunkateliers nicht vergessen, wie sie ein Makart besaß, und wie man sie noch heute bei manchen zeitgenössischen Malern findet.



Johann Heiß (1640—1704): Aktsaal mit weiblichem Modell. (Braunschweig, Museum.) (Phot. Fr. van der Smissen, Darmstadt.)



Justus Juncker (1703—1767): Selbstbildnis (aus dem Jahre 1762). Der Meister in seinem Atelier, neben ihm ein Schüler zeichnend. (Cassel, Gemäldegalerie.) (Phot. Fr. van der Smissen, Darmstadt.)



Ein modernes Atelier: Das Atelier des Malers Professor Richard Müller in Dresden.



Joos van Craesbeeck (1606—1662): Die Malerwerkstatt. (Brüssel, Herzog von Arenberg.) (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)



Friedrich Moosbrugger (1804—1830): Künstlerstudio in Rom. (Karlsruhe, Gemäldegalerie.) (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Die Werkstatt des Künstlers.



Aufbruch zur Jagd. Nach einem Gemälde von Anton Burger.

(Das Original befindet sich im Besitz des Herrn August Landsberg in Frankfurt a. M.)

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

Erstes Kapitel.

Manch einer kommt erst zum Bewußtsein seines Glückes, wenn er es nicht mehr besitzt.

Viele Jahre lang hatte Herr Spielmann an der Seite seiner treuen, geschäftigen, heiteren Gattin gelebt, und im Laufe all dieser Jahre war er ihr ein sorglicher Ehemann gewesen — ja — er konnte das mit Ruhe und ohne Beschönigung von sich aussagen — er war sorglich zu ihr gewesen — sie hatte nicht zu darben gebraucht an seiner Seite.

In dieser Beziehung zum wenigsten hatte er gehalten, was er ihr und dem Schneiderehepaar Bunkel aus Tedwitz, den Eltern seiner Minna, versprochen hatte, als er — ein blutjunger Bursch mit wenig Mitteln, aber einer ganz immensen Arbeitskraft — um sie angehalten hatte.

Damals war sie ein sehr hübsches, stattliches und doch schlankes Mädchen gewesen, und kein Mensch hatte ahnen können, daß ihre Figur sich im Laufe weniger Jahre so vervollständigen würde, daß man von jener Minna, die er dereinst gerade ihrer schlanken Stattlichkeit halber so sehr geliebt hatte, bald danach bequem zwei zusammenschmelzen konnte, um den Umfang der noch ganz jungen Frau herauszubekommen.

In demselben Maße, in dem der Leibesumfang seiner Gattin sich vermehrte, begann die große heiße Verliebtheit des schönheitskundigen Spielmann abzuebben. Er war bitter enttäuscht. Er beklagte sich auch einmal bei Minnas Mutter über diesen Umstand, den er nicht vorausgesehen hatte, aber die sonst sanfte Schwiegermutter hatte ihm in einer so seltsamen Art auf diese seine Klage geantwortet, daß er es nicht gewagt hatte, zum zweiten Male sein Herz bei den nächsten Verwandten zu erleichtern.

Auch daß sie etwas viel und laut sprach, daß sie ein Lachen an sich hatte, das durchaus nicht silbern klang, und daß sie eine Feindin aller äußeren Vornehmheit war, fiel ihm schwer aufs Herz, und es hatte Gelegenheiten gegeben, bei denen er gewünscht hatte, seiner Frau eine Tarnkappe überwerfen zu können, um sie vor erstaunten oder belustigten Blicken, die sie aus fremden Augen trafen, zu bewahren.

Ja, wenn er ganz wahrhaftig vor sich selbst sein wollte, dann mußte er sich heute — an dem schweren, dunklen Tage, da er am Sarge der in der Blüte ihres Lebens dahingerafften Frau stand — dann mußte er sich heute sagen, daß er mehr als einmal die Lösung seiner Ehefesseln durch diesen einfachsten und natürlichsten Schluß, den das Schicksal senden konnte, herbeigewünscht hatte.

Aber nun schien dasselbe Schicksal, an das er insgeheim so entsetzliche Wünsche gerichtet hatte, sich an ihm rächen zu wollen, denn in dieser Stunde, in der es galt, den Abschied auf ewig zu nehmen, stürzte ein so heißer, urgewaltiger Schmerz sich auf den armen Spielmann nieder, daß ihm war, als martere man ihn mit glühenden Zangen und lege ihm eine Bleilast von so immenser Schwere auf sein Haupt, daß er für den Rest seines Lebens als gebeugter Mann durchs Leben gehen zu müssen glaubte.

Tiefer Friede lag über den sympathischen Gesichtszügen der nach eintägiger Krankheit verstorbenen Minna Spielmann; es war vielleicht ein ganz besonderer Hohn dieses unbarmherzigen Schicksals, das Spielmanns frevlen Bitten Erfüllung gegeben hatte, daß es im Tode der einst heißbegehrten Frau dieselbe feine Schlankheit wiedergab, die im Leben für kurze Zeit so sinnverwirrend auf den Mann mit dem großen Schönheitsdurst gewirkt hatte. Und wie der Tod denn überhaupt alles, was im Leben nüchtern, unharmonisch oder gar abstoßend gewirkt hat, zu verklären pflegt, so geschah das auch hier bei dieser entschlafenen Frau, und zwar in einem solchen Maße, daß Spielmann laut aufstöhnend auf seine Knie niedersank und jammernd zu irgendwelchen unsichtbaren Mächten, die er in seiner Nähe glaubte, sein heißes Flehen um das Ungeschehenmachen dieser grausamen Tatsache, die sich an seiner Minna vollzogen hatte, hinschickte.

Die Trauergesellschaft, die sich im Nebenraum jenes Gemachs, in der sich die Leiche befand, versammelt hatte, und von der Spielmann in seinem wilden Schmerze nichts wahrnahm, sah voll tiefer Teilnahme auf den ganz verzweifelten Ehemann hin; manch weißes Tüchlein ward von Frauenhand an die Augen gepreßt, und selbst die anwesenden Männer hatten Mühe, ihre Rührung zu verbergen.

Das hätte man dem lebenslustigen, eleganten Spielmann doch wahrhaftig gar nicht zugetraut, daß er diese zwar gutmütige, aber doch herzlich unbedeutende und etwas vulgär aussehende Frau so über die Maßen geliebt hätte. Und in dieser Stunde, in der man den elementaren, ganz unerheuchelten Schmerz Spielmanns ad oculos vor sich sah, hatte ein jeder in der Trauerversammlung das Gefühl, ein großes Unrecht, das er diesem Ehemann angetan hatte, gutmachen zu müssen. Was für leichtfertige Dinge hatte man sich doch von ihm erzählt! Wie hatte man die arme leichtgläubige, allzu gute Frau beklagt! Wie war man nur daraufgekommen, diese Ehe als eine nicht glückliche anzusehen, und warum hatte man immer so leidenschaftlich die Partei der entschlafenen Frau ergriffen, wenn man über das Spielmannsche Paar gesprochen hatte?

Immer unbändiger drang der Jammer des armen Mannes, der das Teuerste, was er besessen, hergeben mußte, zu den erschütterten Anwesenden hin; man wartete mit Ungeduld auf das Erscheinen des Geistlichen, der die Trauerfeier halten sollte. Niemand hatte den Mut, dem Amte des Seelsorgers vorzugreifen. Aber die Minuten rannen hin, der Geistliche erschien nicht, und Spielmann war im Begriff, auch die letzte Fassung zu verlieren. Da ging es wie ein Ruck durch die Gestalt eines der stummen Zuschauer dieses wahrhaft erschütternden Schauspiels. Der ehemalige Drogerie- und jetzige Villenbesitzer Häuslein, Spielmanns bester Freund seit einer Reihe von Jahren, raffte sich aus seiner Unsicherheit und gesellschaftlichen Gebundenheit auf. Er trat zu Spielmann an den Sarg und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Still, alter guter Freund," sagte er mit gedämpfter Stimme, „nimm der Toten die Ruhe nicht! Bedenke, Spielmann, bedenke" — und seine Stimme sprach im Flüsterton weiter — sprach unaufhaltsam, bis Spielmanns Gestalt sich aus der knienden Stellung erhob, bis seine Augen wieder Blick bekamen und groß und fragend in das gutgeschnittene, aber etwas lebemännische Antlitz des Freundes blickten.

Seltsam erging es ihm. Ihm war, als sei plötzlich alles Grauen dieser entsetzlichen Stunde von einer guten weichen Hand hinweggestreift worden; die Dinge, die um ihn her ins Schwanken geraten waren, bekamen ihre feste Gestalt wieder. Er sah die Frau, die hier still, feierlich und vom Tode verschönt vor ihm lag, wieder in ihrer leibhaftigen Erscheinung vor sich — der Alltag seines vergangenen Lebens packte ihn an — ihm war, als höre er ein Lachen, das keineswegs lieblich klang — er sah sie in einem schlechtsitzenden, unmodernen Kleid neben sich hergehen — sah die roten, von der rauhen Arbeit früherer Zeiten entstellten Hände — Gott, mein Gott — er fühlte wieder etwas von diesem blindwütenden Haß gegen die Fessel, die sie ihm auferlegte... Unsicher ward sein Blick; die Augen des Lebemanns Häuslein, seines einzigen Vertrauten, die drangen ihm bis in die Tiefe seiner Seele und wuschen alles heraus, was von Ekstase, Augenblicksschmerz und kindischer Furcht darin enthalten war. Vor den durchdringenden Augen dieses kühnen Lebensgenießers konnte nichts, aber auch nicht ein Atom von Selbstbetrug oder Sentimentalität bestehen bleiben.

Spielmann stand völlig gefaßt an der Bahre seiner Gattin, als der Geistliche endlich eintrat. Der reichte ihm die Hand mit festem, feierlichem Druck, sah ihn aus teilnahmspendenden und doch durch die Gewohnheit solcher Fälle etwas kühl gewordenen Augen an und begann die Zeremonie zu vollführen.

Zwei Stunden später war alles geschehen, was für die entschlafene Frau Minna Spielmann noch hatte geschehen können. Das Leichenbegängnis erster Klasse hatte bei glitzernder Sonne und lauen Herbstlüften seinen Verlauf genommen. Ein ganzer Hügel von Kränzen und Palmenwedeln hatte sich an ihrer Grabstätte aufgetürmt. Viele Tränen waren geflossen, und in Spielmanns Ohren hatte manch gutes Wort geklungen.

Die Trauergesellschaft war mit Kaffee und Kuchen bewirtet worden; die auswärtigen Freunde und Verwandten waren wieder abgereist, und nur eine ältliche Cousine der Verstorbenen war geblieben, um fürs erste den Haushalt des Witwers zu regieren, bis sich irgendeine geeignete Persönlichkeit gefunden haben würde, die diesen Posten übernahm.

Frau Bersig hieß diese Cousine, und sie hatte sich vom noch etwas verwirrten Spielmann die Erlaubnis erbeten, sich an diesem Abend früh zur Ruhe begeben zu dürfen, weil all die vielen Erschütterungen des Tages sie stark mitgenommen hatten.

Nur allzugern hatte Spielmann ihr seine Einwilligung dazu gegeben, denn unten im Wohnzimmer saß Häuslein, der Getreue, der einzige Vertraute seines Lebens, und mit ihm hatte er natürlich viel zu bereden — endlos vieles hatte er mit diesem guten, kühnen, einzigen Freunde zu bereden.

Zweites Kapitel.

„Lieber Freund," sagte Hermann Häuslein und beugte sich aus seinem Sessel vor, um das Gesicht Felix Spielmanns genauer sehen zu können, „das nutzt nun alles nichts mehr — und wenn du bis an dein Lebensende dasitzen und deine Seufzer zum Himmel hinaufschicken würdest: Deine Minna kehrt deshalb nicht zu dir zurück. Die ist nun längst da, wo sie hingehört — nämlich im Himmel, denn sie war eine gute Frau — eine seelengute Frau — das mußte selbst der Feind ihr lassen. Aber du, Felix, du bist ihr auch ein guter Mann gewesen. Denke doch, wie üppig du sie gehalten hast, seit das Schicksal dir wohlgewollt hat. Nein, du brauchst dir nun nicht nachträglich Vorwürfe zu machen und dir eine Last auf die Seele zu laden. Du bist das Ideal von einem Ehemann gewesen, und deine Minna hat dich geliebt, wie eine Frau eben nur einen sehr guten Mann lieben kann ..."

In dieser Tonart sprach Hermann Häuslein noch eine geraume Weile weiter, aber Felix Spielmann ließ sich nicht überzeugen, er blickte trübe ins Leere.

„Wenn man gewußt hätte, daß so etwas geschehen könnte — daß sie sich einfach hinlegt und einem unter der Hand wegstirbt ... wenn einem auch nur der leiseste Gedanke daran gekommen wäre ..." und die Tränen quollen ihm wieder aus den Augen. „Du magst sagen, was du willst, Häuslein: davon, daß ich nicht immer gut zu ihr gewesen bin, davon kannst du mich nicht überzeugen. Warum hab' ich sie nicht mit in die Stadt genommen, wenn sie mitgenommen sein wollte? Warum hab' ich sie belogen und betrogen, wenn ich sie vor vornehmen Gästen nicht zeigen wollte? Was mag wohl in ihr vorgegangen sein, wenn wir hier unten lustig zusammengesessen haben, und sie mußte oben in ihrem Zimmer sitzen und ihren Gedanken nachhängen? Und daß wir sie nicht im Auto mit uns nahmen ... und daß ich gereist bin, und sie blieb daheim — und ..."

Aber nun ward Hermann Häuslein wirklich ungeduldig, und mit einer weit weniger sanften Stimme als zuvor schnitt er Spielmanns Selbstanklagen ab.

„Ich habe bis heute, bis zu diesem Tage von dir geglaubt, daß du ein ganzer Kerl seiest, Spielmann, aber jetzt will diese gute Meinung von dir ins Wanken geraten. Hat man das je erlebt, daß ein Mann dasitzt und sich wie ein sentimentales Frauenzimmer gebärdet, anstatt die Lippen aufeinanderzubeißen und die Dinge zu nehmen, wie sie sind? Will er sich da mit Vorwürfen zerfleischen und nimmt der Toten womöglich ihre Ruhe fort — denn es gibt Menschen, die behaupten doch, daß ein Kontakt zwischen den Lebenden und den Toten bestehe. Ja, und ich möchte sagen, daß solche Behauptungen nicht aus der Luft gegriffen sind. Ich könnte es mir sehr wohl vorstellen, daß die arme Frau Minna fühlt, wie ihr Mann sich quält und schindet, und daß sie am liebsten den Himmel und alles, was ihr doch wohltun sollte, im Stiche ließe, um wieder zurückzukommen und ihren trostlosen Mann aufzurichten. Du kannst wirklich nicht wissen, Spielmann, ob du mit deinen Klagen und deinem Jammer nicht ein großes Unheil anrichtest. Ach, siehst du, nun bekommst du's mit der Angst zu tun. Nun, laß nur gut sein — ich hab' ja nicht gesagt, daß es so ist, daß du ihre Ruhe schon gestört hast, denn wir Menschen wissen ja nichts von dem, was sich im Jenseits abspielt. Aber es könnte doch sein, und man sollte natürlich alles vermeiden, was auch nur möglichenfalls den armen Gestorbenen zum Schaden gereichen könnte. So — nimm mal eine Zigarre, Spielmann, und trink ein Glas Wein, und dann wollen wir überlegen, was zu machen ist!"

Zögernd griff Spielmanns Hand in die offen stehende Kiste; er streifte das goldene Band von einer dickbauchigen Havanna und ließ sich von Häuslein das Glas füllen. Der Wein tat ihm wohl; er hatte den ganzen Tag kaum etwas genossen, und der Magen, der solch stiefmütterliche Behandlung nicht gewohnt war, rächte sich, indem er das große Unlustgefühl, das in ihm war, auch dem geistigen Menschen Spielmann mitteilte.

„Ich glaube, du tätest gut, etwas zu essen!" ermunterte Häuslein, erhob sich aus seinem Sessel und ging über den Flur zur Küche hin. Das Mädchen war noch mit dem Abwaschen des Geschirrs beschäftigt; es summte eine leise Walzermelodie bei der Arbeit. Es war ein hübsches Mädchen, und Häuslein trat nahe zu ihr heran und sah ihr ins Gesicht.

„Nun, Fräulein Trude, wie schaut's aus? Wie geht die Arbeit vonstatten, wenn keine Frau im Hause ist?"

In Trudes Augen traten Tränen; sie hatte was übrig gehabt für die gutherzige Frau Spielmann, und außerdem hatte der Herr ihr in einer großmütigen Aufwallung ein schönes Geldgeschenk gemacht und hatte in Aussicht gestellt, daß sie auch von den Kleidern und der Wäsche der Verstorbenen etwas erhalten sollte. Ihre Stimmung war sehr mild und nachgiebig; sie nahm es hin, daß Herr Häuslein seinen Arm um ihre Taille legte und ihr Gesicht zu sich in die Höhe hob.

„Ist ja alles nicht so schlimm, wie es im ersten Augenblick aussieht, Trudchen. Wird alles in Ordnung kommen. So, gib mir mal einen netten Kuß und dann geh hin und besorg' was zum Essen für den Herrn. Der hat den ganzen Tag so gut wie nichts in den Magen bekommen und scheint ganz der Melancholie verfallen zu wollen. Sieh mal

nach, ob irgendwas Feines da ist: ein Büchschen Kaviar, ein paar Sardinen — na, du wirst's schon machen, bist ja ein vernünftiger Kerl."

Dann saß er wieder in seinem Sessel und sprach auf Spielmann ein.

„Also in erster Linie mußt du mal sehen, daß du eine ordentliche Person ins Haus bekommst, die dir die Wirtschaft führt, Spielmann. Ich hab' da an allerlei Arten gedacht. Du könntest es mit einer ältlichen Dame versuchen, die nichts weiter als eben Haushälterin ist. Wenn dir aber dran gelegen ist, dem Haus ein bißchen gesellschaftlich zu machen, dann müßten wir sehen, daß wir eine gebildete Dame fänden. Auf diese Weise könnten wir uns hier einen netten eleganten Kreis verschaffen, und du weißt, ich hab' was über für vornehme Geselligkeit. Das Angenehme bei einer Hausdame ist, daß man ihr keine Rechenschaft schuldet; du kannst es im Hause gut und angeregt haben und kannst dann auch wieder, wenn dir's daheim einmal langweilig wird, ein paar Abende in der Stadt verbringen. Eine Hausdame ist ein angestelltes Wesen, das keine andern Rechte hat als die, gut behandelt und ordentlich ernährt und bezahlt zu werden. Also, Tränen, Schmollen, Vorwürfe — all das brauchst du von nun an nicht mehr zu befürchten. Das liegt hinter dir. Denn immerhin, wenn die arme Verstorbene auch zu den Gutartigen gehörte, ganz ohne häusliche Szenen kann es ja nun einmal in der Ehe nicht abgehen, wenn der Mann kein Stubenhocker ist!"

Spielmann seufzte halb schmerzlich und halb erleichtert auf, und in diesem Augenblick trat Trude, mit einer zierlichen weißen Schürze angetan, ins Zimmer. Sie trug ein ziemlich umfangreiches Tablett, breitete eine Decke über einen kleinen runden Tisch und stellte einige Schüsseln mit recht erlesenen Leckerbissen darauf. Häuslein betrachtete ihre Verrichtungen mit sehr wohlgefälligen Blicken. Er selbst ging dann ins Nebenzimmer, wo in einem Schranke die feinen Liköre standen, und als er zurückkehrte, sah er zu seiner Freude, daß der betrübte Spielmann bereits tapfer zugelangt hatte und mit sichtlichem Behagen die guten Bissen in den Mund schob.

„Wenn man es richtig ansieht, Spielmann," begann Häuslein, als er wieder im Sessel lag und sich nun auch seinerseits den Teller füllte, „ja, wenn man es richtig und ohne Sentimentalität ansieht, dann bist du eigentlich der beneidenswerteste Mensch unter der Sonne. Reich, frei — dazu verhältnismäßig noch jung und hast zu allem Überfluß ein recht gutes Äußeres. Es ist fast zu viel des Guten, was das Schicksal auf dich abgeladen hat — so, trink mal ein Glas von diesem Sherry Brandy, das gibt Mut, und dann rede du mal deinerseits einen Ton, wie du dir deine nächste Zukunft denkst. Ein weibliches Wesen muß natürlich ins Haus. Es fragt sich nun nur, was für ein Ansehen du dir geben willst: entweder Reichtum mit Vornehmheit gepaart — das würde also bedeuten, eine richtiggehende Dame ins Haus zu nehmen — oder aber völlig Junggeselle werden, wie ich's mir eingerichtet habe, und draußen die Freuden des Lebens suchen. In diesem Falle würde ein einfaches, praktisch veranlagtes Wesen, das was vom Kochen versteht, genügen!"

Spielmann aß zerstreut, aber er aß tüchtig, und Häuslein mußte sich beeilen, um nicht zu kurz zu kommen. Solange er aß, überließ Felix Spielmann das Sprechen dem Freunde allein; als er endlich gesättigt war, noch einen feinen Bittern nachgeschickt hatte und leises Wohlbehagen durch seine Glieder rieseln fühlte, hörte er erst eigentlich aufmerksam zu, und sein bis dahin teilnahmloses Gesicht bekam einen gespannten Ausdruck.

„Eine Hausdame!" Er sprach das Wort langsam, fast feierlich aus, und es leuchtete jetzt etwas von Stolz und Würde aus seinen Augen. Die Vergangenheit stieg vor ihm auf. Er sah die kleine nüchterne Wohnung im Fabrikviertel, in der er seine Ehe begonnen hatte. Seine Minna hatte blaugedruckte Kleider getragen und alle Arbeiten selbst verrichtet! Wie seltsam das Leben doch war! Wie ein Theater. Heute arm — morgen reich. Heute unten und morgen oben! Häuslein hatte ihm nun zum dritten Male gesagt, daß er ein beneidenswerter Kerl sei! Am Begräbnistag der armen Minna sprach er das aus, aber obwohl Spielmann gegen ein plötzlich aufwallendes Glücksgefühl anzukämpfen versuchte — ganz ließ es sich nicht unterdrücken.

Ja, wahrhaftig, es lag etwas Großes in dem Gedanken: Du bist frei! Es gibt keinen einzigen Menschen in der ganzen Welt, der auch nur das leiseste Recht an deine Person hat — Niemandem steht es zu, dein Tun und Lassen zu kritisieren — Niemand hat das Recht, Tränen zu vergießen, wenn du nicht nach Hause kommst. Es wird zwar ein weibliches Wesen an der Spitze deines Haushalts stehen, aber dieses Wesen hat kein leisestes Anrecht an deine Person. Es wird bezahlt, und wenn es dir nicht gefällt, oder wenn seine Leistungen dir nicht genügen, dann kannst du es wieder aus deinem Hause entfernen." Es war fast märchenhaft, sich solch einen Zustand auszumalen, und Spielmanns Mienen waren jetzt glatt und heiter wie die eines Kindes, dem eine große Freude in Aussicht steht.

„Ja — nun nicht lange fackeln" mahnte Häuslein und holte einige Nummern eines Familienblattes, die er vorsorglicherweise eingekauft hatte, hervor.

„Du siehst, Spielmann, ich habe an alles gedacht. In dieser Zeitschrift zeigen sich die soliden Damen an, und wir wollen mal studieren, ob da was für uns zu haben ist. Sei mal einen Augenblick ganz bei der Sache und hör' gut zu, was ich dir vorlese!"

Spielmann hatte einige Mühe, seine Gedanken zusammenzuhalten, denn diese letzten Tage hatten zuviel der Ereignisse gebracht. Aber schließlich handelte es sich hier um so etwas wie eine Lebensfrage, und Häuslein las mit erhobener Stimme und mit starker Betonung, wenn er die Aufmerksamkeit des Freundes schwankend zu werden glaubte.

„Tochter eines im Felde gefallenen höheren Offiziers, feingebildet — häuslich — musikalisch — in Pflege erfahren, wünscht Stellung in feinem Hause. Gehalt Nebensache — — —"

Zweimal las Häuslein diese Annonce vor, ließ dann das Blatt sinken und sah in Spielmanns Gesicht.

„Ja — also entweder — oder, alter Freund. Bist du fürs Vornehme, dann wollen wir hier zugreifen — wählst du den andern Weg, so könnten wir an die Pastorenwitwe, von der ich soeben las, schreiben. Aber getan muß etwas werden, und zwar möglichst heute abend noch, denn wenn man bei solchen Angelegenheiten erst ins Verschieben hineinkommt, dann endet's damit, daß man überhaupt zu keinem Resultat kommt. Ordnung mußt du aber ins Haus bekommen, Spielmann — so oder so —"

Vor Spielmanns geistigem Auge tauchten allerlei angenehme Zukunftsmöglichkeiten auf. Er hatte viel für das „Vornehme" übrig. Immer, wenn er früher als armer Teufel in das reiche Haus seines Fabrikherrn eingeladen war, hatten die eleganten Manieren der vornehmen schlanken Damen es ihm angetan. Wie hatte er dann den leidenschaftlichen Wunsch gehabt, an Stelle der unförmlich gewordenen Minna ein feines weibliches Wesen an seiner Seite zu haben, das er stolz und freudig mit sich nehmen konnte, wenn man ihn in die vornehme Geselligkeit einlud!

Ja — er war wirklich ein Hans im Glück. Denn nun war er ja auf einmal in der Lage, solch ein feines elegantes Wesen um sich zu haben — immer um sich zu haben, wenn er Lust dazu hatte — und auch wieder ohne sie zu sein, wenn er mit Häuslein andere Genüsse suchte.

„Also gut, Häuslein", sagte er mit einer solchen Freudigkeit in der Stimme, daß Häuslein verwundert aufblicken mußte. „Also gut — lassen wir es bei dieser Offizierstochter. Wie macht man nun so etwas — man schreibt einen Brief und bittet um Vorstellung, nicht wahr? Den Brief mußt du verfassen, Häuslein — oder meinethalben tun wir es gemeinsam. Hauptsache ist, daß die Sache sich schnell abwickelt, am besten heute abend noch an die Post — und in drei Tagen Vorstellung. Komm, trink noch einen — einen Bittern — wie? Oder hast du Lust auf was Schaumiges?"

„Hast du Eis im Schrank?" fragte Häuslein dagegen und tippte auf den Knopf der elektrischen Klingel. Trude erschien. Ja, es war Eis da — man hatte für alle Fälle vorgesorgt, und da Trude schon ein halbes Jahr im Hause war und die beiden Herren oft und gern zu vorgerückter Stunde bedient hatte, wußte sie genau Bescheid im Keller. Es dauerte nur eine ganz kurze Weile, dann stand der neue glänzende Kübel, mit kleinen Eisstücken gefüllt, neben Spielmanns Klubsessel und aus den weißen Eisblöcken lugte golden und protzig der dicke Hals einer Schaumkönigin heraus.

Häuslein hatte Papier und Tinte herbeigeholt. Er war sehr gewandt mit der Feder und schrieb einen guten Stil. „Also — Vorstellung gewünscht — sobald als möglich, nicht wahr? Aber — da fällt mir eben was ein, Spielmann — ein Bild von sich müßte sie doch eigentlich vorher schicken. Eine feingebildete Offizierstochter braucht noch lange nicht anmutig und schlank und sympathisch auszusehen — und überhaupt — vom Alter steht in dieser Annonce auch nichts drin, und eine ältliche Dame mit vornehmen Manieren wollen wir doch nicht. Also — Vorsicht ist am Platze, und darum wollen wir uns mit der persönlichen Vorstellung noch etwas gedulden. Zuvor müssen wir das Bild gesehen haben!"

Spielmann nickte. „Du hast Verstand für ein halbes Dutzend in solchen Dingen!" lobte er den Freund, ließ die goldgehalste Dame in den Eisstücken umherquirlen, daß ein lustiges Geräusch entstand, sah zu, wie der Freund mit seinen kaligraphischen, etwas geschnörkelten Buchstaben den Bogen füllte, und ließ dann den Pfropfen springen. Der Schaum stieg hoch auf in den spitzen Gläsern, prickelnd floß das edle Naß über die Zunge der beiden durch den Krieg zu Lebemännern gewordenen Freunde. Der Brief ward in den Umschlag gesteckt — die Chiffreadresse geschrieben, und dann gab man sich dem Behagen und frohen Hoffnungen hin.

„Wenn du es wolltest, Junge," sagte Häuslein mit einem ganz neuen Ausdruck im Gesicht, „wenn du es wolltest, du könntest in einem halben Jahre ein Haus ersten Ranges haben. Du bist immer noch viel zu bescheiden und hast dein Glück noch gar nicht begriffen. Geld ist Macht! Das ist ein altes Wort — aber diese Macht des Geldes hat heute eine viel größere Bedeutung gewonnen. Früher hat man — in unserm deutschen Vaterlande ganz besonders — ein allzu großes Gewicht auf anererbte Vornehmheit gelegt. Man mußte da von den Eltern aus schon was sein; der self-made-Mann hat bei uns keine Bedeutung gehabt. Aber das ist nun eine der famosen Errungenschaften der Revolution, daß all dieser blödsinnige Firlefanz ausgeschaltet ist. Hast du heute einen ordentlichen Batzen Geld und kannst dich einigermaßen gebildet benehmen, dann bist du eben etwas! Genau wie in Amerika. Wer da was hat, ist was — punktum! Keiner schert sich mehr drum, was Vater und Großvater gewesen sind. Ist schon ganz recht und vernünftig, daß es so gekommen ist. Ich für meine Person hätte ja allen Grund, bittere Klagelieder zum Himmel hinaufzuschicken, weil der Krieg mich zum armen Mann gemacht hat. — Aber du siehst, ich denke nicht an mich, sondern an die Allgemeinheit, in erster Linie aber an dich, lieber Freund, und um nochmal auf die Offizierstochter zurückzukommen: Ist sie hübsch, so nehmen wir sie. Gefällt sie uns nicht, so lassen wir die Finger davon. Hübsch muß sie sein, alles andere, was drum und dran ist, findet sich dann schon. Wir erziehen sie uns schon, wie wir sie brauchen. Eine Frau, die hübsch und gebildet ist, kann nie enttäuschen. Wenn sie sehr vornehm ist, hältst du ihr eben noch einen extra Dienstboten; es kommt ja nicht drauf an. Siehst du, Spielmann, nun hast du deinen Kater glücklich und endgültig überwunden, und deiner guten Minna wird wohl sein droben im blauen Himmel, denn wahrscheinlich fühlt sie, daß du vernünftig geworden bist. Komm, wir stoßen mal auf unsere Hausdame mit feiner Bildung an. Hoch soll sie leben! Ah, da ist ja Trude. Nun, schönes Kind, möchtest du auch mal kosten? Sei kein Unmensch, Spielmann! Das Mädchen hat einen schweren Tag hinter sich. Gib mal ein Glas aus dem Schrank, Trude. So — und nun auf unser aller Wohl — auch auf das von unserer vornehmen Hausdame. Ah, nun machst du Augen, Trude! Jawohl, eine feine Dame kommt ins Haus — aber hab' keine Angst. Es wird dir nichts geschehen — dafür sorgt Häuslein — schöne Trude! Was du nur für ein Gesicht machst, Spielmann! Bist du wieder zurückgeschnappt in deine Melancholie? Undank ist der Welt Lohn! Das ist ja eine altbekannte Tatsache. Wenn einer alles, aber auch alles hat, was er sich wünschen kann, dann sitzt er trotzdem da und macht ein Gesicht, als ob er die Last der ganzen Welt auf seinen Schultern tragen müßte."

„Gute Nacht, die Herren!" sagte Trude hier und glitt geschmeidig zur Tür heraus.

Sie hatte es sehr schnell wahrgenommen, daß der lustige Herr Häuslein nicht mehr völlig Herr seiner Sinne war. Er hatte zuviel des Guten getan — vom Nachmittag an schon; der Herr Spielmann aber saß jetzt wirklich mit einem ganz merkwürdig bleichen und zerstreuten Gesicht da. Der sah aus, als ob er mit wachen Augen träume — als ob er mit Geistern aus anderen Welten in Verbindung stände. Es war ordentlich unheimlich, ihn anzusehen — und darum zog Trude es vor, die beiden allein zu lassen.

Aber auch Spielmann war jetzt müde und hob sich schwerfällig und unsicher aus seinem Sessel in die Höhe.

„Gute Nacht, Häuslein!" sagte er sanft und doch so, daß ein Widerspruch nicht mehr möglich war. „Gute Nacht — und habe Dank für alles, was du getan hast in diesen schweren Tagen. Vergiß den Brief nicht — so — und nun laß mich gehen! Gute Nacht! Du hast ja den Schlüssel und wirst dich allein herausfinden. Gute Nacht — du mußt wirklich Nachsicht haben — ich kann dich heute mit dem besten Willen nicht nach Hause begleiten!"

Häuslein nickte, aber er brummte etwas vor sich hin. Er hörte noch, wie Spielmann die Treppe hinaufstapfte — dann löschte er das Licht — suchte den Schlüssel hervor und schloß auf. Draußen fiel ein kalter, spitzer Regen — ein Frösteln kroch an seinen Gliedern hoch. Verdammt, es war nicht schön, aus der Behaglichkeit eines warmen Zimmers in diese wüste Herbstnacht hinaus zu müssen. Da war dieser Glückspilz, der Spielmann, besser daran — der kroch jetzt, ohne dieses kalte Intermezzo gehabt zu haben, in sein warmes Bett und träumte von der netten, feinen Hausdame, die er sich engagieren würde. Ah — zum Teufel — der Brief! Ja, der mußte ja auch noch besorgt werden. Man könnte ihn schließlich bis morgen früh in der Tasche lassen und dann zum Postamt bringen. — Aber dann kam plötzlich Unternehmungslust in den schlapp gewordenen Häuslein hinein. Nein — hier tat Eile not — man mußte bald wissen, wen man ins Haus bekam — und mit schnellen, energischen Schritten schlug er den Weg zum Postamt ein.

(Fortsetzung folgt.)



Maria: Martha Veit.



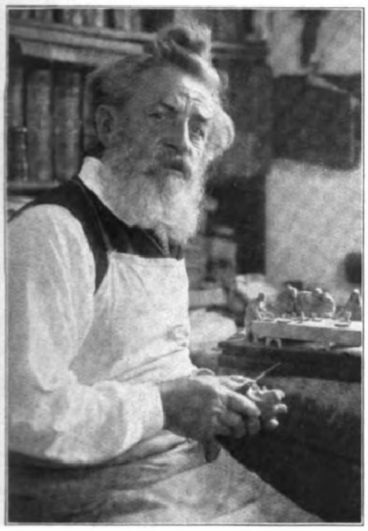
Joseph von Arimathia: Peter Rendl.



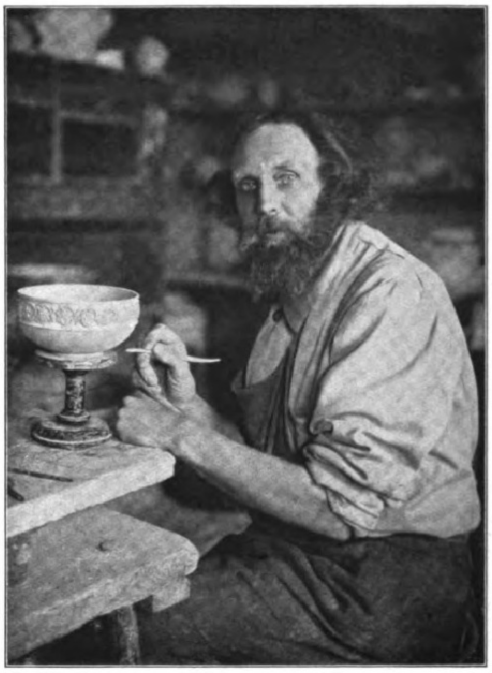
Judas: Guido Mayr.



Maria Magdalena: Paula Rendl.



Petrus: Andreas Lang.



Anton Lang, der wiedergewählte Darsteller des Christus.



Johannes: Melchior Breitsamter.

Die am 7. November gewählten Hauptdarsteller der Passionsspiele.



Instandsetzung der Kostüme für das kommende Passionsspiel.



Der bekannte Münchner Maler Professor M. Zeno Diemer, ein gebürtiger Oberammergauer, beim Malen der neuen Kulissen.

Vorbereitungen für die Oberammergauer Passionsspiele Mai bis September 1922.

Nach photographischen Aufnahmen von H. Rex, Oberammergau.






Abendkleider im neuen Stil. (Modesonderaufnahmen von Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.) (Siehe hierzu den Artikel auf Seite 560.)
Links: Abendkleid aus crevettefarbenem Crêpe Georgette in langer Form mit Bandrosengürtel; großer schwarzer Samthut mit Reihergarnierung. Getragen von Anny Horvath vom Opernballett in Wien. Kleid: Modell Hartwich-Decker-Kudelnizek; Hut: Modell Irma Liebster. Mitte links: Neuartige spanische Abendtoilette aus koralle Crêpe Georgette mit Fransen. Trägerin die Wiener Operettensängerin Betty Fischer. Modell C. Grünzweig. Mitte rechts: Sensationstoilette im Hosenrockstil aus Blau-Goldbrokat, die die Wiener Operettensängerin Betty Fischer in der letzten Premiere „Der letzte Walzer“ von Oskar Strauß trug; ein Rückenarrangement aus Goldspitzen vollendet dieses schöne Abendkleid. Modell C. Grünzweig. Rechts: Ärmelloses Abendkleid in lila Crêpe Georgette mit Samtrosengarnierung. Dazu lila Samthut, in Rosenblätter geschnitten. Trägerin Anny Horvath vom Wiener Opernballett. Kleid: Modell Hartwich-Decker-Kudelnizek; Hut: Modell Blanche.



Grauer Velours-de-laine-Mantel mit Capeseitenteilen und reicher Sealverbrämung. Dazu aufgeschlagener Zylinderplüschhut. Mantel: Modell Schostal & Ladrer; Hut: Modell Gaby. (Siehe hierzu den Artikel „Winter“ auf Seite 560.)



Dekoratives Kissen, in grellbunten Farben mit Zephirwolle gestickt. Entwurf und Ausführung Erna Tornius, Leipzig.



Braunes Velours-de-laine-Cape mit origineller Zibelinegarnierung; kleiner schicker Samthut, mit Cirêband eingefaßt. Mantel: Modell C. Grünzweig; Hut: Modell Blanche. (Siehe hierzu den Artikel „Winter“ auf Seite 560.)



Bowle in Silber mit alten Münzen, Elfenbeinknopf. Entwurf und Ausführung Marga Jeß, Lüneburg.



Aus einer modernen Gobelinweberei: Am Stopfrahmen beim Ausbessern beschädigter Gobelins.



Milchkanne in Silber. Entwurf und Ausführung von Marga Jeß, Lüneburg.

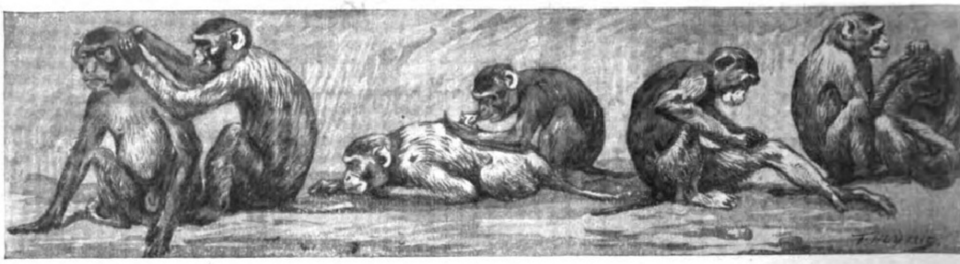


Vom Kommers der im Leipziger Waffenring zusammengeschlossenen studentischen Verbände im Großen Saale des Zoologischen Gartens zu Leipzig am 25. November: Aus dem Verbands-Reiben; die Deutsche Landsmannschaft bringt ihren Trinkspruch aus. Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Rudolf Lipus.

Von der Reinlichkeit bei Tieren.

Von Dr. K. M. Schneider.

Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Felix Heynig.

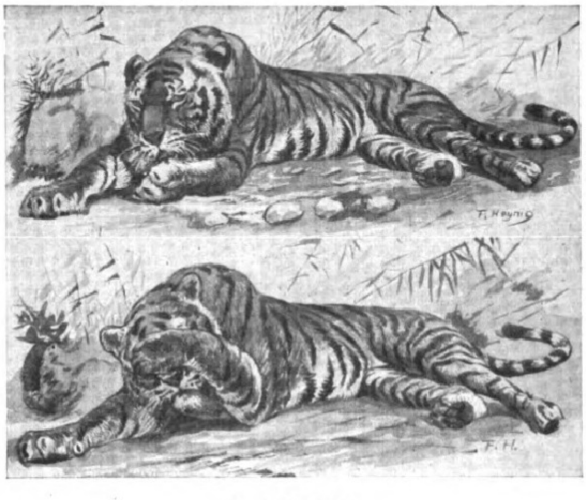


Rhesusaffen bei der Arbeit.

Ob Tiere überhaupt reinlich sind, kann gar keine Frage sein. Wenn reinlich sein soviel heißt, wie den äußeren Körper und seine unmittelbare Umgebung von schädlichen bzw. lästigen Stoffen und Lebewesen freihalten, dann erweist sich die Reinlichkeit als eine biologische Notwendigkeit und weniger als Tugend, wozu sie der Mensch oft macht, zuweilen machen mußte. Auch der Grad der Reinlichkeit wird von dem Gebot der Selbsterhaltung immer mitbestimmt, wobei freilich nicht vergessen werden darf, daß auch das Leibesinnere mit seinem Blut gegen dennoch eingedrungene, außen nicht zurückgehaltene Schädlinge nicht ganz machtlos ist. Das sollten vor allem jene Überängstlichen bedenken, die nach jedem Griff an eine Türklinke, nach jedem Biß in eine ungeschälte Frucht und nach jedem Kuß das Kribbeln vor Bakterien kriegen.

Eine ganz andere Frage ist es, ob das Tier weiß, wozu es sich putzt, badet usw. In der Mehrzahl der Fälle ist das unwahrscheinlich. Mindestens zwingen die Reinigungsakte nicht mehr zur Annahme eines tierischen Zweckbewußtseins als viele andere, als reflektorisch oder instinktiv bezeichnete Verrichtungen. Viele Säuberungsmaßnahmen dürften lediglich von einem Juckreiz ausgelöst werden. — Dieselbe Zurückhaltung im Urteil ist geboten, wenn gefragt wird, ob sich Tiere auch um der Reinlichkeit willen, etwa aus ästhetischen Rücksichten, säubern. Mit diesen beiden Momenten, nämlich denen des Zweckbewußten und der Freude am fleckenlosen Schönen, verliert aber der Begriff Reinlichkeit seinen menschlichen Charakter. Wir wollen uns daher vorläufig im wesentlichen darauf beschränken, festzustellen, wie sich das Tier reinigt. Und das ist allerdings schon interessant genug.

Als Urbild der Unreinlichkeit gilt das Schwein. Und warum? Etwa, weil es im Morast wühlt? Das wäre unbiologisch, allzu menschlich gedacht. Denn das Schwein sucht im lockeren Erdreich seine Nahrung, z. B. Wurzelwerk und allerhand kleines Getier. Was Wunder, wenn es sich auch in der Nähe seiner Futterquelle niedertut? Man kann doch einem Tier aus seiner ihm eigenen Lebenshaltung, aus seiner Anpassung an die ihm vielleicht einmal aufgenötigte Umgebung unmöglich einen Vorwurf machen, einen Vorwurf, der ja alle Schlammbewohner treffen müßte, manche Würmer, Muscheln, Fliegen, Käfer, Frösche, Sumpfvögel u. a. Es ist vielmehr erstaunlich, wie sauber diese Tiere trotz ihrer eigenartigen Lebensverhältnisse sind. Von Wildschweinen speziell ist es bekannt, daß sie sich suhlen und, nachdem sie sich im Schlamm besudelt haben, die eingetrockneten Krusten an Bäumen abreiben und damit einen verhältnismäßig hohen Grad von Reinlichkeit erreichen sollen.



Tiger bei der Wäsche.

Wenn schließlich an manchem Hausschwein die erwünschte Reinlichkeit vermißt wird, so liegt das nicht selten an dem unsaubern Stall, den ihm der Mensch zuweist. Außerdem kann natürlich bei Haustieren der Reinigungsinstinkt infolge der Domestikation verkümmern. Auch das Verhalten mancher gefangenen Tiere darf nicht maßgebend sein. Vorzugsweise Hyänen und Bären richten im Zoologischen Garten den Boden ihrer Käfige oft sehr übel zu. Aber abgesehen davon, daß sich in einem Zwinger der Unrat leicht anhäuft, bietet auch ein unbeengter Lebensbereich, wie ihn die freie Wildbahn darstellt, jenen Läufern unendlich mehr Reinigungsmöglichkeiten.

Was endlich die Eigenheit des Schweines anlangt, Dinge zu verzehren, die uns zuwider sind, so gilt es, auch hier einmal hinwegzusehen über die Schranken, die mit vollem Recht die menschliche Lebensart bestimmen, und so zu denken, wie es der nach tausend wechselseitigen Abhängigkeiten geordnete Gesamthaushalt der lebendigen Natur erheischt. Was uns als wertloser, wohl gar verächtlicher Abfall erscheint, kann einem anderen Organismus unentbehrliches Lebensmittel sein. Wie müßten wir Menschen etwa im Geist der Biene dastehen — setzen wir den Fall, sie hätte welchen — wenn sie bedenken könnte, daß ihr Erbrochenes und ihre „Ausschwitzung“ von uns als süße Leckerei geschätzt werden? Übrigens sind außer Eingeweidewürmern, Fliegen, Fischen u. a. auch ausgesprochene Lieblinge des Menschen bei ihren Mahlzeiten nicht übermäßig wählerisch. Ich denke an eine ekelhafte „Unart“ mancher Haushunde und erinnere mich, im Felde Haushühner beim Leichenfraß gesehen zu haben.

Wie stark gleichwohl die Notwendigkeit, schädliche Stoffe vom Körper abzuhalten, das Instinktleben mancher Tiere beeinflußt hat, kann einem gerade im Schweinestall klar werden. Bereits Ferkel, die noch keinen Tag alt sind, entfernen sich zum Koten immer aus ihrem Nest und suchen einen abliegenden Winkel ihres Stalles auf. Nicht anders viele Muttertiere, z. B. Großkatzen, die sich, wie ich im Leipziger Zoologischen Garten beobachtete, zum gleichen Zweck immer möglichst weit von ihrer Wochenstube wegbegeben. Eine Löwin unterdrückte sogar den Stoffwechsel, als ihr einmal der Nachbarkäfig nicht geöffnet worden war. Daß es zu den ersten Verrichtungen der im Frühjahr zu neuem Schaffen erwachten Bienen gehört, ihre während des Winters angesammelten Verdauungsreste außerhalb des Stockes abzusetzen, ist bekannt; nicht minder die Gepflogenheit vieler junger Vögel, beispielsweise der Tauben, ihren Darm möglichst über den Nestrand hinweg zu entleeren.

Verlassen viele Tiere ihre Lagerstätten, um diese und damit sich selbst nicht zu beschmutzen, so vermögen sie andererseits durch gewisse Körperstellungen die Berührung mit verunreinigenden Stoffen zu vermeiden. Festgewachsene Urtierchen neigen sich auf die Seite, wenn sie andauernd von unverdaulichen Teilchen gereizt werden. Seerosen, welche die ballenförmigen Rückstände der verarbeiteten Nahrung auf ihre schleimbedeckte Mundscheibe herausgewürgt haben, senken zuweilen den Scheibensaum bzw. weichen mit ihren Fangarmen dem ausgeworfenen Brocken aus, um ihn leicht abgleiten zu lassen. Hier sei auch all der vorbeugenden Schwanz-, Bein- und Rumpfhaltungen gedacht, unter denen sich Vögel und Säugetiere lösen.

Natürlich dient auch das Wasserbad, wenngleich nicht ausschließlich, der Reinigung. Wer kann sich die Gans ohne die typischen Badebewegungen vorstellen? Von der Taube wie vom Raubvogel ist das Wasser, das Lieblingselement von Elefant und Hausbüffel, gleich geschätzt. Ähnliches gilt von den Sandbädern der Hühner, Spatzen u. a. Es läßt sich wohl denken, daß ein derartiges Einpudern mit Staub bzw. schweren Körnchen und ein darauffolgendes kräftiges Schütteln alle klebrigen Ausscheidungen, alle im Gefieder hängenden Fläumchen und allerhand Ungeziefer mit beseitigen helfen.

Hat das Wasser einmal lösend und aufweichend gewirkt, dann kann ein energisches Reiben die Säuberung vollenden. So sah ich öfter Bären, die sich nach dem Baden ausgiebig am Gitter rieben. Im Gegensatz dazu wälzen sich Kamele, die vorher im Schlamm gelegen haben und dann trocken geworden sind, auf dem bloßen Erdboden; nicht ohne Erfolg.

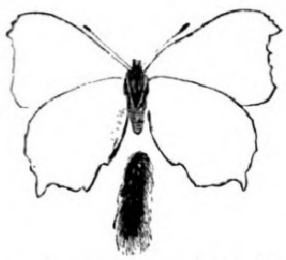
Verfeinert werden alle diese verhältnismäßig groben Reinigungsmethoden durch einzelne Organe, die, ähnlich unsern spezialisierten Werkzeugen, mit dazu benutzt werden, den Schmutz abzustreifen und fortzuschleudern. Da schwingt zunächst eine große Zahl von Tieren ganz nach Waschfrauenart den Scheuerlappen, ihre Zunge. Katzen z. B. belecken eingehend ihren Körper; Stellen am Kopf, die sie dabei nicht erreichen, „waschen“ sie mit dem angefeuchteten Vorderfuß. Kot und Harn ihrer unbeholfenen Jungen fressen sie lange Zeit auf. Rührend, wie eine Kuh ihr Neugeborenes so trocknet und betreut. Gewiß hat das Belecken der Jungen auch noch andere Bedeutung, aber der Reinigung dient es mit. Neben dem Haber verwendet das Tier den Wedel. Das Pferd z. B., dem allerhand zweiflügliges Geschmeiß arg zusetzt und wohl gar seine Eier ins Fell legen möchte, hilft sich, wenn sein Hautzucken vergeblich war, mit dem Schweif. Daß Flußpferde, indem sie, wie mir Dr. Gebbing bestätigt, mit ihrem Borstenschwanz den im Wasser abgesetzten Kotbrei aus ihrer Nähe treiben, eine Maßregel der Reinlichkeit treffen, wäre nicht unmöglich. Auf demselben Prinzip beruht die Tätigkeit der Wimpern beim festsitzenden Trompetentierchen, das ungenießbare Fremdkörper fortstrudelt, eine Methode, nach der sich ja auch schleimhautbedeckte Kanäle unseres Leibes, wie die Luftröhren, selbst reinigen. Regelrecht mit einem Kamm geht der Wasserfloh zu Werke, der sich mit seinem borstigen Hinterleib den Besatz der Schwimmfüße auskämmt. Wunderfeine Besen und Pinsel stehen Schmetterlingen in ihren Putzpfoten, dem umgebildeten vordersten Beinpaar, und den Krebsen in den Kieferfüßen zur



Pelikane in Putzstellung.

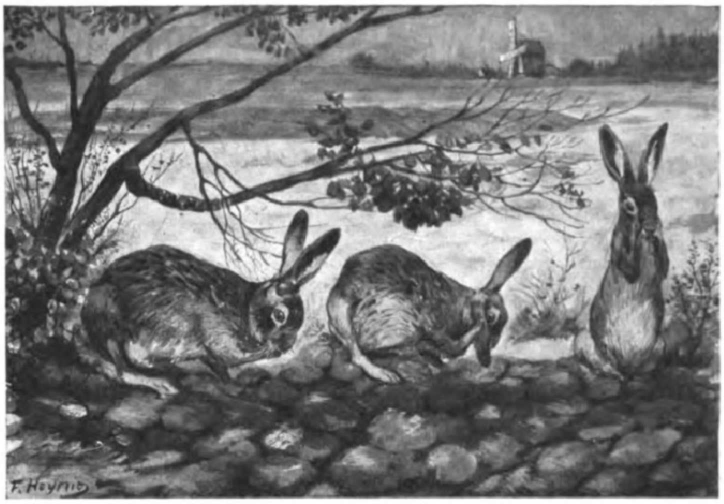


Katzenbär, sich putzend.

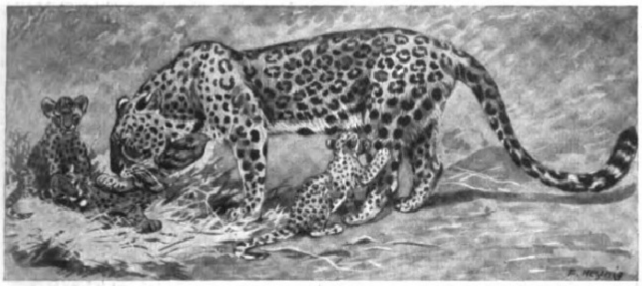


Oben: Pfauenauge von unten, Putzpfoten sichtbar. Unten: Putzpfote eines Trauermantels.

Verfügung, womit sie ihre Antennen abstreichen. Der Mann, der immer seine Brillengläser putzt, hat sein Ebenbild in der Küchenschabe, wenn sie unablässig ihre Fühler durch den Mund zieht. Nach dem Grundsatz „Eine Hand wäscht die andere“ verfahren Fliege, Schlupfwespe und Verwandte, indem sie ihre Beine miteinander zwirbeln oder Flügel und Hinterleib abreiben. Ein ganzes Necessaire führt die Biene bei sich. Besondere Beachtung verdient eine klemmenartige Vorrichtung an ihren Vorderbeinen, bestehend aus einer behaarten Grube an der Ferse, die gedeckt werden kann von einem stempelartigen Sporn des Schienbeines. Durch die entstehende Ringbürste, die „Putzscharte“, schleift die Sammlerin ihre Fühler. Ganz raffiniert als Greifapparate, Zerstäuber oder Handlanger arbeiten die Putzzangen des Seeigels. Einer Menge dreifingriger Hände vergleichbar, nehmen sie vom Kalkpanzer ihres Trägers allerlei Senkstoffe auf, zerklopfen sie womöglich und geben sie damit wieder der bewegten Salzflut preis. Oder sie jonglieren in langer Postenkette die aus dem hochgelegenen After bringenden Kotballen bis auf den Boden. Recht gut kommt dem Pelikan bei der Toilette der Haken zustatten, der die Spitze seines Oberschnabels auszeichnet. Wie einen Ausklopfer gebrauchen unter anderm Hühner und Enten ihre Füße bei den vibrierenden Kratzbewegungen in der Ohrgegend. Känguruhs besitzen nach Professor Brandes für ähnliche Zwecke am Hinterfuß einen ganz sonderbaren zweizinkigen Kamm in den beiden zu einem „Putzhändchen“ umgebildeten inneren Zehen. Hund und Katzenbär aber tun es mit „Striegel und Kartätsche“, wenn der Vergleich die Tätigkeit der Hinterfüße trifft. Unermüdlich ist darin der Katzenbär im Leipziger Zoo. Der hat den Putzteufel. Wie viel Zeit hat dies Tier schon an seinen Pelz gewandt! — In diesem Zusammenhang soll die Eigenheit mancher Vögel, z. B. der Schwalben, nicht vergessen sein, die den Kot ihrer nesthockenden Jungen aus ihrer „Wiege“ tragen. Eine Ausnahme macht der Wiedehopf. Man riecht 's.



Hasenwäsche.



Leopardenmutter leckt ihre Jungen.

In höchst origineller Weise vermögen einige putzeifrige Tiere gewisse Übel aus der Welt zu schaffen. So können Bienen die Leichen der in ihren Bau eingedrungenen und getöteten Fremdlinge, die sie nicht wieder ins Freie zu befördern vermögen, mit Kittharz vollständig überziehen und gewissermaßen zu Mumien machen. Vom Dachs ist festgestellt, daß er sich, im Gegensatz zum Fuchs, in eigens dazu angelegte Abortgruben löst. Ob das Kotverscharren der Hunde einen ähnlichen Sinn hat, sei dahingestellt.

Interessant ist es nun, daß sowohl bei den entwickeltsten Wirbellosen als auch bei den höchststehenden Wirbeltieren die Reinigung zum sozialen Verhalten wird: bei Insekten und Affen. Im Staat der Termiten und Bienen z. B. ist es vornehmlich die „an das Haus gefesselte“ Königin, die von den Arbeitern gepflegt wird. Unter den Affen beruht das „Lausen“, das bekanntermaßen mehr ein Schuppenablesen ist, unmittelbar auf Gegenseitigkeit. Wie willfährig der Abgesuchte hinhält, zuweilen mit zugekniffenen Genießeraugen, und wie aufmerksam, emsig und sachgemäß der Jagende vorgeht, mit dem Finger der einen Hand das Haar Strich für Strich zurücklegt und mit der anderen zufaßt — das sieht alles verteufelt menschlich aus.



Vorderbein einer Honigbiene (Arbeiterin).

Aus Wissenschaft und Technik.

Behandlungsmethoden der Zuckerkrankheit. Die eigentliche Ursache oder wahrscheinlicher die Ursachen der als Diabetes oder Zuckerkrankheit bezeichneten Stoffwechselstörung sind noch nicht mit Sicherheit bekannt. Einzelne Formen der mit einer Erhöhung des Blutzuckergehaltes und mit einer Zuckerausscheidung im Harn verbundenen Krankheit sind ursächlich genauer erforscht, so der mit dem Funktionsverlust der Bauchspeicheldrüse (Pankreas) zusammenhängende Diabetes. Auf dem diesjährigen Internistenkongreß in Wiesbaden bezeichnete Frank (Breslau) als vollkommen eigene Krankheitsform den sogenannten Nierendiabetes, der auf erhöhter Durchlässigkeit der Nierenzellen für den normalen, nicht erhöhten Zuckergehalt des Blutes beruht. Die heute wichtigsten, durchweg auf Einhaltung einer bestimmten Kost hinauslaufenden Behandlungsarten fanden auf dem Kongreß eingehende Beleuchtung. Kohlehydratgaben, namentlich Zucker, Mehl, steigern bei dieser Krankheit die Zuckerausscheidung im Harn; sie müssen daher nach Möglichkeit der Nahrung entzogen werden. Aber nur nach Möglichkeit, denn völlige Kohlehydratentziehung ist auf die Dauer ohne anderweitige Schädigungen, die durch den Eiweiß- und Fettstoffwechsel hervorgerufen werden, nicht durchführbar. Der Krieg mit seiner knappen Ernährung hat manchen Vorteil der Nahrungseinschränkung für die Behandlung dieser wie anderer Stoffwechselkrankheiten erkennen lassen. v. Noorden (Frankfurt a. M.), der den Einleitungsvortrag hielt, sprach über die heutigen Grundzüge der Diabetesbehandlung, wie sie hauptsächlich bekanntermaßen seinen eigenen Forschungen zu verdanken sind. Er betonte die Notwendigkeit der Einschaltung von Kohlehydrattagen in die sonst kohlehydratarme Ernährung, namentlich in Gestalt der von ihm eingeführten Haferkuren. Denn die strenge Entziehung aller Kohlehydrate kann niemals als dauernde Ernährungsform der Zuckerkranken angesehen werden. Die Ernährungsvorschriften müssen, da es sich um eine Dauerbehandlung handelt, alle erdenkbaren Möglichkeiten ausnutzen. Seine Ausführungen ergänzte und unterstützte Minkowski (Breslau), der gleichfalls die Notwendigkeit des Wechsels von kohlehydratarmer und eiweißarmer Kost betonte. Er wies auch auf die (namentlich von amerikanischen Ärzten sehr streng durchgeführten) Hungerkuren hin, die aber nicht zu lange und zu übertrieben durchgeführt werden sollten. Falta (Wien) verteidigte seine „Mehlfrüchtekur", eine Behandlungsweise, bei der das Eiweiß in der Nahrung noch mehr ausgeschaltet wird und verschiedene Kohlehydrate (Mehle, Früchte, Gemüse) gleichzeitig verabreicht werden, gegenüber den Angriffen, die v. Noorden gegen sie gerichtet hatte. Ein neues Kohlehydrat, das Karamel, hat Grafe (Heidelberg) in die Behandlung des Diabetes eingeführt. Karamel ist stark erhitzter Rohrzucker, der unter Zersetzungsprozessen sich gebräunt hat. Dieser karamelisierte Zucker hat schon bei der chemischen Untersuchung zahlreiche Eigenschaften, die dem Zucker zukommen, verloren. Auch in physiologischer Beziehung unterscheidet er sich ganz wesentlich von anderen Kohlehydratarten: ein Diabeteskranker, der auf die Zufuhr von Zucker oder Mehl mit einer starken Zuckerausscheidung im Harn antwortet, scheidet nach Einnahme dieses veränderten Kohlehydrates weniger oder keinen Zucker aus. Weitere Untersuchungen über diese jedenfalls verheißungsvolle Behandlungsweise sind zur endgültigen Klärung nötig.

Dr. W. Schweisheimer.

Schwankungen der Drehungsachse der Erde. Durch japanische Beobachtungen sind bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts periodische Schwankungen der geographischen Breite, die in Schwankungen der Drehungsachse der Erde ihren Grund haben, festgestellt worden, und schon im Jahre 1897 wies Dr. Spitaler in einer Mitteilung an die Wiener Akademie der Wissenschaften darauf hin, daß wahrscheinlich meteorologische Vorgänge, in erster Linie Schnee- und Eisansammlungen über den Festländern der Nordhemisphäre im Winter, und Verschiebungen von Luftmassen diese Schwankungen verursachen würden. Zur Ermittelung des Betrages jener kleinen Schwankungen wurden nach einem vom Zentralbureau der internationalen Erdmessung in Potsdam ausgearbeiteten Plane vom Jahre 1899 ab auf sechs ungefähr auf demselben Breitengrade (39° 8′ n. Br.) liegenden Stationen: Carloforte (Sardinien), Cincinnati, Gaithersburg (Maryland), Ukiah (Kalifornien), Mizusawa (Japan) und Tschardschui (Transkaspien), Beobachtungen angestellt, die einwandfrei ergaben, daß die Drehungsachse der Erde um eine Mittellage mit einem Ausschlagswinkel von 0,1″ bis 0,3″ schwanke. Die Amplitüde der Ausschläge des Rotationspoles gegen den „mittleren Pol" war in der Beobachtungsperiode 1913/14 auf 0,1″ bis 0,2″ herabgegangen, hatte dann bis 1916/17 wieder auf 0,3″ zugenommen und sich Anfang 1918 wieder auf etwa 0,2″, das sind rund 6 m auf der Erdoberfläche, vermindert. Auf Grund der mehr als zwanzigjährigen Beobachtungen hat sich ergeben, daß der Rotationspol der Erde um seine mittlere Lage verwickelte Spiralen beschreibt, deren Öffnung in ungefähr sechsjährigem Zyklus ab- und zunimmt, wobei sich die im Zyklus aufeinanderfolgenden Spiralen keineswegs decken. Als Ursache dieser Schwingungen hat zuerst der amerikanische Astronom Newcomb gewaltige Massenumlagerungen an der Erdoberfläche, insbesondere der atmosphärischen Luft, vermutet, und Spitaler hat bereits 1901 rechnerisch nachgewiesen, daß durch die Verschiedenheit der Luftmassenverteilung im Winter und im Sommer Verschiebungen von Luftmassen im ungefähren Gewichte von 1000 ckm Quecksilber ($136{,}10^{14}$ kg) nötig werden, die eine Schwankung der Hauptträgheitsachse der Erde von 0,2″ Ausmaß wohl zur Folge haben können. Nun hat der Berliner Geophysiker Schweydar der Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vorgelegt, in der er den Nachweis erbrachte, daß die Achsenschwankung nur die Folge von jährlichen Massentransporten ist, und daß die ganze Polbewegung durch die Luftmassenverschiebungen erklärt werden kann. Er hat weiter die Bahn berechnet, die der Rotationspol nach diesen Verschiebungen, soweit sie bekannt sind, in sieben aufeinanderfolgenden Jahren theoretisch zurücklegen müßte, und diese verwickelte Kurve zeigt ganz ähnliche Eigenschaften wie der durch die Beobachtungen des internationalen Breitendienstes festgestellte Polweg der letzten Jahre: Der Drehungssinn des Polumlaufes ist derselbe, und nach sechs Jahren kehrt die berechnete Kurve ebenfalls wieder in die Nähe des Ausgangspunktes zurück, ohne ihn wieder genau zu erreichen. Vollständig stimmt natürlich die theoretisch errechnete Umlaufskurve mit der durch Beobachtungen empirisch festgestellten Kurve nicht überein, aber die Übereinstimmung der wesentlichen Eigenschaften beider Kurven beweist doch, daß die Berechnungen der theoretischen Kurve auf richtiger Grundlage beruhen, und daß die Annahmen des Verfassers über die Ursachen der Achsenverschiebung richtig sind.

Dr. Fitzau.

Experimentelle Untersuchungen über den Geruchssinn der Ameisen. Bei den Ameisen sind drei Sinne besonders entwickelt, mit deren Hilfe sie sich außerhalb des Nestes orientieren können: Geruch, Tastsinn, Gesicht. Gehörorgane hat man noch nicht nachgewiesen. Bekanntlich bewegen sich die Ameisen auf bestimmten „Straßen" vom Bau weg zu ihren Futterstellen und auf denselben Wegen wieder zurück. Alle diese Fährten duften stark nach Ameisensäure, mit welcher die Tiere die Wege besprengen. Während der Mensch die Fährte schon wahrnimmt, wenn 10 Tiere über die gleiche Stelle gegangen sind, vermag die Ameise sich erst zurechtzufinden, wenn durchschnittlich 66, ja oft erst 100 ihrer Kameraden die Strecke passiert haben. Kürzlich veröffentlichte der Frankfurter Psycholog Hans Henning in der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie" interessante Versuche über künstliche Fährten. Er träufelte Ameisensäure auf den Waldboden bis zu einem Baume und am Stamme empor. Sofort schlugen die Ameisen in großer Anzahl diesen Weg ein, und bald entwickelte sich der ganze Verkehr auf dieser Straße bis zu ihrem Endpunkte; von da kehrten sie wieder zurück. Auch andere Chemikalien, der Ameisensäure verwandt, wie Formaldehyd, zeigten dieselbe Wirkung. Da in den Antennen der Geruchssinn der Ameisen liegt, so kommt Henning zu dem Schlußsatze: „Die Staatenbildung der Ameisen ist eine Angelegenheit der Antennen."

R. Schiffel.

Die Lehren der Quäkerspeisung. In der Berliner Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege berichtete der Stadtarzt Dr. Betke über die „Lehren der Quäkerspeisung". Die amerikanische Gesellschaft der Freunde, die Quäker, stellten aus reiner Menschenliebe ihre großen Mittel zur Verfügung, um werktätige Hilfe zu leisten ohne Ansehen der Person, der Nationalität, der Konfession. Ihre Organisation erstreckte sich über alle Städte und Dörfer Deutschlands und hat zahllosen Kindern, Müttern, Studenten in der Zeit des größten Elends Nutzen gebracht. Die Zahl der täglichen Speisungen ging in die Hunderttausende, die Summe der täglich verausgabten Mittel betrug viele Millionen Mark. In zahlreichen Tabellen, die aus verschiedenen Bezirken Deutschlands gewonnen waren, gab Dr. Betke die statistischen Unterlagen für seine Ausführungen, die in der Tat, wie später der Vorsitzende der Gesellschaft, Geheimrat Lentz, bemerkte, vielen, wenn nicht den meisten erst die Augen darüber öffnete, welche ungeheuren Mittel die Quäker in völlig selbstloser Weise zur Verfügung gestellt haben. Maßgebend für die Zulassung zur Quäkerspeisung war einzig und allein der körperliche Zustand der Schulkinder, der mittels des sogenannten Rohrerschen Index möglichst objektiv vom Arzt festgestellt wird und die Grundlage für die Einteilung der Kinder in Ernährungsklassen bilden soll. Über diese Art der Einteilung ist viel gestritten worden. Dem Urteil des Arztes ist dabei für besondere Fälle ein weiter Spielraum gelassen, da es den Quäkern nicht darauf ankam, einen öden Schematismus walten zu lassen zum Ärger von Eltern, Ärzten und Lehrern, sondern lediglich den Kindern, die auf Grund ihres Körperzustandes wirklich hilfebedürftig sind, zu nützen. Ein einigermaßen objektiver Maßstab wird aber nur dann angelegt werden können, wenn der momentane Ernährungszustand der Beurteilung zugrunde gelegt wird, nicht aber die Vermögensverhältnisse der Eltern, ihre soziale Lage, die mehr oder weniger beweglichen, nicht immer einwandfreien Klagen der Mütter, die Nachforschungen der Fürsorgerinnen und dergleichen mehr; denn diese Momente stellen in viel höherem Maße unsichere Faktoren dar und können jedenfalls viel eher zu Ungerechtigkeiten führen, als wenn ausschlaggebend allein die Notlage des zu speisenden Kindes oder Erwachsenen ist, wie sie sich auf Grund einer körperlichen Untersuchung darstellt. Der Rohrersche Index ist aus einer Beziehung von Längenwachstum und Gewicht zum Alter des Normalkindes gewonnen und scheint, wenn er auch der Ergänzung durch die ärztliche Untersuchung bedarf, nach den Erfahrungen der meisten Untersucher eine geeignete Grundlage für die objektive Feststellung des Ernährungszustandes zu geben, sobald von den Schulärzten einigermaßen genau nach den Richtlinien zum Rohrerschen Index verfahren wird. Wie Geheimrat Rost vom Reichsgesundheitsamt, der neben Czerny, Tugendreich u. a. zum ärztlichen Beirat der Quäker in Deutschland gehört, später hervorhob, wurden die Richtlinien, nach denen die Schulkinder untersucht wurden, also die Auswahl des Rohrerschen Index und anderer Maßnahmen, von deutschen Ärzten festgelegt, nicht etwa diktatorisch von den Quäkern bestimmt oder aus Amerika mitgebracht. Die Quäker brachten nicht nur die Geldmittel zur Speisung der Kinder auf, sondern sie überließen die Art der Auswahl völlig den deutschen Ärzten, von denen sie nur eine buchmäßige Listenführung nach einem System, das der ärztliche Beirat selbst bestimmt hatte, verlangten. Man muß, nach den Ausführungen von Geheimrat Rost, der wie fast alle anderen Redner dem Dank und der Bewunderung für das großartige Liebeswerk der Quäker Ausdruck gab, auch darin die völlige Selbstlosigkeit der amerikanischen Gesellschaft der Freunde erkennen. Tatsächlich wollten sie nur helfen; wissenschaftliche oder andere ehrgeizige Zwecke lagen ihrem Wirken fern. Sie wollten nach den entsetzlichen Verwüstungen des europäischen Völkerkrieges dort aufbauen, wo Verhetzung und Verblendung noch nicht Fuß gefaßt haben, wo aber eine Linderung körperlicher Not am meisten auf fruchtbaren Boden fällt und vielleicht auch geistige Werte schafft, die einer Völkerversöhnung der Zukunft nützen kann: bei der Kinderwelt Mitteleuropas, die durch die Not der Kriegsjahre am meisten gelitten hat. Es muß immer wieder betont werden, daß wir die Tuberkulose nicht besser bekämpfen können, als wenn wir möglichst frühzeitig im Kindesalter damit anfangen; dann schützen wir auch die Erwachsenen vor den Folgen der furchtbaren Volksseuche. Das gleiche gilt im wesentlichen von allen anderen Gebieten der Volksgesundheitspflege. Wenn wir dem wachsenden Körper des Kindes genügend frische Luft, genügend Sonne und genügend Nahrung geben, so werden wir ein Gesundheitskapital, das im späteren Alter immer reichlichere Zinsen tragen wird. Die stattliche Anzahl der Schulkinder, die bisher von den Quäkern gespeist wurden, ist ein lebendiger Beweis eines bisher in der Weltgeschichte unerhört großartigen Liebeswerkes.

Dr. G. Wolff.

Abhängigkeit des Rehwildes vom Kalkboden. Man spricht in Jägerkreisen vom Gebirgsbock und Gebirgshirsch als kleineren Formen. Die Ursache des geringeren Wachstums unseres Rot- und Rehwilds im Gebirge ist aber nicht eine Klimawirkung, denn kälteres Klima erzeugt allgemein größere Rassen von warmblütigen Tieren, so auch bei Hirsch und Reh innerhalb Europas und Asiens; auch ist nicht Futtermangel die Ursache; in wildarmen Harzbezirken werden die Rehe bei reichlicher Äsung gleichfalls nicht groß. Vielmehr ist es die Kalkarmut der meisten unserer Mittelgebirge. Dies ermittelte R. Hesse durch statistische Gewichtsvergleichungen in kalkarmen und kalkreichen Gebieten. Besonders deutlich sprechen die Zahlen aus Württemberg, 15339 Einzelgewichte: Jurakalk und Muschelkalk des Gebirges sowie eiszeitlicher Löß und Lehm erzeugen meist höhere Gewichte (im Durchschnitt 14 bis 16 kg) als das Urgestein des Schwarzwaldes (im Durchschnitt 11 bis 13 kg). Vereinzelte Ausnahmefälle, Mindergewichte auf gutem Boden, dürften andere Ursachen haben, wie überstandene Seuchen. Ähnliche Tabellen liegen aus dem Regierungsbezirk Hildesheim und aus Harzbezirken vor. Sie entsprechen den Ansichten von Forstleuten, auch den Eindrücken, die v. Gagern im Uskokengebirge Krains und Kroatiens von dem kräftigen Wildstand gewann. Die Hirsche liefern weniger Beispiele, da bei ihnen meist die sorgsame Obhut des Menschen die Abhängigkeit vom Boden stark verschleiert. Die zugrunde gelegten Gewichte sind die ohne Aufbruch und Krone, was die Zufälligkeiten der Darm- und Blasenfüllung sowie der Geweihausbildung — die nicht den gleichen Gesetzen folgt — ausschaltet. Genügender Kalkreichtum in den Nährpflanzen ist auch für Rinder und sonstige Haustiere eine Lebensbedingung, um deren Kalkbedarf selber zu befriedigen und die genügende Ausnützung der Phosphorsäure zu ermöglichen. So machte Tharandter Waldheu mit niedrigem Kalkgehalt das damit gefütterte Wild kränkeln und spät aufsetzen, und es gab viel Fallwild, bis man die Übelstände durch Verabreichung von kalkreicherem Eichenlaub beseitigte. An Hunden hat man gefunden, daß die kleineren, langsamer wachsenden Rassen durch Kalkmangel viel weniger geschädigt werden als die größeren. Somit dürfte beim Wild die natürliche Anpassung an geringen Kalkgehalt darin bestehen, daß größere Stücke mehr kränkeln und öfter fallen als kleinere, welche somit überleben und einen fortan aus schwächeren Stücken bestehenden Bestand ergeben.

Prof. Dr. V. Franz.

Die Untersuchung der Echtheit alter Gemälde mittels Röntgenstrahlen beruht auf der verschiedenen Durchlässigkeit der in den Gemälden enthaltenen Stoffe für die Röntgenstrahlen. Die Unterlage der Gemälde besteht zwar bei alten und bei neuen Gemälden aus Holz oder Leinwand und kann daher in allen Fällen zu einer Unterscheidung nicht herangezogen werden. Eine Unterscheidungsmöglichkeit gibt der Untergrund der Gemälde. Er besteht bei alten Gemälden aus einem Gemisch von Leim und Kalziumkarbonat, bei neuen dagegen aus Bleiweiß. Das letztere ist aber für Röntgenstrahlen viel weniger durchlässig als der alte Untergrund. Und da auch die früher verwendeten Farben im allgemeinen für die Strahlen durchlässiger sind als neue Farben, so ist eine Prüfung möglich. Bei der Durchstrahlung alter Gemälde erhält man mehr oder weniger scharfe Bilder. Das ist bei den neuen Gemälden nicht der Fall, da die Undurchlässigkeit des Bleiweißuntergrundes die Einzelheiten des Bildes nicht hervortreten läßt.

Ludwig Thor.

Für die Frauenwelt.

„**Winter.**“ Man kleidet sich jetzt im Winter, seit der Pelz als Mantel unerschwinglich ist, nicht minder schick mit Stoffmänteln. Man ist auch in der Mode bescheidener geworden und zieht alle möglichen und unmöglichen Pelzarten zu Garnierungszwecken heran, um sie an den Mantel zu nähen, der, bald als Cape, bald in russischer Form, bald mit losem, aber geradem Rücken gearbeitet, die Hauptmode im Wintertoilettenbilde darstellt. Unsere Bilder zeigen dieses in mannigfachen Variationen auftretende Kunststück außerordentlich kleidsam, apart in der Form und in der neuesten Linie. — Dunkelbraun mit Zobelimitation, so ist ein weites Cape gearbeitet, das in ganz besonders origineller Art die Pelzzier trägt. Das dazu passende einfache, aber schicke Nachmittagskleid aus starkem Wollstoff hat lange Manschetten aus Pelz, die beim Cape als Ärmel die beste Ergänzung abgeben. Es ist dies eine ganz neue Nuance in der Mode. Sehr hübsch ist der Flügelcapemantel mit der Pelzgarnierung, die ebenfalls in neuer Art angebracht ist. Mit Imitationen in der Mode hat man jetzt wirklich sehr hübsche Effekte erzielt, denn man kann bei diesen hohen Preisen wirklich nicht immer mit dem echten kostbaren Material mit. Wenn auch billigere Pelzersätze bei Garnierungen ausgezeichnete Dienste tun, für ganze Mäntel sehen sie nicht gut aus; deshalb hat die Mode auf den Stoff, Tuch und Velours de laine, zurückgegriffen, der, wie unsere Bilder zeigen, wunderschön sein kann, wirkungsvoll und schick und dennoch erschwinglich. Die Hüte dazu sind aber klein, da ein zu großer Hut unschön zum Mantel paßt.
C. P.

Abendkleider im neuen Stil. Ganz neu und verblüffend in ihrer Linie sind dieses Jahr die Toiletten, die man sich für den Abend zurechtgelegt hat. Sie weichen vollkommen der Schablone aus und haben sich ganz eigene Stilarten zugelegt. Für die große Abendtoilette kommen der spanische und der türkische Stil in Betracht, die so reizvoll das Kleidsamste der Tracht sich zu eigen gemacht haben, daß man eigentlich bedauert, daß diese Methoden in der Mode nicht schon lange eingeführt sind. Von Spanien entlehnte man die Franse, die so vielerlei reizende Bewegungsmöglichkeiten zuläßt, und arrangiert sie zu duftigem Crêpe Romain oder Crêpe Georgette. Sie fällt dann um so schöner, je schwerer sie im Gegensatz zum Kreppmaterial gebracht wird. An crevettefarbenem Crêpe Georgette ist nebst der Franse auch noch Perlenglanz angebracht, um dem blendenden, glanzvollen Motto der heurigen Saison, das in „Bäumchen, schüttle dich und rüttle dich, wirf Gold und Silber über mich!“ ausklingt, gerecht zu werden. Goldbrokat, Silber- und Stahlspitzen, Goldspitzen, Perlen und Juwelen gehören wieder zum türkischen Stil, der so hübsch eigentlich noch nie in der Mode verwendet wurde. Der türkische Hosenrock ist — unser Bild der Operettensängerin Betty Fischer zeigt es — in Goldbrokat am hübschesten. Ganz lang, endet er rückwärts fast wie eine kleine Schleppe und ist dann vorne leicht mit dem Tablier zusammengehängt. Münzenketten, völlig im türkischen Stil, vervollständigen dieses ganz moderne Stilkleid, das ärmellos gehalten ist, so wie es die Mode durchweg vorschreibt. Selbst bei den kleineren Abendkleidern, die für intimere Gesellschaften oder Theaterbesuch gedacht sind, ist ärmellos eine Hauptbedingung. Lila und Crevettefarben sind hier neben Schwarz in Mode, und entweder sind diese Kleider aus Krepp oder Velourschiffon gearbeitet. Man liebt es heuer, aus Band, Krepp oder Samt Rosen- oder Chrysanthemengürtel zu machen oder sie vereinzelt als Gürtelschluß oder Rockumrandung zu garnieren. Sie ersetzen Stickereien, die immer mehr aus dem Modebild gedrängt werden. Diese Reliefgarnierungen beleben viel mehr jedes Kleid, machen es lebendiger, origineller und bringen es in einen ganz neuen Stil, der den Frauen behagt. Früher einmal hat man Stilkeider so genannt, wenn sie nach antikem Genre mit Krinoline bedacht waren; ein Stilkleid war preziös und steif und paßte natürlich absolut nicht zu den Frauen unserer Zeit. Immer wieder versuchte man, die Mode einer längst vergangenen Zeit aus ihrer Verstaubtheit in die lebendige Gegenwart zu versetzen. Es endete immer mit einem Fiasko, und so fand man denn einen neuen Weg zum Stil, zum Stil der Modernen, den die schicke Frau mit Freuden zu dem ihren machte.
Claire Patel.

Literatur und Kunst.

Gustav Schröer, ein deutscher Erzähler. / Von Fritz Mack.

Gustav Schröer, der ehemalige Volksschullehrer in Eßbach (im oberen Saaletal), hat sich in einem knappen Jahrzehnt zu einem unserer ursprünglichsten und kraftvollsten deutschen Erzähler emporgearbeitet. Diesen raschen Aufstieg aus dem besinnlichen Dasein eines auch im enger begrenzten Berufsbezirk schöpferisch tätigen Erziehers zu einer stetig wachsenden Volkstümlichkeit als Dichter dankt Schröer neben seiner kerngesunden, im heimatfrohen Bauerntum wurzelnden Natur vor allem der starken Eigenart seiner Schöpfungen. Eine tiefe Liebe zur Natur, ein aus den Erfahrungen des einstigen Berufes geschöpftes warmherziges Verständnis für alles Menschliche-Allzumenschliche, eine im Seelischen verankerte, keineswegs buchstabengläubige, echte Frömmigkeit und nicht zuletzt ein unerschütterlicher Glaube an das Gute im Menschen, eine zuversichtliche, hoffnungsfrohe Lebensbejahung, das sind die Elemente, die dem Schaffen Gustav Schröers so schnell eine heute noch immer im Wachsen begriffene Gemeinde geworben haben.

Kurz vor dem Kriege war Schröer mit seiner ersten größeren Arbeit, dem Roman „Der Freibauer“, hervorgetreten. Die in betonter Schlichtheit und doch kraftvoll

rzählte Geschichte einer kernigen Bauernnatur machte auf den Verfasser aufmerksam. Der nahezu einmütige Erfolg seines Erstlings ermutigte den damals Siebenunddreißig-ährigen zu weiteren Taten. Es entstanden in rascher Folge Novellen und Skizzen us dem dörflichen Leben, die teils Thüringen, den Wirkungskreis ihres Schöpfers, eils das schlesische Riesengebirge, seine Heimat, zum landschaftlichen Hintergrund atten. In der ursprünglich-frischen, derbsicher zupackenden Art der Charakter-eichnung erinnerten die besten dieser kleinen Erzählungen an Rosegger. Mit dem ußeren Erfolg wuchs Schröer immer mehr in die besondere Welt seiner bäuerlichen)elden hinein. Noch ehe der Krieg ausbrach, lag eine zweite größere Arbeit, „Peter orenz, die Geschichte eines Knechts", fertig vor. Schröer selbst bezeichnet auch iesen Roman als künstlerisch noch nicht völlig seinen Absichten entsprechend.

Dann kam der Krieg; er wurde für Schröer, der inzwischen zum Bewußtsein eines Könnens gereift war, zum aufwühlenden Erlebnis. In zahlreichen Erzählungen eigt er nun die Wirkungen des Krieges auf die Seele seiner Bauern. In seinem Roman „Ich hatt' einen Kameraden" versuchte sich Schröer in der Gestaltung ines modernen Eheproblems, für das die Kriegsereignisse in Ostpreußen mitbestimmend aren. Ein ganz großer Wurf gelang Schröer schon mit der nächsten größeren Arbeit „Die Flucht von der Murmanbahn". Dieses Buch, das die Erlebnisse eutscher Soldaten in russischen Gefangenenlagern, ihre Leiden beim Bau der Murman-ahn sowie schließlich die abenteuerliche Flucht einiger Beherzter schildert, hat in ielen Partien den lapidaren Stil des großen Volksepos. Zwei Jahre hat Schröer ann mit dem Stoff gerungen, den er in seinem großen sozialen Roman „Der)eiland vom Binsenhof" schließlich in reiffte, künstlerische Form gebracht. Die ozialen Kämpfe in einem kleinen Bergdorf sind hier, von einem unbestechlichen Dichterauge gesehen, von starker Künstlerhand gestaltet. Der Aberglaube unter den Dörflern, die alten, im Volke noch lebendigen Sagen und Mythen sind hier in einer Art mit den Geschehnissen verwoben, die an Theodor Storm gemahnt. Vor dem ächsten großen Werk erschien dann die liebenswürdige Erzählung „Das Wirts-aus zur Kapelle", in der sich der Dichter als ein Meister der feinhumoristischen Episode auswies. Weihnachten 1920 erfreute Schröer seine Freunde mit seiner reifften Schöpfung, dem groß angelegten Roman „Die Leute aus dem Dreisatale". Dieses starke und schöne Buch ist ein ernstes Lied vom inneren Werden des Menschen, om Reifwerden fürs Leben, vom Suchen nach Gott und vom Heimfinden in der lles einenden Liebe. Ein Buch vom wahren Menschentum, das mit seiner kraftvollen ebensbejahung den Weg zeigt von äußerer Not zu innerem Reichtum. In seinem n diesen Tagen erschienenen neuesten Werk „Der Schulze von Wolfenhagen" etzt Schröer diese geistige Linie fort. Es ist die Geschichte eines Dorfes, das durch ie Trunksucht der Mehrzahl seiner Bauern dem Untergang geweiht schien, und das ann durch das Vorbild eines einzelnen, den Menschenliebe, Liebe zur Scholle und in echt bäuerlicher Trotz in seinem Tun leiten, aus dem Sumpf gerettet wird. Wieder ein Volksbuch im guten, im besten Sinne. Wieder das Werk eines, der auf seine Art helfen will an der inneren Ertüchtigung unseres Volkes. Möchte ihm eine recht große Gefolgschaft werden!

Gustave Flaubert. Vor hundert Jahren, am 12. Dezember 1821, wurde in Rouen Gustave Flaubert geboren, einer der größten Künstler des 19. Jahrhunderts. Er kam von der Romantik zu einem strengen, gewollt unpersönlichen Realismus, durch den aber die grandiose Phantasie und das umfassende Gefühl des großen Dichters allenthalben mächtig hindurchbricht. Von seinen Hauptwerken bewegen sich „Madame Bovary" und die „Education sentimentale" in der bürgerlichen Sphäre der Zeit. Die Geschichte der kleinen ungetreuen Provinzlerin, die sich vergiftet, als ihr Gatte durch ihren Leichtsinn ruiniert ist, geht auf eine tatsächliche Begebenheit zurück, und die einzelnen Kleinstadtphilister sind unmittelbar nach dem Leben gezeichnet. Zwischen beiden Werken aber liegt die großartige Vision der „Salammbo", Bilder voll Kraft und Größe, voll Lust und Grauen. Aus den versunkenen Trümmern der Jahrtausende steigt eine Welt voll barbarischer Pracht, voll erhabener Ruchlosigkeit und tierischer Raserei empor, ein blendender Farbenrausch in grellem Licht, der in Blut und Feuer getaucht ist und in grenzenlose Nacht versinkt. Im Grunde stand Flaubert seiner Zeit und der ganzen europäischen Welt des 19. Jahrhunderts mit begreiflicher Abneigung gegenüber. Seine Gegenwartsromane waren letzten Endes nur Kraftproben, widerwillige Auseinandersetzungen mit der unmittelbaren Umwelt von unverhohlener Bitterkeit, die sich hinter der vorgegebenen Sachlichkeit kaum verbirgt. Die tiefsten Aufschlüsse über seine künstlerische Persönlichkeit, über seine geheimsten Neigungen und Absichten gibt das Tagebuch der ägyptischen Reise, in dem sich die ganze Reizbarkeit gegen Stimmungen und Eindrücke wie die unbestechliche Schärfe seiner Beobachtungsgabe rückhaltlos bekundet. Dem eigenen Gefühlsleben steht er ebenso kritisch gegenüber, wie er die Rätsel hinter fremden Stirnen schonungslos zu ergründen sucht: „Denn ich habe die Manie, immer gleich Romane von den Gesichtern abzulesen, die mir begegnen. Eine unbezwingliche Neugier treibt mich gegen meinen Willen, nach dem Leben meiner Mitreisenden zu forschen. Ich möchte wissen, was sie treiben, woher sie stammen, und wie sie heißen; was sie gerade jetzt beschäftigt; ich möchte ihren Kummer wie ihre Hoffnungen, ihre begrabene Liebe wie ihre gegenwärtigen Träume kennen . . ." Da offenbart sich die ganze Ruhelosigkeit dieses kaltfiebernden Gehirns, das auch die eigene Empfindung beim Abschied von der Mutter und in den Armen einer Geliebten genau registriert, dieses starke Herz, das einmal unbändig aufrast, um dann wieder in asketischer Einsamkeit sich ganz einem Werk hinzugeben, das in all seiner gespielten Überlegenheit doch berauscht ist von der großen Symphonie des Daseins, hingerissen von der Schönheit eines Gesanges oder einer Bewegung, eines Sonnenunterganges, einer Wüstennacht am Fuße der Pyramiden, seltsam angezogen und abgestoßen von allem Kleinkram und Marktgeschrei des reichen bunten Lebens. Er geht durch Klöster und Bordelle, durch Irren-

(Fortsetzung auf Seite 564.)

Total-Feuerschutz

das neuzeitliche automatische Löschverfahren auf trockenem Wege.

Von G. Ohrtmann-Clauder, Charlottenburg.

Wo der Ruf „Feuerio" erschallte, war der Gedanke an den Wassereimer der nächste. Denn der Eimer lange Kette sollte das Wasser zum Brandherd tragen; das Feuerhorn ertönt, Glocken läuten und der freiwillige oder Berufsfeuerwehrmann eilt auf seinen Posten. Immer noch ist der Gedanke: Wasser. Wo kein Wasser, keine Hilfe.

Aber es ist nicht mehr der alleinige Gedanke.

Zwar hat die Technik sich bemüht, immer neue und bessere Mittel zum schnellen Heranschaffen grosser Wassermengen an den Brandherd zu finden. Über die primitive Feuerspritze sind wir allmählich zur Motorspritze gekommen und die großstädtischen Feuerwehren besonders sind mit ganz erstklassigem Gerät zur Feuerbekämpfung ausgerüstet. Diese modernsten Hilfsmittel sind indessen der kleineren Stadt nicht zugänglich. Die Mittel fehlen. Auch ist die kleinere Gemeinde bereits nicht mehr in der Lage, eine Berufsfeuerwehr zu stationieren; sie kann eine freiwillige Feuerwehr nicht erstklassig ausrüsten. Dem flachen Lande nun fehlen alle Möglichkeiten, an den besten Errungenschaften unserer Technik bei der Brandbekämpfung teilzunehmen; die Verhältnisse haben sich hier seit altersher nicht geändert.



Total, Type C. Einheitstype. 53 cm Höhe.



Auto-Total. 30 cm Höhe.



Total, Type J. Industrietype. 69 cm Höhe.

Also hat an diesen besten Errungenschaften der Technik fast nur die grössere Gemeinde teil. Aber auch diese kann nicht jedem ausgebrochenen Brande mit Wasser entgegentreten. Es gibt eine grosse Anzahl von besonders feuergefährlichen Stoffen, die mit Wasser überhaupt nicht ablöschbar sind, oder bei denen sich das Feuer vergrössert oder ausbreitet, sobald es mit Wasser begossen wird. Es sei an leichte Öle wie Benzin, Benzol, Petroleum usw. erinnert, die weiter brennend auf dem Wasser schwimmen. Auch Lacke, Firnis usw. sind mit Wasser nicht zu löschen. Es sei an Carbid erinnert, bei dem sich stets aufs neue brennbare Gase durch Wasserzufuhr bilden. Das Ablöschen von Bränden an elektrischen Leitungen mit Wasser gefährdet den Löschenden, da es elektrischen Strom leitet. Das Ablöschen von Bränden an Starkstromanlagen mit Wasser würde schwere gesundheitliche Schädigungen des Löschenden im Gefolge haben.

Wasser ist also, selbst wenn vorhanden und rechtzeitig vorhanden, nicht das in allen Fällen rettende Mittel. Eine Hilfe, die unser Volksvermögen vor Verlusten durch Feuer schützt, muss von anderer Seite kommen. Wissenschaft und Technik suchten einen Weg.

Nun kann ein Weg, Grossfeuer überall und mit Aussicht auf Erfolg anders als durch Riesenmengen Wassers zu bekämpfen, nicht gefunden werden. Der Gedanke knüpft deshalb bei der Bekämpfung des ausbrechenden Feuers, des mehr oder weniger noch im Entstehen begriffenen Brandes an, genau dort, wo die Hand-Feuer-Spritzen und die mit flüssigen Löschmitteln arbeitenden automatischen Handfeuerlöscher Hilfe zu bringen suchten. Aber er ging einen Schritt weiter, einen Schritt voran und erreichte im Total-Feuerschutz das vollkommen, was durch die Handspritzen angestrebt wurde.

Das zu erreichende Ziel ist das erfolgreiche Niederdrücken ausbrechenden Feuers überall, sofort und durch jedermann. Das benötigte Hilfsmittel muss demnach für jedermann beschaffbar und stets löschbereit sein, es muss so leicht handlich und in Betrieb zu setzen sein, dass es jedermann benutzen kann, es muss ausserdem für jedweden Brand, ganz gleich wo und aus welcher Ursache er entstand, ganz gleich, was für Material brennt, gleicherweise benutzbar sein, zu jeder Zeit — im Sommer wie im Winter. Es darf also weder in der Hitze verdunsten noch in der Kälte gefrieren. Schliesslich dürfen durch seine Benutzung Nebenschäden nicht entstehen. Was das Feuer nicht verzehrt hat, das soll weiterhin seinem Zwecke dienen können.



Total löscht brennende Kabelmasse, Öl, Werg, Putzwolle usw.

Das flüssige Löschmittel, gleichgiltig woraus es besteht, schaltete also aus; es hätte infolge des Durchnässens auch der Umgebung des Brandherdes Nebenschäden mit sich gebracht. Die meisten Flüssigkeiten frieren ein, können gefroren nicht über den Brandherd gegossen werden. Einfrierende Flüssigkeiten sprengen ausserdem ihre Behälter.

Es musste zum trockenen Löschmittel gegriffen werden.

Als trockenes, völlig unschädliches Löschmittel ist Natrium-Bikarbonat bekannt. Es spaltet — sobald es auf die Hitze des Brandherdes trifft — Kohlensäure ab, welche bekanntlich die Flammen erstickt und auch dann schon wirksam wird, wenn sich die Luft nur mit einem geringen Prozentsatz Kohlensäure vermischt. — Selbstverständlich ist Natrium-Bikarbonat an sich als vollwertiges Löschmittel im oben angeführten Sinne nicht anzusprechen. Es könnte, als Pulver gestreut oder aus einer Büchse auf den Brandherd geworfen, nur dann wirksam sein, wenn der Ort des Brandherdes so gelegen wäre, dass er durch Überschütten von Natrium-Bikarbonat zugedeckt werden könnte. Das dürfte meist nicht der Fall sein. Auch kämen dabei nur ganz kleine Brandherde in Frage.

Es ist vielmehr notwendig, dieses Löschpulver durch ein ebenfalls unschädliches und feuererstickendes Druckmittel dem Brandherde zuzutreiben, so dass es diesen als Pul-

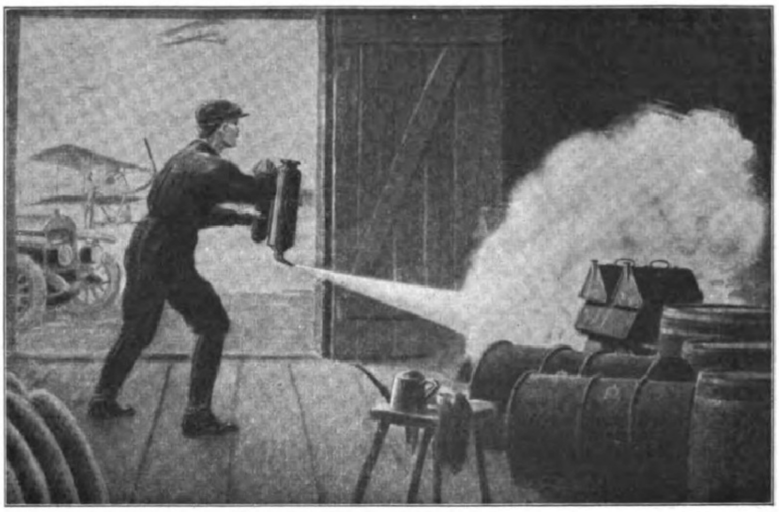


Ablöschen eines brennenden Holzschuppens durch Total, Type D (fahrbar).

verwolke einhüllt, wodurch sodann naturgemäss ein restloses, aber zugleich auch ein schlagartiges Ersticken der Flammen erfolgt.

Das geschieht beim Total-System. Folgendes kurz über Konstruktion und Wirkungsweise des Total-Apparates:

Er besteht aus einem Löschpulver-Behälter und einer Kohlensäureflasche. Die Handhabung ist leicht. Sobald das Ventilrad der Kohlensäureflasche geöffnet wird, arbeitet der Apparat automatisch; die Kohlensäure strömt in den Löschpulverbehälter über, vergast, durchwirbelt das Pulver und reisst dieses aus der Spritzdüse in einem kegelförmigen Strahle hinaus, der sich zur Löschwolke verbreitert. Der Löschstrahl wirkt bis auf ca. 10 m Entfernung. Er gestattet dem Löschenden indessen auch ein nahes Herangehen an den Brandherd, da die mit Kohlensäure gesättigte Staubwolke gegen Hitze und Flammen schützt.



Total löscht Betriebsstoffbrand in der Flugzeughalle.

Der wirksame Total-Feuerschutz ist auf der Verteilung einer entsprechenden Anzahl von Total-Apparaten über einen Betrieb, einen Gebäudekomplex oder eine Gemeinde aufgebaut. Bei Brandausbruch kann somit durch jedermann der zunächst erreichbare Total geholt und in Tätigkeit gesetzt werden. Da naturgemäss der einzelne Apparat nur eine begrenzte Wirkung besitzt, so sind für bereits umfangreichere Brände auch die weiteren erreichbaren Apparate in Betrieb zu setzen, so dass mit einer Vielheit von Apparaten auch die Wirkungskraft vervielfältigt ist.

Eine grosse Anzahl von Bränden, die über das Entstehungsfeuer weit hinausgegangen waren, sind auf diese Weise mit Erfolg bekämpft worden und der Total-Feuerschutz hat eine immer weiter zunehmende Verbreitung und Anerkennung insonderheit von seiten der Feuerwehren gefunden, sodass fast eine halbe Million Total-Apparate im Laufe weniger Jahre verkauft werden konnte. — Weiteste Kreise sehr interessiert hat der Total-Feuerschutz auf der Avus (Automobil-



Total-Feuerschutz in der Ausstellungshalle der Deutschen Automobil-Ausstellung, September-Oktober 1921.

Verkehrs- und Übungsstraße A. G., Berlin-Grunewald) während der Rennen im Herbst dieses Jahres und in der Deutschen Automobil-Ausstellung. Auf der Avus waren 94 Apparate verteilt. Bei einem Vergaserbrand im Rennen II trat der Total-Feuerschutz in Tätigkeit. Der Rennwagen startete nach dem Ablöschen sofort, ohne Schaden genommen zu haben.

Für den Feuerschutz der Automobil-Ausstellung kamen einige 60 Apparate zur Aufstellung. Zweimal brach hier Feuer aus. Während das erste — am 30. September nachmittags, geriet die Schaltung eines elektrischen Personenwagens der Omnobil-Gesellschaft in Brand — ungefährlich für die gesamte Ausstellung schien, wäre das zweite ohne Total bei dem Massenbesuch in der Halle vermutlich von weittragender Bedeutung geworden. Eine Panik hätte unabsehbares Unglück im Gefolge gehabt.

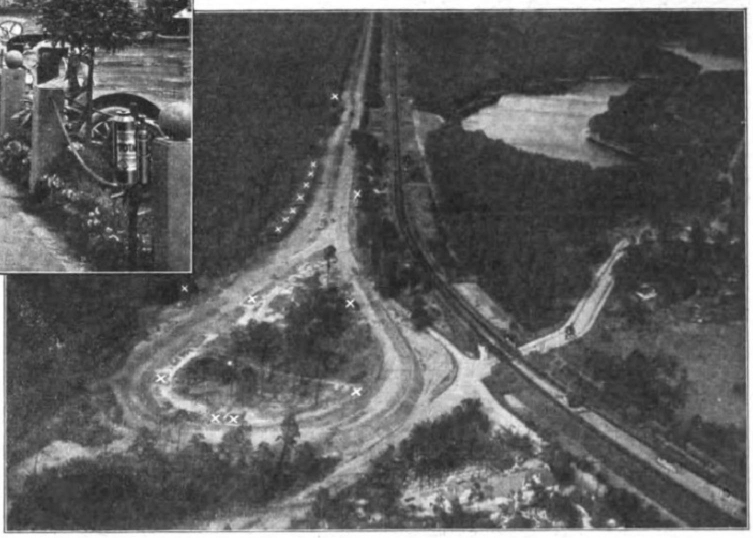
Über das Vorkommnis selbst ist uns folgender Bericht zugegangen: Am Sonntag, den 2. Oktober, nachmittags 3 Uhr 25 Minuten brach in den Dachräumen der grossen Halle der Deutschen Automobil-Ausstellung ein Brand an einem Elektromotor der Entlüftungsanlage aus. Die Flammen schlugen bereits über einen Meter hoch aus dem Motor heraus, der Motor selbst glühte im Innern vollständig.

Ein Herr des Ausstellungsstandes der „Roland-Werke" machte mich auf das Feuer aufmerksam. Wir ergriffen beide je einen der in der ganzen Automobil-Ausstellungs-Halle auf die einzelnen Ausstellungsstände verteilten Total-Apparate und bahnten uns mit vieler Mühe einen Weg durch das dichte Menschengedränge bis zur Brandstelle. In wenigen Sekunden war das Feuer mit dem Total-Apparat restlos gelöscht. Die anrückende Charlottenburger Feuerwehr brauchte nicht mehr in Tätigkeit zu treten. Es konnte der Menschenmenge und der Ausstellungsleitung mitgeteilt werden, dass weitere Gefahr nicht bestand. Durch das rasche und entschlossene Eingreifen mit dem Total-Apparat wurde grösserer Schaden und eine Panik abgewendet.

Charlottenburg, den 4. Oktober 1921. gez. Unterschrift.

Im Anschluss an die Vorkommnisse während der Deutschen Automobil-Ausstellung sei auf die kleinste Total-Type, den Auto-Total hingewiesen. Er ist ein Feuerlöscher kleinster Dimension in zylindrischer Form aus Messing und für den Vergaserbrand, welchen man als Ausgangspunkt fast eines jeden Automobilbrandes ansehen muß, bestimmt. Er kann bequem im Kraftwagen mitgeführt werden. Die Brände am Kraftwagen sind durch Auto-Total auf das heute mögliche Mindestmaß zurückgeführt.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die Total G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg allen Feuerschutz-Interessenten für In- und Ausland durch ihre fachlich geschulten Mitarbeiter stets Auskunft über alle Fragen des Feuerschutzes erteilt, dass sie Feuerschutz organisiert für Klein- und Grossbetriebe, für Gemeinden sowohl wie für Einzelhaushaltungen. Ihre reichen Erfahrungen stellt sie jedermann unentgeltlich zur Verfügung.



Avus (Automobil-Verkehrs- und Übungsstrasse A.-G., Berlin-Grunewald) durch 94 Total-Apparate geschützt. Die weissen Kreuze im Bilde (Südschleife) bezeichnen die Aufstellung von Total-Feuerlöschern.

(Fortsetzung von „Literatur und Kunst“ auf Seite 561.)

häuser und Tingeltangel, durch Kirchen und Sterbegemächer, ist als Gast bei offiziellen Empfängen und Volksfesten, verkehrt zwischen geistlichen und weltlichen Würdenträgern, unter Gauklern und Dirnen, unter Bettlern und Mönchen, Sklavenhändlern und Ruderknechten, immer als Zuschauer, immer zugleich teilnehmend und unbeteiligt, mit der gleichen wachsamen Aufmerksamkeit, mit der er die Zeugen vergangener Zeiten, die Säulenformen und die Reliefs der alten Tempel, die Götterbilder und Königsstatuen und das Antlitz der Sphinx betrachtet. Nichts entgeht seinem forschenden Anteil an allen menschlichen und außermenschlichen Dingen; die Flöhe, die ihn auf der Nilbarke beinahe auffressen, sind ebenso wichtig und werden ebenso getreu vermerkt wie das Heimweh nach seinem stillen Hause im Norden, das ihn plötzlich im blendenden Licht der ägyptischen Sonne auf der Nilfahrt überfällt. Denn, so schreibt er einmal an seinen Schüler Maupassant über „die Sittlichkeit der Kunst“: „Die Poesie, wie die Sonne, wirft Gold auf den Misthaufen. Schlimm genug für die, die es nicht sehen.“ Gerade aus dieser scheinbar rein gegenständlichen Kälte, die alles gleich ernst nimmt, um es nach seinem letzten Wert streng abzumessen, erwacht das Bild einer ganzen bunten, wilden Welt. Die unerbittliche Sachlichkeit von ein paar knappen Sätzen erschüttert hier stärker, als es das flammendste Pathos vermöchte. Bei Flaubert ist die Kunst die strenge Herrin, die die Kraft des ganzen Menschen verlangt und sich seiner bedient, um neue notwendige Gebilde von überzeitlicher Bedeutung zu schaffen.

Dr. Karl Blanck.

Fridtjof Nansen: „Spitzbergen.“ 328 Seiten mit 180 Abbildungen, Karten und Diagrammen nach Zeichnungen des Verfassers. (Brockhaus, Leipzig, 1921.) Wie in seinem Buche über Sibirien, das „Land der Zukunft“, erschließt uns der große Polarforscher auch in seinem neuesten Werke über Spitzbergen eine neue Welt. Von den Geheimnissen und Wundern, die diese von ewigem Eise starrende Inselgruppe und das sie umbrandende Meer bergen, wird der Schleier gezogen, und wir erfahren staunend, daß unser Kontinent mit den Gewässern um Spitzbergen und den sie durchziehenden Strömungen auf Gedeih und Verderb vereint ist, und daß sich von dort aus das Klima Europas reguliert. Mit den neuesten, selbstgebauten Instrumenten entdeckte Nansen von seiner kleinen Motorjacht aus auf dem Grunde des nordischen Meeres mächtige Ströme, die die Wolga an Größe übertreffen, und stellte unterseeische Wogen von riesenhafter Höhe fest. Er belehrt uns weiter darüber, wie die gewaltige, die ganze Inselgruppe bedeckende Steinkohlenschicht vor Jahrmillionen aus Sumpfwäldern entstanden ist, deren Baumbestand einer warmen Zone angehört, und ferner, wie dieser Naturschatz am besten ausgebeutet werden kann. Wir hören auch von einem arktischen Pompeji, der vor einigen Jahrhunderten von Holländern gegründeten „Speckstadt“, in der einst ein lustiges Leben herrschte, von beutefrohen Jagden auf die damals reiche Tierwelt und von — Arbeiterunruhen und Streiks. Die Schilderung der persönlichen Erlebnisse Nansens und der grandiosen Natur Spitzbergens, die meisterliche Darstellung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreise machen die Lektüre des Buches zu einem hohen Genuß, der durch Versenkung in den künstlerischen Schmuck des Werkes noch gesteigert wird.

Liebes-Lyrik. „Der Minne Sang und Sehnen“ nennt sich eine kleine Sammlung von Minneliedern, die Wolfgang Madjera alten Sängern nachgedichtet hat (Wiener Literarische Anstalt, Wien-Berlin). Der Bearbeiter versucht, bei liebevoller Versenkung in das Dichtwerk bis zu dessen Erlebniskern vorzudringen, das Stoffliche nochmals nachzuerleben und in neue Form zu gießen. Zuweilen ist ihm das ganz nett geglückt, aber manchmal ging er doch dem Vorbild auch arg zu Leibe. Die Minnelieder behalten doch ihren Zauber nur in der Originalgestalt. Das „Venusgärtlein“, neu bestellt von Kurt Siemers (verlegt bei Erich Matthes, Leipzig und Hartenstein), besteht aus netten, anspruchslosen, im Volksliederton gehaltenen Herzensbeichten eines Junggesellen, der gern im Venusgärtlein spazierengeht und daran eine reine dichterische Freude hat.

Weihnachtsbücher für reifere Knaben. An den Anfang dieser Gruppe sei das Lieblingsbuch der deutschen Knabenwelt „Der gute Kamerad“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) gestellt, der in 35. Folge soeben erschienen ist. Im Charakter sich von seinen Vorgängern nicht unterscheidend, bietet sein Inhalt wiederum eine Fülle von Belehrung und Unterhaltung. Außer einer spannenden Robinsonade findet der jugendliche Leser in dem umfangreichen Bande Geschichtliches und Geographisches, Naturwissenschaftliches und Technisches, Experimentelles und Sportliches in so reichem Maße, daß er damit die Schatzkammer seines Wissens nach allen Richtungen bereichern kann. Mit der gleichen Begeisterung wird er die andere Weihnachtsgabe der Union „Das neue Universum“ in die Hand nehmen, das dem Belehrenden einen noch weiteren Spielraum zuweist und seit seinem Bestehen zu den Standardwerken jeder Jugendbibliothek gehört. Belehrende Erzählung, verbunden mit spannenden Erlebnissen, findet man in zwei anderen Werken desselben Verlages, in Reinhard Roeths „Auf großer Safari mit treuen Askari“, einem trefflich, mit Verwertung des Schicksals Lettow-Vorbecks und seiner Schar, geschriebenen Unterhaltungsbuch, und in Friedrich Wilhelm Maders „Wunderwelten“ einer phantastischen Reise durch das Weltall, der alles, was wir von den Wundern der Erde und Sternenwelt wissen und ahnen können, vertraut wurde. Unter den für die Jugend besonders geeigneten Werken der Weltliteratur, die in neuen Bearbeitungen erschienen sind, erwähne ich die unvergänglichen Irrfahrten und Taten des scharfsinnigen Ritters „Don Quixote“ von Miguel de Cervantes (Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg). In der vorliegenden Bearbeitung, die nicht nur — wie bei andern Jugendausgaben — das äußere Gewand, sondern auch den inneren Geist beibehält und außerdem reich illustriert ist, tritt der erzieherische Wert dieser berühmten Dichtung besonders überzeugend in die Erscheinung. Für die Kenntnis der römischen Antike bleiben Bulwers „Letzte Tage von Pompeji“ immer eines der aufschlußreichsten belletristischen Werke. Die illustrierte Ausgabe in K. Thienemanns Verlag, Stuttgart, dürfte ebenso wie die von Otto v. Greyerz veranstaltete und in demselben Verlag erschienene Auswahl aus Hebels unvergänglichem „Schatzkästlein“ den Vorzug haben, der Eigenart des Originals bestmöglich zu entsprechen. Beide Neuerscheinungen können der reiferen Jugend bestens empfohlen werden. Ebenso Will Vespers Bearbeitung der „Nibelungensage“ (Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg). Der Verfasser, dessen Neudichtungen der Tristan- und Parzivalsagen sich großer Beliebtheit erfreuen, hat hier, aus den verschiedensten, deutschen und nordländischen Quellen, ein neues geschlossenes Werk geformt.

Märchen- und Sagenbücher. Der diesjährige Weihnachtsbüchermarkt verzeichnet eine stattliche Anzahl von Märchenbüchern. Da ist „Firlefanz, der Puppendoktor“ (C. Heinemann Verlag, Berlin) von Egon H. Straßburger mit Bildern von Adolf Propp. Der große Erfolg, den dieses Märchen in der Bühnenbearbeitung als Märchenoper fand, wird dem reizvoll, in echtem Kinderton geschriebenen Büchlein den Weg in die Öffentlichkeit ebnen. Die beiden Märchenbücher des Verlages Hegel & Schade in Leipzig: „Ein Strauß von meiner Märchenwiese“ von Frieda Martini und „Wie Hannepeterle ein Mann wurde“ von Helena Esselborn, mögen um der schlichten volkstümlichen Art willen, die, jede gesuchte Phantastik vermeidend, sich den Bedürfnissen des Kindergemüts anzupassen sucht, warm empfohlen werden. „Sieben seltsame Historien“ betitelt sich ein Märchenstrauß von August Reulicke (Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig). Hier zeigt sich Märchenkunst im besten Sinne, ebenbürtig der eines Hauff und Andersen. Diese sieben seltsamen Historien sind Märchen, die das Leben selbst dem fein beobachtenden Verfasser zutrug. Daher ihre Gegenständlichkeit und Tiefe. Hildegard Reuffer-Stavenhagens „Märchenfäden“ (Max R. Hoffmann Verlag, Berlin), die so geschickt an die alte volkstümliche Märchenkunst anzuknüpfen verstehen, und die bereits seit langem sich großer Beliebtheit erfreuen, liegen wieder in neuer Auflage vor. Otto Ernsts neueste

(Fortsetzung auf Seite 566.)



№ 4711.
Tosca
Das grosse
Mode-Parfüm
№ 4711.
Tosca
№ 4711.
Tosca

(Fortsetzung von „Literatur und Kunst“ auf Seite 564.)

kleine Märchenerzählung „Der Kinder Schlaraffenland“ (Verlag Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München), die alle charakteristischen Kennzeichen seiner phantasievollen, witzigen und launigen Schilderungsweise trägt, möge die Aufzählung der Neuerscheinungen beschließen, der nur noch zwei Sagenwerke angefügt werden sollen. Das eine, „Elbsagen“ (Verlag von Hegel & Schade, Leipzig), enthält, von Prof. Dr. Oskar Ebermann geschickt ausgewählt, die schönsten Sagen von der Elbe und den anliegenden Landschaften und Städten und wird darum besonders in Sachsen Anklang finden, und das andere sind die unvergänglichen „Deutschen Volksbücher“ von Gustav Schwab, die Prof. Dr. Schirmer neu bearbeitet und W. Planck treffend illustriert hat (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart).

Mädchenbücher. Was „Der gute Kamerad“ für die reifere männliche Jugend bedeutet, das ist „Das Kränzchen“ (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) der heranwachsenden holden Weiblichkeit. Sie findet in ihm alles, was in ihren Interessenkreis gehört: Erzählungen und Märchen, belehrende Aufsätze und Plaudereien, Geschichte, Natur- und Völkerkunde, Kunst und Wissen, ja sogar Mode, Handarbeiten und allerlei Nützliches für den Hausbedarf. Der neue Jahrgang zeichnet sich wiederum durch eine große Vielseitigkeit auf diesem Gebiete aus. Unter den Weihnachtsgaben der „Union“ für junge Mädchen seien noch erwähnt: „Der Jugendgarten“, eine nette Sammlung von Erzählungen ernsten und heiteren Inhalts, Gedichten, Unterweisungen aus Natur, Haus und Geschichte, und ein neues Buch von Johanna Klemm: „Aus allerlei Nestern“, in dem sich eine Menge reizender Mädchengestalten tummelt, und das viel frisches und frohes Leben atmet. — Mehrere unterhaltsame Erzählungen veröffentlichte der Verlag Levy & Müller in Stuttgart. Clara Schelpers „Schelmenmädel“ schildert eine Mädchenfreundschaft, reich an Verwicklungen, die sich indes alle glücklich lösen, mit frischem, kernigem Humor. Olga Gaul-Molnar behandelt im „Raderchen“ ein kleines Original, das in seiner Unschuld manche Dummheiten begeht, aber alle, die in seinem warmen liebebedürftigen Herzen zu lesen verstehen, für sich einnimmt. — Die Jungmädchenbücher des Verlages K. Thienemann in Stuttgart haben durch „Regina Himmelschütz“ von Helene Raff eine hübsche Bereicherung erfahren. Ein bayrisches

Bauernmädchen wird hier geschildert, das durch seinen zähen Willen, den es in bösen und guten Tagen bewährt, aus seinen mißachteten Stellen, in welche die Schuld der Familie es trieb, sich zu einer angesehenen Bäuerin emporarbeitet.

Knabenbücher. Ein Buch von Josephine Siebe ist für Knaben und Mädchen stets ein freudiges Ereignis. Diesmal hat die bekannte Jugendschriftstellerin „Kasperle auf Reisen" geschildert und damit zugleich eine sehr lustige und abenteuerreiche Geschichte ihren jungen Lesern dargebracht. — Von ähnlichem sprechenden Humor getragen wird der ebenfalls bei Levy & Müller in Stuttgart erschienene „Duselfritz" von Olga Gaul-Molnar. Es ist die Geschichte eines kleinen Jungen, der den Kopf voll von Märcheneinfällen hat, unter deren Einfluß er manches anstellt, was ihn den Neckereien seiner Gespielen aussetzt. Es ist ein drolliger Kauz, den man liebgewinnen muß. — Einen ernsteren Inhalt dagegen bietet die neueste, in dem gleichen Verlage veröffentlichte Erzählung von Tony Schumacher: „Um der Mutter willen." Sie schildert die bunten Erlebnisse eines Armenierknaben, der von einem Bärenführer verschleppt wurde, und dem die Erinnerung an seine Mutter und die Mithilfe treuer Menschenfreunde auf rechten Wegen erhält und zu einem tüchtigen Manne reifen läßt. — Endlich sei ein Büchlein erwähnt, das auch bei Erwachsenen Beifall finden wird. Es heißt „Robert Schumanns Kinderszenen, auf heimatlichen Grund gelegt", eine Dichtung von Kurt Arnold Findeisen (Oskar Laube Verlag, Dresden). Mit großem dichterischen Feingefühl hat der Verfasser die musikalische Stimmung einzelner vielgespielter Kinderszenen in Worte umzusetzen verstanden, wobei von Walter Rehn noch einige Zeichnungen dazwischengestreut worden sind.

Bilder- und Kinderbücher. Der Weihnachtsbüchertisch ist diesmal mit Gaben für die Allerkleinsten nicht sehr reich bestellt. Vielleicht tragen die unerhörten Herstellungskosten daran die Hauptschuld. Was aber geboten wird, ist recht reizvoll und nett. Da nenne ich zum Beispiel die alten lieben Kinderreime im neuen Gewande: „Schweinchen schlachten", herausgegeben von Charles Dieck mit Bildern von Else Wenz-Viëtor (Nürnberger Bilderbuchverlag Gerhard Stalling, Oldenburg; Preis 20 Mark). Alle Kinder, vom Säugling bis zum Fibelschützen, werden sich an dieser neuen Gabe freuen. In demselben Verlag erschien ein originelles „Puppen-

stubenspielbuch", ebenfalls entworfen von Else Wenz-Viëtor (Preis 70 Mark), das in sich Ausschneide-, Spiel- und Bilderbuch vereinigt. Der für die Kinder so unterhaltsamen Technik des Ausmalens und Ausschneidens liefern die bei Hegel & Schade in Leipzig erscheinenden Vorlagebücher „Der Bahnhof" und „Der Gutshof" willkommenes Material. Ein außerordentlich lustiges Büchlein in Schwarzweißmanier hat der gleiche Verlag veröffentlicht. Es heißt „Onkel Fritz in Afrika" (Preis 10,50 Mark) und enthält amüsante Reime von Adolf Wolff, illustriert von Fritz Zimmermann. — Ferner sei in diesem Zusammenhang eine kleine Auslese der schönsten deutschen Weihnachtslieder unter dem Titel „Wie uns die Alten sungen" (Carl Merseburger, Leipzig; Preis 7 Mark) erwähnt. Martin Frey hat die Auswahl besorgt, und Albert Andresen führte die Noten- und Textschrift mit der Feder aus. Dazwischen sind nette Zeichnungen eingestreut. — Endlich sei auf das allerliebste Kinderbuch „Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich" von Olga Stückrath-Stawitz (A. Berneder, Heimatscholle-Verlag, München), das so viele reizende Märchen, Tanzreigen, Neckreime und Sommerliedchen enthält, empfehlend hingewiesen.

Bücher der Zeit. Die Romanschreiber unserer Tage stehen unter dem folternden Zwang der fiebernden Gegenwart wie wir alle. Nur leihen sie dem, was sie quält, in zwei grundverschiedenen Formen Ausdruck. Diejenigen, die da glauben, daß ihnen ein Gott gegeben hat, zu sagen, was sie leiden, setzen sich hin und füllen Bände, in denen der fiebernde Puls der Zeit schlägt mit ihren Anklagen gegen Vergangenes und Gegenwärtiges. Die andern flüchten meilenweit von aller Aktualität hinweg und bauen sich in den Bereichen der Phantasie eine neue Heimat auf. Aus der Woge der ersteren nehme ich im folgenden einige heraus, die Typisches und Neues in bemerkenswerter Form zu sagen wissen. Rudolf Jeremias Kreutz hat in seinem Roman „Die einsame Flamme" (Verlag Egon Fleischel, Berlin) als erster den Versuch unternommen, eine Psychologie des Gefangenenlagers zu schreiben. Er schildert das Leben in einem mitten im sibirischen Urwald gelegenen österreichischen Offizierslager, mit seinem dumpfen Triebleben, den krampfhaften Versuchen, Würde zu wahren, dem stumpfsinnigen Einerlei, das zu seltsamen seelischen Entartungserscheinungen führt. Erschütternd zu lesen ist, wie dann das Freiheitsgespenst „Bolschewismus" mit tollen

luchtlockungen über den Lagerzaun grinst, um dann im entscheidenden Augenblick in irchterlichster Form über sie herzufallen. Die befreiten Insassen des österreichischen Mannschaftslagers treiben die abziehenden Offiziere mit russischen Waffen in ihre äfige zurück. Schade, daß dies gewaltige Bild seelischer Not durch absichtsvoll rikierende Beigaben entstellt wird. Das Buch soll offenbar in möglichst viele ausindische Sprachen übersetzt werden, deshalb mußte dem deutschen Leid der satirische Mantel umgehängt werden. — Sehr viel ruhiger, vornehmer gibt sich das ungemein iteressante Buch des Russen Victor Panin (in deutscher Übersetzung bei Paul assierer, Berlin), das in Tagebuchform die Erlebnisse eines aus dem Kriege zurückhrenden russischen Schriftstellers schildert. Dieser Roman: „Die schwere Stunde", ird in Deutschland verschlungen werden. Er gibt uns zum ersten Male authentische ufklärungen über die Zustände im bolschewistischen Rußland. Wer begreifen will, arum dies unglückliche Land zugrunde geht und zugrunde gehen muß, der lese ies Buch. Ein bezeichnenderes Dokument dumpfen Hingegebenseins an das Chaos ınn es nicht geben. — Wenn man demgegenüber die Spiegelungen von Gegenwart und nächster Vergangenheit in deutschen Romanen studiert, so stellt man mit Genugtuung fest, daß in all dem zornigen und erbitterten Naturalismus dieser Wirklichkeitsausschnitte zum Schluß immer doch ein Funken Hoffnung auf Besserwerden aufleuchtet. Das ist so in Alfred Bocks Roman „Der Schlund" (Egon Fleischel, Berlin), der darstellt, wie das deutsche Dorf den Zusammenbruch und die Revolution erlebt. Die bekannten Gegensätze von Stadt und Land in dieser trostlosen Zeit, die alles Geile, Untüchtige groß werden ließ, sind scharf herausgearbeitet. Aber doch entläßt uns der Verfasser mit dem tröstenden Ausblick auf eine ungebeugte junge Mutter und die unter neuer Pflugschar dampfenden Acker. Ähnlich verfährt die rheinische Draufgängerin Nanny Lambrecht in ihrem breit und kantig, aber leider hier und da auch reichlich salopp hingehauenen Zeitbild aus dem besetzten Gebiet zwischen Köln und Aachen: „Vor dem Erwachen" (August Scherl, Berlin). Ein grotesker, von Militär- und Revolutionsgewittern umtobter Schieber- und Bankrotteur-Karneval tollt vorbei, läßt aber doch zu guter Letzt erkennen, daß in jugendheißen Gemütern die heilige Flamme der Heimatliebe neu aufleuchtet. Diese Morgenröte vor

dem Erwachen wird zwar hier wie dort etwas bei den Haaren herbeigezogen, aber vielleicht ist sie darum nur um so charakteristischer deutsch. Auf überraschend anderem Wege sendet **Paul Keller** den Trost ins Herz seiner Leser. Sein Roman „**In fremden Spiegeln**" (Bergstadt-Verlag, Breslau) kann wundgerissenen Patriotenherzen als Balsam empfohlen werden. Hier wird der rasende Zorn und Ekel eines jungen Offiziers über das neue Deutschland, dessen Staub er verächtlich von den Füßen schüttelt, im Wunderlande Indien sacht, aber gründlich kuriert. Am Elend des unter Englands und seiner eignen Priestertyrannei hoffnungslos versklavten fremden Volkes gewinnt er die richtigen Maßstäbe zur Beurteilung des eigenen Volkes wieder. Entschlossen kehrt er heim, um mit Hand anzulegen am Wiederaufbau. Da die Tendenz die farbenbunten Orientschilderungen nicht übertüncht und dem Spannungsmoment, ja, dem Humor Raum gelassen ist, so wird das hübsche Buch mit der guten Absicht eine Herzenserleichterung für viele sein können. — Im Vorbeigehen sei noch auf den Roman „**Schwester Ursula**" von **Munier-Wroblewska** (Cottas Verlag, Stuttgart) hingewiesen, weil er die Wirksamkeit der Roten-Kreuz-Schwestern im Weltkrieg einmal ohne tendenziöse Aufmachung, gerecht und furchtlos zugleich darstellt. Das Buch enthält bitter ernste Beiträge zur Psychologie jüngstvergangener Zeit. — Als wahrer Virtuose in der Kunst, selbst aus Trübstem noch Sonnenschein zu locken, bewährt sich wieder der große Genießer **Rudolf Hans Bartsch**. Es steckt eine wunderliche Mischung von Weltkind und Prediger in diesem elegantesten der Erzähler Österreichs, der jetzt, da seines zerschmetterten Landes Elend riesengroß geworden, in einem funkelnden Buch „**Ewiges Arkadien**" (L. Staackmann, Leipzig) den in ihrer Steinwüste begrabenen Wienern den Weg ins Freie zurück zur rettenden Mutter Natur zeigen will. Aus irgendeinem lieben kleinen Dorf der Steiermark schreibt er ihnen Lockbriefe in seiner unnachahmlichen Art, malt ihnen tausend Wunder des Landlebens mit wahrhaft feinschmeckerischer Freude aus und möchte sie am liebsten gleich auf der Stelle in fröhlich die eigene Scholle bearbeitende Bauern verwandeln. Dem Zauber dieser feurig schmeichelnden Beredsamkeit liegt die gleiche aufgepeitschte Heimatliebe zugrunde, die auch **Karl Hans Strobl** zum Bußprediger hat werden lassen. Er faßt die Wiener freilich anders an! Wie ein zornig entbrannter apoka-

loptischer Seher malt er ihnen in seinem Roman „Gespenster im Sumpf“ (L. Staackmann, Leipzig) ein Zukunftsbild hin, das in seiner grausig hohnvollen Phantastik planvoll darauf angelegt ist, sie aus ihrer Lethargie aufzupeitschen. Das aufregende Buch ist deshalb so bemerkenswert, weil in ihm einmal alle Sensationen des Grauens, wie sie seit dem Golem in einem gewissen Teile unserer Literatur grassieren, zu einem großen ethischen Endzweck aufgeboten werden. Neben diesen unmittelbaren Dichterreaktionen auf die Zeit stehen Werke, die, ohne direkt von Krieg oder Revolution zu handeln, doch so deutlich in Opposition gegen die Zeit geschaffen sind, daß sie kaum weniger scharf als Zeitdokumente wirken. Ein paar typische Beispiele dieser Art seien noch genannt. Rudolf Haas greift in seinem sozialistischen Roman „Der Volksbeglücker“ (L. Staackmann, Leipzig) das große Thema unserer Tage auf und deckt schonungslos und doch mit mitleidender Hand die Unzulänglichkeit auch dieses Ideals, sobald es in die Wirklichkeit umgesetzt wird, auf. Es gehörte Mut dazu, ein solches Buch zu schreiben. Um so mehr verdient es, beachtet zu werden! — Verdammungsurteile gegen die Vorrevolutionszeit und ihre Gesellschaft sind die Bücher von Kurt Martens „Der Alp von Zerleb“ (Grethlein & Co., Leipzig) und von Friedrich Freksa „Der Wanderer ins Nichts“ (Georg Müller Verlag, München). Durch Martens' niederdrückend pessimistischen Roman zieht ein unterirdischer Strom von Haß, der durch die raffiniert leise und gepflegte Darstellung nur um so fühlbarer wird. Nichts davon bei Freksa. Er will nur kühl und geistreich überlegen registrieren. Aber wie unheimlich scharf hat er dabei die ganze Müdigkeit, Lebensuntüchtigkeit und den versteinerten Egoismus einer ganzen Klasse intellektueller Lebejünglinge vor der großen Katastrophe konterfeit. . . . Abseits von allen diesen, aber auf einem für uns brennend aktuellen Boden bewegt sich der großangelegte Roman „Das Schlachtfeld“ von Franz Herwig (Bong & Co., Stuttgart). Hier zieht einmal ein Deutscher einen erstaunlich klaren und scharfen Querschnitt durch das ganze polnische Volk. Die polnische Seele liegt unter der Lupe, damit Deutsche daraus lernen, wie man als Freund oder Feind mit diesem hitzköpfigsten aller Nachbarn verfahre. An den Lehren dieses mit meisterhafter Technik aufgebauten, großen Mustern folgenden Buches sollte kein Deutscher vorbeigehen.

Dr. Egbert Delpy.

GARDONE-RIVIERA

Die Perle des Gardasee. Idealster Aufenthalt für Herbst, Winter u. Frühling.

Gleichmäßig mildes Klima. Intensive Sonnenbestrahlung. Tropische Vegetation. Seebäder.
Segel-, Ruder- u. Fischereisport. Lawn-Tennis. Golf links. Lohnende Ausflüge zu Land u. See.

Kur-Kasino Saison: 1. September bis 1. Juni **Cercle privé**

Internationales Kurleben. Künstler-Konzerte. Regatten (Jachten, Motorboote). Flugmeetings (Hydroplane). Automobilrennen. Tanzreunion.

GRAND HOTEL

Direkt am See n. Landungsplatz. Das grösste u. eleganteste Hotel des Gardasees. Jeder moderne Komfort. Eigene Strandpromenade mit Seebadeanstalt. Grosser Park (30000 m²). Saison: 1. September bis 1. Juni.

HOTEL ROMA

Vornehmes deutsches Haus. Jeder moderne Komfort. Herrliche Aussicht auf den See. Grosser Garten. Volle Pension von Lire 35.— aufwärts. Ganzjährig geöffnet.

Schwarzwaldhotel „Waldlust“ Freudenstadt

Herrlicher Winteraufenthalt für Sport und Erholung

Beste Verpflegung * Skilauf * Schlittschuh- und Rodelbahn * Tanz



BERLIN W Kurfürstendamm 33a. a. Untergr.-Bahnhof Uhlandstr.

Pension Kurfürsten-Eck

40 gedieg. einger. Zimmer, Fahrstuhl, elektr. Licht, fließ. Warm- u. Kaltwasser u. Telefon in allen Zimmern. Gute Verpflegung. Höchste Referenzen. Mäßige Preise. Prospekt frei durch die Direktion. Fernspr.: Steinplatz 9142.

Bad Blankenburg, Thüringerwald.

Dr. Karl Schulze's
Sanatorium Am Goldberg
Das ganze Jahr geöffnet. Leit. Arzt: Dr. Wittkugel.

Dr. Warda · Villa Emilia

Heilanstalt für Nervenkranke
Blankenburg in Thüringen (Schwarzatal)

Sanatorium Lindenbrunn bei Coppenbrügge

in Hann., Kreis Hameln, in herrl. Wald- u. Gebirgslage, 4 natürl. Schwefelquellen. Prosp. frei. **Dr. Netter.**

Friedrichshafen am Bodensee.

→ **Kurgartenhotel.** ←

Haus ersten Ranges mit allen Einrichtungen der modernen Hoteltechnik. Direkt am See gelegen. Pensionsvereinbarung von Mk. 65.— aufwärts. Das ganze Jahr geöffnet.

Schierke

Bedeutendster Winterkurort und Sportplatz Mitteldeutschlands.
Prospekte durch die **Kurverwaltung**, Telephon 50

Hotels:	Pensionen:
Fürstenhöh u. Kurhaus	Haus Wedel
Waldfrieden	Kurpension Oberschierke
Barenberger Hof	Haus Assmann
Hoppe	Haus Waldesruh
König	
Burghotel	
Goethehaus	Sanatorium

Sanatorium Schierke im Harz

Das ganze Jahr geöffnet.
Ärztliche Leitung: **San.-R. Dr. Kratzenstein.**
Wirtschaftl. Leitung: **Th. Johannsen.** — Näheres durch Prospekt.

BARENBERGER HOF

Kurhotel ersten Ranges.
Villenkolonie Barenberg bei Schierke im Harz.
Näheres durch Prospekt. **Die Direktion.**

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke Tannenfeld

bei Nöbdenitz, Sa.-Altenburg. Prospekte durch Dr. med. Tecklenburg.

Fremdenheimpächter oder -Käufer

für einen Kurort Nähe Dresdens gesucht.
Angebote unter K. 100 postl. Postamt VIII Dresden erbeten.

Kurhaus Dr. Rohrbach

Cassel-Wilhelmshöhe
(früh. Sanat. Dr. Wiederhold)
Anst. für Physik.-Diaet. Heilmeth., Psychotherapie, Radium-Bestrahlung, bes. bei Basedow, Trinkkuren a. Art. Orig. Zanderinst. f. schwed Heilgymn. u. Massage. Prospekte frei.

Tannenhof

S.-R. Dr. Bieling
Heilanstalt
Friedrichroda
in Thüringen.



Wund- und Kinderpuder, Körperpuder, Fußstreupuder u. Pasta
LANULA
Chemische Fabrik
Langbein & Lange, Plauen i. V.
Inh.: Dr. R. Bauer.



Kostenlose Betriebs-Kraft
für
Wasserpumpen, Elektrizität, landwirtschaftliche Maschinen, Ent- und Bewässerung, Mahlmühlen etc.
Tausendfach ausgeführt.
Vereinigte Windturbinenwerke, DRESDEN-REICK



Knet-Maschinen
Dampf-Backöfen
Ganze Einrichtungen für Lebensmittel u. Chemie

Dr. Petersons Sanatorium
Brambach i. V. Höhenluftkurort, ca. 600 Meter. Radiumkuren Radium Schrothkuren. Sog. zentrifugale Kuren. Prospekte.

Bad Blankenburg Thür. Wald.

Waldsanatorium „**Schwarzeck**“ für nervöse und innere Kranke.
Leitende Ärzte: S.-R. Dr. Wiedeburg, S.-R. Dr. Poensgen, Dr. Weiss-Reval.

COLUMBIA OVERSEAS CORPORATION

IMPORT 50 PINE STREET EXPORT

NEW YORK U.S.A.

ÜBERNEHMEN EINKAUF DEUTSCHER FABRIKATE FÜR EIGENE RECHNUNG SOWIE AUCH DEN VERTRIEB ALS ALLEINVERTRETER UNTER BEVORSCHUSSUNG VON KONSIGNATIONEN.

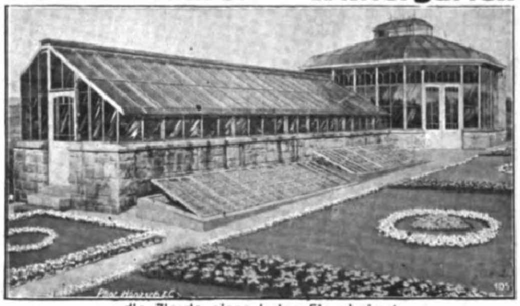
UNTERHALTEN AUSSTELLUNGSRÄUME.

WIR INTERESSIEREN UNS BESONDERS FÜR
SPEZIALMASCHINEN DER
PAPIERBRANCHE,
TEXTIL- UND LEDERINDUSTRIE,
FÜR ANDERE KLEINMASCHINEN UND MOTORE SOWIE SPEZIALWERKZEUGE.

REFERENZEN ERWÜNSCHT UND ZUGESAGT.

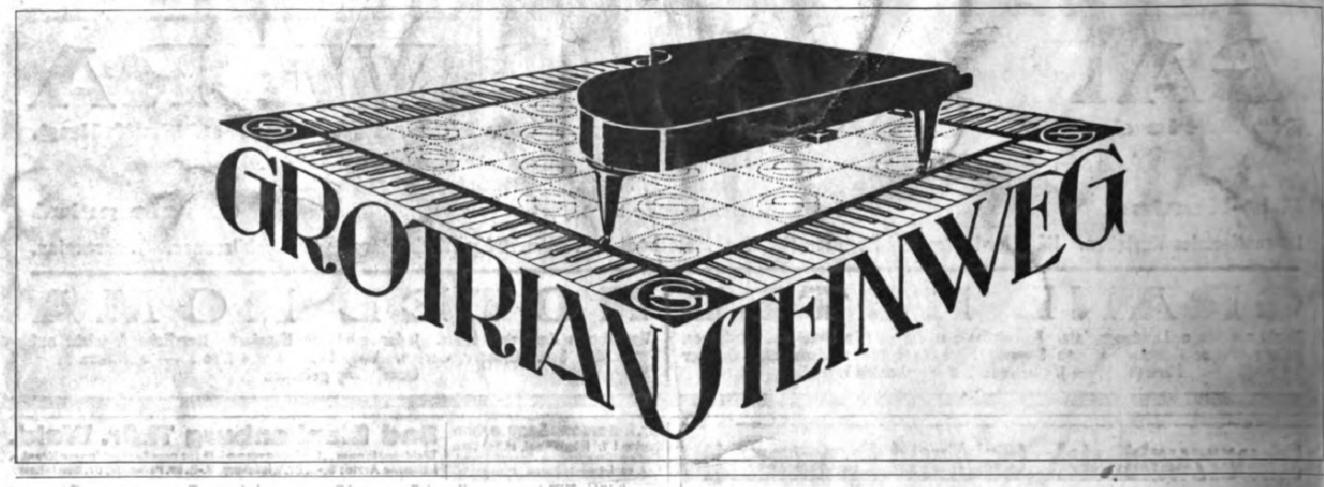
KABEL-ADRESSE: „COLOVCO NEWYORK.“

Gewächshäuser :: Wintergärten



die Zierde eines jeden Eigenheims!

Höntsch & Co., Dresden-Niedersedlitz 44







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Dr. Arthur Ploch; für den Inseratenteil Ernst Meckel; sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferenc ... Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. — Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich.



Nr. 4064 Einzelpreis 5 Mark 50 Pfg. (Vierteljährlich 30 Mark). 157. Band





 Nummer 4064. 157. Band. Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4064. 157. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle 14 Tage. Vierteljahrspreis 30 M (Ausland 75 M). Preis dieser Nummer 5 M 50 ₰. (Ausland 13 M 50 ₰). Anzeigenpreis für die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 6 M; bei Platzvorschriften werden tarifmäßige Aufschläge erhoben. 29. Dezember 1921.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Ingenieurschule u. Technikum
ALTENBURG Sa.-A.
Ingenieur- u. Techniker-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. Oeffentliche Material- u. Maschinenprüflaboratorien.
Programm auf Wunsch

Marie Voigts Bildungsanstalt, Erfurt in Thür.
Inh.: Frl. M. Voigt, Dr. phil.
Hauswirtschaftliche Frauenschule. Haushaltungsschule. Seminar:
Hauswirtschafts-, Handarbeits-, Turnlehrerinnen.
Schülerinnenheim. Gute Verpflegung. — Auskunftsheft.

Lähn i. Riesengeb. b. Hirschberg **Pädagogium Landschulheim**
6klassige Realschule, Ziel: Verbandprüfung (früher Einjährigen Prüfung) und Schlußprüfung. Reife für Obersekunda. Bestempfohlenes Internat. — Werbeschrift frei. — Fernruf: Lähn 4.

Versailles
und seine Folgen sind nur zu überwinden, wenn jeder seine Arbeitskraft aufs höchste steigert. Sichern Sie sich eine gute Stellung als Beamter, im Handel oder in der Industrie. Alle erforderlichen Prüfungen bestehen Sie rasch und sicher durch den tausendfach bewährten Selbstunterricht der Methode Rustin (5 Dir. u. 22 Prof. höh. Lehranstalten). Umfassendes technisches Fachwissen erwerben Sie schnell und leicht durch das Selbstunterrichtssystem Karnack-Hachfeld. Für alle Fächer persönlicher, gründlicher, schnell fördernder Fernunterricht ohne Berufsstörung. **Für alle Berufsklassen** sind unsere Prospekte wichtig, die Sie unter Angabe von Stand oder Beruf kostenfrei erhalten. **Rustinsches Lehrinstitut, Potsdam - N 7.**

Verlag Aurora, Weinböhla b. Dresden
Neuheit! Neuheit!
Von Weibes Liebe und Schönheit.
Ein Zyklus in Versen mit Bildern berühmter Meister von **Gustav Adolf v. Ehrenkrook.**
Preis fein gebunden 15 Mark.
Sich freuen an edlen, nackten Körperformen: das können in der heutigen, nach schwüler Erotik heischenden Zeit nur noch wenig Menschen. Das vorliegende Buch soll in Wort und Bild die Schönheit des weiblichen Körpers verherrlichen. Dabei ist zu beachten, daß der Text dem Eindruck der Bildbeigaben entsprungen, also mit diesen verwachsen ist.
Zu beziehen gegen Voreinsendung des Kaufpreises oder Nachnahme (zuzüglich Mk. 1.50 Portospesen) vom
Verlag Aurora (Kurt Martin) **Weinböhla b. Dresden.**

VIERZEHNTÄGIG
★ **Die schöne Literatur** ★
HERAUSGEBER: **Will Vesper**
ZUVERLÄSSIGE Berichte über Literatur Dichter, Theater
HALBJÄHRLICH M. 18.-
Ed. Avenarius
LEIPZIG-ROSZSTR. 5

Briefmarken-Preisliste
Bequemste Bestelliste für Sammler.
Ankauf.
Paul Kohl, G. m. b. H., **Chemnitz 8.**

Stottern beseitigt **Prof. Rud. Denhardt's Anstalt** in **Eisenach.** Prospekt ü. d. wissenschaftlich anerk. u. mehrfach staatlich ausgezeichn. Heilverfahren frei.



Lebens-Versicherungen
aller Art billig und vorteilhaft
Alte Leipziger
Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegens.
Leipzig, Dittrichring 21

Ingenieur-Akademie Wismar an der Ostsee

Briefmarken enorm billig. Preisl. Auswahl zu Dienst. Versandhaus G. Röhr, Mollhagen i. Holstein. f.

Briefmarken
Auswahlen inkl. grösster Raritäten billigst. Ankauf von Einzelstücken u. Sammlungen zu Höchstpreisen. **Paul Strauss, München L.,** Rosenthal 2.

Neu-Erscheinung
Die schwarze Harfe
Dichtungen von Ludwig Richard Bernscht.
„Die Dichtungen Bernscht's können getrost an die Seite Rilke's gestellt werden."
Vornehm gebunden 20 Mark.
Verlag Energetos-Ritte G. m. b. H., Berlin W 62, Kleiststr. 23.

Oskar Gerschel's
Buchhandlung u. Antiquariat G. m. b. H.
Stuttgart
Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Wert.
Neueste Lagerkataloge: Nr. 92. **Alte Drucke.** Jll. Bücher d. 15. bis 18. Jahrh. Inkunabeln und Miniaturen (ca. 1100 Nrn.). Preis Mk. 5.—.
Monatl. Verzeichnis „Der Bücherkasten".

Briefmarken

7 Sarre I. Ausg.	13.50	20 Liechtenstein	6.75	36 Deutsch. Kolonien	30.—
15 alte Montenag.	7.50	5 Russ. Nordw.-Armee	2.25	9 Plebiscit Ober-Schles.	6.25
3 Danzig Prov.	2.—	11 Memel Frankreich	42.50	11 Plebiscit Schleswig.	9.50
3 Riga Befreiung	3.75	6 Polen Reichstag	7.50	5 Ukraine	3.75

100 verschiedene Kriegsmarken 22.50 | 200 verschiedene Kriegsmarken 90.—
Max Herbst, Markenh., Hamburg Z.
Illustrierte Preisliste auch über **Kriegsnotgeld** und **Alben** kostenlos.

Briefmarken-Auswahl ohne Kaufzwang, garantiert echt. Alben-Preisliste gratis. — Kunst-Pracht-Katalog in Tiefdruck mit üb. 1400 Abbild. M. 5.- u. Porto. **Höchste Bezahlung für Ankauf.**
S. Faludi, Berlin W. 50, Neue Bayreutherstr. 3, gegr. 1893.

Briefmarken
Deutsch-Neuguinea, Ostafrika, Südwestafrika, Kamerun, Karolinen, Marianen, Marschallinseln, Samoa, Togo 3-25 Pfg., je 5 Werte, jeder Satz Mk. 6.—. Porto besonders. Verlangen Sie geg. Einsend. v. 75 Pf. Probenummer der Deutschen Briefmarken-Zeitung.
F. Junghanns, Leipzig 13, Postschließfach 6.



Penkala
Gold-Füllfederhalter
sowie der immer gespitzte
Penkala Füllbleistift
in guter alter Qualität in allen besseren Schreibwarenhandlungen zu haben.



Deutsche Präzisions-Uhrenfabrik Glashütte (Sa) e. G. m. b. H. Glashütte Sa. 34

Die „Deutsche" Präzisionsuhr Original Glashütter Erzeugnis
Verkauf nur durch Mitglieder.

Du bist ein Kenner und kennst nicht ihn Den Mampediktiner von Mampe, Berlin.

SELVE
SELVE ALTENA (WESTF.) MOTOR
6 8 30 40 PS

Balsamana Rasier-Seife
macht selbst uns Teufel menschlich!



Balsamana-Rasier-Seife gibt auch mit kaltem Wasser vollen, weichen Schaum.

NOTGELD DER GEMEINDE KÖSTRITZ
ENTW. VON PROF. DR. PREETORIUS, MÜNCHEN



AUSKUNFT ERTEILT GERN **FÜRSTLICHE BRAUEREI KÖSTRITZ**



Kalasiris
Patente aller Kulturstaaten.
Idealer Korsett-Ersatz
mit allen Vorteilen, aber ohne die Nachteile des bestsitzenden Korsetts, macht elegante, schlanke Figur, stützt Leib und Rücken, ohne sonstwie zu beengen. Die weltbekannten, von keinerlei Nachahmung auch nur annähernd erreichten Erfolge unserer **für Gesunde wie Kranke gleich wertvollen** Erzeugnisse beruhen auf der genauen Berücksichtigung jeder einzelnen Individualität. **Spezialfassons** für Kranke, junge Frauen, Kinder und Backfische. Kalasiris-Büstenhalter, Kalasiris-Wäsche nach neuen hygienischen Grundsätzen. Vor minderwertigen Nachahmungen wird gewarnt. Jedes echte Exemplar trägt den Stempel „Kalasiris". Illustrierte Broschüre und Auskunft kostenlos durch die Fabrik **Kalasiris G. m. b. H., Köln 5.** Spezialgeschäfte und Niederlagen an allen grösseren Plätzen.

GLOBUS-Putz-Extrakt in Blechdosen



in altbewährter guter **Friedensware** wieder überall zu haben.
Allein. Fabr. Fritz Schulz jun. A.G. Leipzig

Allgemeine Notizen.

Die vorliegende Nummer unserer Zeitung ist die letzte des laufenden Vierteljahrs und des 157. Bandes (Juli bis Dezember 1921). Soweit Bestellungen auf das neue Vierteljahr Januar bis März 1922 noch nicht erfolgt sein sollten, bitten wir dies zur Vermeidung von Unterbrechungen in der Zustellung nunmehr ungesäumt tun zu wollen. Je nach Wunsch nehmen Bestellungen zum vierteljährlichen Bezugspreis von 40 Mk., Ausland 75 Mk., alle Buchhandlungen und Postämter, auch jeder Briefträger, sowie die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig, Reudnitzerstraße 1—7, entgegen. Buchhandlungen, Postämtern und Briefträgern bitten wir unsere Zeitung genau zu bezeichnen: „Illustrirte Zeitung von J. J. Weber in Leipzig".

Die Universitätsdruckerei von Cambridge beging den 400. Jahrestag ihres Bestehens. Sie ist eine der bedeutendsten Gelehrtendruckereien Europas gewesen und hat ihren alten Ruf durch hervorragende neue Leistungen auf buchkünstlerischem Gebiet in unseren Tagen bewährt. Die Gründung geht auf einen Deutschen zurück, dessen Name Johann Siberch an seine Geburtsstadt Sieburg bei Köln erinnert. Er scheint ein Freund der großen Humanisten, besonders des Erasmus gewesen zu sein. Von seiner Buchdruckarbeit haben sich nur noch acht Proben erhalten. Die älteste gibt die Rede wieder, die der Vizekanzler von Cambridge, Henry Bullock, im Herbst 1520 zum Besuche des Kardinals Wolsey gehalten hat. Die Cambridgepresse hat im 17. und 18. Jahrhundert eine Reihe der bedeutendsten Arbeiten der englischen Gelehrtenhäupter zum erstenmal veröffentlicht und sich am Ende des 19. Jahrhunderts energisch auf die Seite der modernen buchgewerblichen Bewegung gestellt.

Die Delegiertenversammlung der deutschen Rennvereine hat für das nächste Jahr folgende Renntermine festgesetzt, für die aber verschiedentliche Abänderungen eintreten werden: Berlin-Hoppegarten: 3., 6., 7., 14., 21., 31. Mai, 5., 11. Juni, 1., 2., 13., 27., 30. Juli, 5., 7., 9., 27. Sept., 5., 21., 26. Okt. Berlin-Grunewald: 30. April, 10., 18., 25. Mai, 8., 10., 29. Juni, 6., 9., 15., 16., 20., 23. Juli, 1. Aug., 13., 16., 17. Sept., 8., 24., 28. Okt. Berlin-Karlshorst: 9., 17., 22. April, 4., 11., 28. Mai, 1., 6. Juni, 6., 10., 17., 20., 24. August, 10., 18., 25. Sept., 2., 16., 23. Okt., 2. Nov. Berlin-Strausberg: 22. Mai, 14., 20., 26. Juni, 5. Juli, 13., 31. Aug., 14., 21., 28. Sept., 10., 19., 29. Okt.,

..., 12. Nov. **Baden-Baden:** 25., 27., 29. Aug., 1., 3. Sept. **Bremen:** 25., 28., 30. Mai, 20., 24., 27. Aug. Breslau: 7., 8., 25., 26., 28. Mai, 23., 25. Juli, 29. Sept., ... Okt. Crefeld: 23., 26. April, 4., 5. Juni, 3., 6. Sept., ..., 11. Okt. Dessau-Halle: 24. Sept. Dortmund: ..., 5. April, 21., 25. Mai, 2., 5., 9. Juli, 10., 13., 17. Sept., ... Nov. Dresden: 16., 18. April, 25., 27. Mai, 4., 6. Juni, 9., 10. Sept., 7., 8., 29., 31. Okt. Düsseldorf: 14., 17. Mai, 25., 27., 29. Juni, 1., 4. Okt. Frankfurt a. M.: 17., 19., 23. April, 5., 7. Juni, 20., 22. Aug., 1., 3. Okt. Halle-Saale: 3., 4. Juni, 9. Juli, 13. Aug., 3., 6. Sept. Hamburg-Großborstel: 25., 26. Mai, 4., 5. Juni, 15., 16. Juli, 19., 20. Sept. Hamburg-Großborstel (Kavalleristen-Kameradschaft): 29. Sept., 1. Okt. Hamburg-Horn: 23., 25. April, 18., 21., 23., 25. (Derby) Juni, 24., 26. Sept. **Hannover:** 16., 17. April, 14. Mai, 11., 13. Juni, 30. Juli, 1., 4., 6. Aug. **Harzburg:** 16., 19., 21., 23. Juli. Horst-Emscher: 30. April, 3. Mai, 11., 13., 15. Juni, 20., 23., 27. Aug., 29. Okt., 1. Nov. Köln a. Rh.: 17., 19. April, 18., 21. Juni, 13., 16. Aug., 15., 18., 22. Okt. Leipzig: 22., 23., 30. April, 20., 21. Mai, 2. Juli, 16., 17. Sept., 15. Okt. Magdeburg: 1., 2. April, 17., 18. Juni, 26., 27. Aug., 1. Okt. Mannheim: 30. April, 2., 4., 7. Mai, 10., 13., 17. Sept. Mülheim-Duisburg: 28., 31. Mai, 16., 19., 23. Juli, 24., 27. Sept. München-Riem: 9., 16. April, 21., 25., 28., 30. Mai, 25., 29. Juni, 2., 30. Juli, 3. Aug., 17. Sept., 12., 15., 19., 22. Okt. Neuß: 12. April, 7., 10. Mai, 30. Juli, 2., 6., 9. Aug. Wiesbaden: 14., 17., 21. Mai, 11., 15. Juni, 21., 24. Sept. — Die Termine für die Plätze, die Halbblutrennen in ihr Programm aufnehmen, sind: **Achern:** 9., 16. Juli. **Bielefeld:** 16. April, 13. Aug., 15. Okt. **Danzig:** 4., 11. Juni, 9., 12., 16. Juli, 27. Aug., 3., 10. Sept. Doberan: 22., 23., 24. Juli. Königsberg: 14., 21. Mai, 18., 25. Juni, 6., 13. Aug., 24. Sept., 1. Okt. Kolberg: 23., 26., 30. Juli, 20., 23. Aug. Lübeck-Travemünde: 30. Juni, 2. Juli. Münster: 28. Mai, 30. Juli, 1. Okt. Norderney: 16., 30. Juli, 20. Aug. Oldenburg: 20., 21. Mai. Recklinghausen: 21., 25. Juni, 24. Sept. Regensburg: 29. März, 2. April, 15., 18. Juni. Stettin: 1., 2. Juli, 5., 6. Aug. Tilsit: 7. Mai, 11. Juni, 3. Sept. Zweibrücken: 27. Aug., 3. Sept. Insterburg: 30. April, 25. Mai, 5. Juni, 9. Juli, 27. Aug., 8. Okt. Schneidemühl: 28. Mai, 18. Juni, 1. Okt. Wehlau: 28. Mai, 2. Juli, 10. Sept. Schlochau:













5., 25. Juni, 24. Sept. Osterode: 11. Juni. Lyck: 18. Juni, 20. Aug., 3. Sept. Cranz: 16., 23. Juli. Augsburg: 23. Juli. Rastenburg: 17. Sept. Trakehnen: 18. Okt.

Der Be-Be-Strop, ein zu jeder Zeit willkommenes Geschenk für jeden Selbstrasierer. Die ständig fortschreitende Verteuerung sämtlicher Artikel macht sich auch für den Selbstrasierer fühlbar, indem alle Klingenfabrikate in der letzten Zeit ebenfalls eine wesentliche Verteuerung erfahren haben. Umsomehr hat der Selbstrasierer das Bedürfnis, einen Apparat ausfindig zu machen, seine teuer eingekauften und durch den Gebrauch stumpf gewordenen Klingen wieder scharf machen zu können. Einen solchen Apparat hat nun die durch ihre Be-Be-Klingen und -Rasierapparate weltbekannte Firma Blank & Bohraus, Berlin-Neukölln vor etwa Jahresfrist unter dem Namen Be-Be-Strop in den Handel gebracht, der seine Aufgabe, das Wiederscharfmachen von gebrauchten Klingen, in ganz hervorragender Weise restlos erfüllt. Wie aus der Abbildung des in diesem Heft auf Seite 576 enthaltenen Inserates ersichtlich ist, wird durch einfaches Drehen einer Kurbel die in den Apparat einzuspannende Klinge abgezogen und hierbei, je nach Wahl der Umdrehungen, ohne Zuhilfenahme von Pasta oder dergleichen, eine haarscharfe Schneide erzielt. Jede Klinge kann daher beliebig oft gebraucht werden, wodurch sich der Apparat in ganz kurzer Zeit bezahlt macht. Die Vorteile und Annehmlichkeiten eines solchen Strop-Apparates sind zu augenfällig, um eingehend besprochen zu werden. Es sei deshalb nur wiederholt, daß der Be-Be-Strop zu beliebiger Zeit und Gelegenheit ein sehr willkommenes Geschenk für jeden Selbstrasierer ist.

Die Termine der Leipziger Messen. Die Leipziger Mustermessen werden zweimal im Jahre abgehalten. Die **Frühjahrsmesse** beginnt regelmäßig am Sonntag vor dem ersten Montag im März, die **Herbstmesse** am letzten Sonntag im August. Die Allgemeine Mustermesse und die Baumesse dauern je eine Woche, die Technische Messe im kommenden Frühjahr versuchsweise drei Tage länger. Demnach beginnt die Leipziger

Frühjahrsmesse	Herbstmesse
1922 am 5. März	1922 am 27. August
1923 „ 4. „	1923 „ 26. „
1924 „ 2. „	1924 „ 31. „
1925 „ 1. „	1925 „ 30. „
1926 „ 28. Februar	1926 „ 29. „














KLOSS u. FOERSTER
FREYBURG a/U.
1922
CABINET u. ROTKÄPPCHEN


Scharlachberg
Meisterbrand
SCHUTZ-MARKE
Edelster Deutscher Weinbrand

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Neujahrsgruß vom Turm. Nach einem Gemälde von K. Schultheiß.



Dr. Robert Haab, der neue schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1922, bisher Vizepräsident des Bundesrats.



Dr. med. Dr.-Ing. h. c. Otto Schott, der berühmte Jenaer Glaschemiker, der Schöpfer des optischen Glases, beging am 17. Dezember seinen 70. Geburtstag.



Dr. Clemens v. Delbrück, Staatsminister a. D., 1918 für kurze Zeit Chef des Zivilkabinetts des Kaisers, † am 18. Dezember, im 66. Lebensjahre.



Frhr. v. Neurath, der neue deutsche Botschafter in Rom, bisher Gesandter in Kopenhagen, wo er verdienstlich wirkte.



Dr. Maximilian Pfeiffer, der neue deutsche Gesandte in Wien. Er war bisher ein geschätztes Mitglied der Zentrumspartei des Reichstags.



Von der Indienreise des Prinzen von Wales: Überreichung von Geschenken an den Prinzen durch den Maharadscha von Kolhapur in Poona.



Massenverbrennung von Schundliteratur auf dem Tempelhofer Felde in Berlin: Schulkinder werfen die Schundbücher (etwa 40000) auf einen Haufen.



Die Hilfe Amerikas für die notleidenden Kinder Rußlands: Entladen von Lebensmitteltransportschiffen im Hafen von Kronstadt.



Exkaiser Karl von Habsburg und Exkaiserin Zita nach ihrer Ankunft in Funchal auf der Insel Madeira, wohin sie von der Entente verbannt worden sind.



Der ehemalige Deutsche Kronprinz Wilhelm mit seinem Motorrad auf der Insel Wieringen in Holland.



Der Vulkan Popocatepetl in Mexiko, von dem ein neuer, heftiger Ausbruch gemeldet wird.



Drahtloser Fernsprechverkehr in D-Zügen auf der Strecke Berlin-Hannover. Die Antennen sind auf den Wagendächern angebracht.

Aufwärts oder abwärts?

Ein Rückblick auf das Jahr 1921

Das zur Rüste gehende Jahr hat uns in seinem Laufe den formellen Friedensschluß auch noch mit dem letzten unserer 28 Gegner gebracht; am 11. November, dem Tage des Waffenstillstandes, sind in Berlin die Ratifikationsurkunden des amerikanisch-deutschen Sonderfriedens ausgetauscht worden, der unter Ausschaltung der Völkerbundssatzung, der Bestimmungen über die Gebietsabgrenzung, der Auslieferungs- und Strafbestimmungen sowie aller Verpflichtungen Amerikas zur Teilnahme an irgendwelchen Ausschüssen die übrigen Festsetzungen des Versailler Vertrags aufrechterhält. Einzig und allein zwischen der Türkei und Griechenland herrscht nun noch Kriegszustand, aber auch er ist im Erlöschen begriffen und wäre wohl schon beendigt, wenn nicht zwei Großmächte, England auf griechischer und Frankreich auf türkischer Seite, ihre Hände im Spiele hätten, nicht ohne dadurch untereinander in gelegentlich recht scharfe Auseinandersetzungen zu kommen. Da aber seit dem 12. November in Washington eine Abrüstungskonferenz tagt, die bereits für den Stillen Ozean ein Vier-Mächte-Abkommen zwischen den Vereinigten von Amerika, Japan, dem Britischen Reich und Frankreich zustande gebracht hat, das zugleich das Ende des englisch-japanischen Bündnisses bedeutet, und die außerdem im Begriff steht, sich über eine Herabsetzung der Flottenrüstungen der Weltseemächte zu verständigen, und da schließlich der Dezember noch das außerordentlich mühevolle Werk der Versöhnung zwischen England und dem neuen „Irischen Freistaat" zur Reife bringen zu wollen scheint, so läßt sich zusammenfassend wohl sagen, daß das Jahr 1921 für die Losung „Friede auf Erden", wenigstens äußerlich, immerhin etwas getan und geleistet hat.

Nur unser armes Deutschland ist immer noch außer den Frieden der Welt gestellt und leidet bei aller scheinbaren Blüte seines wirtschaftlichen Lebens, die den Neid und die Gier seiner Gegner wach erhält, äußerlich und innerlich unendlich schwer unter dem Drucke des Friedens, der auch in dem abgelaufenen Jahr nicht zu einem wirklichen Frieden hat werden können. Der Januar hatte in Paris den Sturz des Ministeriums Leygues gebracht, das der Schlappheit in der Durchsetzung der Ansprüche an Deutschland geziehen wurde, und wenn eine Regierung Poincaré an dem Widerspruch des Präsidenten Millerand scheiterte, so hat das Ministerium Briand doch keine wesentlich andere Politik gemacht, als der Kriegshetzer sie hätte machen können, sondern lediglich einen Samthandschuh über die Eisenfaust gestreift, und auch das nur England zuliebe, das immer erst einige humane Sperenzien macht, ehe es der französischen Erpressungspolitik sich anschließt. So wurden alle Tagungen des Obersten Rates und was damit zusammenhing, zu neuen Stationen auf dem Leidensweg des deutschen Volkes. Das Ergebnis der Januartagung, auf der der französische Wiederaufbauminister Loucheur gegen das „üppige Deutschland" loszog, wurde zusammengefaßt in der Pariser Note vom 29. Januar, die zwar in der Frist für die Auflösung der Einwohnerwehren dem mildernden Vorschlage Lloyd Georges Rechnung trug, im übrigen jedoch auf dem Wege des Diktats allerlei militärische Forderungen stellte, die weit über den Versailler Vertrag hinausgingen, die unverzügliche Durchführung der Prozesse gegen die Kriegsbeschuldigten verlangte und die Reparationsschuld auf feste Zahlungen von 226 Milliarden Goldmark, verteilt auf 42 Jahre, und veränderliche Zahlungen von 12 vom Hundert aller deutschen Zölle und Ausfuhrabgaben festsetzte. Am 1. Februar gab der Reichsaußenminister Dr. Simons im Reichstag seine Gegenerklärung ab; am 1. März trat die Londoner Konferenz zusammen, auf der ein Versuch gemacht werden sollte, die Forderungen der Pariser Note auf den Boden der Wirklichkeit und Möglichkeit zurückzuführen. Der Versuch mißlang; am 7. März wurden die Verhandlungen abgebrochen und die angedrohten „Sanktionen" in Kraft gesetzt. Schon in der Frühe des 8. März erschienen die alliierten Truppen in Düsseldorf und Duisburg-Ruhrort, während die Aufrichtung der Zollgrenze am Rhein und die Erhebung einer Abgabe von 50 vom Hundert des Verkaufspreises aller deutschen Waren sich bis zum 20. April verzögerten. Deutschland antwortete mit einem Appell an den Völkerbund, der natürlich erfolglos blieb, und versuchte schließlich noch einmal den Weg einer Anrufung der Vereinigten Staaten, die unter eingehender Darlegung der Bereitwilligkeit Deutschlands, die Kriegsschäden bis an die Grenze seiner Leistungsfähigkeit zu ersetzen, um ihre Vermittlung gebeten wurden; Deutschland erklärte im voraus, ihre gutachtliche Entscheidung als bindend anerkennen zu wollen, unter der einzigen Voraussetzung, daß ihm Gelegenheit gegeben werde, seine Einwendungen gegen die maßlosen französischen Forderungen vor einem leidlich unparteiischen Forum geltend zu machen. Amerika lehnte das Schiedsrichteramt ab und stellte lediglich eine Art Vermittlertätigkeit in Aussicht, wenn Deutschland schleunigst mit positiven Vorschlägen hervortrete, die eine „geeignete Verhandlungsgrundlage" böten, geeignet natürlich im Sinne seiner Gegner.

So kam das Londoner Ultimatum zustande, das am 2. Mai, wiederum nach einigen schüchternen Milderungsversuchen Englands vom Obersten Rat beschlossen, am 5. Mai überreicht wurde, und das zusammen mit dem Mißerfolg des amerikanischen Schrittes am 4. Mai zum Rücktritt der Reichsregierung führte. Noch am 2. Mai hatte Briand den Mobilmachungsbefehl nach Paris telegraphieren dürfen, der die Besetzung des Ruhrgebietes einleiten sollte. Inzwischen hatte sich aber die Lage für Deutschland noch weiter verschärft und verwickelt durch den Ausbruch eines neuen Polenaufstandes in Oberschlesien, der genau mit dem französischen Mobilmachungsbefehl zusammenfiel und nach der eigentlichen Absicht der französisch-polnischen Verschwörer offenbar mit dem tatsächlichen Einmarsch in das Ruhrgebiet hätte zusammenpassen sollen. Die Volksabstimmung in Oberschlesien am 20. März hatte insgesamt 716000 deutsche gegen 471000 polnische Stimmen ergeben, und von Gottes und Rechts wegen hätte demnach das ganze Gebiet bei Deutschland bleiben müssen, wie es unzweifelhaft bei umgekehrtem Zahlenverhältnis Polen zugesprochen worden wäre. Aber es mußte von vornherein damit gerechnet werden, daß man die Stimmen der Oberschlesier im Reiche, die Frankreich ursprünglich überhaupt von der Abstimmung ausschließen wollte, und die man nachher um der bequemeren Rechnung willen in Köln abstimmen zu lassen gedachte, stillschweigend von der deutschen Stimmenzahl abziehen und auch sonst Mittel und Wege finden würde, um dem französisch-polnischen Geheimvertrag, dessen Bestehen seitdem ganz offen zugegeben worden ist, Geltung zu verschaffen. Kam es nun anläßlich des Ultimatums zu einem offenen Zusammenstoß zwischen Deutschland und dem Verbande seiner Gegner, so schien Oberschlesien einfach verloren, eine Zwangslage, unter deren unwiderstehlichem Drucke das einmütige und entschlossene „Nein" des deutschen Volkes sich eben doch wieder in ein Ja verwandelte. So übernahm denn der bisherige Reichsfinanzminister Dr. Wirth die Neubildung des Kabinetts mit einem Programm der Unterwerfung, und um die Mitternacht vom 10./11. Mai beschloß der Reichstag die Annahme des Londoner Ultimatums mit 220 gegen 172 Stimmen, genau 24 Stunden vor Ablauf der gestellten Frist.

Nach dem Zahlungsplan, der dem Ultimatum beigefügt war, hatte Deutschland zum 1. Juli 1921 eine erste Serie Schuldverschreibungen über einen Betrag von 12 Milliarden Goldmark, zum 1. November 1921 eine weitere über 38 Milliarden Goldmark zu übergeben; beide Serien sollten mit sechs vom Hundert verzinst werden, wobei eins vom Hundert dem Tilgungsfonds zufließt; eine dritte Serie über 82 Milliarden Goldmark sollte ebenfalls zum 1. November, jedoch zunächst ohne Zinsscheine, übergeben werden. Bis zum Rückkauf der Schuldverschreibung aus den Mitteln des Tilgungsfonds sollte Deutschland bezahlen eine Summe von jährlich 2 Milliarden Goldmark in vierteljährlichen Beträgen vor dem 15. Januar, 15. April, 15. Juli und 15. Oktober; dazu eine Summe von 26 Proz. des Wertes seiner Ausfuhr vierteljährlich zum 15. November, 15. Februar, 15. Mai und 15. August. Die Anerkennung dieser Zahlungsverpflichtung, die eine geringfügige Ermäßigung der Gesamtsumme und auch ein kleines Entgegenkommen bezüglich der Zahlungsweise darstellt, bedeutete natürlich nicht ihre Erfüllbarkeit; es hat sich tatsächlich herausgestellt, daß Deutschland schon die am 15. Januar 1922 fällige Rate von 500 Millionen Goldmark nicht mehr bezahlen kann, und daß gleich die erste Zahlung einen ungeheuren Sturz des Markkurses verursacht hat, und zwar auf weniger als 1/3 Cent an der Neuyorker Börse. Die weitere Folge war eine neue unerhörte Teuerungswelle in Deutschland, ein rasches Emporschnellen aller Gehälter und Löhne, das natürlich nur durch ein wahnsinniges Arbeiten der Notenpresse ermöglicht wird, nebenbei ein mächtiges Hereinströmen der Fremden aus allen Ländern mit starker Währung zum Zwecke des Auskaufs unserer Läden und Warenlager — kurz, eine bedenkliche Annäherung an österreichische Zustände.

Eine Quelle namenloser Pein war sodann die Entwicklung der oberschlesischen Frage und ihre schließliche Lösung. Der zu Anfang August, nun wieder in Paris, zusammentretende Oberste Rat, der unter anderm die Aufhebung der sogenannten wirtschaftlichen Sanktionen, d. h. der Rheinzollgrenze usw., zum 15. September beschloß, aber bezüglich der militärischen Besetzung der rechtsrheinischen Städte wiederum den französischen Standpunkt sich zu eigen machte, konnte sich über Oberschlesien nicht einigen und übertrug die Entscheidung dem Völkerbundsrat der im Oktober in Genf zusammentrat, um schließlich einen Spruch zu fällen, der die schlimmsten Befürchtungen auf deutscher Seite rechtfertigte und übertraf und eine Grenzlinie zog, die im schnöden Widerspruch mit dem Ergebnis der Abstimmung sowohl als auch mit dem geschichtlichen Recht und der wirtschaftlichen Vernunft den weitaus größten Teil des oberschlesischen Industriegebiets einschließlich der Städte Kattowitz und Königsberg, die als rein deutsch bezeichnet werden können, den Polen zusprach und uns außerdem ein wirtschaftliches Übergangsregime auferlegte, das für 15 Jahre den Polen auch die Früchte deutscher Arbeit und Organisationskraft sichert und durch das entstehende Loch in der Grenze die Absperrung gegen Polen unmöglich macht, die bisher unsere einzige Waffe in dem Kampf gegen die schmähliche Entrechtung, Beraubung und Mißhandlung der Deutschen in Posen und Westpreußen war. Wiederum wie nach der Pariser Note, den Londoner Sanktionen und dem Ultimatum ging ein allgewaltiger Schrei der Entrüstung durch das deutsche Land, und die Reichsregierung erließ eine feierliche Rechtsverwahrung; aber wiederum zeigte sich keine Möglichkeit, dieser Gewaltpolitik irgendeinen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen. Auch die Kriegsbeschuldigtenprozesse vor dem Reichsgericht, die im Juli ihren Anfang nahmen, sind ein brennendes Mal dieser Rechtlosigkeit.

All diese Vergewaltigungen konnten nicht anders als ungünstig auf das innere politische Leben Deutschlands einwirken, das denn auch nicht zur Ruhe kommen will. Das schlimmste Ereignis des Jahres, der kommunistische Osterputsch, der gleichzeitig in Sachsen, im Mansfelder Gebiet, in Frankfurt und Hamburg ausbrach, hat allerdings nur zwischen Halle und Erfurt nennenswerte Ausdehnung angenommen und schwereren Schaden angerichtet, mittelbar auch insofern nicht ungünstig gewirkt, als er die kommunistische Partei, die erwiesenermaßen auf Moskauer Weisung handelte, nicht nur eines erheblichen Teils ihrer Führer beraubte, sondern sie auch politisch völlig isolierte. Die ganze Unsicherheit und Verworrenheit unserer inneren Lage tritt sowohl bei den Wahlen als auch bei der Regierungsbildung immer wieder zutage. Das gemeinsame Kennzeichen fast aller politischen Wahlen des Jahres 1921 war ein starker Stimmenverlust der „Unabhängigen Sozialdemokratie", der im allgemeinen der Mehrheitspartei zugute kam, aber eine starke Verschiebung nach rechts mit sich brachte, indem die Deutschnationale Volkspartei vielfach auf Kosten der Deutschen Volkspartei, diese aber auf Kosten der Deutschen Demokratischen Partei Stimmen und Abgeordnetensitze gewann. Im Reiche schieden bei der Maikrisis die Deutsche und die Bayrische Volkspartei aus der Regierung aus, worauf die Mehrheitssozialdemokratie das Reichsministerium des Innern und das Reichswirtschaftsministerium besetzte, während Dr. Rosen als Fachminister die Erbschaft von Dr. Simons und der den Demokraten nahestehende Dr. Rathenau das Wiederaufbauministerium übernahmen. In der Folge wurde lebhaft an einer Verbreiterung der Koalition gearbeitet durch Wiederaufnahme der Deutschen Volkspartei. Sie wollte aber nicht gelingen, und auch als nach der Entscheidung über Oberschlesien der Reichskanzler Dr. Wirth formell demissionierte, kam die Verbreiterung nicht zustande. Die Demokraten hatten jedoch Bedenken gegen die unveränderte Neubildung der Regierung, die ihnen als eine unzulässige Abschwächung des Protestes erschien, und zogen ihre Mitglieder aus der Regierung zurück, worauf schließlich nichts übrigblieb, als eine Regierung der Persönlichkeiten zu bilden, die jedoch andauernd um die Stärkung ihrer parlamentarischen Grundlage bemüht sein muß, da sie sonst keine Aussicht hat, die großen Steuergesetze durchzubringen. In Preußen hatten die Landtagswahlen im Januar eine Neubildung der Regierung zur Folge, die der Führer der Christlichen Gewerkschaften, Stegerwald, übernahm, wobei die Sozialdemokraten fernblieben, so daß das Ministerium nur auf Zentrum und Demokraten sich stützte. Erst im Oktober gelang ihr die Verbreiterung der Koalition, die nunmehr von der Volkspartei bis zur Mehrheitssozialdemokratie reicht, aber mit dem Rücktritt Stegerwalds erkauft werden mußte. In Sachsen, in dem neugeschaffenen Groß-Thüringen und in Braunschweig bestehen rein sozialistische Regierungen, während Bayern auch nach dem im September erfolgten Rücktritt des Herrn v. Kahr von dem Ministerium des Grafen Lerchenfeld rein bürgerlich regiert wird. Diesem Ministerwechsel sind lebhafte Auseinandersetzungen zwischen Berlin und München vorangegangen und gefolgt, die sich zunächst auf die erforderliche Auflösung der Selbstschutzorganisationen und dann auf verschiedene Kompetenzfragen erstreckten. In Württemberg ist neuerdings ein Sozialdemokrat in die rein bürgerliche Regierung eingetreten, während in Baden die alte Dreiparteien-Regierung sich befestigt hat. In Groß-Berlin ergaben die Stadtverordnetenwahlen zum erstenmal eine bürgerliche Mehrheit.

Bietet so die innere Lage vielfach ein Bild der Zerrissenheit, so läßt sich doch feststellen, daß der Reichsgedanke bisher siegreich über alle Meinungsverschiedenheiten und Spaltungen triumphiert hat, auch in dem von Franzosen und Französlingen durchwühlten linksrheinischen Gebiet. Das Jahr 1921 hat Deutschland die fünfzigjährigen Erinnerungstage an die Aufrichtung des ersten Reiches gebracht, am 18. Januar den 50. Jahrestag der Kaiserproklamation von Versailles, am 10. Mai, dem Tage der Annahme des Londoner Ultimatums, den des Frankfurter Friedens. Das alte Reich und seine Herrlichkeit sind dahingegangen; der Tod des früheren Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg, der letzten Deutschen Kaiserin und der letzten Könige von Württemberg und Bayern hat die Gedanken an das Verlorene mächtig aufgerührt.

Die Frage, ob es schon aufwärts mit uns geht, oder ob wir noch tiefer hinabmüssen, wird sich ja wohl als Silvesterfrage noch manchmal wiederholen. Aber so hart uns die Not von allen Seiten her bedrängt, einige Zeichen einer Besserung der Weltatmosphäre machen sich doch bemerkbar. Am 14. Dezember mußte die deutsche Regierung der Reparationskommission mitteilen, daß sie die im Januar und Februar fällig werdenden Summen nicht voll bezahlen könne. Darauf fanden zunächst in London Verhandlungen statt, die zum ersten Male beherrscht waren von der Erkenntnis, daß die deutsche Wirtschaft unlösbar mit der Weltwirtschaft verflochten ist, und daß man Deutschland nicht zugrunde richten kann, ohne der Menschheit schwersten Schaden zuzufügen. Durch das Tor dieser Erkenntnis aber führt der schmale Weg zur Revision des Friedensdiktats von Versailles, der unerläßlichen Voraussetzung für den Wiederaufstieg unseres gequälten Vaterlandes.

Dr. Hermann Diez.

Die Ausstellung der Nürnberger Sezession.

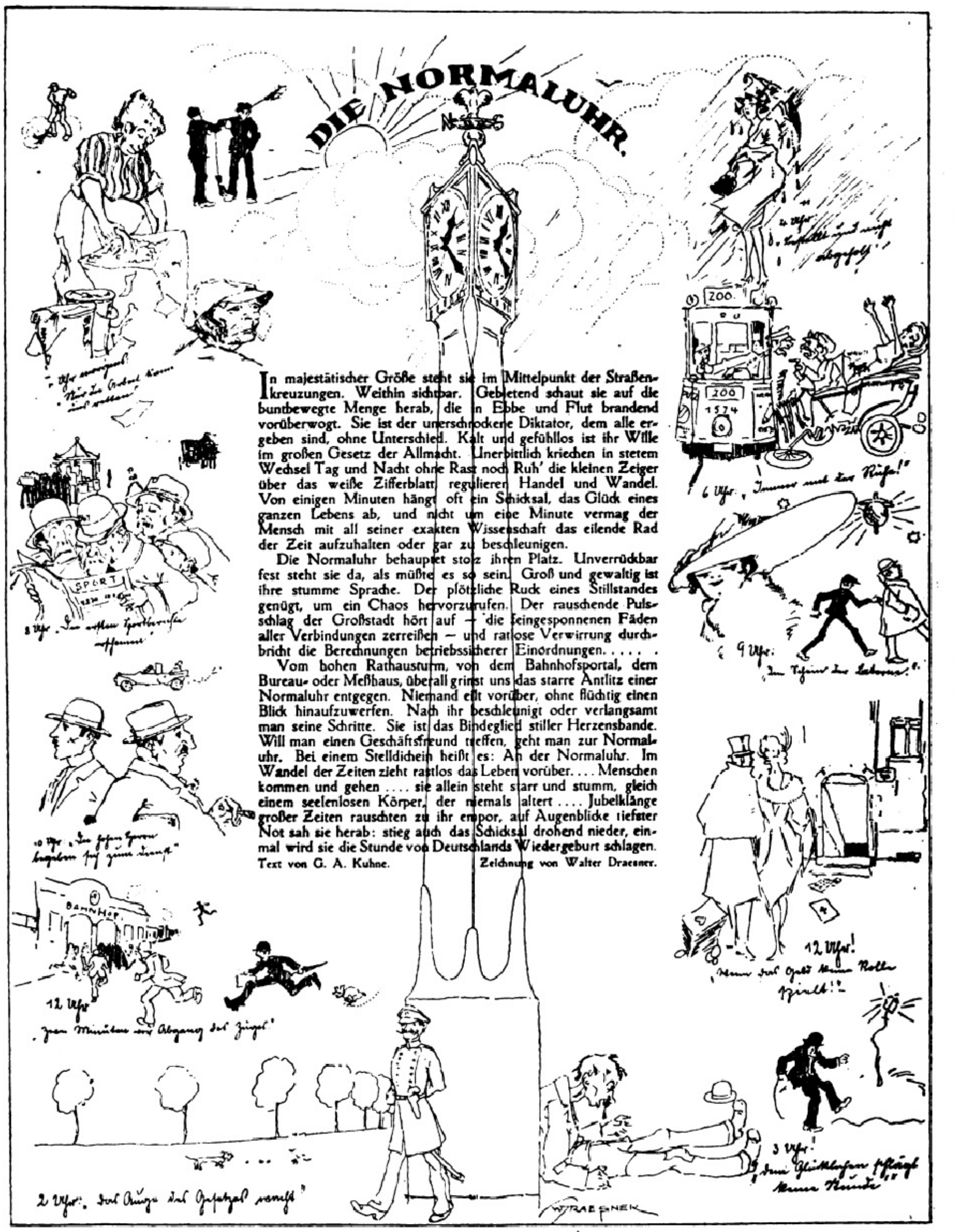
(Siehe hierzu die Bildertafel auf Seite 595.)

Das Kunstleben der alten, jedem Deutschen teuerwerten Stadt am Pegnitzstrand, „wo Dürers Kraft gewaltet und Sachs gesungen hat", war im Laufe der Jahrhunderte und im besonderen in den letzten Jahrzehnten erstarrt und bedurfte der Erfrischung, der Blutzufuhr, der Aufwühlung. Denn wenn es auch an tüchtigen künstlerischen Leistungen, von stark profilierten Persönlichkeiten ausgehend, in Nürnberg nicht fehlte, wenn im besonderen in der Kunstschule, an die sich ehrwürdige Namen wie Kreling, Raupp, Löfftz, Fritz August Kaulbach knüpfen, stets ein Brennpunkt künstlerischer Tätigkeit gegeben war, so fehlte doch die Organisation, fehlte der Antrieb, eine gewisse Konformität zwischen dem mächtig gesteigerten wirtschaftlichen Leben Nürnbergs einerseits und der künstlerischen Produktion und deren Geltung im kulturellen Gesamtbild andererseits herzustellen. Dazu mußte zunächst die Scheidung der Geister erfolgen. Was konservativ ist, was in der Beharrung sein Genüge findet, nicht mehr mit vorwärts will, sondern seine Scholle bebaut wie bisher, das umschließt auch fürderhin der alte Künstlerverein. Was indessen vorantreibt, Geist der Bewegung ist, lebhaft und entfaltungsreich, das schloß sich vor Jahresfrist in der neuen Gruppe, die sich, um ihre Art markant zu bezeichnen, „Sezession" nennt, zusammen. Hier ist Entwicklung, blüht Verheißungsvolles auf, hier ist das beisammen, was Nürnberg als Kunststadt heute charakteristisch repräsentiert. Unter der Führerschaft des weithin im Deutschen Lande bekannten und geltenden Baukünstlers Ludwig Ruff geschah der Zusammenschluß von etwa zwanzig Nürnberger Künstlern, denen sich als auswärtige Mitglieder die in Nürnberg geborenen Maler Julius Diez, Bruno Goldschmitt und Willi Krauß gesellten.

Nach Jahr und Tag waren die vorbereitenden Arbeiten der Organisierung und die Arbeit in den einzelnen Ateliers und Kunsthandwerkstätten so weit gediehen, daß man, zur Feier der Wiederkehr des Gründungstages (20. Oktober 1920), mit der ersten Ausstellung in der Kunsthalle am Marientor hervortreten konnte. Ein Plakat von Georg Vogt, eine ins Moderne stilisierte antike Maske, reizte die Gemüter und schuf die notwendige starke Wirkung nach außen. Auf alle Fälle wurde der Gruppe und ihrer Ausstellung gegenüber in Nürnberg empfunden: Nun sind die Hechte eingebrochen in den dumpfigen Karpfenteich. Die Ausstellung war und ist zweifellos ein Erfolg. Sie bewies, daß die Nürnberger Sezession nicht nur existenzberechtigt ist, sondern daß ihre Gründung geradezu eine Notwendigkeit war. Denn hier trat etwas ins Leben, das nicht etwa eine Zusammenfassung relativ anständigen provinziellen Kunstschaffens ist, sondern hier pulst Eigenart in diesen Schöpfungen, lebt etwas vom besten Geist der fleißigen, merkwürdigen Stadt, die ihre schöne Tradition mit dem unerhört regsamen Schaffen des Industriezentrums zu vereinigen strebt, hier ist lokale „Note", aber ohne Muffigkeit, über die mittelalterlichen Stadtmauern hinausgreifend, sich einfügend als vollwertiges Glied in das Ganze deutscher Kunst. Die in Nürnberg gezeigte Kollektion könnte, wenn auch dem Quantum nach eingeschränkt, in jedem deutschen Kunstzentrum mit Ehren bestehen. Ausgezeichnet finde ich, daß Architektur und Kunstgewerbe stärker betont sind, als es sonst bei Ausstellungen üblich zu sein pflegt. In der Wesenheit der Mitgliedschaft begründet, gibt diese Erscheinung der Ausstellung und damit der ganzen Gruppe den Zug des Besonderen, stellt sich aber zugleich beziehungsreich ein auf das gesamte Kunstschaffen unserer Zeit, das sich, wenn nicht alle Zeichen trügen, immer mehr der angewandten Kunst zuwendet.

Die Abbildungen zeigen einige markante, charakteristische Arbeiten der Ausstellung. Heilmaiers Bildnisbüste und Roths schöne Skulptur stellen zwei der Plastiken der Gruppe vor; auch von W. T. Krauß sind gute Arbeiten da, während der vierte Bildhauer der Gruppe, Philipp Widmer, auf der Ausstellung leider nicht vertreten ist. Plastiker von Eigenart ist auch der sein Ingenium in mannigfaltigster Weise auswirkende Josef Pöhlmann, von Haus aus Goldschmied, der bei unseren Abbildungen mit einer farbigen Zeichnung vertreten ist; seiner Kollektion dankt man einen der nachhaltigsten Eindrücke der Ausstellung: das Kunstgewerbe, besonders die der Plastik sich bedienende Goldschmiedekunst und die Emailmalerei, weist Pöhlmann auf neue Bahnen. Trefflich ist die Architektur-Abteilung, in der Ludwig Ruffs starke Persönlichkeit mit monumentalen wie mit intimen Schöpfungen dominiert und in M. H. Mayer und dem Innenarchitekten Eugen Nanz gute Begleitung findet. Von malerischen Arbeiten zeigen die Abbildungen Schöpfungen von den beiden Kellner, von Dotzler, von Rudolf Schiestl, dem versonnenen Poeten, von Krauß-Schwabach, der religiöse Motive mit leidenschaftlichem Temperament in der Formensprache des Expressionismus gestaltet, von Benedict und von dem vielversprechenden Hans Werthner. Rosa Ullamer, von der man besonders schöne weiche Aquarelle sieht, und Georg Vogt, der in der dekorativen Malerei wie im Tafelbild Treffliches leistet, vervollständigen das Ensemble, auf das Nürnberg stolz sein kann, und auf das die ganze leidenschaftliche Welt der deutschen Kunstfreunde mit Interesse blicken darf.

Dr. G. J. Wolf.



Fabeln.

Von Max Havek.

Distanz. „Ich bin zwar etliche Millionen Kilometer von den Menschen entfernt, und sie finden doch noch Flecken an mir!" monologisierte die Sonne. „Was würde sich dieses Gesindel erst erlauben, wenn ich es näher an mich herankommen ließe!"

Ehrgeiz. Ein Maulwurf weigerte sich, Erdhaufen aufzuwerfen, wie die Vielzuvielen unter den Maulwürfen tun und taten.

„Entweder einen Chimborasso — oder gar nichts!" sagte er allerhöchst mutvoll.

Ach, er starb mit dem unaufgeworfenen — Maulwurfshaufen in seiner Brust, der kleine Maulwurf!

Aphorismen.

Von Alfred Friedmann.

Blumen bedürfen nicht des Gesehenwerdens, um zu blühen.

Wer die Wahrheit sagen will, muß schon in der Eisenbahn sitzen.

Ein Schiff mag noch so schief unter seinen Segeln liegen, geradeaus geht sein Kurs.

Auch das Herz ist ein Schauspieler.

Schwachheit ist die Stärke des Weibes.

Wie häßlich ist es manchmal, aufrichtig zu sein.

Niemals gehen zwei Lebensuhren gleich.

Willst du glücklich sein? Mach' andere glücklich!

Ein Wesen, das man liebt, hat alle Rechte über uns. Selbst das, uns nicht mehr zu lieben. Wir zürnen ihm nicht, sondern uns, weil wir so unwürdig sind.

Wenn einer den Glauben verlor, ärgert er sich, wenn ihn der andere noch hat.

Dem Volk ist die Ungleichheit ein Greuel, dem Höheren die Gleichheit. Wie fragt Pilatus?

Tugend und Enthaltsamkeit sind schöne Dinge, wenn man keine Zähne mehr hat.

Wer das Glück hat, in Musik zu schreiben, darf alles sagen, man versteht ihn nicht.

Ein Neujahrsgruß aus Amerika.

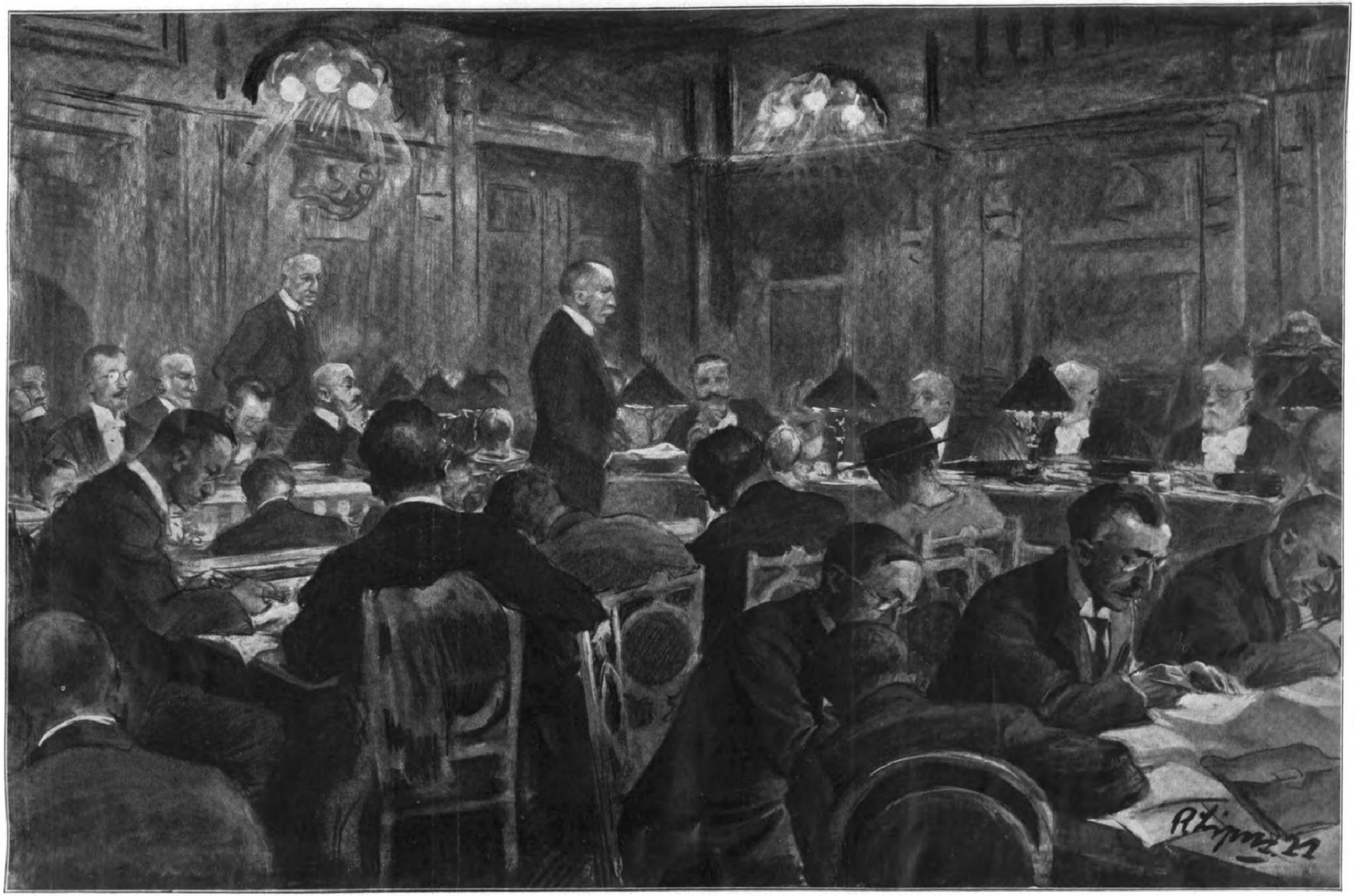
Zum deutschen Neujahr. Von Kuno Francke*).

Nun seh' ich leuchtender als je dein Streben,
Du Volk der Tat, in dunkler Leidensstunde,
In deines edlen Zornes stummem Beben,
Im Bluten deiner tiefen Herzenswunde.

Sie mögen dir die Luft, den Atem rauben,
Die Hände dir, die Brust, die Arme fesseln,
Sie mögen dich auf blutige Folter schrauben,
Auf Dornen strecken dich und giftige Nesseln —

Was ficht's dich an? Dich tragen Geistesschwingen
Hinaus, hinauf aus schnöden Schicksalsketten.
Zu hohem Schaffen, heiligem Vollbringen
Wird deiner Seele Allgewalt dich retten.

*) Der Verfasser, Prof. Dr. Kuno Francke, als deutsch-amerikanischer Dichter bereits bestens bekannt, ist Kurator des Germanischen Museums der Harvard-Universität in Cambridge (Vereinigte Staaten von Amerika.)



Von den Verhandlungen über das Kapp-Unternehmen vor dem Reichsgericht in Leipzig: Die Vernehmung des Generals Maercker. Im Hintergrund stehend der Angeklagte Herr v. Jagow, der zu fünf Jahren Festung verurteilt wurde; links von ihm sitzend die beiden anderen Angeklagten Freiherr v. Wangenheim und Dr. Schiele, gegen die das Verfahren auf Grund des Amnestiegesetzes niedergeschlagen wurde.

Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus







Kaminverkleidung mit Tiroler Motiven für ein Hotel. Geschnitzt von Bildhauer Max Stolz.

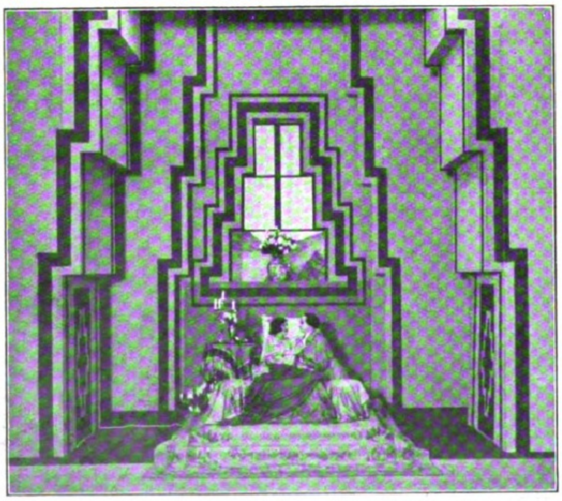
Links und rechts: Ein eigenartiges Ehrenmal für die Gefallenen in der Michaeliskirche zu Leipzig, entworfen von Reinhold Vetter, ausgeführt von C. G. Müller, beide in Leipzig. (Vgl. den Aufsatz auf den Seiten 609/10.) Links: St. Michael stützt den todwunden Krieger; rechts: Schriftfenster, oben im Halbrund: Trauer.



Von der Uraufführung des dreiaktigen Lustspiels „Der Schwierige" von Hugo v. Hofmannsthal im Münchner Residenztheater: II. Akt, Erste Szene (Soiree bei Altenwyls). 1. Der Schwierige (Hr. Waldau). 2. Helene Altenwyl (Frl. Bergner). 3. Creszenze (Frau v. Hagen). 4. Neuhoff (Hr. Wernicke). (Phot. Atelier L. Osborne, München.)



„Der Geizige" von Molière in den Münchner Kammerspielen: Max Schreck als Harpagon. (Phot. Hanns Holdt, München.)



Szenenbild von der Uraufführung von Hellmuth Ungers Spiel in zwei Teilen „Spiel der Schatten" am Badischen Landestheater in Karlsruhe i. B. Spielleitung: Felix Baumbach, Bühnenbilder von Emil Burkard. (Phot. E. Hohl, Karlsruhe.)



Raden Mas Jodjana, der javanische Tänzer, der in den Münchner Kammerspielen sein erstes deutsches Gastspiel gab. (Phot. E. Wasow, München.)






Für die Winterfrische.

(Modesonderaufnahmen von Claire Patek durch Franz Löwy, Wien.)

Links: Weißes gestricktes Wintersportkostüm Modell: Else Tischler. — Mitte links: Hochgeschlossener weißer Jumper mit gelber Musterung. Modell: Else Tischler. — Mitte rechts: Schwarzes Wollkleid mit eingesetzten grünen Keilen. Manschetten, Kragen, Schärpe und Kappe sind ebenfalls grün. Modell: Else Tischler. — Rechts: Bobkostüm mit Cape; dazu Lederhütchen. Modell: Wiener Werkstätte. Trägerin der Modelle ist die Wiener Tänzerin und Filmdarstellerin Maria Mindszenty



Der neue Ärmel.

Kleid aus schwarzem Krepp mit grauem Tuch und Ärmeln aus Moirèband. Dazu schwarzer Samthut mit weißen Chenille- und schwarzen Perlfransen.



Der neue Frack mit übergeworfenem Frackcape. Schwarzer Ebenholzstock mit Elfenbein und Goldring.



Der neue Ärmel.

Teekleid aus marineblauem Krepp mit schwarzem Moirèband und offenen Ärmeln. Das Vorderteil bilden Längsstreifen von schwarzem Moirèband.





Nebenstehend: Dunkellila Morgenanzug aus Kamelhaarstoff mit dunkler nuancierten Aufschlägen.

Mitte: „Cut" und gestreifte Hose, weiße Weste bei weißen Gamaschen. Hierzu breitgestreifte Krawatte und Malakkastock mit Elfenbeinkrücke und Goldbund.

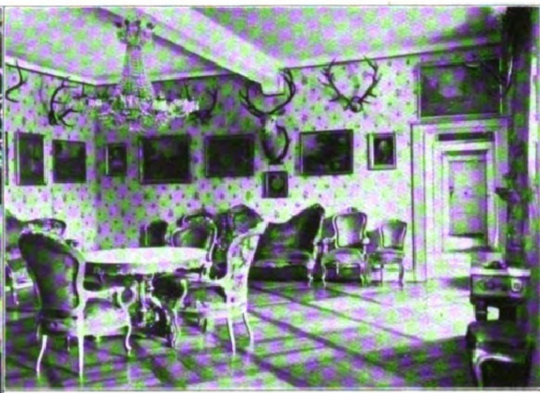
Nebenstehend: Braunroter Lederanzug fürs Auto mit Lederautohaube und Brille.

Von der Mode des Mannes.

(Siehe zu den Bildern dieser Seite die Beiträge auf den Seiten 607 und 608.)



Seitenflur.



Der „Parforcesalon“ in seiner gegenwärtigen Ausstattung.

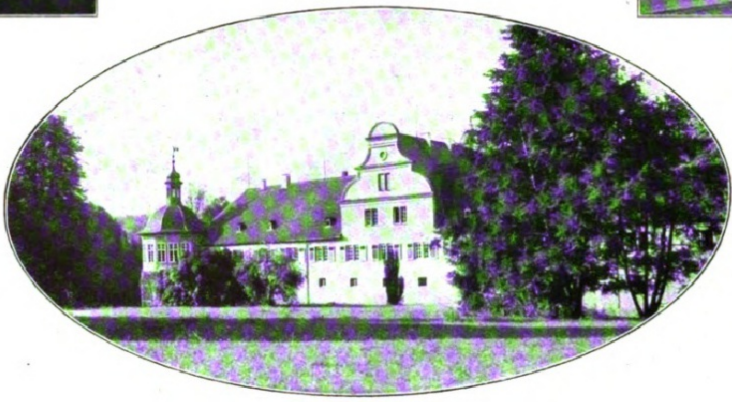


Das Egerzimmer.

Das Jagdschloß Kranichstein.

Von G. S. Urff.

Östlich der alten Hessenresidenz Darmstadt dehnt sich ein herrlicher Hochwald, der unter dem Namen „Messeler Park“ weit und breit bekannt ist. Der Wald bildet noch heute einen Wildpark. Nach der Staatsumwälzung ist dieser in Staatsbesitz übergegangen, während das in dem Park gelegene Jagdschloß Kranichstein als Privatbesitz dem großherzoglichen Hause verblieben ist. Damit hat man zwei Dinge, die unzertrennbar schienen, auseinandergerissen. In einen solch großen Wildpark gehört ein Jagdhaus, während andererseits das Jagdschloß ohne den dazugehörigen Wald keine Berechtigung mehr zu haben scheint. Der vormalige Großherzog Ernst Ludwig hat diesen Widerspruch sofort erfaßt und ist ihm begegnet. Er hat das alte Kranichsteiner Schloß zu einem reichhaltigen Jagdmuseum ausgestaltet und es der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Da sehen wir denn in dem Schlosse zahlreiche Trophäen aus allen Gebieten des edlen Weidwerks. Ganz besonders der Edelhirsch ist durch eine Menge hervorragend schöner Geweihe vertreten. Jagdwaffen aller Art sind auf dem Flur und in den einzelnen Räumen verteilt. Am besten gefällt uns aber doch, daß alle diese Schaustücke sich dem Besucher nicht aufdrängen, sondern zwanglos in die einzelnen Räume eingeordnet sind.



Schloß Kranichstein vom Park aus.

Das Jagdschloß Kranichstein bei Darmstadt.
Nach photographischen Aufnahmen von G. S. Urff, Hanau.



Vortrag im Kunstverein. Nach einer Zeichnung von Albert Hub.



Eulen-Scherbenmühle an der Tauber. Nach einem Aquarell von Professor Hermann Schnee.

Hexen- u. Todesdarstellungen des Hans Baldung Grien

Von Dr. Wilhelm Kurth.



1. Der Tod und das Weib. (Basel, Öffentliche Kunstsammlung.)

Altgermanischen Ursprungs, sind die Hexen nie ganz aus der künstlerischen Phantasie gewichen. In ihrem Wesen lebt ein dämonischer Zug der deutschen Naturphantasie auf, der am gruselig Wilden, schreckhaft Schaurigen Gefallen findet. Sie werden die Träger aller jener dunklen Irrungen, die aus dem Reich des Bösen den Menschen in seinem Drange befallen. Weiblich, sind sie der Teufel im Leibe des Menschen, sind sie Sünde, sind sie Verführung, Irrlehre. So flammte in ganz Europa, und 1484 auch in Deutschland, das Unwesen der Hexenverbrennung durch eine Bulle Papst Innocenz' VIII. auf. Dieses Gericht traf nicht die „alten" Hexen, sondern die hübschen jungen Weiblein.

Einem stürmisch drängenden Temperament wie dem des Straßburger Meisters Hans Baldung Grien, der um 1480 geboren wurde, war das dämonisch orgiastische Leben jener Geisterwelt ein wahrer Tummelplatz seiner feurigen Phantasie. Er ist unter den alten deutschen Meistern einer der Eigenartigsten. Er hat den Reiz des Genialischen, des Romantischen. Das innere Gesicht, das dem schaffenden Künstler erscheint, gilt der gesamten alten deutschen Kunst höher als die Anpassung an eine gegebene Natur. Die großen Erlebnisse in der schaffenden Phantasie haben oft die Wirkungen von Erschütterungen. So steigt die Phantasie mit kühnstem Schwung in die Geisterwelt hinauf.

In einem farbigen Holzschnitt (Abbild. 3) gestaltet er die leidenschaftliche Wildheit des Hexensabbats. Der Hexensabbat war ein Nachklang der feierlichen Opfer, die dem Frühlingsanfang am 1. Mai gebracht wurden. So treffen sich die Hexen auf nächtlichen Zusammenkünften mit der Höllenbevölkerung, um die Orgien ihrer Leidenschaften zu feiern. Aus dem Stechapfel brauen sie opiumhaftes Gift, mit dem sie eine Salbe anrühren, die sie in wildeste Raserei bringt, sobald sie sich damit bestreichen. Sie versetzt die Hexen in den Zustand des Fliegens. Baldungs Phantasie ist hier ganz erfüllt mit großen schwingenden Linien. Die Linien werden förmlich emporgepeitscht und durchrasen die Bildfläche. Das fleckenhafte Licht, das wie ein Blitz auf dem dunklen Grunde aufzuckt, verstärkt noch diesen Eindruck der hastigen Unruhe. Sie sind dabei, ihre Salbe zu kochen, große Schwaden giftiger und betäubender Gase durchzischen die Luft. Wilde Unruhe packt die Geister, verzerrt ihre Bewegungen, die auf den Moment des vom unheimlichen Drang emporgehobenen Fliegens warten. Noch einmal hat der Meister dieselbe Stimmung in einem zweiten Holzschnitt zum Ausdruck gebracht (Abbild. 4). Der Dämon hat schon eine junge Hexe erfaßt, eine alte Hexe neben ihr hat sie zu dieser Welt der Orgien verführt. Sie fliegen, willenlos von den Leidenschaften getrieben. Qualm, Haare und die flüssigen Gliederbewegungen finden sich in der starken Linienkunst Baldungs zusammen zu einem wahren Wirbelsturm, der von unten nach oben wie eine Windhose aufsteigt. Er hat die Fähigkeit, in einer dramatischen Steigerung uns das Treiben dieser Unholde erleben zu lassen.



3. Hexensabbat. Farbiger Holzschnitt.



4. Hexensabbat. Farbiger Holzschnitt.

Von ähnlich dämonischer Macht war auch in der deutschen Volksphantasie das Walten des Todes erfüllt. Er kommt, wie es ihm gerade Spaß macht. So erscheint er in dem schönen Bild in Wien (Abbild. 5) mit hochgehobenem Stundenglas gerade in dem Moment, da das schöne junge Weib sich spiegelt, Amor ihr das Gewand sacht entwindet und der Mann hinzutritt. Baldung gefällt sich in der Gestaltung stärkster Gegensätze, um den schrillen Ton des Ereignisses recht deutlich werden zu lassen. Den weichen runden Kurven des blühenden jungen Geschöpfes mit dem rieselnden Gold üppiger Locken setzt er die zottige, schlingpflanzenartige Haut des Todes entgegen. Nicht gern hat die deutsche Phantasie das richtige anatomische Knochengerippe wiedergegeben, sondern jenen Verwesungsprozeß in die Formen hineingebracht, der angetan ist, das Unheimliche nochmals zu steigern.



2. Der Tod und das Mädchen. 1517. (Basel, Öffentliche Kunstsammlung.)

Der Tod ist im Gegensatz zu den romanischen Sprachen im Deutschen männlichen Geschlechts. Der bildenden Kunst wird darin eine besondere Phantasiekraft in der Gestaltung seines Treibens gegeben. Er scheint oft in seinem schicksalsschweren Richteramt nicht unparteiisch hinsichtlich der Wahl des Geschlechtes. Er hat es gern mit der Schönheit des jungen Weibes zu tun. So spielt er leicht die Rolle des verhext Verliebten, den Eifersucht oder Leidenschaft packen. In dem schönen Bilde „Der Tod und das Mädchen" (Abbild. 2) liegt in seinem Gebaren etwas von dem Wesen eines Eifersüchtigen. Die Schönheit des jugendlichen vollen Körpers ist ihm, dem zerfetzten Knochenmann, ein Dorn im Auge. Unbarmherzig nimmt er sie bei den Haaren und weist mit der Hand stracks in die Grube mit den Worten, die sich am oberen Bildrand befinden: „Hie must du yn."

In einer ähnlichen Darstellung von Weib und Tod (Abbild. 1), ist die Note des Liebhabers noch stärker zum Ausdruck gebracht. Hier sind die Gegensätze aufgehoben, und ein wilder Sturm der Leidenschaft erfüllt das Gebaren des Todes, der seinen Kuß dem Weibe aufdrückt, während seine Finger sich in die weiche Achselhöhle einwühlen. Baldung ist hier von höchster Dramatik in der Ausgestaltung des Moments: Die Überlistung des Todliebhabers vom Rücken her gibt der Situation eine doppelte Steigerung.



5. Tod und Liebespaar. (Wien.)



1



2



3



4



5



6

1. August F. Kellner: Landschaft. (Gemälde.)
2. Josef Pöblmann: Im Tiergarten. (Farbige Zeichnung.)
3. Karl Dotzler: Norwegische Landschaft. (Gemälde.)
4. Max Heilmaier: Der Vater des Künstlers. (Skulptur.)
5. Konrad Roth: Nymphe. (Skulptur.)
6. Rudolf Schiestl: Wallfahrer. (Radierung.)
7. Willi Krauß-Schwabach: Beweinung Christi. (Gemälde.)
8. Paul Benedict: Sonnenblumen. (Gemälde.)
9. Georg Kellner: Heimatflüchtig. (Radierung.)
10. Hans Werthner: Studie zu Franz Moor.



7



8



9



10

Aus der letzten Ausstellung der Nürnberger Sezession.

Molière.

Zur 300. Wiederkehr seines Geburtstags am 15. Januar.



Der Misanthrop. Nach François Boucher gestochen von Laurent Cars.



Molière. Nach einem Gemälde von Pierre Mignard.



Der Geizige. Nach François Boucher gestochen von Laurent Cars.

Das Dreigestirn, das in den Zeiten des Sonnenkönigs Ludwig XIV. in Frankreich über dem Theater leuchtete, ist heute verblaßt. Nur ein Stern leuchtet unvermindert. Es ist Molière. Nicht dem strengen Pathos eines Corneille, nicht der in musikalische Verse gebannten Leidenschaft eines Racine gelingt es mehr, moderne Menschen zu erschüttern, aber über die Torheiten und Verkehrtheiten der Menschen, denen Molière Gestalt verliehen hat, lachen wir heute noch so herzlich wie die Pariser vor fast dreihundert Jahren.

Wir lachen über den betrogenen Vormund, dem sein Mündel, trotz aller pädagogischen Vorsicht, entwischt, über die Gänschen aus der Provinz, die so gern feingebildete Weltdamen vortäuschen möchten, über den Bürger, der sich zum Abligen aufbläht. Und wir bewundern den sittlichen Mut und die Tiefe der Empfindung, mit denen in den ernsteren Schauspielen, wie dem „Don Juan“, dem „Tartuffe“, dem „Menschenfeind“, unsterbliche menschliche Charaktere mit ihren Schwächen und ewig wiederkehrende gesellschaftliche Konflikte gezeichnet sind. Die drei ebengenannten Stücke finden sich noch regelmäßig auf dem Spielplan; doch auch „Der eingebildete Kranke“, „Der Arzt wider Willen“ und manche andere kleinere Posse bringen dem Theater, das sie aufführt, sicheren Erfolg. Wie erklärt sich diese lange Lebensdauer? — Molière war nicht nur ein scharfsichtiger Menschenbeobachter, ein Schriftsteller voll Anmut und Temperament, er war auch ein erfahrener Bühnenpraktiker, der die theatralische Wirksamkeit seiner Worte und Gestalten wohl zu berechnen verstand. Er war, wie Shakespeare, nicht nur Dichter, sondern vor allem auch Schauspieler.

Dieser Beruf war Molière nicht an der Wiege verkündet worden. Jean-Baptiste Poquelin, so lautete sein wirklicher Name, stammt aus ehrbarem, wohlhäbigem bürgerlichen Hause. Sein Vater war in Paris Hoftapezier, und wenn er auch wünschte, daß sein ältester Sohn, der ihm 1622 geboren war, sein Geschäft fortführte, so ließ er ihn doch das Gymnasium besuchen und sogar kurze Zeit die Rechte studieren. Aber Jean-Baptiste studierte lieber die Aufführungen der Theater und bald die schönen Augen der Schauspielerin Madeleine Béjart. Die Neigung zu ihr weckte sein eigenes Talent. Er verzichtet auf das sorgenlose Leben, das ihm im Vaterhause geboten wurde, und zieht unter dem Künstlernamen Molière mit der Freundin, ihren Brüdern und einer Reihe anderer Schauspieler als wandernder Komödiant durch Frankreich. Zehn Jahre dauert dies Wanderleben. Schon nach kurzer Zeit war Molière durch seine geistige und künstlerische Überlegenheit sozusagen Direktor der Gesellschaft. Die Verfassung in einer Schauspielertruppe war damals sehr demokratisch, vor allem teilte man den Gewinn zu gleichen Teilen. Auch späterhin, als Molière mit seiner Truppe unter dem Schutze des Königs im schönen Saale des Palais Royal in Paris sein Heim gefunden hatte, blieb es bei dieser genossenschaftlichen Ordnung. Nur bewilligten die Mitglieder ihrem Führer und Dichter, besonders nach einem großen Erfolg, gern eine Extraentschädigung. Dank dem ausgezeichneten Spiel der Künstlerschar und vor allem dank den Meisterwerken, die Molière ihr zu spielen gab, wuchs ihre Beliebtheit beim Publikum und die Gunst bei Hofe stetig. So ist Molière, als er 1673 einem Lungenleiden erlag, als ein begüterter Mann gestorben. Er hatte später die junge Schwester Madeleines, Armande, geheiratet. Sie muß eine Schauspielerin von bestrickendem Liebreiz gewesen sein. Ihr ist es zu danken, daß das Theater nach dem viel zu frühen Tode seines Schöpfers nicht verfiel, sondern der Nation erhalten blieb. Das Théâtre Français in Paris ist das unsterbliche Kind ihres Lieblingsdichters.



Molière im Kostüm des Sganarelle. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung von Simonin.

Zum Glück sind uns einige Bilder von Zeitgenossen bewahrt, die uns Molière als Schauspieler zeigen. Eines der interessantesten ist hier abgebildet: Molière, im Kostüm des Sganarelle, eines beschränkten, herrschsüchtigen, älteren Mannes, tritt vor Beginn der Vorstellung vor die Zuschauer, um das Stück zu empfehlen und um Ruhe zu bitten. Das war bei den eigentümlichen Theatersitten der Zeit nicht immer leicht. Weder die jungen Offiziere noch die Handwerksburschen wollten sich das Recht nehmen lassen, in sehr lauter, ja sogar zuweilen handgreiflicher Manier ihrer Meinung Ausdruck zu verleihen. Es wird berichtet, daß Molière durch seinen geistvollen Witz, mit dem er auf alle Bemerkungen aus dem Publikum einging, stets die richtige Stimmung herzustellen verstand. Auch rühmen alle, die ihn sahen, sein natürliches, lebhaftes Spiel, seine Fähigkeit, die Toren und Narren seiner Zeit mit unwiderstehlicher Komik nachzuahmen. Seine Züge waren, wie sein Porträt zeigt, eher häßlich als schön, vor allem war der Mund zu groß und die Lippen wulstig, der Kopf saß zu fest auf den Schultern, und seine Haltung war nicht sehr elegant. Es ist daher kein Wunder, daß er als Heldenspieler keinen Erfolg hatte. Und doch trieb ihn der Ehrgeiz immer wieder, sich in tragischen Rollen zu versuchen. Dazu kam, daß er, wohl infolge seiner Krankheit, kurzatmig war. Seine stockende Redeweise war meist von komischer Wirkung, auch wenn der Künstler dies gar nicht beabsichtigte. Obwohl er doch die falsche Eitelkeit und Selbsttäuschung bei seinen Mitmenschen so klar erkannte, war er selbst nicht frei von dieser Schwäche.

Nicht die schauspielerischen Leistungen haben Molières Ruhm erhalten. Aber dem Schauspieler muß der Dichter danken; mit seiner Hilfe glückte es ihm, die tapferen Angriffe auf Dummheit und Verlogenheit, verkehrte Erziehung und Heuchelei so lebendig zu gestalten, daß sie heute noch wirksam sind und nicht vergehen werden, solange die Menschen die Lust behalten, darüber zu lachen.

Dr. Hertha Michel.



Die Schule der Ehemänner. Nach Jean Michel Moreau gestochen von Louis Joseph Masquelier.



Der Bürger als Edelmann. Nach Jean Michel Moreau gestochen von François Denis Née.



Stätten der Arbeit: Eisengießerei. Nach einer Radierung von Julius C. Turner.
(Mit Genehmigung des Kunstverlags Amsler & Ruthardt in Berlin W. 8.)



Vor dem Landhause.



Auf der Walz.



Beim Morgeneinkauf.

Aus der guten alten Zeit. Nach Gemälden von Hans Hanke.

Herrn Felix Spielmanns Hausdamen

Roman von Helene v. Mühlau.

(1. Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Du bist ja so aufgeregt, Spielmann, daß du kaum zusammenhängend sprechen kannst!" sagte Hermann Häuslein, als er in Automobilkleidung dem Freunde entgegentrat. Der neue kleine Agawagen stand draußen auf der Straße. Spielmann hatte vor einigen Tagen seinen Chauffeur wegen Unehrlichkeit entlassen müssen; er selbst hatte seinen Fahrbefähigungsschein noch nicht bekommen. Häuslein aber hatte die staatliche Genehmigung zum Fahren, und es machte ihm Vergnügen, dem Freund gerade auf diesem Wege als Führer dienen zu dürfen. Das Ziel ihrer Fahrt war der Hauptbahnhof der Stadt, und die Persönlichkeit, die in Empfang genommen werden sollte, war die junge Hausdame.

„Ach was, aufgeregt!" sagte Felix Spielmann unwirsch. „Ich habe mich über Trude geärgert. Die steht in der Küche und heult, weil sie Angst vor der Hausdame hat. Was soll man da nur sagen? Ich bin hingegangen und hab' ihr das Bild herausgeholt; da hat sie große Augen gemacht! ›Ach, aber das ist doch gar nicht wie eine Hausdame!‹ hat sie gesagt. Dämliches Frauenzimmer, das sie ist! Als ob eine Hausdame eine Schablone wäre — als ob es einen bestimmten Typ dafür gäbe! Na, sie hat sich dann ganz schnell beruhigt, und jetzt freut sie sich."

Hermann Häuslein pfiff vor sich hin. „Was machen wir heute abend?" fragte er dann.

„Mal sehen", antwortete Spielmann. „Man muß abwarten, zu was sie aufgelegt ist. Am besten, man überläßt alles dem Zufall!"

„Also los — es wird Zeit!"

Der Dreiklang der Hupe flog jubelnd in die kalte Luft. Die Maschine rasselte. Spielmann fühlte, daß ihm das Herz bis zum Hals hinauf klopfte; er lehnte sich in das grüne Lederpolster zurück, und er war wie ein Knabe, der eine Fahrt ins Wunderbare hinein macht.

Der kleine Wagen sauste in Windeseile dahin; es war, als ob der schwere, prachtvolle Gummi seiner Räder die Erde gar nicht berühre.

Häuslein sprang elastisch von seinem Sitz herab, als das große Bahnhofsgebäude im Lichterglanz vor ihnen erstrahlte. Es war um die sechste Abendstunde — dunkel schon, denn der November war gekommen, aber die Luft war rein und mild, und Häuslein fühlte sich behaglich warm in seinem dicken Pelz.

„Mensch, ich glaube wahrhaftig, du träumst am hellichten Tage!" rief er den Freund an, als der keine Miene machte, den Wagen zu verlassen, und in der Tat hatte er den seltsamen Felix aus einer schönen Traumwelt unsanft genug in die Wirklichkeit zurückgerufen.

„Fünf Minuten noch — schnell, Junge! Löse dir eine Karte und dann auf den Bahnsteig hinauf! Wir leben nicht mehr im Kriege, und die D-Züge pflegen jetzt eher zu früh als zu spät einzutreffen."

Spielmann stürzte zum Schalter — drückte ein paar Personen, die sich vordrängen wollten, zur Seite. Er warf irgendeinen Papierlappen auf den Metallzahlteller und wartete gar nicht, bis der Beamte ihm herausgab. Eine wilde Angst war plötzlich in ihn gefahren. Mit großen Sätzen durchquerte er die riesige Bahnhofshalle, ließ die Karte knipsen und keuchte die Treppe hinan. Der D-Zug aus Berlin war schon im Einfahren. Zwei blendende Lichter glitten näher — unzählige Menschenaugen lugten der leuchtenden schwarzen Eisenschlange entgegen.

Spielmann hatte das Gefühl, gar nicht mehr er selbst zu sein. Er wußte nicht, was er tat, und was er dachte. Ein träumerisches Lächeln war in seinen Zügen — und irgendein ganz großes warmes Glücksgefühl in seiner Brust.

So — nun stand der Zug; die Türen wurden aufgerissen. Die Schaffner riefen den Namen der Stadt — Dienstmänner traten zu den Reisenden hin — Ankommende und Abholende begrüßten sich. Viele von ihnen fielen einander in die Arme und küßten sich. Kinder schrien — Zeitungsverkäufer boten die Tagesblätter aus. Dann wieder: „Warme Würstchen — Belegte Brötchen — Obst, Bier, Kaffee, Kognak gefällig!"

Spielmann sah und hörte wohl, was um ihn her vorging, aber es drang nicht bis in sein Inneres hinein. Er stand an eine Säule gelehnt und wartete — und immer noch war das Lächeln in seinen Zügen und der glückliche, etwas entrückte Ausdruck in seinen Augen.

Die Menschen verliefen sich; die Türen des Zuges schlossen sich wieder. Irgendeine Lokomotive ließ gellende Schreie in die Luft hinausziehen — — und vor Felix Spielmann stand jetzt eine junge, in einen schwarzen Mantel gekleidete Dame, um deren rechten Arm ein weißes Tuch gebunden war. Sie trug einen kleinen Hut mit einem ziemlich dichten schwarzen Schleier; sie war groß und sehr schlank, und ihre Stimme klang zart und doch voll und unsäglich wohltönend, als sie jetzt an den versunkenen Spielmann die Frage richtete: „Hab' ich vielleicht das Vergnügen, Herrn Felix Spielmann vor mir zu sehen?"

„Jawohl — ja natürlich, der bin ich!" Er war plötzlich wieder erwacht und verbeugte sich drei-, viermal tief vor der jungen Dame, die sich das weiße Tuch vom Ärmel streifte. Das Herz schlug ihm wie ein Trommelwirbel gegen die Brust, und er fühlte, wie ihm kalte und heiße Schauer abwechselnd durch den Körper rieselten.

„Das ist ja schön — ist ganz wunderschön!" vermochte er endlich zu sagen. „Wir sind mit dem Auto herausgekommen, mein Freund Häuslein und ich. Haben Sie Gepäck, gnädiges Fräulein? Geben Sie mal den Schein. He, Dienstmann, nehmen Sie mal der Dame die Handtasche ab, und besorgen Sie das übrige herunter zum Auto. So — gnädiges Fräulein, nun kommen Sie. Es ist wirklich lieb und nett von Ihnen, daß Sie Wort gehalten haben. Den ganzen Tag über hab' ich Angst gehabt, Sie könnten sich's in letzter Minute noch anders überlegt haben. Aber da sind wir schon, und hier ist mein guter Freund Häuslein. Er spielt einstweilen den Chauffeur, bis unser neuer Autolenker eingetroffen ist. Also bitte: Herr Hermann Häuslein, unser Nachbar — Fräulein Ulriki — — —"

„Sehr erfreut — sehr erfreut!" stotterte Häuslein und war ganz benommen von dem Liebreiz der jungen Dame. Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen, und ihre dunklen, ausdrucksvollen Augen leuchteten wie kostbare Edelsteine aus dem feingeschnittenen Gesicht heraus.

„Bitte, nehmen Sie Platz, gnädiges Fräulein! Ah, da ist ja auch schon der Dienstmann. Er kann den Koffer vorne neben dich stellen, wie, Häuslein? Die Handtasche behalten wir im Wagen. Sitzen Sie bequem? Ich werde Ihnen die Pelzdecke überlegen; es ist kalt. Ach so — ich habe ja ganz vergessen, Sie hätten vielleicht gerne eine Tasse Kaffee getrunken?"

„Nein, ich danke herzlich!" sagte Margot abwehrend; sie war ganz beklommen, weil sie auf so viel Ritterlichkeit nicht gerechnet hatte. Sie kam doch als Hausdame, als eine bezahlte Persönlichkeit in das Haus des Herrn Spielmann, und der empfing sie, als ob sie ein sehnlich erwarteter Besuch sei.

„Also los, Häuslein. Machen wir, daß wir bald an unseren eigenen Kaffeetisch kommen!" rief Spielmann dem Freunde zu. „Sitzen Sie auch wirklich bequem, gnädiges Fräulein? Sind Sie sehr ermüdet von der Reise?"

„Nein, gar nicht; ich bin ja nur drei Stunden gefahren!"

Sie fühlte, daß Spielmanns Blicke wie gebannt an ihr hingen; tiefes Rot stieg in ihre Wangen. Ein Angstgefühl kam in ihre Seele.

Der kleine Wagen flog wieder, als gäbe es keine Hindernisse zu überwinden. Lustig jauchzte die wohlgestimmte Hupe in die Luft hinaus. Aus den grauen Straßen der Stadt kam man an das Ufer des breiten Stromes — von da auf Landwege, denen zur Seite dunkler Wald ernst und feierlich stand — dann durch ein kleines dorfartiges Gutsanwesen und danach in jenen netten, feinen Vorort, in dem Felix Spielmanns hübsches Haus gelegen war.

Margot Ulriki fand alles, was sie sah, was man zu ihr sagte und die Art, wie man sie behandelte, wohl über Erwarten schön und gut, aber eine rechte Freude wollte nicht in ihr aufkommen. So etwas kam ihr doch nicht zu — es schien ihr unnatürlich und unverdient zu sein, und das starke stolze Rechtlichkeitsgefühl, das in ihr lebte, sträubte sich dagegen, Unverdientes ohne weiteres hinzunehmen.

„So — da wären wir!" sagte Spielmann, und Häuslein, der bereits aus dem Wagen gesprungen war, riß den Schlag auf und war der jungen Dame beim Aussteigen behilflich. Die Tür des Hauses öffnete sich, und Trude, mit weißer Schürze und weißem Häubchen angetan, kam den Gartenweg dahergetrippelt. Häuslein warf ihr einen vielsagenden Blick zu, und Trude knickste vor dem fremden Fräulein und nahm die Handtasche in Empfang. Ein Mann, der statt des fehlenden Chauffeurs die Garage instand hielt, hob den Koffer aus dem Wagen, und Spielmann geleitete seine Hausdame mit solcher Ehrerbietung, ja, Unterwürfigkeit in das Reich, das ihrer Verwaltung übergeben werden sollte, als habe er die hohe Ehre, einen fürstlichen Gast in seinem Besitz zu begrüßen.

In der netten behaglichen Diele half er ihr Hut und Mantel ablegen und führte sie sogleich in das Eßzimmer, in dem der Kaffeetisch mit köstlichem Kuchen und einem Blumenstrauß in der Mitte vorbereitet war.

Häuslein verweilte ein paar Augenblicke vor einem großen Spiegel, der ihm sein Bild vielleicht etwas vorteilhafter, als es in Wirklichkeit war, zurückwarf. Er war doch schließlich noch ein recht ansehnlicher Mensch, das mußte der Neid ihm lassen — nicht gerade schön zu nennen, aber auch keineswegs das Gegenteil. Daß das Bäuchlein, das während der langen Kriegsjahre verschwunden gewesen, nun wieder in die Erscheinung zu treten begann, daran war vor allem die Spielmannsche Küche schuld. Aber was schadete das?

Er fuhr sich mit zwei kleinen Bürsten über die wenigen Haare, die sein Haupt noch zierten, und über den kleinen Schnauzbart, dann trat er ein.

Spielmann hatte der jungen reizenden Dame schon einen bequemen Sessel an den Tisch geschoben und schichtete ein Stück Kuchen nach dem andern auf ihren Teller. Sie versuchte abzuwehren, aber er bat sie fast flehentlich, daß sie sich doch nicht genieren möge. In seinem Hause sei es Sitte, daß ein jeder esse, solange er Lust dazu habe, und solange es ihm möglich sei. So habe es seine selige Frau gehalten, so mache er selbst es und sein Freund Häuslein ebenfalls — da dürfe sie nun auch keine Ausnahme bilden.

Margot Ulriki sah im Geiste das zarte liebe Gesicht ihrer Mutter vor sich erstehen. Wie lange war es her, seit kein Kuchen daheim auf ihrem Tische gestanden hatte? Nun saß sie hier in einem fremden Hause, in das sie gegangen war, um der Mutter eine Last von den Schultern zu nehmen — und man behandelte sie nicht wie ein armes Mädchen, das gekommen war, um sich sein Geld zu verdienen, sondern wie wenn sie ein Ehrengast dieser fast unnatürlich liebenswürdigen Menschen sei.

Sie begriff auch nicht recht, welche Stellung dieser zweite Herr, der den Wagen gelenkt hatte, hier im Hause einnahm. Man wußte gar nicht, ob der Herr Spielmann oder ob sein Freund das Zepter führte; auf jeden Fall schien Häuslein mit dem Hausmädchen auf sehr gutem Fuße zu stehen, denn es flog diensteifrig hin und her, sobald er es benötigte.

„Es ist eine ungeheure Freude für uns, gnädiges Fräulein, daß Sie gekommen sind!" begann nun Häuslein seinerseits und setzte mit diesen Worten das fort, was Spielmann schon wiederholt zum Ausdruck gebracht hatte. „Sie müssen wissen, mein guter Freund Spielmann wäre rettungslos der Melancholie verfallen, wenn er in seiner Einsamkeit verblieben wäre. Nun aber strahlt sein Gesicht! Ich kenne ihn ja so genau; jede Regung seiner Seele lese ich aus seinen Augen, und wenn er das könnte, und wenn er es dürfte, dann würde er jetzt am liebsten einen Purzelbaum schlagen. Nein, erschrecken Sie nicht, gnädiges Fräulein; er tut so etwas natürlich nicht. Aber es ist ja auch wirklich ein ganz unwahrscheinliches Glück, daß gerade *Sie* in sein Haus gekommen sind. Verzeihen Sie, bitte — ich sehe, es gefällt Ihnen nicht, daß ich so spreche, aber wenn Sie den armen Spielmann gesehen hätten, wie er vor einer Woche noch gewesen ist, dann würden Sie meine große Freude begreifen!"

Margot sah versöhnt zu Spielmann hin. Es tat ihr wohl, zu hören, daß er traurig gewesen war. Er hatte doch vor Tagen erst die Frau verloren, und es war ihr ein so sympathischer Gedanke gewesen, zu einem trostbedürftigen Manne zu kommen. Wie er aber hier mit dem wirklich leuchtend glücklichen Gesicht am Tische saß und sie zum Zugreifen nötigte, hätte man von Niedergeschlagenheit auch nicht die leiseste Spur bei ihm entdecken können. Es war also wirklich gut, daß Häuslein aussprach, wie elend ihm zumute gewesen sei!

Den beiden entzückten Freunden flog die Zeit dahin, als ob sie Flügel hätte; Margot Ulriki aber war voll Unruhe und Verwirrung. Das ging doch nicht, daß sie in dem Hause, in dem sie einen Beruf ausüben wollte, wie ein Gast zu Tische saß. Zum wenigsten mußte sie doch ihren Brotherrn bitten, ihr etwas über ihre Pflichten mitzuteilen. Sie hatte sich die bestimmte Vorstellung gemacht, daß man sie ganz geschäftlich empfangen würde — ja, daß man vielleicht hochmütig oder kalt zu ihr sein würde. Auf jeden Fall hatte sie alles andere erwartet als das, was ihr hier zuteil werden sollte.

Die große neue Standuhr sang mit voller, feinabgetönter Stimme die Stundenzahl ins Zimmer hinein — sieben dunkle Schläge gab sie von sich. Die Unruhe in Margots Seele wuchs; sie erhob sich und wandte sich an Spielmann.

„Verzeihen Sie, Herr Spielmann, aber ich möchte doch eine Ahnung haben, was ich für Sie tun kann — ich bin doch als Ihre Hausdame zu Ihnen gekommen — ich —" Aber Spielmann unterbrach sie halb lachend, halb verlegen:

„Aber, gnädiges Fräulein — gnädiges Fräulein. Nein, davon kann doch keine Rede sein! Und heute abend doch schon gar nicht! Was denken Sie denn — gleich am Tage Ihrer Ankunft wollen Sie etwas tun?" — Hilfeflehend sah er sich nach Häuslein um.

„Aber das gnädige Fräulein wird gern sehen wollen, wo sie wohnen wird, Spielmann. Das haben wir in unserer Freude ganz vergessen. Ja, also wir haben im ersten Stock das schönste Zimmer für

Sie hergerichtet, gnädiges Fräulein — Balkon, mit Aussicht nach dem Garten — davon werden Sie allerdings in dieser Jahreszeit nicht viel mehr haben. Aber es ist das sonnigste Zimmer in dem ganzen Hause. Komm, Spielmann, wir gehen mit dem gnädigen Fräulein hinauf!"

Margot Ulriti schritt zwischen den beiden Freunden die breite Treppe, die einen ganz neuen roten Plüschteppich trug, hinan. Alles in diesem Hause schien neu und nach allermodernstem Geschmack hergerichtet zu sein. Die Bauart der Villa war altmodisch, aber drinnen hatte alles einen völlig zeitgemäßen Anstrich.

Als sie oben angelangt waren, sprang Spielmann voran, drehte das elektrische Licht an, und Margot hatte Mühe, einen Ausruf des Entzückens zu unterdrücken. Ein köstlicher weicher Teppich lag auf dieser oberen Diele — eine riesig große, gelbverschleierte Stehlampe stand neben einer Gruppe weißer, samtgepolsterter Bambusmöbel. Eine Fächerpalme breitete ihre herrlichen gezackten Blätter aus, und von der Wand leuchteten prächtige Gemälde aus mattgoldenen Rahmen.

Häuslein riß die Tür zu jenem Zimmer, das der Hausdame als Schlaf- und Wohngemach dienen sollte, weit auf; auch hier ließ er sämtliche Lichter des Kronleuchters aufblitzen und drehte auch noch die feine Stehlampe, die auf einem zierlichen Diplomatenschreibtisch stand, an. Ein Meer von Licht umfing die drei, die nebeneinander auf der Schwelle dieses reizenden Zimmers standen. Es war vor zwei Monaten erst von einer erstklassigen Möbelfirma eingerichtet worden. Spielmann hatte das zum Geburtstag seiner Frau machen lassen; es sollte das Damenboudoir darstellen.

Zweifelnd und mit einem vorwurfsvollen Ausdruck in den Augen sah das verschüchterte und unsicher gewordene Mädchen zu den beiden Herren auf. Das war doch nicht möglich, daß man der Hausdame solch einen feenhaft ausgestatteten Raum für ihre Person anwies! Sie hatte damit gerechnet, in einem kleinen, mit abgenutzten Möbeln gefüllten Raum leben zu müssen; man wußte doch, wie schwer das Los armer Gesellschafterinnen, Hausdamen oder Vorleserinnen im allgemeinen war! Sie hatte sich alles ganz schwarz ausgemalt, und sie hatte sich geschworen, auch das Unerträglichste tapfer tragen zu wollen. Nun aber schien es ihr plötzlich, als sei das, was man ihr hier bot, schwerer hinzunehmen als das andere, was sie sich ausgemalt hatte. Wieder stieg eine dumpfe, beklemmende Angst in ihr auf, aber die beiden Männer, die vielleicht etwas von ihrer Bestürzung ahnten, ließen sie gar nicht erst zum Ausbruch kommen.

„Natürlich müssen Sie es ganz offen sagen, wenn Ihnen etwas nicht gefällt, gnädiges Fräulein, oder wenn Sie vielleicht lieber noch ein zweites Zimmer hätten! Es soll alles nach Ihren Wünschen gemacht werden. Das Bett haben wir durch den großen Wandschirm verstellen lassen. Unsere Trude ist auf diese Idee gekommen. Dann bekommen Sie noch eine Lampe, wenn Sie abends im Bett lesen wollen. Meine Minna — meine selige Frau hatte sich das in den letzten Monaten ihres Lebens so angewöhnt und sagte, es gäbe gar nichts Schöneres, als abends im Bett zu liegen und einen Roman zu lesen. Also, eine Lampe bekommen Sie noch, und wenn Sie gern Romane lesen, dann können Sie haben, so viele sie wollen. Weil wir uns die drei neuen Bücherschränke angeschafft haben, sind auch gleich die Bücher gekauft worden. Ich hab' ja leider keine Zeit, zu lesen, aber meine selige Frau sagte, es seien schöne Sachen drunter, und auch Trude ist ganz weg von den Büchern."

Von irgendwoher schlug wieder eine Uhr.

„Halb acht!" sagte Häuslein gewichtig, „und wir haben noch kein Programm für den Abend gemacht! Wäre es Ihnen recht, gnädiges Fräulein, wenn wir zum Essen zusammen in die Stadt führen? Das machen wir öfter: Erst was Gutes für den Magen und nachher ein Kino oder auch mal Theater. Aber für Theater ist es heute zu spät. Im Künstlerkino geben sie die »Schicksalsstunde« — ich glaube mit Henny Porten in der Hauptrolle — im U.-T. wird »Auf der Spur des Verbrechers« gegeben. Ganz wie Sie wollen; wir sehen das eine so gern wie das andere!"

In Margots Gesicht war jetzt ein Ausdruck hilflosen Entsetzens. Wieder sah sie im Geist das Gesicht ihrer Mutter vor sich, und am liebsten hätte sie jetzt aufgeweint.

Und nun begriff Spielmann plötzlich bis ins kleinste hinein, was in dem armen Geschöpf, das noch ganz fremd in seinem Hause war, vorgehen mußte. Alles, was gut und tief und vornehm in ihm war, begann sich zu regen. Mit einem sehr warmen Blick sah er das Fräulein an.

„Sie sind müde, gnädiges Fräulein, und Sie möchten am liebsten still zu Hause bleiben, nicht wahr? Sie haben ja auch noch nicht einmal die Koffer ausgepackt und sind überhaupt noch gar nicht zur Besinnung gekommen, und darum mache ich Ihnen den Vorschlag, daß Sie für heute ruhig hier oben bleiben und sich erst mal häuslich einrichten. Ich sage der Trude Bescheid; die bringt Ihnen dann etwas zu essen herauf. Mein Freund und ich werden irgendwo in der Stadt essen, und morgen, wenn Sie ausgeschlafen haben, reden wir über alles andere!"

Eine große Entspannung trat in Margots Züge; dankbar legte sie ihre Hand in die dargereichte Felix Spielmanns.

„Ja, es wäre sehr schön, wenn ich zu Hause bleiben dürfte!" sagte sie herzlich, und Spielmann drückte ihr die Hand, daß sie einen Schmerzschrei unterdrücken mußte.

„Von »dürfen« ist doch keine Rede!" sagte er. „Sie sind unumschränkte Herrin Ihres Willens. Sie können tun und lassen, was Sie wollen!" Aber wie er das in seiner warmen Begeisterung aussprach, fühlte er einen leisen warnenden Druck von Häusleins Hand auf seiner Schulter.

„Nun, wir werden sehen, gnädiges Fräulein. Morgen fahren Sie vielleicht schon gern mit uns in die Stadt. Ich weiß es ja von meiner seligen Frau, wie gern die Damen in die Stadt fahren." Aber da war wieder der warnende Druck von Häusleins Hand auf seiner Schulter: Spielmann gab sich einen Ruck.

„Also gute Nacht, gnädiges Fräulein, und schlafen Sie wohl — schlafen Sie sehr wohl! Trude wird Ihnen das Essen bringen!"

„Nein, ich danke — ich danke wirklich herzlich. Ich habe nicht den geringsten Hunger mehr!" Jedoch drang sie mit dieser Behauptung bei Spielmann nicht durch.

„Das wäre noch schöner: nichts essen!" rief er aus. „Lassen Sie das mal meine Sorge sein, gnädiges Fräulein. Die Trude bringt Ihnen etwas. Und nun noch einmal: Gute Nacht!"

Er schüttelte ihr von neuem die Hand, und auch Häuslein verabschiedete sich; er küßte ihr sogar die Fingerspitzen und machte ein paar tadellose Verbeugungen.

Die Herren hatten noch nicht eine Viertelstunde das Zimmer verlassen, so erschien Trude schon mit einem riesigen Tablett. Alle Leckerbissen, die im Hause vorhanden waren, hatte sie zusammengeholt, um diesem reizenden Fräulein etwas Gutes anzutun.

Sie war kein bißchen eifersüchtig auf die wunderschöne Hausdame; im Gegenteil, sie freute sich, denn nun würde sicher ein flottes, lustiges Leben beginnen. So aufgeräumt und geradezu aus dem Häuschen hatte sie den Herrn Spielmann eigentlich noch nie gesehen.

„So, gnädiges Fräulein — hier bringe ich Ihnen Ihr Abendbrot, lassen Sie sich's gut schmecken, und wenn es nicht genug ist, dann bringe ich mehr. Es kommt ja nicht drauf an. Hier im Hause wird nicht kleinlich gespart — gottlob! Sie können hier immer alles haben, was Sie gern möchten. Sehen Sie mal, ob Ihnen der Tee stark genug ist. Aber wenn Sie wollen, können Sie auch Wein haben; ich hab' ja die Schlüssel zum Keller. Auch einen feinen Likör kann ich bringen, wenn Sie Lust darauf haben!"

Margot war zu dem Tisch hingetreten, auf dem Trude ihre Herrlichkeiten aufgebaut hatte. Sie hatte nicht die geringste Lust zum Essen, und als sie nun all die köstlichen Dinge sah, die hier für sie aufgetischt waren, kam wieder die Erinnerung an das arme „Zu Hause" über sie, und sie sah zum dritten Male an diesem Abend das entsagende Gesicht der geliebten Mutter vor sich.

„Sie meinen es gut mit mir!" sagte sie herzlich zu dem Mädchen, dessen Blicke erwartungsvoll an ihrem Gesicht hingen. „Aber Sie dürfen nicht gekränkt sein, wenn ich nichts oder doch nur ganz wenig von all dem, was Sie mir da zugedacht haben, essen werde. Ich habe wirklich keinen Apetit!"

Trude nickte verständnisvoll. „Ja, gnädiges Fräulein, das begreife ich. So geht's mir auch immer, wenn ich zuerst in einer neuen Stelle bin. Aber das gibt sich dann gewöhnlich schon am nächsten Tage. Gerade hier bei Spielmanns ist es mir auch so gegangen. An »ihn« hab' ich mich ja gleich auf den ersten Blick gewöhnt, denn er ist ein guter Mann — ich sag' Ihnen, da ist nicht so viel Falschheit drin. Alles ist echt und anständig an ihm. Aber vor der Frau, die nun im Grabe liegt, hab' ich mich zuerst so schrecklich gegrault. Dicke Menschen mag ich nicht leiden, und die verstorbene Frau Spielmann ist furchtbar dick gewesen. Aber dann auf einmal war alles gut — alle Angst, alles Graulen fort — einfach aus dem Grunde, weil sie so herzensgut war. Aber essen Sie doch was, gnädiges Fräulein! Sie sehen ganz blaß aus. Glauben Sie, daß ich mich auch vor Ihnen gegrault habe? Als der Herr Häuslein mir zuerst erzählte, daß wir 'ne Hausdame kriegten, war ich ganz außer mir. Bis gestern — nein, eigentlich bis heute nachmittag hab' ich mich vor Ihnen gegrault. Aber wie der Herr Spielmann sah, daß ich weinte, hat er mir Ihr Bild gezeigt, und da war alles gut. Aber nun essen Sie wirklich was. Auch Wein können Sie haben, gnädiges Fräulein, wenn Sie den gern möchten!"

„Nein, um Gottes willen nicht!" wehrte Margot entsetzt ab. Sie faßte sich mit der Hand an den Kopf; es war ihr so seltsam zumute. Dieses Mädchen mit seiner vertraulichen, gutherzigen Art stieß sie ab und tat ihr doch zu gleicher Zeit wohl. Sie wußte nur nicht, welchen Standpunkt sie ihm gegenüber einnehmen sollte. Um nicht unfreundlich zu erscheinen, fragte sie sanft, und ihre Stimme hatte einen etwas wehmütigen Ton: „Ich danke Ihnen herzlich für alles, Trude. Aber vielleicht begreifen Sie, daß ich sehr müde bin. Ich möchte nur meinen Koffer noch auspacken, und wenn es dann wirklich heute nichts für mich zu tun gibt, möchte ich mich am liebsten zu Bett legen!"

„Ja, da tun gnädiges Fräulein ganz recht dran!" lobte Trude. „Ich werde Ihnen beim Auspacken helfen. Ich hab' Ihnen den großen Schrank von der Frau Spielmann leer gemacht."

Sie nahm die Kleider, die Fräulein Margot ihr reichte, in Empfang und trug sie zum Schranke.

„Ach, nur drei Kleider haben Sie?" fragte sie erstaunt, als Margot nun schon die Wäsche aus dem Koffer hervorholte. „Aber das macht nichts! Der Herr wird Ihnen sicher von den schönen Kleidern der seligen Frau Spielmann geben. Die lassen Sie sich dann enger machen; dann haben Sie was wirklich Kostbares und brauchen kein Geld dafür auszugeben."

Margot antwortete nichts mehr; sie ließ das Mädchen reden. Immer wieder wollte dieses unsinnige Angstgefühl in ihr aufsteigen, und doch war alles, was sie hier sah und hörte, nur und nur erfreulich. Und die Worte, die die arme Mutter in der letzten Stunde ihres Beisammenseins zu ihr gesprochen hatte, fielen ihr wieder ein: „Nun, da du den tapferen Entschluß, auf eigenen Füßen zu stehen, gefaßt hast, kann ich dir ja sagen, Kind, daß du — gerade du meine größte Sorge gewesen bist! Es war so bitter für mich, dich ohne Freude dahinleben zu sehen und immer mit dem schweren Gedanken kämpfend, dir eines Tages sagen zu müssen: »Geh in die Welt hinaus, Kind; sieh, wie du dich durchfindest!« Nun hast du allein den rechten Weg gefunden, und Gott gebe, daß es der richtige sei!" — „Mutter — Mutter!" Irgend etwas in ihr schrie das Wort — es kostete unendliche Mühe, den Aufschrei der Seele zu unterdrücken, aber nun stand diese merkwürdige Trude da und hatte die Augen voll Tränen — genau, als ob sie bis ins kleinste hinein wisse, was in der armen Hausdame vor sich ging.

„Heimweh!" sagte sie leise. „Ach, ich kenne das, gnädiges Fräulein; aber es vergeht! — Ganz sicher, es vergeht sehr schnell. Sie sollen mal sehen, wie schön und lustig es hier ist, und unser Herr Spielmann kann überhaupt kein trauriges Gesicht vertragen. Wenn man mal traurig ist, dann schenkt er einem so lange etwas, bis man wieder froh ist. Man könnte den Herrn Spielmann tüchtig ausnützen, wenn man das wollte; aber das tue ich nicht. Ich wollte nur sagen, daß er ein herzensguter Mann ist! So, nun haben wir alles verstaut; morgen früh werde ich den Koffer auf den Boden schaffen. Aber nun essen Sie, bitte, was, gnädiges Fräulein! Ja, und der Herr Spielmann hat mir noch gesagt, ich solle Ihnen ein paar Romane heraufbringen. Lesen Sie gern Detektivgeschichten? Ich habe gerade gestern die halbe Nacht durch an so einem Buch gelesen: »Das Mädchen im Rollstuhl.« Da konnte man kaum noch atmen vor Spannung. Aber wir haben auch den neuesten Courths-Mahler gekauft. Schön, gnädiges Fräulein; bei den Büchern von der Courths-Mahler muß ich immer weinen!"

Margot Ulriti lächelte leise. „Ich habe mir selbst Bücher mitgebracht, Trude; aber ich danke Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeit. Ich werde ein Brötchen essen und eine Tasse Tee trinken; das andere nehmen Sie nur gleich wieder mit heraus!"

„Schade!" sagte Trude. „Ich freue mich immer, wenn es den Menschen schmeckt. Ich bringe Ihnen dann morgen früh zum Kaffee was Gutes. Um wie viel Uhr wollen Sie das Frühstück haben?"

„Ich komme doch natürlich zum Frühstück herunter, Trude!"

„Ach nein, gnädiges Fräulein, das lassen Sie mal lieber; das hat unser Herr Spielmann nicht gern; der ist doch Frühaufsteher. Um ½7 kommt der fix und fertig herunter, trinkt ganz schnell stehenden Fußes eine Tasse Kaffee und stürzt fort. Jetzt, wo wir keinen Chauffeur haben, muß er mit der Eisenbahn fahren; sonst steht das Auto bereit. Bis 5 Uhr bleibt er in der Fabrik, hierauf wird Kaffee getrunken, und sehr oft fährt er dann mit dem Herrn Häuslein zum Essen in die Stadt. Manchmal sind sie auch zu Hause und laden sich Besuch ein; dann geht's immer üppig her. Also, gnädiges Fräulein, bleiben Sie nur ruhig im Bett liegen, solange sie wollen, ich bringe Ihnen den Kaffee herauf!"

Margot war aufgestanden und reichte dem freundlichen, redseligen Mädchen die Hand hin. „Gute Nacht, Trude — ich danke Ihnen."

Eine halbe Stunde später lag sie in dem herrlichen neuen Bett; das Leinen war glatt und glänzend wie Seide; eine weiche Daunendecke — fast ganz ohne Gewicht, schmiegte sich wie etwas Zärtliches, Liebevolles über sie.

„O Mutter — Mutter," flüsterte Margot vor sich hin, „wenn du ahntest, wie es deinem Kinde ergeht — o kleine Mutter, du würdest denken, ich erzählte dir ein Märchen, wenn ich dir das Haus und seine Bewohner schildern würde!"

(Fortsetzung folgt.)



Aufstieg zur Heinrichsburg und zum Wasserschloß.



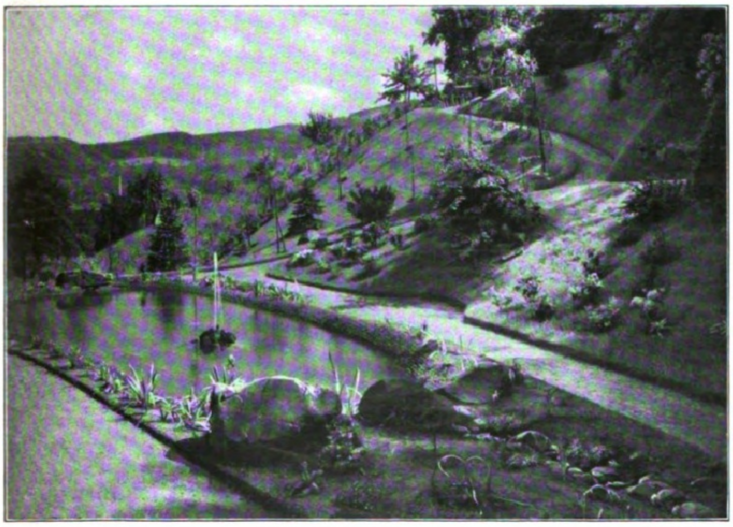
Parklandschaft im Winter.



Die Heinrichsburg, eine künstliche Ruine für den Vogelschutz, im Winter.



Villa im Park.



Partie am Weiher.



Blühende Obstbäume beim Wasserschloß.

Aus dem Heinrich-Lumpe-Park für Natur- und Vogelschutz in Aussig.

(Zu dem umstehenden Beitrag „Ein Dorado der Vogelwelt".)

Ein Dorado der Vogelwelt

Heute ist der Vogelschutz eine gebieterische Notwendigkeit geworden und sollte von allen Naturfreunden, besonders von Landwirten, deren materielle Lage es erlaubt, in die Hand genommen werden. Das geschieht am besten durch Errichtung von Vogelschutzstationen. Eine solche geradezu musterhaft eingerichtete, anderen zur Nachahmung zu empfehlende Vogelschutzstätte, ein wahres Dorado für die Vogelwelt, besteht z. B. bereits im deutschen Elbetal Böhmens, und zwar inmitten der Industriestadt Aussig. Hier hat ein begeisterter Naturfreund, der besonders den nützlichen Vögeln mit inniger Liebe zugetan ist, der Großkaufmann Heinrich Lumpe in Aussig, im Jahre 1908 einen Natur- und Vogelschutzpark angelegt, der weit und breit nicht seinesgleichen findet. Er liegt an den Abhängen des Marienberges zwischen Aussig und Schönpriesen, umfaßt gegenwärtig fünf Hektar, soll noch vergrößert und weiter ausgestaltet werden und nach seiner Vollendung zumeist wissenschaftlichen Zwecken dienen. Dies geschieht übrigens zum Teil schon heute, denn der Park hat außer dem Hauptzwecke, dem Vogelschutze, auch die Bestimmung, die einheimische Flora zu hegen und zu pflegen sowie zu einem übersichtlichen Ganzen zu vereinigen, wissenschaftliche Versuche mit Pflanzen durchzuführen, die Obstsorten des Elbetales zu veredeln usw. Ferner hat er eine ethische Aufgabe: Der heranwachsenden Jugend soll hier nämlich in praktischer Weise die Liebe zur Natur und zur Vogelwelt eingeimpft, ihr Herz für die Vogelschutzbestrebungen gewonnen werden. Die Leiter der verschiedenen Unterrichtsanstalten führen denn auch ihre Schüler mit Vorliebe hierher, denn sie wissen die nachhaltige günstige Wirkung eines solchen Besuches auf das Gemüt der Jugend vollkommen zu würdigen. So fanden sich z. B. heuer allein im Laufe des Juni 22 Schulen mit 1100 Schülern in Begleitung der Lehrer und Lehrerinnen im Parke ein, wie er sich überhaupt des größten Interesses der Bevölkerung erfreut. Seit seinem Bestehen wurde er von weit mehr als 100000 Personen, den verschiedensten Berufsständen und nicht zum geringen Teile den Kreisen der Wissenschaft angehörend, besichtigt, und er ist einstimmig als ein großzügiges, höchst gemeinnütziges Unternehmen anerkannt. Endlich dient der Park — und zwar nicht zuletzt — den Zwecken der Wohltätigkeit, indem die Eintrittsgelder — seit 1914 eine stattliche Summe — vom Besitzer Humanitätsanstalten gewidmet werden.



Weiher mit Gartenhäuschen.



Heinrich Lumpe.

Bei der Errichtung des Natur- und Vogelschutzparkes galt es zunächst, die ungeheuren Terrainschwierigkeiten zu überwinden und dann von weit und breit das nötige Baumaterial sowie fruchtbare Erde herbeizuschaffen. Wir können hier auf die Einzelheiten nicht eingehen und bemerken nur, daß nach den Plänen des kunstsinnigen Bauherrn von bekannten Gartenbauarchitekten des In- und Auslandes eine Anlage hergestellt wurde, worin Natur und Kunst harmonisch vereinigt sind. Es ist dies um so anerkennenswerter, als sich früher dort eine verwüstete Ziegelei, mit Unkräutern bewachsene, unfruchtbare Bergabhänge und Schluchten befanden. Jetzt ist die ehemalige Wildnis in ein wahres Paradies, ein Juwel oder Schmuckkästchen der Stadt Aussig umgewandelt, dessen Schönheit sich nicht mit Worten beschreiben läßt, sondern das man selbst gesehen haben muß, um seine Bedeutung voll würdigen zu können. Wohlgepflegte Wege, abwechselnd mit Steinstufen, führen den Berg hinan; rechts und links bieten sich dem Auge in farbenprächtigen Gruppen Pflanzenarrangements, Laub- und Nadelbäume von oft seltener Art. Weiter aufwärts geht es auf gewundenen Pfaden mit herrlichem Ausblick, stets ein neues Bild bietend, bis zum höchsten Punkte, dem Wasserschloß „Marienquelle“, das mittels 29 Hydranten den Park sowie die Kaskaden mit Wasser versorgt. Die gefiederten Sänger finden hier alles, was zu ihrem Gedeihen und Wohle nötig ist: Ungestörte Nistgelegenheit (je nach der Art und der Lebensweise der Vögel bemessen und außerdem in 300 an den Bäumen angebrachten Nistkästen), Schutz vor den Feinden und reichliches Futter im Winter, das ihnen an 14 im Park verteilten, gegen Schnee und Regen geschützten Futterstellen täglich geboten wird. Das Futter besteht hauptsächlich aus verschiedenen, mit Ceres-Pflanzenfett vermischten Sämereien, welche Mischung eine Futterverschwendung verhindert. Die Sämereien müssen nämlich von den Körnerfressern einzeln aus dieser Mischung herausgepickt werden, während die Insektenfresser das selbst bei starker Kälte nicht gefrierende Ceresfett sehr gern aufnehmen. Mit gemahlenem getrockneten Fleische gefallener Tiere oder sonstigen Fleischabfällen und dem Sämereiabraum bäuerlicher Wirtschaften gemengt, dürfte es auch große Bedeutung für die Fütterung der volkswirtschaftlich so wichtigen Rebhühner und Fasanen haben. Ein köstliches Futter, speziell für die Rotkehlchen, ist das Ceresfett in Mischung mit geriebenen Möhren und Semmelbröseln, sie bleiben dann ständig an Ort und Stelle. Die Vögel der ganzen Gegend suchen die Futterstellen des Parkes im Winter auf. In den wenigen Jahren des Bestehens der Parkanlage hat sich die Vogelwelt daselbst ungemein stark angesiedelt und findet sich zur Freude des Besitzers jährlich immer zahlreicher ein. Welchen Nutzen sie stiftet, beweist die Tatsache, daß im ganzen Parke sowie in den dazugehörigen Obst- und Gemüseanlagen keine Raupen wahrzunehmen sind.

Freilich kostete das schöne Werk ein ganzes Vermögen, und auch die jährlichen Erhaltungskosten machen riesige Beträge aus, doch gibt es, gottlob! auch in der trostlosen Gegenwart noch uneigennützige, idealgesinnte Männer, denen das Geld nicht das Höchste, sondern lediglich ein Mittel ist, sich und den Mitmenschen zur Freude Gutes und Schönes zu schaffen, das allgemeine Beste zu fördern, wie es Heinrich Lumpe seit jeher tat und noch ständig tut. Man kann ihn mit Recht einen „königlichen“ Kaufmann nennen, einen Mann von vornehmer Gesinnung, dessen freigebige Hand jährlich im stillen große Summen für Wohltätigkeits-, Wohlfahrts- sowie wissenschaftliche Institute spendet und dadurch so manchem das weitere Bestehen ermöglicht. Seine größte Freude ist der Verkehr mit der Natur, die Beobachtung des Lebens und Webens in derselben, die werktätige Sorge für das Gedeihen der nützlichen Vögel. Nach des Tages Last und Mühe begibt er sich regelmäßig in seinen prächtigen, völlig rauch- und staubfreien Park, wo er Erholung sucht und auch findet. Passen doch auf dieses idyllische Fleckchen Erde ganz die Worte, die Horaz einst von seinem kleinen Landgute gebrauchte: „Ille terrarum mihi praeter omnes angulus ridet“ (dieser Erdenwinkel gefällt mir von allen am besten). Für seine allseitigen Verdienste wurden Herrn Lumpe von Behörden, wissenschaftlichen und humanitären Körperschaften, Vereinen und Instituten sowie einzelnen Männern der Wissenschaft große Ehren und Auszeichnungen zuteil. Erst vor kurzem nannte das Botanische Institut der Wiener Universität eine neuentdeckte Pflanzenart ihm zu Ehren Carum Lumpeanum. Trotz dieser Auszeichnungen besitzt Lumpe gar keinen Stolz, sondern ist ein einfacher, bescheidener Mensch geblieben. Sein einziger Ehrgeiz besteht in der immer zweckmäßigeren Ausgestaltung des Natur- und Vogelschutzparkes sowie im stillen Wohltun.

An der Hand einiger Bilder seien unseren Lesern verschiedene Partien des in Rede stehenden Parkes vor Augen geführt, damit sie sich wenigstens einen ungefähren Begriff von seiner Schönheit machen können.

Welcher Anerkennung sich der Natur- und Vogelschutzpark Heinrich Lumpes erfreut, beweist folgender Umstand: Als 1919 sein Bestehen durch die in unmittelbarer Nähe geplante Errichtung einer Ringziegelofenanlage gefährdet wurde, da trat man von verschiedenen Seiten für ihn ein. So auch das Ministerium für Schulwesen und Volkskultur in Prag, mit der Begründung, daß der Park, welcher der gesamten Bevölkerung der weitesten Umgebung sowie der Gelehrtenwelt des ganzen Landes diene, derart wichtig sei, daß alle privaten Interessen in den Hintergrund treten müssen. M.



Rosenlaubengang.

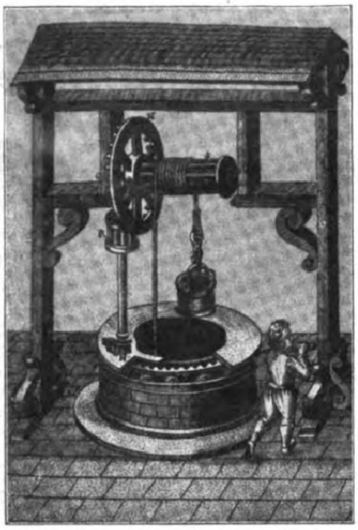


Die Heinrichsburg mit über 100 Nistgelegenheiten für Höhlenbrüter im Sommer.



Nach einer Originalradierung von E. Trebicky.

Die Entwicklung der Kugellager. / Von Franz M. Feldhaus.



Walzenlager an einem Brunnen, um 1588.

Unsere beweglichen Glieder (Arme, Beine usw.) lagern in den Pfannen der Knochen, und sie können sich darin drehen. Aber alle Drehungen in den Gelenken des Tier- und Pflanzenreichs sind beschränkt, hin- und hergehend. Im Maschinenbau aber brauchen wir eine ununterbrochene Drehbewegung. Deshalb legen wir die Achsen oder Wellen der Maschinen in Lager, in denen sie sich drehen können.

So drehen sich auf der ganzen Erde Millionen Lager, schnell laufende, die in der Minute mehrere tausende Umdrehungen machen, in elektrischen Maschinen, schwer belastete, die in Schiffen oder Walzwerken einzeln mehrere tausend Kilogramm Druck aushalten müssen, und winzig kleine, die aber in Spinnereien zu Tausenden beieinander hastig surren. Diese alle fressen viel Kraft weg, verbrauchen also kostbare Kohle und teures Öl zur Schmierung.

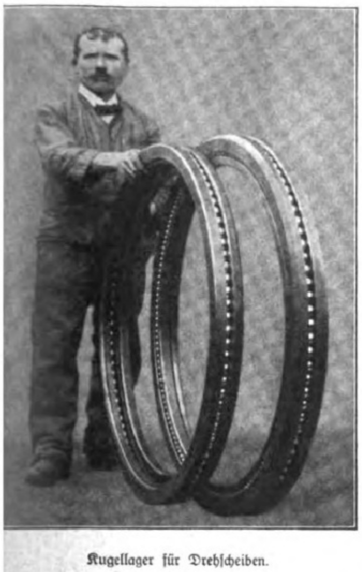
Seit Jahrtausenden versuchte man darum, Lager zu bauen, in denen die Achsen mit wenig Reibung auf Körpern lagern, die selbst auch in Bewegung sind. Zuerst waren diese Körper Rollen, später Walzen. So hatten schon die Römer Walzenlager unter den schweren Balken ihrer Widder-Balken, mit denen sie feindliche Mauern berannten.

Kugellager verwendete ein Ingenieur im Jahre 1769, der den 1500 t schweren Felsblock nach Petersburg schaffen mußte, auf dem die Kaiserin Katharina II. das Denkmal für Peter den Großen errichtete. Er verwendete schwere bronzene Kugeln, die in Bronzerinnen liefen.

Aber auch für Fuhrwerke kamen Kugellager schon vor mehr als 125 Jahren in Benutzung. Der Engländer Vaughan erhielt im Jahre 1794 ein britisches Patent auf eine Wagenachse, die in vier Kugellagern lief. Die Konstruktion ist so, daß sie noch heute recht brauchbar wäre. Die Franzosen wollten im Jahre 1802 Kugellager an Karussellen anwenden, die von den mitfahrenden Personen in Bewegung gesetzt wurden. So wäre das Karussell wesentlich leichter gelaufen. In Deutschland kamen Kugellager 1803 durch den sächsischen Techniker Brendel in der Meißener Porzellanmanufaktur an einem Pferdegöpel in Anwendung. Seit der Zeit hat man das Kugellager in unzähligen Konstruktionen verbessert und es dahin gebracht, daß es heute ein überaus sorgfältiges Maschinenelement ist. Der Bedarf an Kugeln für solche Lager ist so groß, daß besondere Fabriken bestehen, die mit automatischen Maschinen täglich Abertausende von Kugeln herstellen. Das Härten und Schleifen der Kugeln geschieht mit größter Sorgfalt, und die Abweichung von Kugeln gleicher Größe in ihren Durchmessern rechnet nur nach tausendstel Bruchteilen eines Millimeters. Die Herstellung der Lagerschalen geschieht wiederum in besonderen Fabriken, und in einzelnen dieser Werke sind mehrere hundert Arbeiter ausschließlich mit der Herstellung



Transport des riesigen Steinblocks für das Denkmal Peters des Großen im Jahre 1769 auf großen bronzenen Kugellagern.



Kugellager für Drehscheiben.

von Kugellagern beschäftigt. Aber hundertmal wird jedes Kugellager — sei es für ein Fahrrad, sei es für eine große Maschine bestimmt — während der Fabrikation geprüft und gemessen. Die Elastizität der Kugeln und der Lagerringe muß so groß sein, daß diese Teile bei der Prüfung von einem erhöhten Punkte aus auf eine harte Stahlplatte herunterfallen müssen, ohne sich zu beschädigen. Am bekanntesten sind die Kugellager in unseren Fahrrädern. Da ein Kugellager 30—50 % Kraft und Öl erspart, ist es heute ein begehrter Maschinenteil; denn Krafterspamis bedeutet Kohlenersparnis, und Kohle und Öl werden täglich teurer. So finden wir Kugellager jetzt an Automobilen, Straßen- und Eisenbahnwagen, besonders aber bei schnell laufenden Maschinen, in Spinnereien, an Ventilatoren, Kapselpumpen, Dreschmaschinen und an Transmissionen.



Schiffswellenlager.

Aus Wissenschaft und Technik.

Über den Wasserhaushalt der Erde sind schon viele Betrachtungen angestellt worden, die aber alle noch recht unsicher waren, da sie sich allzuwenig auf Tatsachen stützen konnten. Der Wasserhaushalt ist der auf der Erde in fester, flüssiger und dampfförmiger Luft vorhandene Wasservorrat, d. h. er umfaßt nicht nur das Wasser und Eis der Meere, Flüsse, Seen und Sümpfe, sondern auch das des Bodens (Grundwasser, Quellen) und der Luft (Wasserdampf, Wolken). Dieses Wasser ist in einem beständigen Kreislauf: es steigt durch Verdunstung als Wasserdampf in die Luft, bildet Wolken, fällt als Regen, Schnee, Graupeln oder Hagel herunter, fließt in die Wasserläufe oder sickert in den Boden und beginnt dann den Kreislauf von neuem. Es sind nun allerlei Meinungen aufgetaucht, daß sich der Wasservorrat der Erde vermindere; schon in Nr. 4051 dieser Zeitschrift habe ich erörtert, daß eine Austrocknung der Erde nicht zu befürchten sei. Hier handelt es sich jedoch vor allem um die Frage der Verminderung desjenigen Wassers, das an dem Kreislauf teilnimmt. Man behauptete nämlich: daß mehr und mehr Wasser allmählich in die Tiefe versickere, aber davor schützt die Siedetemperatur des Erdinnern schon in mäßiger Tiefe; daß unter dem gewaltigen Druck des Ozeans das Bodenwasser in die Gesteine gepreßt werde, aber man übersah, daß der Druck der Gesteinsmassen viel größer ist und deshalb im Gegenteil Wasser aus den Tiefengesteinen herauspressen müsse; daß durch Kristallisation viel Wasser gebunden werde, aber man vergaß, daß bei der Verwitterung der Gesteinskristalle wieder viel Wasser frei wird; daß durch die hohe Wärme des Erdinnern das Sickerwasser zerlegt werde und der frei werdende Wasserstoff durch die Vulkane ausströme und sich in den Weltenraum verlöre, indessen ist die ausströmende Menge und damit dieser Verlust viel zu gering, als daß er sich in geschichtlichen Zeiten irgendwie bemerkbar machen würde. Wir können also den Wasserhaushalt der Erde als unveränderlich annehmen. Seine Größe kann man nun auf verschiedene Weise erfassen, am sichersten, indem man an einem Punkte die kreisende Menge mißt, nämlich entweder das aus der Luft herabfallende Wasser (Niederschlag) oder das bei der Verdunstung aufsteigende. Den Niederschlag kennt man am besten über dem Lande, wo eine große Zahl von Regenmessern aufgestellt ist, ungenau aber natürlich über dem Meere, da das schwankende Schiff kein geeigneter Aufstellungsort für den Regenmesser ist und Schiffe und Inseln auch nicht in genügender Anzahl vorhanden sind, um die Verteilung der Niederschläge genau genug zu erfahren. Dagegen braucht man zur Bestimmung der Verdunstung des Meeres

bei ihrer Gleichmäßigkeit, im Gegensatz zu der großen Ungleichmäßigkeit des Regens, nur wenige Meßstellen und kann daraus für die dazwischenliegenden Gebiete hinreichend genaue Schlüsse ziehen. Die bisherigen Versuche dieser Art waren aber teils unvollkommen, teils nicht kritisch genug bearbeitet, so daß zu hohe Werte gefunden wurden. Nach den neuesten, sehr umsichtig angestellten Untersuchungen von G. Wüst und W. Schmidt kann man annehmen, daß die durchschnittliche Verdunstung auf dem Weltmeere täglich 2,2 mm und im Jahre 82 cm beträgt. Hieraus sowie aus der Wasserführung der Flüsse und dem Niederschlage über dem Lande darf man schließen, daß die Niederschlagshöhe über dem Meere 70 cm nur wenig übersteigen wird. Wenn demgegenüber F. v. Kerner kürzlich dafür 100 cm ableitete, so ist dieser Wert doch zu beanstanden, da er die Zahlen, die er auf dem einen Ozean erhielt, einfach auch für die anderen Ozeane als gültig ansah und in die Rechnung nahm. Über dem Lande schwankt die durchschnittliche Niederschlagsmenge zwischen 10 bis 20 cm in den Polargegenden und 180 bis 200 cm in der Tropenzone. Prof. Dr. C. Kaßner.

Die Bedeutung der Pilze für die Bodenfruchtbarkeit. Es ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß die reiche und bunte Flora der Pilzhütchen im Walde in einem engen Verhältnis zum Leben der Waldbäume steht, so daß es eigentlich verwunderlich ist, warum das vielfach geübte Zertreten und Zerstören der Waldschwämme, soweit sie nicht eßbar sind, nicht als Waldfrevel angesehen wird. Das feine Fadennetz, aus dem die Hutpilze ihre Nahrung nehmen, steht in unmittelbarem Zusammenhang als „Pilzwurzel“ mit dem feinsten Wurzelsystem der Bäume, und es ließ sich durch Versuche erweißen, daß solche in einem pilzfreien Boden gar nicht zu gedeihen vermögen. Aber auch abgesehen davon, beherbergt der Waldboden eine Unzahl niederer, sog. unvollkommener Pilze von größter Bedeutung, da ohne sie die Kette der Vorgänge, die man Humusbildung nennt, sich gar nicht schließen würde. Was man gemeinhin Waldhumus nennt, diese allgemeinbekannte kaffeesatzbraune oder schwarze krümelige Masse, besteht zu einem ganz erheblichen Teil aus nicht immer weißen, sondern auch dunkelbraun gefärbten Pilzfäden, welche, alles verbindend und durchspinnend, wesentlich zu der chemischen Umwandlung der pflanzlichen und tierischen Abfallstoffe, aus denen sich der Humus zusammensetzt, beitragen. Auch von dem Begriff des „Komposts“ ebenso wie von dem des „Düngerhaufens“ sind die Fadenpilze der Pilzwelt unzertrennlich; nur sind es hier mehr die farblosen Schimmelpilze, die sich als Freunde des Gärtners und Landwirtes in die Vorarbeiten der Stickstoffumwandlungen teilen, während im Wald- und Wiesenboden mehr der dunkle Pilz Cladosporium diesen Arbeiten obliegt. Wie ich in der soeben erschienen Neuauflage meiner Studien über die bodenbewohnenden Mikroorganismen (R. Francé, „Das Edaphon“; Stuttgart, 1921) ausgeführt habe, sind die Landwirtschaft und der Gartenbau in dieser Hinsicht geradezu genötigt, umzulernen. Es hat sich in neuester Zeit eine überwältigende Bedeutung der Bodenpilze herausgestellt, von der noch das Jahrzehnt vorher keine anschaulichen Begriffe hatte. In gewissem Sinn trifft man durchaus das Rechte, wenn man den Komposthaufen und die Düngergrube als primitive „Versuche mit einfachsten Mitteln“ ansieht, eine regelrechte Bodenpilzkultur für Impfung der Äcker und Gartenböden herzustellen, in der sich Bakterien, Hefepilze und Fäden, namentlich Schimmelpilze in die Hauptrolle teilen. Das Wort, das man einst vom Waldhumus prägte, hat sich in noch weit höherem Maße für den Stalldünger gültig erwiesen. Auch er ist keineswegs, wie selbst der wissenschaftlich gebildete Landwirt bis vor kurzem noch glaubte, nur ein Trümmerwerk einstiger Pflanzenteile, getränkt mit tierischen Abfällen, sondern oft zum wesentlichen Teil eine lebende Masse von Pilzfäden, Sproßpilzen und Spaltpilzen. Und Düngung ist, wie sich immer deutlicher herausstellt, nichts als systematische mykologische Bodenimpfung. In deutschen Ackerböden wurden noch in Viertelmeter Tiefe an vierzig verschiedene Schimmelpilzarten nachgewiesen, und in England schlug neuestens Elis. Dale ein ganzes Album seltener, zum Teil sogar wunderschöner Bodenpilzformen auf, die regelmäßige, vor allem notwendige Bewohner der Ackerböden sind. Ähnliches hat Van Iterson von holländischen Marschböden festgestellt, und ich habe in meinem bodenkundlichen Werk eine Bodenpilzflora von rund 50 Arten beschrieben. Durch alle diese Kenntnisse, die sich infolge des großen Aufschwunges, den die biologische Bodenkunde während des Krieges in England und namentlich in Amerika genommen hat, täglich erweitern und vertiefen, erscheint heute das Pilzleben im Wald-, Garten- und Ackerboden in ganz neuem Licht, und die Pilze müssen geradezu als unentbehrlicher Mitarbeiter bei der Herstellung des täglichen Brotes angesehen werden. So wie die Geologie längst gelernt hat, die großen Erscheinungen als Häufung kleinster Änderungen zu verstehen, so erkennt man auch, daß die bislang übersehenen kleinsten Lebewesen weit wichtiger für den Kreislauf der Welt sind als die großen und auffälligen. R. Francé.

Das erste Jahresergebnis der Mount-Everest-Expedition. Die Geographische Gesellschaft in London hatte der Expedition, die sie mit Unterstützung der indischen Regierung in das Gebiet des höchsten Bergriesen des Himalaja und damit der ganzen Erde entsandte, für das erste Jahr die Aufgabe gestellt, die Umgebung des Bergstockes zu erkunden und die beste Aufstiegsroute festzulegen, damit im zweiten Jahre sofort mit den Vorbereitungen für den Aufstieg selbst begonnen werden könnte. Diese doppelte Aufgabe ist von der Expedition im Jahre 1921 auch gelöst worden, ihr zweiter Teil allerdings erst im letzten Augenblicke vor der Rückkehr nach Indien. Ende Mai erfolgte der Aufbruch aus Dardschiling; die Durchquerung des Himalaja mit seinen tiefen, unwegsamen Schluchten, reißenden, brückenlosen Strömen und hohen Pässen wurde durch das Versagen der aus dem indischen Tieflande bezogenen Tragtiere sehr verzögert; auch erlag der beste Bergsteiger der Expedition, A. M. Kellas, den Anstrengungen der unterwegs unternommenen Hochtouren. Da man an der dem Himalaja zugewendeten Südseite des Mount Everest besonders steile Abstürze erwartete, näherte man sich dem Berggebiet mit einem großen Bogen von Norden, vom tibetanischen Hochlande, aus und begann seine Untersuchung auf der Nordwestseite von einem 4200 m hoch gelegenen Tibetanerdorfe als Standquartier aus. So reizvoll die Durchforschung der einsamen, nur von einzelnen Klausnern und Nonnen bewohnten Hochtäler, die sich im Gletschergebiet verlieren, auch war, so erwies sich doch der Berg sehr bald von dieser Seite aus als unzugänglich und unersteiglich; senkrechte Wände, Tausende von Metern hoch, starrten empor. Ende Juli wandte man sich daher der Nordost- und Ostseite des Everestmassivs zu. Auch hier waren die Ergebnisse der ersten Orientierungsvorstöße nicht ermutigend; dann aber fand man ein Tal, das nicht nur unmittelbar an den Mount Everest heranführte, sondern auch einen Zugang zu einer den Hauptgipfel mit einem Nebengipfel verbindenden Bergschulter eröffnete. Es gelang der Bergsteigergruppe der Expedition, diese 7000 m hohe Scharte zu ersteigen und sich damit der höchsten, vom Herzog der Abruzzen erreichten Bergeshöhe bis auf 400 m zu

nähern. Aber ein viertägiger Schneesturm zwang zur Umkehr, und die Frage, ob es dem Menschen physisch überhaupt möglich ist, in Höhen über 7500 m körperliche Anstrengungen zu vollbringen, wird erst im nächsten Jahre zur Entscheidung kommen. Dr. W. Gerbing.

Vom Einfluß des Lichtes auf das Pflanzenwachstum. Licht und Sonnenschein spielen beim Pflanzenwachstum eine ebenso gewichtige Rolle wie bei allen anderen organischen Lebewesen. „Ohne Sonne kein Blühen, ohne Licht kein Gedeihen“, ist eine alte praktische Gärtnerregel und der Grundsatz aller Pflanzenpflege. Hiervon machen selbst auch die ausgesprochenen Schattenpflanzen, wie Pilze, Farne, Flechten und Moose, wenngleich ihr Lichtbedürfnis auch nur sehr gering ist, keine Ausnahme, und auch der Zier- und Landschaftsgärtner muß diese Lehre bei Aufstellung seiner Pflanzungsbilder wohl berücksichtigen, wenn diese zur vollen organischen Entwicklung kommen sollen. Sonst wird er es erleben, daß Blütensträucher, im Schatten gepflanzt, nicht blühen und umgekehrt Schattensträucher an sonnigen Plätzen ein schlechtes Wachstum zeigen. Ganz besonders gilt der vorgenannte pflanzungspflegerische Grundsatz aber für Zimmerpflanzen, da diese naturgemäß mehr als Freilandpflanzen vom Licht- und Sonnenwechsel abgeschnitten sind und zuweilen ganz energisch um das Existenzminimum an Licht und Sonnenschein kämpfen müssen. Aus diesem Grunde lassen sich auch alle sogenannten Sonnenpflanzen, wie Azaleen, Oleander, Tuberosen, Kakteen und Sukkulenten, im Zimmer nur schwer zur Blüte bringen, und auch die an tropische Verhältnisse gewöhnten Palmen und Orchideen lassen sich im Zimmer nicht dauernd bei gutem Wachstum erhalten. Hierzu bedürfen sie vielmehr, entsprechend ihrem heimatlichen Herkommen, des helleren Lichtes und der stärkeren Sonnenstrahlen des Glas- und Gewächshauses, und sie finden selbst hier nicht immer die zur natürlichen Entfaltung ihrer pflanzlichen und blumistischen Schönheit erforderlichen Existenzverhältnisse, weil sich Tropenlicht und Tropensonne in unseren Breitengraden auf künstliche Weise nicht ersetzen lassen. Emil Gienapp, Hamburg.

Die Mode des Mannes.

Nun beginnt doch wieder der gute Geschmack in der Kleidung des Mannes durchzubringen. Was man in der letzten Zeit sah, war wohl danach angetan, daß man daran zweifeln konnte, jemals wieder schicke Eleganz mit dem gewissen Stich ins Unabsichtliche zu finden. Ein wenig Individualität ist gerade bei der uniformen Tracht der Männer zu begrüßen. Es dürfen keine starren Gesetze der Mode sein, die eingehalten werden sollen, sondern bloß das Gesetz des Geschmackes darf in Frage kommen, wenn sich der Herr gut anziehen will. Gleich beim Frack ist ein kleines Abweichen vom Herkömmlichen zu bemerken; er ist hochtailliert, mit großen Kugelknöpfen versehen, und dazu ist nicht, wie üblich, eine weiße, sondern eine schwarze Weste genommen. Der Winterrock wird heuer in Raglanschnitt gemacht, ist also in einer Ulsterform, und der Sakko erscheint auch in schwarzer Farbe.

Der wichtigste Anzug aber ist und bleibt in der Wintersaison der „Cut“, der hoch geknöpft wird. Wenn helle Gamaschen genommen werden, ist die helle Weste gestattet, nach den Gesetzen des Geschmackes, sonst aber kann man nur die dunkle Weste nehmen. Die beiden Schauspieler Näftlberger und Wengraf, die unsere Bilder zeigen, gehören zu den am besten Angezogenen in Wien, und man darf ihnen schon glauben, wenn sie Gesetze des Geschmackes aufstellen. Etwas Neues in der Herrenmode ist die breitgestreifte farbenfreudige englische Krawatte, die einem solchen Besuchsanzug erst den richtigen Schick verleiht. — Neben diesen eleganten Kleidungsstücken kommen noch als besonders zu besprechende Details der Morgenanzug und der Sportdreß in Betracht. Morgens wird ein warmer Kamelhaaranzug getragen in Lila oder Braun mit Posamenteriezier und dunkler nuancierten Aufschlägen. Auch ein lila broschierter Seidenrock ist oft der bevorzugte Morgenanzug des eleganten Mannes. Wenn die Männer bei der Wahl ihrer Toilette Geschmack und Takt walten lassen, dann wird das Bild herauskommen, das man schon lange zu sehen wünscht. Krawatten, Hüten und Stöcken gebührt erhöhte Aufmerksamkeit. Das Vornehmste in Stöcken ist Malakka und Ebenholz mit Elfenbein und Gold. C. P.

Für die Frauenwelt.

Der Ärmel. Der Ärmel ist wiedererstanden. Er ist nicht nur mehr lieblos dem Straßenkleid als notwendiges Übel beigegeben. Nachmittags- und Abendkleider, die lange auf Ent-, nicht auf Umhüllungen sannen, haben sich des Ärmels bereits bemächtigt und wenden ihm mehr Sorgfalt zu als dem ganzen übrigen Kleide. Der Ärmel selbst aber schöpft aus allen Quellen. Er war bei der ganzen Kostümgeschichte zu Gaste und ist nun ebensogut im klassischen Griechenlande wie im behaglichen Biedermeier zu Hause. So weist die schmale, schlanke Silhouette den griechischen Stil auf, während das breit ausladende Stilkleid mit dem preziös gesteiften Rock den nach unten ausladenden Ärmel bevorzugt, der am liebsten mit einem Pelzsaum abschließt. Aber der Ärmel kommt auch spanisch, wenn er mit Rücksicht auf den verflossenen spanischen Stil von fransenartigen Bändern eingefaßt ist. Die wiedererstandene Begeisterung für alles, was Band heißt, gibt auch dem Ärmel unendlich viele Anregungen. Bänder umrahmen den Ärmel als Franse, oder sie umwinden ihn gekräuselt als Rüsche. Spangenartig angeordnete Bänder bilden, quer genommen, den kurzen Ärmel des Abendkleides. Andere Abendkleider mit nach unten bauschigen, langen Ärmeln begnügen sich mit Bandschmuck am Handgelenk. Aparte Teekleider weisen sogar Ärmel ganz aus Bändern auf. Solche aus einzelnen, breiten Bändern bestehende Ärmel, die am Handgelenk durch ein festes Bündchen gebändigt werden, sonst aber den Arm neckisch enthüllen, sollten nur da gewählt werden, wo der Arm nicht wie sein Name „arm" ist, sondern das Gegenteil zur Schau trägt, und das gleiche gilt für den Ärmel aus Stoff, der sich der Länge nach auf dem Oberarm öffnet. So oder so: Der Ärmel hat sehr viel Neues zu sagen. Er nimmt nicht nur ein großes, umstrittenes Gebiet für sich in Anspruch. Er gibt noch viel mehr. Er stellt die Modekünstler vor neue, schöne Aufgaben. Er wirft neue Fragen auf und löst sie. Er steht in einem Anfangsstadium seiner neuen Entwicklung. Die betonte Eigenart und die zahllosen Wege, die der Ärmel wiederum zu gehen sich anschickt, führen nur allzuleicht zu jenen verschlungenen Pfaden, die die Schönheit von der Groteske nicht mehr zu trennen vermögen. Oft schon war der Ärmel der Tummelplatz von Verirrungen und Übertreibungen. Schaudernd erinnern wir uns noch einer anderen Tyrannei des Ärmels, die jede Geschmackskultur vermissen ließ. Gönnen wir dem Ärmel seine Eigenart, gönnen wir ihm, nicht ein, sondern der Ärmel zu sein. Folgen wir ihm, solange er unsere persönliche Note achtet — aber haben wir den Mut, uns von ihm zu lösen, wo sich seine Ziele von den unseren scheiden.

Mary May.

Wintersportmoden. Die hübscheste Gelegenheit, sich an gewöhnlichen Tagen zu kostümieren, ist die Wintersportmode. Da kann man sich ein wenig ausleben, sich sehr kurz, sehr warm und auch ein wenig in Hosen kleiden, man darf Farbenfreudigkeit ins Bild tragen und auch ein wenig übertrieben gekleidet gehen. Immer aber so, daß vor allem der Schick zu Worte kommt. Beim Wintersport heißt es aber auch, die praktische Seite beachten, wenn man wirklich Sport betreibt, und daher wird die Skienthusiastin genau darauf sehen, daß nicht etwa nur die Mode das große Wort führt. Norweger Stil wird hier ihre Vorschrift sein. Bei diesem Kostüm gibt es nämlich einen Stil und keine Mode! Die Hände stecken in Fäustlingen, die lange Hose endet in die gewisse bunte Abschlußborte, die in eine Quaste ausgeht. Schal, Kappe und Fäustlinge in einer oder in mehreren Farben, aber als Garnitur gedacht, während die Bobfahrerin wieder im Westenleibchen mit Breeches erscheint, die in Wickelgamaschen enden. Ungemein schick ist der Wolljumper, der in Weiß gestickt ist und mit Gelb durchgearbeitet wird; dazu passende Kappe. Der Jumper ist hoch geschlossen und kann über jedem Rock getragen werden. Wenn man nicht direkt Sport ausübt, sondern nur spazierengeht zwischen Schnee und Eis, so ist der weiße gestrickte Paletot mit breiter aufgerauhter Bordüre, Kragen, Manschetten und Schal, aus weißer Wolle mit gelber Bordüre, sehr fein in

An unsere Leser!

Wie alle anderen Zeitungen und Zeitschriften zwingt auch uns die neue Teuerungswelle zu einer Erhöhung des Bezugspreises, der ab 1. Januar 1922 im Inland 40 Mark vierteljährlich beträgt. Unsere Leser können überzeugt sein, daß diese Preiserhöhung angesichts der fortgesetzt steigenden Belastungen eine unbedingte Notwendigkeit ist, soll der alte Charakter der „Illustrirten Zeitung" als der führenden illustrierten Zeitschrift Deutschlands auch fernerhin erhalten bleiben.

Bei dieser Gelegenheit setzen wir unsere nordamerikanischen Bezieher davon in Kenntnis, daß der Vertrag, den wir wegen des Alleinvertriebes der Leipziger „Illustrirten Zeitung" in den Vereinigten Staaten von Amerika mit einer amerikanischen Firma geschlossen hatten, Ende dieses Jahres abläuft. Die „Illustrirte Zeitung" kann daher ab 1. Januar 1922 durch **jede** amerikanische Buchhandlung oder direkt von Leipzig aus bezogen werden.

Gleichzeitig bringen wir unseren Lesern das laufende Preisausschreiben „Das schöne Kind" in Erinnerung, dessen nähere Bedingungen wir in Nummer 4062 auf Seite 505 veröffentlicht haben. Der Einsendungstermin der Lösungen läuft am 31. Januar ab. Die ausgesetzten Preise für das richtige Erraten des Alters der in Nummer 4062 abgebildeten 31 Kinder betragen 1500, 1000, 500, zehnmal 100 und zwanzigmal 50 Mark, um die sich alle Bezieher unserer Zeitung bewerben können.

Verlag und Schriftleitung
der „Illustrirten Zeitung"

der Wirkung. Darunter trägt man natürlich auch ein Wollkleid aus grüner Wolle, mit schwarzen Keilen eingearbeitet, damit dem Winter auf allen Linien Gerechtigkeit widerfährt. Man braucht eigentlich gar kein anderes Kleid mitzunehmen, wenn man zum Wintersport fährt, als solch ein schickes Wollkleid. Man ist damit außerordentlich schick und gut angezogen und sieht reizend aus. Natürlich gibt es da eine Menge hübscher Zusammenstellungen, wie: kornblaue Wolle mit beige Seidenbordüren, alles in Handarbeit, oder weiße Wolle mit gelben Seidenstreifen, oder Cerise mit Weiß, Nilgrün mit Veilchenfarben, Hellila mit Dunkellila usw. Von Pelzwerk ist die Gazellenjacke in Braun und Beige mit Wildkatzenkragen am sportlichsten; sie trägt große Taschen und ist mit Knöpfen geziert. Dazu kleiner aufgeschlagener Hut aus Filz. Wenn man also die Gelegenheit hat, einen Wintersportplatz aufzusuchen, so kann man seinen Geschmack in weitestem Maße ausleben lassen, vorausgesetzt, daß er im „Stil" bleibt; man kann seine Kleidung freier wählen, aber immer nur so, daß man den Zweck dabei im Auge behält, dem der Anzug dienen soll.

Claire Patek.

Literatur und Kunst.

Die Michaeliskirche in Leipzig-Gohlis hat den vortrefflichen Gedanken gehabt, ihren im Weltkriege gefallenen Gemeindemitgliedern ein bleibendes Ehrenmal in einer Reihe künstlerisch gestalteter Glasfenster zu errichten. Sie hat 16 Fenster unter den Emporen dem Andenken der Gefallenen gewidmet. Auf 12 Fenstern sind die Namen von etwa 300 Kriegern verzeichnet und nach dem Todesdatum geordnet. Eine Lorbeerranke rahmt das Ganze. Symbole erläutern einen Bibelspruch. Den oberen Abschluß bildet jeweils ein Bogenfeld mit figürlicher Darstellung schmerzlich bewegter, klagender, heilender, kämpfender, sterbender, zum Morgenrot eines neuen Lebens erwachender Gestalten. Zu diesen Fenstern gesellen sich noch 4 weitere, die in ihrem ganzen Umfang von figürlicher Darstellung ausgefüllt sind. Im ersten reicht der Apostel Paulus dem ausziehenden Krieger das Schwert, im zweiten gibt ihm Johannes die geistige Waffe, die Heilige Schrift, im dritten nimmt der heilige

Michael den sterbenden Krieger schützend in seine Arme, im vierten geleitet Christus den Toten in die ewige Heimat. Auf einem fortlaufenden Schriftband liest man die Worte: „Die Michaelisgemeinde in dankbarer Liebe ihren geopferten Söhnen zum bleibenden Gedächtnis.“ Die von dem Leipziger Künstler Reinhold Vetter, einem Gußmann-Schüler, entworfenen, von C. G. Müller, Leipzig, ausgeführten Fenster wenden sich ab von der üblichen süßlich glatten Form akademischer Glasmalerei. Sie suchen bewußt den Anschluß an die großen Vorbilder aus der Zeit der Gotik, ohne sich doch in demonstrativen Primitivismus zu verlieren. In den kleineren Gestalten der Bogenfelder verbindet sich eine freiere Auffassung von der Darstellung nackter Körper mit kräftigem Linienrhythmus und schönem Formgefühl. In den großen Gestalten sind Farbe und Form herber gehalten. Beachtenswert dabei, wie das zeitlich Bedingte (im Kostüm) geschmackvoll ins Zeitlose hinein geläutert wurde. In ihrer bald klaren, bald gedämpften Glut sonorer Farben sind die Fenster ein wohltuend intimer, stiller Schmuck der Kirche, der sich jeder pathetischen Ruhmredigkeit enthält. Man darf das Beispiel der Michaelisgemeinde als ein nachahmenswertes Vorbild begrüßen. Eine stillere, erhebendere Ehrung für unsere Gefallenen, als sie die leuchtenden Glasfenster darstellen, läßt sich schwerlich denken. Dr. [illegible]

Zur Geschichte Münchens. Der bayerische Geschichtschreiber Riezler preist das verflossene Jahrhundert als „das glücklichste“ für die Entwicklung seines Heimatlandes. Kein Zeitraum vorher jedoch bescherte der Hauptstadt Bayerns einen so ungeahnten und überraschend schnellen Aufstieg wie dieser. Aus der spießbürgerlichen Kleinstadt wurde eine behaglich traute Heim- und Pflegstätte der Kunst, Wissenschaft, Dichtung und Musik, eine mächtig vorwärtsstrebende Großstadt, die dabei wenig von ihrer ursprünglichen anheimelnden Gemütlichkeit einbüßte. Dieses genußfreudige Urmünchnertum mit seinem echt bajuvarischen Wahlspruch „Leben und leben lassen“ ging dahin auf Nimmerwiedersehen. In Wort und Bild läßt es ein einheimischer Kultur- und Kunsthistoriker, Georg Jakob Wolf, vor unserem Auge vorüberziehen in einem köstlichen Buche „Ein Jahrhundert München“ (2. Aufl. 1921.















Verlag von Franz Hanfstaengl, München). Den Werdegang Münchens begleiten die besten deutschen Künstler und Schriftsteller, von Wilhelm v. Kobell bis Lenbach, von Westenrieder bis Thomas Mann. In fünf Akten, getragen von den Namen von bayerischen Fürsten, spielt sich das kulturgeschichtliche Entwicklungsdrama der Stadt ab: die Hauptakteure sind allerdings nur in Ausnahmefällen Einheimische (wie Westenrieder, Spitzweg, Franz v. Kobell, Pettenkofer), sondern meist Nichtbayern, bei der alteingesessenen Bevölkerung als die „Nordlichter" oder „Reing'schmeckten" wenig beliebt. Eine Fülle zeitgenössischer Bilder und Dokumente hat Wolf hier zu einem bunten Strauße vereint, und heimlich flüstert dir jedes Blatt zu, wie unvergleichlich schön Altmünchen war. A. D.

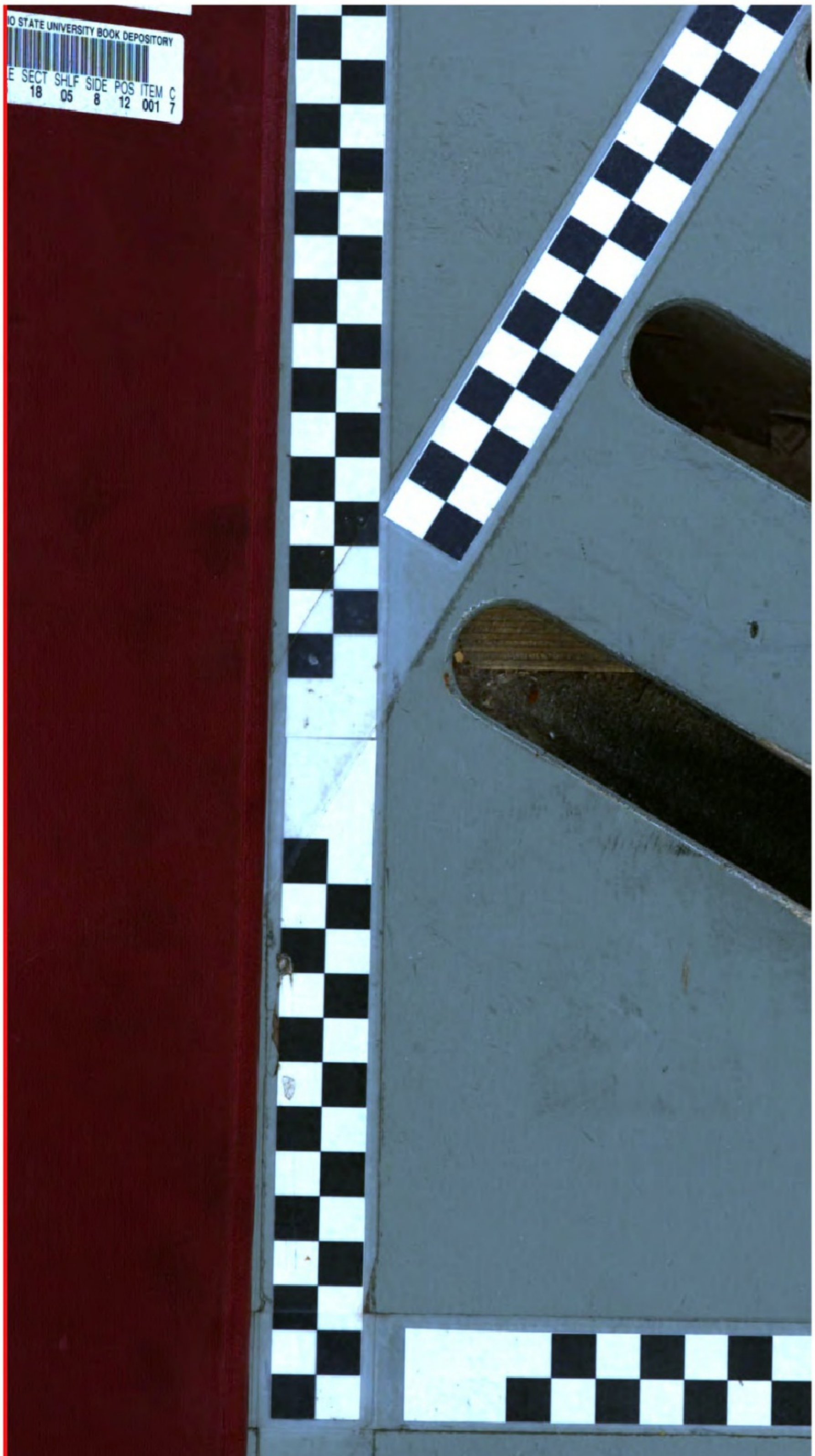
Eine Dante-Nachdichtung. Dr. Hans Geisows „Dantes Commedia-Deutsch" (Verlag W. Hädecke, Stuttgart) ist berufen, unter den Neuerscheinungen zum 600. Todestag des Florentiners eine hervorragende Stellung einzunehmen als freie Nachschöpfung unter Verzicht auf die kalte Marmorplatte Dantescher Terzinen und gelehrten Beigeschmack. Läßt sich theoretisch auch darüber streiten, der künstlerische Erfolg ist unbestreitbar. Dantes „Commedia" ist uns nun erschlossen, die Beschäftigung damit aus dem Bereich der Mühe zu behaglichem Kunstgenuß erhoben. Der Dantekenner mag eine berühmte Stelle in dem ihm vertrauten Klang vermissen; mag den Wechsel der Geisowschen Rhythmen als zu neuzeitlich dem mittelalterlichen Urwerk widersprechend finden. — Wer Dante selbst will, muß ja doch zum Urtext selber greifen. Der geistige Gehalt seines dichterischen Monuments ist hier voll ausgeschöpft, und der reiche Formenwechsel schafft dem Gleichstrom der Terzine gegenüber wohltuend für Ohr und Auge stetig neuen Reiz. In dieser Form wird Dante sich bei uns das Bürgerrecht erwerben. Goethes Geist weht aus der Schönheit dieser Dichtersprache — in ganz eigentlichem Sinne. K.

Bemerkung der Schriftleitung. Die in der Sondernummer „Das Kind" unter dem Titel „Mutterglück" als Vorderseite veröffentlichte Abbildung ist die Wiedergabe einer Photographie des Herrn Architekten Fritz Küpfer in St. Gallen (Schweiz).





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Verantwortliche Schriftleiter Dr. Arthur Ploch und Hermann Schinke; für diese Nummer verantwortlich Hermann Schinke; für den Inseratenteil Ernst Meckel, sämtlich in Leipzig. In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. Generalvertreter für Ungarn, Bulgarien und die Türkei: Direktor Josef Schuller, Budapest VI., Liszt Ferencz tér. Generalvertreter für Spanien: El Globo, Barcelona, Escudillers Blanchs 3. Anzeigen-Annahme für Österreich: Österreichische Anzeigen-Ges. m. b. H., Wien I., Riemergasse 9; für die Schweiz: Daube & Co., Zürich


O STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
E SECT SHLF SIDE POS ITEM C
18 05 8 12 001 7


STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
SECT SHLF SIDE POS ITEM C
18 05 8 12 001 7